MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80154-1

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BODE, WILHELM

TITLE:

GOETHES LEBEN

PLACE:

BERLIN

DATE:

1920-21

Master Negative #

91-80154-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GB
B632

Bode, Wilhelm, 1862-1922.
Goethes leben... Berlin, Mittler, 1920-21
9 v. 1-2, 4-9 illus., plates, ports. 20 cm.

Contents.--[v.1.] Lehrjahre, 1749-1771.--[v.2] 1771-1774. Der erste ruhm.--~~[v.3] 1774-1776. Die geniezeit.~~--[v.4] 1776-1780. Am bau der pyramide seines daseins.--[v.5] 1781-1786. Pegasus im joche.--[v.6] 1786-1787. Die flucht nach dem Süden.--[v.7] 1787-1790. Rom und Weimar.--[v.8] 1790-1794. Vereinsamung, von Valerian Tornius.--[v.9] 1794-1798. Der bund mit Schiller, von Valerian Tornius.

445271

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/18/91 INITIALS EVR
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN
ENTRY: Bode, Wilhelm
V. 3.

Bibliographic Irregularities in the Original Document
List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

______Page(s) missing/not available:______

______Volumes(s) missing/not available:______

______Illegible and/or damaged page(s):______

______Page(s) or volumes(s) misnumbered:______

______Bound out of sequence:______

______Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: IOWA

______Other:______

VOLUME 1

FILMED IN WHOLE
OR PART FROM A
COPY BORROWED
FROM UNIVERSITY
OF IOWA

AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3

MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Lehrjahre

1749–1771

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode
Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen / Auch eine Lebensgeschichte.
4. u. 5. Tausend. Umfang 836 Seiten M 13,—, in farbigem Pappband M 17,—, in geschmackvollem Ganzleinenband M 19,—

Der weimarische Musenhof
16. bis 18. Tausend. 487 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. M 8,—, in farbigem Pappband M 11,—, in schönem Ganzleinenband M 13,—

Karl August von Weimar / Jugendjahre.
2. Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. M 6,30

Goethes Leben im Garten am Stern
25. bis 28. Tausend. 382 Seiten mit vielen Abbildungen. M 8,—, in hübschem Pappband M 11,—, in reichem Ganzleinenbd. M 14,—

Goethes Sohn
4. bis 6. Tausend. Umfang 420 Seiten mit 16 Bildnissen. M 7,50, in farbigem Pappband M 10,—, in Ganzleinen-Geschenkband M 12,—

Charlotte von Stein
18. bis 23. Tausend. 725 Seiten mit vielen Abbildungen. M 10,—, in Ganzleinen-Geschenkband M 15,—

Goethes Liebesleben
9. u. 10 Tausend. 472 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. M 8,—, in hübschem Pappband M 11,—, in geschmackvollem Ganzleinenband M 13,—

Die Tonkunst in Goethes Leben
2 Bände. 3. u. 4. Tausend. 700 Seiten mit 24 Bildertafeln u. zahlreichen Musikstücken. M 11,50, in hübschen Pappbänden M 15,—

Goethes Lebenskunst
21. bis 25. Tausend. 7. neubearbeitete Auflage. 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Schön gebunden M 11,—

Goethes Gedanken
Aus seinen mündlichen Äußerungen. In sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt. Zwei Bände (etwa 1000 Seiten). In geschmackvollen Geschenkbänden M 15,—

Goethes Leben

Lehrjahre

1749–1771

Von

Wilhelm Bode

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Berlin 1920

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1919 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

GB
B632
v. 1

Vorwort

Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben: „eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Überdruß bekannt sei; man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise durch Zusammenstellungen und Andeutungen an Das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das Zerstreut-Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist Die, wo wir (selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen) auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind."

Diese Zeilen finden sich in einer Buchbesprechung Goethes von 1806, worin er der zweiten Art den Vorzug gibt. Etwa 1813, als er sich mit seiner eigenen Lebensgeschichte befaßte, bemerkte er zur gleichen Sache noch Folgendes:

„Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert, wie auch Dieses lebendig auf Jenes einwirkt. Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um sein selbst willen da ist.

„Dem Geschichtsschreiber ist nicht zu verargen, wenn er sich nach Resultaten umsieht; aber darüber geht die

einzelne Tat sowie der einzelne Mensch verloren. Wollte man die Herrlichkeit des Frühlings und seiner Blüten nach dem wenigen Obst berechnen, das zuletzt noch von den Bäumen genommen wird, so würde man eine sehr unvollkommene Vorstellung jener lieblichen Jahreszeit haben. Und doch hat der Gärtner das Recht, sein Jahr bloß nach Dem zu beurteilen, was ihm Keller und Kammern füllt.

„Alles wahrhaft Biographische, wohin die zurückgebliebenen Briefe, die Tagebücher, die Memoiren und so manches Andere zu rechnen sind, bringen das vergangene Leben wieder hervor, mehr oder weniger wirklich, oder im ausführlichen Bilde. Man wird nicht müde, Biographien zu lesen, so wenig als Reisebeschreibungen: denn man lebt mit Lebendigen. Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft."

Ich habe mir vorgenommen, Goethes Leben in einer Ausführlichkeit zu erzählen, die in den bisherigen Biographien auch nicht annähernd erstrebt wurde. Ich will jedes Jahr, jedes Vierteljahr und sehr viele einzelne Tage liebevoll betrachten, will alle Erlebnisse Goethes schildern, die wir uns deutlich machen können, und das Heranwachsen seiner Handlungen, Schöpfungen und Zustände zeigen. Ich will auch über seine Orts- und Zeitgenossen soviel berichten, daß sie neben ihm und er neben ihnen deutlich werden, denn nur an seinen Nachbarn läßt sich der Einzelne erkennen und messen. Bei dieser Ausführlichkeit werde ich den Lesern zumuten, daß sie an die 83 Lebensjahre Goethes 83 stille Abende wenden,

nachdem ich 83 Monate zur Niederschrift brauchte. Ich fordere also ebensoviel Raum und Anteil, wie wenn ich Romane über erfundene Helden vorzulegen hätte, wo ich doch bloß die wahre Geschichte unseres größten Dichters und Denkers zu bieten habe. Meine Bücher sind für Solche, die heimisch sein wollen mit Goethe und seinen Freunden. In gestohlenen halben Stunden läßt sich Das nicht machen, und das Extrakt-Schlucken ist keine Ernährung, die wirklich anschlägt.

Für diesmal haben wir es nur mit Goethes Knaben- und Studentenjahren zu tun. Da nun die 18 Kapitel meines Buches sich dem Stoffe nach mit den ersten 11 Büchern von ‚Dichtung und Wahrheit' decken, so liegt die Anmerkung sehr nahe, daß Goethes eigene Schilderung seiner jungen Jahre die vorzüglichere sei. Nun, ich ringe nicht mit dem Dichter Goethe um die Palme; ich gebe aber auch nicht zu, daß die wahrhaftige Darstellung eines redlichen Forschers minderwertig sei im Vergleich zu einem Geflecht von Erinnerungen und Erfindungen. Ich diene solchen Lesern, die die Frage stellen: „wie war es wirklich?" Und diese Leser kommen bei ‚Dichtung und Wahrheit' nicht auf ihre Rechnung.

Nun liegt die Sache aber gar nicht so, daß in einem Falle der große Goethe selber erzählt und im andern Falle nur Wilhelm Bode. Sondern es kommt in meinem Buche der echte Goethe viel mehr zu Worte als in jenem berühmten Werke! Der echte Goethe: damit meine ich den im Erlebnis begriffenen jungen Menschen, der sich unbefangen gegen vertraute Freunde ausspricht, während

in ‚Dichtung und Wahrheit‘ ein alter Herr seinen Zeitgenossen Das erzählt hat, was zu erzählen ihm beliebte.

Ich stelle die Dinge aber auch vielfach anders dar als meine sonstigen Vorgänger; dabei unterwerfe ich mich gern der Prüfung, wer der strengere Historiker sei. Ich verbinde und vermische nicht die Ereignisse und Arbeiten unterschiedlicher Jahre, trage nicht die späteren Urteile und Kenntnisse in eine Zeit hinein, wo sie noch nicht wirksam sein konnten, und baue immer von unten auf. Ich werde ferner in dem ganzen Werke nicht die Kraft, noch auch den Willen haben, einen Halbgott zu zeichnen; es wird schon den Lesern dieses ersten Bandes auffallen, daß beim Lesen kein Herrlicher vor ihnen erscheint, kein genialer Dichter-Jüngling, kein Liebling der Götter und Menschen. Ich kann nicht über meine Urkunden hinaus. Goethe hat in den ersten zweiundzwanzig Jahren seines Lebens seine Bekannten nicht bezaubert und er hat in dieser Zeit mit Ausnahme von zwei, drei Liedern nichts gedichtet, was über das Können der Andern hinausging. Wäre er bei seiner Rückkehr von der Universität gestorben, so würden wir Heutigen kein anderes Verhältnis zu ihm haben als zu Chronegk oder Brawe oder Daniel Schiebeler — wenn wir überhaupt seinen Namen kennten.

Das klingt gewiß recht prosaisch; die Liebhaber der Wahrheit finden aber auch die Wahrheit schön und unterhalten sich mit ihr angenehmer als mit irgend einem Märchen.

In 34 Jahren habe ich mehr Bücher und Hefte in Druck gegeben, als ich jetzt zählen mag. Nur meine erste Arbeit habe ich zwei Freunden feierlich „gewidmet“; von da an widme ich alle Bücher, ohne es auszusprechen, allen Lesern, die sie guten Willens in die Hand nehmen. Diesmal möchte ich jedoch Denjenigen mit Namen nennen, der seit zwanzig Jahren immer vor allen Andern meine neuen Bücher über Goethe und Weimar gelesen hat. Am 10. September 1899 suchte mich

Dr. Theodor Toeche-Mittler

in meiner Schreibstube als ein zustimmender Leser auf; ich schlug ihm vor, selber Verleger meiner künftigen Goethe-Bücher zu werden, und seitdem sind wir verbunden. Als er später sich auf das Altenteil zurückzog und sein großes Verlagshaus dem gleichgesinnten Sohne überließ, wurde er der erste Empfänger jedes neuen fertigen Buches, war also der erste Leser und in der Regel auch der Erste, der mir darüber schrieb. Das erste Echo kam mir immer von einem höchst wohlwollenden, aber auch ebenso feinfühlenden und weisen Freunde. Wer ein Werk vollbracht hat, möchte nicht nur gelobt werden; größere Freude macht es ihm, wenn die Andern erkennen, worauf es ihm ankam, worauf er selber Wert legt, und wenn sie ihm versichern, gerade seine Vorsätze seien ihm gelungen. Diesen großen Dienst hat mir der nun Zweiundachtzigjährige oft erwiesen und mich so im voraus gestärkt gegen gewisse andere Zeitgenossen, denen ich meine Bücher nicht vorenthalten kann, denen ich sie aber ganz gewiß nicht widme.

So entbiete ich den ersten Gruß diesem ersten und freundlichsten Leser.

Isseroda bei Weimar, im September 1919.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhalt

Abbildungen.

1. Ansichten.

2. Bildnisse.

Einen Teil der Ansichten hat J. v. Kulas für dies Buch nach alten Vorlagen gezeichnet.

Für die Darleihung von Vorlagen habe ich, wie schon oft, dem Goethe-National-Museum in Weimar zu danken.

W. B.

Frankfurt und Sachsenhausen

Erstes Kapitel

Die Vaterstadt

Um 1750

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kniete die deutsche Nation wie eine Bettlerin unter den Völkern Europas. Hundert Jahre waren seit dem entsetzlichsten und verderblichsten Kriege verflossen, und noch hatten sich die Deutschen nicht völlig wieder aufrichten können. Ihre Länder litten Mangel an Menschen und Gütern. Und die noch vorhandenen Kräfte wurden gar wenig vereinigt und zusammengefaßt, denn das alte römische Reich deutscher Nation war ein sehr lockeres Gefüge.

Unbeachtlich wie im Politischen, Militärischen und Wirtschaftlichen war Deutschland auch in Wissenschaften und Künsten. Als König im Freistaat der Geister thronte der Franzose Voltaire; die Deutschen gehörten in dieser Republik nur zum großen Haufen, kaum daß sie ein paar Markgrafen stellten. Welche Männer von großem und dauerndem Namen konnten sie denn auf-

weisen? Vielleicht den alten Tondichter Händel, aber er lebte und wirkte schon lange in England; oder den noch jungen Herrscher von Brandenburg-Preußen, Friedrich den Zweiten, aber er hielt sich als Denker und Dichter zu den Franzosen. Man mußte es sich wohl gefallen lassen, daß der englische Satiriker Swift die Deutschen die dümmste Nation nannte und daß der Franzose Bouhours erklärte, ein Deutscher könne kein bel esprit sein. Im Jahre 1740 schrieb in Braunschweig der aus der Provence eingewanderte Eleazar Mauvillon ein Buch über die beiden Völker, unter denen er gelebt hatte; darin forderte er seine neuen Landsleute heraus, ihm auch nur einen einzigen schöpferischen Geist auf ihrem Parnasse zu nennen, einen deutschen Dichter, der aus seinem eigenen Innern ein Werk von Bedeutung hervorgebracht habe. »Je vous en défie!«

Aber in diesem armen, verfallenen, zurückgebliebenen Deutschland gab es doch recht große Unterschiede. Unterm Krummstabe sei gut wohnen, sagte man von den geistlichen Fürstentümern, und der Reisende traf auch anderwärts auf Bezirke, deren Bürger oder Bauern sich nicht beklagen durften. Im „Reiche", nämlich im südlichen und westlichen Deutschland, sah es zumeist besser aus als in den größeren östlichen und nördlichen Staaten. Weithin bekannt als ein sehr begünstigtes Gebiet war die Freie Stadt Frankfurt am Main und ihre Umgebung.

Zu beiden Seiten des schiffbaren Flusses, der von Osten nach Westen wallt, liegt diese alte Stadt in einer heiteren, sonnigen Ebene, die durch die nahen Gebirge

Taunus und Odenwald vor rauhen Winden beschützt wird. Ihr Fluß gilt als die Grenze des nördlichen und südlichen Deutschlands; hier aber mutet uns Alles schon südlich an. Die Felder tragen das Getreide in reicher Fülle; die Reben bringen einen trinkbaren Wein, und in den Gärten gedeihen Pflanzen und Früchte, die nur in einem milden Klima gezogen werden können. Mit Bodenfrüchten wird diese Stadt auf's beste versorgt.

Zu beiden Seiten des Flusses, sagten wir eben, aber auf dem südlichen Ufer dürfen wir nur eine Art Vorstadt suchen; es ist das alte Sachsenhausen. Das eigentliche Frankfurt, „hierüben", teilte sich zu der Zeit, von der wir reden, wie viele andere Orte, in eine Altstadt, die in grauer Vorzeit innerhalb der ersten Befestigungen entstanden war, und eine Neustadt. Die Altstadt schmiegte sich in Form eines Halbkreises an den Fluß an: hier drängten sich die Häuser in schmalen, krummen Gassen zusammen, die meisten nur aus Holz und Lehm gebaut. „Wenig Luft wird daselbst gespüret" heißt es in einer Beschreibung von 1747, „und die Sonne wirft ihre Strahlen gleichsam im Vorbeigehen dahin. Weil die Gebäude von ziemlicher Höhe sind und das Oberteil derselben meistenteils mehr als drei Schuh lang hervorraget und überhänget, so ist es ganz natürlich, daß diese Gegenden etwas dunkel und zugleich auch feucht sein müssen." Ebenso natürlich war es aber auch, daß gleich ganze Gassen und Stadtviertel gefährdet waren, wenn es irgendwo zu brennen anfing. „Deswegen wollen wir nicht sagen" fährt der alte Stadtbeschreiber fort, „daß nicht noch schöne Plätze darinnen gefunden werden, wo man eine freie und reine Luft

Prospect der Stadt Franckfurth am Mayn.

Prospect des Römer=Bergs.

I.M.Eben. sc.

verspüret." Er nennt besonders den „Römerberg", an dem das Rathaus stand, welches „der Römer" hieß, den „Liebfrauenberg", die zwei Märkte, die Kirchplätze und „6 bis 7 andere große, weite und geräumliche Straßen."

Die ältesten Befestigungen, die diese Stadt eingeschnürt hatten, waren längst verschwunden; an ihrer Stelle und hinter ihnen breitete sich jetzt die neuere Stadt aus. Hier ging es nicht mehr eng her. Der Roßmarkt war ein sehr großer Platz mit Lindengängen zum Spazieren; gleich daran schloß sich der Heumarkt mit der Hauptwache und dem Exerzierplatz und eine sehr breite Straße mit vielen prächtigen Gebäuden, „die Zeil" genannt. Andere große Straßen führten dann zu den Toren: die Bockenheimer, Eschenheimer, Friedberger, Allerheiligen-Gasse und andere mehr. Hier in der Neustadt gab es viele große Höfe und namentlich sehr zahlreiche Gärten, die in der Altstadt ganz fehlten.

Um die Neustadt herum legten sich die nunmehrigen Befestigungen: Mauern und Türme, Wassergräben, starke Wälle, elf Bastionen. Gegen fünfzig Türme und Türmchen waren „hierhüben" mit der Stadtmauer verbunden, und drüben auch noch siebzehn. Gegen das Land zu hatte die Stadt fünf Tore mit Zugbrücken und Bollwerken, dazu noch zwei Pforten für Fußgänger; die wichtigsten Tore waren das Bockenheimer nach Westen, das Friedberger nach Norden und das Allerheiligentor nach Osten. Nach der Wasserseite konnten die Bürger durch drei Tore und drei Pforten den lebhaften Verkehr des Flusses pflegen. Eine einzige Brücke führte über den Main: nach der Vorstadt Sachsen-

Prospect des Roß = Markts

Prospect außer der St. Catharinen Pfort

Die Zeil

hausen und dem ganzen südlichen Deutschland; man kann sich denken, wie viele Menschen, Tiere, Wagen den ganzen Tag, solange ihre Tore geöffnet waren, diese Brücke benutzten. Vierhundert Schritte lang, ruhte sie auf vierzehn Bogen; an beiden Seiten erhoben sich starke viereckige Türme; auch lehnten sich zwei Mühlen daran. Diese Brücke war schon für sich ein Ziel und Spazierweg, denn von ihr hatte man die schönsten Aussichten: auf die Altstadt und ihren großen Dom; auf das Gewerbstreiben an der Uferstraße, wo die Krahnen arbeiteten und die Güter aufgespeichert waren, auf den Fluß selbst und seine Schiffe und Schifflein: aufwärts zogen sie nach Offenbach und Hanau, der ferneren Ziele zu geschweigen, abwärts nach Höchst und Mainz. Auf der linken Seite des Flusses grüßte dann das apfelwein-berühmte Sachsenhausen mit gleichfalls stattlichen Gebäuden und starken Befestigungsanlagen. Dahinter lag der Deutschherren-Wald: Naturfreunde, Jäger und arme Holzsammler liebten ihn aus verschiedenen Gründen.

Das zu Frankfurt gehörende Landgebiet besagte nicht viel; unter zwölf Dörfern waren Bornheim und Oberrad die wichtigsten. Fremde Herrschaften reichten also bis nahe an die Stadtmauern; in einer halben Stunde war man schon im hanauischen Bockenheim; eine kleine halbe Stunde war es dann bis Rödelheim, der Residenz des Grafen Solms, und dahinter fing bald das Mainzische an. Flußaufwärts ging man eine Stunde bis zu dem gewerbfleißigen Offenbach, wo der aufgeklärte Fürst von Ysenburg-Birstein regierte. Auch das Darmstädtische, das Homburgische und andere hessische Länder waren nicht weit.

Die ganze Umgebung der Stadt wurde sehr sorgsam angepflanzt: Baum- und Gemüsegärten, Weinberge, Wiesen und Äcker, und überall sah man Garten-

Frankfurt innerhalb der Landwehr

häuser, Lusthäuser, Meiereien, Mühlen, Höfe und Schlösser. Viele Frankfurter Patrizier besaßen ansehnliche und einträgliche Höfe vor den Mauern.

Aber auch weiter hin war die ganze Gegend eine der gesegnetsten und bevölkertsten. Mainz, Darmstadt und Friedberg waren nur drei bis vier Meilen entfernt, Homburg und Hanau nur drei Stunden. Andere nahe Orte wurden wegen ihrer warmen Bäder und Gesundbrunnen viel aufgesucht: Soden, Selters, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad. Auch die berühmtesten Weingegenden am Rhein waren bald zu erreichen.

Noch wichtiger erschien die Lage der Stadt zu den deutschen Ländern, denn Frankfurt war der Kreuzungspunkt vieler belebter Straßen. Nach allen Richtungen führten diese großen Wege: über Fulda und Erfurt nach Leipzig, Berlin, Breslau, Dresden; über Kassel nach Hannover und Hamburg, auch nach Pyrmont und Bremen; über Marburg nach Paderborn und Münster; über Königstein und Limburg nach Köln; über Höchst nach Mainz; über Großgerau nach Worms, Mannheim und Straßburg; über Darmstadt nach Heidelberg, Durlach, Freiburg und Basel; über Heidelberg und Bruchsal nach Stuttgart und Ulm; über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart und Augsburg; über Aschaffenburg nach Würzburg und Bamberg und weiter nach Bayreuth, Eger und Karlsbad. In nächster Nähe von Frankfurt waren alle diese Straßen in vortrefflichem Zustande; diejenige über Höchst nach Mainz konnte für die verkehrsreichste in allen deutschen Landen gelten.

Für die Reisenden aber, die in Geschäften oder zu ihrer Belehrung und Unterhaltung eine dieser Straßen

benutzten, war Frankfurt eine Hauptstation; fast alle übernachteten hier, und die meisten hielten sich einige Tage oder Wochen in dieser lebhaften Stadt auf. Ihre vortrefflichen Gasthöfe waren weithin bekannt: das Rote Haus, der Römische Kaiser, der Englische Hof, der Weiße Schwan, der Weidenhof, der Goldene Löwe, das Rote Männlein, der Weidenbusch usw.

Die Bewohner der Stadt bekamen also täglich Fremde zu sehen: Vornehme, Handelsleute, Abenteurer, reisende Künstler und Handwerksburschen. Mit Vielen traten sie in geschäftlichen Verkehr, oft auf eine lange Reihe von Jahren. Postwagen kamen und gingen fast jeden Tag: kaiserliche, kölnische, darmstädtische, kasselische usw. Der Kaiserliche „Erb-General- und Obrist-Hof-Post-Meister im Reich", nämlich der jeweilige Fürst von Thurn und Taxis, hatte sogar seine Residenz in Frankfurt und deshalb hier ein „Kaiserliches Reichs-Ober-Postamt" angelegt. Auf dem Main gingen und kamen tägliche Marktschiffe nach und von Mainz, Hanau und Offenbach. Das Mainzer Marktschiff glich fast einer Arche Noäh; jeden Morgen um Zehn fuhr es unter Trompeten-Signal des Pfarrtürmers ab, und nachmittags um Vier langte es wieder an, begrüßt von den Neugierigen, die die herausquillenden Menschen, Tiere und Waren begafften.

Unter diesen Umständen mußte Frankfurt vor allem zu einer Kaufmannsstadt werden. „Die Handlung ist dessen Seele" lesen wir 1747, „ohne dieselbe unsere Stadt ein wenig bedeutender Ort in der Welt sein würde." In jenem Jahre werden 100 „durchgängig bekannte Kapitalisten" aufgeführt, welche teils als Bankiers

(„oder Wechsel-Herrn"), teils als Großhändler sich betätigten: Bansa, Behagel, Belli, Bernus, Brevillier, Bethmann, du Fay, Frank, Gontard, Guaita, Hollweg, Mannskopf, Metzler, Münch, de Neufville, v. Olenschlager, d'Orville, Passavant, Riese, Sarasin, Schönemann, Städel, Steitz, Stock, von Stockum, von den Velden, Wiesenhütten usw. Außer dem Geldverkehr betrieben diese Frankfurter Kaufleute namentlich den Groß- und Speditionshandel. Deshalb kamen und gingen auch unzählige Frachtwagen; der Fuhrmann, der seinen mit sechs oder acht kräftigen Rossen bespannten schwer bepackten Wagen durch die deutschen Lande lenkte, ganz ähnlich wie ein Schiffer sein Segelboot, ward in den besten Gasthäusern als ein guter Kunde willkommen geheißen. Und der Stallknecht, in Hemdsärmeln, roter Schürze und schwarzem Käppchen, der dem ankommenden Fuhrmann die Pferde abnahm, gehörte ebenso zum Bilde des „Weidenhofs" oder des „Goldenen Löwen" wie der Wirt selbst, der inmitten seiner Nachbarn und Schlafgäste an der langen Tafel den Vorsitz führte.

Im Verhältnis zum Handel war die Herstellung von Waren nicht sehr bedeutend. Aber es gab doch Fabrikation von Seidenstoffen, Papier- und Wachstuchtapeten, Rauch- und Schnupftabak, Porzellan, Gold- und Silberwaren, Musikinstrumenten usw. Die Buchdruckerei blühte schon lange Zeit. Alle Handwerke hatten einen „goldenen Boden", wenn die Meister sich Mühe gaben.

Von Alters her war diese Stadt, eben weil sie in fruchtbarer Ebene am schiffbaren Flusse und vielen sich kreuzenden Straßen lag, auch politisch begünstigt worden. Karl der Große hatte sich hier einen Königspalast gebaut, Ludwig der Fromme hier gewohnt; durch den Vertrag von Verdun war Frankfurt im Jahre 843 Hauptstadt des Ostfränkischen oder Deutschen Reiches geworden. Eine Stadt für ganz Deutschland blieb es auch in den folgenden Jahrhunderten. Es bückte sich unter keinen Fürsten oder Bischof, sondern war als freie Stadt unmittelbar dem Reiche angeschlossen. Den übrigen Gliedern dieses Reiches bot es sich gleichsam als Gasthaus dar. Viele Reichstage und Kirchenversammlungen waren hier abgehalten worden; noch immer fanden hier die Oberrheinischen Kreis-Tage und manche andere Verhandlungen der Vornehmen statt; der Kaiser und nicht wenige Fürsten und Herren hatten in Frankfurt ständige Residenten, Agenten, Gesandte oder sonstige Besorger ihrer Geschäfte. Namentlich aber wurden hier seit dem zwölften Jahrhundert die Kaiserwahlen und Krönungen höchst feierlich begangen.

Die Reichsstadt ehrte den Kaiser als ihren Herrn und obersten Richter; im Übrigen war Frankfurt eine aristokratische Republik. Das will besagen: die früheren Kaiser hatten dieser ihrer Stadt sehr viel Selbstverwaltung zugestanden; aber nicht die Bürger wählten ihre Oberen von unten herauf, sondern die Oberen erhielten sich durch Zuwahlen; sie bildeten eine herrschende Kaste.

Der Magistrat, der sowohl die richterliche wie die Regierungsgewalt ausübte, bestand aus drei „Bänken"

von je 14 Mitgliedern; auf der ersten saßen die Schöffen, auf der zweiten die jüngeren Ratsherren, auf der dritten zumeist ehemalige Handwerker als Vertreter der Zünfte. Einer von den Schöffen und einer von der zweiten Bank walteten für das Jahr als „Bürgermeister“; sie hatten namentlich auch richterliche Befugnisse. Über ihnen und allen 42 Senatoren erhob sich noch ein wenig der von ihnen erwählte und vom Kaiser bestätigte Stadt-, Reichs- und Gerichtsschultheiß. Er saß im Ratssaale des Römers eine Stufe höher als die Andern und an einem besonderen Tischchen, war aber doch nur der Erste unter Gleichen. An Gehalt bekam er nur ein Weniges mehr, nämlich 1800 Gulden, während der ältere Bürgermeister 1700, die fünf Syndiker 1600, die Schöffen 1500, der jüngere Bürgermeister 1300 und die jüngeren Ratsherrn 1200 Gulden erhielten; die Ratsmitglieder der dritten Bank, die ehemaligen Handwerker, mußten sich mit 500 Gulden begnügen.

Alle diese Ratsherren und ihre Beamten waren auf Lebenszeit eingesetzt; bei Todesfällen ergänzten sie sich durch ihre Freunde, ohne nach den Wünschen der gemeinen Bürgerschaft zu fragen. Nur der himmlischen Vorsehung räumten sie eine Mitwirkung ein; es wurden nämlich für jedes freigewordene Amt drei Kandidaten ausgesondert, und über Diese entschied die Kugelung: für welchen keine der beiden schwarzen, sondern die goldene Kugel aus dem Beutel hervorkam. Der war von Gott und dem hohen Rate gemeinschaftlich auserkoren. Aristokratisch war dieser Magistrat aber namentlich durch die Bestimmung, daß von seinen 42 Senatoren bis zu 14 Patrizier aus dem Hause Alt-Limburg und

6 aus dem Hause Frauenstein sein durften. Diese beiden Häuser bedeuteten nicht Familien, sondern Versammlungsstätten und geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder in Erbverbrüderung standen; ihre Mitglieder waren zumeist alt-adelig, doch waren auch einige Reiche von jungem Adel zugelassen worden. Indem diese Gesellschaften 20 Senatoren stellen durften und auch wirklich stellten, hatten sie auch bei der Auswahl der übrigen und bei allen Beförderungen den größten Einfluß, und so herrschte in dieser Stadt, deren Reichtum doch allermeist vom Handel herrührte, der Adel. Das war kein kleiner Übelstand, denn in dem nicht sehr zahlreichen Frankfurter Adel standen nicht beständig zwanzig kluge und redliche Männer zu solchem Dienste am vaterstädtischen Wesen bereit; also gelangten aus den vornehmen Familien auch die Beschränktesten und Verdorbensten unter die Herren der Stadt. „Sie brauchen nichts zu lernen“ pflegte ein Lehrer am Gymnasium zu den Patriziersöhnen zu sagen, „Sie werden Ratsherr“.

Die Klagen über den Magistrat hörten denn auch in der Bürgerschaft nie auf; immer wieder gingen Beschwerden nach Wien an den Kaiser oder an seinen Reichshofrat. Dann gab es Verhandlungen, die sich lange Jahre ausdehnten und in denen auf beiden Seiten viel Geld zur Bestechung der kleinen und großen kaiserlichen Diener angewandt werden mußte. Erreicht hatte die Bürgerschaft endlich, daß sie durch ein Kollegium von neun Männern die Einnahmen und Ausgaben der Stadt ein wenig überwachen lassen konnte und daß ein Bürger-Ausschuß von 51 Männern einige andere Rechte bekam. Aber es blieb bei der Vorherr-

schaft der Limburger, Frauensteiner und ihrer dienstwilligen Anhänger.

Als freie Stadt erhob Frankfurt seine eigenen Zölle und hielt es sein eigenes Militär. Zu Reichskriegen stellte es zusammen mit Nassau-Weilburg ein Regiment der oberrheinischen Kreistruppen; um dieser Pflicht zu genügen, unterhielt es in zehn Kompanien etwa tausend Mann angeworbene Soldaten, die von Berufs-Offizieren ausgebildet und angeführt wurden. Ein Herr v. Pappenheim war lange Jahre ihr Oberster. Außerdem bestand aber eine Bürgerwehr von der gleichen Stärke, denn mit Ausnahme der Adligen, Ratsherren und Gelehrten gehörte jeder Bürger und Beisasse zu der Kompanie seines Bezirks; jede der 14 Kompanien hatte außer den Unteroffizieren einen Kapitän, einen Leutnant und einen Fähnrich: Das waren im Hauptberufe Kaufleute und Handwerker; sie hießen „bürgerlicher Leutnant" oder „bürgerlicher Hauptmann" zum Unterschied von Denen, die aus dem militare ihren Erwerb machten. Die Aufgabe des gesamten Frankfurter Heeres war für gewöhnlich die Wache an den Toren und gelegentlich die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den Straßen. Waren die Berufssoldaten im Kriege, so mußten die Bürger Wache stehen; die Reicheren pflegten sich jedoch durch Stellung von Lohnwächtern davon zu lösen.

Bei dem lebhaften Verkehr herrschte in den engen alten Straßen oft ein Gewimmel und Getöse, daß man

sich in einer der volkreichsten Städte glauben konnte: dabei zählte Frankfurt nur wenig über dreißigtausend Einwohner. Für gewöhnlich nämlich.

Zweimal im Jahre wuchs diese Stadt auf das Doppelte an, und das Leben, Treiben, Lärmen auf das Zehnfache. Das waren die Meßzeiten im Frühjahr und Herbste, wo auf mehreren Plätzen und den wichtigsten Gassen der Altstadt die Buden aus Holz und Leinwand sich noch zwischen die festen Gebäude drängten. Von nahen und fernen Ländern her strömten die großen Kaufleute und kleinen Händler hier zusammen; der Waren- und Geldumsatz war gewaltig; manche deutsche Patrioten grollten, daß zu Frankfurt ihre Landsleute das zum Leben und Wohlsein Notwendige gegen fremden Luxus hingaben. Schon Luther hatte Frankfurt „das große Silber- und Goldloch" genannt, „dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzt und geschlagen wird." Für die Bewohner der Stadt aber war dieser große Jahrmarkt ebenso einträglich wie unterhaltsam. Zu den Messen erschienen außer den Käufern und Verkäufern auch in bunten Scharen die Seiltänzer, Reitkünstler, Musikanten, Marionettenspieler, Komödianten, Vorzeiger von Sehenswürdigkeiten, ärztliche Scharlatane, abenteuernde Frauenzimmer usw. Die neuesten Lieder kamen in diesen Wochen unter die Leute; die neuesten Theaterstücke wurden aufgeführt. Und weil es soviel Unterhaltung gab, fuhren dann auch von nah und fern die reichen Leute herbei, um diese Kurzweil zu genießen und in diesem freien, leichtsinnigen Treiben einmal die Pedanterei der Heimat zu vergessen. Viele Vornehme richteten sich

ihre Zusammenkünfte mit Verwandten und Standesgenossen auf die Frankfurter Messe ein; es kam vor, daß an die fünfzig fürstliche Personen zu gleicher Zeit sich in Frankfurt aufhielten. Wo die Erwachsenen geschäftig sind, haben die Kleinen zu gaffen. Wieviel lernten die Frankfurter Kinder in solchen Zeiten, ohne sich irgend einer Anstrengung bewußt zu werden! Die halbe Welt lag wie im Bilderbuche vor ihnen und war laut und beweglich dazu. Drei Wochen dauerte der Trubel. Eines Tages wurden dann plötzlich die Buden und Zelte wieder abgeschlagen; die lustigen Vögel flogen fort; die Gassen lagen still und verlassen da, und strengere Ordnung ward allenthalben wieder auferlegt: von den Eltern, den Meistern, den Herren, der Obrigkeit.

Aber noch größere, noch viel festlichere Zeiten erlebten die glücklichen Bewohner dieser auserwählten Stadt: wenn das Oberhaupt des Deutschen Reiches gestorben und sein Nachfolger einzusetzen war. Wer vermöchte all das Merkwürdige und Herrliche zu beschreiben, das es dann Monate lang zu schauen und zu hören und schließlich auch zu essen und zu trinken gab! Die Prunkereien und Feste, in denen die Abgesandten der deutschen und ausländischen Fürsten wetteiferten, kamen auch dem letzten Frankfurter zu gute; Große und Kleine erlustierten sich am politisch-historischen Guckkasten. Jetzt fühlten sie sich erst recht im Mittelpunkte des Reiches; ihre Bürgerwehr beschützte das Allerheiligste. Die Wahl und Einsetzung des Kaisers war eigentlich nur Schein

Huldigung der Bürger auf dem Römerberg

und Förmlichkeit, und wenn ihm die alte Krone aufs Haupt gesetzt wurde, so blieb ihm große Kraft und Macht erst noch zu wünschen, aber Das tat dem Schauspiel, dem Volksfeste, der allgemeinen Verschwendung keinen Abbruch.

Sehr hoch ging es 1742 her, als nach dem Tode Karls des Sechsten, des letzten Habsburgers, der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde; diesmal sorgten Frankreich und Spanien für die größte Prachtentfaltung; die Franzosen und Spanier standen diesem Fürsten in seinem Kriege gegen des vorigen Kaisers Tochter Maria Theresia bei; auch der ehrgeizige preußische König leistete ihm große Dienste, indem er seine Gegnerin zu gleicher Zeit wegen Schlesiens bedrängte. Freilich zeigte sich in diesem Falle deutlich, wie wenig dem irdischen Glück zu trauen ist. Karl Albrecht war soeben in Böhmen gegen die Österreicher der Sieger gewesen, aber noch ehe die Zeremonien in Frankfurt zu Ende gingen, drangen die Ungarn und Tiroler in sein eigenes Land ein; er mußte seine Hauptstadt München aufgeben und in Frankfurt residieren, so gut oder schlecht es ging. Im Barckhausenschen Hofe an der Zeil richtete er sich ein; der Reichstag ward im Römer versammelt. Die Frankfurter sahen nun den Kaiser Karl den Siebenten bald in einer sehr wunderlichen Lage; ihnen blieb nicht verborgen, daß er auch nicht das Geld zu einer standesgemäßen Hofhaltung hatte. Manche spotteten über diese Armut; Andere, namentlich die Weiber, hatten Mitleid mit dem schönen unglücklichen Herrn. Er sah sehr krank aus und war es auch; eine geliebte Tochter ward ihm

hier durch den Tod genommen. Aus eigener Kraft konnte er gegen seine Bedränger nichts ausrichten; selbst in seiner nächsten Nähe mußte er die Feinde dulden, denn das Reich hatte sich in diesem österreichischen Erbfolgekriege für neutral erklärt; also ging auch die Frankfurter diese Sache des Kurfürsten von Bayern, der nebenbei Kaiser war, nichts an. Er mußte mit ansehen, wie seine Verbündeten, die Franzosen, vom Pöbel, der sie haßte, belästigt wurden; er wußte, daß die Engländer und Hannoveraner, die sich auch zu seinen Feinden schlugen, beinahe vor den Toren standen. Als die Gewitterwolken sich immer düsterer um sein Haupt zogen, konnte er mit seiner Kaiserin nur von Kirche zu Kirche fahren und den Himmel um Rettung anflehen. Am 17ten April 1743 reiste er ab: im letzten Augenblicke, denn schon drangen die Engländer in die Stadt. Bald danach war in der Nähe, bei Dettingen, eine Schlacht, wo seine Partei den kürzeren zog. Die Siege des jungen preußischen Königs ermöglichten ihm später die Rückkehr nach München, wo ihn bald danach der Tod aus allen Schwierigkeiten erlöste.

Am 4ten Oktober 1745 jubelten die Frankfurter seinem Nachfolger, dem ehemaligen Großherzog von Toscana, Franz von Lothringen, zu. Er gefiel ihnen nicht zum wenigsten deshalb, weil seine Gemahlin Maria Theresia mit ihm kam und ihre innige Liebe zu dem braven Gatten gar treuherzig zeigte. Sie stand während der Krönung auf einem Balkone des Hauses Alt-Limburg, dicht neben dem Römer, ihren Gatten erwartend, der von der Zeremonie im Dome zurückkehren mußte. In ein herzliches Lachen brach sie aus, als er in der feierlichen Ver-

mummung, gleichsam in der Maske Karls des Großen, erschien, und die Arme gegen sie emporhob, um ihr das Szepter, den Reichsapfel und die Krönungshandschuhe zu zeigen. Und mit der Maria Theresia lachte dann das ganze Volk über den neuen Kaiser. Als sie dann aber das Schnupftuch schwang und ihrem Gemahl ein lautes Vivat zurief, da stieg der Jubel der Menge auf's höchste; das Vivat- und Freudengeschrei wollte kein Ende nehmen.

Daß die Einwohner dieser Stadt sich für eine gehobene Art Menschen hielten, versteht sich: alle Welt kam zu ihnen, um das Gewünschte zu erlangen. Auch die ärmsten Leute hatten hier keinen kleinen Stolz. An einen Handwerker schrieb man als an den Wohledlen Meister Soundso; das Wörtlein „Herr" beanspruchte hier Jedermann vor seinem Namen, auch der Diener; die letzte Küchenmagd wollte als Jungfer Lise bezeichnet sein.

Und trotz aller Vorrechte der Patrizier fühlten sich doch auch die gemeinen Bürger als Mitregenten. In einer kleinen Republik gibt es so viele Ämter und Ämtchen, daß auf jeden unbescholtenen Mann eins kommt. Namentlich aber wird hier alle Verwaltung und Politik in nächster Nähe der kleinen Leute und von den auch ihnen wohlbekannten Personen gemacht; hat man auch nichts zu sagen, so bedenkt und beredet man doch alle öffentlichen Angelegenheiten mit. Die Frankfurter saßen viel in den Schenken und schimpften gern auf die Obrigkeit. Sie hatten laute Stimmen und brauchten

sie gern. Die Maulfreiheit mußten ihnen die regierenden Herren doch lassen. Eigentlich schlecht ging es den Bürgern nie; die Patrizier nahmen sich zwar viel gegen die kleinen Leute heraus; aber sie hatten gar keine Ursache, diese Untertanen zu pressen und auszusaugen. Sie brauchten keine kostspieligen Kriege zu führen wie der König von Preußen und andere Potentaten, brauchten also auch die jungen Burschen nicht zum Militärdienst zu zwingen. Die Gelder, die sie für die Regiments-Unkosten brauchten, kamen in dieser Stadt, wo der Verdienst so gut war, auch ohne jeden Druck leicht und reichlich ein. In Spanien sagte man: wen Gott lieb habe, Dem schenke er ein Haus in Sevilla; in der Schweiz hatte Zürich den gleichen Ruhm; ebenso mußte man in Deutschland den Frankfurtern zugestehen, daß sie vor allen Anderen gut daran waren.

Zweites Kapitel
Die Vorfahren
1674—1748

Der Schneidergesell Friedrich Göthe, der, aus dem nördlichen Thüringen daher wandernd, eines schönen Tages im Jahre 1686 durch das Allerheiligentor in Frankfurt einzog, dachte bei sich selber: Hier

stell' ich meinen Stab zur Ruhe! Er kannte diese Stadt von früher und war imstande, sie mit vielen andern zu vergleichen. In Artern an der Unstrut war er vor achtundzwanzig Jahren als ältester Sohn eines Hufschmieds geboren; seine Kindheit und Lehrzeit hatte er in der Heimat zugebracht; danach hatte er sich vier Jahre in Ober- und Niedersachsen umgesehen und dann vier Jahre im „Reiche.“ Schließlich hatte er sich zu den Franzosen begeben, um bei ihren Meistern seine Kunst auf's höchste zu bringen. Mehr als drei Jahre hielt er sich in Lyon und Paris auf; vielleicht wäre er noch länger geblieben, aber um 1685 wurden die Verhältnisse für einen Protestanten in Frankreich unbehaglich. Er nahm also noch einmal den Weg unter die Füße und marschierte so lange, bis er vor dem Vaterhause stand und seine zahlreichen Geschwister begrüßte: an die Hälfte konnte er sich erinnern, die andere Hälfte war ihm neu. In der Heimat soll es am schönsten sein, aber für einen so hochstudierten Schneider war das Landstädtchen Artern nicht der rechte Platz. Er entschloß sich, sein künftiges Glück in Frankfurt am Main zu suchen.

Wenn ein Handwerksgesell in einer fremden Stadt Bürger und Meister werden wollte, so konnte ihm Das nur bei gehöriger Fürsprache gelingen, und Diese fand er gewöhnlich nur dann, wenn er in jener Stadt eine Meisterstochter zum Altare zu führen versprach. Unser Thüringer erwählte sich die Schneiderstochter Elisabeth Lutz zur Ehefrau; im Februar 1687 durfte er sein eigenes Geschäft anfangen.

Bald arbeitete Meister Göthe[1]) für die ersten Damen der Stadt und durfte hohe Preise machen. In den ersten drei Jahren versteuerte er das niedrigste Vermögen: unter 300 Gulden; danach drei Jahre lang 600 Gulden, dann 1200, 2000, 3600 und so fort. Nach einiger Zeit brachte er es zur höchsten Steuerstufe von 15000 Gulden; darüber hinaus brauchte Niemand sein Vermögen anzugeben. Ein Röllchen in seiner Zunft oder in der Bürgerschaft zu spielen, bemühte er sich nicht; ihm genügte es offenbar, ein reicher Mann zu werden. Zu seinem Vergnügen betrieb er die Musik, in der er recht geschickt war.

Im Jahre 1700 starb ihm seine Meisterin; er wartete fünf Jahre auf eine neue günstige Gelegenheit; dann heiratete er eine kinderlose Witwe, die von ihrem ersten Mann einen Gasthof geerbt hatte. Sie hieß Kornelia Schelhorn, geborene Walther, und war zu-

---

[1]) Er schrieb sich Göthe oder Göthé; Andere schrieben seinen Namen auch Göte, Göde, Gode, Goder, Geder, Göder, Göthge. Das oe führte erst sein Enkel ein. Der Name gehört mit Gött, Götte, Götting, Göttmann, Gödde, Gödecke, Geucke, Gödius, Goethjes, Gaetke, Jäde, Guthe, Köthe, Götz, Götze zu den Verkürzungen von Gottfried oder von andern Zusammensetzungen mit Gode oder Gott. Es gab übrigens in Frankfurt mehrere Göthes; auch ein Brudersohn des Schneiders, ein Schuster, war darunter, der gleichfalls von Artern zugewandert war. Ob Wolfgang Goethe diesen so nahe wohnenden Vetter seines Vaters kannte, ist nicht überliefert. Man betonte dort beide Silben des Namens (wie vieler ähnlicher Namen), so daß die französelnde Schreibung mit é die Aussprache richtig wiedergab.

fällig auch eine Schneiderstochter gewesen. Göthe gab nun sein einträgliches Handwerk auf und zog zu seiner Frau; als Wirt und Weinhändler konnte er noch bessere Geschäfte machen. Sein Wohlstand wuchs andauernd. Als er im Jahre 1730 seine Bahn beendete, hatte er es in runder Ziffer zu 100000 Gulden gebracht.

In den zwei Ehen hatte er elf Kinder erzeugt, die gleiche Zahl wie sein Vater vor ihm. Davon waren bei seinem Tode nur noch drei am Leben, zwei Söhne von der ersten und einer von der zweiten Frau. Von den beiden älteren Söhnen war der eine blödsinnig von Jugend auf; der andere, Hermann Jakob, hatte das Zinngießer-Handwerk erlernt und übte es jetzt als Meister und Bürger aus; ihm wuchsen auch bereits Kinder heran.

Der Sohn aus zweiter Ehe, Kaspar, bei des Vaters Tode beinahe zwanzig Jahre alt, war geboren und aufgewachsen, als dieser Vater sich schon als ein vermöglicher Mann fühlte; außerdem war er der einzige Erbe seiner wohlhabenden Mutter. Er wurde deshalb von vornherein zum Studieren bestimmt: Kaspar sollte einmal die äußeren Ehren einheimsen, die der Weidenhof-Wirt für sich selber nicht erreicht, auch wohl nicht erstrebt hatte. Besonders begabt war der Jüngling allerdings nicht, aber recht fleißig und ordentlich. Er besuchte das Pädagogium zu Koburg; die Eltern müssen ganz besondere Gründe gehabt haben, ihren fünfzehnjährigen Knaben an diesen entfernten Ort zu schicken; von dort kehrte er zurück, als es mit dem Vater zu Ende ging. Danach begab sich Kaspar auf die Universität Gießen, um die Rechte zu studieren; ein Jahr

später wandte er sich nach Leipzig, wo er drei Jahre blieb; danach ging er noch einige Zeit nach Wetzlar, um sich bei einem Anwalt am Kammergericht praktisch auszubilden, und nun endlich widmete er sich seiner Doktor-Arbeit. Als er am 30. Dezember 1738 von der Universität Gießen zum Doctor juris utriusque erhoben wurde, stand er bereits im neunundzwanzigsten Jahre.

Seine Mutter hatte nach dem Tode ihres zweiten Mannes den Gasthof nur noch kurze Zeit fortgeführt. Sie konnte von den Zinsen leben und wohnte seit 1733 in einem großen alten Hause, das sie sich am Hirschgraben erkauft hatte. Das war nun auch Kaspars Heimat. Von seinen beiden Stiefbrüdern war der ältere, der schwachsinnige oder geisteskranke Johann Michael, in eben dem Jahre, wo die Mutter umzog, gestorben, sodaß auch die Hälfte von dessen Erbteil ihm zu gute kam.

Der neue Doktor der Rechte ruhte sich zunächst dreiviertel Jahre bei der Mutter aus, oder freundlicher ausgedrückt: er bereitete sich auf eine große Reise vor, durch die er seine Ausbildung völlig abschließen und krönen wollte.

Im Spätherbst 1739 trat er sie an; Wien war sein erstes großes Ziel. Von da begab er sich gegen Neujahr über Graz und Laibach nach Italien. In Venedig konnte er den berühmten Karneval mit ansehen. Rom, Neapel und wiederum Rom waren die nächsten großen Stationen. Dr. Göthe war ein sehr sorgsamer, lernbegieriger Beobachter. Dem aufgeklärten Protestanten, dem an Leib und Seele reinlichen Manne, konnte nun zwar das italienische Wesen wenig gefallen; der geringere Unterschied der Stände und einiges Andere sagte ihm

aber auch zu. Als Musikfreund hatte er große Genüsse; die berühmten Gemälde und Bauwerke besah er andächtig, wenn auch ohne selbständiges Urteil. Eine besondere Leidenschaft hatte er für das Sammeln von antiken und neueren Inschriften; er schrieb sie alle ab; in den Büchern, wo sie gedruckt waren, berichtigte er den Wortlaut und machte sich auch sonst viele Arbeit damit. In Rom blieb er bis Anfang Mai; dann wandte er sich über Florenz, Venedig, Mailand und Genua nach Frankreich, wo ihn Paris nach all den italienischen Eindrücken nicht mehr überwältigen konnte. Über die Niederlande kehrte er heim: ein Jahr etwa war er fort gewesen.

Nun wäre der Dreißigjährige gern in den Dienst der Vaterstadt eingetreten, um dort allmählich zum Schöffen und Bürgermeister aufzurücken; aber als er solche Wünsche zu verstehen gab, kam man ihm offenbar nicht entgegen, oder der Kandidat ließ sich durch die ersten Hindernisse zurückschrecken. Zu den Advokaten — es waren ihrer schon gegen fünfzig — mochte er nicht hinzutreten; also lebte er vorläufig als Privatmann. An Beschäftigung fehlte es ihm nicht, denn er hatte vor, alle Erinnerungsstücke an seine große Reise zu sammeln und zu ordnen und dann diese Reise in italienischer Sprache zu beschreiben; also mußte er sich auch noch im Italienischen vervollkommnen. Seine Juristerei betrieb er einstweilen lesend und studierend weiter; er schaffte sich immer mehr rechtswissenschaftliche Abhandlungen an, sammelte alle frankfurtischen Verordnungen und Gesetze, wie wenn er doch noch auf einen Dienst in der Vaterstadt rechnete; aber auch die Werke der

lateinischen, italienischen und französischen Klassiker und manche Reisebeschreibungen vermehrten beständig seine Bibliothek. Als er 1742 die Wahl und Krönung Karls des Siebenten in nächster Nähe erlebte, war er wie ein wissenschaftlicher Beobachter auf alle Einzelheiten höchst aufmerksam. Wir wissen, daß dieser Erwählte nur ein Schattenkaiser wurde und sich einen bösen Winter lang in Frankfurt aufhalten mußte. Da es dem Dr. Göthe nicht unbekannt blieb, daß man jetzt leicht für Geld und gute Worte zu einem Titel kommen könne, so bat er den Kaiser um die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Kaiserlichen Rat. Er erhielt sie am 16. Mai 1742; wie viel es kostete, kam nicht an die große Glocke; die amtliche Gebühr betrug 313 Gulden 30 Kreuzer.

Der Kaiserliche Rat lebte dann nach wie vor ohne Amt und Pflicht als Haussohn bei seiner Mutter. Seines Titels wegen war man in Frankfurt geneigt, ihn zu den Residenten oder Agenten fremder Höfe zu rechnen, deren es in Frankfurt gegen vierzig gab; aber auch ein solches Amt suchte er nicht. Lange Jahre wurde er nicht einmal Bürger. Sein Vermögen gab er nur auf 2000 Gulden an, denn sein väterliches Erbteil war für sein Studium und seine Reise verbraucht worden; wohlhabend war er nur mittelbar, durch die Mutter.

Wenn er vielleicht noch auf eine bessere Gelegenheit, in den Rat der Stadt einzutreten, gewartet hatte, so hörte auch Das im Sommer 1747 auf, denn damals wurde sein Halbbruder, der Zinngießermeister, auf die Handwerkerbank des Rats gewählt, und zwei nächste Verwandte durften nicht zu gleicher Zeit im Regiment der Stadt sitzen.

Nichts aber als seine eigene Bedenklichkeit hatte ihn bisher gehindert, die Beförderung zum Ehemann nachzusuchen. Seine Mutter vollendete im Herbst 1748 ihr achtzigstes Jahr: da durfte sie wohl fordern, daß der Kaspar nicht länger mehr säume, ihr eine Gehilfin und Nachfolgerin ins Haus zu führen. Die Augen des Sohnes wurden auf die älteste, aber noch recht junge Tochter des Schultheißen Dr. Textor gelenkt; er hielt um sie an und bekam das Jawort.

Die Textors, früher Weber geheißen, waren in der Grafschaft Hohenlohe heimisch gewesen. Einer von ihnen, Johann Wolfgang, wirkte als ein angesehener Lehrer der Rechtswissenschaften zuerst in Altorf, dann in Heidelberg. Als die letztere Stadt 1689 von den Franzosen belagert und dann auch eingenommen und das Schloß zerstört wurde, gehörte er zu den Flüchtigen; es mußte ihm lieb sein, daß er im nächsten Jahre eine neue Brotstelle als erster Syndikus des Frankfurter Magistrats fand. Ein Sohn von ihm, der gleichfalls die Rechte studiert hatte, lebte nach einer reichen Heirat als Privatmann in Frankfurt. Dessen ältester Sohn, wieder ein Johann Wolfgang, wandte sich gleichfalls dem Rechtsstudium zu. Zuerst Advokat in Wetzlar, ward er in den Rat der Vaterstadt berufen; er stieg darin zum Schöffen und Bürgermeister auf; im August 1747 wurde er sogar zum Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißen gewählt, obwohl er weder einer adligen, noch sonst vornehmen oder wohlhabenden Familie an-

Johann Wolfgang Textor

Nach dem Gemälde von A. Scheppem, lithographiert von F. C. Vogel

Großmutter Textor

Nach dem Gemälde eines Unbekannten, lithographiert von F. C. Vogel

gehörte. Die Patrizier vertrauten ihm und wußten ihn als einen geschickten Juristen zu schätzen. Er war ein sehr fleißiger, ruhiger, dazu auf seine Würde haltender Beamter, im Übrigen ein schlichter Mann, der in seinen Mußestunden am liebsten in seinem Garten die Bäume und Blumen pflegte. Ein Haus zu machen, fiel ihm nicht ein; mit den Patriziern und andern Reichen hätte er es doch nicht aufnehmen können. Den Adel, den er leicht genug hätte erlangen können, begehrte er nicht.[1])

Die Töchter des Stadtschultheißen wuchsen nicht viel anders auf wie die Mädchen der Kleinbürger; sie lernten ein wenig lesen, schreiben und rechnen, aber wirklich nur ein wenig. Von Büchern galt fast nur die Bibel für erlaubt; sie ging dann aber auch in Fleisch und Blut über. Ein Anfang im Klavierspiel wurde ihnen doch auch gegönnt, aber Französisch, die Sprache der Vornehmen, lernten sie nicht. Zu allen weiblichen Arbeiten hielt man sie fleißig an; auch das Spitzen-

[1]) Nach Überlieferungen, die auf seine zweite Tochter, die Melberin, zurückgehen, erzählt Marie Belli-Gontard in ihrem ‚Leben in Frankfurt a. M.': „Karl VII. war oft hier in solcher Geldnot, daß ihm die Metzger und Bäcker nicht länger borgen wollten. Textor wußte geschickt, ohne Geld Alles wieder ins Gleis zu bringen. Der Kaiser wünschte, er bäte sich eine Gnade von ihm aus; er wollte ihn in den Adelstand erheben. Textor lehnte Dies ab: er sei nicht reich und habe vier Töchter; würden Diese in den Adelstand erhoben, so würde kein Bürger es wagen, um sie anzuhalten; Adelige würden den neuen Adel nicht suchen, da das Geld es nicht wieder ausgleiche. So könne er den Schmerz erleben, seine Töchter unversorgt zu sehen, wogegen in seinen jetzigen Verhältnissen jeder Bürger es sich zur Ehre rechnen würde, in seine Familie zu kommen."

klöppeln gehörte dazu. Von der Welt bekamen sie nicht mehr zu sehen, als was in Frankfurt sich zeigte; wir wissen, daß Dies nicht wenig war. Zeitweise gehörte sogar die Komödie dazu. Von größeren Reisen war keine Rede; Friedberg, Wiesbaden, Mainz und Darmstadt waren die Enden der Welt.

Die erste dieser Töchter, Elisabeth, hieß im Hause spottweise „Schwester Prinzeß", weil sie sich gern sehr putzte und der Leserei mehr ergeben war als der häuslichen Arbeit. Eine Versorgung eröffnete sich für sie, als der Kaiserliche Rat Dr. Göthe um sie anhielt. Sie zählte siebzehn, der Bräutigam achtunddreißig Jahre. Am 20sten August 1748 war die Trauung; gegen die Regel fand sie nicht in der Kirche statt, sondern in dem Gartenhause und Garten eines Verwandten, des Hofrats v. Loen. Dr. Fresenius, der die Braut auch konfirmiert hatte, hielt eine „schön und wohl ausgearbeitete zierliche Oration" über den Spruch des Timotheus: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens."

Aus dieser Ehe entsproß im nächsten Jahre der große Dichter.[1])

[1]) Wir geben hierneben die Vorfahren Goethes vollständiger an. So ausführlich, wie nur möglich, findet man sie in dem Werke von Karl Knetsch. Danach stammt Goethe von allen Schichten des Volkes ab; die Mehrzahl der Vorfahren sind Handwerker; ziemlich zahlreich sind die Juristen und Geistlichen; auch eine Gruppe von Adelsfamilien fehlt nicht. Goethe ist ein reinblütiger Deutscher; einem einzelnen Stamme kann man ihn nicht zurechnen; die Thüringer, Schwaben und Hessen müßten sich in ihn teilen.

Goethes Verwandtschaft.

Geschwister:

Kornelia (1750—1777); Hermann Jakob (1752—1759); Kath. Elisabeth (1754—1756); Johanna Maria (1756 bis 1759); Georg Adolf (1760—1761).

Eltern:

Kais. Rat Dr. jur. Joh. Kaspar Göthe (1710—1782) und Kath. Elisabeth, geb. Textor (1731—1808).

Großeltern:

1. Gastwirt, früher Schneidermeister Friedrich Göthe (1657—1730) und Kornelia, geb. Walther (1668 bis 1754).
2. Schultheiß und Kais. Rat Dr. jur. Joh. Wolfgang Textor (1693—1771) und Anna Margarethe, geb. Lindheimer (1711—1783).

Urgroßeltern:

1. Hans Christian Göthe (um 1633—1694), Huffschmied in Artern, und Sybilla, geb. Werner (gest. 1689).
2. Georg Walther (1638—1704), Schneidermeister in Frankfurt, und Anna Margaretha Streng (1638 bis 1709).
3. Christoph Heinrich Textor (1666—1716), Lic. jur., Privatmann in Frankfurt, und Maria Katharina Appel (1665—1741).
4. Kornelius Lindheimer (1671—1722), Dr. jur., Advokat in Wetzlar, und Kath. Elis. Juliane Seip (1680—1759).

Ururgroßeltern:

1. Hans Göthe (gest. 1686), Gem. Vorsteher zu Berka bei Sondershausen, und Sibylla Werner (gest. 1652).
2. Johannes Werner, Lehrer in Artern, und ?
3. Jakob Walther (1600 bis nach 1660), Hausknecht und Weingärtner zu Weikersheim, und Barbara Dürr (1605—?).

4. Andreas Streng (gest. 1666), Schneidermeister in Frankfurt, und Margaretha Auel (gest. 1665).
5. Joh. Wolfgang Textor (1638—1701), Dr., jur., Prof. in Altorf und Heidelberg, Syndikus in Frankfurt, und Anna Margaretha Priester (geb. 1640).
6. Joh. Nikolaus Appel (1627—1702), Weinhändler und Ratsherr in Frankfurt, und Anna Maria Walther (geb. 1633).
7. Johann Lindheimer (1627—1694), Metzger und Viehhändler in Frankfurt, und Anna Helene Windecker (1631—1707).
8. Johann David Seip (1652—1729), Dr. jur., Syndikus in Wetzlar, und Elisabeth Katharina Steuber (1657 bis 1724).

Oheime und Muhmen (1749 lebende):

1. Des Vaters Stiefbruder Hermann Jakob Göthe (1697 bis 1761), Zinngießermeister in Frankfurt, verh. mit S. E. Hoppe.
2. Der Mutter Schwester Johanna Maria (1734—1823), verh. 1751 mit dem Krämer Melber.
3. Der Mutter Schwester Anna Maria (1738—1794), verh. 1756 mit Prediger Starck.
4. Der Mutter Schwester Anna Christine (1743—1819), verh. 1767 mit Leutn., sp. Oberst Schuler.
5. Der Mutter Bruder Joh. Jobst Textor (1739—1792), verh. 1766 mit Maria Margarethe Möller.

Vettern und Basen (ohne die früh gestorbenen):

1. Kornelia Göthe (1726—?), verh. 1749 mit Handelsmann Streng.
   Sophia Margarethe Göthe (1731—1788), verh. gewesen 1752—1761 mit Prediger Reichard.
   Sabina Margarethe Göthe (1734—1798), verh. 1753 mit Leutnant Küster.
2. Georg Christoph Melber (1753—1802), Kaufmann, sp. Sekretär bei der Lotterie.
   Jacquette (Johanna Maria Jacobäa) Melber (1756 bis 1837), ledig bleibend.
   Anna Christine Melber (um 1768—?), verh. 1787 mit Handelsmann Kutter.
   Joh. Wolfgang Melber (um 1768—?), später Torzoll-Einnehmer.
   Anna Maria Melber (1772—1797), 1792 verh. mit dem Arzt Neuburg, jüdischer Herkunft.
   Joh. Georg David Melber (1773—1824), Arzt.
3. Katharina Starck (1758—?), verh. 1778 mit Handelsmann Fr. Hoffmann.
   Joh. Wolfgang Starck (1760—?), Dr. jur., Advokat, Privatmann, verh. 1794 mit Ottilie Fritsch.
   Georg Adolf Starck (1763—1804), weimarischer Hofrat, verh. 1798 mit Anna Maria Petsch.
   Gottfried Wilhelm Starck (1764—?), Pfarrer in Büdesheim, zweimal verheiratet.
4. Johann Jost Schuler (1769—?), Offizier in Frankfurt.
   Wolfg. Heinr. Ferdinand Schuler, Offizier in Frankfurt.
5. Johann Wolfgang Textor (1767—1831), Dr. juris, Schöffe in Frankfurt, verh. mit Wilh. Just. Wörner.
   Joh. Kaspar Textor (1768—1789), erschoß sich als Leutnant.
   Georg Adolf Textor (1771—?), Oberstleutnant, verh. mit Fried. Kath. Hey.
   Anna Maria Textor (1773—1862), ledig bleibend.
   Friedrich K. Ludwig Textor (1775—1851), Privatdozent in Tübingen, Advokat, zuletzt Pfründner in Frankfurt, verh. mit Sophie Friederike Geß.
   Joh. David Textor (1780—1862), österr. Major in Lemberg, verh. mit Helene Czarnecka.

Nachkommen Goethes: Von 5 Kindern erwuchs der älteste Sohn: August (1789—1830), Geh. Kammerrat in Weimar, 1817 verh. mit Ottilie v. Pogwisch. Er hatte drei Kinder: Walther (1818—1885), Wolfgang (1820—1883) und Alma (1827—1844). Alle starben unverheiratet.

Nachkommen der Schwester: Kornelia Goethe (1750 bis 1777), verh. 1773 mit Georg Schlosser, Amtmann in Emmendingen. Von zwei Töchtern erwuchs Luise Schlosser (1774—1811), verh. 1795 mit G. L. H. Nicolovius in Eutin, später Geh. Staatsrat in Berlin. 6 Söhne und 2 Töchter.

1919 lebt nur noch ein Nachkomme von Goethes Eltern: Großkaufmann Robert Heuser in Köln, unverheiratet.

Literatur: Karl Knetsch, Goethes Ahnen, Leipzig 1908. Düntzer, Goethes Stammbäume, Gotha 1894.

Drittes Kapitel

Erste Kindheit

1749—1756

„Rätin, er lebt!"

So rief die alte Mutter des Hauses nach Stunden der Angst. Und noch einmal ein Jubelton:

„Elisabeth! Er lebt!"

Da erwachte in der von heftigsten Schmerzen erschöpften achtzehnjährigen Wöchnerin ein neues Glücksgefühl: die Beseelung und Begeisterung für ihr Kind.

Die Geburt war sehr schwer gewesen, und schließlich das Kindchen für tot auf die Welt gekommen; es sah ganz schwarz im Gesicht aus. Aber die Hebamme Müller und die Schwiegermutter, die jetzt mit einundachtzig Jahren endlich sich an einem Enkelchen erlaben wollte, taten ihr Bestes, die Atmung in Gang zu

bringen — bis das Knäbchen die Augen öffnete und den ersten Schrei ausstieß.

Dies geschah in der ersten Mittagsstunde des 28sten August 1749. Schon am nächsten Tage wurde das Kind durch den Dr. Fresenius, der jetzt Senior der Frankfurter Geistlichkeit war, getauft. Nach der Ortssitte hatte es nur einen Paten; der einzige noch lebende Großvater war dazu auserwählt, und so empfing das Knäbchen die alten Textorischen Vornamen Johann Wolfgang.

Als der Knabe die Welt mit Bewußtsein zu betrachten anfing, gewahrte er als seine Nächsten eine junge, herzliche, fröhliche Mutter, einen ernsten, bedächtigen Vater, eine uralte, stille Großmutter und ein kleines Schwesterchen; dies zweite Kind des Hauses war fünfviertel Jahr jünger als er und hieß Kornelia nach der Großmutter Göthe.

Man wohnte in einem alten, winkligen Hause. Die Fenster mit kleinen runden Scheiben erhellten einen Teil der Räume, aber manche Ecken und Gänge blieben dunkel und graulich. Eigentlich bestand dies Wohngebäude aus zwei Häusern, einem größern und einem kleinen, deren Zimmer durch eine turmartige Treppe, so gut es eben ging, verbunden worden waren. Ein kleiner Hof war hinter dem Hause, aber kein Garten. Die Kinder spielten zumeist im großen Hausflur herum, wo man sie von der Küche aus unter Augen hatte. Nicht selten hockten sie im Geräms: Das war gleichsam ein großes Vogelbauer, aus hölzernen Stangen gebaut, wie ein Balkon auf die

Straße hinausgehend, aber im Erdgeschoß gelegen und vom Hausflur aus zugänglich, gleich neben der Haustür. Viele alte Häuser hatten ein solches Plätzchen, in dem man sich zugleich im Hause und auf der Straße befand; man war da in frischer Luft, konnte dem Leben draußen zuschauen und mit den Nachbarn Rufe austauschen. Hinter dem Hausflur, nach dem Hofe zu, hatte die Großmutter ihre Stube: Das war auch ein gar lieber Raum für die Kinder. Diese Altmutter war eine sehr einfache, in allen Ansprüchen an das Leben bescheidene, also eine zufriedene und sanfte Frau. Von jeher etwas langsamen Wesens, hatte sie doch eine große Lebensarbeit hinter sich und auch von ihrer Seite durch beständigen Fleiß wie durch große Sparsamkeit das Vermögen vermehren helfen. Ihre Gleichmütigkeit war auffallend; sie schien sich über nichts zu erfreuen, über nichts zu betrüben. Mageren Körpers, immer weiß und reinlich gekleidet, stellte die schlichte alte Frau immer noch recht gut die eigentliche Herrin des Hauses und Vermögens vor.

Über Wolfgangs erste Kindheit fragte man in ihren alten Tagen seine Mutter aus; einige kleine Züge gab sie dann zum besten. Er sei schon in der Wiege oft so heftig in Bewegungen und Schreien gewesen, daß seine Eltern um sein Leben besorgt wurden. Einmal hatte ihn der Vater auf dem Arme und wollte ihm am nächtlichen Himmel den Mond zeigen; da fiel das Kind plötzlich erschüttert zurück und geriet so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht erstickte.

Das Goethesche Haus am Hirschgraben (vermutliches Aussehen)

Von K. Th. Reiffenstein

Alt-Frankfurt: Der Markt

„Zu der kleinen Schwester Kornelia hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen. Er war überhaupt viel mehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen."

„Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: »das schwarze Kind soll hinaus, Das kann ich nicht leiden!« Er hörte auch nicht auf mit weinen, bis er nach Haus kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit."

Sehr frühzeitig fing die Mutter an, ihm kleine Geschichten zu erzählen; sie war ja selber noch ein halbes Kind und hatte eine große Lust an Märchen. Der Knabe aber schien das Verständnis für die seltsamsten Dinge mit auf die Welt gebracht zu haben. Alle Abend verlangte er die Fortsetzung der Geschichten.

„Da saß ich" erzählte später die alte Dame, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: »Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?« Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis

Alt-Frankfurt: Der Markt

„Zu der kleinen Schwester Kornelia hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen. Er war überhaupt viel mehr zum Zürnen wie zum Weinen zu bringen."

„Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: »das schwarze Kind soll hinaus, Das kann ich nicht leiden!« Er hörte auch nicht auf mit weinen, bis er nach Haus kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit."

Sehr frühzeitig fing die Mutter an, ihm kleine Geschichten zu erzählen; sie war ja selber noch ein halbes Kind und hatte eine große Lust an Märchen. Der Knabe aber schien das Verständnis für die seltsamsten Dinge mit auf die Welt gebracht zu haben. Alle Abend verlangte er die Fortsetzung der Geschichten.

„Da saß ich" erzählte später die alte Dame, „und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: »Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?« Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis

dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: »Du hast's geraten, so ist's gekommen,« da war er Feuer und Flamme und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die in der Hinterstube[1]) wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von Dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle. Und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verriet. So hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Aber nicht jeden Abend konnte die junge Mutter o mit ihrem lebhaften Knaben phantasieren. Sie hatte noch weitere schwere Wochenbetten und dann viele Sorgen um die Kleinen, denen die üblichen Krankheiten

[1]) Wir verbessern hier unsere Quelle, Bettinas Briefe an Goethe, die die Großmutter in ein Hinterhaus setzt. Ein Hinterhaus im heutigen Sinne des Wortes hatte die Familie nicht.

nicht erspart blieben. Als die junge Frau Rat vor der Geburt des Dritten stand, entschlossen sich die Eltern, den Wolfgang, obwohl er eben erst drei Jahre alt geworden war, tagsüber in eine Spielschule zu schicken. Zur Hoffin in der nahen Weißadlergasse. Maria Magdalena Hoff war von guter Herkunft; als Witwe eines reformierten Predigtamtskandidaten, der nie eine Pfarrstelle hatte erlangen können, mußte sie jetzt ihr Brot suchen, indem sie fremde Kinder neben ihren eigenen beaufsichtigte. Sie unterwies die kleinen Mädchen, die ihr anvertraut wurden, im Stricken und ersten Gebrauch der Nadel; die Knaben wußte sie auch zu beschäftigen; alle Kinder lehrte sie das Zählen und dergleichen erste Kenntnisse, auch Verse aus dem Gesangbuche, kleine Gebete und Bibelsprüche. Und vor allen Dingen das Artigsein, die Verträglichkeit in größerer Gesellschaft.

Nicht lange dauerte es, so nahm Wolfgang auch sein Schwesterchen mit zur Hoffin, und als sein neues Brüderchen, der kleine Hermann Jakob laufen konnte, mußte auch er alsbald die tägliche Reise mitmachen. Denn die Mutter der Kinder erwartete ihr Viertes: ein Mädchen war an der Reihe; Katharina Elisabeth wurde es getauft.

Die Kinder waren also zumeist nur am späten Nachmittage und abends zu Hause, in der Zeit, wo Mutter und Großmutter von den häuslichen Geschäften weniger bedrängt waren. Diese Großmutter schaffte doch auch immer noch ihr Teilchen und half namentlich im Aufmerken auf die Kleinen. Zu Weihnachten 1753 schenkte

sie dem Wolfgang ein Puppentheater: Nichts hätte ihn mehr erregen, erfreuen, beschäftigen können!

Das Puppentheater

Als dieser Winter zu Ende ging, fühlte sich die alte Frau über die Maßen matt und schläfrig. Sie

dachte, ihr gewöhnlicher Frühlingsschnupfen sei im Anzuge. Eines Abends ging sie zu Bett; als man gleich darauf nach ihr sah, ob sie eingeschlafen sei, da war sie bereits in den letzten Schlummer gesunken, ohne Krampf und Stöhnen. Sechsundachtzig Jahre war sie alt geworden.

Nun endlich verfügte der vierundvierzigjährige Kaiserliche Rat über das Haus und Vermögen. Jetzt hatte er wieder eine so große Aufgabe vor sich, wie jene Reise gewesen war, an deren Darstellung in italienischer Sprache er immer noch arbeitete. Diese große Aufgabe, auf die er sich schon in den letzten Jahren vorbereitet hatte, war der Umbau seines altmodischen, düsteren, unbequemen, unvornehmen, zusammengeflickten Hauses. Am 6ten März 1755 reichte er die nötigen Anträge und Zeichnungen ein; Ende April konnte die Arbeit beginnen. Zuerst wurde das Nebenhaus eingerissen und in dem freigewordenen Grunde ein neuer Keller eingebaut. Nun wäre es das Einfachste gewesen, auch das Haupthaus niederzulegen, da ja in Wahrheit ein ganz neues Gebäude entstehen sollte; aber Rat Goethe zog den viel schwierigeren allmählichen Umbau vor, weil er dadurch gewisse Verordnungen umgehen konnte, die seine oberen Wohnräume etwas vermindert hätten. Es wurden also die Obergeschosse abgesteift, wonach man unten einriß und neu aufführte; nur auf dem Gebiete des ehemaligen Nebenhauses baute man ohne solche Umstände in die Höhe. So entstanden nach einander ein ganz neues Erdgeschoß, ein erstes Obergeschoß, ein zweites Ober-

geschoß, und schließlich das Dach mit einem Ausbau; ein Flügelbau, der seine drei Fenster dem Hofe zukehrte, vermehrte noch die Räumlichkeiten. In all diesem Lärm und Schmutz blieb Rat Göthe hartnäckig im Hause wohnen; nur ganz zuletzt gab er die Kinder, die tagsüber zur Hoffin gingen, auch für die Nacht in befreundete Familien. Der Bauherr hatte dabei den großen Vorteil, daß all und jede Arbeit der Handwerker unter seinen Augen und nach seiner Vorschrift geschah. Für seinen älteren Sohn aber, der täglich einige Stunden zusehen konnte, bedeutete dieser Aufbau eines neuen Hauses eine Bildungsgelegenheit, die ihm zeitlebens zu gute kommen mußte.

Diese schwierige Umwandlung ging wenigstens schnell genug von statten, da Alles sehr gut vorbereitet gewesen war. Im Spätjahr 1755 zogen die Maurer, Zimmerleute, Dachdecker und Glaser bereits ab. Außen sah nun das Haus namentlich durch die vielen großen Fenster vornehm aus: je sieben in den Obergeschossen, und zwar mit kleinen Spiegelscheiben; die sechs zu beiden Seiten der Haustür waren mit großen eisernen Fensterkörben gesichert. Über der Tür war ein schönes Oberlicht; dessen Gitter zeigte in einer Verzierung von Blumen und Papageien die Anfangsbuchstaben des Bauherrn. Darüber befand sich sein Wappen: in der oberen Schildhälfte ein bis zum Knie reichender Mann mit gezücktem Schwert; in der anderen Hälfte ein Schrägbalken mit drei Leiern.

Trat man von der Straße in das neue Haus herein, so hatte man auf einem geräumigen Vorplatze Türen zu einem Zimmer rechts und einem anderen links: zur

Das Goethesche Haus nach dem Umbau

Steindruck von Delkeskamp

Der Hof zum Goetheschen Hause

Von S. Rösel am 28. August 1823 gezeichnet

Im grossen Hirsch Graben zu Frankfurt a/m.
Lit. F. No: 74.

über der Haus Thüre.

am Treppen Gitter.

getreu nachgezeichnet von S. Rösel.
am 28. August. 1823.

Des Erbauers Wappen und Buchstaben

Dachstock

Zweiter Stock

Erster Stock

Erdgeschoß

Nach dem Umbau: Die vier Geschosse

Erstes Obergeschoß

Erdgeschoß von der Haustür aus

Nach dem Umbau: Im Treppenhause

blauen und zur gelben Stube; zur Linken folgte dann die Küche, zur Rechten die Treppe, und geradeaus zwischen beiden eine Glastür zum Hofe. Die Vorplätze in den Obergeschossen waren gleichfalls groß; die stattliche Treppe war der Stolz des Hauses. In jedem Obergeschosse gingen drei Zimmer zur Straße hinaus, eins zum Hofe, und eins lag dann noch in dem Flügel-

Küche der Frau Rat

bau neben dem Hofe. Von diesen letzteren Räumen aus hatte man die Aussicht auf viele große und kleine Gärten und weiterhin nach dem Gallenfelde, der Windmühle und dem Grünbrunnen; den Sonnen-Untergang, die Schönheit des Abendhimmels konnte man von den Hinterfenstern genießen; der verdrießliche Übelstand aber war geblieben, daß an diese „Gartenzimmer" sich kein eigener Garten anschloß. Das Haus über dem ehemaligen Hirschgraben stand eben auf der Grenze der

alten und neuen Stadt; ein Garten war ihm gerade nicht mehr zugefallen. Nur die weite Aussicht nach hinten hinaus und die freiere, reinere Luft hatten seine Bewohner vor den Innenstädtern voraus.

Noch blieb die Aufgabe, dies neue Haus einzurichten und auszuschmücken. Der Herr Rat nahm sich Zeit dazu und kümmerte sich um das Kleinste. Ein

Bücherei des kaiserlichen Rats

wichtiges Geschäft war ihm die tadellose Aufstellung seiner vielen Bücher, auf deren Vermehrung er andauernd bedacht war; die wertvolleren ließ er gediegen mit Lederrücken und Goldschrift, alle aber haltbar genug einbinden, und das kleinste Heft bekam seinen schön geschriebenen Titel. Eine ganze Abteilung seiner Bibliothek füllte seine Sammlung aller Frankfurter Gesetze und Verordnungen, auf deren Beischaffung er viel Zeit und Mühe wandte. Sie wuchsen schließlich auf 21 Folianten

heran. Dazu verfaßte er ein Verzeichnis aller ihm bekannt gewordenen Verordnungen vom vierzehnten Jahrhundert an: ‚Series Statutorum, Edictorum atque Decretorum Francofurtensium;‘ 1742 hatte er dies Geschäft begonnen; noch immer führte er es weiter und füllte die Lücken aus.

Eine große Sorgfalt wandte er auch auf seine Gemälde, von denen jetzt ein großer Teil in einem freundlichen Zimmer vereinigt wurde. Er wußte von seiner Reise her besser als Andere, welchen Ruhm gute Gemälde haben, und er wurde immer mehr ein Kenner der Malerei. Oft schätzt man an den Bildern vor allem das Alter oder den dunkeln, bräuneren, harmonischen Ton, den ihnen das Alter gibt. Rat Göthe sagte sich: das Alter bekommen die Bilder mit der Zeit von selber; er war also nicht auf den Erwerb alter Gemälde aus, sondern bestellte neue bei den in der Stadt oder in der Nähe lebenden trefflichsten Künstlern: Hirt, Trautmann, Schütz, Juncker und Seekatz. Das gab ihm das angenehme Bewußtsein, lebenden Landsleuten nützlich zu sein, und verschaffte ihm Gelegenheit zu vielen Gesprächen und Verhandlungen mit munteren und eigenartigen Männern. Sein Söhnchen aber stand oft dabei, schaute und horchte und lernte mitdenken und mitreden über die dargestellten Gegenstände, die Farben, die Beleuchtungen, die Rahmen, den geeigneten Platz und was sonst mit Bildern zusammenhängt.

In einem hellen Vorsale ließ der Herr Rat zwölf große Ansichten von Rom aufhängen: die Einfahrt durch das Pappeltor, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und

Anderes mehr. Diese Bilder prägten sich seinem Knaben schon in früher Kindheit ein; gar oft nötigte oder reizte Wolfgang den Vater, ihm von den dargestellten Gegenständen und überhaupt von Italien ein Weiteres zu erzählen. Daß er, wenn er erwachsen sei, jenes Land gleichfalls sehen müsse, war nicht zweifelhaft. Anderwärts hingen Landkarten; auch auf ihnen spazierte der Vater mit seinem lernbegierigen Knaben herum; der Alte las sehr gern Reisebeschreibungen und er wußte daher aus aller Welt viel zu erzählen.[1])

---

[1]) Im Frühjahr 1758 scheint die Einrichtung des Hauses fertig gewesen zu sein; damals wurde Alles versteigert, was in dem feinen neuen Hause keinen Platz gefunden hatte oder von den Eltern des Kaiserlichen Rats her übrig geblieben und sonst ohne Verwendung war. Die Anzeige im Blatte lautete: „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubnüß, sollen instehenden Montag den 1sten May und folgende Tage in der Behausung des Herrn Rath Göthe dahier auf dem grosen Hirschgraben, unterschiedliche Mobilien in nachstehender Ordnung, als: zuerst einiges Schies-Gewehr, worunter ein neuer Mousqueton, hierauf verschiedenes Holtzwerck, und bei diesem ein noch brauchbahres Gegitter vor eine Hauß-Thüre, 3 grosse Hauß-Uhren, alsdann Zinn, Meßing u. d. gl. Ferner etliche leere Zuläst Fässer, nachhero eine Violin und Flute Traversière von Ebenholtz, weiter eine Anzahl juristischer, practischer, auch historischer Bücher, und unter diesen eine Parthie von den bekannten Elzevirischen Republiquen, nebst ohngefehr 182 rohe vollständige Exemplarien D. Wahls Dissert. de usufr. conjugum pacitio, sofort, einige seidene und cattunene Frauen-Kleider, und endlich eine ziemliche Parthie gut leinen allermeist Frauenzimmer-Geräth, auch mehrere unter vorberührte Rubrique nicht zu bringende Sachen, an den Meistbiethenden durch die geschworne Ausrüfer loßgeschlagen werden.“

Wir wissen, daß die Frankfurter nicht zu reisen brauchten, um die Fremde zu sehen: sie wurde ihnen in die Stadt gebracht, zumal zu den Meßzeiten. Viel Merkwürdiges aus den Naturwissenschaften trat da auch den Kindern vor die Augen oder doch, wenn sie nicht in die Buden und Gasthäuser gehen durften, vor die Einbildungskraft: schier Alles, was es gibt, und Manches, was es gar nicht gibt. Das eine Mal war es „ein fremdes Tier, das den Namen Elend-Tier führet"; ein anderes Mal ein Tier, das 6000 Stunden über das Meer hergebracht wurde und dessen Namen man nicht kannte; ein drittes Mal „ein kleiner Uranuotan, welcher Hände hat wie ein Mensch." „Diese Tiere kommen aus Mohren Land; ihre Zahmheit kan nicht ausgedrucket, noch weniger mit einer Feder beschrieben werden."

Auch ein Bastard von Hirsch und Ochse wurde gezeigt, und noch wunderbarer war ein Renntier von folgender Gestalt: „der Kopf und vordere Füße als ein Pferd, das Maul und Ohren als ein Haas, der hintere Leib als ein Hirsch, die Brust Horn, von der an sich habenden Wolle wird der schönste Castor gemacht; gemeldtes Tier kan durch drey Mann beritten werden und lauffet täglich 40 Stund; seine Nahrung ist alle Tag fünf Buch weißes Papier und etwas weniges Haber; es trinket in 8 Tagen einmahl." Darüber lachten wohl auch die fünfjährigen Knaben — so alt war Wolfgang, als dieses vollkommene Wesen angezeigt wurde — aber wer will schätzen, wie viel wirkliche Weltkenntnis die Raritäten-Vorzeiger in jenen

Zeiten verbreiteten? Hinter ihren großen Worten war doch auch Sicht- und Greifbares!

Als der Knabe sein sechstes Jahr vollendete, schickte ihn sein Vater zu einem richtigen, zunftmäßigen Lehrer; es war der „teutsche Schul-, Schreib- und Rechenmeister" Schellhaffer, der seine Schule an der Ecke der Goldfeder- und Schüppengasse hielt. Etwa dreißig Kinder hatte er zu jener Zeit unter seiner Fuchtel; er verstand sein Handwerk gut genug. Die Stunden waren von 7 bis 10 Uhr morgens und 1 bis 4 Uhr nachmittags; Kinder, die auch in die „Privat" gingen, blieben morgens bis 12 und abends bis 6 Uhr bei ihm, mit Ausnahme der Mittwoche und Samstage. An den Sonntagen zog er mit seiner Schar in die Katharinenkirche und sorgte dafür, daß sie sich andächtig verhielt. Den Schreibunterricht gab er, sobald die Kinder von der Schiefertafel zum Papier aufrückten, in der Art, daß er die Buchstaben und Wörter Jedem einzeln mit Bleistift in sein Buch schrieb; Dies mußten die Schüler mit Federkiel und Tinte nachziehen. In hohem Alter erinnerte sich Goethe, als man eine seiner Schreibfedern von ihm erbettelte, an die Zeit, wo er dies Werkzeug zuerst gebrauchen lernte:

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit stumpfer Federspule
Lettern an zu kritzeln fing,

Hofft' er endlich schön zu schreiben
Als den herrlichsten Gewinn:
Doch daß das Geschriebne bleiben
Sollte, sich durch Länder treiben,
Gar ein Werk der Federspule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelstuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.[1])

Aber auch an die strenge Zucht bei Meister Schellhaffer erinnerte sich der alte Dichter. „Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen“ erzählte er; als man ihn darauf fragte, ob er auch mit dem Stocke geprügelt worden sei, meinte er, der Schulmeister habe wohl mehr mit einem schwanken Lineale strafende und aufmunternde Klapse ausgeteilt, wobei der Schüler das Pfötchen habe hinhalten müssen.

Wenn Knaben zum Lernen und Spielen zusammenkommen, so messen sie sich an einander; mit der Feststellung der Körperkräfte fangen sie an, aber die Fähigkeiten des Kopfes werden gleichfalls im Wettkampf geprüft, und schließlich vergleichen sie sich in Allem. Wolfgang kam unter seinen Mitschülern leicht zu dem Ergebnis, daß seine Eltern das größte Haus hatten, daß er als Enkel des Schultheißen über den Andern erhaben, daß er am besten gekleidet war und daß ihm das Lernen viel leichter fiel als Andern. Die Tanten und Andere erklärten ihn für einen schönen Knaben: auch Das hörte er gern. Sehr früh also kam er zum Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Mutter erinnerte

[1]) Der Gräfin Titinne O'Donell, 1818.

sich viele Jahre danach auch seines Stolzes und seines altklugen Wesens. Einmal habe Jemand mit ihr am Fenster gestanden, erzählte sie, da sei Wolfgang mit andern Knaben über die Straße gekommen; es fiel ihnen auf, wie gravitätisch er einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckten sie ihn mit seinem Gerade-Halten, wodurch er sich von allen andern Jungen unterscheide. „Mit Diesem mache ich den Anfang“ erwiderte er; „später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen.“

Oft sah er nach den Sternen, erzählte die Mutter ein andermal, und zwar suchte er diejenigen, die bei seiner Geburt „eingestanden“ hatten. So hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden. Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben?“ Da fragte die Mutter: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Andern doch ohne sie fertig werden müssen?“ Aber er erwiderte stolz: „Mit Dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“ Damals war er sieben Jahre alt.

Der Großvater und Pate des Knaben hatte zum Andenken seiner Geburt in seinem Garten einen Birnbaum gepflanzt. In einem Frühling, wo dies Bäumchen wunderschön blühte, lud er zu einem Gartenfeste

ein. Den Kindern seiner Elisabeth kam der Gedanke, den grünen Sessel, auf dem die Mutter abends beim Erzählen zu sitzen pflegte und den sie deshalb den Märchensessel nannten, in den Garten zu schaffen. Sie stellten ihn an einen schönen Platz, dem jungen Birnbaum gegenüber, putzten ihn mit Bändern und Blumen. Als nun auch die Verwandten und Gäste versammelt waren, trat Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldnen Buchstaben herabhing, und mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe, unter das Bäumchen und hielt eine Anrede an den Sessel. Er feierte ihn als den Sitz der herrlichen Märchen, für die alle Zuhörer der Mutter so dankbar seien. „Es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste."

Nachher vergnügte sich die Jugend an Seifenblasen, wobei sie sich im Sonnenschein um den Märchenstuhl herumtrieben. Ließ sich dann eine Blase auf dem Stuhl nieder, so schrie Alles: „Ein Märchen, ein Märchen!" Und wenn die Blase dann zersprang, so riefen sie: „Das Märchen platzt!" Die Nachbarsleute guckten über die Mauern und Zäune und hatten ihre Lust an den jubilierenden Kindern.

Das Schicksal hatte es recht gut mit diesem Knaben gemeint; aber zuweilen stand er auch als der Schwache und leicht Verletzliche da, während die Wilden und

Dickhäutigen im Vorteil waren und ihn mit seiner Bravheit auslachten. Er war ein wohlbehütetes Haussöhnchen von guten Sitten und zartem Gemüte; also mußte er die Püffe und die bösartigen Neckereien der Gassenbuben fürchten. Oft war schon der Knabe allzu weich für das rohe Leben.[1])

---

[1]) In seinen Erinnerungen erzählt der alte Goethe von seinem kurzen Schulbesuch, er habe manches Unangenehme gehabt, „denn, indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen." — Gleich danach heißt es über seine kleinen Spaziergänge: „Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen; so erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daran stoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin." Etwas später, nachdem er seine Lust am Märchen-Erzählen erwähnt hat: „Übrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig. Vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Äußeren, und ich ward oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen Jene, die uns mit rohem Mutwillen anzufechten ein Vergnügen fanden und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten." Er erzählt weiterhin, daß er auch unter den Sticheleien und Mißreden Anderer sehr gelitten habe, denn „ein gutgesinntes, zur Liebe und Teilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegen zu setzen."

Zuweilen erlebte er auch schon das Schreckliche und Ungewisse im menschlichen Dasein. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon. Zuerst kamen nach Deutschland nur dunkle Gerüchte über dies entsetzliche Unglück; danach brachten die Zeitungen immer bestimmtere Nachrichten und Schilderungen der Einzelheiten, auch stark übertriebene, und Jedermann war erschüttert:

> Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt; das Meer braust auf; die Schiffe schlagen zusammen; die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her; der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen; die geborstene Erde scheint Flammen zu speien, denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde.[1]

Wie konnte man dies Ereignis mit dem Hauptsatze des christlichen Glaubens, daß ein gütiger Vater und Weltherrscher über unser Schicksal walte, vereinigen? In diesem Falle waren doch wirklich die Menschen an dem entstandenen Elend unschuldig; wer sonst als Gott war der Urheber? „Bewahre uns vor einem unbußfertigen Tode" pflegte man zu ihm zu beten; hier hatte er selber die Menschen in Massen getötet, ohne ihnen einen Augenblick Frist zu geben, um ihre Seelen für die Ewigkeit zu retten. Keinen Erwachsenen bewegten diese Nachrichten und die sich daran anknüpfenden Erörterungen so tief wie den sechsjährigen Knaben; er

[1]) So Goethe in „Dichtung und Wahrheit" nach einer Schrift von 1756.

mußte jetzt zum ersten Male an dem Satze „Was Gott tut, Das ist wohlgetan" zweifeln. Aber das wohlversorgte, unter freundlichen Menschen lebende Kind wird sich auch nach solchen Erfahrungen bald wieder dem kindlichen Vertrauen hingeben. Als Wolfgang aus einer Predigt kam, in welcher der Geistliche sich bemüht hatte, den Schöpfer gegen die allenfalls möglichen Vorwürfe der Menschen zu verteidigen, fragte ihn der Vater, wie er die Predigt verstanden habe. Da erwiderte er: „Am Ende mag Alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann."[1])

Im Vaterhause selbst erlebte man um dieselbe Zeit auch Etwas, was ein nachsinnendes Kind recht häufig ernst stimmen konnte. Der Vater war Vormund eines jungen Menschen, namens Clauer, der aus guter Familie kam und anfangs in seinen Studien große Fortschritte machte; mit einundzwanzig Jahren durfte er sich schon Dr. juris nennen. Man sah in ihm wohl schon den Bewerber um die jüngste Tochter des Schultheißen. Als dieser junge Mann nun aber von der Universität heimkehrte, zeigte er sich schlaff und matt; bald mußte man ihn als einen Geistesschwachen oder Geisteskranken behandeln. Rat Göthe nahm ihn auf Wunsch der Ver-

[1]) So erzählte es die Mutter manches Jahr später der Bettina. Die Predigt wird diejenige gewesen sein, die Senior Fresenius drucken ließ: ‚Bus-Gedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen lässet, an dem außerordentlichen Bus- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens den 16. Jan. 1756 vorgetragen.'

wandten zu sich ins Haus und behielt die Vormundschaft bei, ohne jedoch eine Entmündigung des nun Volljährigen zu beantragen. Jedermann sah die Notwendigkeit ein, daß Dr. Clauers Vermögen unter Aufsicht blieb, und der Kranke fügte sich offenbar willig in diese Leitung. Als das Haus umgebaut wurde, mußte er mit seinem Bedienten weichen; bald danach aber kehrte er zu seinem Vormunde zurück. Man fragte Ärzte und Scharlatane nach der rechten Kur für diesen Unglücklichen; ihre Ratschläge und Mittel versagten. Er war ungefährlich, so daß er wenigstens vor den Käfigen des Tollhauses beschützt blieb; aber auch sein harmlos-unnützes Dasein mußte den Kindern des Hauses manchmal unheimlich erscheinen. Hatte doch dieser Mann einen ebenso begünstigten Anfang im Leben genommen wie sie selber!

Am häufigsten erinnern uns die Krankheiten an die Gebrechlichkeit des menschlichen Glücks. Den Kindern des Götheschen Hauses blieben mancherlei große und kleine Leiden nicht erspart. Seuchen waren zu jener Zeit und besonders auch in dem allzu dicht besiedelten alten Frankfurt sehr häufig. Es starben damals in Deutschland jedes Jahr ebensoviele Menschen, wie geboren wurden.

Eines Tages war Wolfgang wieder einmal krank: Mattigkeit, Fieberkälte, Fieberhitze; der Arzt erkannte die schwarzen Pocken. Bald war der ganze Körper des Knaben mit Blattern übersäet, das Gesicht zugedeckt; Wolfgang lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man bat ihn dringend, sich ruhig zu verhalten und das Übel nicht durch Reiben und Kratzen zu vermehren; er gewann es über sich und hielt sich tapfer. Aber es schien ihm eine lange, schwere Zeit! Endlich fiel es ihm wie eine Maske vom Gesicht: die Augen waren gerettet! Allmählich durfte er das Tageslicht wiedersehen; allmählich verbesserte sich die fleckige Haut. Aber sein Gesicht war doch recht entstellt; es blieben Gruben zurück, die nur im Laufe der Jahre sich verlieren konnten. „Pfui Teufel, Vetter, wie garstig ist Er geworden!“ rief Tante Melber aus, als sie ihn wiedersah.

Tante Melber war die zweite Tochter des Schultheißen, an einen Krämer verheiratet, eine gar lebhafte Frau, zu der die Götheschen Kinder gern gingen, denn in dem Laden durften sie immer eine Näscherei erwarten; übrigens war es auch eine brave Frau, die schmutzige Kinder von der Gasse hereinrief, sie in ihrer Küche rein wusch und kämmte und säuberte: „So, nun geht wieder! Nun seid ihr Menschen!“ Eine andere Schwester der Rätin Göthe war eine Pfarrersfrau geworden und hieß jetzt Starck; ihr Gatte war der Sohn eines sehr angesehenen geistlichen Schriftstellers, aber seine eigenen Predigten waren recht langweilig. Die vierte Textor-Tochter war noch ledig und stand den Kindern Elisabeths im Alter so nahe, daß sie mit ihnen wie eine Base spielte; zur Würde der Tante reichte es nicht. Sie war die Gefährtin Wolfgangs und Korneliens, wenn diese nach den Stachelbeeren oder Johannisbeeren, und später im Jahre nach den Äpfeln, Birnen und Trauben in des Großvaters Garten verlangten.

Viertes Kapitel

Der Hausschüler

1756—1760

Zu Schellhaffers Schule wanderte Wolfgang nur dreiviertel Jahre; wahrscheinlich machte seine Erkrankung an den Pocken dieser Lehrzeit ein Ende. Als er dann genas und allmählich das Lernen ernstlicher aufnehmen konnte, mochte ihn sein Vater in keine öffentliche Anstalt wieder schicken; er nahm lieber einzelne Lehrer an und machte selber den Aufseher. Er hatte als Erster das wunderbare Gedächtnis, die schnelle Auffassung, die lebhafte Einbildungskraft, die sprachliche Gewandtheit seines Erstgeborenen bemerkt; nun war es Jahr für Jahr seine Lust, das geistige Wachstum des Knaben zu beobachten, es noch immer höher zu treiben. Er stellte ihm beständig neue und schwerere Aufgaben. Was im Gymnasium die um drei oder mehr Jahre älteren Schüler leisteten, Das ward dem Wolfgang wie etwas Selbstverständliches zugemutet.

Zunächst fing das Studium allerdings wieder mit dem Schreiben an; aber nun ward eine sehr schöne Schrift angestrebt. Der junge Herr Thym, der für dies Fach und einige andere angenommen wurde, hatte das Gymnasium durchlaufen, dann aber nicht die Mittel zum Studieren gehabt; deshalb gab er jetzt in wohlhabenden Familien Stunden. Im Schreiben war er ein ganz großer Künstler. Solche Malerei von Buch-

Vorschriften
vor
HERRN
Joh: Wolfg:
Goethe.
Geschrieben
von
Joh: Henr: Thym
im Jahr 1760.

Schreibkunstprobe von Joh. Herm. Thym

staben aller Gattungen, solche Linien-Verschlingungen und Seiten-Umrahmungen, wie Thym sie aufs Papier zauberte, konnte zwar kein Kind nachzuahmen versuchen; aber dies Kunst- und Beiwerk gab dem Lehrfache und seinem Vertreter eine große Würde und erweckte in jedem Anfänger das Streben, gleichfalls die saubersten

Bleibe treu deinem Freunde in seiner Armuth, daß du dich mit ihm freuen mögest, wann ihm wohl gehet. Halte feste bey ihm, wann ihm übel gehet, auf daß du seines Glücks auch genießen mögest. Der Rauch und Dampf gehet vorher, wann ein Feuer brennen will, also kommts vom Schmähen zum Blut vergießen. Schäme dich nicht deinen Freund zu schützen, und meide ihn nicht.

Zweite Nach-Schrifft welche im Monat May 1757 unter 20 Streitern nach dem Urtheil des Herrn [illegible] mit No: 1 beehrt worden. J. W. G.

Handschrift Goethes von 1757.

und genauesten Lettern und Zeilen hervorzubringen. Die leichteren Arten Zierschrift lernten aber auch diese Anfänger schon; die erste Zeile einer jeden Aufgabe ward gewöhnlich in solchen Kunstlettern hingemalt. Thym wandte bei seinen kleinen Schreibschülern, um sie noch eifriger zu machen, das Mittel eines halb öffentlichen Wettbewerbes an; er ließ sie an den Sonntagen alle zusammen kommen und „Stechschrift" schreiben; der Ausdruck „stechen" war vom Ringelreiten (Carroussel) hergenommen und bedeutete das Wetteifern um den Sieg. Der kluge Lehrer gab dabei das Urteil nicht selber ab, sondern ließ einen angesehenen Herrn der Stadt, und jedesmal einen andern, die Blätter nach der Güte der Schrift ordnen. Es waren 20 bis 25 „Streiter" oder „Stecher" beisammen; Wolfgang Goethes schlechtester Platz war der siebzehnte; gewöhnlich gehörte er zu dem besseren Drittel und einmal war er der Erste. Seine Handschrift bildete sich ganz nach derjenigen des Lehrers; für einen sieben- und achtjährigen Knaben schrieb er in der Tat sehr schön.

Im neunten Jahre begann Wolfgang auch das Zeichnen: zur nötigen oder üblichen Ausbildung der Jugend gehörte solcher Unterricht damals nicht. Zum Lehrer wählte der Vater den Kupferstecher Eben, dessen frankfurtische Stadt-Ansichten damals neu waren; er war kein großer Künstler und betrieb das Unterrichten auch nur, weil sein eigentliches Geschäft schlecht ging. Zwei und ein halbes Jahr kam er regelmäßig ins Haus; Ende 1761 starb er, 45 Jahre alt.[1])

[1]) „Dieser gute alte Mann", heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit', „war freilich nur ein Halbkünstler". Goethe erzählt, daß auch sein Vater damals erst das Zeichnen erlernt habe. „Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen, selbst in seinem Alter, ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten."

Über den künftigen Beruf seines Sohnes war der Vater nie im Zweifel: wenn ein Bürgerlicher die höchsten Stellen erreichen soll, so muß er jura studieren! Wolfgang mußte also frühzeitig die Sprache der Juristen und aller Gelehrten, das Latein, erlernen. Das Latein war damals wirklich noch eine lebende Sprache und nicht etwa bloß unter den Schulfüchsen und Bücherwürmern gebräuchlich; Alle, die hohe Schulen besucht hatten, wandten es beständig an, bald leidlich rein, bald im Gemenge mit der Sprache ihrer Frau Mutter. In Frankfurt schrieb zum Beispiel der sehr beschäftigte Arzt Senckenberg seine täglichen Erlebnisse und Gedanken lateinisch nieder, und der Kaiserliche Rat Göthe trug sogar seine täglichen Einnahmen und Ausgaben in ein Rationum sumtuarium sive rerum oecumenicarum fere omnium Liber ein, sodaß darin die Göttinger Wurst als farcimen Goettingense, die große Wäsche als lavatio verna oder aestiva oder hiemalis, der Gärtner als hortulanus noster, der Dachdecker als strator tectorum, der Metzger Schmidt als sarcitector Schmidius erscheint. Der Sohn hieß Guelfus, das Töchterchen Corneliola, die Ehefrau ward Caja dilecta oder carissima oder suavissima oder auch einmal thori socia genannt. In dies Gebrauchs-Latein wurde nun auch Wolfgang eingetaucht, sobald er sein siebentes Jahr vollendet hatte; bald plätscherte er fröhlich darin herum. Kandidat Scherbius wurde sein Lehrer, ein junger Theologe, dem es bei den Probepredigten nicht hatte glücken wollen. Seinen Schülern machte er es leicht und angenehm. Mit Regeln und Auswendiglernen plagte er sie nicht viel; von Anfang

an wurden die Formeln und Vokabeln an kleinen Geschichten und namentlich auch an Gesprächen eingeübt. Den Stoff zu diesen lateinischen Exerzitien nahm Scherbius gern aus dem Gedankenkreise seiner Schüler; sie sollten ihren Spaß dabei haben. Und namentlich Wolfgang Göthe war höchst eifrig zum Miterfinden solcher Geschichten und Unterredungen, die sowohl deutsch wie lateinisch aufgebaut werden konnten. So machte er, als Scherbius erst ein Vierteljahr zu ihm kam, einmal ein Gespräch, worin er selber sich mit seinem Vater in ihrem Keller über den großen Umbau des Hauses unterhielt. Er hatte sich nach seiner Darstellung an den Vater angeschlossen, der Wein abzufüllen ging, und den Vorwand gebraucht, er möchte den Grund- und den Schlußstein des Hauses wieder einmal sehen. Der Grundstein war durch die Inschrift L F 1755 gekennzeichnet; L F besagte lapis fundamentalis. Allmählich fand sich der Knabe im unterirdischen Halbdunkel zurecht; Kessel, Töpfe, Butten wurden deutlich. Man ging aus dem kleineren Haushaltskeller zum größeren, wo der Wein lag. Und so sprachen Pater und Filius mit einander:

P.: Wo glaubest Du nun das Gesuchte zu finden?

F.: Den Schluß-Stein sehe ich wohl über meinem Kopf aber den Grund Stein kan ich noch nicht antreffen.

P.: Siehe da in diesem Winkel ist er ein gemauret.

F.: Nunmehro sehe ich ihn wohl und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feyerlichkeiten mit eigener Hand eingemauret habe.

P.: Kanstu Dich noch mehrer Umstände die dabey vorgefallen erinnern.

F.: Warum nicht. Ich sehe mich nehmlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet mit der Kelle in der Hand unter

vielen Maurergesellen stehen, und hatte den Steinmetzen-Meister zur Seiten.

P.: Wurde den dabey sonst nichts geredet?

F.: Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit aine Rede an konte sie aber nicht ausfüren und unterlief nicht sich die Haare auszurauffen da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P.: Was denkstu den nun gutes bey diesem Stein, nach dem dich so sehr verlanget?

F.: Ich gedencke und wünsche daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrucket werden möge.

P.: Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe mit mir weiter.

F.: Potz, wie bequem komt man nicht aus diesem in den grosen Keller. Es muß viel Mühe und Öl gekostet haben biß diese Öfnung zustande kommen.

P.: Du hasts getroffen: Setze bey viele Gefahr, welche die Handwercks-Leute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupt-Treppe wie Du hier siehest, da das gantze Gewölbe fast mit unzehligen Stützen unterbauet wurde.

F.: Und wir sind bey aller der Gefahr dennoch wohnen gebliben. Es ist gut wen man nicht alles weiß, ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen, als geschehen.

P.: Weistu nicht wie süße es ist, an die Gefahr, wen sie vorüber, zu gedencken.

Und nun wandte sich das Gespräch der Kellerbehandlung des Weines zu. Ein andermal schrieb der sieben- oder achtjährige Dramatiker eine Plauderei nieder, die Wolfgang et Maximilian hatten, als sie ihren Lehrer erwarteten; Max hieß einer der Brüder Moors, die ganz nahe wohnten und sehr oft Wolfgangs Gefährten waren. Sich selber stellt Wolfgang als den Musterknaben hin.

W.: Wir wollen mittlerweile des Speccius seine Ubungen der Declinationen und Conjugationen vor die Hand nehmen.

M.: Weg mit diesem Zeitvertreib.

W.: Wilstu etwa des Comenii seine sichtbare Welt aufschlagen und ein Paar Capitel mit mir wiederholen.

M.: Auch diesen nicht, wens auch die erneuerte Viersprächige wäre.

W.: So will ich noch eines vorschlagen, und das sol der angehende Lateiner seyn.

M.: Nichts minder: Laß mir dermalen die Bücher vom Leibe.

W.: Sage du nun selbst was zu thun.

M.: Ich hasse das ernsthafte, den das überlasse ich den Sauer-Töpfen.

W.: Du bist sehr lang: Sags einmal heraus, in was es bestehen soll.

M.: Wisse, wir wollen uns einander mit den Köpfen stutzen.

W.: Das sey ferne: meiner schickt sich wenichstens dazu nicht.

M.: Was schadet es: laß sehen, wer den härtesten habe.

W.: Höre, wir wollen dieses Spiel denen Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.

M.: Verzagter: wir bekommen durch diese Ubung harte Köpfe.

W.: Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M.: Wie verstehestu das?

W.: Ich mag nicht hartnäckig werden.

M.: Hierinnen hastu recht: allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.

W.: Wen du weiter nichts wilst, so stose den Kopf nach Belieben nur brav wieder die Wand: es wird die erwünschte Würckung haben.

Alle solche Ausarbeitungen gab der gute Lehrer mit seinem Schüler auch lateinisch wieder, und Wolfgang schrieb danach beide Texte neben einander in seine ersten gesammelten Werke, ‚Labores juveniles‘ genannt. Ein

ander Mal wurde die lateinische Leipziger Zeitung hergenommen; man schrieb daraus die lateinischen Wendungen für neuzeitliche Dinge ab, z. B. Solidus Russiacus: ein Rubel, Usurae cum vita cessantes: Leibrenten, Maritimae legionis tribunus: Vize-Admiral. Im August 1758 stellte man sich die Aufgabe, für jeden Tag des Monats einen neuen Morgengruß in lateinischer oder griechischer Sprache — denn Diese wurde auch ein wenig betrieben — zu formen und den Vater damit zu erfreuen. Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit lautete einer; ein anderer: Ut hic dies feliciter transeat, ex animo precor; ein dritter: Sol hodiernus tibi feliciter splendeat.

Etwas über drei Jahre arbeiteten Scherbius und sein Schüler in dieser Weise zusammen, nicht sehr häufig, denn der Lehrer bekam im Monat nur einen Gulden Stundengeld. Danach konnte Wolfgang für einen ausgebildeten Lateiner gelten und den Primanern des Gymnasiums gleichkommend; er stand in der Mitte seines zwölften Jahres!

Französisch lernte er von Mademoiselle Gachet, einer alten Erzieherin, die von reformierten Emigranten abstammte; vom Februar 1757 an kam sie ins Haus.[1]) Kornelia war ihm darin schon sehr voraus, mußten sich doch in jener Zeit die Töchter aus feinen Familien im

[1]) Daß sie außer Cornelia auch ihren Bruder unterrichtete, ist nicht beweisbar, aber wahrscheinlich. Vgl. E. Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, S. 194. Goethe glaubte allerdings bei der Niederschrift seiner Erinnerungen, daß er bis 1759 noch kein Französisch gekonnt und es dann ohne Lehrer durch bloßen Umgang gelernt habe.

Französischen ebenso früh und fleißig üben, wie ihre zu gelehrten Berufen bestimmten Brüder im Lateinischen.

Italienische Brocken schnappte der Knabe schon längst auf; der Vater arbeitete ja Jahr für Jahr an seiner Reisebeschreibung: ‚Viaggio per Italia fatto nel anno MDCCXL, descritto da J. C. G.‘; zu seiner Unterstützung ließ er einen alten Sprachmeister, Domenico Giovinazzi, regelmäßig ins Haus kommen. Dieser alte Mann stand auch zuweilen der Frau Rätin beim Einstudieren und dem Vortrag italienischer Arien bei. Italienisch war die Sprache der Musik; wer in Deutschland den Kunstgesang liebte und übte, eignete sich auch mehr oder weniger die wohllautenden Verse Metastasios und anderer welscher Dichter an. „Solitario bosco ombroso“ sprach oder sang Wolfgang schon als kleiner Knabe manchmal vor sich hin:

Solitario bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor,
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio o nell' orror.

Ogni oggetto, che altrui piace,
Per me lieto più non é.
Ho perduto la mia pace,
Sono io stesso in odio a me.

Später wollte er verstehen, wie es auf deutsch heiße, was die Mutter am Klaviere sang. Dies Halblatein machte ihm Spaß. Eigentliche Unterrichtsstunden bekam er kaum, aber er verstand doch auch recht viel Italienisch, ehe er die Kinderschuhe austrat.

Daß die Herankommenden auch im Deutschen unterrichtet werden müßten, fiel damals Keinem ein. Unsere gemeine Sprache lernt sich ja von selber. Nur wenn es ans Briefeschreiben oder ans Dichten ging, mußten die Geübten den Anfängern nachhelfen, die Schreibfehler ausmerzen und die gewöhnlichen Redensarten des großen Haufens durch gewähltere ersetzen.

Das Dichten war ein Geschäft, das Jeder lernte, der sich der Gelehrsamkeit widmete; womöglich aber versuchte er es in mehreren Sprachen. Man verstand unter der poetischen Kunst einen gehobenen Vortrag gesteigerter Gefühle, ein Reden in Versen, die bei deutschen Gedichten in Reimen ausklangen, während sie bei lateinischen reimlos blieben. Seine Gelehrsamkeit bewies man dabei durch Vermeidung alles Volksmäßigen oder Einfältigen und durch reichliche Anspielungen auf die Götterlehre und Staatengeschichte der Alten. Die Kinder konnte man im Dichten auf ähnliche Weise unterrichten, wie wir es vorhin beim Lateinischen oder Schreiben sahen: zuerst beteiligten sie sich ein wenig an der Arbeit des Lehrers, die sie dann vergünstigt wurden, als ihr Eigentum zu betrachten; mehr und mehr versuchten sie sich selber als die Urheber, und der Lehrer beschränkte sich aufs Verbessern und Ratgeben.

Es war damals und lange Zeit Sitte, daß die Kinder, sobald sie das Schreiben mit dem Federkiel gelernt hatten, alljährlich zum neuen Jahre ihre Eltern und Großeltern mit künstlich geschriebenen, zierlich abgefaßten Wünschen begrüßten. Wolfgangs Lehrer achteten gewiß darauf, daß ihr Schüler diese Pflicht nicht versäumte, denn durch deren gute Erfüllung wurden

die Lehrer selber empfohlen. Uns sind als solches Lehrer- und Schüler-Erzeugnis Verse übrig geblieben, die der im achten Jahre stehende Knabe als „treugehorsamster Enckel“ dem Herrn Schultheißen und seiner Hausfrau „bei dem erfreulichen Anbruche des 1757 Jahres“ darbrachte:

Erhabner Großpapa!
Ein neues Jahr erscheint,
Drum muß ich meine Pflicht und Schuldigkeit entrichten;
Die Ehrfurcht heißt mich hier aus reinem Herzen dichten;
So schlecht es aber ist, so gut ist es gemeint.
Gott, der die Zeit erneut, erneu're auch Ihr Glück
Und kröne Sie dies Jahr mit stetem Wohlergehen!
Ihr Wohlsein müsse lang so fest wie Zedern stehen!
Ihr Tun begleite stets ein günstiges Geschick!
Ihr Haus sei, wie bisher, des Segens Sammelplatz
Und lasse Sie noch spät Möninens Ruder führen!
Gesundheit müsse Sie bis an Ihr Ende zieren,
Dann Diese ist gewiß der allergrößte Schatz.

Erhabne Großmama!
Des Jahres erster Tag
Erweckt in meiner Brust ein zärtliches Empfinden
Und heißt mich ebenfalls, Sie jetzo anzubinden
Mit Versen, die vielleicht kein Kenner lesen mag.
Indessen hören Sie die schlechten Zeilen an,
Indem sie, wie mein Wunsch, aus wahrer Liebe fließen.
Der Segen müsse sich heut über Sie ergießen!
Der Höchste schütze Sie, wie er bisher getan!
Er wolle Ihnen stets, was Sie sich wünschen, geben
Und lasse Sie noch oft ein neues Jahr erleben!
Dies sind die Erstlinge, die Sie anheut empfangen:
Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.

Nicht lange dauerte es, so fing der Knabe an, aus eigenem Antriebe und ohne fremde Führung Verse zu

schmieden. In seinem zehnten Jahre geschah es: wie freute sich Wolfgang da an seinen ersten Gedichten!

Gelehrt und altklug war dieser Knabe; also fehlte auch das Schulmeisterliche in seinem Wesen nicht. Gelegenheit, es auszuüben, hatte er als der älteste Sohn genug. Aber die Brüder und Schwestern, die zu Wolfgang und Kornelien noch hinzugekommen waren, blieben nicht lange am Leben. Am meisten zu schaffen hatte ihnen noch der Hermann Jakob gemacht, der etwas über sechs Jahre wurde; er starb, als Wolfgang zehn Jahre zählte. Dieser vergoß über den Tod des Brüderchens keine Träne und schien sich vielmehr über das Wehklagen der Andern zu ärgern. Nach acht Tagen fragte ihn die Mutter endlich, ob er denn den Bruder gar nicht lieb gehabt habe. Da lief er in seine Kammer und brachte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Geschichten beschrieben hatte. „Dieses alles", sagte er, „habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren."

Vorhin war von dem sieben- und achtjährigen „Dramatiker" die Rede, dem man wenigstens zugestehen mußte, daß er Gespräche entwerfen konnte. Dieser Knabe hatte schon eine ziemliche Kenntnis der dramatischen Welt, obwohl es in seiner Vaterstadt keine ständige Schauspieler-Gesellschaft und auch kein besonderes Theater-Gebäude gab. Mit dem eigenen Kinder-Puppentheater, bei dessen Vorstellungen zuerst die Erwachsenen halfen, und mit vielen Erzählungen der Mutter, die eine große Theater-Liebhaberin war und die ge-

sehenen Stücke in gutem Gedächtnis behielt, fing diese Kenntnis an. Sehr bald durfte Wolfgang aber auch die Marionetten-Spieler besuchen, deren mehrere zu jeder Messe das Publikum in ihre hölzernen Buden lockten. Deren Darbietungen waren so gehalten, daß Kinder wie Erwachsene ohne sittlichen Schaden, vielmehr zur wahrhaften Belehrung neben dem erlaubten Vergnügen ihnen beiwohnen konnten. Diese Vorstellungen waren oft ungemein künstlich; die Puppen bewegten sich, ohne daß die Drähte auffielen, und auf diesen kleinen Bühnen ließen sich die wunderbarsten Ereignisse und Naturschauspiele, zum Beispiel Brände, Gewitter, Schiffbrüche, feuerspeiende Berge, Belagerungen und Zusammenstürze sogar besser darstellen als auf den großen. Die vorgeführten Handlungen waren zumeist die alten volksmäßigen. Man sah die ‚Historia von Goliath und David mit Hanswurst, einem närrischen Philister', oder die ‚Komödie von der tugendhaften Genoveva', oder ‚die sehenswerte Aktion von Judith und Holofernes, nebst einem lustigen Nachspiel', oder ‚die Tragödie von der raßenden Erzzaubrerin Medea, Prinzessin aus Kolchis, mit dem Hanswurst', oder die ‚sowohl seriöse als lächerliche Aktion von dem ruchlosen Leben und erschröcklichen Ende des Erzzauberers Doktor Johannis Fausti mit Hanswurst, einem lächerlichen reisenden Wandersmann, einem curieusen Diener bei dem Faust, einem furchtsamen Teufelsbeschwörer und einem lustigen Nachtwächter.' Also dramatisierte Geschichten aus der Bibel, der griechisch-römischen Götterlehre, der Volkssage und zuweilen auch aus der Staatengeschichte; der Ernst und die Lehrhaftigkeit dieser Geschichten

wurden durch allerlei Spektakel-Beiwerk, namentlich aber durch die groben Scherze der lustigen Person, die überall dabei sein mußte, kurzweiliger gemacht. Eine volkstümliche Musik mit Trommeln, Trompeten und Klarinetten fehlte nicht, und schließlich zeigten die Direktoren als Zugabe noch abgerichtete Affen und andere Merkwürdigkeiten.

Auch Stücke, die von wirklichen Schauspielern gegeben wurden, hat Wolfgang gewiß schon in frühester Jugend gesehen. In den Jahren 1755 und 1756 spielte der kurbayrische Hof-Akteur Wallerotty in einer großen Bude auf der Messe. Auch er zeigte in großen Haupt- und Staatsaktionen berühmte Erzählungen: ‚Ödipus' (nach Voltaire), ‚Orest und Pylades' (von Elias Schlegel), ‚Chlorinde' und ‚die durchlauchtige Zauberin Armida' (beide nach Tassos ‚Befreitem Jerusalem').

Im Jahre 1757 trat die belobte Ackermannsche Truppe in Frankfurt auf. Ihr Prinzipal hatte sich seinerzeit ernstlich auf die Seite des Professors Gottsched gestellt, der die deutsche Bühne von den Hanswurst-Zoten und allem rohen Bombast zu reinigen suchte und deshalb auf die Muster hinwies, die den Deutschen seiner Zeit am nächsten lagen: auf die edlen Tragödien und die witzig-lehrreichen Komödien des französischen Theaters. Ackermann spielte also auch hier in Frankfurt Stücke von Racine, Voltaire, Molière, und in das Gedächtnis des Knaben Goethe drückten sich jetzt Namen und Stoffe ein wie Iphigenie, Merope, Zaire, Britannicus, Mithridates. Ackermann machte aber auch die neueste Entwicklung des Dramas bereits mit: diejenige zur bürgerlichen Tragödie und Komödie. Früher waren

zur Tragödie nur die großen Potentaten, die biblischen und antiken Helden und Heroinen gut genug gewesen; dagegen hatten die Bürger in ihren verschiedenen Ständen und Berufen dazu gedient, auf der Bühne die Laster und Lächerlichkeiten zu verkörpern. Jetzt aber zeigten neueste Dichter, daß auch in den Häusern der Kaufleute und Handwerker sich erschütternde Trauerspiele begeben und daß andrerseits das Lustige und Komische, das man in diesen Schichten bemerken kann, mit Ernstem, Traurigem, Rührendem durchsetzt ist. Das erste sehr wirksame bürgerliche Stück war ‚Der Kaufmann von London' des Engländers Lillo; in Deutschland schuf Lessing ein erstes Werk dieser Art: ‚Miß Sarah Sampson'. Ackermann spielte sie und eine Anzahl Stücke gleicher Art.

Noch eine dritte Art Theater lernte der Knabe um diese Zeit kennen: Vorstellungen von deutschen und französischen Kindertruppen. Es gab deren recht gut eingeschulte, die Pantomimen, kleine gesprochene Scherze und sogar Singspiele hübsch vorführten; sie fanden viel Beifall. Wie nahe lag es da für Wolfgang und Kornelia, auch sich selber in dergleichen Leistungen zu versuchen! Alle nicht stumpfen Kinder antworten auf starke Eindrücke nachahmend, wieder-erzeugend und weiterbildend. Ihre Spiele sind ihnen selber Ernst, sind Vorbereitung auf spätere Taten.

Des Vaters Büchersammlung eröffnete dem Knaben gleichfalls viele Ausblicke in die weite und bunte Welt der Gegenwart und Vergangenheit. Zuerst lockten ihn

die illustrierten Werke; an den Texten in, unter und neben den Bildern lernte er rascher lesen und verstand er die fremden Ausdrücke noch früher, als die Lehrer für nötig hielten. Ein gar vortreffliches Buch war im Hause, das den Kindern die Anschauung aller sichtbaren Dinge und ihre Benennungen in verschiedenen Sprachen vermittelte: der schon erwähnte ‚Orbis sensualium pictus' des großen Erziehers und Gottesmannes Amos Comenius. Die Erzählungen der heiligen Schrift traten dem Knaben gleichfalls anschaulich entgegen: in den Kupferstichen einer von Matthäus Merian ausgeschmückten Foliobibel. Ebenso lernte er die Weltgeschichte zugleich betrachtend und lesend kennen durch ‚Jo. Ludovici Gottfridi Historische Chronica Oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, so sich von Anfang der Welt, biß auf unsere Zeiten zugetragen'; dies Buch war hundert Jahre vor Wolfgangs Geburt in Frankfurt gedruckt worden und „mit viel schönen Contrafacturen und Geschichtmäßigen Kupfferstücken" geziert, die gleichfalls von Merian herrührten. Eine vorzügliche Einführung in die ältesten Zeiten der am Mittelländischen Meere gelegenen berühmten Länder boten sodann die ‚Begebenheiten des Prinzen von Ithaka, aus dem Französischen des Fenelon in deutsche Verse gebracht'; der edle Fenelon erzählt in diesem Buche die Reisen und Abenteuer Telemachs, der, begleitet vom weisen Mentor, seinen Vater Odysseus zu suchen ausgezogen war. Auch ein Stückchen der vorhergehenden Geschichte von den griechischen Königen, die Troja belagerten, lernte der Knabe schon kennen, obwohl man damals die homerischen Gedichte noch nicht

für etwas Großes hielt, so daß sie nur ganz Wenige beachteten. Sein Oheim Starck besaß nämlich die ‚Neue Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, insonderheit der bewährtesten Nachrichten aus den Ländern und Völkern des ganzen Erdkreises, von einer Gesellschaft gelehrter Leute in einen geographischen und historischen Zusammenhang gebracht'; in deren siebentem Teile war ‚Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reiches' nacherzählt. Für einen Knaben war gerade diese Prosa-Übersetzung leicht zu lesen, zumal da der Übersetzer nicht nötig gehabt hatte, das griechische Original zu verdeutschen; eine französische Vorlage der gelehrten Anne Dacier erleichterte ihm die Aufgabe sehr und leitete ihn zu kurzen deutschen Sätzen an.[1]) Auch diese Heldenzeit lernte der Knabe zugleich mit den Augen kennen, denn französische Kupferstiche von Picart waren dem Werke beigegeben; sie waren sehr

[1]) Hier ist eine kleine Probe aus dem 8. Gesange; Hektor hat seine Truppen nach glücklichem Kampfe in die Ebene des Skamandros zurückgeführt und ermahnt sie zur Ruhe: „Man schirrete die von Schweis abgematteten und mit Staub bedeckten Pferde ab. Ein jeder stellete die seinigen hinter den Wagen. Man führte Ochsen und Schöpse in großer Menge aus der Stadt herzu. Man brachte aus dem Palast des Priams Brod und Wein, und schaffte das benöthigte Holz an. Augenblicklich stieg der Rauch von dem Fleische in die Höhe und wurde von dem Wind bis an den Himmel getrieben. Alle Soldaten waren muthig und schmäuchelten sich mit dem gewissen Sieg. Sie blieben die ganze Nacht hindurch auf dem Schlachtfeld unter den Waffen stehen und erwarteten den Anfang des Streits mit der größten Ungeduld. Die Finsterniß wich vor dem Glanz des Feldfeuers, wodurch die ganze Gegend erleuchtet wurde."

gut ausgeführt, beruhten aber natürlich auf den geringen Kenntnissen, die man damals von den griechischen Altertümern hatte.[1])

Auch aus der neueren und neuesten Zeit gab es spannende Berichte von fremden Völkern und Ländern und darin bestandenen Abenteuern. Da war ‚Das Leben und die gantz ungemeine Begebenheiten des Robinson Crusoe, von ihm selbst beschrieben und um seiner Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen in's Teutsche übersetzt' und ein ganz ähnliches deutsches Werk: ‚Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsens', welches Buch man kurz ‚die Insel Felsenburg' zu nennen pflegte. Fast ebenso spannend war der Bericht, den Lord Anson über seine in den Jahren 1740 bis 1744 ausgeführte Reise um die Welt gegeben hatte. Solcher Bücher, in denen sich Wahrheit und Märchen verbanden, hatte der Vater noch manche.

Auch des Knaben Bewandertheit im griechisch-lateinischen Sagenschatz wuchs mit jeder Woche an: Götterlehre, Heroengeschichte, halbhistorische Staaten-, Fürsten- und Kriegsgeschichte fand er in alten und neuen Büchern. ‚Acerra philologica', zu deutsch Sprachliebendes Weihrauchkästchen hießen damals mehrere Sammlungen der auserlesensten ‚Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten'; sie

[1]) „Im französischen Theatersinne" nennt sie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und fügt hinzu: „Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte."

versprachen etwa: „gründliche Nachrichten aus der Philologie und den Römischen und Griechischen Antiquitäten, darinn die schwersten Stellen aller Autorum classicorum der studierenden Jugend zum Besten, in einer angenehmen Erzählung kürzlich und gründlich erkläret werden."

Die Kenntnis der deutschen Sagen rechnete man nicht ebenso zur Bildung der Jugend: die Gelehrten verachteten diese lächerlichen Geschichten. Aber die Jugend gehört immer zum Volke; sie teilt den Geschmack des „Pöbels". So fühlte sich auch Wolfgang trotz seines Stolzes und seiner Gelehrsamkeit angezogen von den Erzählungen, die für die gemeinen Leute auf schlechtestem Papier gedruckt und für ein paar Kreuzer abgegeben wurden. In Frankfurt selbst bestand seit vielen Jahren eine Druckerei, die die Herstellung solcher Volksschriften betrieb; sie lagen zum Verkauf auf Tischen, die die Büchertrödler vor ihren Haustüren aufstellten. Ihre Titel reizten sehr, zumal da man von den Helden und Heldinnen doch schon Einiges von der Mutter oder dem Küchenmädchen gehört hatte. Da boten sich zur Auswahl an:

‚Der wiedererstandene Eulenspiegel, das ist wunderbare doch seltsame Historien Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem Land zu Braunschweig';

‚Schöne Historie von den vier Heymonskindern Adelhart, Ritsart, Woitsart und Reinhold samt ihrem Roß Bayart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden zu Zeiten Caroli magni König in Frankreich und ersten römischen Kayser begangen haben';

‚Wunderbare Geschichte von der edeln und schönen Melusina, welche eine Tochter des Königs Helmus und ein Meerwunder gewesen ist';

‚Der Ewige Jude, d. i. gründliche und wahrhafte Relation, so hiebevor auch französisch, lateinisch und niederländisch ausgegangen, von einem Juden, Namens Ahasvero von Jerusalem, der von der Zeit des gecreuzigten Herrn J. C. durch sonderbare Schickung zu einem lebendigen Zeugniß herumgehen muß';

‚Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, allen hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung'.

Da waren ferner der gehörnte Siegfried, der Kaiser Octavianus, die schöne Magelone, Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein und viele andere wunderbare Gestalten, die nun alle auch in der Phantasie dieses Knaben Leben gewannen.

Bei ihren Spielen sind die Kinder immer bedacht, Das, was sie gelernt haben, zu zeigen und zu benutzen. Der Knabe Wolfgang aber war besonders bestrebt, die Unterhaltungen mit den Altersgenossen aus dem Rohen und Wilden zum Feinen und Gelehrten zu erheben. Wie es geschah, hat er später als junger Mann erzählt, indem er in einem Romane von einem Wilhelm Meister redete, der am liebsten ein Innenleben führt, sich aber von den Nachbarskindern nicht völlig abschließt:

Er war wechselsweise mit ihnen bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es die Eigenschaft der Spiele mit sich brachte; doch hatte er immer darin einen Vorzug vor den Andern, daß er imstande war, ihnen die nötigen Gerätschaften schicklich auszubilden. So waren die Schwerter meistens aus seiner Fabrik; er verzierte und verguldete die Schlitten und aus einem geheimen Instinkt und alter Anhänglichkeit kam er bald drauf, ihre Miliz ins Antike umzuschaffen. Es wurden Helme verfertigt mit papiernen Büschen; Schilde, sogar Harnische wurden gemacht: Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen. Einen Teil seiner jungen Gesellen sah er nun wohlgeschmückt vor sich; die Übrigen, weniger Bedeutenden wurden doch auch nach und nach, doch geringer, ausstaffiert, und es war ein ganz stattliches Chor beisammen. Sie marschierten in Höfen und Gärten, schlugen sich brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die Wilhelm bald beizulegen suchte.

Dieses Spiel, was die Andern sehr unterhielt, war kaum etliche Male getrieben worden, als es Wilhelm schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteter Gestalten mußte ihm notwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da er ins Lesen alter Romane gefallen war, seinen Kopf ausfülleten. Das ‚Befreite Jerusalem', davon er Koppens Übersetzung in die Hände gekriegt hatte, schlug den Zapfen aus dem Fasse. Ganz konnte er das Gedicht nicht lesen; da waren aber Stellen, die er auswendig wußte, deren Bilder ihn immer umschwebten. Besonders fesselte ihn Chlorinde mit ihrem ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins taten mehr Wirkung auf den keimenden Geist der Liebe, der sich im Knaben zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob er gleich ihren Garten nicht verachtete. Aber hundert- und hundertmal, wenn er abends am Fenster stand und in den Garten sah und die Sommersonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln

und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Frösche aus der Ferne durch die feierliche Stille schrillte, sagte er sich die Geschichte ihres traurigen Todes vor. So sehr er von der Partei der Christen war, stund er ihr doch bei, den großen Turn anzuzünden. Arganten haßte er von Herzen und mißgönnte ihm die Gesellschaft des Engels. Und wie nun Tankred sie durch die Nacht entdeckt, unter der düstern Hülle der Streit beginnt und sie gewaltig kämpfen, er konnte nie die Worte aussprechen:

> Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
> Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll,

daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst und zur Taufe bebend das Wasser holt . . .

Der Knabe stellte sich diese Erzählung so dramatisch vor, daß es ihn auch verlangte, diese Abenteuer mit seinen Gespielen aufzuführen; für sich selber wählte er die großen Rollen von Reinald und Tankred. Er beredete also die anderen Knaben, suchte einen passenden Raum, sorgte für spanische Wände als Kulissen, für einen Wald als Hintergrund: es war sogar ein echter Wald aus Birken- und Fichtenzweigen — und nun konnte das Spiel beginnen.

Die Lichter waren angezündet, die Mädchen und Kinder hatten sich versammelt, es sollte angehn, die ganze Heldenschar war angezogen: nun spürte aber Jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da Wilhelm ganz von seinem Gegenstand durchdrungen war, hatte er vergessen, daß doch Jeder wissen müsse, was und wo er's zu sagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war's den Übrigen auch nicht beigefallen. Sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können wie die Per-

sonen, in deren Welt sie Wilhelms Gabe versetzt hatte. Sie stunden alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte, und Wilhelm, der sich als Tankred vornean gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedicht herzusagen an. Weil aber Das gar bald ins Erzählende überging und er in seiner eigenen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, an dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, so mußte er eben unter großem Gelächter seiner Zuschauer wieder abziehen.

So erfahren wir schon in der Kindheit, daß bei unsern Unternehmungen der Plan und erste Anfang der schönste Teil zu sein pflegt; ja, gerade die Vorhaben der Kinder pflegen zu mißlingen. Aber neue Vorsätze, neue Erlebnisse verdrängen gar rasch den Kummer und Zorn aus den jungen Herzen.

Fünftes Kapitel

Die Franzosen in Frankfurt

1759—1763

Gerade in den Tagen, wo Wolfgang sein siebentes Jahr vollendete, begann König Friedrich von Preußen durch seinen Einfall in Sachsen jenen Krieg, der späterhin als der Siebenjährige vor andern berühmt wurde. Diesmal nahm das Deutsche Reich sogleich die Sache seiner angegriffenen Glieder Sachsen und Österreich auf; auch die Frankfurter Soldaten marschierten also gegen

die Preußen ins Feld. Wohl die meisten Einwohner dieser Stadt aber erklärten sich für den preußischen Heldenkönig, denn die Konfessionsunterschiede waren damals noch die wichtigsten Trennungen unter den Deutschen, und Friedrich galt für den Führer des protestantischen Deutschlands gegen das katholische Haus Österreich. Sodann hatten die Frankfurter, gerade weil sie Reichsbürger waren, viele Beschwerden gegen die Staatsmänner in Wien und deren obersten Herrn, und schließlich wendet bei jedem ungleichen Kampfe der Zuschauer seine Neigung gern dem Tapferen zu, der gegen die Übermacht ein hohes Spiel aufgenommen hat. Eine Minderheit der Frankfurter stand aber auch mit dem Herzen auf der Seite des Reichs; zu dieser Minderheit gehörten die meisten Ratsherren und vornehmlich auch der Schultheiß Textor; er bezeichnete in seinen Schriftstücken den neuen Krieg nur immer als „die dermalige preußische Empörung." Die Stadt war also uneins: in solchen Fällen pflegen die Oberen zu mahnen, daß Jedermann sich nur um seine eigenen Geschäfte kümmern möge.

Die allerunterthänigst- und unterthänigste Devotion und Ehrerbietigkeit, so vor gecrönte Häupter, Potentaten und grosse Mächte, der Rath allhier beständig schuldigst geheget, hat schon in vorigen Zeiten mehrmahlen veranlasset, durch offentliche gedruckte Edicten, bey critischen Weltläuften, allen und jeden hiesigen Burgern, Einwohnern und Schutz-Angehörigen, ernstlich und bey namhaften Strafen, anzubefehlen: in Zusammenkünften und Gesellschaften, sich aller unbedachten, vorwitzigen und gefährlichen, mehrentheils nur aus unzeitigem Eifer und Unverstand herrührenden Discoursen und Judicirens, auch ausgesprengter zum öfteren falsch und unrichtiger Zeitungen, auch deren Propalir- und Weitertragung zu enthalten.

So begann eine öffentliche Aufforderung. Bei gegenwärtigen bedenklichen Zeiten, hieß es weiter, müßten „Burgermeistere und Rath" besonders dringlich anbefehlen, daß ein Jeder sich in Reden, Briefen, anderen Schreibey, auch Drucken des Urteilens über die «Conjuncturen» enthalte: „bei ohnausbleiblicher schwerer Animadversion."

Die Frankfurter Bürger waren aber nicht die Leute, sich das Maul verbieten zu lassen; sie räsonnierten, diskurierten, judizierten und schlugen mit den Fäusten auf die Tische, daß die Wein- und Biergläser hüpften. Durch solche Rede-Scharmützel ward leider auch die Einigkeit sehr gefährdet, in der die Schwiegersöhne des Schultheißen bisher unter einander und mit ihrem Oberhaupte gelebt hatten. Wolfgangs Vater war ebenso preußisch oder vielmehr fritzisch gesinnt, wie Textor kaiserlich. Die Zusammenkünfte wurden ungemütlich.

Vom wirklichen Kriege merkte man zunächst nicht viel. Französische Truppen zogen einige Male durch die Stadt: Das war Alles. Der König von Frankreich half dem Kaiser Franz auf Grund eines Vertrages und angeblich, weil er sich als Gewährleister des Westfälischen Friedens verpflichtet fühlte, für Ruhe und Ordnung in Deutschland zu sorgen.

Im Frühjahr 1758 stellte jedoch der französische Kriegsminister dem Wiener Hofe vor, die Besetzung Frankfurts durch die Franzosen sei notwendig; anders könne man weder für die Verbindungen der Armee

noch für die Treue der Reichsstände eintreten. In Wien aber war man sehr gegen dies Vorhaben; auch verfehlte der Frankfurter Magistrat nicht, sobald er von dem Plane hörte, gegen solche Vergewaltigung der Stadt im voraus Einspruch zu erheben. Die Franzosen fügten sich scheinbar. Aber gegen Ende des Jahres wurde ihnen die Notwendigkeit, Frankfurt zu einem Hauptquartier und großen Waffenplatze zu machen, immer deutlicher. Sie ließen sich nun nicht mehr auf weitläufige Verhandlungen ein, sondern beschlossen, die Stadt durch List in ihre Gewalt zu bringen. Ihr Führer, der Prinz von Soubise, übergab dem General von Wurmser zwölf Bataillone und vier Schwadronen zur Ausführung. Wurmser ließ Ende Dezember durch Kundschafter, worunter auch ein Grenadier-Hauptmann de Thoranc war, feststellen, wie sich das städtische Militär bei Durchzügen fremder Truppen verhielt: sehr viel Vorsichtsmaßregeln wandte der frankfurtische Oberst nicht an, aber man ließ ja auch immer nur ein fremdes Bataillon zum Tore hinein und geleitete es rasch zum andern Tore hinaus. Als Wurmser alle Einzelheiten wußte, meldete er für den 2ten Januar 1759 zwei Bataillone zum Durchmarsche an, eins für den Vormittag, das andere für den Abend. In Wahrheit aber versammelte er eine viel größere Truppenmacht im Süden der Stadt, also vor Sachsenhausen und im Walde. Das erste Bataillon wurde von dem erwähnten Herrn de Thoranc geführt, der in der Stadt schon genau Bescheid wußte. Der frankfurtische Oberst, v. Pappenheim, kam den Franzosen entgegen geritten; er fragte den Hauptmann, ob er da wirklich nur ein Bataillon vor

sich habe; Thoranc behauptete es und machte Ausreden, als Pappenheim sich über die Stärke des Bataillons wunderte; er wurde ins Tor eingelassen. Nun sah Pappenheim sehr bald, daß neue Bataillone nachdrängten; sogleich befahl er den Seinen, das Tor zu schließen, und suchte auch sonst auf's tapferste Einhalt zu tun; aber jetzt war es zur Gegenwehr zu spät. Thoranc ließ in der Stadt die dreißig frankfurtischen Grenadiere, die als Geleit vor ihm her marschierten, entwaffnen. Deren Anführer, der Platzmajor Textor, ein Bruder des Schultheißen, konnte noch schnell zur Hauptwache reiten, um dort Lärm zu schlagen; Thoranc ritt ihm ebenso schnell nach. Die Hauptwache war zum Widerstande bereit; aber dem Hauptmann de Thoranc gelang es, sie zu beschwichtigen. Die Franzosen, rief er, seien ja als ihre Freunde gekommen; wenn sie aber im Zweifel seien, wie sie sich zu verhalten hätten, so brauchten sie nur in den Römer zu schicken, wo der Rat jetzt gewiß schon mit dem Prinzen von Soubise über das gemeine Beste verhandle. Noch ehe der Wachthabende diesen Rat befolgen konnte, bemächtigten sich die nachdrängenden Franzosen aller Thore und der sonst wichtigen Posten. Dann begannen sie sich in der Stadt häuslich einzurichten: das Fußvolk innerhalb der Festung, die Reiterei in den nächsten Dörfern. Siebentausend Mann waren bei den Bürgern einzuquartieren; sie verlangten eine Menge Räumlichkeiten, dazu große Lieferungen an Brot, Mehl und anderen Eßwaren, auch allerlei Befestigungsmittel und nicht zuletzt große Geldzahlungen.

Die Frankfurter waren nun plötzlich nicht mehr die Herren ihrer Straßen und Plätze, ja nicht mehr Herren

in ihren Häusern. Ihre Oberen versuchten durch Bitten und Beschwerden das Übel zu mildern, aber es ließ sich nur wenig ausrichten. Besonders fürchtete man die Anlage von Lazaretten in der Stadt, denn solche Ansammlung von Kranken und Verwundeten vermehrte noch die Seuchengefahr, die jede Soldateska ohnedies mit sich brachte; aber auch auf Lazarette konnten die Gäste nicht verzichten. Ja, die Franzosen mußten ihre Hauswirte und Bundesgenossen immer aufs neue ohne Mitleid auspressen, weil sie von Frankreich her längst nicht das Nötigste erhielten. Eine der Schrauben, die sie anwandten, war die abwechselnde Vermehrung und Verminderung der in der Stadt selbst Einquartierten. Sobald sie aus „militärischen Gründen" noch mehr Soldaten in die Festung zu nehmen drohten, mußten die Bürger fürchten, daß ihnen für ihre Messen und die Meßgäste gar kein Raum mehr übrig blieb; überhaupt hatten die Franzosen es sehr in der Gewalt, den Handel, von dem doch die Einwohnerschaft lebte, zu belästigen oder ganz zu vernichten. Die Preise waren schon vorher hoch gewesen; jetzt wurde es eine arge Teuerung. Bald stellten sich auch französische Geschäftsleute ein, die den einheimischen den Verdienst schmälerten. In ihren Magazinen zeigten sie die neuesten Pariser und Lyoner Waren; so ein Putzhändler nannte sich auf seinem Schilde mit goldenen Buchstaben: marchand de mode de Mad. la maréchalle de Broglio. Sogar Pariser Schuhputzerjungen liefen in den Straßen herum. Die Frankfurter aber hatten von jeher die Franzosen nicht leiden können; schon bei der Krönung Karls des Siebenten hatten sich gerade die Franzosen in der Stadt recht laut und dreist

benommen; damals war der Pöbel sehr gegen sie. „Seh, Das sin aach Franzuse!" hieß es da oft; „mer soll dei Schelme all ins Feur werffe!" Auch jetzt wurde viel über sie geschimpft, und gar nicht leise. Aber noch mehr richtete sich der Zorn des Volkes gegen die eigenen Oberen, denen man vorwarf, sie hätten die Absicht der Franzosen gekannt und ihnen geradezu geholfen, statt die Stadt mit aller Kraft zu verteidigen. Einen ernstlichen Kampf gegen die verbündete Festung, sagte man, würden die Franzosen nicht gewagt haben. Natürlich ward behauptet, diese Oberen seien mit Geld erkauft worden, denn die Bestechung war in jener Zeit auch im Verkehr mit hohen und höchsten Beamten ganz gebräuchlich. Daß die Besetzung der Stadt für ihre französischen Bundesgenossen wirklich unvermeidbar geworden war, bedachten jene Tadler nicht; auch versetzten sie sich nicht in die Gedanken der zu Kaiser und Reich Haltenden, die doch alles für ihre Partei Vorteilhafte begünstigen mußten, damit dem Könige von Preußen Abbruch geschehe. Die sonst so vorteilhafte Lage Frankfurts brachte nun auch einmal eine große Last auf die Schultern ihrer Bürger: Das ist Kriegsschicksal!

Unter den mit Recht oder Unrecht eines sträflichen Einverständnisses mit den Franzosen Beschuldigten war auch der Stadtschultheiß. Textor galt Einigen für bestechlich; noch öfter sagte man seiner Frau nach, daß sie Geschenke annehme. Ob mit Grund: wer wollte Das entscheiden! Wie gesagt, ein böser Vorwurf war Das in jener Zeit gar nicht; die Herren des Magistrats halfen bei Prozessen in Wien und anderwärts fast

immer ihrer guten Sache mit reichlichen Geschenken nach; der Kaiser selbst nahm Geschenke, wenn sie groß genug waren; warum sollten die Herren vom Frankfurter Magistrat nicht auch einmal ihren eigenen Einfluß in solcher deutlichen Weise anerkannt sehen?

Die Bürger aber murrten und erzählten sich Geschichten. Bei dem Zinngießer Göthe, dem Oheim Wolfgangs, erschien eines Tages ein französischer Offizier an der Tür, gab sich als Einquartierung zu erkennen und verlangte Einlaß. Göthe schloß ihm die Tür vor der Nase zu. Er sei Ratsmitglied, erklärte er, und brauche als solches keine Einquartierung anzunehmen. Der Offizier ging und war bald wieder mit ein paar Soldaten da, die ihm die Tür mit Gewalt aufbrechen sollten. Da öffnete Göthe sie von innen, sprang unter das Volk, das sich angesammelt hatte, und schrie vor Aller Ohren: Nicht die Franzosen wolle er verfluchen, wohl aber die Ratsherren der Geheimen Deputation, die diese Fremden hinterlistiger Weise in die Stadt gelassen hätten!

Sein Bruder Kaspar fraß seine Wut still in sich hinein. Bei ihm war an jenem 2ten Januar abends der Hauptmann de Thoranc erschienen, den wir schon kennen, und hatte die schönen Staatszimmer des Hauses, die man sonst kaum zu betreten wagte, für sich genommen. Da dieser Thoranc um das Gelingen der „surprise" sich besonders verdient gemacht hatte, ernannte ihn schon am nächsten Tage der Prinz von Soubise zum königlichen Platzhalter über Frankfurt: »lieutenant du

roy« oder »pour le roy«. Das war nicht soviel wie Gouverneur; es bedeutete aber den zweiten Posten in der Verwaltung bürgerlicher Angelegenheiten durch das Militär; Thoranc war eine Art militärischer Polizeidirektor. Das sonst so stille Haus am Hirschgraben ward jetzt auf einmal ein öffentliches Gebäude, dessen Tür Tag und Nacht offenstehen mußte: eine Schildwache beschützte es statt Schloß und Riegel. Auf dem Flur und der Treppe standen und bewegten sich die Soldaten und auch viele Bürger, die mit Fragen, Bitten und Beschwerden zum Lieutenant des französischen Königs wollten. In seinen Zimmern, oft auch auf dem Flure entschied er dann zwischen den streitenden Parteien. Er hatte einen Frankfurter Leutnant Antoni zum Adjutanten; zumeist benutzte er, um mit den Deutschen zu verkehren, als Dolmetscher einen Lohndiener Diene, der gerade gegenüber wohnte und nun im Götheschen Hause gleichsam dazu gehörte.

Der Herr François de Thoranc war zu seinem neuen Amte sehr tüchtig. Provenzale von Geburt, vierzig Jahre alt, wohlhabend, fein gebildet, vorzüglicher Soldat, stolzen Wesens, stand er erhaben über der canaille und ließ sich durch ihre elenden Streitereien nicht gleichfalls erhitzen. Mit Ruhe und oft mit Witz gab er seine Entscheidungen. Er bekam sogleich den Eindruck, daß in dieser Stadt ein elender Krämergeist herrsche und daß man auch ihn in das gegenseitige Schieben und Schmieren hineinziehen wolle: dafür war er nicht zu haben. Die Franzosen hatten für die Besatzungstruppen eiligst hölzerne Wachgebäude errichtet, und zwar auf Plätzen, wo sie dem Meßhandel sehr im Wege waren; als sie sich bereit erklärten, diese Baracken anderwärts

aufzuschlagen, bot der Rat dem Herrn de Thoranc eine große Summe, daß er selber diese Arbeiten anordne und die Gelegenheit benutze, das halbe Geld in die eigene Tasche zu leiten; aber Thoranc ließ das Geld nicht durch seine Hände gleiten, sondern begnügte sich damit, die neuen Plätze anzuweisen. Später suchte ihm der Rat mit gutem Rheinwein beizukommen; auch diese Fürsorge für seine Gesundheit lehnte er ebenso höflich wie entschieden ab. Er verkehrte nur mit den vornehmsten Bewohnern der Stadt, also großenteils mit Nicht-Einheimischen. Bald stand er in freundlichen Verhältnissen mit den Prinzen und Prinzessinnen der verschiedenen Fürstentümer der Nachbarschaft, mit der Herzogin von Broglio, der Gräfin Gersdorf, der Gräfin Einsiedel, der Frau v. Barckhaus-Wiesenhütten: Diese war seine ganz besondere Freundin. Und er gab selber feine, wenn auch eben nicht große Gastmähler.

Mit den Bürgersleuten, bei denen ihn der Zufall einquartiert hatte, kam er kaum in Berührung; auch seine Küche hatte er besonders. Der Hausherr zeigte sich ihm als ein mürrischer Philister, und die Hausfrau war weder hübsch, noch in seinen Augen gebildet; sie fing eben erst an, einige Brocken Französisch zu erlernen. Jedenfalls standen sie weit unter der Gesellschaft, in der er sich bewegte.[1])

[1]) Es sind viele Niederschriften Thorancs über diese Jahre ans Licht gekommen, auch viele an ihn gerichtete Briefe, die seinen Aufenthalt in Frankfurt betreffen. Darin wird des kaiserlichen Rats Göthe nie Erwähnung getan. Seine Frau kommt einmal in einem Briefe der Frau v. Barckhaus als „Ihre Hauswirtin" vor; daran knüpft sich eine spöttelnde Äußerung, die der Herausgeber nicht mitteilen wollte. Vgl. Schubart, Goethes Königslieutenant, S. 151.

Bei Kindern legt man gesellschaftlich einen andern Maßstab an; vermutlich war der stolze Provenzale von Anfang an ziemlich freundlich gegen den zehnjährigen Wolf und die neunjährige Kornelia. Das kleine Mädchen hatte schon ziemlich gut französisch schwätzen gelernt; der Knabe benutzte jetzt die so bequeme Gelegenheit, seine Anfänge zu verbessern. Mit der Dienerschaft und dem Dolmetscher des neuen Hausgenossen war noch leichter Freundschaft geschlossen. Nicht selten bekamen die Kinder vom Koch oder vom Herrn selber gute Bissen von der Tafel. Noch im Alter erinnerte sich Goethe, daß er auf diese Weise Gefrorenes kennen lernte und daß seine gute Mutter diese Nachtisch-Leckerei zuerst wegschütten wollte, weil sie nicht glaubte, daß gezuckertes Eis eßbar und bekömmlich sei.

Besonders mußte es den Knaben erfreuen, daß er jetzt den ganzen Tag wie in einem Schauspielhause lebte. Immer neue Menschen zeigten sich, oft sehr erregte und redselige, Deutsche und Franzosen, Bürger und Soldaten, Verhaftete, Ankläger, Beschuldigte, Freigesprochene, Bestrafte; immer neue Romane entwickelten sich in nächster Nähe. Die feinsten Herren und Damen der Stadt kamen vorgefahren und stiegen die Treppe herauf. Auch die Höchstkommandierenden der Franzosen zeigten sich öfters: der Prinz v. Soubise, der Marschall v. Broglio, der General Wurmser. Und im Herrn de Thoranc selber prägte sich dem Knaben zum ersten Male das Bild eines vornehmen Offiziers, eines wahrhaften Herrn, ein.

Als der Winter zu Ende ging, ward es offenbar, daß die Franzosen wirklich aus guten Gründen in dieser Stadt ihren Hauptwaffenplatz eingerichtet hatten. Die Truppen der preußischen Partei rückten heran, angeführt von Herzog Ferdinand von Braunschweig, der für einen großen Heerführer galt. Die Franzosen erwarteten ihre Feinde bei Bergen, eine Meile vor Frankfurt. Am Charfreitag, den 13ten April, kam es zur Schlacht. Die Frankfurter rechneten allgemein auf eine Niederlage ihrer Gäste; sie erinnerten sich noch wohl, wie schmählich diese Franzosen sich bei Roßbach hatten schlagen lassen, und was man wünscht, erwartet man gern. Die Schlacht wurde sehr blutig; viele Bürger suchten sie von weitem zu beobachten; der Knabe Wolfgang, dem der Vater befohlen hatte, zu Hause zu bleiben, stieg doch wenigstens auf den obersten Boden, um das Schießen noch besser zu vernehmen. Bald kamen viele, viele Fuhren mit Verwundeten in die Stadt gefahren, und am Abend wußte Jedermann: der Herzog von Broglio und seine Franzosen hatten gesiegt.

Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben,
Hat Ludwigs tapfres Heer die Rettung uns erworben:

so ließen es die Kaiserlich-Gesinnten in der Reichs-Oberpostamts-Zeitung drucken; sie hatten wohl Grund zu großer Freude, denn bei einem Siege der Preußen wären sie zuerst von ihren eigenen Landsleuten mißhandelt worden.

Die meisten Bürger aber knirschten mit den Zähnen, daß sie das verfluchte französische Volk nun noch länger behalten mußten. Sehr schwer empfand es Rat Göthe, daß er nun auch fernerhin in seinem Hause wie ein Gefangener eingeengt blieb.

Schon vor der Schlacht hatten die Franzosen zur Vermehrung ihres Vergnügens sich eine Schauspielertruppe gewünscht; nun, da sie noch auf lange Zeit sich hier einrichten konnten, mochten sie erst recht nicht auf diese Unterhaltung verzichten. Noch im April begannen die Vorstellungen; zwei Schauspieler aus Metz waren die ersten Unternehmer; ein passender Saal fand sich im ‚Junghof'. Rat Göthe hatte nun auch den neuen Verdruß, daß sein zehnjähriger Sohn, der vom Großvater-Schultheiß her mit freiem Eintritt begünstigt wurde, regelmäßig dies Theater besuchte: als bequeme Gelegenheit zum Erlernen der unentbehrlichen französischen Sprache mußte Jederman es gelten lassen. Anfangs verstand der Knabe von den Reden der Komödianten so gut wie nichts, zumal im schnell gesprochenen Lustspiel; aber da er von Natur aufmerksam war, so beobachtete er um so schärfer das Mienenspiel, die Bewegungen und alle sonstigen Vorgänge auf der Bühne. Die Komödien in Versen waren etwas leichter zu fassen; noch mehr die Tragödien; bei ihnen kannte der Knabe oft schon die Fabel oder er konnte in der Bibliothek seines Vaters den Text nachlesen. Bald sah und hörte er auch manches Stück zum zweiten oder dritten Male: Das half gewaltig zum Verständnis. Er lernte das Französische fast so, wie man die Muttersprache sich aneignet: durch

vieles Hören, durch Nachplappern des Verstandenen und Unverstandenen, durch immer besseres Eindringen in den Sinn des Gehörten und Gelesenen.

Die ersten Prinzipale dieses französischen Unternehmens, L'Hote und de Versac, kamen nicht auf ihre Rechnung; nach anderthalb Jahren, im Dezember 1760 gaben sie den Kampf mit ihren Gläubigern auf. Ihr Nachfolger jedoch, ein beliebter Schauspieler Baptiste Renaud, konnte es besser aushalten; die vornehme Welt der Stadt machte sein Theater zu ihrem Treffpunkt; die Offiziere der Besatzung waren die Stammgäste. In einem nahen Gebäude desselben „Junghofes" wurde ein Café eingerichtet: damals etwas ganz Neues. Hier begegneten sich Schauspieler, Schauspielerinnen, Offiziere und die sonstigen Besucher des Theaters. Die Frau des Direktors war eine schöne Frau von leichten Sitten, und solche leichten Sitten setzte man damals bei allen Komödianten und Komödiantinnen voraus. Kurzweilige Liebschaften: sie waren für Viele im Theatertreiben die Hauptsache. Es scheint, daß der Knabe Goethe mit elf, zwölf, dreizehn Jahren auch in das Treiben im Café Fremont schon Einblicke tun konnte. Sicherlich bemerkte er bei diesen Schauspielern ganz andere eheliche und hauswirtschaftliche Verhältnisse, als er sie in seiner ehrenfesten bürgerlichen Umgebung bisher gekannt hatte; auch wurde er mit Schauspielerkindern bekannt, deren Gespräche ihn Blicke in eine andere Welt tun ließen.

Der oberste Aufseher dieser Bühne war der Herr de Thoranc, dem ja nun die Fürsorge für die Ordnung in der ganzen Stadt anvertraut war. Er nahm sich

aller seiner Geschäfte vortrefflich an. Nach militärischer Art griff er kräftig durch, wo bisher der Schlendrian geherrscht hatte; vor seinen kurzen Befehlen verschwanden die Kompetenz-Streitigkeiten, die sonst manche nötige Verbesserung immer wieder hemmten. Zum Beispiel war die Feuersgefahr gerade in diesen sehr engen, winkligen Gassen mit ihren vielen Holzbauten sehr groß; also hätte man längst die Fackeln verbieten sollen, womit sich die Vornehmen bei Dunkelheit den Weg erhellen ließen, und ebenso die Fackeln, die vor den hölzernen Meßbuden des Abends zu brennen pflegten. Der Magistrat hatte ja auch schon längst eine Anzahl Straßenlaternen aufstellen lassen, aber von Diesen sagten die Spötter, sie seien nur bei Tage sichtbar. Jetzt befahl des Königs Lieutenant, daß diese Laternen regelmäßig angezündet würden. Ebenso sorgte er für Sauberkeit der Straßen, für regelmäßige Abfuhr des Kehrichts, für Reinhaltung der Bürgersteige und Gossen, überhaupt für eine bessere Gesundheitspolizei. Eben weil durch die Besatzung die Seuchengefahr vermehrt wurde, nahm er es ernst mit solchen Maßregeln. Ebenso ging er gegen die Spielhäuser und gegen das Dirnenwesen streng vor, damit die Liederlichkeit einigermaßen in Grenzen blieb. Der Rat und die Bürger halfen ihm bei seinen nützlichen Bemühungen sehr wenig; die Einen ärgerten sich, daß ein Fremder statt ihrer regierte und von heute auf morgen Übelstände abschaffen wollte, wogegen sie sich schon seit vielen Jahren bedächtiglich bemüht hatten; Andere fürchteten persönlichen Nachteil von der Beseitigung alter Mißbräuche, und wieder Andere haßten die Franzosen viel zu sehr, als daß sie Wohltaten aus

ihrer Hand annehmen mochten. Thoranc bekam also keine bessere Meinung von den Frankfurtern. Er erlebte immer wieder, wie sie vor allen Dingen auf ihre Privilegien erpicht waren und welche Schwierigkeiten sie machten, wo ihnen eine Verbesserung anempfohlen wurde. Nur wenn man sich auf das ihnen wohlbekannte Gebiet des Feilschens, des gegenseitigen Händewaschens begab, wurden sie hellhörig. „Daran erkennt man den Krämergeist" schrieb er nieder; „man kann sagen, daß keine andre Art Geist sich in dem Verhalten des Magistrats offenbart; man bemerkt keine Erhebung zu höheren Ansichten, keine Noblesse."

Auch sein Hauswirt fuhr fort, ihm zu grollen; sed vana sine viribus ira wird der Kaiserliche Rat sich als gelehrter Mann selber oft gesagt haben: er mußte die Faust in der Tasche ballen. Wenn er sich beschwerte, er habe nun lange genug die Einquartierung gehabt, fand er auch bei der einheimischen Obrigkeit kein Gehör.

Selbst durch die gemeinsame Liebe zur bildenden Kunst kamen die beiden Männer des Hauses einander nicht näher. Thoranc hatte beim ersten Eintritt in seine Zimmer die nicht wenigen neuen Gemälde bemerkt und sich sogleich sagen lassen, daß deren Urheber in der Stadt und Nachbarschaft wohnten und diese Bilder auf Bestellung des Hauswirts gemalt hatten. Das war ihm wichtig. Sein älterer Bruder Albert, der Haupterbe des Familienbesitzes, baute sich eben damals in dem gemeinsamen Heimatsorte, dem Städtchen Grasse, ein neues Haus; ein Teil der Zimmer sollte nach damaliger Sitte völlig mit Bildern — statt Tapeten — bedeckt werden: die Wände, die Flächen über den Türen,

François de Thoranc

Wolfgang als Modell

Ausschnitt aus einem Gemälde von J. K. Seekatz

ja die Füllungen der Türen. Aber an Ort und Stelle fehlten die Maler. Der jüngere Thoranc ließ nun sogleich die Frankfurter Künstler zu sich kommen, besah ihre mitgebrachten Proben und überzeugte sich von ihrer Bereitwilligkeit, seine Aufträge rasch und nach Vorschrift auszuführen. Das berichtete er seinem Bruder, und Dieser sandte ihm nun die ausdrückliche Bestellung, alle nötigen Bauzeichnungen und Maße beifügend. Alsbald gingen die Frankfurter Künstler ans Werk; zum Teil arbeiteten sie im Götheschen Hause; jedenfalls mußten sie dort in einer gemeinsamen Werkstätte ihre Arbeiten vorzeigen, sie in den Maßen und im Zusammenstimmen prüfen lassen. Ein helles Giebelzimmer der Mansarde, über das Wolfgang bisher verfügt hatte, wurde ihnen eingeräumt. Sie hatten teils kleine, teils sehr große Ölbilder auf Leinwand anzufertigen, die nicht in Rahmen kommen, sondern an ihrem Orte durch kleine einfache Stäbe oder verziertere Leisten eingefaßt werden sollten; die größeren Bilder wurden in Teilen, auf „Bahnen“, wie man sie bei Tapeten hat, zu handlicher Verwendung hergestellt. Die Frankfurter Maler, die in Betracht kamen, waren Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel und Juncker; noch besser als sie gefiel der im nahen Darmstadt wohnende Johann Konrad Seekatz. Sie alle waren Freunde oder gute Bekannte vom Rat Göthe; aber dieser Kunstfreund hielt sich jetzt von ihren neuen Arbeiten so fern wie möglich. Um so eifriger trieb sich sein Wolfgang um die Künstler herum, machte Bestellungen, erwies ihnen hundert kleine Gefälligkeiten, unterhielt sie mit seinen lebhaften Reden, äußerte seine Eindrücke von ihren Bildern und deren

Einzelheiten und half ihnen mit Rat und Anregung. Wirklich, auch Das konnte der frühreife Knabe manchmal tun; er hatte eine noch ganz frische und auch schon erstaunlich große Kenntnis aller biblischen Geschichten und vieler griechischen und römischen Götter- und Heldensagen; daher konnte er oft vor Anderen erkennen und deuten, was auf älteren Bildern dargestellt war; daher konnte er anderseits seinen Malerfreunden nahe legen, was sie jetzt zu ihren gegenwärtigen Zwecken verwenden könnten oder auf ihren Bildern anbringen müßten. Im Alter erzählte Goethe, daß er schon in dieser Knabenzeit einen umständlichen Aufsatz verfertigt und darin zwölf Bilder beschrieben habe, wodurch ein Maler das Leben Josephs stufenweise darstellen könne; von diesen Bildern seien einige ausgeführt worden. Und in der Tat: vier solche Josephs-Bilder sind noch heute vorhanden, und eins davon, das den Knaben darstellt, den seine bösen Brüder an die Midianiter verkaufen, legt den Gedanken nahe, daß der Maler Trautmann den Wolfgang Goethe zum Modell für seinen kleinen Joseph benutzt habe.[1])

[1]) Die Abbildungen findet man in Martin Schubarts Werke ‚Goethes Königslieutenant'. Schubart hat im Jahre 1876 die in Rede stehenden Bilder der Frankfurter und Darmstädter Maler für Deutschland wieder entdeckt. Sie fanden sich in zwei Häusern zu Grasse und einem nahen Schlosse. Schubart erwarb einen Teil der Bilder; jetzt befinden sie sich im Frankfurter Goethe-Hause. — Ähnlich dem eben erwähnten Joseph sieht auch der Knabe aus, den Seekatz auf einem Monatsbilde ‚April' für Thoranc gemalt hat; offenbar diente auch hier Wolfgang Goethe zum Modell. In beiden Fällen mag er nach italienischen Vorbildern etwas dunkel gehalten sein.

Die Verhältnisse des Königs-Lieutenants mit den Künstlern stimmten den Hausherrn also durchaus nicht freundlicher gegen seinen aufgezwungenen Gast; im Gegenteil nahm er nun auch als Kunstfreund manches Ärgernis an dem Fremden. Schon daß ihm dies Tapeten-Bilderwesen noch mehr Platz in seinem Hause wegnahm, war sehr verdrießlich. Göthe beschwerte sich also auch darüber, indem er wieder einmal von seinem Schwiegervater verlangte, daß Thoranc umquartiert werde. Er solle es nur ruhig hinnehmen, ermahnte ihn der Schultheiß, der immer auf Seiten der Franzosen zu stehen schien. Bald danach war die Verwandtschaft zu einer Taufe bei der Pfarrerin Starck versammelt; die Männer kamen wieder auf diese Sache zu sprechen, und der Schultheiß erklärte sich scharf gegen seinen Schwiegersohn Göthe. Da geriet Dieser in höchste Erregung und wiederholte dem Schwiegervater, was man in der Stadt so oft sagte: daß er von den Franzosen bestochen sei. Er verfluche das Geld, rief Göthe aus, das Textor von den Franzosen genommen, und er verfluche Diejenigen, die sie in die Stadt gelassen! Nun stieg dem Schultheißen gleichfalls die Wut zu Kopfe; er ergriff ein Messer vom Tische und warf es gegen Göthe. Dieser zog den Degen und wollte auf den Schwiegervater eindringen. Aber die Andern warfen sich zwischen die Rasenden, vornehmlich der Pfarrer Claudi, der auch zugegen war.

In den Jahren, wo Thoranc im Hause wohnte, starben drei Kinder darin: der sechsjährige Hermann Jakob, die zweijährige Johanna Maria und ein noch jüngeres Knäbchen, Georg Adolf. Auch diese Trauerfälle brachten den Hausherrn und den Gast einander nicht näher.

Wolfgang und Kornelia aber, die allein übrig bleibenden Kinder des Hauses, beobachteten immerfort mit jugendlicher Wißbegier das Treiben des fremdländischen und vielvermögenden Offiziers. Sie bemerkten gar wohl, daß er in allem Glanze nicht glücklich war; er litt an „Hypochondrie", wie die Leute sagten. Oft zog er sich in sein innerstes Zimmer zurück und war Tage lang für Niemand zu sprechen, was doch ganz gegen seine Amtspflichten lief. Kinder und Volk erklären sich das Rätselhafte gern durch Geschichten; in diesem Falle hieß es, der Herr habe in jüngeren Jahren im Jähzorn eine schwere Schuld auf sich geladen, deren Erinnerung jetzt noch auf ihm laste. Wie Dem auch sei: wir haben heute eine recht prosaische Erklärung für die häufige üble Laune Thorancs. Dieser Mann, der im Hauptquartier Frankfurt seinem Lande einen wichtigen Dienst leistete, der für die Bürgerschaft der Stadt eine der ersten und wichtigsten Personen war und als solche in der vornehmsten Gesellschaft auch behandelt wurde, hatte nur den Rang eines Hauptmanns. Mit fünfzehn Jahren war er Soldat geworden und sogleich als Leutnant eingetreten, wie es den jungen Adligen damals vergönnt war; nach fünfundzwanzig Dienstjahren aber hatte er es noch nicht zum Obersten gebracht! Seine Vorgesetzten und Kameraden schätzten ihn als einen sehr tüchtigen Offizier: Das half ihm nichts, da die Gunst von oben fehlte; es scheint, daß die damalige Herrscherin Frankreichs, Frau v. Pompadour, nichts von ihm hören wollte. Thoranc hatte die Gabe, sich sehr geistreich auszudrücken, sodaß viele seiner treffenden Aussprüche weiter erzählt wurden; vielleicht war es ihm

wie dem König Friedrich von Preußen gegangen, der sich auch durch seine Witzworte gegen mächtige Personen gefährliche Feinde zuzog. Vielleicht hatte Thoranc es auch nur mit einem Günstling der Allmächtigen verdorben. Das Unglück wollte es, daß jetzt in Frankfurt eine Schmähschrift gegen die Pompadour erschien oder verbreitet wurde; Thoranc war nach seiner Meinung sehr eifrig gewesen, sie zu unterdrücken; aber in Versailles dachte man nicht ebenso. Kurz, seine Bitten um Beförderung wurden immer sehr höflich abgelehnt. Das eine Mal antwortete der Kriegsminister: der königliche Stellvertreter in einer so wichtigen Stadt wie Frankfurt bedeute ja viel mehr als ein Oberst; ganz recht, aber Thoranc hatte in diesem Dienste zuweilen mit hohen Offizieren zu tun, die ihm zu verstehen gaben, daß er doch nur ein Hauptmann sei. Er bat also, man möge ihm dann lieber sein Amt abnehmen und ihn als Stabsoffizier ins Kriegsheer zurückversetzen; da war die Antwort: er sei für sein jetziges wichtiges Amt viel zu vortrefflich geeignet, als daß man unnötiger Weise einen neuen Mann anlernen dürfe. Nun, so möge man ihn darin belassen, aber ihm den höheren Rang geben, erwiderte er; aber Das ging nun wieder gegen den Grundsatz, daß Beförderungen nur im Frontdienst stattfinden sollten. Er habe eine gute und ehrenvolle Stelle, ward zurückgeschrieben: damit solle er zufrieden sein. So ging es eine Weile hin und her, immer mit vieler Anerkennung für Thoranc, der den Herzog von Soubise, den Marschall v. Broglio und andere Heerführer zu Gönnern hatte; aber es blieb bei schönen Worten. Schließlich wußte Thoranc nicht

mehr weiter. Er dachte daran, in fremde Dienste zu treten, in dänische vielleicht; die Freunde rieten ihm ab. Endlich nahm er zu seiner Beruhigung einen längeren Urlaub in seine Heimat. Im Juni 1761 verließ er das Haus am Hirschgraben, das zweiundeinhalbes Jahr ihm statt einer Heimat gedient hatte. Er nahm die für seinen Bruder bestimmten Bilder in vielen Kisten mit: zur großen Erleichterung seines Hauswirts, der diese Abreise des ihm verhaßten Mannes als ein großes Glück empfand. Jetzt arbeitete Rat Göthe daran, die Rückkehr Thorancs in sein Haus zu verhindern, und jetzt gelang es ihm; die Quartierherren sahen endlich ein, daß Göthe übermäßig lange in Anspruch genommen worden war, zumal da gerade die Geschäfte des königlichen Stellvertreters viel Unruhe bei Tag und Nacht ins Haus zogen. Thoranc ward also in seiner Abwesenheit umquartiert, und Göthe nahm eiligst einen bürgerlichen Mieter, den Kanzleidirektor Moritz, in seine Staatszimmer, damit das Haus für voll besetzt gelten mußte.

Als Thoranc zurückkehrte, erlebte er in Frankfurt noch einiges Gute. Die Herren im Magistrat erkannten seine Verdienste um die Stadt mehr und mehr an, und da der seltene Mann Geld und Geldeswert ablehnte, so kam man auf den Gedanken, für ihn vom deutschen Kaiser seine Erhebung in den Reichsgrafenstand zu erbitten und die Kosten dafür zu übernehmen: denn Dergleichen war nicht zum wenigsten eine Geldsache. Das ließ sich Thoranc gefallen, und vom Januar 1762 war

Die Familie Goethe 1762

Von J. K. Seekatz

er ein deutscher Graf. Bald danach ernannte man ihn in Versailles zum Oberstleutnant, und schon im nächsten Jahre stieg er sogleich zum Generalmajor auf, so daß er also den lange angestrebten Rang eines Obersten niemals inne hatte.

Gegen Ende des Krieges ward die Zahl der französischen Truppen in Frankfurt allmählich herabgemindert; zuletzt blieb nur noch das Regiment Elsaß. Am 23sten und 25sten Februar 1763 zogen auch dessen vier Bataillone ab. Das französische Theater Renauds blieb noch bis zur Ostermesse.

Graf Thoranc stand auch nach dem Kriege noch einige Zeit mit den Künstlern in Frankfurt und Darmstadt in Geschäftsverkehr, wobei auch le jeune Goethe zuweilen die Briefe las und seine Meinung dazu gab. Mit den Vornehmsten der Stadt hatte er noch länger einigen Briefwechsel.[1])

[1]) Goethe glaubte im Alter, Graf Thorane — so schrieb und sprach er den Namen irrtümlich — sei in noch jungen Jahren als Gouverneur einer französischen Kolonie in Westindien gestorben. In der Tat wurde der Graf zum Gouverneur von Sankt Domingo ernannt. Dort starb er jedoch nicht; er wurde vielmehr noch königlicher Stellvertreter in Perpignan, auch maréchal de camp und Kommandant der Provinz Rousillon. In den Ruhestand getreten, zog er nach Grasse, wo er von seinem Bruder einen Teil der Frankfurter Bilder erwarb und sich noch verheiratete. Er starb 1794, vermutlich als Aristokrat: d. h. als ein Opfer der Guillotine. — In seinen Briefen nach Frankfurt wird Niemand aus der Familie, wo er so lange wohnte, erwähnt; in einem Briefe des Dolmetschers Diene taucht Wolfgang einmal als le jeune Goethe auf.

Sechstes Kapitel
Die Ortsgenossen

Manchmal streifte Wolfgang in den Gassen herum, allzu scheu, um sich mit den Leuten gemein zu machen, aber von großer Wißbegier angetrieben. Auf die Stadtmauer und ihre Türme konnte man nur durch Gunst gelangen; Wolfgang und seine Kameraden erbaten oder erkauften sich die Erlaubnis, auch von dort herab die Vaterstadt zu besehen. Sie blickten in kleine und große Gärten und Höfe, in die Fenster und Luken der Häuser und Nebengebäude; sie sahen mancherlei Menschen bei den verschiedenartigsten Geschäften, machten ihre Glossen und nahmen neue Gedanken mit nach Hause.

Das fremdartigste Stückchen Welt für solche jungen Entdecker war die Judengasse, in der seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts alle Israeliten der Stadt wohnen mußten. Diese lange Gasse, die man sich als den achten Teil eines Kreisbogens denken kann, war hinter der altstädtischen Mauer auf einem ausgetrockneten Stücke des Wallgrabens errichtet; sie war aber auch gegen die Neustadt durch eine Mauer abgeschlossen, also zwischen beiden Teilen der Stadt eingezwängt. An ihren beiden Enden hatte sie Tore, die zur Neustadt führten; in ihrer Mitte wurde durch ein drittes Tor eine Verbindung mit der Altstadt hergestellt. Diese Tore waren nur bei Tageslicht geöffnet; bei

Nacht mußten alle Juden in der Gasse sein. Sonntags durften sie erst heraus, wenn die christlichen Nachmittags-Gottesdienste zu Ende waren. Ursprünglich war der ihnen zugewiesene Raum groß genug gewesen; aber diese Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs vermehrten sich noch nach der alten Weissagung, sodaß es bald in der Gasse von Großen und Kleinen nur so kribbelte. Die Feuersgefahr war hier also noch ärger als in der christlichen Stadt; einmal brannte die ganze Gasse ab; da wurden die vormals niedrigen Häuser sehr hoch wieder aufgebaut, und die Hinterhäuser an den sehr engen Höfen zum Teil noch höher. Man erzählte sich, daß in diesen Häusern zu den obersten Räumen nur Leitern führten: müsse sich ein Jude vor einem eindringenden Feinde flüchten, so eile er unter das Dach und ziehe die Leiter hinter sich herauf. Auch hieß es, die Keller seien zum gleichen Zwecke, die Flucht zu ermöglichen, durch Öffnungen miteinander verbunden; für gewöhnlich seien diese Auslässe zu den Nachbarn durch Schränke oder Kästen verstellt. Nummern hatten die sehr schmalen, hohen Häuser nicht, sondern statt ihrer über der Tür geschnitzte oder gemalte Hauszeichen, als da waren: ein Bär, ein Löwe, ein „Haas“, ein Hirsch, ein Strauß, ein Stern, eine Sichel, ein schwarzes oder grünes oder rotes Schild usw. Fragte man also, wo Amschel Moses wohne, so hieß es: im Roten Schild. Und diese Hauszeichen wurden allmählich zu Namen der Familien.

Es lebten in den anderthalbhundert Häusern der Gasse etwa zweitausend Personen, aber wenn man hinsah, schienen es noch viel mehr Menschen zu sein: so

lebhaft ging es vor den Augen und Ohren zu. Sie wohnten höchst ungesund, mit ganz wenig Luft und Licht, im größten Schmutz und Gestank: Das schien ihnen wenig auszumachen. Sie hatten ihre eigene Sprache, das Judendeutsch, ihre eigene Kleidung — gewisse Abzeichen waren ihnen sogar vom Rate vorgeschrieben — ihre eigenen Sitten. Ihre Männer ließen die Bärte wachsen, was bei den Christen nicht üblich war. Der Pöbel foppte und mißhandelte sie sehr viel. Jeder Gassenbube konnte einen alten Juden beim Barte packen und ihm befehlen: „Judd', mach' Mores!“ Dann mußte der Jude vor dem Buben den Hut ziehen. Es hatte eben die ganze christliche Bevölkerung einen Abscheu vor diesen Fremdlingen. Goethes Großoheim v. Loen, ein aufgeklärter Schriftsteller, verdammte um 1740 alle Grausamkeiten gegen sie, aber auch er spricht verächtlich von der Gasse: „Alle diese feuchten Wohnungen, welche die Sonne nicht würdiget, mit ihren Strahlen zu bescheinen, sind mit unsauberen Figuren angefüllet, die in ihrem Unflat herum grabeln, wie die Frösche in den Morästen.“ Und: „Fragt man, wovon sich dieses alte Überbleibsel der zwölf israelitischen Stämme nähret, so heißt es: von Betrug. Es ist hier die rechte hohe Schule von dieser Wissenschaft, und wann anders Witz und Trug und List unter die Verdienste des Verstandes gerechnet werden, so kann man solche diesem verschmitzten Volke nicht streitig machen, denn es treibet solche bis zur Vortrefflichkeit. Doch gibt es auch noch ehrliche Juden, welche an die zehen Gebote glauben.“ Ein anderer Verwandter der Göthes und Textors, der Advokat Dr. Kölbele, der gleichfalls als Schriftsteller

auftrat, war erst recht ein Judengegner; dagegen machte sich der am Hirschgraben der Familie gegenüberwohnende Sebastian von Ochsenstein, ein Sohn des vormaligen Schultheißen, dadurch am meisten als Sonderling berühmt, daß er immer die Partei der Juden nahm und fleißig mit ihnen verkehrte.

Fast alle Juden waren Händler; sie verhandelten namentlich Alles, was zur Kleidung gehört, an die Fremden in den Gasthöfen und an Bürger, von denen sie in die Häuser gerufen wurden. Ihren größten Gewinn aber zogen sie aus Christen, die von den verachteten Hebräern Geld zu leihen kamen. Sie pflegten vom Gulden auf die Woche 2 Heller Zinsen zu nehmen. Das schien dem Borger nicht viel, aber Andere rechneten aus, daß ein auf diese Weise ausgeliehener Gulden mit Zins und Zinseszinsen in 20 Jahren auf 51 854 Gulden anwachse. Man fügte dann hinzu, daß die Juden solchen Wucher trieben, weil sie die Arbeit scheuten. Der Vorwurf, daß sie von Betrug lebten, rührte aber namentlich von ihrem Geldhandel her. Es waren damals gar viele Münzsorten gang und gäbe, deren Metallwert dem aufgedrückten Stempel bald mehr, bald weniger entsprach. Kundige Leute konnten also durch Auszahlung von schlechterem Geld gegen besseres einen Gewinn machen, und dieses Gewerbe wurde in Frankfurt stark betrieben, weil hier der Geld-Umlauf für gewöhnlich schon groß war, in den Messen aber aufs höchste stieg. Das „Kippen und Wippen“ war auch noch üblich, nämlich das Abfeilen oder Abbrechen von guten Münzen, die dann bei vermindertem Werte die alte Aufschrift behielten. Das bessere Geld,

das die Wechsler an sich zogen, ließen sie einschmelzen oder verkauften es nach außerhalb an solche Münzgießereien, die schlechtes Geld daraus machten. All dieser Unfug war vom Reiche aus streng verboten; dennoch gab es in Goethes Kindheit in Frankfurt rund fünfzig Wechseljuden, die davon lebten. Sonderbarer Weise war es auch ein Frankfurter Jude, Mayer Amschel Flörsheim, der sich über diese Vergehen am meisten aufregte und die Hauptschuldigen zuerst dem Rate, sodann dem Kaiser angab. Er blieb nicht ungehört, denn der Kaiser Franz der Erste verstand in Geldsachen keinen Spaß, war er doch, weil er Handelsgeschäfte über Alles liebte, im Nebenberuf selber Bankier. Er beschuldigte den Frankfurter Magistrat einer sträflichen Nachsicht gegen die Schuldigen und sogar einer Begünstigung dieses verderblichen Münzhandels. Dann sandte er eine eigene Münz-Lokal-Kommission nach Frankfurt, die der Stadt sehr viel Geld kostete; auf deren Vorschläge wollte nachher der Kaiser über den Geldverkehr so strenge Vorschriften für Frankfurt geben, daß es keine Handelsstadt mehr hätte bleiben können. Es kam zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Senate, der diesmal auch die Bürgerschaft hinter sich hatte; der schließliche Ausgang war ein ganz unerwarteter. Als nämlich der Magistrat den Kampf verloren glaubte und die sehr harten Wiener Vorschriften nun in Kraft treten sollten, gaben die größten Bankiers der Stadt, Gebrüder Bethmann, v. Olenschlager und Kompagnie, v. Franck und Perret bekannt: unter diesen Umständen müßten sie ihre Kassen und Kontore schließen; andere Handelshäuser gaben darauf die gleiche Erklärung ab. Die

Kaiserliche Kommission wollte nun sogleich die Häupter dieser Bankhäuser als Aufrührer behandeln; da trat aber der französische General du Mesnil dazwischen, denn Dies geschah im August 1760, als die Franzosen sich hier schon heimisch gemacht hatten. Das ganze französische Heer in Deutschland bezog seinen Sold aus Paris durch Wechsel über die Frankfurter Bankhäuser; die französischen Generäle konnten sich überhaupt nicht gefallen lassen, daß der Frankfurter Handel lahmgelegt wurde. Nun begannen diplomatische Verhandlungen zwischen Wien und Paris; die Franzosen verlangten, daß diese strittige Untersuchung und Ordnung des Münzwesens bis nach Friedensschluß verschoben werde, und schließlich mußte der deutsche Kaiser, nachdem er in dieser Sache einmal sehr kräftig aufgetreten war, nachgeben. Im Dezember 1761 rief er seine Münz-Kommission aus Frankfurt ab: „zur mündlichen Berichterstattung." Für die Juden hatte zwar keine der drei Parteien gekämpft, aber sie hatten den Vorteil davon.

Diesen Kampf erlebte Wolfgang Goethe schon mit vollem Verständnis mit. Über die Bewohner der Gasse machte er sich aber namentlich deshalb Gedanken, weil er nicht verstand, wieso diese Menschen die Nachkommen der im Alten Testament auftretenden Hirten, Ackerbauer, Helden und Propheten sein könnten. Er teilte den allgemeinen Abscheu seiner Glaubenspartei, aber das Rätselhafte an diesen Fremdlingen war doch auch anziehend, und inmitten des Häßlichen zeigte sich zuweilen Schönes. Der schau- und lernbegierige Knabe hatte keine Ruhe, bis er mehrmals die Gasse durchstreift, die Synagoge

besucht, auch den Festen und Zeremonien der Juden beigewohnt hatte.[1])

---

[1]) Im Mai 1812 sagte Goethe zu dem jüdischen Bankier Simon v. Lämel aus Prag, sein erster Eindruck von diesem Volke sei „ein mehr erschreckender" gewesen. „Die Gestalten der engen und finstren Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich herausgeschrieben hat. Was sich allerdings in meiner frühern Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen." Kurz vorher hatte Goethe in seinen Erinnerungen das Folgende niedergeschrieben: „Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, Etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds ‚Chronik' gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüt. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenturm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie, denn es war nicht etwa durch einen Privatmutwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden. Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie

Die Judengasse (um 1820)

Unter den Christen waren in Frankfurt die Lutherischen obenauf; also waren sie hier die Unduldsamen, wie es anderwärts die Katholiken oder die Kalvinisten waren. Eine gleiche Berechtigung der verschiedenen Glaubensmeinungen und Kultgebräuche wurde in jener Zeit nirgends anerkannt: in der schwächeren Partei sah man allemal die Irrenden und Störenfriede. Wer damals im Besitz alter Vor-

---

ja auch Menschen, tätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Überdies waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Äußerst neugierig war ich daher, ihre Zeremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Überall war ich wohl aufgenommen, gut bewirtet und zur Wiederkehr eingeladen, denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen." —

Wenn Wolfgang den hübschen Judenmädchen draußen auf dem Fischerfelde begegnete — zu den eigentlichen Promenaden der Stadt hatten Juden keinen Zutritt — so ruhte sein Auge auch wohl auf Gutta Schnapper, die einige Jahre jünger war als er. Dies Mädchen, das sich 1770 verheiratete, wohnte ihr Leben lang in der Gasse und erfuhr doch für sich und die Ihrigen ebenso Großes wie Wolfgang Goethe. Sie starb erst 1849 und konnte bis dahin mit ansehen, daß ihr Mann, Maier Amschel Rothschild, und ihre Söhne die größten Geldherren der Erde wurden. Und außerdem erlebte sie, daß ihr einst so verachtetes Volk sehr in die Höhe stieg und gleiche Rechte mit den Christen bekam.

rechte saß, hätte es für die größte Ungerechtigkeit gehalten, wenn er mit den von jeher Benachteiligten gleichgestellt werden und seinen Kindern ein geringeres Maß von Vergünstigungen hinterlassen sollte. Die Frankfurter durften zwar nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens in ihrer Stadt die katholischen Kirchen und Klöster nicht antasten; aber mehr als dieses Daseins-Recht räumte man ihnen nicht ein. Nie wurde ein Katholik in den Rat gewählt, nie bekam einer auch nur das kleinste Amt; selbst beim Nachtwächter wurde vorweg gefragt, ob er lutherisch sei. Katholische Ärzte wurden nicht aufgenommen. In den allermeisten Zünften gab es zwar katholische Lehrjungen und Gesellen, aber keine Meister. Im Jahre 1765 verlangte der katholische Maurergesell Müller das Meisterrecht; er prozessierte bis 1777 darum; dann gab er den Kampf auf. Wenn Katholiken in den städtischen Spitälern krank lagen, durfte sie kein Geistlicher ihres Bekenntnisses besuchen; also gingen sie auch der Sakramente verlustig. Die katholischen Verbrecher mußten sich sozusagen lutherisch hinrichten lassen (wie auch die jüdischen), indem nur ein lutherischer Geistlicher ihnen in den letzten Stunden zur Seelenrettung beigegeben wurde.

Dabei besaßen die Katholiken die schönsten und größten gottesdienstlichen Gebäude. Unter ihren Kirchen war der Dom Sankt Bartholomäi die vornehmste; ihr gotischer Turm war das Wahrzeichen der Stadt. Auch die Liebfrauenkirche, die St. Leonardskirche und andere mehr waren katholisch geblieben; in den Klöstern lebten über fünfzig Karmeliter, Dominikaner und Kapuziner; auch ein Nonnenkloster fehlte nicht.

Übrigens bestand ein großer und auch der wohlhabendere Teil der Katholiken aus ehemaligen Franzosen und Italienern. Die Italiener waren zuerst als Händler mit Südfrüchten gekommen, dann Beisassen und schließlich auch Bürger geworden; genannt seien die Familien Bellino, Cetto, Bolongaro, Brentano und Guaita. Im Ganzen waren jedoch die Katholiken trotz der vielen Geistlichen weder zahlreich noch sonst von Bedeutung. Man habe sie kaum bemerkt, urteilte Goethe im Alter.

Von den Reformierten waren die Ersten um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Frankfurt erschienen: Flüchtlinge aus den Niederlanden und Wallonien, auch aus England. Zuerst waren sie als protestantische Glaubensgenossen freundlich aufgenommen worden; sehr bald aber zeigte sich, daß der größere Teil von ihnen andern Gebräuchen und Lehrsätzen zugetan war, als die Evangelischen in Frankfurt gut hießen, und nun wurden sie als Fremdlinge und Irrgläubige angesehen. Manche dieser eingewanderten Familien behielten noch lange die französische Sprache bei; auch trugen sie noch vielfach französische Namen: de Neufville, d'Orville, du Fay usw. Sie bildeten der Sprache wegen eine Gemeinde für sich und hielten sich zwei französische Prediger. Ebenso hatten die deutschredenden Reformierten ihr eigenes Bethaus und eigene Prediger. Diese Kalvinisten beider Sprachen zeichneten sich durch Fleiß und sittenstrenges Leben aus; sie betrugen sich wie Menschen besserer Art, waren also nicht sehr beliebt. Ihr wachsender Wohlstand erregte Neid. Die Aufgeklärten

unter den Lutheranern versagten ihnen die Achtung nicht; Rat Göthe zum Beispiel vertraute mehreren von ihnen den Unterricht seiner Kinder an. Der Magistrat der Stadt dagegen bewies sich viele Jahre, ja zwei Jahrhunderte lang, sehr feindselig gegen diesen vortrefflichen Teil der Ortsgenossen. Er gestattete ihnen keinen Gottesdienst auf seinem Gebiete, sodaß sie jeden Sonntag in das hanauische Bockenheim fahren und gehen mußten; auch zwang er sie, ihre Trauungen und Kindtaufen durch lutherische Geistliche vollziehen zu lassen. Rats- und Beamtenstellen waren für sie nicht da. Am meisten bemühten sich die Reformierten um die Erlaubnis, in der Stadt selbst Bethäuser zu errichten. Preußen, Holland, England, die Pfalz, Hessen-Kassel und andere Staaten legten Fürsprache für sie ein; aber Nichts konnte gegen den Starrsinn der Frankfurter Ratsherren aufkommen. Auch keinerlei Mitwirkung der gescheuten Reformierten im Stadtregiment wollten die alten Geschlechter zugeben, und so blieben diese Eingewanderten — nicht zum Schaden ihrer Geldkästen — auf den Handel beschränkt. Denn auch in den Handwerken machte man ihnen Schwierigkeiten.

Man verstand unter Religion damals zumeist ein starres Festhalten an den Lehren, Sitten und Vorschriften der Väter. Ein entschiedenes Ablehnen und Abwehren anderer Meinungen galt für frommen Eifer. In der Regel war das Christentum nur ein ehrbares Kleid. „Ich habe" schreibt Herr v. Loen, „so lange ich in der Welt lebe, noch nicht wahrgenommen, daß

unter den Christen eine der äußerlichen Kirchen bessere Menschen gemacht hätte als die andere. Wenn wir unparteiisch die Wahrheit sagen sollen, so taugen wir alle nicht viel. Man siehet die fleißigsten Kirchengänger und die eifrigsten Orthodoxen ebenso schlimm und lasterhaft in ihrem Leben und Wandel sich betragen als Diejenigen, die sie für Ketzer und Irrgläubige halten." Und an anderer Stelle: „Im Kirchengehen und in einigen Zeremonien bestehet unser ganzes Christentum; sonst sind wir nicht ein Haar besser als andere Ungläubige auch. Ja, wir hassen uns einander sogar um einer Religion halber, die wir nicht haben und welche uns lehrt, einander zu lieben." Und ein andrer Frankfurter jener Zeit, der Arzt Senckenberg, klagte: Durch Schuld der Pfaffen sei vom Christentum bei der Mehrzahl seiner Bekenner nur etwas Theorie und Historie übrig geblieben; das Wesen und die Ausübung desselben sei eher bei Heiden wie Pythagoras, Sokrates, Plato, Cicero und Seneca zu suchen.

Dabei waren die Lutheraner, Kalvinisten und Katholiken, die so fremd und feindlich nebeneinander lebten, in den Grundlehren durchaus einig, indem sie alle an das göttliche Weltregiment und die Erlösung durch Christi Tod glaubten. Ein Zweifel an diesen Hauptsätzen wagte sich überhaupt nie an die Öffentlichkeit; die Theologen blickten also beständig auf die unbedeutenden Unterscheidungslehren der Konfessionen. Aber auch die Lutherischen lebten untereinander noch in religiöser Zwietracht. Die Allermeisten hielten sich allsonntäglich zur Kirche; dennoch zerfielen sie in Pietisten und Orthodoxe. Hier in Frankfurt war einst zu Speners Zeit die Bewegung

und der Name der Pietisten entstanden. Der alte Senior Fresenius, dessen Predigten Wolfgang Goethe bis in sein zwölftes Jahr vielmals hörte, war ein gemäßigter Pietist; sein Nachfolger Plitt, vormals Professor in Rinteln, suchte durch gelehrte Predigten schulmäßig zu wirken. Eine allgemeine Achtung genossen die Pietisten keineswegs. „Die guten unter ihnen sind recht gut, die bösen recht bös" urteilte Senckenberg; „ein gutes Herz und ein guter Kopf gehören zur Pietät, sonst ist es Wind und eine Grille. Leute von jener Art sitzen hinterm Ofen und fangen heilige Grillen; sie dünken sich allein weise zu sein, verachten dagegen alle Weltleute, da sie doch auch das Geld lieb haben, einen heiligen Geist exerzieren und beim ersten Anlaß über den Tölpel fallen."

Nicht wenige Fromme sonderten sich aber auch zu Gemeinschaften der Auserwählten ab, wobei ein Teil sich dann noch äußerlich zur Kirche und deren Sakramenten hielt, ein anderer Teil aber allem Pfaffenwesen geradezu feindlich den Rücken wandte. Die Geistlichen — auch Fresenius — kämpften sehr heftig gegen solche Separatisten, Schwärmer und Inspiraten, regten auch in gröberen Fällen die Obrigkeit und den Pöbel gegen sie auf. Die herrnhutische Bewegung hatte auch in und bei Frankfurt Boden gewonnen; im nahen Marienborn, das zu Darmstadt gehörte, war eine Niederlassung erlaubt worden; zu dieser Sekte neigten Manche vom Adel, die großenteils den Grafen Zinzendorff noch selbst gekannt hatten. Viel derber als bei den Aristokraten zeigte sich das Erweckungswesen unter den Handwerkern und sonst in den unteren Klassen; diese Schuster,

Schneider, Sattler usw. lehnten sich mit Geschrei und hitzigem Eifer gegen die Entartung der Kirche und die Laster der Pfaffen und Vornehmen auf; sie forderten einen wahren und reinen Gottesdienst, eine Ausstoßung der Heuchler und Lauen. Zuweilen kam es zu ernstlichen Unruhen, aber solche Erregungen pflegten nach einiger Zeit in sich zusammen zu sinken; ihre Propheten ziehen weiter, oder wenn sie dazu nicht klug genug sind, machen sie die Erfahrung, daß der Reiz der Neuheit aufhört. Schließlich haben die stilleren Vereinigungen, wie die Brüdergemeinde, längeren Bestand. Einzelne Fromme gab es übrigens auch, die sich zu gar keiner Kirche oder Sekte hielten: der Arzt Senckenberg war ein Beispiel. Und ebenso gab es einige Voltairianer, die aus ganz anderen Gründen innerlich zu keiner gehörten; aber Das gaben sie einem größeren Publikum durchaus nicht zu erkennen, wie denn zum Beispiel Goethes ungläubiger Nachbar Sebastian v. Ochsenstein jeden Sonntag sehr auffällig zur Kirche wandelte.

Der Knabe Wolfgang wuchs also unter lauter Menschen auf, die, wie er bemerkte, im christlichen Glauben und Brauchtum zwar nicht völlig einig waren, aber an den Lehrsätzen des Christentums und der Bibel nicht im geringsten zweifelten oder zu zweifeln schienen. Sein Vater war ein aufgeklärter Protestant; seine Mutter hatte pietistische Freundinnen; auch er besuchte alle Gottesdienste. Die größte Wirkung des fleißigen Kirchengehens und Bibellesens war bei ihm jedoch mehr poetisch als religiös; er sah alle diese Erzählungen plastisch und dramatisch vor sich; er gestaltete die alte biblische Welt neu in sich und fühlte sich gedrängt, sie

nach Art der Maler oder der Dichter oder der Schauspieler wiederzugeben.[1])

Die Meinungsverschiedenheiten in Religionssachen wurden in früheren Zeiten in einer sehr deutlichen und derben Sprache behandelt; das Denken und Reden über den Glauben war gleichsam ein Aufeinander-Dreschen mit Knütteln und Keulen. Die abweichenden Lehren des Gegners nannte man Lüge, Betrug, Heuchelei, Schmeichelei,

[1]) Goethe erzählte 1811: „Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder . . . auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichtes genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Er erwähnt dann die Pietisten, Herrnhuter und Separatisten. „Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen, denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien teilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit." An andrer Stelle erwähnt er seine eigene vorwiegend poetische Vorstellung: „Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei: stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. . . . Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging."

Teufelseingebung, Fuchsschwänzerei, List und Tücke; man entrüstete sich zugleich auch über seinen lasterhaften Lebenswandel, sein Fressen, Saufen, Huren und Buben; daß er die Armen bedrücke, die Witwen und Waisen beraube, war eine ausgemachte Sache. Diese altdeutsch-aufrichtige, sehr oft in biblischen Kraftausdrücken sich ergehende Redeweise herrschte in Frankfurt nicht nur bei den religiösen Besserwissern, sondern ganz allgemein, besonders auch in der Unterhaltung über städtische Angelegenheiten. Man sprach also auch von den Obersten der Stadt mit groben Anklagen und nicht selten mit Haß und Verachtung, aber auch Dies gewöhnlich mit biblischen und andren frommen Wendungen. Die Frau v. Barckhausen-Wiesenhütten, die wir schon kennen, drückte einmal dem eben erwähnten Arzte Senckenberg ihr Erstaunen aus, daß dem Schultheißen Textor, der doch soviel Böses getan habe, Alles gelinge und es ihm und seiner Familie gut gehe; Senckenberg erwiderte: Gott gebe diesem Manne und den Seinen Erde, da sie den Himmel nicht hätten und auch nicht bekämen, weil sie ihn nicht haben wollten. Als Textors bester Freund, der Patrizier v. Lersner, manche Jahre der mächtigste Mann im Rat, starb, legte der Senior Fresenius seiner Leichenpredigt den 37sten Psalm zugrunde; in diesem Psalm wird das Treiben und Schicksal der schlimmen Sünder geschildert: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, Der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum; da man vorüberging, siehe: da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden." Der uns gleichfalls bekannte Sebastian v. Ochsenstein schrieb an eben diesen Bürgermeister v. Lersner:

er werde eine Wahl in den Rat nicht annehmen, denn er wolle nicht neben Männern sitzen, die mit Eiden spielten, wie die Buben mit den Klickern. Als dem Arzte Senckenberg eine Ratsstelle angeboten wurde, lehnte auch er es ab und erklärte mit dem Psalmisten: „Wohl Dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen!" Die bösesten Angriffe gegen den Magistrat richtete viele Jahre lang Senckenbergs Bruder Erasmus, den die regierenden Herren selbst in den Senat gewählt hatten. Zum Beispiel behauptete er 1758 schriftlich: acht Ratsherren hätten von den Reformierten Geld genommen, um deren Kirchensache zu begünstigen; die Gemahlin eines im Rate sitzenden Herrn, auf dessen Stimme sehr viel ankomme — damit war der Stadtschultheiß Textor gemeint — lasse sich in allen Gnaden- und andren wichtigen Stadtsachen Geschenke geben, und ein bestimmtes Ratsmitglied habe bei einer Wahl seine Stimme mit hundert Dukaten erkaufen lassen. Dergleichen Beleidigungen ließen sich die Mächtigen nun zwar nicht von kleinen Leuten bieten; aber von andern Mächtigen steckte man sie ein, besonders wenn man annahm, diese Polterer könnten, wenn sie gereizt würden, noch schlimmere Dinge ausplaudern. Dieser selbe Senator Senckenberg beging einst in einer persönlichen Sache, wo er sich höchst niederträchtig benommen, auch noch eine gröbliche Urkundenfälschung; er ward ihrer gerichtlich überführt und dem Magistrat ward anheim gegeben, ihn zu bestrafen: Das unterließ diese Obrigkeit; sie behielt den gemeinen Fälscher sogar als ihr Mitglied! Zwanzig Jahre nach dem Verbrechen entschuldigte sich der Magistrat dieserhalb gegen den Kaiser: er habe „in Hoffnung der

Besserung" das Strafurteil nicht sogleich zum Vollzug bringen wollen! In Wahrheit hatten sich die Patrizier vor den Kenntnissen und Ränken dieses schlechten Menschen gefürchtet, zumal da sein ältester Bruder ein hohes Amt am kaiserlichen Hofe einnahm.

Es ging überhaupt in den oberen Schichten damals wüst zu: in Frankfurt wie anderwärts auch. Ein Geschichtsschreiber der Stadt[1]) nennt das Leben der meisten Gebildeten jener Zeit leer und gehaltlos; um so mannigfaltiger seien ihre Vergnügungen gewesen.

Schmausereien, starkes Trinken, Spielen und geschlechtliche Genüsse waren die hauptsächlichsten derselben und untergruben den Gesundheitszustand wie den Reichtum mancher Familie. Dabei herrschte ein sich überbietender Prunk in Kleidern, Hauseinrichtung und Lebensweise. . . . Es könnten . . . wenigstens vier Patrizierfamilien angeführt werden, in welchen damals je ein Glied durch Ausschweifungen den Verstand verloren hatte. Verführungen, nicht nur von Mädchen der dienenden Klasse, sondern auch von Töchtern vornehmer Familien waren ebenso wie Ehebruch häufig . . . Entführungen gehörten ebenfalls nicht zu den seltenen Vorkommenheiten. . . . Der Verkehr mit lüderlichen Dirnen wurde mitunter öffentlich getrieben. . . . Der Arzt Senckenberg nennt eine ganze Reihe von Mitgliedern des Rates, deren lüderlicher Wandel stadtkundig gewesen sei. Diese Herren und ihre Standesgenossen blieben ungestraft, während ihre Kollegen und sogar sie selbst als Mitglieder des Konsistoriums scharf hinter den Ausschweifungen der geringen Leute waren . . . Auch Kriminalverbrechen der rohesten Art finden sich in den gebildeten Kreisen jener Zeit.

Zum Teil erklärte man diese Sittenverderbnis daraus, daß viele der Vornehmen und Reichen zu ihrer

[1]) G. L. Kriegk, in seinem Buche: ‚Die Brüder Senckenberg'.

Ausbildung oder ihrem Vergnügen nach Frankreich gingen und dann aus Paris die dortige Gott- und Grundsatzlosigkeit mitbrachten. Sie hing aber auch nach dem Satze, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, mit der längst einheimischen Trägheit zusammen: es waren hier ungewöhnlich viele Leute in der Lage, von ihren Renten oder doch ohne erhebliche Anstrengungen zu leben, und sie hüteten sich denn auch sehr vor Mühseligkeiten. Michael v. Loen nennt 1740 die Schönen der Stadt „träge und kaltsinnig"; sie möchten wohl gefallen, „allein die große Gemütsneigungen stören nicht viel ihre Ruhe." Allgemein sagt er von den Frankfurtern:

Leute, die ein wenig Vermögen haben, verabscheuen insgemein die Arbeit. Ja, Einige sind gar so gemächlich, daß sie auch das Spazierengehen für eine Beschwerlichkeit halten, indem man dabei die Füße zuviel beweget. Andere scheuen die Luft, weil sie das Fell verderben soll, oder weil sie sich solche dermaßen entwöhnet haben, daß sie gleich davon Husten und Schnupfen bekommen. Man siehet nicht leicht eine Gegend, die so reizend ist, die Menschen ins Grüne zu locken und die gleichwohl so wenig genossen wird. Die Franzosen bedienen sich dieses Vorteils schon besser; man siehet sie in der Menge auf den Spaziergängen, mittlerweile daß die mehreste vornehme Einwohner dieser Stadt hinter ihren Fenstern sitzen und ihre Zeit mit einem langweiligen Spiel vertreiben.

Hier sind Franzosen gemeint, die nur auf kürzere Zeit am Orte waren; wichtig ist aber die Tatsache, daß alle in Frankfurt seßhaft gewordenen Fremdländischen auch dann, wenn sie gleichfalls von Renten hätten leben können, viel rühriger blieben als die Altdeutschen und

daß sie im Durchschnitt ein sittlicheres, auf die Dauer zuträglicheres Leben führten, so daß ihre Familien durchweg auf ansteigender Bahn fortschritten.

Eine Hauptursache der sittlichen Verwilderung in Frankfurt waren der Zustrom von vielen Fremden, der große Geldumsatz und die Gelegenheit zu leichtem Gewinn, wie sie die regelmäßigen Messen und namentlich auch die sehr ausgedehnten Festzeiten der Kaiserkrönungen mit sich brachten. In einem Briefe Loens wird der Schaden beklagt, der aus den Festen von 1741 schließlich für die Stadt hervorgehe.

Unsre Haushaltungen kosten uns noch zweimal so viel als sonst. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart. Wir affen ihnen ihre großmütige Sitten, ihre höfische Manieren und ihre vornehme Windmachereien nach. Wir haben Lakaien, Kutschen und Pferde, prächtige Zimmer, Gesellschaften, Spiele, Tänze, Konzerten, Familienfeste, Titeln, Gnaden, Rangsucht und ich weiß nicht welche Narrheiten mehr, die man den Höfen kaum zu gut hält, in den Republiken aber von gar schlimmen Folgen sind. . .

Unsere Haushaltungen gehen darüber zu unterst und oberst . . . Alles sucht sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen; Alles buhlt und frißt und säuft unter einander. Alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparsamkeit hat der Henker geholt. . . . Das Gesind kommt dabei selten zu kurz; es stiehlt ehrlich, wo man ihm nichts gibt, denn es hegt die christliche Absicht, den Geiz seiner Herrschaft zu bestrafen. Die Liebe und Unzucht verbindet insgemein die Kutscher, Diener und Mägde unter einander. Gegen solche Banden ist nichts auszurichten.

In allen freien Republiken, fügt der Beschreiber Frankfurts von 1747 hinzu, sei das gemeine Volk schwer in der Ordnung zu halten.

Unzüchtige Weibs-Leute, wenn sie in dieser garstigen Lebens-Art attrapiret werden, müssen in Begleitung der Buben zu ihrer Beschimpfung den Koth-Karn durch die Stadt ziehen. Allein, ob man gleich dergleichen Gesindel mit solcher Straffe zu belegen pfleget, so genießet doch hingegen das Reich des Bachus größere Freyheit. Der Pöbel ergibt sich der Völlerey ungescheut und macht sich eine Ehre daraus, mit andern um die Wette trincken zu können. In den Bier-Häußern höret man nicht selten des Abends ein grosses Lermen und Geschrey der Betrunckenen, und es wird kein Fest-Tag gefeyert, an welchem nicht dem Bacho, der Ceres und der Pomona die gewöhnliche Opfer gebracht werden; denn weil der Rebensafft vor den gemeinen Mann zu kostbar ist, so vergnügt sich derselbe nur mit Bier und Aepffel-Wein.

Blicken wir nach solchen Mitteilungen auf das stattliche Haus am Hirschgraben, in dem Wolfgang Goethe aufwuchs, so erscheint es uns wie eine wohl beschützte, friedliche Festung in einer unruhigen Umgebung. Wohl hatte auch hier der Hausvater sich für ein ziemlich unnützes Rentner-Dasein entschieden, aber bei seiner angeborenen Langsamkeit und Sorgfalt nahmen ihn seine wenigen Geschäfte völlig in Anspruch; er führte in seinem sehr kleinen Kreise das rechtschaffenste Leben; die Zucht von Seidenwürmern schien von seinen Liebhabereien den Seinen die bedenklichste, und sie war auch nicht von Dauer. Er war wohl zu zarten Gemütes und zu gewissenhaft, um in der ruchlosen Welt da draußen einem Geschäfte nachzugehen.

Sein heranwachsender Sohn tat je länger, je mehr Einblicke in die wilde und böse Umgebung. Anziehendes

wechselte mit Abstoßendem und Erschreckendem. Auch ihn konnte dann nach keiner Tätigkeit in der Vaterstadt gelüsten: sah er doch, wieviel Feinde sogar sein vortrefflicher Großvater, der Schultheiß, hatte! Viel angenehmer schien ihm der Beruf eines akademischen Lehrers zu sein, wie er ihn sich nach den Schilderungen seines Vaters dachte.[1])

[1]) In seinen Erinnerungen schrieb Goethe 1812: „Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eigenes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen Etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit Solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden; ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen, denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft."

Und an anderer Stelle: „Religion, Sitte Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Äußere übertüncht als ein schwacher Bewurf manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen!" („Dichtung und Wahrheit", 6.u.7.Buch.)

Daß Frankfurt im Verhältnis zu seiner Größe, seiner Wohlhabenheit und seinem Verkehr gar wenig Kultur hatte, lag zu Tage, und der scharfsinnige Reisende erkannte auch die Hauptursache, nämlich die törichte Absonderung der Konfessionen, Stände und Berufe von einander, wobei namentlich die Weltkunde und sittliche Bildung der kalvinischen Kaufleute dem Ganzen nicht zu Gute kam. Die Geselligkeit ließ auch sonst sehr viel zu wünschen übrig. Man hätte sich geschämt, den Gästen einfache Mahlzeiten anzubieten, und so veranstalteten nur Einige sehr prächtige Gastereien, und die Meisten hielten sich abgesondert. „Zur Ausfüllung der leeren Stunden ist hier das Spiel beinahe die einzige Belustigung, welche denn auch in vollem Maße genossen, indem in Frankfurt entsetzlich hoch und viel gespielt wird." [1])

Auch über die unrepublikanische Titel- und Rangsucht in Frankfurt wurde geklagt. Seit Jahrhunderten war man an die Geltung der alten Patrizier-Familien gewohnt, die im Hause Limburg vereinigt waren: an die v. Glauburg, v. Stallburg, v. Humbracht, v. Holzhausen, v. Lersner, v. Sieverdes, v. Kaib, v. Völker, v. Kellner, v. Fichard, v. Günderrode, v. Bauer, v. Mühlen. Jüngeren Adels waren die Frauensteiner: v. Klettenberg, v. Heyden, v. Barckhausen, v. Bender, v. Bienenthal, v. Uffenbach, v. Orth, v. Grambs usw. Dazu kam nun um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts recht viel ganz junger Adel, weshalb denn die alten Leute der Stadt noch zu erzählen wußten, daß sie die

[1]) Knigge, Roman meines Lebens.

Vorfahren dieser gnädigen Herren als Gewürzkrämer, Essighändler, Kammerdiener, Schuster u. dgl. gekannt hätten! Teils waren diese neuen Aristokraten Rechtsgelehrte, teils Offiziere, teils Bankiers und andere Kaufleute, die sich in Wien den Adel erbeten und erkauft hatten. Als Beispiele seien genannt die Juristen Ochs („v. Ochsenstein"), Olenschlager, Riese, Erasmus Senckenberg und Lauterbach, die Offiziere de Groote, Klauer, Roßler („v. Rosenhayn"), die Handelsmänner Behaghel und Olenschlager, die Bankiers Bethmann-Metzler, de Neufville, d'Orville, Gontard und Franc, der Apotheker Rühle („v. Lilienstern"), der Legationsrat du Fay, Sohn eines Handelsmanns, der Rat Passavant, ein Raumburg, ein Seidenfabrikant Firnhaber (v. Eberstein) und ein Stetzenberg. „Reiche Kaufleute", sagt der Arzt Senckenberg, der, seinen beiden Brüdern ungleich, den Adel von sich wies, „lassen sich nobilitieren, blasen die Backen auf, lassen sich gnädige Herren nennen. Sie haben sonst die Elle geführt; jetzt tragen sie die Feder auf dem Hut, indem sie die Feder vom Ohr an den Hut gesteckt haben." [1])

Von der Sprache der Frankfurter wissen wir schon, daß sie recht kernig und an solchen Kraftausdrücken, wie man sie aus Luthers Bibelübersetzung kennt, reich

[1]) Es trifft also für seine Vaterstadt nicht zu, was Goethe im 17ten Buche von „Dichtung und Wahrheit" berichtet: „Der Adel war sicher in seinen unerreichbaren, durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben."

war; in allen Schichten zeigten sich die Leute beredt genug, wenn sie „von der Leber weg" oder so „wie ihnen der Schnabel gewachsen war" sprechen durften. Um so mühsamer aber fiel ihnen, wie allen Deutschen jener Zeit, der Gebrauch der Schriftsprache. Die Vornehmen und Gelehrten hatten sich entweder mit dem Lateinischen oder mit dem Französischen in vieljährigen Übungen vertraut machen müssen: für das Deutsche blieb keine Zeit und Aufmerksamkeit übrig; es war ja keine auszeichnende, sondern die gemeine Sprache! Da nun aber die Gelehrten in ihren Schriften, Briefen und Gesprächen das Lateinische und die Vornehmen ebenso das Französische anwandten, so blieb das Hochdeutsche eine ungepflegte, unentwickelte, rohe Sprache. In Glaubenssachen konnte man sich allenfalls an Luthers Bibeltext und an die Kirchenlieder halten: in allem Übrigen aber fehlte es an allgemein bekannten Mustern. Im Lateinischen und Französischen waren die Formen und Formeln, wie man sich auszudrücken hatte, gegeben; wollte Jemand sich dagegen aus der heimischen Mundart zum Schriftdeutschen erheben, wo waren da Vorbild und Regel? Schon bei den einfachsten Dingen zeigte sich die Hülflosigkeit. Im Frankfurter Blättchen empfahlen sich zu gleicher Zeit vier Ammen; die Erste schrieb: „Eine ehrliche Frau sucht Saug-Ammen-Dienst"; die Zweite: „Eine Saug-Amme sucht Dienst zu saugen"; die Dritte: „Zu saugen sucht eine Saug-Amme"; die Vierte: „Eine ehrliche junge Wittib, sucht Gelegenheit bey honetten Leuten eine Saug-Amme abzugeben." Das waren Frauen aus dem niederen Volke; aber wenn die Regenten der Stadt ihre Bekannt-

machungen drucken ließen, so schwitzten sie auch gewaltig, ehe sie die einfachsten Dinge auf eine ihnen richtig dünkende Weise herausbrachten. Im Jahre 1750 war der Magistrat gebeten worden, Nachrichten über einen gewissen Franzosen zu suchen, von dem seine Angehörigen lange nichts vernommen hatten; diese Bitte ward mit folgenden Worten bekannt gemacht:

Demnach Monsieur Johann Baptista Siret, von ansehnlicher Familie aus Toix in Franckreich ohnweit Thoulousa auf denen Spanischen Gräntzen Bürtig, seither der letztern Belagerung Freyburg sich verlohren hat, und dann Ein Hochedler und Hoch Weisser Rath allhier durch ein Schreiben von desgedachten Monsieur Siret seinen nächsten Anverwandten ersuchet worden sich dessen zu erkundigen, Als wird hiermit Jedermänniglich deme von seinem Auffenthalt etwas zuverläsiges bekannt seyn mögte ersuchet, solches Ihro Hochadlichen Gesträng dem Aelteren Herrn Burgermeister fordersamst bekannt zu machen. Publicatum Frankfurt am Mayn den 2 Mertz. —

Zehn Jahre später lautet eine andere städtische Anzeige:

Mit Vorbewust und Einwilligung des Königs Lieutetenant Herrn von Thoranc, wird hiermit jedermänniglich bekannt gemacht, daß der vor denenjenigen Ställen, worinnen derer Herren Frantzosen ihre Pferde stehen, befindliche Mist ohnentgeldlich aufgeladen und hinweg geführt werden kann.

Das also war die Schriftsprache, die der Knabe Goethe von seinen Vorfahren und Landsleuten erbte, und besonders auch von den Juristen und Stadtregenten, in deren Reihe zu treten er bestimmt war! Zunächst aber war auch für ihn das Deutsche Nebensache, denn die fremde Sprache und das abseitige Wissen macht den Gelehrten!

Siebentes Kapitel

Begabt und frühreif

1762—1765

Die Konfirmation erfüllte die Erwartungen des Knaben durchaus nicht. Der vorhergehende Unterricht befestigte sein Katechismus-Wissen, ohne ihm neue Blicke zu geben; nun hoffte er auf ein inneres Erleben durch die erste Beichte und das Abendmahl. Die Beichte dachte er sich als ein wirkliches Eingeständnis der Sünden und Schwächen vor einem ernstlich teilnehmenden, strengen und doch gütigen Beichtvater; aber Alles ging rasch und kalt als bloße Zeremonie vorüber. Für den alten Geistlichen, der ihn in die christliche Gemeinde einführte, war auch er nur ein Schäflein in einer sehr großen Herde.[1])

Dabei war er doch schon ein eifriger Theologe in seiner Art. Die in der Bibel dargestellte Urzeit der Menschheit zog ihn immer wieder an, und immer wieder

[1]) Goethe hat über seine Konfirmation im 7ten Buche von „Dichtung und Wahrheit" im Anschluß an ein sehr auffallendes Lob der katholischen Sakramente berichtet. Sonst haben wir keine Nachrichten darüber. Vermutlich wurde er Ostern 1763 von dem nahezu siebzigjährigen Pfarrer Johann Georg Schmidt, der später auch noch seine Schwester getraut hat, konfirmiert. Fresenius kann mit dem „guten, alten, schwachen Geistlichen" nicht gemeint sein, denn er zeigte sich nie schwächlich, starb auch schon im 57sten Jahre und konfirmierte Ostern 1761 zum letzten Male. Näheres bei Dechent im Goethe-Jahrbuch XI.

hatte er das historische Rätsel vor Augen, daß die verachteten Juden der Gasse von jenen Hirten und Kriegern abstammten. Ihre Sprache war ein Gemisch von deutschen und hebräischen Worten und Wendungen; dies „Judendeutsch“ wurde auch schriftlich, in Briefen, Urkunden, Gelegenheitsgedichten, angewandt; sogar waren in Frankfurt selbst schon mehrere Bücher darin gedruckt worden, und die von einem ehemaligen Rektor des Gymnasiums verfaßte Frankfurter Judenchronik, die der Vater besaß, enthielt viele Proben aus dieser sonderbaren Sprache. Wolfgang wollte auch sie erlernen, und der Vater tat ihm den Willen. Im Frühjahr 1761 nahm Rat Göthe für seinen zwölfjährigen Knaben einen Judendeutsch-Lehrer an, vermutlich einen Übergetretenen. Christamicus heißt er latinisiert im Kassenbuche; es wird ein Frankfurter Sergeant Christfreund damit gemeint sein. Dieser Gelegenheitslehrer malte dem Knaben die hebräischen Schriftzeichen vor, lehrte ihn auf hebräisch zählen: olef, beß, gimmel, dallet usw. und brachte ihm eine Anzahl jüdischer Wörter bei: Schaute für Narr, Kalle für Braut, Chosen für Bräutigam, Lev für Herz, Mischpott für Gericht usw. Danach mögen sie auch etwas zusammen gelesen haben.

Nun wollte Wolfgang aber auch das richtige Hebräisch lernen, damit ihm das Alte Testament sich völlig erschließe. Alle Sprachen fielen ihm ja leicht. Der gute Vater verhandelte mit dem Rektor Albrecht darüber, der dem Gymnasium vorstand und wie fast alle Pädagogen jener Zeit Theologie studiert hatte. Albrecht, ein wunderlicher alter Mann, nahm das Verlangen des

Knaben nur scherzhaft, hatte aber nichts dagegen, daß Wolfgang zu ihm komme und Hebräisch treibe. Also

Rektorwohnung und Gymnasium

pilgerte der dreizehn- und vierzehnjährige Knabe[1]) fleißig zum ehemaligen Barfüßer-Kloster, in dem jetzt das

[1]) Im September 1762 und Mai 1763 schaffte der Vater Bücher an, die zu diesem Fach gehörten. Goethe selber gibt nicht an, in welchem Alter er Albrechts Unterricht genoß.

Gymnasium untergebracht war und auch der Rektor hauste. Der alte Gelehrte ließ ihn wiederum mit dem schwierigen Schreiben, Lesen und Aussprechen des Hebräischen sich abmühen; nur langsam kam man zum eigentlichen Lesen und Erklären der alten Schriften. Der Schüler wollte dann vor allen Dingen den Inhalt dieser Bücher besser verstehen, auch die Widersprüche beseitigt sehen, die sich darin fanden, indem verschiedene Stellen der Bibel untereinander oder mit dem Erfahrungswissen sich nicht reimten. Albrecht war fast ein Freidenker, der lieber im Luzian als in der Bibel las; aber es fiel ihm nicht ein, sich mit dem Knaben in solche bedenklichen Gespräche einzulassen. Er lachte ihn aus, wenn er mit seinen Fragen und Zweifeln kam: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!" Und um ihn nicht ganz leer abzuspeisen, verwies er ihn auf das englische Bibelwerk. Damit meinte er eine deutsche Bibelübersetzung, die seit 1749 in Leipzig herauskam und bis 1763 in zehn Bänden vorlag; hier war dem Texte eine „vollständige Erklärung" beigefügt, „welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener Engländischen Schriftsteller zusammengetragen" war. Dies Werk besaß auch der Vater, und Wolfgang vertiefte sich oft darin. Die Wirkung blieb die alte: gar viele Gestalten des Alten Testaments wurden ihm zum Greifen deutlich.

Wie das Hebräische betrieb man damals auf den Schulen auch das Griechische, nämlich nur als die Sprache, in der ein Teil der Heiligen Schriften überliefert ist. Wolfgang hatte schon mit zehn Jahren die Anfangsgründe gelernt; nun betrieb er es etwas

weiter, indem er die sonntäglichen Evangelien und Episteln auch im Urtexte las: solche lehrreichen Gewohnheiten wurden von seinem Vater gefordert und begünstigt. Die echten griechischen Dichter und Denker aber waren den Gelehrten höchstens dem Namen nach bekannt; also ward auch des Knaben Aufmerksamkeit noch kaum darauf gelenkt.

Das Lateinische dagegen war eine Gebrauchssprache, in der jeder Gelehrte gut beschlagen sein mußte, um die Schriften seines Faches zu verstehen und sich mit andern Gelehrten zu verständigen. Da man das Lateinische wie eine Muttersprache handhabte, so wurden auch die Werke der alten lateinischen Literatur viel gelesen: Terenz, Plautus, Ovid usw. Auch Wolfgang versenkte sich in eine Menge lateinischer Bücher und war jederzeit imstande, seine eigenen Gedanken in der Sprache der Gelehrten auszudrücken. Sein Vater freute sich an solchen Ausarbeitungen und gab ihm wohl auch einen Gulden Belohnung pro oratione latina.

Das Französische, die Sprache der feinen Leute, hatte der Knabe, wie wir wissen, sich in ganz ähnlicher Weise durch ein frisches Darauf-los-gehen angeeignet; er übte es ebenso durch beständiges Lesen. Bücher und Zeitschriften in dieser Sprache kamen ihm oft vor die Augen und reizten durch ihren Inhalt an, sich damit zu beschäftigen. Zum Parlieren war auch oft Gelegenheit. Ein tüchtiger Franzose war der in der Nähe wohnende Pensionatshalter Pfeil, der zu des Vaters besten Freunden und auch zur Verwandtschaft gehörte; er hatte eine Base des Vaters zur Frau. Pfeil hielt

dem Jüngling gegenüber, so gut es ging, auf Grammatik und Korrektheit.[1])

Auch das Italienische wurde noch weiter gepflegt; nicht zuletzt schmeichelte es sich durch Liedlein und Arien ein, die man in guten Häusern trällern und singen hörte. Der Vater besaß den Tasso, den Ariost und andere Dichter, die zum Lesen reizten.

Das Englische aber war damals im deutschen Binnenlande fast unbekannt. Man fing zwar schon an, in der englischen Nation die erste der Gegenwart zu sehen; neben dem Holländer war der Engländer die höchste Gattung Mensch; aber höchst selten zeigte sich in Deutschland ein Bewohner jener Insel, und wenn es geschah, so radebrechte er die allgemeine französische Verkehrssprache. Selbst in der lebhaften Handelsstadt Frankfurt verstanden weder die Gelehrten, noch die Vornehmen, noch die Kaufleute die englische Sprache. Da erschien im Juni 1762 ein junger Theologe, der sich acht Monate in England aufgehalten hatte, und erbot sich, „innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in den Sprachen sei, diese englische zu lehren und ihn soweit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiße weiterhelfen könne." Rat Goethe benutzte die

[1]) In „Dichtung und Wahrheit" heißt es, Pfeil sei bei Goethes Vater „Bedienter, Kammerdiener, Sekretär" gewesen; die Verwandtschaft wird nicht erwähnt. Pfeil heiratete aber schon mit 20 Jahren die um 7 oder 8 Jahre reifere Brauerstochter Walther und gab damals schon als Erwerb den Unterricht im Französischen an. Da er aus Butzbach stammte, muß er vorher ganz besondere Gelegenheiten gehabt haben, die fremde Sprache gut zu lernen.

Gelegenheit, um sich selbst und seine beiden Kinder in den Besitz einer neuen Sprache zu setzen; außer den ersten 5 Gulden im Juli 1762 verdiente sich jener Kandidat Schade im Februar des nächsten Jahres noch einmal 2 Gulden, indem er Fortbildungs-Übungen in diesem lernlustigen Hause abhielt.

Bald nach Schades Fortgange konnten Wolfgang und Kornelia ihre englischen Kenntnisse in der angenehmsten Weise vermehren. Ein paar erste Engländer fanden sich in Pfeils Erziehungsanstalt ein; mit einem davon, Harry Lupton, wurden die Geschwister befreundet; sie übten mit ihm abwechselnd deutsche und englische Unterhaltung. Bald begründeten sie mit noch einigen Andern ein englisches Kränzchen, das reihe-um in verschiedenen Häusern bewirtet wurde.

So war der vierzehnjährige Wolfgang Goethe ein Vielsprachler geworden — ohne in irgend einer Grammatik festen Fuß zu fassen. Natürlich war er stolz auf sein Wissen und Können. Eines Tages kam ihm der Einfall, einen Briefroman in sieben Sprachen abzufassen, nämlich so, daß von sieben Geschwistern Jedes in einer andern Sprache den Andern Bericht erstattete. Ein Theologe sollte ein förmliches Latein schreiben und zuweilen ein griechisches Postskript hinzufügen; ein Kaufmann in Marseille bediente sich des Französischen; ein anderer in Hamburg des Englischen; ein Musiker schrieb italienisch, und das jüngste Glied der Familie hatte sich das Judendeutsch erwählt, während der älteste Bruder ein gutes Deutsch pflegte. Ob viel von diesen Briefen zu stande kam, ist nicht überliefert; vermutlich sagte sich der junge

Polyglottist bald: Et voluisse sat est; und in der Tat, daß er Dergleichen planen konnte, gereichte dem Knaben schon zum Ruhme.

Jedenfalls sah er beständig Bücher in drei oder vier Sprachen und gewann damit auch eine große Kenntnis der alten und neuen Welt. Namentlich wurde er ein Mitbesitzer ihres Schatzes an Erzählungen, Sagen, Märchen und Fabeln. Sein Vater sorgte zuweilen dafür, daß er auch mit Ausdauer und Ordnung las, daß er die langweiligen Bücher, wenn sie eine nötige Belehrung versprachen, und ein angefangenes Werk bis zum Schluß durcharbeitete. So ein Knabe möchte wie ein Schmetterling herumflattern und naschen; die väterlichen Ermahnungen plagten ihn oft, aber zu seinem Segen. Im Frühjahr 1763 fand wiederum eine Kaiserwahl und -krönung in Frankfurt statt, diejenige Josephs des Zweiten; der Vater sorgte dafür, daß sein Sohn alle dabei eintretenden Gesetze und Gebräuche vorweg studierte, sodaß er den Vorgängen dann als ein gelehrter Zuschauer beiwohnen konnte. Wieder einmal war jetzt die Stadt erfüllt von fremden Prinzen und Staatsmännern; auch in den Privathäusern mußten sie aufgenommen werden: bei Göthes wohnten ein kurpfälzischer Kavalier und der württembergische Geschäftsträger Freiherr v. Königsthal.

Bei seinen Ausflügen in die nächste Umgebung fing Wolfgang an, einzelne Ansichten abzuzeichnen: einen Baum, der ihn reizte, einen Turm, eine Ruine. Für ihn war Das ein Spiel, aber der Vater machte Ernst daraus; er besah die Blätter, beurteilte sie, beschnitt die Ränder, zog saubere Umrahmungs-Linien um die Bildchen und hob sie auf. So hielt er es mit allen Talentproben seines begabten Jungen.

Rat Göthes eigenstes Fach war die Rechtsgelehrtheit, die er immer weiter betrieb, obgleich er sich nicht unmittelbar darin betätigte und sich auch nicht unter die Fachschriftsteller zu mischen wagte. Den Wolfgang aber konnte er in der Jurisprudenz unterrichten; schon der Knabe ward in einem kleinen juristischen Katechismus, Examen institutionum imperialium von Hoppe, hieb- und stichfest; auch Struves Jurisprudentia Romano-Germanica forensis ward schon ernstlich vorgenommen.

Aber auch die Bildung zum Weltmann durfte nicht vergessen werden. Da Wolfgang schon fertig Französisch sprach, so blieben nur Musik, Tanzen, Fechten und Reiten zu pflegen. Das Fechten und Reiten lernte er in seinem sechzehnten Jahre, als der Abgang zur Universität bevorstand. Zunächst nur notdürftig. Das Klavierspiel betrieb er unter Kantor Bismann im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten; er lernte ziemlich gut spielen, aber einen sehr starken Trieb hatte er nicht dazu, und der Vater hielt nur bei der Schwester auf eine gründliche Ausbildung im eigenen Vortrag. Die Tanzkunst stand in jener Zeit sehr hoch, sowohl in ihrer Ausübung wie in der Meinung der Tonangebenden; sie wurde von früher Kindheit an den Söhnchen und Töchterchen der besseren Familien eingeübt, nicht selten mit pedantischer Strenge aufgezwungen; man nahm die elegante Haltung und Bewegung und auch die Gewandtheit

in den verschiedensten Tänzen für die Kennzeichen eines höheren Ranges. So darf es uns nicht verwundern, daß der würdige Kaiserliche Rat selber seine beiden Kinder sehr ernsthaft in die Tanzschule nahm und nicht eher nachließ, als bis sie mit Ehren vor der Gesellschaft bestehen konnten. Wolfgang hatte auch Lust und Gabe zum Tanzen, obwohl doch sonst etwas Steifes in seinem Auftreten lag. Als er im Alter an diese Übungen zurück dachte, erzählte er von seinem Vater, daß er beide Kinder „auf das bestimmteste in den Positionen und Schritten" unterwiesen habe.

Als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuett zu tanzen, so blies er auf einer flûte douce uns etwas Faßliches im Dreivierteltakt vor, und wir bewegten uns danach, so gut wir konnten. Auf dem französischen Theater habe ich gleichfalls von Jugend auf, wo nicht Ballette, doch Solos und pas de deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuett genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten; und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Takt meinen Gliedern gemäß und mit denselben geboren war.

Ein vorbildliches Tanzen auf ihren Bühnen zu zeigen, war damals nicht die geringste Aufgabe der Komödianten. Wolfgang konnte auch bei der deutschen Truppe Ackermanns, die im Sommer 1762 in Frankfurt neben der französischen spielte, die Tanzkünstler bewundern. Ackermanns junger Stiefsohn Friedrich Schröder leistete als Tänzer Erstaunliches, und die achtzehnjährige Karolina Schulze zeigte sich nicht bloß in tragischen und sentimentalen Rollen, sondern auch als ernste und komische Tänzerin.

Welche Theaterstücke Wolfgang durch diese Gesellschaft neu oder mit neuem Verständnis kennen lernte, läßt sich nicht sagen. Sie gab solche von den französischen Klassikern, aber auch Neueres: den ‚Hausvater' von Diderot, den ‚Codrus' von Chronegk, ‚Kanut' und ‚Orest und Pylades' von Elias Schlegel, die ‚Poeten nach der Mode' von Weiße, den kleinen Scherz ‚Herzog Michel' von Krüger usw. Auch ein paar deutsche Singspiele nach englischem Vorbilde kamen vor: ‚Der Teufel ist los' und als Fortsetzung ‚Der lustige Schuster'; dazu dann die schon erwähnten Ballette: ‚Das Schäferfest', ‚Die verliebten Bötticher', ‚Die Apfeldiebe', ‚Das Serail des türkischen Sultans', ‚Pygmalion' usw. Nach Ackermanns Fortgange ruhte das Theaterspiel in Frankfurt ein ganzes Jahr. Virtuosen anderer Künste fuhren fort, diese wohlhabende Stadt zu besuchen. Am 25sten August 1763 war die Göthesche Familie unter den Vielen, die von den musikalischen Wunderkindern aus Salzburg angelockt wurden: ein siebenjähriger Knabe Wolfgang Amadeus Mozart und seine zwölfjährige Schwester, Maria Anna, wurden von ihrem Vater vorgeführt. Die Zuhörer und Zuschauer kamen aus dem Erstaunen nicht heraus.[1])

[1]) „Ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich" erzählte Goethe 67 Jahre später. Man muß sich diese ältesten Konzerte als ein An-

Im nächsten Frühjahr, 1764, waren wegen der Kaiserkrönung die musikalischen und theatralischen Darbietungen erst recht zahlreich. Im Junghofe spielte eine französische Gesellschaft unter dem Prinzipal Claude Barizon; in einem aus Brettern aufgeschlagenen Opernhause bei der Kleinen Allee wurden italienische Operetten und Intermezzi geboten, und eine deutsche Schauspieler-

staunen von Kunststücken und Seltenheiten vorstellen; die seelische Aufnahme von Tondichtungen war völlig Nebensache. Die Frankfurter Nachrichten brachten über die hier in Rede stehenden Konzerte unter dem 30sten August 1763 folgende Anzeige: „Die allgemeine Bewunderung, welche die noch niemals in solchem Grade weder gesehene noch gehörte Geschicklichkeit der 2 Kinder des Hochfürstl. Salzburgischen Kapellmeisters Herrn Leopold Mozart in den Gemütern aller Zuhörern erwecket, hat die bereits dreimalige Wiederholung des nur für einmal angesetzten Konzerts nach sich gezogen. Ja, diese allgemeine Bewunderung und das Anverlangen verschiedener großen Kenner und Liebhaber ist die Ursach, daß heute Dienstag den 30. August in dem Scharfischen Saale auf dem Liebfrauenberg abends um 6 Uhr, aber ganz gewiß das letzte Konzert sein wird, wobei das Mägdlein, welches im zwölften, und der Knab, der im siebenten Jahre ist, nicht nur Konzerten auf dem Clavezin oder Flügel, und zwar Ersteres die schwersten Stücke der größten Meister spielen wird: sondern der Knab wird auch ein Konzert auf der Violin spielen, bei Symphonien mit dem Klavier akkompagnieren, das Manual oder die Tastatur des Klaviers mit einem Tuche gänzlich verdecken und auf dem Tuche so gut spielen, als ob er die Klaviatur vor Augen hätte. Er wird ferner in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder Akkorde auf dem Klavier oder auf allen nur erdenklichen Instrumenten, Glocken, Gläsern und Uhren anzugeben imstande ist, genauest benennen. Letzlich wird er nicht nur auf dem Flügel, sondern auch auf einer Orgel (solange man zuhören

Bude für das Volk fehlte jetzt auch nicht. Bei Barizon lernte Wolfgang das reizende Singspiel der Madame Favart ‚Annette et Lubin‘ kennen.[1]) Auch die italienischen Operetten machten dauernden Eindruck auf ihn.

In der nächsten Herbstmesse (1764) erschien der Prinzipal Joseph Sebastiani wie schon früher; er war selber kein Schauspieler, hatte aber mehrere arme Kinder im Singen und Tanzen unterrichten lassen und spielte nun mit ihnen kleine Schauspiele und Operetten, gewöhnlich in einer bretternen Bude, die er sich auf den Marktplätzen aufbaute. Allmählich erwuchs aus dieser Kindertruppe eine treffliche Gesellschaft deutscher Schauspieler. Im Frühjahr 1765 durfte Sebastiani wiederum spielen.

Um diese Zeit muß Lillos ‚Kaufmann von Venedig‘ in Frankfurt wiederholt worden sein; Kornelia Goethe ward von dieser bürgerlichen Tragödie tiefer ergriffen

will, und aus allen, auch den schwersten Tönen, die man ihm benennen kann) vom Kopfe phantasieren, um zu zeigen, daß er auch die Art, die Orgel zu spielen, verstehet, die von der Art, den Flügel zu spielen, ganz unterschieden ist.“

[1]) In der deutschen Bearbeitung von Chr. F. Weiße heißt das Stück: ‚Die Liebe auf dem Lande‘; es ward auch in Deutschland sehr beliebt. — Goethe erzählt im 3. Buche von „Dichtung und Wahrheit“, er habe den ‚Devin du Village‘ (von Rousseau), ‚Rose et Colas‘ (von Sedaine, Musik von Monsigny) und ‚Annette et Lubin‘ während der französischen Besatzung gesehen. „Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen.“ Aber nur den ‚Dorfwahrsager‘ lernte er damals schon kennen und auch ‚Ninette à la cour‘. Dagegen wurde ‚Annette et Lubin‘ in Frankfurt und Deutschland nicht vor dem Frühjahr 1764 aufgeführt, und ‚Rose et Colas‘ erst zehn Jahre später.

als ihr Bruder, der noch einige Zeit den biblischen, griechischen und römischen Heroen und Heroinen treu blieb.

Das, was die bezahlten Komödianten boten, hieß damals die Komödie; auch um Tragödien zu sehen, ging man zur Komödie. Außerdem gab es noch das Theaterspiel von Liebhabern. Aus volksmäßigen Sitten wie in den früheren katholischen Jahrhunderten ging dies Theaterspiel jetzt nicht mehr hervor und einen Zusammenhang mit der Kirche hatte es erst recht nicht; vielmehr war es ein Zeitvertreib der Vornehmen, und zwar wie viele ihrer Unterhaltungen nach französischem Muster, also oft auch in französischer Sprache. Es ward aber auch in bürgerlichen Gesellschaften häufiger. Auch auf die Kinder dehnte es sich aus, denn manche Eltern hielten solche Darstellungen für ein gutes Mittel, die Heranwachsenden in den Sprachen und im feinen Anstand zu stärken; sie beriefen also die Jugendlichen zu diesen Übungen und hatten ihre Freude am Zusehen und Ermuntern. In Frankfurt hielt es der Bürgermeister v. Olenschlager so; zu den Kindern, die in seinem Hause neben seinem Sohne auftraten, gehörten auch Wolfgang und Kornelia Goethe. Einmal wurde der ‚Britannicus' von Racine französisch aufgeführt, und Wolfgang spielte darin den Nero. Ein ander Mal der ‚Kanut' von Elias Schlegel; darin fiel der König selbst auf Wolfgang Goethe. Als diese Kinder dann die Grenze der Konfirmation überschritten hatten, planten sie selber ähnliche Spiele in freierer Art.

Von seinem zehnten Jahre an hielt sich Wolfgang für einen künftigen Dichter. Er dachte sich bei dem Worte das Gleiche wie alle Welt: einen Gelehrten, der sich in gewählten, gehobenen, blumenreichen Wendungen auszudrücken Geschick und Neigung hat und den poetischen Apparat kennt, nämlich außer den Regeln der Metrik und Poetik die von früheren Dichtern geschaffene Gestaltenwelt, ferner die alten Götter- und Heldensagen, die biblischen Bücher und die Welthistorie. Unser Knabe las fast jeden Tag, was angesehene Poeten gemacht hatten, und versuchte, Ähnliches zu leisten. Manchmal brachte er es zu seiner Zufriedenheit zustande, und was heute noch nicht gelingen wollte, wurde auf morgen aufgehoben.

Er war also ein Nachahmer, hatte kein ihm angeborenes Fach oder Ausdrucksmittel, sondern versuchte seine Kunstfertigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Als ein der Dichtkunst Beflissener stand er auch vor der Frage, in welcher Sprache er sich auszeichnen wolle. Manche Zeit- und Ortsgenossen folgten noch der lateinischen Muse; Andere dichteten immer oder, wie der Herr v. Loen, gelegentlich in der französischen Weltsprache; für musikalische Dramata und für Gesänge zum Klavier war das Italienische angebracht; aber auch das Englische schien sich durch zukünftige Bedeutung zu empfehlen. In den Engländern ehrte man die reichen, starken, unternehmungsfreudigen und ernsten Meister, die sich die Erde unterwerfen; die Franzosen erschienen als vornehme und galante Lebenskünstler oder doch als flinke Tanz- und Fechtmeister; die Lateiner schritten würdig und stolz in feierlichem Festkleide als Bürger

der weltbeherrschenden Roma einher. Was in lateinischer, italienischer, französischer Sprache gedichtet wurde, hatte Klang, Wohllaut, prächtiges Aussehen. Ach, neben diesen Fremden erschien der Deutsche wie ein Bauer im Leinwandkittel, mit plumpen Holzschuhen an den Füßen! Es war wahrlich kein Glück, in Deutschland geboren zu sein! Das Reich war nach außen schwach, innerlich uneins, von immer neuen Kriegen zerrissen, ehe es die Nachwehen der vorigen, zumal des schrecklichen Dreißigjährigen, überwunden hatte. Die deutsche Sprache aber war für einen Dichter der widerstrebendste Stoff, und kein Fremder beachtete, was in diesem schwierigen Idiom geschrieben wurde.

Zwar so holprig und schwerfällig wie jene frankfurtischen Proben, die wir früher lasen, war das Deutsche doch nicht überall mehr. Juristen und Kanzlisten sind vom Lateinischen her verdorben; vielfach suchen sie sogar den ungewöhnlichen und umständlichen Ausdruck, um sich vor gemeinen Leuten ein Ansehen zu geben. Dagegen waren jene Schriftsteller, die sich das Französische zum Muster nahmen, wenn sie nicht in der Sprachmengerei stecken blieben, viel verständlicher und oft recht angenehm lesbar. Zum Beispiel konnte der fromme Professor Gellert in Leipzig Fabeln und witzige Geschichten auf deutsch fast so leicht vortragen, wie Lafontaine im Französischen. Und wenn Gellerts Landsmann, der Kreissteuereinnehmer Weiße, Liederchen für Singspiele dichtete, da war es, wie wenn der würdige Herr zu tanzen beginne: ganz mühelos auf den Fußspitzen. Früher schon hatte der Herr v. Hagedorn in Hamburg gar anmutige Lieder und Geschichtchen verfaßt. Gleim

und Utz und noch Einige bewegten sich auch leicht in deutschen Versen. Alle diese ersten Meister der neuen deutschen Sprache aber wurden von einem jungen poetischen Genie übertroffen, das den plumpen Namen Klopstock trug, aber sonst gar nichts Plumpes an sich hatte. In Goethes Geburtsjahre hatte er sein großes messianisches Heldengedicht begonnen:

> Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung!

Schon mit neun oder zehn Jahren lernte Wolfgang dies erhabene Gedicht lieben, und nicht zum wenigsten berauschte er sich am Wohllaut dieser Sprache, an ihrem Wechsel von Süße und Schärfe, Sanftheit und Kraft. Er las es oft, las überhaupt alle Dichter, die ihm zusagten, so häufig, daß er Vieles von ihnen auswendig hersagen konnte. Nicht selten ward er aufgefordert, solche Verse vorzutragen. So ward denn auch der Messiasdichter ein Bildner seiner eigenen Dichtersprache.

Goethe nennt einmal das Gelegenheitsgedicht „die erste und echteste aller Dichtarten“[1]) und gewiß mit Recht. Im achtzehnten Jahrhundert waren allerdings solche an bestimmte Personen und bei bestimmten Anlässen gerichteten Verse in Verruf gekommen, weil sie unzählige Male von bettelnden und schmarotzenden, daher auch schmeichelnden und lügenden Halbgelehrten für kargen Lohn und von den unbezahlten freiwilligen

[1]) „Dichtung und Wahrheit“ 10. Buch.

Poeten allzu reichlich angefertigt wurden; trotzdem starben die Gelegenheitsgedichte nicht aus, und noch war in den weitesten Kreisen die Meinung verbreitet, daß zu jeder großen Freude oder Trauer auch der Gesang gehöre, das eigens dazu verfaßte Gedicht. Wir wissen, daß Wolfgang schon mit sieben Jahren seinen Großeltern gereimte Neujahrswünsche überreichte; als er später solche Verse ohne Hülfe machen konnte, hat er sie gewiß bei sehr vielen Anlässen erzeugt. Im Alter erzählte er, daß er seinen jungen Freunden zu Gefallen gereimte Liebesbriefe, Leichencarmina und Hochzeitsgedichte für Leute, die er gar nicht kannte, verfaßt habe: welcher Knabe zeigte nicht gern seine Kräfte und Gaben! Daß er alle solche Kunstwerke nach ein paar Jahren dem Feuer übergab, weil sie ihm höchlich mißfielen, war ebenso in der Ordnung.[1])

Eine zweite Art Dichtung, zu der ein dazu begabter Knabe damals geleitet oder von selbst gedrängt wurde, war die geistliche. Von frühester Kindheit an hörte, lernte und sang Wolfgang Choräle; sie umkränzten die oft sehr langweiligen Predigten, die er

[1]) Durch ihn selber ist uns also nichts Dergleichen aus seiner ersten Jugend überliefert. Aus dem Besitz Anderer blieb uns eine Eintragung in das Stammbuch von Max Moors (vom 28. August 1765). Sie zerfällt in zwei Teile; nur der zweite ist für die Gelegenheit gemacht und lautet:

> Es hat der Autor, wenn er schreibt,
> So was Gewisses, das ihn treibt;
> Der Trieb zog auch den Alexander
> Und alle Helden mit einander;
> Drum schreib' ich auch allhier mich ein:
> Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

jeden Sonntag besuchen mußte. Häufig wurden von der Stadtkapelle Kirchenmusiken abgehalten, zu denen besondere Texte gedruckt wurden: Wolfgang konnte diese Texte nicht immer bewundern, sodaß er sich gereizt fühlte, bessere niederzuschreiben. Die geistliche Dichtung der deutschen Protestanten stand damals noch in frischer Kraft; ja, sie schien noch einmal aufzublühen. Die Namen Klopstock und Gellert sind schon genannt; der Knabe lernte aber auch die geistlichen Gesänge Kramers, Elias Schlegels und anderer Zeitgenossen kennen. An ihrer Hand ward auch er nun ein geistlicher Dichter. Als die Mutter, die zum Pietismus neigte, von ihm eine Inschrift in ihr Andachtsbuch begehrte, goß er Christi Worte bei der Einsetzung des Abendmahls in eine neue Form:

> Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
> Das ist mein Blut, nehmt hin und trinckt.
> Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
> Auf daß nicht euer Glaube sinckt.
> Bey diesem Wein, bey diesem Brod,
> Erinnert euch an meinen Tod.

Ein ander Mal wurde ihm nahe gelegt, die Worte im zweiten Artikel „niedergefahren zur Hölle“ in ein Gedicht zu verwandeln. Klopstock hatte im ‚Messias‘ die teuflischen Geister in ihrem Trachten und Treiben seinen Lesern sehr deutlich gemacht und auf seine Weise Miltons ‚Verlorenes Paradies‘ erneuert; damit erweckte Klopstock die alte Frage wieder, ob die Teufel für alle Zeiten von der göttlichen Gnade ausgeschlossen bleiben oder ob auch sie zur Seligkeit sich emporläutern und vom Weltenheiland errettet werden können. Überhaupt war

die Ewigkeit der Höllenstrafen in jener Zeit ein Hauptgegenstand der theologischen Grübelei, eben weil sie sich mit der unendlichen Barmherzigkeit Gottes nicht vereinigen läßt. Zu dieser Frage hatte nun Wolfgang Stellung zu nehmen; er zögerte nicht, sie mit frankfurtischer Orthodoxie zu beantworten: keineswegs als Erlöser, sondern als Richter besucht der Gottessohn die Unterwelt! Er ist nicht mehr der unendlich Liebende, demütig Leidende; nun ist er Triumphator und Herr der Heerscharen:

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel,
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von Tausend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von seinen Thronen
Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern;
Als Richter kommt Er und als Held.
Er geht, und alle Sterne zittern;
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich seh Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fort getragen,
Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den er für uns erwarb.

Ein schrecklicher Christus! „Sein Atem ist dem Feuer gleich", und „Donner ist sein Sprechen."

So spricht er: Zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.

Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
Ihr habt euch wieder Mich empört.
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn, der euch gehört.
. . . .
Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt! Krümmt euch in Schwefelflammen!
Ihr eilet euch selbst zu verdammen:
Da liegt und klagt in Ewigkeit!

„Auf Verlangen entworfen" schrieb Wolfgang über dies Gedicht; wir wissen schon, was ihn von der Bibel und der Religion aus eigentlich beschäftigte. Es war mehr das Alte als das Neue Testament; es war auch nicht das Dogmatische und Christliche, sondern das Morgenländische und Altertümliche, also das mannigfaltige Menschliche, verklärt durch den Zauber einer großen räumlichen und zeitlichen Entfernung, in der man durch vieles Lesen und Denken doch merkwürdig heimisch werden kann. Auch diese Neigung, die patriarchalische, israelitische Welt dichtend und ausmalend aufzubauen, Andern seine eigenen deutlichen Vorstellungen derselben mitzuteilen, hatte der Knabe und Jüngling mit vielen Schriftstellern jener Zeit gemein; aber sie war trotzdem echt in ihm, aus eigenem Bibellesen erwachsen, und hätte der Muster kaum bedurft. Wir erinnern uns, daß er mit elf oder zwölf Jahren für die Maler des Herrn v. Thoranc aus der Lebensgeschichte Josephs die für sie brauchbaren Scenen auswählte; Joseph blieb noch lange sein Liebling, und er stellte seine Geschichte auch in einem langen Prosa-Epos dar — ähnlich wie der

Herr v. Moser den ‚Daniel in der Löwengrube‘ verherrlicht hatte und Bodmer in Zürich andere biblische Gestalten nachbildete.

Aber solche lange Erzählung in Prosa oder Versen war doch nun eigentlich seine Sache nicht; die viel lebhaftere Form des Dramas paßte besser zu ihm; auch kannte er ja schon längst die ergreifendsten Stücke, in denen Helden und Heldinnen der Bibel oder des sonstigen Altertums zu uns reden. Racine hatte eine ‚Esther‘ und eine ‚Athalie‘ unter seinen Meisterwerken. Solche Tragödien wollte auch der Jüngling dichten und begann er niederzuschreiben. ‚Belsazar‘ hieß ein Plan, ein andrer ‚Ruth‘, ein dritter ‚Isabel‘, ein vierter ‚Selima‘. Der ‚Belsazar‘ wuchs bald heran. Im ersten Akte ward eine Verschwörung gegen den im Glücke übermütigen König geschildert; nicht lange aufgeschoben werden soll die Tat, ihn zu beseitigen, sondern die nächtlich Versammelten beschließen, schon an dem eben anbrechenden Tage, am Geburtstage des Verhaßten, ihn, wenn der Rausch aufs höchste steigt, umzubringen.

Nein, heute muß es sein, es sterb' der König heute,
Es sei ein Tag voll Tod, der große Tag der Freude!
Heut' ist des Sesachs Fest; ich weih' ihm meine Wut;
Statt Wein, der sonst ihm floß, fließ' heut ihm
rauchend Blut!
Den König und den Hof mag erst der Wein erfüllen,
Dann wollen wir den Durst in seinem Blute stillen ...

Im zweiten Akt zeigt sich Belsazar, am Morgen, der sein Fest einleitet, vom Lager aufstehend:

Welch' schöner, hoher Tag verdrängt die süße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf! Ein Tag der Lust
und Pracht!
Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden;
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden.
Von Jubel tönt die Stadt; es tönet das Gefild
Im Morgensonnenglanz wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tausend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König singen.

Aber während er sich an diesem Anblicke und am Gefühl seiner Erhabenheit und Seligkeit labt, steigt eine Gewitterwolke auf, und gerade vor Gewittern hat dieser Stolze eine sonderbare Furcht. Der Himmel verfinstert sich, Blitze zucken, der Donner rollt, und Belsazar wirft sich zagend und anbetend vor dem wahren Herrn der Welt zu Boden:

Er nur alleine lebt! Und er wird ewig leben!
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm
sich beben.
In Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor.
Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: „Du bist ein Staub, den ich im Staub
verwehe;
Du bist, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe!“

Da Wolfgang viele französische Stücke hörte und las, so schrieb er auch in jener Sprache nachahmende Dramata: eine Tragödie in Alexandrinern und ein Stückchen im Geschmack des Piron, nämlich halb mythologisch, halb allegorisch und nicht sehr ernsthaft. Die

italienischen Singspiele, die er gleichfalls kennen lernte, hatten bei ihm die Wirkung, daß er einen italienischen Operetten-Text ‚La sposa rapita‘, die geraubte Braut, verfaßte. Englische und lateinische Verse zu schreiben, schob er noch ein wenig auf, ohne an seiner Fähigkeit dazu zu zweifeln.[1]

Wer zu jener Zeit als Nachahmer in den Gefilden der Poesie wandelte, mußte sich auch in Schäferstücken, anakreontischen Liedlein und komischen Heldengedichten versuchen. Es wird uns berichtet, daß der Knabe Goethe auch wirklich leichte, tändelnde Gedichte ohne Reime in der Manier des Anakreon, oder vielmehr seiner deutschen Übersetzer oder Nachahmer Gleim, Uz und Götz niederschrieb. Er verfaßte auch ein

[1] Wir haben solche aus seinem siebzehnten Jahre, während die erwähnten französischen und italienischen Proben aus der noch früheren Zeit verloren gegangen sind. Über seine Kenntnis des Italienischen spricht er sich im September 1766 (auf französisch) gegen seine Schwester aus: „Es gab eine Zeit, wo ich das Italienisch-lesen und -schreiben trieb. Ich hatte einige Kenntnis von dieser Sprache, lernte ziemlich viele Worte, ein wenig Satzlehre und weiter nichts. Trotzdem kritzelte ich bald einen Brief, bald ein Liedchen. Ich hatte die komische Oper ‚La sposa rapita‘ und viel anderes Zeug geschrieben. Aber meine Prosa hatte keinen sehr guten Gang, weil ich zu viele Verse gelesen hatte, und natürlich waren die Briefe, die ich für meinen Vater schreiben mußte, selten nach seinem Geschmack. Gar oft zog er mich auf wegen einiger Worte; ich wurde dann wütend, verbrannte meine Papiere, und seit der Zeit habe ich mich nicht entschließen können, wieder einen Brief mit Signor anzufangen.“

Schäfer-Drama; ‚Amine‘ hieß es, und seine Freunde wollten es aufführen. Auch dürfen wir glauben, daß ein komisches Heldengedicht zustande kam.[1]

Achtes Kapitel

Unter jungen Gefährten

1764 und 1765

Der heranwachsende Dichter fand für seine opuscula bei seinem Vater viel mehr Teilnahme, als die Regel ist. Gelehrsamkeit und Dichtkunst dachte sich der Kaiserliche Rat verschwistert, also mochte Wolfgang ein gelehrter „Geschäftsmann“ und Dichter werden, etwa wie der Herr v. Moser beides war. Wolfgangs Mutter und

[1] Als Goethe im Alter seine Leitworte und erste Entwürfe für ‚Dichtung und Wahrheit‘ niederschrieb, erwähnte er für diese Jünglingsjahre auch Folgendes: „Unglücklicherweise hatte sich damals das sogenannte komische Heldengedicht hervorgetan. Ich kannte Popes ‚Lockenraub‘, nach dem sich die andern gebildet hatten, im Original und hatte den traurigen Einfall, etwas Ähnliches hervorzubringen. Die Erfindung war von keiner Bedeutung, denn sie blieb ganz nahe an jenen Mustern: ein alberner Mensch wurde beschämt, ein hübsches Mädchen von einem unbequemen Liebhaber befreit und was sonst noch zu einer solchen Komposition gehört. Zachariäs Arbeiten hatten viel Glück gemacht, und weil die Jugend sich immer nur am Neusten bildet, so ging ich nun auf der Spur dieses Schriftstellers und eignete mir

Schwester freuten sich erst recht an der in ihrer nächsten Nähe aufsprießenden Fabelwelt; des Jünglings Freunde und Kornelias Freundinnen durften ebenso hineinblicken; bei den dramatischen Stücken bekamen sie Lust, sie unter sich aufzuführen. Merkwürdig nur, daß sich einige der Knaben einbildeten, sie könnten gleichfalls recht schön dichten!

Wolfgang fühlte sich wie ein junger Adler, dem die Flügel wachsen: bald kann er das Nest verlassen und sich über die Berge schwingen! Demnächst in Leipzig, wo berühmte Dichter lebten, wollte auch er sich in die Reihe stellen. Daß er ein Sohn aus

von ihm zu, was sich einigermaßen mit meinem Wesen vertrug. Ich verdarb auf diese Weise viel Zeit." Goethe nahm diese Stelle in sein Werk nicht auf, weil es ihm dort besser paßte, das gemeinte komische Gedicht seinem Freunde Horn zuzuschreiben. Unter Dessen bereits 1765 gedruckten Werken findet es sich aber nicht. Als Inhalt gibt hier Goethe an: „Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zuteil, das ihn nicht mag. Ihm begegnet neckisch genug ein Unglück nach dem andern, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn wie natürlich die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphiert über den anmaßlichen Nebenbuhler. Übrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergötzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der ‚Walpurgisnacht' von Löwen oder dem ‚Renommisten' von Zachariä gar wohl messen könne."

feinem Hause und des Schultheißen Enkel war, half auch nicht wenig zum Selbstgefühl. Daheim ging es nur gut-bürgerlich[1]) zu, aber man lebte doch von eigenen Mitteln und brauchte nicht den untertänigen Diener gegen Andere zu machen. In diesem Sinne stand Rat Göthe über manchem Edelmann. Nach außen zeigten sich alle Glieder der Familie nur in feinen Kleidern und sorgfältig geputzt. Einen silbernen Degen trug Wolfgang schon mit zwölf Jahren; seine Anzüge pflegten an die 30 Gulden (bloß für Tuch und Zutaten) zu kosten; angefertigt wurden sie im Hause. „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen" erzählte seine Mutter viele Jahre später; „ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu; auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw.; auf den dritten kam Alles vom Feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er zu Hause an; das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging; das dritte zum Gala."

Wie die ganze Familie sich still-vornehm abschloß, ohne doch zu der für vornehm geltenden Gesellschaft zu gehören, so auch Wolfgang. „Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Rohen

[1]) Die gesamten Haushaltskosten bewegten sich um 2500 Gulden herum; der niedrigste Jahresbetrag war 1756: 1915 G., der höchste 1772: 3443. Nicht mitgerechnet waren dabei die Erträgnisse eines Gartens vor dem Tore.

abgesondert" erzählte er später, „und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältnis." An einer anderen Stelle schreibt er sich schon für diese ersten Jünglingsjahre dieselben gesellschaftlichen Eigenschaften oder Eigenheiten zu, die seine Bekannten in seinen ersten Mannesjahren an ihm fanden. „Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen. Und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt". („Dichtung und Wahrheit" 5.) Nach der bekannten Einteilung der Temperamente gehörte er entschieden zu den Cholerikern: leicht aufbrausend, zum Zorn und heftigen Ausdruck seiner Gefühle rasch bereit, aber auch schnell besänftigt und gar nicht nachtragend. Es war gut mit ihm umzugehn, wenn man ihn kannte und sein Vertrauen besaß, aber wer hatte Ursache, sich viel mit ihm abzugeben? Es ist ja an Knaben, die ohne weiteres angenehm sind, kein Mangel.

In jener Zeit kamen in den deutschen Ländern viele Freimaurer-Logen und andere geheime Gesellschaften auf, auch unter den Studenten und unter noch jüngeren Jünglingen. So ward in der Gegend von Frankfurt eine ‚Arkadische Gesellschaft zu Phylandria' von einem jungen Edelmanne gestiftet, der nur um zwei Jahre und zwei Monate älter war als Wolfgang; er hieß Ludwig Isenburg v. Buri und wohnte auf dem Gute Neuhof am Main, drei Stunden oberhalb von Offenbach; sein

Vater war ein Isenburgischer Beamter von noch recht neuem Adel. Alle solche Geheimbünde teilten ihre Mitglieder in mehrere Klassen oder Rangstufen; hier stand der Begründer als „Archon" allein auf der obersten Stufe; ihm folgten die „Aufseher", danach die „edeln Freien", die von Adel sein mußten, und schließlich die Gemeinen. Die Versammlungen fanden viermal im Jahre statt; der Ort wechselte. Zweck der Gesellschaft war: Gott und der Tugend zu dienen; ihr wirkliches Hauptgeschäft aber das Vereins-Brimborium, wozu als gesellige Unterhaltung das Theaterspiel kam. Mitglieder stellten sich bald ein, und dem Vorsitzenden gelang auch, woran ihm viel lag, sowohl sehr vornehme, als auch einige ältere Personen für seine Gesellschaft zu gewinnen. So trat der Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt bei, der ungefähr in Wolfgangs Alter stand, und als ein Älterer der dreiundzwanzigjährige Johann André, Sohn eines Seidenfabrikanten in Offenbach, eifriger Musiker und schon jetzt als ein Tonsetzer sich auszeichnend.

Ein Bekannter Wolfgangs war auch dabei: Karl v. Schweitzer, Sohn eines reichen Handelsmannes. Als Wolfgang von der Sache hörte, begehrte er, in diesen höheren Kreis gleichfalls eintreten zu dürfen; aber Alexis — so war Schweitzers Name in jener Gesellschaft — erwies sich harthörig gegen Goethes Winke und Bitten. Da entschloß sich Dieser, geraden Wegs an den Vorsteher zu schreiben:

Wohlgebohrner
Insonders Hochzuehrender Herr.

Ew. Wohlgebohrn werden Sich wundern, wenn ein unbekannter sich unterstehet, bey Ihnen eine Bitte vorzubringen. Doch

billig solten Sie mit allen Denjenigen, die ihre Verdienste kennen, nicht erstaunen. Da Sie wohl wissen können, daß ihre Eigenschafften selbst auch noch in fernern Ländern als wo ich wohne die Gemüther Ihnen eigen zu machen vermögend sind.

Sie sehen aus meiner Vorrede, daß ich zur Zeit, um nichts als ihre Bekanntschafft anhalte, biß Sie erfahren, ob ich werth bin, ihr Freund zu seyn, und in ihre Gesellschaft einzugehen.

Werden Sie über meine Künheit nicht unwillig, und verzeihen Sie ihr. Ich kann nicht anders, denn wenn ich auch länger schweigen und ihre großen Eigenschafften insgeheim verehren wolte, wie ich bißher gethan habe, so würde mir dieses die größte Betrübtnüß von der Welt erwecken. Keiner von meinen Freunden die Sie kennen, gönnt mir dieses unschäzbare Glück. Vielleicht ist auch ein kleiner Neid Schuld daran. Aber eben fällt mir die beste Ursache ein, Sie wollen keinen Menschen, der meinen Fehler hat in ihre Bekanntschafft bringen, damit Sie deswegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ew. Wohlgebhrn werden wißen, daß wir unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Persohn, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freyer im Raabener gemein, daß ich meine Fehler voraus sage. Ich weiß zwar, daß Ihnen die Zeit bei meinem Geschwätze sehr lang werden wird, doch was hilfts, einmal müßen Sie es erfahren, entweder vor oder nach der Bekanntschafft. Einer meiner Haupt Mängel, ist, daß ich etwas hefftig bin. Sie kennen ja die colerische Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben laßen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie Mann es von ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, diß ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Ceremoniel ist, bindet, wird mir es verzeihen, glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer Acht setze.

Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vor angeführten Mann gemein, nemlich, daß ich sehr ungedultig bin, und nicht gerne lange in Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie entscheiden Sie so geschwind als es mögl. ist

Dieses sind die Haupt-Fehler. Ihr scharfsichtiges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch wie ich hoffe, nicht aus ihrer Gnade setzen sollen, sondern alles wird vor mich reden, und meine Fehler so wohl als mein Eifer werden Ihnen zeigen, daß ich bin und beständig bleiben werde

Meines Wohlgebohrnen und
Insonders Hochzuehrenden Herrn
aufrichtigst ergebener Diener
Joh. Wolfgang Goethe

Franckfurth d. 23ten May 1764.

P. S. Solten Sie wegen meines Alters besorget seyn, so sag ich Ihnen zur Beruhigung, daß ich ohngefehr die Jahre des Alexis habe. Ich beschwere mich sehr über Ihn, daß Er mich bißher von einem Tag zum andern vertröstete, mich in Ihre Bekanntschaft zu bringen. Belieben Sie wie ich hoffe und Sie inständigst darum ersuche, mich mit einem Rück-Schreiben zu beehren, so haben Sie die Gütigkeit, und setzen meinen vornahmen auf die Addresse. Ich wohne auf dem grosen Hirsch-Graben. Leben Sie wohl.

Der Herr Vorsteher antwortete sogleich liebenswürdig, aber etwas umständlich:

Sie tragen, wie ich aus ihrem Schreiben ersehe ein Verlangen in unsere Gesellschaft aufgenommen zu seyn. Es wird derselben zu besonderem Vergnügen gereichen Sie, mein

Herr! darunter aufzunehmen; allein Sie würde mirs auch sehr verdencken wenn ich Sie sogleich ohne weitere Untersuchung und Nachfrage zu einem Mitglied dieser Gesellschaft aufnehmen wollte . . .

Ich kann also nicht umhin sie zu bitten sich erstlich bey Herrn Alexis der ein Auffseher der Gesellschaft ist, zu stellen, damit ich von ihm die gehörige Nachricht einziehen könne, um mich nicht der grausamen Verantwortung bey der Gesellschaft auszusetzen . . .

Alexis aber war auf's höchste erschrocken, als er von Goethes Bewerbung hörte. Sofort schrieb er dem Myrtill — so hieß Buri im Bunde:

Ich lese mit grösster Bestürtzung Ihres Schreibens von diesem Freund, attagiren Sie sich nicht an Ihn um Gottes Willen. Er ist mir schon lange angelegen, Ihn anzunehmen, allein da es doch mein guter Freund ist, so gab ich Ihm seiner Laster wegen abschlägige Antwort.

Unterdessen bedankte sich der ahnungslose Wolfgang schon für Buris Entgegenkommen.

Sie sind allzugütig gegen mich, da Sie mir sobald Hoffnung machen, in ihre Gesellschafft einzutretten, da ich dieses Glück weit von mir entfernt zu seyn glaubte. Ich bin Ihnen sehr davor verbunden.

Alexis ist einer meiner besten Freunde. Er kann Ihnen gnug aus der Erfahrung erzehlen. Ich habe Ihm eingebunden, alle nur mögliche Wahrheiten zu bekennen. Er soll keinen von meinen Fehlern auslaßen, aber auch mein Gutes nicht verschweigen. Mit allem dem aber bitte ich, daß Sie sich selbst die Mühe geben möchten, mich zu prüfen, denn so klug Alexis auch ist, so könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm sein möchte. Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon.

Handschrift Goethes in seinen ältesten erhaltenen Briefen.

Schweitzer selber brachte diesen Brief zu Buri und erstattete ihm nun mündlichen Bericht über seinen guten Freund Goethe und dessen „Laster." Beide Arkadier waren sich sogleich einig, daß sie ihn nicht in der Gesellschaft haben wollten; aber Goethe sollte nicht merken, welchen Liebesdienst ihm Schweitzer getan. Die jungen Diplomaten beschlossen also, die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben. Erst nach drei Wochen antwortete Buri auf Goethes zweiten Brief.

Nach dem Bild welches mir ihr Freund von Ihnen gemacht hat kann ich nicht anderß als sie würdig halten in unsre Gesellschaft mit aufgenommen zu werden. Nun ist es aber meine Schuldigkeit daß ich der Gesellschaft erstlich Nachricht davon gebe und die Genehmigung zu ihrer Aufnahme erwarte. Diese wird mir, aller Vermuthung nach, nicht fehlen und dann werde ich sie ohne Aufschub annehmen. Die Zeit kann ich aber noch nicht bestimmen.

Nun bat Goethe um eine Zusammenkunft mit dem Vorsitzenden.

Ich bin meinem Freunde sehr verbunden, daß er ihnen eine so vortheilhafte Meynung von mir beygebracht hat. Wenn sie mich sehen und dieselbe beybehalten so soll es mir angenehm seyn. Ich fürchte sehr daß mein äußerliches — doch was hat man nöthig von sich selbst zu schwätzen. Sie werden mich schon sehen.

Das war am 6ten Juli. Zwei Tage darauf begab sich Wolfgang nach Offenbach, um sich mit dem Herrn André bekannt zu machen, der ihm auch als ein Künstler merkwürdig war. Heimgekehrt, erzählte er dem Freunde Schweitzer von diesem Besuche, und Schweitzer meldete die Sache unverweilt an den Vorsitzenden —

Wichtigtuerei war ja wohl die Hauptbeschäftigung in dieser Arkadischen Gesellschaft.

Ach, denken Sie! Der bewußte Freund Herr W. Goethe ist zu Offenbach bei unserm André gewesen, und Dieses vorgestern. Was sagen Sie dazu? Mir ist angst und bange, denn wenn Herr André von bewußter Begebenheit nichts weiß, so hat er ihn mit seinen hochtrabenden Reden so eingenommen, daß es zum Erstaunen ist.

Sogleich ließ Buri den Freund André wissen, daß Goethe sich in die Gesellschaft eindrängen wolle, aber nicht gut genug dafür erscheine. „Ich erfuhr, daß er der Ausschweifung- und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzählen mag, sehr ergeben sei." André möge doch berichten, was Goethe in Offenbach bezweckt und ob er von der Gesellschaft geredet habe. Und André berichtete:

Herr Goethe ist vorige Woche ohngefähr eine Viertelstunde bei mir gewesen. Er brachte mir ein Kompliment von Herrn Alexis; aber das Kompliment war erfunden, wie mich Alexis gestern versichert hat.

Ich wußte nicht, was ich mit ihm reden sollte. Ich fragte ihn, wie er hieße. Er nannte sich und sagte, Herr Alexis wäre sein vertrauter Freund, so wie er denn auch meine Operette bei Demselben gesehen hätte. Er fing nun an, das Stück zu loben.

„Kann ich Ihnen mit einer Schale Tee oder mit einem Glase Wein aufwarten?" unterbrach ich ihn, weil ich ihn zu jung für einen Kunstrichter hielt.

„Ich bin Ihnen für Alles gehorsamst verbunden" antwortete er mir.

Hierauf sagte er mir weiter, er wäre bei Herrn Mannskopf zum Besuch, und fing darauf an, von der Komödie zu sprechen, die wir bei Ihnen aufgeführt haben. Er lobte sie

sehr: Herr Alexis hätte sie ihm höchstens angerühmt. Ich konnte ihm nicht gänzlich beifallen.

Von unserer Komödie kamen wir auf die Frankfurter Komödie und Opera, und Das war unser ganzes Gespräch. Er hat mir also kein Wort von Gesellschafts-Angelegenheiten gesagt. . . .

Schließlich bat er mich, ihn zu besuchen. Ich sagte es ihm so zu, wie man etwas wider Willen zusagt.

Warum ich aber keine Neigung zu ihm trug, ist bloß, daß er mir zu jung schien. Er mag 15 oder 16 alt sein im übrigen hat er mehr ein gutes Plappermaul.

Am selben 20sten Juli, wo André Dies schrieb, erschien Goethe schon wieder in Offenbach und sprach bei ihm vor; er wurde aber schleunig abgefertigt, wie André es gegen den Junker v. Buri ausdrückte, der zufällig auch in Offenbach war. Einen „lästigen Herrn" und „solche untugendhafte Person" nannte Buri jetzt den jungen Goethe. „Er soll nun nicht in die Gesellschaft kommen, er mag es anfangen, wie er will." Und am 1sten September erklärte er:

Herr Goethe schweigt ganz still, und ich hoffe auch, daß er sich weiter nicht melden wird. Sollte er aber doch so unverschämt sein, sich noch einmal zu melden, so habe ich mir bereits vorgenommen, ihn nicht einmal einer Antwort zu würdigen.[1])

Wir fragen nach den Lastern, wegen deren die tugendhaften arkadischen Jünglinge den Herrn Goethe

[1]) Jener Gesellschaft traten bald einige hessische Prinzen und Prinzessinnen bei; sie entwickelte sich zu einer feinen Freimaurer-Loge. Der Junker v. Buri wurde später ein kleiner Offizier und ein ganz kleiner Dichter. Goethe traf ihn nachmals in Neuwied

von sich stießen, und erhalten keine Antwort. Er selber gestand zu, heftig und herrisch zu sein; daß er zu Zorn und Wut neige, schrieb er ein andermal. Unter seinen Altersgenossen machte er gern den Philosophen und Moralisten. Das heißt: er grübelte und redete gern über philosophische und sittliche Fragen. Altklug und in unangenehmer Weise frühreif zeigte er sich wohl auch zuweilen; „das Wissen blähet auf", und der Stolz auf seine großen Gaben mag ihn gelegentlich zur Besserwisserei und Schulmeisterei verleitet haben. Er hatte nicht mit vielen Kameraden gelebt und entbehrte also jene Erziehung zur Gesellschaft, die auch von wilden Buben ausgeübt wird.

Die meisten jungen Leute seines Standes besuchten das Gymnasium: dessen Sekundaner und Primaner hatten keine Ursache, auf diesen auserwählten Privatschüler zu achten, wenn sie Unterhaltung und Freundschaft suchten. Wolfgangs Eltern pflegten sehr wenig Verkehr: an den Festtagen versammelte sich die Textorische Verwandtschaft immer noch bei den Großeltern; passende Altersgenossen fand unser Jüngling in der eigenen Familie fast gar nicht. Der Vater stand wohl sonst noch mit einigen angesehenen Männern gut, auch solchen, die Söhne hatten, aber allermeist blieb es bei einer kühlen und umständlichen Bekanntschaft.

Ein paar Freunde fand Wolfgang jedoch auch, mit denen er häufiger zusammenkam und die es redlicher mit ihm meinten als jener Karl Schweitzer. Da wohnten in der Nähe zwei Söhne des Schöffen und Bürgermeisters Moors: Max und Ludwig; ein dritter

guter Kamerad wurde Adam Horn, dessen Vater den Posten eines bürgerlichen Zeugschreibers und Ingrossisten oder Kanzlisten bei der Stadtkanzlei bekleidete; ein vierter hieß Johann Jakob Riese, ein fünfter Isaak Kehr, ein sechster Müller oder Möller; noch ein paar andere gute Bekannte hätte man schließlich auch zu den Freunden rechnen können. Im sechzehnten Jahre Wolfgangs schloß er sich mit Ludwig Moors, Horn und Riese zu einer engeren Gruppe zusammen, die man fast einen Bund nennen konnte, zumal als sie regelmäßige Zusammenkünfte mit Vorträgen einrichteten.

Im Winter wie im Sommer vergienge fast kein Tag,
Daß keiner nicht den andern besucht' und mit ihm sprach:

so reimte im Herbste 1765 Adam Horn, der für gewöhnlich Hörnchen hieß und kaum weniger Verse machte wie Goethe selbst.

Wir wurden unter uns von Tag zu Tag bekannter,
Wir gingen in die Kirch, ins Schauspiel miteinander,
Auch auf der Promenade war keiner nie allein,
Wo einer hinverlangte, wollt' auch der andre seyn.
Es hat uns manchesmal ein muntrer Scherz vergnüget,
Doch hat auch oft der Ernst in unsrer Brust gesieget.
Mit einem Wort: wir lebten in steter Einigkeit,
Kaum weiß ich mirs zu denken, daß wir uns je entzweyt.

Den Anführer dieser Schaar machte Goethe; das Stolze und Befehlshaberische in seinem Wesen ließen sich die Andern gefallen. „Wir waren auch immer die Lakaien" meinte der ältere Moors, als er in späteren Jahren an diese Zeit dachte. Und Horn erwähnt, daß Goethe sie alle im Disputieren totschlug:

„Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann." [1]

Viel vertrauter als mit diesen Freunden lebte der Jüngling mit seiner Schwester. Wolfgang und Kornelia fühlten sich oft wie Zwillinge; der geringe Altersunterschied kam nicht zur Geltung, weil das Mädchen sich rascher entwickelt als der Knabe. In einigen Kenntnissen war Kornelia ihm voran, z. B. im Französischen, im Italienischen und in der Musik; in der Regel aber hatte er das Vergnügen, seiner Schwester Unterricht, Rat und Anweisungen zu geben. Die Beiden hatten nie ein Geheimnis vor einander gehabt, und obwohl sie sich über ihre Eltern mit Recht keineswegs beklagen durften, hatten sie doch oft genug Partei gegen den Vater oder die Mutter gemacht, denn Eltern und Kinder kennen und verstehen einander auch im besten Falle nur halb. Nun waren sie in die Jahre gekommen, wo das andere Geschlecht eine starke Anziehung gewinnt; sie wurden einander selber merkwürdiger, und Kornelia ward Wolfgangs Vermittlerin zu ihren Freundinnen, wie er sie mit seinen Kameraden zusammenführte. Das gab jeden Tag den reizendsten Unterhaltungsstoff. Beide Geschwister waren gut gewachsen und von Gesicht weder schön noch häßlich; sie konnten es mit Andern aufnehmen. Da Kornelia

[1] Als Jördens 1807 einen Lebensabriß Goethes verfaßte, scheint er bei folgendem Satze auf Frankfurter Erinnerungen zu fußen: „Sein lebhafter und aufgeweckter Geist machte ihn zum Liebling und Orakel seiner Mitschüler, doch suchte er allemal mehr die unterrichtende Gesellschaft älterer Personen."

nach Mädchenart ihre Freundinnen oft zum Kränzchen bei sich hatte, so fühlte sich ihr Bruder nicht selten als Hahn im Korbe. Zwei der Mädchen gefielen ihm am besten: Charitas Meixner, eine Kaufmannstochter aus Worms, die bei ihren Oheimen, dem Legationsrat und dem Kanzleidirektor Moritz, viele Monate zu Besuche war, und die sehr hübsche Lisette Runkel, Tochter des städtischen Stallmeisters. Die Schwester konnte man dagegen mit einer Neigung zu jenem Engländer Harry Lupton necken, der in Pfeils Erziehungsanstalt wohnte.

Wenn damals junge Leute beider Geschlechter zusammen kamen, waren neben der Musik, dem Tanze, dem Kartenspiel, den Gesellschaftsspielen auch schon theatralische Versuche eine häufige Unterhaltung. Auch in diesem Kreise spielte man Theater. Vielleicht kam es nur zu ganz wenigen Vorstellungen, aber das Planen, Vorbereiten und Einüben bringt ja schon eine Menge Geschäfte mit sich und führt viele erwünschte, drollige, aufregende Verhältnisse zwischen den Dämchen und Herrchen herbei. Wolfgang, mit wohltönender Stimme begabt, war ein guter Schauspieler. Bei seinen eigenen dramatischen Dichtungen konnte er eine Aufführung durch diese Freunde sich vornehmen, oder aber sie dachten von selber daran.

Größere Spaziergänge und Ausflüge waren zu jener Zeit noch nicht sehr üblich; ein eigener Garten vor dem Tore oder eine Waldwirtschaft waren das gewöhnliche Ziel. Auf dem Flusse fuhr man mit dem Marktschiffe ein-

Charitas Meixner

Gemälde um 1766 von Uß.vald, Kopie 1863 von G. Forster

Besitzerin: Frau Geheimrat Pfarrius, geb. Renz

Goethe um 1766

Aus der Hinterlassenschaft der Charitas Meixner

Besitzerin: Frau Mina Renz

mal nach Höchst, das andere Mal nach Offenbach. Viel hinaus ins Freie kamen die Götheschen Kinder nicht. Kornelia war geradezu eine weichliche Stubenpflanze. Als Wolfgang fünfzehn und ein halbes Jahr alt war, kannte er — wie seine Mutter und die meisten Ortsgenossen auch — nur die nächste Umgebung. Aber da er doch demnächst in der Ferne studieren sollte, hielt der Vater es für angebracht, daß sein Sohn sich zuvor in der Heimat am Main und Rhein umsehe und in fremden Betten schlafen lerne. Homburg, Kronberg, den Feldberg, Schwalbach, Wiesbaden, Biebrich, Mainz und Worms lernte er jetzt kennen, also auch den Rheinstrom; in Worms besuchte er Charitas Meixner bei ihren Eltern und schloß Freundschaft mit ihrem Vetter Augustin Trapp. In Wiesbaden hielt er sich im Juni 1765 einige Zeit auf; dieser durch seine heißen Quellen bekannte Ort war damals noch recht klein und hinterwäldlerisch. „Neulich verirrten wir uns in dem Walde" erzählte er von dort der Schwester, „und mußten zwei Stunden lang in selbigem durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch, und nirgends war ein Ausweg zu finden." Merkwürdiger als diese Urwaldfahrt war noch, daß er in dem Städtchen selbst zum Schlangentöter wurde.

Das häßliche Ungeziefer macht den Garten hinter unserm Hause ganz unsicher. Seit meinem Hiersein sind schon vier erlegt worden. Und heute, laß es Dir erzählen, heute Morgen stehen einige Kurgäste und ich auf einer Terrasse, siehe! da kommt ein solches Tier mit vielen gewölbten Gängen durch das Gras daher, schaut uns mit hellen, funkelnden Augen an, spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgehobenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die

ersten besten Steine, warfen auf sie los und trafen sie etliche Mal, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. Er traf und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden, sie aufhängeten und zwei Ellen lang befanden.

Nach solchen Abenteuern dachte er ganz wie ein Ritter alter Zeiten an diejenige von Kornelias Freundinnen, die ihm die liebste war. „Küsse Jf. M. von meinetwegen die Hand“ schloß er den Brief.

Als Wolfgang in sein siebzehntes Jahr trat, hielt ihn sein Vater für reif zum Besuch der Universität; nicht wenige Studenten waren ja noch jünger, und unter den älteren hatten kaum Viele so gute Vorkenntnisse. Von seinen Freunden sollten Ludwig Moors und Riese gleichfalls im Herbst 1765 ihr Studium beginnen. Auch sie wollten sich wie Wolfgang der Rechtsgelehrsamkeit zuwenden; aber Jeder der Drei ward von seinen Eltern für eine andere Universität bestimmt: Riese ging nach Marburg, Moors nach Göttingen und Goethe nach Leipzig. Hörnchen mußte noch ein halbes Jahr in Frankfurt ausharren. Seine Aufgabe war es daher, den drei Freunden eine Abschiedsfeier zu bereiten, und da er so gern dichtete, so fertigte er sowohl ein langes Gedicht an die ganze Versammlung und danach noch Verse für jeden Einzelnen der drei Scheidenden.[1]) Die

[1]) Horns gesammelte Gedichte wurden im Dezember 1765 unter dem Titel ‚Jugendliche Ausarbeitungen bey müßigen Stunden‘ durch den Frankfurter Buchhändler Eßlinger zum Druck gebracht. Es scheint aber, daß Dies gegen den Willen des kaum siebzehnjährigen Verfassers geschah und daß fast die ganze Auflage zerstört wurde. Zur Zeit sind zwei Exemplare des Büchleins bekannt. Daß Horn der Verfasser ist und daß sich mehrere Gedichte auf Goethe beziehen, hat Heinrich Pallmann entdeckt, der diese Verse und das gesamte Material über Horn 1908 zur allgemeinen Kenntnis brachte. Außer den Versen, die wir hier auszugsweise mitteilen, findet sich in der Sammlung noch ein Lied: „Abschieds-Ode da der junge Herr G** sich von hier auf die Universität Leipzig begabe.“ Von 15 Strophen lautet die fünfte: „Dich nicht zu vergessen, Streuen wir Cypressen Auf den Helicon; Frankfurts Musen trauern schon, Denn sie müssen den entbehren, Den sie hoch verehren.“

Freunde hatten in den letzten Monaten eine geordnete wöchentliche Zusammenkunft in einem Hörsaale des Gymnasiums gehabt, jeden Sonntag Abend. Horn hatte noch keinen Vortrag darin gehalten; nun in der allerletzten Sitzung — sie war am 8ten September — machte er seine Trägheit gut und sprach gegen Goethe und Moors für ihre Vorträge den Dank der Zuhörer aus:

Euch zweyen, danke ich im Namen dieser allen.
Ihr habt uns öfter hier im Reden wohlgefallen.
Wie öfters machte euer so wohl beredter Mund,
Zu unsrer größten Freude, uns eine Rede kund.
Wir danken vor die Müh' die ihr euch oft gegeben,
Durch Reden mancher Art den Geist uns zu beleben.
Behaltet diese Übung auch in der Fremde bey;
Dann werdet ihr empfinden, wie nützlich daß sie sey.
Wie gerne wünschten wir noch länger eure Lehren!

An alle Drei richtete er eine lange gereimte Rede; er klagte über ihr Fortgehn und freute sich schon auf

die spätere Wieder-Vereinigung und ein gemeinsames Wirken in der Vaterstadt.

Um dem gemeinen Wesen dereinstens vorzustehn,
Sieht man euch mit Vergnügen anjetzt aus Frankfurt gehn.
Der eilt nach Leipzig hin und träget ein Verlangen,
Um dort der Dichter Cranz und Namen zu empfangen . . .
Ein anderer beschließt in Göttingen zu leben
Und will alldorten sich dem Justinian ergeben.
Noch einer geht nach Marburg und suchet da sein Glück,
Kommt als ein Rechtsgelehrter ins Vaterland zurück.
Nun Freunde ziehet hin! verlasset Frankfurts Mauren!
Seyd fröhlich immerfort, euch quäle nie ein Trauren,
Es sey aus eurem Herzen was Kummer macht verbannt,
Doch denket auch zuweilen an euer Vaterland!

Man merkte wohl, daß Horn seinem Dichter-Genossen Goethe, dem er selber nächste Ostern nach Leipzig folgen wollte, am wärmsten zugetan war.

Reißt uns kein schneller Tod in unser Grab darnieder;
So sehn wir uns vielleicht am allerersten wieder.
Wenn ich nach Leipzig komme; dann werden wir o Freund
Nach einer kurzen Trennung aufs neue dort vereint.
Dann werde ich vergnügt in Leipzigs schönen Auen,
Dich, werthgeschätzter Freund! mit größrer Freude schauen.

Horn wußte, daß Wolfgang sich aus dem Ruhm eines großen Rechtsgelehrten wenig machte und was er in Leipzig eigentlich studieren wollte.

Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht.
Ins Land wo man die schönste und beste Verse macht.
Verwechsele nunmehr den Maynstrom mit der Pleiße.
Ich wünsche dir mein Freund von Herzen gute Reise.
Du hast von Kindesbeinen der Dichtkunst nachgestrebt,
Drum zeig uns daß dich diese mehr als das Jus belebt.

Eil' zu den Musen hin die an der Pleiße wohnen!
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.
Zeig' daß dir deine Muse noch immer günstig ist,
Und daß du auch in Leipzig, wie hier, ein Dichter bist.
Gewiß Minerva lohnt noch einstens dein Bemühen,
Es wird dir nicht Apoll den Lorbeerkranz entziehen . . .

Leipzig

Neuntes Kapitel

Die ersten Monate in der Fremde

1765 bis 1766

Fünf oder sechs Tage mußte man damals auf die vierzig Meilen von Frankfurt nach Leipzig rechnen. Der Weg ging über Hanau, Gelnhausen, Schlüchtern, Fulda, Vacha, Eisenach, Gotha, Erfurt, Neumark, Buttelstedt, Auerstedt, Naumburg, Weißenfels und Rippach. Wolfgang Goethe machte diese seine erste große Reise als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe: so drückte er sich zehn Jahre später selber aus. Den Neuling hatte man dem Fleischerschen Ehepaare anempfohlen; Herr Fleischer war ein Frankfurter Buchhändler, der regelmäßig die Leipziger Messen besuchte; diesmal begleitete ihn seine Frau, die noch weiter, nach Wittenberg zu ihren Eltern, fahren wollte. Das Wetter war unfreundlich, und die Straße auf manchen Strecken noch schlechter als sonst. In der Gegend von Auerstedt blieb der Wagen im Schlamm stecken; die Reisenden mußten zerren und schieben helfen; auch Wolfgang be-

mühte sich über seine Kräfte und vielleicht behielt er einen Schaden davon.[1]

Fleischer hatte in Leipzig seine Meßwohnung bei der siebzigjährigen Kaufmannswitwe Elisabeth Straube in einem Hause, das die Große Feuerkugel hieß, weil über dem Torbogen als Wahrzeichen eine brennende Handgranate abgebildet war. Bei dieser Frau wurde auch sein junger Landsmann Goethe jetzt eingemietet; sie hatte bereits einen Studenten bei sich wohnen, einen sehr armen Theologen Limprecht, an dem sie und ihr Bruder, der Oberschöppe und Gerichtsschreiber Winkler, schon in seiner Schülerzeit sehr nötige Wohltäter geworden waren. Auch der Professor Ludwig, ein gutherziger Mediziner, unterstützte diesen Limprecht; zu eben diesem Professor Ludwig ward nun Wolfgang Goethe gewiesen oder bei ihm eingeführt, als die Frage nach seinem Mittagstisch gestellt wurde. Es war damals üblich, daß manche Professoren an ihrem Tische Studenten und ältere Gelehrte mit aufnahmen; Ludwig tat es, weil er die Geselligkeit liebte; ja, er hatte einige junge Männer auch in seinem Hause wohnen. So sah sich denn Wolfgang Goethe am neuen Orte rasch im Nötigsten versorgt; nun konnte er umherstreifen und um sich blicken.

Die Frankfurter Messe war eben gewesen, als er dort abfuhr; die Leipziger Michaelis-Messe begann am 6ten Oktober; eben zu dieser Zeit kam er an. Zu seinen

[1] Es war bei Einbruch der Nacht, und keine Bauern in der Nähe. „Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.“ („Dichtung und Wahrheit“, 6. Buch).

ersten Eindrücken gehörte es also, daß er in einer fremden Umgebung eine Menge bekannter Buden erblickte, in und vor denen sich Gestalten bewegten, die er seit Jahren, ja von frühester Kindheit her, kannte. Er sah dieselben Gesichter, hörte dieselben Stimmen, vernahm dieselben schreienden Einladungen an Kauf- und Schaulustige und dieselben Scherze: wunderlich mischten sich Altvertrautes und Ungewohntes. Rasch konnte er bemerken, daß hier der Meßhandel noch viel bedeutender war als daheim; namentlich sah er jetzt unzählige Kaufleute aus den östlichen Ländern; sie gingen in mancherlei malerischen oder doch auffallenden Trachten herum, und die fremdesten Sprachen schlugen an sein Ohr. Man fühlte sich hier näher an Nowgorod, Moskau, Astrachan, Konstantinopel. Namentlich den Griechen blickte der Neuling nach, den schönen Nachkommen des altberühmten Volkes.

Leipzig war ungefähr so volkreich wie Frankfurt[1]); auch im Wohlstand der Einwohner mögen sich beide Handelsstädte die Wage gehalten haben. Leipzig war während des langwierigen Krieges vom preußischen Könige zu ungeheuerlichen Geldopfern gezwungen worden; aber der Fremde merkte diese preußischen Aderlässe schon jetzt der Stadt und ihren Einwohnern nicht mehr an. Die Straßen und Gebäude kamen unserm Frankfurter großartiger vor als diejenigen von zu Hause. Eine Festung war Leipzig auch, aber längst nicht so zusammengedrückt wie die Altstadt Frankfurt. Hier waren die Straßen gerade und nicht so schmal, die Häuser groß, sehr hoch

[1]) Man kannte damals die Einwohnerzahl nirgends genau. Sie wird für Leipzig um diese Zeit mit 25 000 bis 36 000 angegeben. Im Jahre 1765 wurden in Leipzig 961 Menschen geboren, während 1048 starben.

Markt und Rathaus

und neu, was besagen will, daß sie zumeist aus den letzten hundert Jahren stammten; sie waren meist regelmäßig und zu einander passend.

Auch die wohlhabenden Familien bewohnten hier nicht ein Haus für sich, sondern nur ein Stockwerk; viele feine Leute wohnten drei Treppen hoch, der besseren Luft wegen, und manche ärmeren wohl gar fünf Treppen hoch, wo die Luft noch frischer war. Die Erdgeschosse dienten zumeist als Kaufmanns-Gewölbe, die entweder beständig oder nur zu den Meßzeiten geöffnet waren.

Eine besondere bauliche Eigentümlichkeit Leipzigs waren die sogenannten Höfe zwischen den großen Straßen. Man gelangte zu ihnen durch Torfahrten; eben deshalb waren es nur Höfe, aber es waren öffentliche Höfe; man wohnte darin wie an stilleren Straßen, fern vom Lärm, und konnte doch durch die Durchgänge in wenigen Schritten zu den belebtesten Stadtteilen gelangen. Am größten und berühmtesten war Auerbachs Hof zwischen der Grimmischen Gasse und dem Neumarkt; er zeichnete sich durch seine reichen Kaufläden aus: Lipsia parva nannte man ihn im Scherze. Auch Goethes Zimmer lag an einem solchen Hofe, zwischen dem alten und dem neuen Neumarkt.

Eine Leipziger Eigentümlichkeit war es ferner, daß Studenten und andere Untermieter ihre Zimmer während der Meßzeiten zumeist räumen mußten, damit die fremden Kaufleute Unterkunft fanden; sie zogen sich dann in ein Dachkämmerchen zurück oder in eine Wohnung vor dem Tore. Auch Goethe hatte Das zu erwarten.[1])

[1]) Gleich bei der ersten Messe blieb er sicherlich in der Stadt und bewohnte bei Frau Straube eine Stube; später scheint er über zwei verfügt zu haben. Wenn er später

Leipzig zu Goethes Zeit: Auerbachs Hof

Stich von J. A. Roßmäßler

Leipzig zu Goethes Zeit: Das Haus des Frhrn. v. Hohenthal am Markte

Grimmaisches Tor und Paulinerkirche

Aus der inneren Stadt führten vier befestigte Tore heraus: das Grimmische, Hällische, Ranstädter und Peterstor; auch drei Pförtchen wurden den Tag über geöffnet. In den Vorstädten gab es dann noch äußere Tore mit Schlagbäumen. Die ganze Umwallung war im Anfang des Jahrhunderts mit Linden bepflanzt worden, und Leipzig war deshalb weithin als die Lindenstadt berühmt. Viele Einwohner hatten das „Um's Tor gehen" in dieser Allee zur Gewohnheit: 3800 Schritte sollten es sein, bis man sein Tor oder Pförtchen auf der andern Seite wieder erreichte. Die Meisten aber, besonders die Damen, bewegten sich nur auf einem ausgezeichneten Teile der Allee, zwischen dem Barfüßerpförtchen und der Pleißenburg; abends um Fünf oder Sechs ließ sich die feine Welt hier auf- und abwandelnd sehen. Zur Seite standen Bänke für die Ausruhenden; die Studenten hockten auch auf den Geländern, um sich über die Vorübergehenden zu ergötzen; hier und da gab es auch einen Muhmenplatz, wo die Kindermuhmen mit ihren Kleinen lagerten. Als Wolfgang Goethe diese Alleen kennen lernte, waren viele Linden infolge des letzten Krieges vernichtet und statt dessen Maulbeerbäume angepflanzt worden; auch dienten Maulbeerhecken zum Abschluß der Promenade gegen die Reit- und Fahrwege; unser junger Frankfurter meinte deshalb, man könne Leipzig jetzt die Maulbeerstadt nennen. Von diesen Glacis und Promenaden hatte man den Blick auf einzelne kleine, ländliche Vorstädte und namentlich auf viele Gärten und Wiesen. Wolfgang erstaunte sehr

wegen der Messe weichen mußte, so zog er nach Reudnitz in das Giebelstübchen eines Wirtschaftsgebäudes, welches zu einem Gehöfte, dem späteren Hahnemannschen Gasthofe gehörte.

Umgegend von Leipzig

über die Größe und Schönheit der Luxusgärten, in denen hier die reichen Kaufleute mit einander wetteiferten. Es gab deren an die dreißig; der Apelsche, der sich der Pleißenburg gegenüber ausbreitete, trug wohl

die Krone davon. „Der ist königlich!" schrieb Wolfgang; „ich glaubte das erste Mal, ich käme in die Elysischen Felder."

Der Landschaft weiter draußen fehlten, wenn man an Frankfurt dachte, der große belebte Strom und die Umrahmung durch blaue Berge. Wasserreich war sie jedoch sehr durch die kleineren Flüsse Elster, Pleiße und Parthe, durch viele Bäche und Teiche. Wiesen und Gebüsch labten das Auge überall; ein der Stadt gehöriger Lustwald, das Rosental genannt, lockte in seine schattigen Gänge. In freundlichen Dörfern zeigten sich die Häuser und Hütten mit Linden, Weiden, Pappeln und vielen andern Bäumen und Sträuchern gleichsam zusammengewachsen. Diese Dörfer und ihre Wirtsgärten aufzusuchen, war allgemeine Sitte. Es gab aber auch gleich bei der Stadt genug einsame Wiesenpfade an murmelnden Bächen, wo die Liebhaber der Einsamkeit recht ungestört ihren Gedanken nachhängen konnten.

Leipzig war eine Handels- und eine Gelehrtenstadt. Die großen Kaufleute und die Professoren lebten recht einträchtig zusammen; sie bestimmten gleichermaßen über die Sitten der höheren Gesellschaft wie über die Polizei für das untere Volk. Im Vergleich mit Frankfurt ging es hier fein zu. In Obersachsen war die Höflichkeit mehr als anderswo Pflicht und Gewohnheit; hier war man aller Roheit, allem tölpischen und frechen Wesen von Herzen abgeneigt. Wenn hier eine Anzahl Menschen beisammen war, gab es nur einen gedämpften Lärm. Das laute Schimpfen auf die Obrigkeit und alle Welt,

wie es in Frankfurt so häufig war, kannte man hier nicht; des Politisierens enthielt man sich, soweit es menschenmöglich ist; sich fügen, sich schmiegen ward allgemein angeraten, und ein gelegentliches untertäniges Kriechen galt für keinen Fehler. Die Vorsicht war die herrschende Tugend. Wer sündigen will, kann es heimlich tun; wozu außerdem noch auffallen und anstoßen?

Nicht jedem Fremden gefiel die allgemeine Höflichkeit. Sie gehe aus der Gewinnsucht hervor, wurde behauptet; Manchen verdroß es auch, wenn die Obstfrau bei ihrem Handel oder der Bürger, den man um den Weg gefragt hatte, ihn mit zärtlichen Anreden überschütteten: „mein gutes, liebes Herrchen", „mein Bester", „mein Herzchen". Sonderbar war es, daß diese liebenswürdigen Sachsen in Kaffeehäusern und Gasthöfen gegen Fremde sehr zurückhaltend waren; ein freies, öffentliches Gespräch frisch von der Leber weg, wie es in Frankfurt weiter nicht auffiel, war hier unerhört, und es hockten immer nur gute Bekannte zusammen.

Trotz seiner Universität war Leipzig keine Studentenstadt. Die vier- bis fünfhundert Studierenden spielten keine große Rolle; sie hätten nicht in wilden Horden auftreten dürfen, wie sie in den kleinen Akademiestädten Jena, Halle, Helmstädt, Gießen usw. die Philister plagten oder auch in ihr wüstes Treiben mit hineinzogen. Es gab hier keine „Amicisten", „Mosellaner" oder andere Ordensverbindungen; der „Comment", der in Jena oder Gießen die Hauptwissenschaft der Studiosen ausmachte, das Kommersieren in Bier oder Schnaps, das Vivat- und Pereatschreien, das Veranstalten von Ständchen- und Katzenmusiken, das Fenster-Einwerfen, das zeit-

weilige Auswandern in die Dörfer und alles andere akademische Heldentum war hier unbekannt. Kurz, die Studenten waren hier bloße junge Leute wie Andere auch und galten kaum mehr als die Kaufmannsdiener. Von den in Leipzig studierenden Jünglingen waren die Meisten kursächsische Landeskinder, auf den Fürstenschulen erzogen, für geistliche und weltliche Ämter im Lande sich vorbereitend, oft auch durch den Genuß von Stipendien zu gesittetem Lebenswandel verpflichtet und öfter noch durch Armut zu tugendhafter Zurückhaltung genötigt. Auf der andern Seite wurden aus aller Welt die Söhne guter Familien hierher gesandt, um in dieser kultivierten Stadt ihre fernere Ausbildung zu genießen. Auf andern Akademien zeigten sich die Studenten, den Stürmer auf dem Haupte, in renommistischen Phantasie-Kostümen; sie polterten in Kanonenstiefeln einher; hantierten mit großen Schlägern oder langen Pfeifen; in Leipzig waren sie „galant“ und wandelten, eingedenk ihres akademischen Eides, wonach sie vestitu honesto einherzugehen gelobt hatten, in Schuhen und Strümpfen, mit gepudertem Haar, den Hut unter dem Arm, ganz wie andere gebildete Leute: mochte man sie auch in Jena und anderwärts Pomadenhengste und Jungfernknechte schimpfen. Auf andern hohen Schulen prahlten die wilden Kerle mit ihrer verlotterten Erscheinung:

> Die Zeit macht alle Sachen stumpf.
> Utendum est dum durat!
> Ein dreckig Hemd, ein Loch im Strumpf:
> Philosophus non curat!

In diesem Sinne wollte hier kein Studiosus für einen Philosophen gelten!

Diese Leipziger Studierenden waren also überhaupt keine „Burschen“; sie bildeten weder eine Gesellschaft im Ganzen, noch hatten sie Gesellschaften unter sich. Sie hatten geschworen, „den Pennalismus, Nationalismus und andere conventicula“ nicht zu unterstützen und bei Beleidigungen keine Selbstrache zu üben; dieser Schwur ward in Leipzig ernst genommen. Auch in den Gasthäusern, Bierschenken und Kaffeehäusern waren die Studenten nie für sich allein.

So mußte denn auch Wolfgang hier am neuen Platze zu werden suchen, was er zu Hause gewesen: ein junges Mitglied der allgemeinen bürgerlichen Gesellschaft.

Die Angehörigen der Akademie waren hier in vier Nationen eingeteilt: Sachsen, Meißen, Franken und Baiern. Goethe ward als Frankfurter der bairischen Nation zugerechnet, was man nicht verwunderlich finden wird, wenn man liest, daß auch die Österreicher, Lothringer, Brabanter, Engländer, Portugiesen und viele Andere hier zu den „Baiern“ gehörten. Diese alte Einteilung hatte kaum noch einen Zweck oder Sinn. Dagegen unterschieden sich auch hier die Studenten nicht wenig nach den vier Fakultäten. Die Theologen waren die ärmsten, fleißigsten, geducktesten oder duckmäusigsten; viele nährten sich von trockenen Dreiersemmeln und trugen ihre wenige Wäsche und Kleidung so beharrlich, daß man die armen Jünglinge schon riechen konnte, ehe man ihnen in die Augen sah. Den größten Gegensatz bildeten die Juristen. „Unter ihnen findet nicht jene blinde Anhänglichkeit an ihr Studium und ihre Lehrer statt“ heißt es in einer alten Schrift über ‚Leipziger Studenten‘. „Sie führen selten Portefeuilles, keine

Tintenfässer, höchstens zwei Bücher bei sich, sitzen im Collegio auf Stühlen, die sie bezahlen, schreiben nicht so unsinnig nach, und ihren Hörsälen kann man sich ohne Riechfläschchen nähern."

Zu diesen reichen Juristen gehörte Wolfgang, denn sein Wechsel war hoch: hundert Gulden im Monat. Mit Kleidung und Wäsche war er auch sehr gut versehen — von einem gewürfelten Anzuge für 34 Gulden 51 Kreuzer wissen wir — und er speiste an einem Tische, über dessen Darbietungen er sich selber verwunderte. „Hühner, Gänse, Truthahnen, Enten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Hasen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern usw.: Das erscheint täglich": so prahlt er in seinem ersten Briefe an Freund Riese; „nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hammel usw.: Das weiß ich nicht mehr, wie es schmeckt."

Er fühlte sich also am neuen Orte sogleich wie ein Vogel im Hanfsamen: so hätte es wenigstens seine Mutter ausgedrückt. Er als Dichter sagte es poetischer:

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,
Von Busch auf Busch sich singend hinzuschwingen.

„Genug, stellt Euch ein Vögelein auf einem grünen Ästelein in allen seinen Freuden für: so leb' ich."[1]) Das schrieb er an Riese an dem Tage, wo er sein erstes Kolleg gehört hatte. Er war ja nun sein freier

[1]) Von hier an zitieren wir Goethes Niederschriften in heutiger Rechtschreibung und Zeichensetzung.

Herr, denn der väterliche Aufseher lebte viele Meilen weit; er hatte Geld genug; er konnte das Theater und was es sonst an Unterhaltungen gab, genießen und in feinen Kleidern Alles mitmachen. „In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angehet, ha! Das geht köstlich!"

Aber bei längerer Betrachtung findet auch so ein freigelassener und mit gefüllter Börse herumgehender Knabe, daß die Welt unvollkommen ist. Wolfgang Goethe brachte allerlei Einführungsbriefe aus der Heimat mit und stellte sich in Kaufmanns- und Gelehrtenhäusern vor. Diese neuen Bekannten gefielen ihm nur halbwegs, und, was schlimmer war, er ahnte und bemerkte, daß sie großenteils auch ihn nicht zu schätzen wußten. Er hielt sich für etwas Besonderes und machte Ansprüche; hier aber nahm man ihn doch nur für Einen unter Vielen, die Beachtung verdienen konnten. Er hielt sich für fein gekleidet, aber die Leipziger fanden seinen Staat altmodisch, wo nicht gar kleinstädtisch.[1])

[1]) „Ich mache hier große Figur" schrieb er in der ersten Zeit an Riese, „aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer." In ‚Dichtung und Wahrheit' erzählt er, seine Garderobe sei recht vollständig und ansehnlich gewesen, und sogar ein Tressenkleid darunter. Alles aus besten Stoffen, aber die Anzüge seien von seines Vaters Bedienten schlecht zugeschnitten und auch nicht nach den neuesten Mustern gewesen. Sein Vater habe nämlich aus Sparsamkeit immer Bediente genommen, die er auch als Schneider beschäftigen konnte, und Diese standen selten auf der Höhe.

Allgemein mäkelten sie an seiner Aussprache herum. Sie bildeten sich ein, ihre meißnische Mundart müsse für alle Deutschen maßgebend sein; ja, sie waren geneigt, eine Übereinstimmung ihrer Mundart mit der Schriftsprache zu behaupten. Allerdings war Leipzig ein Hauptsitz der deutschen Schriftstellerei und Bücher-Erzeugung; die Korrektoren der dortigen Druckereien waren gewöhnt, alle mundartlichen Eigentümlichkeiten der aus Österreich, der Schweiz, Schwaben usw. eingehenden Handschriften zu beseitigen; wirklich beeinflußten also die Leipziger Redeweise und die Büchersprache einander gegenseitig; aber zunächst waren doch auch diese Obersachsen vom reinen Schriftdeutsch noch recht weit entfernt, und wenn der Jüngling aus Frankfurt neichen für neigen, Muße für Muse, Seite für Seide, Leutwesen für Leidwesen und la gloche für la cloche aussprach, so konnte er es von Leuten kaum besser lernen, die nicht wußten, ob sie nach Gonnewitz oder Konnewitz, nach Eideritsch oder Eutritz spazierten, ob ihr Bier aus Eulenburg oder Eilenburg hergebracht war, und die einen Musiker, der sich Löhnlein schrieb, als Herrn Lelei benannten.

Aber auch an seiner Art sich auszudrücken, hatten sie viel zu tadeln und zu necken. Ein Sachsenhäuser war er nicht, aber er kam doch aus der Republik Frankfurt, wo die Maulfreiheit groß war. Auch zu viele Gleichnisse gebrauchte er für den Leipziger Geschmack, zu viele derbe und volkstümliche Wendungen, Bilder, Sprichwörter und biblische Redensarten. Die neuen Bekannten wollten ihn zu einem modischeren, eleganteren und nach ihrer Meinung edleren Stil der Rede erziehen. Kurz, er sah sich behandelt wie Einer, der vom Dorfe kommt.

Kein Wunder, daß er sich verteidigte und auch selber zum Angriff überging. Ja, allzu oft zeigte sich dieser junge Mensch, der noch so viel zu lernen hatte, den Leipzigern als ein eingebildeter und hochmütiger Knabe. Wenn er Etwas besser wußte als ein Anderer, der eben redete, so war er nicht so höflich, sein Licht einstweilen unter den Scheffel zu stellen; auch war er beflissen, seinen vermeintlich besseren Geschmack zu offenbaren. Außerdem zeigte er sich eigensinnig. Ohne Kartenspiel war damals keine Geselligkeit zu denken, namentlich auch nicht mit älteren Damen: dieser Jüngling weigerte sich, die üblichen Kartenspiele zu lernen! Das hieß doch die Gesellschaft verachten. Die höflichste Antwort aber auf solch vorlautes und überhebliches Wesen war, daß man ihn nicht wieder einlud.

Er wäre weniger getadelt und manchmal bewundert worden, wenn er sich mehr zu Gleichaltrigen gehalten hätte. Aber von jeher zog es ihn zu Personen, die ihm an Jahren, Kenntnissen, Erfahrungen und Rang überlegen waren: an Seinesgleichen konnte er sich ja nicht höher erheben. Er sah sich also in Leipzig nicht nach andern Sechzehn- und Siebzehnjährigen um, und die Folge war, daß er sich bald allein fand. Dann kam in seiner Stube manchmal das Heimweh über ihn.

Am meisten vermißte er seine Schwester und ihre kleinen Freundinnen. Jetzt erst wurde er sich recht bewußt, was für gute, liebe, kluge Geschöpfe sie waren. Zwar hübsche Mädchen und Frauen sah man auch hier: auf der Promenade, im Theater, im Konzert. Aber Das waren aufgeputzte Nichtse. Wenn man sie reden hörte, wie lächerlich Das klang!

Ah, meine Schwester, was für Geschöpfe sind diese sächsischen Mädchen! Ein Teil ist ganz närrisch, der größte Teil nicht sehr gescheut, und Alle sind sie Koketten. Vielleicht tue ich Einigen Unrecht, aber im allgemeinen trifft meine Regel zu. . . Dieser Wunsch, zu gefallen, durch Mittel zu gefallen, die einer Dame von Geist und Ehre unwürdig sind, ist hier gar sehr Mode. Man könnte sich fast in Paris glauben.[1])

Die Leipziger hatten überhaupt eine gelbe Gesichtsfarbe; Das fiel besonders beim Frauenzimmer Demjenigen auf, der sie etwa mit Rheinländerinnen oder Niedersächsinnen vergleichen konnte. Woher diese ungesunde Farbe kam? Da gab es manche Antworten: vom Kaffeetrinken — vom vielen Kuchenessen — vom schlechten Wasser — vom beständigen Leben in der schlechten Stadtluft, denn den ganzen Winter kamen hier viele Frauen und Mädchen nie ins Freie — von den engen Schnürbrüsten, in die hier das Frauenzimmer von Kindheit auf eingeschnallt wurde. Was auch die Ursache war: Gesichter „wie Milch und Blut" waren selten. Und noch seltener schien der innere Gehalt zu sein.

Den Umgang mit diesen leeren Zierpuppen begehrte Wolfgang nicht, aber wen hatte er sonst hier? Kannte er auch nur einen Menschen, der zu ihm gehörte? Daheim hatte er im warmen Nest gesessen; hier fröstelte ihn.

Im Anfang hatte ihn noch das viele Neue, das er in Leipzig sah und erlebte, zerstreut; aber je länger, je mehr wuchs sein Gefühl, daß er hier ewig fremd bleiben werde. Als endlich die ersten Frühlingstage sich zwischen die Nachzügler eines überaus kalten

[1]) 30. März 1766. In der Urschrift französisch.

Winters mischten, stimmten ihn seine Streifereien vor den Toren mehr melancholisch als hoffnungsvoll. „Einsam, einsam, ganz einsam!" schrieb er an den Marburger Freund.

Bester Riese, diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele gepräget.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze:

Da wird mein Herz von Jammern voll,
Mein Aug' wird trüber:
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl;
Kein Vogel singt in den Gebüschen;
Der grüne Baum verdorrt;
Der Zephir, der mich zu erfrischen,
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrißne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort;
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern.

Der Briefwechsel ist ein Mittel gegen die Einsamkeit und war gerade ihm bei seiner starken Einbildungskraft noch dienlicher als Andern. Durch Briefe, die er empfing und schrieb, konnte er sich seine Lieben gleich-

sam in seine Stube laden. Also saß er oft vor dem Papiere; seine Briefe aber hatten gar nichts Förmliches an sich; es waren keine vorschriftsmäßigen „Briefe“ oder „Schreiben“, sondern aufgeschriebene mündliche Reden, nicht selten Gespräche. Als ihn Horn und Riese zum ersten Mal schriftlich begrüßten, redeten sie ihn mit „Sie“ an, denn sie dachten, Das gehöre sich so bei der feierlichen Unterhaltung durch die Post. Aber Goethe schrie auf: „Sie! Sie! Das lautet meinen Ohren so unerträglich!“ Der junge Dramatiker sah und hörte eben die Personen, wie wenn sie vor ihm stünden. „Hier schicke ich Dir eine Messe“ sprach er zu Kornelien, als er für sie auf der Messe ein kleines Geschenk gekauft hatte. „Ich bedanke mich schön“ hörte er sie antworten, und so schrieb er gleich seine Erwiderung: „Gehorsamer Diener! Sie sprechen davon nicht!“ Oder ein ander Mal:

> Ich habe eben jetzo Lust, mich mit Dir zu unterreden, und eben diese Lust bewegt mich, an Dich zu schreiben. Sei stolz darauf, Schwester, daß ich Dir ein Stück der Zeit schenke, die ich so notwendig brauche. Neige Dich für diese Ehre, die ich Dir antue! Tief! Noch tiefer! Ich sehe gern, wenn Du artig bist. Noch ein wenig! Genug! Gehorsamer Diener!
>
> Lachst Du etwan, Närrchen, daß ich in einem so hohen Tone spreche? Lache nur! Wir Gelehrten . . .

Und nun brachte er seine neuesten Kenntnisse vor. Ohne Gelehrsamkeit tat er es nicht gern, so lebendig-natürlich seine Briefe sonst auch waren. Die Lehrhaftigkeit, das Prunken mit Kenntnissen und Geist gehörten zu seiner Natur. Vielleicht kam es ihm deshalb auch nicht in den Sinn, an die Mutter zu schreiben.

Sie war ja keine Gelehrte oder Lernende, keine Schriftstellerin und Briefschreiberin.[1]) Sie war auch wohl zufrieden, daß sie durch den Gatten und Kornelien mit ihrem fernen Sohn in Verbindung blieb. Aber die

---

[1]) Frau Rat keine Briefschreiberin? Wir haben jetzt ihre Briefe in zwei starken Bänden, und dennoch ist anzunehmen, daß sie in ihren ersten 45 Jahren die Feder selten in die Hand nahm. Ihre ersten bekannten Briefe sind von 1774; erst 1776 wird sie schreiblustig. — Daß ihr Sohn sie in diesen Jahren um ihrer geringen Ausbildung wegen nicht ganz für voll nahm, scheint mir nicht zweifelhaft. Des Studenten Briefe aus Leipzig zeigen ziemlich viel Gelehrtendünkel; auch wissen wir, wie er um diese Zeit über die Erziehung dachte, die den Töchtern des Schultheißen zu teil geworden war. Seine jüngste Tante verlobte sich im Herbst 1766 mit einem Frankfurter Leutnant Schuler, den die Geschwister Goethe greulich fanden. Wolfgang suchte es sich zu erklären. „Denk' an ihre Erziehung, Schwester, und dann verdamme sie, wenn Du darfst! Ein Mädchen ohne große Gaben verbringt ihre ersten Jahre in der Gesellschaft ihrer Eltern und Schwestern. Das sind alles ehrenwerte Leute, aber wie man ein weibliches Herz zu seinem Glücke bilden kann, verstehen sie nicht. Ein Schreib- und ein Rechenmeister werden berufen, sie weise, und ein Katechismus-Kandidat, sie gut zu machen: nette Leiter auf dem Lebenswege! Die Gelegenheit, gute Bücher zu lesen, hatte sie nicht und sie suchte auch keine. Also kostete sie keine Freude der Seele; nur körperliche, gröbere Vergnügungen wie Tanz und Gesellschaften waren ihr Paradies; nie lernte sie, ihr eigener Gesellschafter zu sein und sich geistig mit sich selber zu vergnügen. So wurde sie schließlich kein Mädchen von sittlichem Charakter und konnte es nicht werden.“ (Hier aus dem Englischen.) Auch viel später noch zeigt sich Goethes geringe Meinung von der Familie des Großvaters Textor, allerdings nur für den Kenner. In den Bekenntnissen einer

Tochter mußte doch einmal fragen, ob Wolf die Mutter schon ganz vergessen habe. Da gab ihm die Sohnesliebe schöne Verse zur Antwort ein:

> Grüß mir die Mutter! Sprich: sie soll verzeihn,
> Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
> Das, was sie weiß: daß ich sie ehre. Sag's,
> Daß nie mein kindlich Herz, von Liebe voll,
> Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
> Die Liebe nicht erkalten, eh ich selbst
> Erkalte.

Viele Andere, die sich in der Fremde einsam fühlen, können sich an dem Bewußtsein erheitern, daß sie dort ihre Geschäfte besorgen und ihre Zwecke erreichen. Diese

schönen Seele' heißt es, die Erzählende sei in ein gewisses Haus gebeten worden, wohin sie nicht gerne ging. „Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort Menschen, wo nicht vom rohsten, doch vom plattsten Schlage." Dann wird eine wüste Szene geschildert: Ohrfeigen und Degenkampf. „Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte." Dieser Vorfall ereignete sich am 23. September 1742 im Hause des damaligen Schöffen Textor: ein Pfänderspiel, bei dem alle Herren alle Damen küßten, war Anlaß dazu; ein Darmstädtischer Leutnant Lindheimer schlug auf den Hofrat Ohlenschlager ein, als Dieser an der Reihe war, die Frau Lindheimer zu küssen. Ohlenschlagers Perücke flog der Fräulein v. Klettenberg an den Kopf; dann wurden die Degen gezogen und Ohlenschlager erheblich verwundet.

Um auf das Allgemeine zurückzukommen: der Gelehrtendünkel war im achtzehnten Jahrhundert kaum geringer als

Aufrichtung hatte unser Studentlein nicht. Nach des Vaters Willen war er Jurist; er selber hatte sich dagegen schon in Frankfurt als „d. s. W. Liebhaber" unterschrieben, und wollte jetzt in Wahrheit als ein solcher Beflissener der schönen Wissenschaften leben. Nur sah man in diesem Fache kein deutliches Ziel vor sich, und auch der Weg war dunkel. Er hoffte aber wohl, daß er bei seinen geistigen Kräften nun Vieles und Vielerlei und nebenbei auch die Rechtswissenschaften bewältigen werde, um sowohl dem Vater wie sich selber Genüge zu tun.

Der wichtigste Einführungsbrief, den er nach Leipzig mitbrachte, war an Hofrat und Professor Böhme gerichtet; ausgestellt hatte ihn Schöff v. Ohlenschlager. Dieser Hofrat Böhme war ein vermögender und sehr stolzer Herr. Er sollte nach dem Willen des Vaters der Studienberater des jungen Anfängers sein. Er war neben seiner Juristerei ein tüchtiger Geschichtsforscher und hatte früher sogar lateinische Verse drucken lassen; aber der kleine, lebhafte Herr machte ein saueres

der Adelsdünkel; der Magister, Doktor, Pfarrer hielt sich als ein höheres Wesen vom Pöbel entfernt. Bei den Vornehmen haben nun die Frauen ebensoviele „Quartiere" wie die Männer; die Gelehrten dagegen lebten mit unwissenden Frauen, die kaum lesen und schreiben konnten; sie gestanden ihrem Frauenzimmer keineswegs den gleichen Wert und Rang zu; die Weibsleute waren die Besorgerinnen des Irdischen, das schwächere, mehr kindische Geschlecht. Wo einzelne Frauen durch besondere Tüchtigkeit auffielen, da gab man ihnen das Ehrenwort „männlich" und rühmte sie als „Männinnen", auch wenn sie durchaus in weiblichem Wesen blieben. Von solcher Ansicht des andern Geschlechts ging Wolfgang Goethe aus.

Gesicht, als der junge Goethe ihm sein Herz ausschüttete und ehrlich eingestand, wie wenig er sich aus der Juristerei mache und wie sehr er die Dichtkunst liebe. Die Philologen und Poeten waren gar nicht nach dem Geschmack des Hofrats, und wozu brauchte ein Jurist ihnen nachzulaufen? Vielleicht auch war sein Groll gegen die belles lettres gar nicht so groß; vielleicht wollte er nur das väterliche Vertrauen rechtfertigen und dem jungen Menschen schnell über die poetische Krankheit der Entwickelungsjahre hinweghelfen. Jedenfalls drang er gewaltig auf den Neuling ein, daß er sich nicht an solchen Firlefanz verzetteln dürfe.

Gerade in den ersten Semestern konnte aber auch Böhme solche Kollegien, die die allgemeine Bildung fördern, nicht verwerfen. Wolfgang belegte also Staatengeschichte bei Böhme, Institutionen und einiges andere Juristische bei Lehrern, die uns nicht genannt werden, Philosophie und Mathematik (in einem Kolleg verbunden) bei Winckler, Ciceros Dialogi tres de Oratore bei dem berühmten Ernesti und schließlich bei Gellert Literargeschichte nach Stockhausens Bibliothek der schönen Wissenschaften. Auch an einem Praktikum Gellerts, in dem der berühmte Mann die Aufsätze und Gedichte seiner Schüler beurteilte, nahm er teil. Die meisten Vorlesungen wurden übrigens noch in lateinischer Sprache gehalten.

Wer akademischer Bürger gewesen ist, erinnert sich, daß höchst selten eine Vorlesung Das hält, was sich der Student von ihr versprach; namentlich sehen sich fast alle Füchse in den Erwartungen betrogen, die sie beim ersten Eintritt in die Hörsäle hegten. Anfangs

ist ihr Eifer groß, aber rasch ermatten sie: so trocken hatten sie sich die Speise des Geistes nicht vorgestellt; sie können das Unverdauliche noch nicht hinunterschlucken, wie der Strauß die Kieselsteine. Dies allgemeine Erlebnis teilte jetzt Goethe. Zuerst wurden ihm die juristischen Vorlesungen gar zu langweilig; er

Im Universitätshof: Mittel-Paulinum

konnte gegen sie anführen, daß er beim Vater längst gelernt habe, was hier breit und seicht vorgetragen wurde. Auch die mit der Mathematik verbundene Logik deuchte ihm bald entbehrlich. Aber auch die andern Fächer nahmen nicht zu an Reiz und Wohlgeschmack. Er half sich also gegen die Pedanten, wie alle jungen Studenten: er mied ihr Angesicht und überließ die zukünftigen Sorgen den zukünftigen Jahren.

Der neue Musensohn hatte seine besseren Gedichte nach Leipzig mitgebracht und wollte die angefangenen dramatischen Stücke hier vollenden. Zuerst den ‚Belsazer'. Die ersten vier Akte lagen in alexandrinischem Versmaß vor, das man bisher in Deutschland nach französischem Muster in der Tragödie — und in vielen anderen Gedichten — regelmäßig brauchte. Jetzt aber hörte oder las er, das rechte Metrum für das hohe Drama sei der aus fünf Jamben bestehende Blankvers. Zu dem Veralteten durfte sich der Jüngling nicht halten, also entschloß er sich, in seinem fast fertigen Stücke noch diesen Fortschritt zu machen. Er berichtete es den Freunden und auch der Schwester:

> Ich schreibe jetzt an meinem ‚Belsazer';
> Fast ist der letzte Aufzug auch so weit,
> Als wie die andern sind. Doch wiss' Du Das:
> In Versen wie hier Die verfertigt' ich
> Die fünfte Handlung. Dieses, Schwester, ist
> Das Vermaß, das der Brite braucht, wenn er
> Auf dem Kothurn im Trauerspiele geht.
> Jetzt steh ich still und denk' den Fehlern nach,
> Den Fehlern, die so häufig sind, wie hier
> Studenten sind. Da denk' ich nach und Die
> Verbessr' ich. Dir schick' ich vielleicht einmal
> Etwas davon, wie auch von Dem, was ich
> Sonst noch an Versen schrieb.

„Jetzt steh' ich still und denk' den Fehlern nach" — wenn der im Wachstum begriffene Jüngling es nicht schon von sich aus getan hätte, so wäre er in der Literatenstadt doch oft genug von Andern dazu aufgefordert worden. Er merkte sehr bald, daß man ihn in Leipzig weder als Dichter, noch als urteilenden

Schöngeist ehren oder auch nur gelten lassen wollte. Von allen Damen, denen er hier vorgestellt worden war, nahm nur die Hofrätin Böhme einen aufrichtigen Anteil an ihm; ihr trug er denn auch, wie er daheim gewohnt gewesen war, seine eigenen und fremden Gedichte, deren er viele auswendig wußte, deklamierend vor und hielt gegen sie auch mit seinen Kunsturteilen nicht zurück; sie pflegte dann aber gar nicht seiner Meinung zu sein und setzte auch an seinen eigenen Versen Manches aus, gleichviel ob er sich als Verfasser nannte oder die List brauchte, einen fremden Namen vorzuschieben. Wollte er sich nun an einen andern Gerichtshof wenden, so traute er unter seinen männlichen Halbfreunden am meisten Einsicht und Gerechtigkeit dem Magister Morus zu, den er täglich am Mittagstische traf. Dieser dreißigjährige Theologe und Philologe war ein braver, milder, bescheidener, freundlicher Mann, dessen sparsame Urteile Hand und Fuß hatten. Aber auch aus den Gesprächen mit Morus nahm unser Jüngling den Eindruck mit weg, daß man ihn nur zur großen Herde der Versemacher rechnete. Nicht anders ging es ihm im Praktikum bei Gellert.

Professor Gellert galt damals überall für den Bekanntesten und Geachtetsten unter allen schönen Geistern der deutschen Nation. Seine Fabeln und Erzählungen waren bei Jedermann beliebt, der überhaupt Bücher las; die Schlußmoralen oder andere Verse aus diesen kleinen Gedichten brauchte man allenthalben ähnlich wie Bibelstellen und Sprichwörter. Seine geistlichen Gesänge erschollen in vielen Häusern und auch bereits in den Kirchen. Sein Roman ‚Die schwedische Gräfin' war

wohl das erste deutsche erzählende Werk, das allgemein gelesen wurde, wo man unsere Sprache kennt. Seine Schäferstücke und Lustspiele gefielen gleichfalls. Aber auch seine moralischen Abhandlungen galten sehr viel. Er war ein Sprecher des deutschen Bürgertums und aller redlichen, christlichen und zugleich verständigen Leute. Dabei blieb er doch mit seiner Person ganz im Hintergrunde. Kränklich, bescheiden, ja schüchtern, wollte er nichts sein als ein stiller Gelehrter, ein guter Freund Derer, die ihn brauchten. Daß ein solcher Mann an der Belehrung der Studenten mithalf, war ein großer Vorzug der Leipziger Universität. Gellert las über Moral und schöne Wissenschaften. Er beurteilte aber auch die deutschen Arbeiten, in denen seine Schüler sich freiwillig übten. Goethe legte nun wie die Andern Prosa und Verse auf Gellerts Katheder; der berühmte Mann nahm sie mit nach Hause, korrigierte sie mit roter Dinte und besprach sie in einer der nächsten Stunden mündlich: auch er erkannte in diesem Schüler nicht den tiefwurzelnden edlen Weinstock, sondern beschnitt nur die üppigen Wildtriebe. Gellert hatte den vernünftigen Grundsatz, daß die jungen Leute zuerst lernen sollten, sich in einer einfachen, klaren Prosa auszusprechen; wenn sie ihm auch Verse vorlegten, freute es ihn gar nicht. Und seine Zeit reichte nicht hin, auf den Einzelnen viel zu achten.

So wurde der in Frankfurt verwöhnte Knabe jetzt manchmal gedemütigt; Niemand war ihm eigentlich hülfreich. Er war auf sich selber angewiesen. So suchte er nun für sich allein das Rechte, woran er sich halten konnte. Wo ist das Vorbild, wo der Gesetzgeber für

den redlichen Schüler der Poesie? Ach, die Gelehrten und schönen Geister sind recht uneins! Wolfgang wußte Das zwar längst, aber jetzt beobachtete er viel deutlicher im Einzelnen, wie an jedem Autor und jedem Werke gemäkelt wird. Tritt vor die Leser, so wirst du verachtet werden, sicherlich von Einigen, vermutlich aber von Vielen. Der älteste der berühmten Leipziger Professoren war Gottsched: einst als ein großer Dichter, als Anführer und Gesetzgeber der deutschen Literatur geehrt, ward er jetzt überall verlacht und verhöhnt; auch Wolfgang Goethe beeilte sich, Spottverse auf diesen Mann zu dichten, ohne seine vormaligen Verdienste zu prüfen. Nun, dieser Gottsched hatte das Verbrechen begangen, seinen Ruhm zu überleben; aber auch die jüngeren Dichter wurden bereits nicht wenig getadelt oder geschmäht, auch Klopstock, auch Wieland. Und Gellert selbst: hier in nächster Nähe zuckte man auch über ihn die Achseln und erzählte sich Geschichten auf seine Kosten. Die Krähen hacken einander die Augen nicht aus, die „schönen Geister“ tun es. Bald ziehen sie über die sittliche Beschaffenheit der Kollegen her, bald über ihr Können und Leisten.

Fragte Wolfgang nun aber die Kritiker, wie man es eigentlich machen müßte, so merkte er, daß die Meisten sich nur darauf verstanden, das Schlechte schlecht, das Alberne albern zu finden. Einige brachten allerlei Vorschriften und Forderungen vor, aber ohne Zusammenhang und Grundsatz; es blieben zersplitterte Lehren, die von wieder Andern bestritten wurden. Auf die Frage, welche Dichter denn nun unsere Muster sein müßten, nannte man gewöhnlich solche des Altertums oder sonst

fernab stehende, denen gleich zu kommen ein unnatürliches und vergebliches Bestreben wäre. Unser Student ging jetzt an der Hand Ernestis in die Schule Ciceros: er trug diesen und jenen guten Satz heim, aber auch dies Kolleg förderte ihn wenig. Und auch in Horazens ‚Dichtkunst‘ fand er zwar viele goldene Sprüche, aber nicht den Anhalt, den er brauchte und suchte. Einen Schluß mußte Wolfgang Goethe aus Allem, was er hier in Leipzig hörte und lernte, nun wohl ziehen: daß seine Frankfurter Selbstsicherheit auf Unwissenheit beruht hatte. Er, der sich schon halb und halb für einen großen Dichter gehalten, hatte doch bisher nur gestümpert! Das sah er ein und er beeilte sich, weiter zu sagen, daß er es einsah. Auch die schmerzliche Erkenntnis hat eine gewisse Süßigkeit: wir haben uns höher entwickelt, wenn wir unser voriges Wesen belächeln und tadeln können. Unter Andern sollte Freund Riese es wissen, daß Goethe seit kurzem gewachsen war und sich nicht mehr für einen Liebling der Musen hielt.

Ganz andre Wünsche steigen jetzt als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.

Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich Die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Auch Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich, und gewiß mit Unrecht, glaubte,
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch' stolzes Lied, das aber nicht die Musen

Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.

Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie Der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und — bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind;
Der hebt den Staub in Wirbeln auf, den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auch. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein: es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Noch war er keine siebzehn Jahre, als soviel weise Selbsterkenntnis aus ihm sprach. Das zeugte freilich von seiner Jugend noch sicherer als von seiner Bescheidenheit. Mit sechzehn Jahren hat der Dichter es noch leicht, alle seine bisher gesammelten Werke in den Orkus zu verdammen oder auf dem Küchenherde einer Madame Straube zu verbrennen. Man fängt dann

eben ein neues Blatt an. Man erklärt dann laut, daß man kein Dichter sei. Und damit es die Leute auch glauben, sagt man es in Versen.

Zehntes Kapitel

Mädchenzauber und Freundesstimmen 1766

„Ihr Mädchen müßt einen geheimen Zauber haben, womit ihr uns bezaubert, wenn's euch beliebt": so schrieb der junge Student — auf französisch — seiner Schwester. Begreifen konnte er es nicht, daß er soviel an Kornelien und ihre Freundinnen dachte und sich nach ihnen sehnte, denn eigentlich fühlte er sich als werdender Mann und Gelehrter sehr erhaben über diesem unwissenden, auf's Äußerliche gerichteten und oft so albernen Mädchengeflügel. Seine Frankfurter Freundinnen seien jedoch nicht solche Närrinnen und Äffinnen wie das Frauenzimmer in Sachsen, redete er sich dann selber vor; hatten sie doch soviel Verstand gehabt, daß sie zu ihm emporsahen, seine Gaben und sein Wissen bewunderten und von ihm lernen wollten. Beide Geschlechter paradieren vor einander, bewußt oder unbewußt. Bin ich nicht schön? Bin ich nicht stark? Bin

ich nicht fein gebildet? Bin ich nicht kühn? So begegnen sich die Fragen von hüben und drüben. Der Jüngling möchte sich vor Mädchenaugen als der Gewandteste, Zäheste und Tapferste erweisen; liegt ihm aber solches Heldentum der Arme und Beine nicht, so führt er seine Geistesgaben vor und leuchtet als ein Licht in der Dunkelheit. Wer mich bewundert, Den liebe ich: so geht das Romänchen gewöhnlich weiter. — Edlere Naturen ersättigen sich aber nicht an solchem Hervorglänzen; sie wollen, weil sie reich und stark sind, Anderen geben, ihnen dienen und wohltun; wo man Das zuläßt und erbittet, wo sie Dank empfangen, sind sie auch selber dankbar, und ihr Dank verwandelt sich wieder in Liebe. So wollte der junge Wolfgang Goethe seine Freundinnen und seine Schwester gern als ihr Lehrer emporbilden, sie als ihr Berater in die Welt der Geister führen, und es beglückte ihn, daß sie es sich gefallen ließen. Er liebte sie, weil sie seine Lehren annahmen, und er schulmeisterte an ihnen, weil er sie liebte.

Schon im ersten Briefe, den er aus Leipzig an das Schwesterchen richtete, vergaß er die Freundinnen nicht. „Küsse Schmittelchen und Runkelchen von meinetwegen. Die lieben Kinder! Denen drei Madles von Stockūm mache das schönste Kompliment von mir. Jungfer Rincklef magst Du gleichfalls grüßen." Und in der Nachschrift: „An die liebe Jungfer Meixnern mache das schönste Kompliment, das Du in Deinem Köpfchen gedenken kannst. »Mein Bruder läßt sie grüßen«: Das ist nichts! Ube Deine Erfindungskraft! Du hast ja sonst gute Einfälle. Schreibe mir bald, Engelchen!"

Diese Charitas Meixner dünkte ihm von allen die Beste. Da sie sich aber zumeist bei den Eltern in Worms aufhielt, hatte er wenig Verbindung mit ihr; dagegen kam Lisette Runckel häufig zu Kornelien und wurde in ihren Briefen viel erwähnt; auch war sie die Schönste unter allen Freundinnen gewesen und dazu sehr angenehmen Wesens. Der Einsame hatte also auch ihr anmutiges Bild oft vor seiner lebhaften Einbildungskraft. Dies Mädchen zu erziehen, wäre eine herrliche Aufgabe! Auf daß sie ein Meisterwerk der Natur und Bildung zugleich würde! Seiner Schwester schrieb Wolfgang beständig gute Lehren, namentlich auch über die Bücher, die sie lesen solle oder nicht lesen dürfe. Von Allem, was er jetzt lernte, suchte er ihr ein gutes Teil abzugeben. Und dabei dachte er dann auch immer an die anmutige Freundin.

Laß das liebe Mädchen, die Runkel, von Dem, was Du liest, auch genießen! Es ist mit für sie, was ich arbeite. Nimm die Stücke des ‚Zuschauers'; lies sie ihr vor; frag' ihre Gedanken und schreib' mir es. Auch Das, was sie sonsten denkt, alle ihre Gesinnungen. Ich will für sie sorgen. Ich habe Euch gar zu lieb. Siehe, ich schreibe bei Nacht für Euch . . . es ist schon Zwölf.

Noch was! Ich will außer dem Briefwechsel mit Dir noch einen mit Euch beiden anfangen und Euch, soviel ich kann, zu nutzen suchen. Du hast Zeit dazu. Ihr sollt mich auch lieb haben und alle Tage wünschen: o wär' er doch bald bei uns!

Später mag ihm Kornelia wohl von den bedenklichen Umständen in Lisettens Familie erzählt haben; es fehlte dort der solide Boden für den großen Aufwand, den man trieb. Da wurden seine Gefühle noch wärmer.

Die liebe Runkel . . . unsere teure kleine Freundin, die ich so lieb habe! Wieviel könnte man nicht von ihrem lieblichen Geist erwarten, wenn er mit Sorgfalt gebildet würde, wenn ihre zarten Gedanken und edlen Gefühle durch die ausgezeichnetsten Schriften der Religion, der Moral und des guten Geschmacks gefestigt würden! Du zeigst mir einige schwache Hoffnungsstrahlen, indem Du mir schreibst, daß Du mit ihr die Briefe der Madame Gomez liest. Ich lobe Dich dafür, und meine Freude wäre unvergleichlich, wenn Du fortführest, meine Wünsche zu erfüllen. Schreib' mir manchmal die Gedanken meiner Kleinen und die Deinigen über gewisse Gegenstände; ich werde nicht verfehlen meine Ansichten dagegen zu stellen.

Glaube mir, meine Liebe, daß ich Euch sehr im Herzen trage. Die Mädchen sind so schöne Geschöpfe, daß ich es nicht mit ansehen kann, wenn eins verdorben wird. Ich möchte sie deshalb alle gut machen. Man bemüht sich jetzt so viel um die Verbesserung der Schulen: warum denkt man nicht auch an den Unterricht der Mädchen? Wie denkst Du darüber? Ich habe den Einfall gehabt, Lehrer an einer Schule des schönen Geschlechts zu werden, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre. Das wäre so übel nicht, wie man vielleicht meint; jedenfalls wäre ich meinem Vaterlande nützlicher, wie wenn ich den Advokaten mache. Nur dürfte man in meine Schule nicht so schöne Mädchen bringen, wie meine liebe Runkel eins ist . . .

So schrieb er — auf französisch — am 14ten März 1766, und am 31sten Mai:

Tausend, tausend Grüße der lieben Runkel! Schreib' mir nur oft von ihr! Es sind immer die angenehmsten Stellen in Deinen Briefen, die von diesem liebenswürdigen Mädchen handeln. Ich möchte, ich könnte sie ein einziges Mal küssen. Küsse sie für mich!

Kornelia hatte ihm jetzt aber auch von Jungfer Meixner Neues geschrieben; auch Deren Bild stand wieder wie lebendig vor ihm:

Charitas, die liebe Charitas! Ich bedauere sie. Wenn sie in Frankfurt ist, lebt sie wie im Fegfeuer . . .

Ach, wie ich Euch liebe, ihr lieben Geschöpfe! Ach, wäret Ihr nur ein wenig besser! Nun, wir Männer sind auch keine Engel.

Wir wissen schon, daß der erste Frühling in der fremden Stadt unseren Jüngling keineswegs mit Lust und Kraft erfüllte; ein dunkler Strom der Wehmut und Sehnsucht floß jetzt zuweilen durch seine Seele. Er las und schrieb jetzt viel in englischer Sprache; der englische Geist erfüllte ihn, und darunter verstand man damals neben strengem moralischem Sinn eine sonderbare Vorliebe für Nacht-Gedanken und trüben Ernst.

Schwester, ich bin ein närrischer Junge! Du weißt es freilich längst, warum sag' ich's noch? Aber meine Seele ist in etwas verändert. Ich bin kein Donnerer mehr, wie ich es in Frankfurt war. Ich mache nicht mehr: J'enrage! Ich bin so sanft, so sanft! Ha, Du glaubst es nicht? Manches Mal werde ich zum Melancholiker. Ich weiß nicht, woher es kommt. Dann starre ich die Leute an wie mit Eulen-Augen. Und dann geh' ich in die Wälder, an die Flüsse, und schaue aus nach bunten Gänseblümchen und blauen Veilchen. Ich lausche den Nachtigallen, den Lerchen, den Krähen und Dohlen, dem Kuckuck. Und dann senkt sich eine Düsterkeit über meine Seele, so dicht und dunkel, wie die Nebel im Oktober sind.

Auch an Eifersucht litt er. Sein heimischer Freund Müller war mit Charitas bekannt, und wenn Dieser

ihm über die Freundin schrieb, pflegte er Verdrießliches hinzuzufügen: über ihren Umgang mit andern Verehrern und Dergleichen. Eifrig ergriff Wolfgang deshalb die bessere Gelegenheit, als sich Trapp aus Worms, ein Vetter der Charitas, brieflich an ihn wandte; nun konnte er sich bei einem Wohlwollenderen erkundigen, und dabei schalt er auf Müller, der ehemals doch seine Freuden geteilt, seine Traurigkeit vertrieben habe und jetzt sich nur noch als gelehrter Sittenprediger erweise, ja eine Freude daran habe, ihn zu quälen.

Je suis faible, il est vrai. Est-on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux
Et me dit en riant: Ha, tu as des rivaux!
Je ne le sais que trop sans qu'il le dise encore:
Tout qui la vit, l'admire, qui la connaît, l'adore!
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi!
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider;
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monté par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie
Et viens voir en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.

Bis dahin möge Trapp ihm beistehen und fleißig berichten, ob das so sehr geliebte Kind noch an ihn den

Écrivez! C'est alors que de mon coeur chér
Comme elle est mon amante, vous serez mon am

In Wahrheit liebte der Jüngling nicht gerade jenes Mädchen in Worms, für deren Augen diese französischen Verse bestimmt waren, noch die zierliche Lisette in Frankfurt. Seine Seele dürstete nach angenehmer weiblicher Gesellschaft, welche es auch war; er liebte überhaupt. Wie denn gar oft die Liebe das Erste ist, zu dem sich dann ihr Gegenstand als Zweites findet; sobald ein Herz seine Liebesstrahlen aussendet, schimmert ihm bald ein Holdes goldig entgegen. Da nun unser Jüngling in diesen Zustand der Liebes-Ausstrahlung getreten war, so konnte ihn auch alle seine Verachtung der sächsischen Mädchen nicht mehr beschützen. Unter den Hunderten, denen er begegnete, mußte sich ihm Eine als leuchtende Ausnahme darstellen.

Ja, sein Schicksal war bereits entschieden, als er jene Verse nach Worms sandte, und seine Einsamkeit ging zu Ende, als er am lautesten darüber klagte. Denn Ostern 1766 erschien sein guter Freund Horn in Leipzig, um gleichfalls drei Jahre da zu studieren. Mit ihm kam Dr. Schlosser. Dieser — er wird uns wieder begegnen — blieb nur einige Tage; er wohnte und aß in dem Weinhaus von Schönkopf am Brühl, wo auch Horn zunächst abgestiegen war. Goethe leistete den beiden Landsleuten Gesellschaft; er lernte dabei die Wirtsfamilie kennen und begrüßte sich mit der Hausmutter als Landsmann, denn Madame Schönkopf war die Tochter eines Frankfurter Zinngießermeisters. Wolfgang nahm in diesen Tagen auch an den Mahlzeiten bei Schönkopfs teil: Alles kam ihm in diesem Hause so behaglich und heimelich vor, daß er sich rasch entschloß, von dem Ludwigschen Mittagstische Abschied zu

nehmen und sich hier anzusiedeln.[1] Schönkopfs hatten nur in der Meßzeit großen Verkehr: dann war jedes Winkelchen im Hause besetzt; in der übrigen Zeit scheinen sie fast nur den Besuch ihrer Tischgäste erwartet und gewünscht zu haben. Das waren teils Studenten, teils ältere Junggesellen aus den gelehrten Berufen; genannt seien der Jurist Hermann, Sohn des Dresdner Oberhofpredigers; der Jurist Pfeil, Hofmeister eines neunzehnjährigen Freiherrn v. Friesen; der General-Akziskassen-Einnehmer Krebel, der nebenbei Reisebücher redigierte; der Mediziner Klose; auch ein Bruder des Dichters Zachariä erschien eine Zeit lang und brachte seinen berühmten Bruder mit, als Dieser in Leipzig zu Besuche war. Unter den Studenten waren einige aus dem baltischen Adel.

Goethe fühlte sich aber auch sehr bald wie zur Familie Schönkopf gehörig, kam also durchaus nicht nur zu Mahlzeiten und blieb, wenn er da war, gern lange sitzen. Manchen Tag war er hier mehr als in seiner Stube.

Eine neunzehnjährige Tochter bewegte sich dann in seiner Nähe, ein hübsches, flinkes, fleißiges, fröhliches Mädchen, klein von Wuchs, bräunlich von Gesicht. Auch ein zehnjähriges Söhnchen lief zwischen den Gästen herum, das Peterchen: mit beiden konnte man seinen Spaß treiben. Aber die Jungfer Käthe erweckte auch Be-

[1] Die Mittagsmahlzeit kostete in den besseren Gasthäusern damals 4 bis 8 Groschen ohne Getränk, das Abendessen 3 bis 6 Groschen. An einigen Stellen bestand Weinzwang, an anderen trank man Wein oder Bier oder gar nichts. Der Römer Wein kostete 4 bis 6 Groschen.

wunderung und Achtung: so tüchtig war sie in der Wirtschaft, die doch zu gewissen Zeiten fast übermenschliche Arbeit verlangte. Wenn er ihr zusah, konnte Wolfgang Goethe nicht mehr behaupten, daß die Leipziger Mädchen aufgeputzte leere Koketten seien; bei ihr waren Anmut und Bravheit gar zu schön verbunden. Er sträubte sich denn auch nicht lange, sondern sagte ihr schon nach wenigen Wochen, daß er sie lieb habe. Käthchen wunderte sich weiter nicht über diese Mitteilung; es hatten schon mehr Leute Gefallen an ihr gefunden: warum sollte man sie auch nicht lieb haben?

Aber der Herr Goethe meinte es gar nicht so obenhin; er bewarb sich ganz ernstlich um ihre Freundschaft. Sein Bemühen schmeichelte ihr und rührte sie; auch hatte sie keinen andern ernstlichen Verehrer. Er war so ein feiner, kluger und beredter Knabe! An eine Heirat konnte man freilich nicht denken: Goethe stand erst im siebzehnten Jahre, war drei Jahre jünger als sie, und bei dem Reichtum seiner Eltern ging auch wohl sein Ehrgeiz höher hinaus. Aber von sich stoßen mochte sie den guten Jungen doch auch nicht; seine Unterhaltung war nicht alltäglich, gar oft sehr belehrend oder sehr belustigend. Käthchen aber gehörte zu den Listigen, die mit ihrer Gabe, Andere hinter das Licht zu führen, gern spielen; bald hatte sie ihren Spaß daran, diesen Anbeter vor den Augen der Eltern und der Gäste ganz wie jeden andern guten Bekannten zu behandeln und ihm zwischendurch die Hand zu drücken, ein Liebeswort zuzuflüstern, ihm an der Tür zu winken und ihm auf dem dunkeln Gange rasch das Mäulchen hinzuhalten. Und es reizte sie auch, ihm durch ihr Brüderchen in seine Wohnung Zettel zu schicken, denn wenn man sich auch noch so oft sieht, so gehören die Briefelein doch zu einer honetten Liebe. Die Eltern hatten kein Arg und brauchten es auch nicht zu haben.

Sogar Horn merkte nichts. Goethe ging oft mit ihm herum: durch die hohen Straßen, wo die Nachtigallen schlugen, in die Gärten vor der Stadt und in die Dörfer, wo man Wetzsteine und Maulschellen verspeiste[1]); sie saßen zusammen und plauderten scheinbar so vertraut wie ehedem. Trotzdem glaubte Horn, sein Freund bewerbe sich um ein Fräulein, eine Adlige. Goethe hatte ihn mit Willen auf diese falsche Fährte gebracht. Horn war arm und trug Sorge, ob er sich in Leipzig die drei Studienjahre durchschlagen könne; um so mehr fiel ihm Goethes Reichtum auf, namentlich seine prächtige Kleidung und seine Teilnahme an kostspieligen Unterhaltungen. Nicht selten ärgerte er sich über den verfeinerten, prunkenden Freund und sagte laut, daß Leipzig ihn verdorben habe. Auch an Ludwig Moors schrieb er Das, am 12ten August, nach fast vier Monaten des erneuten Umgangs.

Von unserm Goethe zu reden: Der ist immer noch der stolze Phantast, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie

---

[1]) Gebäck, das diese sonderbaren Namen hatte, gab es in Händels berühmtem Kuchengarten zu Reudnitz. Und Nachtigallen sangen wirklich von den hohen Häusern der Leipziger herab, denn die Sitte, diese Vögelchen in Käfigen zu halten, war hier sehr verbreitet, und man hängte bei schönem Wetter die Vogelbauer vor die Fenster.

sich ein Mensch so geschwind verändern kann. Alle seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet . . .

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich, bloß weil es die Fräulein gern sieht, solche portemains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comtés
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und er sucht auch denselbigen, wo er kann, zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte . . .

Wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der Erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzig Mal sähest! Sie ist die abgeschmackteste Kreatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist Alles, womit sie Goethen bezaubert hat.

Lieber Freund, ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jetzo keine Viertelstunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren . . . Du kannst ihm nur Alles wieder schreiben, was ich Dir hier erzählt habe; es ist mir recht lieb, wenn Du es tust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn er wird doch nicht so leicht bös auf mich. Wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen.

Der gute Freund war mit seinem Zorn gegen das gnädige Fräulein auf dem Holzwege, aber vielleicht wußte Goethe selbst nicht recht, welches Mädchen er am meisten liebte: die Charitas in Worms, die Lisette in Frankfurt, das adlige Fräulein hier oder Schönkopfs Käthchen. Sie gingen ihm alle durch den Sinn, und Jede hatte ihre Vorzüge. Käthchen aber sah er jeden Tag, und sie wurde ihm trotzdem nicht alltäglich. Ehe der Sommer verging, war sie die sichere Königin in seinem Herzen.

Also mußte er sich anderwärts ablösen.

In Worms war geschehen, was er früher gewünscht hatte. Trapp hatte seinem Bäschen die französischen Verse ihres Anbeters im fernen Leipzig gezeigt, und Charitas hatte den Wunsch ausgesprochen, daß Trapp ihr diese schönen Verse überlasse. Das bedeutete eine Erlaubnis zu weiterer Annäherung. Sie sah offenbar in Goethe den künftigen Bewerber. Die äußeren Verhältnisse der Beiden paßten zu einander; die Eltern konnten auf beiden Seiten einverstanden sein. Kurz, unser Student liebte das Käthchen und sah sich von Charitas angenommen.

Da brauchte es große Kunst, Trapps Brief, der ihm sein Glück meldete, zu beantworten. Und Goethe erwies sich als Diplomat: unter der Maske des stürmischen Jünglings verwandelte er Wein in Wasser. Er hatte auch in Trapp früher einen Nebenbuhler gesehen, der ihn um jeden Blick des Mädchens beneidete; daran knüpfte er an:

Sind Sie es nun selber, der mir heute das erwünschteste, unerwartetste Ereignis berichtet, das mich auf den Gipfel der

Freude erhebt? Sie hat also meinen Brief gesehen und ist nicht beleidigt worden durch dies wilde Herz, diese brennende Liebe, diese aufwallenden Gefühle? Sie hat sogar gewünscht, die elenden Zeilen zu besitzen! Ach, warum haben Sie ihr das Blatt nicht gegeben, ohne mich zu fragen! Wie konnten Sie glauben, daß ich von dem angenehmen Schicksal meines Briefes, daß er von den Händen Derjenigen, die ich liebe, aufbewahrt werde, nicht entzückt sein sollte und daß ich meinen Versen das Glück verweigern könnte, ihr so nahe zu sein, wie ich es für mich selbst so innig wünsche? Geben Sie ihr den Brief, aber sagen Sie ihr, für welchen Gebrauch sie ihn in meinem Sinn aufheben möchte. Möchte sie sich manchmal, indem sie die Zeilen ansieht, an einen unglücklich Liebenden erinnern, der sie anbetet, ohne je die Frucht seiner Liebe zu erwarten! Der ihr das glücklichste Dasein wünscht, ohne zu hoffen, daß er zu ihrem Glücke das Geringste beitragen könnte. Ich würde nicht die Kühnheit haben, meine Gefühle so laut auszusprechen, wenn sie nicht in so anmutiger Weise sie aufgenommen hätte.

Sie übermitteln mir ihre Grüße. Ist es möglich, daß sie so viel an mich gedacht hat? Sagen Sie ihr — aber was könnten Sie ihr sagen, was sie nicht schon fühlt? Sie kennt mein Herz. Erhalten Sie mir ihre Freundschaft und die Ihrige! Leben Sie wohl![1])

Unterdessen hatte aber auch Horns Brief an Moors gewirkt. Die Freunde waren von der Heimat her gewöhnt, unverblümt und frankfurtisch mit einander zu reden; wir können uns daher denken, wie Moors jetzt

[1]) Der Brief, am 1sten Oktober 1766 geschrieben, ist französisch.

den aufgeblasenen Wolfgang Goethe schüttelte. Wenn Horn wegen seiner schlichteren Kleidung nicht mehr gut genug für ihn sei, so müßten sich jetzt wohl auch die andern Freunde zurückziehen? Und ob er wirklich seine bürgerliche Ehre so weit vergessen könne, daß er einem adligen Gänschen den Hof mache, das sich doch viel zu gut dünke, eine Madame Goethe zu werden? Der Brief ist uns nicht überliefert, aber so ungefähr muß der Sinn gewesen sein. Als Goethe diesen Brief hatte, sprach er sich mit Horn über die Vorwürfe, die ihm die Freunde machten, aus und jetzt gestand er, wen er eigentlich liebe. Der junge Goethe hatte immer gern moralisiert; jetzt betonte er, daß er, weit entfernt, über seinen Stand hinaus zu streben, mit einem Mädchen es redlich meine, das nach äußerlichen Maßstäben unter ihm stehe. Er machte kein Geheimnis mehr daraus, denn Horn, der ihm zuweilen bei Schönkopfs Gesellschaft leistete, wäre ja doch demnächst hinter seine Schliche gekommen.

Der redliche Horn fühlte sich sehr glücklich, seinen Freund viel besser zu finden, als er gedacht. Namentlich freute er sich, daß es mit Goethes Hochmutsteufel nicht so arg war. Er beeilte sich, auch den Bundesgenossen in Göttingen aufzuklären.

Aber, lieber Moors, welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrog und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorherverkündigt hätten. . . .

Er liebt, es ist wahr. Er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen. Allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt: allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das (ich glaube nicht zuviel zu sagen) Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohl gewachsen, obgleich nicht sehr groß; ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht: eine offene, sanfte, einnehmende Miene; viele Freimütigkeit ohne Koketterie; einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann.

Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors, Das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt. So viel kann ich Dir aber sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen.

Merke nun seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt gerade das Gegenteil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die cour zu machen.

Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß Jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie.

Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen? — verliebt und man vexiert ihn wohl gar in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt; aber die gute Fräulein betrügt sich.

Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Ökonomie entdeckt und gezeigt, daß der

Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber; aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er, denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedauere ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein?

Goethe schrieb in ganz demselben Tone; die jungen Leute hatten offenbar schon in Frankfurt fleißig erörtert, was für Mädchen man lieben dürfe und welche Arten zu meiden seien. Da nun Goethe den damaligen klugen Erkenntnissen zuwider handelte, so mußte er sich verteidigen.

Denke als Philosoph (und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst) und was hat alsdenn meine Liebe für eine scheltungswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt.

Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den kleinen, elenden Trakasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte.

Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und

Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Torheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, Etwas dazu beizutragen.

Den letzten Satz hatte Goethe ja auch wohl über Charitas geschrieben? Aber in Käthchens Falle dachte gewiß das Mädchen ebenso: an Heiraten sei nicht zu denken; nur lieb haben wollten sie sich, bis ein hartes Schicksal sie trennen werde.

Gegen die Schwester hatte er zum ersten Male ein Geheimnis. Er schrieb ihr immer noch so, als ob ihre Freundinnen auch bei ihm obenauf seien, und da sie zuletzt wohl die Schmiedel am meisten gelobt hatte, antwortete er: „Besonders küsse von mir aus die kleine Schmiedel!“ Kornelia klagte über die Melancholie, die er sich in Leipzig zugezogen, und meinte auch, so übel, wie er sie male, könnten doch die Damen in Leipzig nicht sein. — Mit seiner Melancholie habe es nicht viel auf sich, erwiderte er jetzt, und die Leipziger weibliche Welt wolle er auch durchaus nicht in Bausch und Bogen verachten.

Elftes Kapitel

Der Musensohn

1766 und 1767

Durch seine englischen Studien lernte Wolfgang Goethe früh im Jahre 1766 einen Dichter kennen, dessen Name ein Gegenstück zu unserm „Klopstock“ war, denn „Schüttelspeer“ bedeutete er in unserer Sprache. ‚Beauties of Shakespeare‘: so betitelt sich eine Blütenlese aus sämtlichen Theaterstücken dieses Dichters; unser Student las sie, überwand die zahlreichen Schwierigkeiten, las sie immer wieder, führte sie in seinen Briefen an und wußte bald nicht wenige auswendig. „Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge: Alles traf mich gewaltig“: so bezeugte er, als er im Alter dieser ersten Entdeckung Shakespares gedachte.

Er sprach über diese englischen Verse auch mit Dr. Schlosser bei dessen Besuch in Leipzig. Georg Schlosser war zehn Jahre älter als Goethe und schon einige Jahre Advokat in Frankfurt gewesen. Sein juristischer Brotberuf aber füllte seinen unruhigen, von Idealen erfüllten Geist nicht aus; eben jetzt ging er mit etwas unklaren philanthropischen Hoffnungen nach Treptow in Pommern zum Herzog Friedrich von Württemberg, der dort ein preußisches Dragoner-Regiment befehligte. Trotz des Altersunterschiedes ließ er sich die Freundschaft des jungen Goethe gefallen, denn er ge-

wahrte an ihm eine ähnliche Strebsamkeit und Eigenart, wie sie ihn selber von der Menge unterschied. Auch war künftige Verwandtschaft nicht unwahrscheinlich, denn Schlosser schien sich um die jüngste Schwester von Goethes Mutter zu bewerben. Jedenfalls vereinigten sie sich darin, daß sie, beide dem Studium nach Juristen, mit größtem Eifer alte und neue Sprachen trieben und bei den Dichtern und Denkern ihre Weihestunden suchten. Schon, daß sie beide englisch verstanden, verband sie, und da Wolfgang einen Briefwechsel wünschte, so sollte er der gegenseitigen Übung wegen auf englisch sein. Solchen reiferen Brieffreund, der es wert war, daß man sein Talent vor ihm anstrengte, hatte sich Goethe längst gewünscht. Schon nach wenigen Wochen machte er ein englisches Gedicht an Schlosser, worin er sein Mißtrauen gegen sich selber aussprach. Zwar gehe es ihm äußerlich recht gut, führte er aus, aber all sein Glück weiche, wenn die Melancholie über ihn komme.

Then fogs of doubt do fill my mind
With deep obscurity;
I search myself and cannot find
A spark of worth in me.

Wenn sein Mädchen liebreich gegen ihn sei, so flüstere eine Stimme ihm zu: Sie ist falsch; unmöglich kann sie so einen launischen Jungen, wie du bist, lieben. Ein anderer Gedanke noch sei ihm Elend, Tod und Nacht: daß er kein erträgliches Lied singen, kein wahrer Dichter werden könne.

So klagte er, aber natürlich milderte sich dieser Trübsinn sehr durch das Bewußtsein, daß ihm zehn

Strophen in der fremden Sprache gelungen seien. „Are they not beautiful, sister?“ fragte er Kornelien, der er eine Abschrift sandte, und antwortete selber in zwei Zungen: „Ho yes! Senza dubbio!“

Sein Englisch wimmelte von Fehlern, sodaß seine Kühnheit darin am meisten zu bewundern, aber auch ehrlich zu bewundern war, denn führt nicht ein solches frisches Darauflosgehen oft zu brauchbaren Leistungen? Im Französischen war er längst zu Hause. Wir kennen schon einige der Alexandriner, die er an Trapp richtete; er wagte sich aber auch an die schwierigsten Strophenformen, zumal wenn Dergleichen von Frankfurt, vom Vater her, gewünscht wurde. Einmal waren es Scherzverse an den Hausfreund Pfeil, ein anderes Mal waren sie à Monsieur le Major-général de Hoffmann au sujet de la mort de Madame son épouse gerichtet. Dichten bedeutete in solchen Fällen: ein Sprachtalent so nach der hohen Schule vorreiten, daß die Leute staunen mußten.

Eine ähnliche Aufgabe in deutscher Sprache bekam er von Hause, als der einzige Bruder der Mutter, Advokat Textor, mit einer jungen Buchhändlerstochter Hochzeit halten wollte. Sein Herz gab ihm auch hier nichts ein, denn diese Familien-Erweiterung gefiel ihm garnicht; aber etwas Großartiges war er dem Oheim, dem Großvater und seiner eigenen Dichterehre schuldig. Also ersann er eine Verhandlung der Götter über diese Heirats-Angelegenheit, einen Streit zwischen Venus und Themis, einen listigen Streich Amors und schließlich einen Beschluß der Götter, in dem sich die Bewohner des Olymps für die Verbindung von Jost

Textor mit Maria Margaretha Möller erklärten. Er nahm diese gewaltigste Maschinerie selber mehr scherz- als ernsthaft; aber sein Opus blieb freilich das Kreißen des Berges zur Geburt einer Maus. In Frankfurt gefiel das Werkchen sehr, und Goethe, gleichfalls zufrieden damit, legte es nun auch seinem Professor im stilistischen Praktikum vor.

Das war nicht mehr Gellert, sondern der erst achtundzwanzigjährige Christian August Clodius, dem Gellert einen Teil seiner Vorlesungen und Schüler abgetreten hatte. Clodius versah sein Amt ganz ähnlich wie sein Vorgänger; er ließ die rote Dinte walten und kritisierte Einzelheiten. Als er nun Goethes Hochzeitsgedicht besprach, zeigte es sich, daß er das Humoristische oder Parodistische daran garnicht bemerkt hatte; also tadelte er mit viel zu großem Eifer diese Bemühung der olympischen Götter, wo es sich doch nur um eine gewöhnliche bürgerliche Eheschließung handele; er benutzte die Gelegenheit aber auch, den ganzen mythologischen Unfug zu geißeln, dem sich seit einigen Menschenaltern die Pedanten, wenn sie Poeten sein wollten, ergeben hatten. Und in diesem Punkte gab ihm sein gescholtener Zuhörer recht; Goethe entschloß sich jetzt für alle Zukunft zur mythologischen Mäßigkeit.

Clodius genoß als Schöngeist und Dichter schon eines erheblichen Ansehens in der Stadt; von ihm erwartete man bei großen öffentlichen Gelegenheiten die feierlichen Verse, und auch als Dramatiker zeigte er sich. Da nun aber nach altem Herkommen auch die Lehrer von ihren Schülern Zensuren bekommen, so nahm jetzt der Student Goethe die Verse des Professors

Clodius unter die kritische Brille. Er gab sich in dieser Zeit viel mit Stilfragen ab, schon deshalb, weil er so oft in fremden Sprachen schrieb. Er hatte das Italienische und Englische, auch das Französische und Lateinische, zumeist aus Dichtern gelernt; wenn er nun in diesen Sprachen Briefe und andere Prosa verfassen wollte, so hatte er beständig gegen hochtrabende und unnatürliche Wendungen zu kämpfen, die ihm von der Poesie aus im Gedächtnis waren. Da kam er zuerst zu dem Ergebnis: man sollte eigentlich nicht das Französische aus dem ‚Télémaque', das Englische aus Milton und Young, das Italienische aus Tasso und Ariost, das Deutsche aus Geßner und Klopstock lernen. Einmal aufmerksam geworden auf diesen Gegenstand, prüfte er nun aber auch die poetische Sprache näher. Muß sie sich denn so stark von der schlichten und geraden Sprache des Alltags unterscheiden? Ist eine gesuchte, weit hergeholte, künstliche, geschwollene Ausdrucksweise wirklich ein Kennzeichen wahrer Poesie? Clodius hatte den Ausdruck in Goethes Versen bald zu hoch, bald zu niedrig gefunden; nun sah sich der Schüler die Verse des Lehrers daraufhin an. Clodius schrieb nicht gerade hochtrabender als andere Dichter der Zeit, aber er brachte gar viele seltene und fremde Wörter in seinen Versreden an, namentlich solche aus dem Lateinischen und Griechischen, z. B. in einem Gedicht über die alten Deutschen: Tempel, Monument, Patrioten, Nation, Majestät, Kothurn, Genies, Trophäen. Darüber schalt nun Goethe und eines Tages schrieb er sogar Verse, in denen er den Stil seines Lehrers verspottete. Er machte nämlich in der gleichen Manier

ein Gedicht auf jenen Kuchenbäcker in den „Kohlgärten“ von Reudnitz, wo die Leipziger sich gern bei ihrem Spaziergange erlabten.

Der Kuchengarten in Reudnitz

> Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
> Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt,

so sprach er mit pathetischen Gebärden den guten Samuel Händel an:

> Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
> Umhangen von Trophäen, erzählt den Nationen:
> Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
> Und raubte dem Kothurn gar manch' Achtgroschenstück.
> Glänzt deine Urn' dereinst in majestätschem Pompe,
> Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.

Das Gedicht ging noch etwas weiter; es erregte später einiges Aufsehen; für jetzt war aber das Wichtige, daß Goethe als Schüler von Clodius und dann im Gegensatz zu ihm schneller, als sonst vielleicht geschehen

wäre, auf den ihm gemäßen Weg zu einer einfachen Sprache der Poesie gelangte.

Eine andere gute Wirkung der Kritik, die ihm in Leipzig überall entgegentrat, war, daß er sich nun viel seltener auf den Pegasus schwang. Er hörte einigermaßen auf, das Dichten als ein gelehrtes Handwerk zu betreiben und seine Geschicklichkeit darin als genügenden Anlaß zu solcher Beschäftigung anzusehen. „Seit ich in Leipzig bin“ schrieb er Ende September 1766 an seine Schwester (wieder einmal auf französisch), „habe ich gelernt, daß man Viel sein muß, um Etwas zu sein. Ich bin auch von der törichten Einbildung zurückgekommen, mich für einen Dichter zu halten, und ich mache jetzt fast nur noch Verse, wenn ich zuweilen die Briefe an meine Freunde damit schmücken will.“ Das waren dann plaudernde Verse nach der Weise von Boileau, dessen ‚art poétique‘ ihm sehr zusagte, oder auch in der Sprache Wielands, der seit kurzem komische Erzählungen im Plaudertone erscheinen ließ.

Auch jene französischen und deutschen Dichter, die sich nach Anakreon, dem griechischen Sänger der Liebe und Lebenslust, benennen ließen, reizten ihn jetzt zur Nachfolge. Sie erklärten sich ja auch für das Schlichte und strebten nach Natürlichkeit. Freilich blieben sie zumeist noch in einer künstlichen Natur stecken, und so ging es auch unserm Studenten. Er hatte jetzt ein Mädchen, aber dieser siebzehnjährige Dichter brachte kein eigentliches Liebeslied hervor! Noch war ihm die Dichtkunst nicht die Sprache des innersten Erlebnisses und der tiefsten Gefühle. Statt dessen malte er sich, erzählend und scherzend, die Situationen der Liebesleute aus und legte

zum Beispiel seinem Käthchen folgende Verse in den Mund:

Ich sah, wie Doris bei Damöten stand.
Er nahm sie zärtlich bei der Hand;
Mit starrem Blick sah'n sie einander an
Und sehn sich um, ob nicht die Eltern wachen;
Und da sie Niemand sah'n:
Geschwind — jedoch genug — sie machten's,
wie wir's machen.

Goethes zweites Jahr in Leipzig begann mit einem städtischen und künstlerischen Ereignis: der Eröffnung

Das Komödienhaus in Leipzig

eines neuen Komödienhauses am 6ten Oktober 1766. Bisher hatte Prinzipal Koch, der hier schon viele Jahre — wenn auch mit Unterbrechungen — spielte, sich mit Tanzsälen und zuletzt mit einem gleichfalls unzulänglichen Gebäude im Quantischen Hofe begnügen müssen; jetzt

war durch Kaufmann Zehmisch und Oberst Fläsch auf der ehemaligen Ranstädter Bastion ein großes Gebäude für Schauspiele und Opern errichtet worden; diese ausreichenden und prächtigen Räume — Professor Oser hatte sie ausgeschmückt — bewirkten einen stärkeren Besuch, also überhaupt einen Aufschwung des Theaters. Das neue Haus faßte gegen 1200 Zuschauer; die billigsten Plätze waren zu 4 und 6 Groschen; auf dem ersten Rang zahlte man 16 Groschen. Wöchentlich fanden vier Vorstellungen statt, und zwar vor dem Abendessen, denn sie begannen schon um 5 Uhr. In den Pausen schickte der Konditor des Hauses eine Schüssel mit Torte herum, von der das Stück zwei gute Groschen kostete, auch Schokolade, Limonade, Mandelmilch und dgl. Auch hielten sich vor der Tür des Theaters Obstweiber und Kerls mit Gebackenem auf: so war also auch für Kehle und Magen gesorgt.

Die Leipziger liebten die Komödie sehr, ebenso wie Konzerte und ähnliche Unterhaltungen; auch wurden die Schauspieler und Schauspielerinnen hier mehr beachtet und geachtet als in Frankfurt, wo sie nur zu den Gästen der Meß- und Vergnügungswochen gerechnet wurden. Doch gab es auch unter den Leipziger Professoren noch Einige, die das Komödiantenwesen gern eingedämmt hätten, weil sie fanden, daß es dem Fleiß der Studenten nachteilig sei.

Er gehe manchmal in die Komödie, schrieb Goethe seiner Schwester, als er zwei Monate in Leipzig war. „Dein Leibstück, den ‚Kaufmann von London', habe ich spielen sehen, beim größten Teil des Stücks gegähnt, aber beim Ende geweint. Ferner die ‚Miß Sara

Sampson', ‚Zayre', ‚Cenie', die ‚Poeten nach der Mode', die ‚Verschwörung wider Venedig' usw. Sie haben hier einen Acteur, der Brückner heißt: so gut wie Bersac, und eine Actrice Starken: so gut wie Madame de Rosne. Neulich sah ich ‚Tartüffe'." Die Starke, 35 Jahre alt, spielte bereits die Mütter; Brückner, 1730 geboren, war ein vorzüglicher Heldendarsteller. Mehr noch als diese beiden lockte Karoline Schulze, die im April 1767 hier zuerst auftrat, die Jugend an; sechs Jahre älter als Wolfgang Goethe, zeichnete sie sich nicht gerade durch Schönheit aus, aber sie war eine große Künstlerin, sowohl in der Tragödie, wie in der Posse und namentlich auch im Ballet: freilich tat es Manchem weh, dies Mädchen, wenn man es kürzlich als leidende Heldin bewundert hatte, im kurzen Tanzröckchen springen zu sehen.

Auch bei diesem Theater überwogen unter den Stücken noch die Übersetzungen aus dem Französischen (und aus dem Italienischen des höchst bühnenverständigen Goldoni). Unter den deutschen Dramatikern kamen Weiße, Lessing, Chronegk, Schlegel und manche Kleineren zur Geltung. Eröffnet wurde das neue Gebäude mit Schlegels deutschem Heldenspiel ‚Hermann' nach einer Weiherede von Clodius; darauf folgte ein Ballet ‚Von vergnügten Schäfern' und ein Lustspiel ‚Die unvermutete Wiederkunft'. An einem der nächsten Abende gab man zum ersten Male das Lustspiel ‚Medon oder die Rache des Weisen' von Professor Clodius. Das Stück hatte großen Beifall; Goethe, Horn und Andere aber fanden den Helden allzu tugendreich und belustigten sich über „Wohltaten, die nichts kosteten, und Gesinnungen,

Christian August Clodius

Gemälde von Anton Graff
Museum der bildenden Künste in Leipzig

Christian Felix Weiße

Nach dem Gemälde von A. Graff
Universitätsbibliothek in Leipzig

die nichts hinter sich hätten:“ mit derartigem schwelgerischen Edelmut wurde zu jener Zeit in dramatischen Werken (wie auch in den beliebten Romanen) in der Tat viel Unfug getrieben. Würde sich Goethe etwa dies bequeme Mittel, auf die Herzen der Leser und Zuschauer zu wirken, später versagen?

Einen starken Eindruck machte im folgenden Frühjahr Weißes Trauerspiel ‚Romeo und Julia‘. Goethe war zwar auch diesmal nicht frei von „praktischer Opposition“; Das heißt: er dachte sich aus, wie er selber das Stück noch fehlerfreier, noch wirksamer machen wollte; aber die rührende Fabel ergriff ihn doch sehr, und besonders auch das Spiel der Karoline Schulze. „Ihre Darstellung ist mir noch gegenwärtig“ schrieb er im Alter nieder[1]; „besonders wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern[2], welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallsklatschen ihr Lohn.“

Das bedeutendste neue Werk, das Goethe durch diese Bühne kennen lernte, war Lessings ‚Minna von Barnhelm‘. Im Druck zur Ostermesse 1767 erschienen, ward es auf dem Theater seit dem 18ten November desselben Jahres aufgeführt. Dies Stück war gleichsam für Leipzig geschrieben und mußte die sächsischen Bürger, die den Preußen und ihrem Könige wegen des erlittenen

---

[1] ‚Leipziger Theater‘ in den ‚Biographischen Einzelheiten‘.

[2] Otter: andere Form von Natter; vgl. das biblische „Otterngezücht“.

Kriegsunheils noch heftig grollten, ganz besonders bewegen. Der Dichter, der hier mit lachendem Munde Versöhnung und gegenseitige Anerkennung predigte, war überdies ein sächsischer Landsmann und in Leipzig, wo er vor zwanzig Jahren studiert hatte, noch von Vielen gekannt; Das half seinem Werke noch nach. In allem Betracht war es ein meisterhaftes Lustspiel, und überdies ein nationales, in der gegenwärtigen Wirklichkeit spielendes Stück: Dergleichen hatte man noch nicht gekannt. Nicht lange nachher kam Lessing zu Besuch nach Leipzig; Goethe war davon unterrichtet, aber er scheute sich, die Gesellschaften aufzusuchen, wo er diesem Vortrefflichen begegnen konnte. Das Gefühl: „Auch ich halte mich für einen Dichter, aber ich habe noch nichts Lobenswertes aufzuweisen" ist gar zu niederdrückend, wenn man vor einen Lessing tritt.

Zu dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße konnte man sich schon eher wagen. Das war ein gütiger, heiterer, zuvorkommender Mann, und seine Werke nahmen keinem Jüngeren den Mut, ihn einst zu übertreffen. Zwar Weiße war als Dichter nicht weniger berühmt und wirksam als sein Freund Lessing; für die Kultur seiner deutschen Landsleute leistete er sogar noch mehr, zumal, da sein Herz von Menschenliebe und Wohlwollen erfüllt war; aber er blieb doch für gewöhnlich recht hübsch im Mittelmäßigen, und man konnte leicht genug auf seine Fehler und Schwächen deuten. Goethe hatte viel Spaß an der satirischen Posse, die Weiße auf die Poetaster „Dunkel", einen Nachahmer von Klopstock, und „Reimreich", einen platten Versschwätzer, gemacht hatte; er ließ sich ebenso von seinen Tragödien rühren und genoß

am unbefangensten seine Singspiele. Wir erinnern uns, daß Wolfgang schon in Frankfurt solche Stückchen gesehen hatte, als sie von den französischen und italienischen Truppen gespielt worden waren; hier in Leipzig wurde Dergleichen auch für deutsche Zuhörer zubereitet. Weiße kannte die Wirkung sowie die Mache der Operetten von Paris aus, wo er sich als Hofmeister aufgehalten hatte; Prinzipal Koch wünschte sie als eine das Publikum anziehende Abwechslung im Spielplan, und den nötigen dritten Mann fanden die Beiden in ihrem Freunde Hiller, dem Musiker; er konnte sehr wohl zu leichten Liedern reizende Melodien spenden. Übermäßig schwer machte man sich die Aufgabe nicht; es galt nur, die hübschesten französischen Stücke nachzubilden: ‚Ninette am Hofe', ‚Das Milchmädchen', ‚Die Liebe auf dem Lande' usw.; auch der ‚lustige Schuster', der englischen Ursprung hatte, und seine Fortsetzung ‚Der Teufel ist los!' konnte ausgebessert werden. Diese vergnüglichen Arbeiten waren durchaus nicht unwichtig. Durch sie kamen hübsche deutsche Lieder in die Kreise, die das Theater besuchten, und an hübschen deutschen Liedern war man bisher sehr arm, denn was die gemeinen Leute an Gassenhauern und Volksliedern sangen, kannte man im besseren Publikum kaum und war nicht bereit, es zu achten; die geistlichen Gesänge aber, die auch in den Wohnungen und Werkstätten viel erschollen, verlangten doch nach einer heiteren Ergänzung. Durch diese Singspiel-Lieder wurden aber auch die deutschen Schauspieler veranlaßt, das Singen zu erlernen; es bildeten sich also deutsche Sänger und Sängerinnen, die vor das Publikum treten konnten; bisher hatte es sie nicht gegeben. So-

bald es aber singende Schauspieler gab, war auch der Weg zur deutschen Oper frei: bisher kannte man in Deutschland nur welsche Opern mit welschen Virtuosen; es waren Unterhaltungen für die vornehmsten Höfe. Das Schauspiel mit eingeflochtenen Liedern konnte sich allmählich zur Oper entwickeln, zur Oper für alle deutschen Theater- und Musikfreunde.

Was wir eben über das Nichtvorhandensein eines deutschen Kunstgesangs gesagt haben, muß gerade für Leipzig und diese Jahre etwas berichtigt werden: hier lebten zwei angehende Sängerinnen, die bereits in öffentlichen Konzerten Entzücken erregten: Gertrud Schmehling, gleichen Alters mit Wolfgang Goethe, und Korona Schröter, um zwei Jahre jünger. Korona war die Schönere, Gertrud hatte die stärkere und reichere Stimme. Beide waren Schülerinnen und Pflegetöchter von Johann Adam Hiller, dem Begründer und Veranstalter der regelmäßigen Konzerte. Das gewöhnliche Programm dieser regelmäßigen Musik-Abende, wodurch sich Leipzig damals wohl vor allen deutschen Städten auszeichnete, bestand aus zwei Teilen; im ersten wurden eine Sinfonie, eine Arie, ein Vokal-Duett oder Instrumental-Quartett gegeben; nach der Pause folgten dann Sinfonie, Arie, Chor und Schluß-Sinfonie. An festlichen Tagen, besonders in der Fasten- und Adventszeit, wurden Oratorien aufgeführt. An den gewöhnlichen Abenden benahm sich die Konzertgesellschaft wie zu Hause: es wurde lebhaft geplaudert, über Musik räsonniert und

störendes Geräusch wenig vermieden. Den gehobenen Veranstaltungen dagegen wohnten die Gäste mit größtem Anstand, ja mit Feierlichkeit und Andacht bei; zu den Oratorien erschien man in schwarzer Feiertagskleidung. In solchen Oratorien von Hasse, Graun und Anderen hörte auch der junge Goethe recht andächtig zu; vornehmlich blieb ihm Hasses ‚Helena auf dem Kalvarienberg' auf immer im Gedächtnis. Koronas Gesang klang schon damals bedeckt, aber sie sang mit ganzer Seele; besonders deklamierte sie das Rezitativ meisterhaft, und dazu kam dann immer wieder ihre Erscheinung!

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn Jemand diesen Satz durch Zweifel noch entehrt,
So hat er Dich niemals als Helena gehört:

so dichtete damals einer ihrer Bewunderer; es kann Goethe selber gewesen sein. Auch die Schmehling staunte er an, wenn sie sang. Man tat gut, dabei die Augen zu schließen, denn dies Mädchen war eckig und unbeholfen, gab gar nichts auf Haltung und Kleidung. Man schalt sie: sie könne weder stehen, noch gehen; aber singen konnte sie, wie man noch nie von einer Deutschen gehört, und diese ihre Kunst noch immer höher auszubilden, war sie mit größter Hingabe bemüht. Beide Mädchen ernteten so Bewunderung, und Goethe applaudierte „als ein erregbares Studentchen wütend." [1])

[1]) An Zelter, 3. Februar 1831.

Nötiger als solche öffentlichen Unterhaltungen ist uns die Gesellschaft von Freunden und Bekannten, die von uns eine tätige Teilnahme verlangen und an unsern Erzeugnissen und Erlebnissen Anteil nehmen. Von den ersten Leipziger Bekannten, die er seinen mitgebrachten Einführungsbriefen verdankte, hatte sich Goethe sehr bald zurückgezogen oder er war von ihnen seinem eigenen Hochmut überlassen worden. Nur die kränkliche Hofrätin Böhme hatte längere Zeit Geduld mit ihm. Dies sein gesellschaftliches Mißgeschick war dem Vater nicht zu verbergen; also berichtete Wolfgang selber darüber und setzte es in seine eigene Beleuchtung:

> Ich bin aus der Gnade Derjenigen, denen ich sonst meine Aufwartung machen durfte, gefallen, und Das deswegen, weil ich meines Vaters Rat gefolgt habe und nicht spielen will. Man hält mich daher für einen in der Gesellschaft überflüssigen Menschen, mit dem nichts anzufangen ist. Ich hätte mir sogar neulich in einem Haar über die nämliche Materie den Unwillen der Frau Hofrat Böhme zuziehen können. Ich bin dieses ganze halbe Jahr über von Keinem als Böhmens und Langens zu Gaste gebeten worden.
>
> Noch eine andere Ursache, warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann: Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen.

Auch Madame Böhme konnte ihn nur noch selten sehen, denn ihre Krankheit nahm zu. Im Februar 1767 starb sie, erst einundvierzig Jahre alt. Goethe rühmte sie gegen Kornelia mit aufrichtiger Dankbarkeit:

> Mit dem Eifer einer Mutter war sie bemüht, die Fehler, die sie an mir bemerkte, zu bekämpfen. Anfangs tat sie es

> sehr vorsichtig; als sie aber sah, daß ich es aufnahm, wie ich mußte, sprach sie sich frank und frei aus. Sie war vergnügt, wenn sie nach einem solchen Tadel bei mir eine rasche Besserung beobachtete, und hatte dann die Güte, mich ihren gehorsamen Sohn zu nennen. Ich bin wirklich immer ihren Mahnungen und Ratschlägen gefolgt, und nur indem ich das Kartenspielen haßte, habe ich sie geärgert.

„Die kleine Schönkopf“, so fährt der Jüngling mit der Heuchelei des heimlich Liebenden fort, „verdient unter meinen noch lebenden Bekanntschaften nicht vergessen zu werden.“

> Es ist ein sehr gutes Mädchen; sie verbindet mit der Geradheit des Herzens eine angenehme Naivetät, obwohl ihre Erziehung mehr streng als gut war. Sie ist meine Wirtschafterin, wenn es sich um meine Wäsche und Kleidungsstücke handelt, denn sie versteht sich sehr gut darauf; es vergnügt sie, mir in diesen Dingen behilflich zu sein, und ich liebe sie dafür. Nicht wahr, Schwester, ich bin närrisch genug, daß ich alle diese Mädchen liebe? Wer kann's sich verbieten, wenn sie gut sind? Denn durch Schönheit rührt sie mich nicht, und wahrhaftig sind alle meine Freundinnen mehr gut als schön.

Er erwähnt im gleichen Briefe (vom 11ten Mai 1767, immer auf französisch) noch ein paar Mädchen, unter ihnen Mamsell Breitkopf, die sehr belesen und auch geistreich sei. Ihr Vater, ein Buchdrucker, zeichnete sich in seinem Fache sehr merklich aus und war nebenbei ein Gelehrter von eigenen Forschungen und Überzeugungen. Neben zwei Töchtern wuchsen ihm zwei Söhne auf, die mit Goethe gleichaltrig waren und auch zu gleicher Zeit mit ihm als Studenten eingeschrieben wurden. Durch sie kam Wolfgang oft in's Haus. Einer der Brüder,

Bernhard Theodor, war den Musen ergeben; er spielte verschiedene Instrumente, komponierte fleißig und schrieb auch ein wenig für das Theater. Als er die Gedichte seines neuen Freundes Goethe kennen lernte, ging er rasch daran, sie in Musik zu setzen: Das gab nun viel freundschaftliches Beisammensein. Sein jüngerer Bruder, Gottlob, war gleichfalls musikalisch; ihn hatte Goethe fast noch lieber. Auch Adam Horn gehörte zu diesem Freundeskreise, und es dauerte nicht lange, so wurde er als Verehrer der gescheuten und gelehrten Konstanze Breitkopf geneckt. An Neckereien war er gewöhnt; er selber scherzte und spottete über sich am häufigsten: über seine krummen Beine, seine kleine Gestalt und hundert andere Dinge. Er nannte sich sogar einen Pegauer und ließ sich so nennen; Das war viel für einen Bürgerssohn aus der freien Stadt Frankfurt: denn wer aus dem kleinen Städtchen Pegau (oder Kuh-Pege) stammte, Der galt im galanten Leipzig für einen tölpischen, bäurischen Menschen. In seiner Selbstverspottung aber lag nichts Bitteres, kein Bemühen, den Gram durch Witz zu überwinden; seine Heiterkeit war unverwüstlich, also ward er auch überall gern gesehen. Und „Stenzel", Das ist Konstanze Breitkopf, gewöhnte sich an den Gedanken, eine Doktorin Horn zu werden.

Aber derartige gute Gesellen, wie Hörnchen und die Breitköpfe, genügten unserm Studenten nicht, denn er fühlte sich ihnen überlegen. Er strebte nach Freunden, die ihm durch ihre Talente oder Kenntnisse oder auch ihr reiferes Alter und daraus gewonnene Erfahrung Größeres zu geben hatten. So selbstbewußt er war, er fühlte doch sehr das Bedürfnis nach einem Führer.

Dem damaligen Geschlechte war die poetische Gestalt des Telemach sehr vertraut, der durch alle Welt reist, seinen Vater zu suchen: jeder Jüngling ist irgendwie ein Suchender. Für den Sohn des Ulysses war es eine höchste Gunst des Schicksals, daß die Göttin Minerva selbst in der Maske des greisen und weisen Mentors ihn begleitete und ihm allemal beistand, wenn die Not aufs höchste stieg: wer wünschte sich nicht, wenigstens zeitweise, einen solchen Mentor zu haben, der unsere Hand ergreift, wenn wir schwanken oder zaudern oder gar verzagend zu Boden sinken?

Nun, im prosaischen Leben ist unter einem Mentor nur der wohlmeinende ältere Freund zu verstehen, dessen größere Erfahrung wir benutzen. Unter den Tischgenossen bei Schönkopfs schloß sich Goethe am meisten an den Juristen Hermann an, der sechs Jahre vor ihm voraus hatte. Das war ein tadelloser junger Mann, in Kleidung und Betragen der sanfte, verständige, feine Oberhofpredigerssohn aus Dresden, und doch gar kein Philister. In seinen Mußestunden trank und scherzte er mit guten Bekannten, zum Beispiel dem jungen Goethe, oder er spielte den Flügel oder er ergab sich den zeichnenden Künsten. Auch dem jungen Freunde Goethe redete er zu, das Zeichnen wieder aufzunehmen, und der Jüngling ließ sich gern verführen, „auf grau Papier mit schwarzer oder weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden." In seiner Arbeitszeit bereitete sich Hermann auf den juristischen Doktor vor; Wolfgang konnte ihm bei seinen Studien sozusagen zusehen; er durfte mit ihm von der Leber weg über die

ganze Juristerei reden; aber auch manche Teile der Rechtswissenschaft nahmen sie schulmäßig durch, und solche Gespräche zwischen Lernenden regen mehr an und sind oft lehrreicher als die gründlichsten Vorlesungen. Als dann Hermann promovierte, am 7ten Mai 1767, war Goethe bei der vorgeschriebenen Disputation der Opponent; er bereitete sich „mit ziemlicher Behutsamkeit“ darauf vor, um bei seinem „ersten öffentlichen Eintritt in die akademische Welt nicht zu stolpern.“ Der neue Dr. juris wurde dann sehr bald Assessor im Leipziger Stadtrat; seine Zuneigung zum jungen Goethe blieb die gleiche.

Aber dieser Mustermann war noch kein Freund, zu dem man jederzeit laufen konnte, wenn das Herz nach einer Ergießung oder der unbeschäftigte Geist nach einem Geschwätz verlangte. Auch zeigt man solchen Vollkommenen nicht gern die eigenen Schwächen und Fehler. Deshalb kam Wolfgang Behrisch, den Wolfgang Goethe im Sommer 1766 kennen lernte, seinen Bedürfnissen noch sehr entgegen, denn Behrisch hatte erstens viel freie Zeit und war zweitens bei allen seinen Vorzügen ein bischen komisch. Er zählte achtundzwanzig Jahre, als der siebzehnjährige Goethe sich ihm anschloß. Sein Vater war Rittergutsbesitzer in der Nähe von Dresden und kurfürstlicher Hofrat, aber auch schon ein eigentümlicher Mann. Der Sohn hatte in Leipzig jura studiert oder auch nicht studiert, da er sich lieber mit den Allotriis abgab. Als er einen Beruf erwählen mußte, schlug ihn Gellert für die Hofmeisterstelle bei

einem jungen Grafen v. Lindenau aus Dresden vor. Mit diesem Knaben von etwa zwölf Jahren erschien er nun wieder in Leipzig; er wohnte mit ihm im Apelschen Hause an Auerbachs Hof.

Seinem Äußeren nach hätte Behrisch für einen Tanzmeister oder französischen Sprachlehrer oder sonst einen Franzosen gelten können. „Er sprach von nichts als Etikette und Mode“, erzählt sein Bruder Heinrich, der ihm auch eine unsinnige Verschwendung für elegante Kleidung vorwirft. Also ein gelehrter Stutzer. An seiner Rechtschaffenheit zweifelte Niemand. Daß Gellert, der ihn manches Jahr unter den Augen gehabt hatte, ihn sehr schätzte, spricht sehr für seine Gesinnung und Lebensweise. Seine Kenntnisse waren erheblich. Er sprach und schrieb das Französische sehr gut, kannte auch das Englische, machte hübsche deutsche Verse und bewährte namentlich im Urteil über fremde Schriftstellerei immer einen guten Geschmack. Zu seinen Vorzügen kamen dann freilich immer seine Marotten in der Kleidung, in Manieren, Gewohnheiten und Ansichten. Zum Beispiel verachtete er die Buchdruckerkunst, sodaß er sich denn wirklich sein langes Leben hindurch der gedruckten Bücher nach Möglichkeit enthalten hat. Um so höher rühmte er die Schreibekunst; in seine eigene zierliche Handschrift war er verliebt.

Der wunderliche Hofmeister und der junge Student wurden sehr rasch Freunde. Beide hatten viel an den Leipzigern auszusetzen, die ihresteils auch über sie spöttelten. Behrisch und Goethe hatten einen besseren Geschmack als ihre Nachbarn oder glaubten ihn zu haben. „Wir trösten uns mit einander“ schrieb Goethe

schon im Oktober 1766 an seine Schwester über diesen neuen Freund, „indem wir in unserm Auerbachs Hofe, dem Besitztume des Grafen, wie in einer Burg, von allen Menschen abgesondert sitzen und, ohne misanthropische Philosophen zu sein, über die Leipziger lachen, und wehe ihnen, wenn wir einmal unversehens aus unserm Schloß auf sie mit mächtiger Hand einen Ausfall tun!“

Goethe machte diesen Verbündeten auch sehr bald zum Vertrauten seines Liebeshandels mit Käthchen. Behrisch kannte sie oder lernte sie jetzt kennen, denn er kam nun oft des Abends spät, wenn er seinen gräflichen Zögling dem Kammerdiener und dem Schlafe überantwortet hatte, noch zu Schönkopfs, um ein Glas Wein zu trinken. Er sah den verliebten Leutchen mit Vergnügen zu, war aber doch auch besorgt, daß sie den Scherz nicht zu weit trieben. Sein junger Freund beichtete ihm Großes und Kleines, und daraus ging nun wohl hervor, daß Jungfer Schönkopf bei aller Lust zum übermütigen Spiel den Verstand oben behielt und daß auch ihr Liebhaber seine rechtlichen Grundsätze nicht vergaß.

Sehr bald brachte Goethe auch seine Gedichte zum Vorschein. Behrisch hatte viel Aufmerksamkeit dafür und hielt lange Reden darüber. „Das sollte Er Gellerten zeigen“ begann er zuweilen, wenn er ein neues Stück prüfte; „wie würde Der ihm ein saubres Loblied singen!“ Von Frankfurt hatte man dem Wolfgang im Ernst geschrieben, er solle doch wieder einmal das Urteil des großen Lehrers herausfordern; der junge Dichter hatte aber lieber mit Gellerts Schüler zu tun, dem er fast bessern

Geschmack zutraute wie dem Meister. Behrisch war überdies bereit, alle Einzelheiten liebevoll mit ihm durchzugehen; also war von ihm mehr zu lernen als von dem Hochberühmten.

Wir wissen, daß des Jünglings Dichterstolz durch die Leipziger Kenner sehr ins Wanken gekommen war. Aber er sagte sich auch jetzt, daß er „einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden“, und daß er „durch Fleiß einmal einer werden könnte.“ So erklärte er sich gegen Kornelien im Mai 1767.

Vor'm Jahre, als ich die scharfe Kritik von Clodiussen über mein Hochzeitsgedicht las, entfiel mir aller Mut, und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit, bis ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädchen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens 15 Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind und von denen ich nicht eins Gellerten zeigen darf, denn ich kenne seine jetzigen Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts.

Solche Kritiker aber wie Behrisch fördern den poetischen Lehrling erheblich; sie gehen auf das Ganze und auf das Einzelne ein, deuten hier auf das Gefällige und Wirksame, dort auf das Holprige, Schiefe, Mißverständliche, Mißlungene. Behrisch hielt auf Einfachheit und Kürze; er verhöhnte mit Goethe den großsprecherischen, allzu schwungvollen Clodius, der, wie wir schon wissen, jetzt der Dichter Leipzigs bei feierlichen Gelegenheiten war. Dessen Gedichte mußten die Beiden schön gedruckt und höchlich gelobt vor sich sehen; da war es denn ein Einfall, der Behrischens würdig war, daß

er seinem jungen Freunde ins Gewissen redete: er solle doch ja seine Verse nicht auch drucken lassen und sich lächerlich machen wie Clodius und Konsorten; statt dessen wolle er, Behrisch, durch die viel edlere Schreibekunst in einem schönen Hefte alle Gedichte Goethes versammeln, die dieser Ehre nicht unwert seien. Und Behrisch machte sich sogleich, wenn auch in seiner umständlichen, Zeit verderbenden Weise ans Werk, malte die ersten Überschriften und Schlußvignetten und schrieb die Texte in seiner zierlichen Schrift.[1]) Goethe empfand diese Freundesleistung als Ehre und doch auch als Mahnung zu steter Verbesserung. Nicht selten gab ihm sein Freund zu bedenken, was Das heißen wolle: einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier zu schreiben! Was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Überflüssiges verschwenden dürfe! Und dann befleißigte der Dichter sich wirklich, alles Schwächliche, Hohle und Überflüssige abzustoßen. Nur 12 Gedichte wurden gut genug befunden, als die beiden Freunde Gerichtstag hielten über Alles, was Goethe in Leipzig bisher gemacht hatte; nachher wurden, um die 50 Blätter des Bändchens zu füllen, noch 7 kleine Stückchen zugelassen. Die ganze Sammlung wurde ANNETTE überschrieben, der kleinen Schönkopf zu Ehren, die Anna Katharina getauft war und in Goethes Reden und Briefen zuweilen Annette, Nettchen und Jetty hieß:

[1]) Diese Handschrift ist erst 1895 im Nachlaß der Luise v. Göchhausen aufgefunden worden und wird jetzt in Weimar aufbewahrt.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch Keiner nach der Liebsten!
Warum sollt' ich, Annette,
Die Du mir Gottheit, Muse
Und Freund mir bist und Alles,
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Aber noch immer hatte ihm Annette keine eigentlichen Liebeslieder eingegeben; sondern die Hauptmasse des Büchleins waren nur verliebte Gedichte, nämlich Erzählungen oder Bilder von verliebten Paaren mit angeschlossenen Moralen oder witzigen Sätzen. Das achtzehnte Jahrhundert war das Epigramm-liebende; nicht weil man besonders witzig gewesen wäre, sondern nur, weil die „Poesie“ von Klerikern und Magistern ausging. Auch der junge Goethe wagte noch kein Gedicht ohne witzige Spitze. Der Geist sprach, nicht das Herz.

Übrigens bemerkte man wohl, welche Vorstellung ihn am liebsten beschäftigte: die Macht des Jünglings über das Mädchen, die Schwäche des weiblichen Geschlechts. Er betet seine Geliebte nicht an, sondern fühlt sich selbst als Helden ihr gegenüber. Schritt für Schritt dringt er siegend vor. Groß aber ist der Mann, der im letzten Augenblick Mitleid hat mit dieser Schwäche, der sich um der Geliebten willen selbst bezwingt und, dem Triumph entsagend, die Flucht ergreift.

Den nächsten Tag fand ich sie wieder
Bei ihrer Mutter, als sie froh
Der freudbetränten Mutter Unschuldslieder
Mit Engelstimmen sang.

O Gott, wie drang ein Wonnestrahl
durch's Herz mir! Nieder
Zur Erde blickend, stand
Ich da. Sie faßt' mich bei der Hand,
Führt' mich vertraulich auf die Seite
Und sprach: Dank' es dem harten Streite,
Daß du zur Sonn' unschuldig blickst,
Beim Anblick jener Heil'gen nicht erschrickst,
Mich nicht verachtend von dir schickst!
Freund, Dieses ist der Tugend Lohn!
O, wärst du gestern nicht entflohn,
Du sähst mich heute
Und ewig nie mit Freude.

Diese Vorstellung, wie sehr bedroht das Schicksal eines guten, unschuldigen Mädchens ist, sobald es liebt und vertraut, beschäftigte schon den Siebzehnjährigen. Eines Tages empfing Behrisch die Nachricht, daß einer seiner Brüder gestorben sei, im Alter von 34 Jahren; Goethe malte sich die Einzelheiten dieses Todesfalls mehr aus als Behrisch. Er dichtete sich den jungen Regierungsrat um in einen Offizier, der seiner Braut die Ehe versprochen und dem sie keine Gunst versagt hat. Plötzlich zieht sein Fürst in den Krieg. Der Offizier fällt in der Schlacht. Gleichmütig hört es sein Befehlshaber; mit Ruhe nehmen es seine Verwandten auf; das schönste Mädchen aber verzweifelt.

Nie hat ein Herz so viel gelitten!
Herr, sieh herab auf ihre Not
Und schenke gnädig ihren Bitten
Sein Leben oder ihren Tod!
O Gott, bestrafest du die Liebe,
Du Wesen voller Lieb' und Huld?
Denn nichts als eine heilige Liebe
War dieser Unglücksel'gen Schuld!

Trotz solcher echten Töne waren im Ganzen die Gedichte des Siebzehn- und Achtzehnjährigen noch nicht ur- und eigenwüchsig. Sie stimmten vielmehr zu der damals herrschenden französischen Art; sie hätten ebensowohl in den Sprachen unserer westlichen und südlichen Nachbarn geschrieben sein können; einige waren geradezu französischen oder italienischen Vorlagen nachgebildet. Bei andern konnte man auf deutsche Dichter hinweisen, deren Spuren unser Jüngling folgte: Hagedorn, Wieland, Gleim, Gerstenberg, Ramler. Immerhin behandelte unser nachahmender Dichter in diesen Versen zumeist einen Gegenstand, der ihn jetzt im Innersten beschäftigte. Er erprobte nicht mehr sein Talent an biblischen oder andern weit hergeholten Stoffen, sondern kam von seinem eigenen Erlebnis zum Gedicht.

„Und so begann", sagt er in seinen Alterserinnerungen, „diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich Dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen."

Ein wenig langsamer machte er diesen wichtigen Schritt auch im Drama. Wir wissen, daß er auf diesem Gebiete durchaus in der französischen Kultur herangekommen war; er hätte seine Stücke ebenso gut französisch abfassen können, wie er es bei vielen seiner Briefe tat. Er verwarf jetzt seine früheren Arbeiten, aber zunächst nur, weil jetzt sein Geschmack gereinigt und sein Geist

gereift war. „Belsazer, Isabel, Ruth, Selima usw. haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können“ berichtet er im Oktober 1767; sein ‚Belsazer‘ war schließlich noch beendet worden, aber als das Stück fertig da lag, hatte der Verfasser ein Gefühl, wie wenn ein ohnmächtiger Zwerg in seiner Art eines Riesen Arbeit nachgeahmt habe. Ein ähnlicher biblischer Gegenstand beschäftigte ihn trotzdem noch: die Erschlagung der Erstgeburt in Ägypten; als Titel war gedacht: ‚Der Thronfolger Pharaos‘. Diesmal kam er jedoch über den Plan kaum hinaus.

Daß er die meisten seiner poetischen Versuche mit nach Leipzig genommen hatte, dünkte ihm jetzt ein sehr kluger Streich: ihre Vernichtung erfreute ihn wie einst ihr Entstehen. Leider war sein Schäferspiel ‚Amine‘ in Frankfurt geblieben; die Freundinnen seiner Schwester lasen es; durch Mamsell Brevillier kam es an ihren Bruder, der, wie es scheint, zum gesellschaftlichen Theaterspiel viel Lust hatte und diese ‚Amine‘ aufführen wollte. Goethe ließ ihm bestellen: wenn Brevillier das Stück ins Feuer schmeiße, würde er ihrem Dichter das größere Vergnügen bereiten; wenn sie es aber spielten, würden sie sich selbst und den Verfasser lächerlich machen. Sie sollten es schon deshalb lassen, weil er ihnen jetzt ein viel besseres Schäferstück liefern könne.

An diesem neuen Werkchen arbeitete er schon seit dem Februar 1767. „Aber es will noch nicht parieren“ schrieb er der Schwester im Oktober.

Ich lasse mich nicht dauern, ganze Situationen zwei-, dreimal zu bearbeiten, weil ich hoffen kann, daß es ein gutes Stückchen mit der Zeit werden kann, da es sorgfältig nach der Natur kopiert ist: eine Sache, die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß . . . Wenn man denkt, fertig zu sein, geht's erst recht an.

„Nach der Natur“: es ist wunderlich genug, daß der junge Dramatiker diese große Forderung zum ersten Male gerade jetzt an sich stellte, wo er ein Schäferstück dichtete. Denn die „Natur“ in dergleichen Pastoralen war ja immer nur eine künstliche, utopische, opernhafte, und die Menschen darin samt ihren Lämmern und Böcklein waren Meißner Porzellan-Figuren, denen man Rede und Gesang andichtete. Goethe bewegte sich also bei seiner ‚Laune des Verliebten‘ auch durchaus in der fable convenue und spielte mit seinen Hirtenmädchen Egle und Amine und ihren Schäfern Eridon und Lamon ganz ähnlich, wie mancher Vorgänger und zuletzt noch Gellert mit ihren Figürchen getan. Und doch wußte er, was er mit den Worten „nach der Natur“ meinte. Er war durch eigene Erfahrung zum Gegenstand der Handlung gekommen. Seine Erlebnisse mit Käthchen, wirklich getane und gehörte Reden, konnte er hier wiedergeben; auch an Freund Horn und Konstanze konnte er denken. Und er stand bei diesem Puppenwerk immer wieder vor der Frage, ob er erfinden und erdenken oder früheren Dichtern nachfolgen oder aber aus der erlebten Wirklichkeit Stoff und Form entnehmen solle. Er fing also doch an, das eigene Erlebnis zu gestalten.

Und seine Studien an der Universität? Da war er weder faul noch fleißig. Nach Schluß des vierten

Semesters berichtete er nach Frankfurt, die Studien machten ihn „auch manchmal dumm.“

Die Pandekten haben mein Gedächtnis dieses halbe Jahr her geplagt, und ich habe wahrlich nichts Sonderlichs behalten. Unser Dozente hat's auch sauber gemacht und ist bis ins 21ste Buch gekommen. Das ist noch weit, denn ein Andrer war an Michael im 13ten. Das Übrige mögen die Herren sehen, wo sie es herkriegen! So ist mir's auch mit den Instituten, mit der Historia juris gegangen. Die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Ekel die Ohren voll und die letzten: da wissen sie nichts! Das macht, weil die Herren von vornherein ihren autorem etwas ausgearbeitet haben, aber nicht sonderlich weit gekommen sind. Zum Beispiel: in der Historia juris sind wir bis auf die Zeiten des zweeten punischen Krieges gekommen. Da kannst Du Dir eine Vorstellung von einem studioso juris machen, was Der Vollständiges wissen kann. Ich lasse mich hängen, ich weiß nichts!

Nur in einem Fache lernte er auf der Akademie mehr, als er erwartet hatte: in der Physik. Durch die Mediziner an seinem ersten Mittagstische war er auf die Naturwissenschaften aufmerksamer geworden. Der Professor Winckler, dessen Logik und Mathematik ihm nicht sehr zugesagt hatte, las auch über Physik; er war sogar einer der besten damaligen Kenner der Elektrizität; seine Schriften darüber hatten ihm die Ehre verschafft, als erster Ausländer Mitglied der Königlichen Gesellschaft (der Wissenschaften) zu London zu werden. Dies Fach behandelte er also mit besonderer Liebe, und Goethe sah seinen Experimenten sehr aufmerksam zu, sodaß ihm dies neue Gebiet der Erkenntnis nun auf Lebenszeit erschlossen wurde.

Dagegen blieb Gellert, auf den er die größte Hoffnung gesetzt hatte, für ihn ein Mann mit leeren Händen. So war es in den Vorträgen über Dichtkunst, deren letzte Entwicklungen Gellert kaum beachtete, sodaß er die Namen Klopstock, Geßner, Wieland, Lessing, Gleim, Gerstenberg überhaupt nicht nannte. Aber auch in der Moral, als deren Lehrer er doch weit über Deutschland hinaus berühmt war, gab er nur wenig. Diese seine Vorlesungen wurden sehr stark besucht, und nicht nur von den Studenten; seine Zuhörer wurden oft zu Tränen gerührt, „und die schöne Seele, der reine Wille, die Teilnahme des edlen Mannes an unserm Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; aber er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten.“ [1])

Am schmerzlichsten aber war für den selbstbewußten Jüngling, daß er selber von einem Gellert unbeachtet blieb; weder als Dichter, noch als sittliches Einzelwesen konnte er seine Aufmerksamkeit erregen. Näherte er sich dem Allverehrten, so wurde er freundlich-oberflächlich abgefertigt wie die Andern auch — wenn sie keine Grafensöhne waren.

Freilich hatte er nicht die Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines Jeden zu erkundigen. Daher nahm er die Sache sehr im

---

[1]) „Dichtung und Wahrheit“ II, 7.

Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, deswegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich-angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen. Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen. Wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben.

Wolfgang Goethes innerliches Widerstreben gegen Leipzig hatte allmählich aufgehört. Ein junger, sich entwickelnder Mensch wird in zwei Jahren seinem Vaterlande, wenn er weit davon entfernt lebt, mehr oder weniger untreu. Das spürten auch seine Eltern, seine Schwester, seine Freunde. Er erschien vor ihnen seltener in Briefen, und zeigte sich dann gern als ein junger Leipziger Gelehrter. „Denn, unter uns, draußen bei Euch residiert die Dummheit ganz feste noch": so grob schrieb er jetzt an die Schwester. Allerdings sein gewöhnlicher Ton blieb liebreich; und Kornelia warf ihm auch noch keinen Hochmut vor, sondern nur die zunehmende Schweigsamkeit. „Plus que tu es absent, plus tu sembles nous vouloir oublier." Zwar gegen die Schwester und den Vater hatte er noch einigermaßen seine Briefschulden erfüllt; aber daß er die Mutter arg vernachlässige, sagte er sich selber. Ihr war er längst wieder eine Treue-Erklärung schuldig. Und wieder wurde es eine Anrede in Versen:

Gellert

Gemälde von A. Graff
Universitätsbibliothek in Leipzig

Käthchen Schönkopf

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang Dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obwohl die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt:
So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald türmend drüber fließt
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und Dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt.

Zwölftes Kapitel

Unruhige Wochen

Spätjahr 1767

Seine jetzige Lebensart sei sehr philosophisch, berichtete Goethe bei Antritt des fünften Semesters nach Frankfurt. Er habe dem Konzert, dem Theater, dem Reiten, Fahren und allen Vergnügungen junger Leute entsagt. Die Sonntagnachmittage bringe er bei Breitkopfs zu, wenn er nicht den Dr. Hermann besuche;

bei angenehmem Wetter laufe er wohl auch eine gute Meile hinaus aufs Land und esse dort in einem Forsthause Milch und Brot.

Aber mit seiner Gesundheit stand es trotzdem nicht gut, oder umgekehrt: weil er seine Anfälligkeit empfand, lebte er so eingezogen. Seiner Brustschmerzen wegen glaubte er an Folgen der Auerstedter Überanstrengung. Am Schlusse des zweiten Leipziger Winters lag er an einer „verdrießlichen Krankheit" — wir wissen nicht: an welcher — darnieder; mit dem spät eintretenden Frühling konnte er aufstehen, aber als er sich ins Freie hinauswagte, nötigten ihn „eine rauhe Luft und ein dicker Backen" wieder zum Zimmerhüten. Oft fühlte er sich „unmustern", und sein Arzt wurde ihm ein guter Bekannter; es war Dr. Reichel, der im Breitkopfschen Hause wohnte und auch zu den Lehrern der Universität gehörte. Der Patient machte sich selber viele Gedanken über die rechte Lebensweise. Er hatte gelesen und glaubte es gern, daß Dr. Quiet und Dr. Merryman die besten Ärzte seien; aber bezwinge sich einmal ein Achtzehnjähriger zu beständiger Ruhe und Heiterkeit! „Ich bin nur aus Laune heiter wie ein Apriltag" bekannte er, „und kann immer Zehn gegen Eins wetten, daß morgen ein dummer Abendwind Regenwolken heraufbringen wird." Auch von dem neuen französischen Naturprediger Rousseau drang einige Kunde zu unserm Vielleser, und er redete ihm bereits nach: „Plus que les moeurs se raffinent, plus les hommes se dépravent." Aber wie sollte er, der Städter, der Gelehrte, das feine junge Herrchen sich zu einem starken und rohen Sohne der Natur umwandeln?

Auch die Stimmung ließ zu wünschen übrig. Seine Studien nahmen nicht den Lauf, den sein Vater wünschte; also kam er von da aus nie zum rechten Selbstbehagen. Dazu hatte er ein Mädchen. Die Liebe aber bedeutet, zumal bei solchen jungen, unerfahrenen, alle Sterne begehrenden Menschen viel Unruhe und Erregung. Ein schwerer Stoß aber, auf den er gar nicht gerechnet hatte und der ihn zeitweilig aus dem Gleichgewicht brachte, kam ihm im Herbst 1767 von Behrisch her. Dieser Freund, dessen Umgang ihm nötig wie tägliches Brot dünkte, wurde nämlich vom Vater seines Zöglings plötzlich entlassen; damit war geradezu ausgesprochen, daß sich Behrisch für seinen Vertrauensposten untauglich erwiesen habe. Vermutlich hatten ihn die übrigen Angestellten und Diener beim Grafen Lindenau angeschwärzt. Auch soll Behrisch in einem Anfall von Heftigkeit seinen Zögling geohrfeigt haben, was gegen dessen Ehre ging, denn es geschah zu einer Zeit, wo der Knabe bereits Uniform trug. Offenbar war dem Vater auch zugetragen worden, daß Behrisch mit jungen leichtfertigen Studenten verkehre, am meisten mit einem gewissen Goethe, und daß er den jungen Grafen in diese Gesellschaft hineinziehe. Dabei werde der Knabe auch in Kaffeegärten mitgenommen, wo die Wirtstöchter durch ihr freies Benehmen bekannt seien, und Dergleichen mehr. Über Behrischs Eigentümlichkeiten und seine Zeitvergeudung war leicht mit Achselzucken und Grimassen zu reden. Kurz, Behrisch stand plötzlich stellenlos und ratlos da — auch die Kasse, die er für sich und den Zögling geführt hatte, war nicht in Ordnung — und Goethe tobte.

Rasch aber wandte sich das Schicksal wieder; Gellert fand, daß sein vormaliger Schüler zu Unrecht verklagt worden sei, und er bewahrte ihm auch jetzt noch sein Vertrauen. Vom Dessauer Hofe aus suchte man eben jetzt nach einem ehrlichen und gelehrten Manne; auf Gellerts Empfehlung ward Behrisch dorthin berufen; er fiel also die Treppe hinauf, wie man zu sagen pflegt. Nun triumphierte und jammerte Goethe zugleich, denn er verlor bei dieser Beförderung den täglichen Gesellschafter, den älteren Bruder. Drei Oden dichtete er an den Scheidenden; gewaltig schalt er darin auf Leipzig, das giftige Sumpfnest, den „Gebärort schädlicher Insekten."

Am schilfigten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung:
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Sich selber und den Freund ermahnte er zu stoischer Unempfindlichkeit, zur Abhärtung des Herzens:

Sei gefühllos!
Ein leicht bewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch, des Frühlings Lächeln
Erheitre Deine Stirn nie!
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgen-verwiegende Brust!
Nie auf des Freundes
Elend-tragenden Arm!

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf Dich
Den ganzen, Luchs-gleichen Blick.

Dehnt die Klauen,
Stürzt und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme
Wie Panther-Arme!
Er schüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Und dann kommt wiederum sein Zorn auf die Ankläger des Freundes und auf die ganze Leipziger Gesellschaft zum Ausbruch:

Gerne verließest Du
Dieses gehaßte Land,
Hielte nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß' sie! Ich klage nicht!
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück!

Jünglinge, zumal wenn sie Dichter sein wollen, reden und fühlen sich gern in immer größere Hitze hin-

ein; aber Goethe war jetzt wirklich stark erregt. Denn auch die Geliebte erschütterte sein Herz gerade um diese Zeit.

Käthchen war eine Wirtstochter; sie sah manche junge Männer, und Diese hatten es bequem, ihr Angenehmes zu erweisen. Das geschah denn auch häufig, und Goethe hatte dem Spiele schon oft zugeschaut. Er war viel zu selbstbewußt, um leicht eifersüchtig zu werden.

Es ist eine sehr angenehme Sache und der Beobachtung eines Kenners wert, zu sehen, wie ein Mensch sich anstrengt, um zu gefallen. Wie er erfinderisch, aufmerksam und immer auf den Beinen ist, ohne doch die geringste Frucht zu erlangen. Er würde für jeden Kuß zwei Louisdor den Armen spenden und bekommt doch keinen! Und nachher mich zu sehen, unbeweglich in einer Ecke sitzend, ohne im Geringsten den Galanten zu spielen, ohne eine einzige Schmeichelei zu sagen, sodaß mich der Andere für einen Dummkopf hält, dem alle Lebensart abgeht: und nachher empfängt dieser Dummkopf Gaben, für die der Andere eine Reise nach Rom unternähme! (An Behrisch, französisch.)

Käthchen verwöhnte ihn sehr; für gewöhnlich warb sie mehr um seine Gunst, als er um die ihrige. Ihre Eltern rechneten den Herrn Goethe halb mit zur Familie. Zuweilen machten sie sich alle miteinander vergnügte Stunden, sangen alte und neue Lieder zusammen; ein paarmal führten sie mit und für einander das beliebte Stückchen vom ‚Herzog Michel' auf; Vater Schönkopf hatte die Direktion; Goethe spielte den Bauernknecht Michel, der eine gefangene Nachtigall teuer zu verkaufen und den Erlös dafür durch schlauen Handel so zu steigern gedenkt, daß er es schließlich zum Herzog bringt: er fühlt sich bereits als großer Herr, und als ihm sein Hannchen zu widersprechen wagt, will er ihr eine Ohrfeige geben: dabei fliegt ihm seine Nachtigall — bei Schönkopfs durch ein verknotetes Schnupftuch dargestellt — davon; sein Größenwahn fällt von ihm ab, und nun weiß er Hannchen, die ihm eben für eine Herzogin zu schlecht schien, wieder zu schätzen. Noch besser vergnügten sich die Liebenden, wenn Vater und Mutter Schönkopf ausgingen, zum Theater etwa, und Käthchen das Haus hütete: von solcher Gelegenheit wurde Goethe allemal unterrichtet. Zumeist aber verging ein Tag wie der andere: „Die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Türe, die Küsse im Vorbeifliegen:" Alles hübsch und spaßhaft, aber man gewöhnt sich daran wie an Zwieback zum Frühstück. „So wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager," meint der alte Goethe, als er sich dieser ersten Liebe erinnerte, und er beschuldigt sich, daß er von der bösen Sucht befallen worden sei, „aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen." Ebenso wird ja auch der Eridon in dem Schäferstücke, das Goethe in Leipzig dichtete, abgemalt, von der Schäferin Egle nämlich, die seine Geliebte, ihre allzu geduldige Freundin, aufzureizen sucht.

Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer!
Du denkst, er liebe dich? O nein, ich kenn' ihn besser:
Er sieht, daß du gehorchst; drum liebt dich der Tyrann,
Damit er Jemand hat, dem er befehlen kann.

Und weiter:

Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen,
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl ist ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebest ihn weit stärker, als er dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen:
Da er kein Elend hat, will er sich elend machen.

Eines Tages aber fühlte sich doch auch der selbstbewußte junge Herr in seinem Besitze nicht ganz sicher. Bei Schönkopfs zog Anfang Oktober 1767 ein gewisser Ryden, Student aus dem fernen Reval, in eine freigewordene Stube und nahm nun auch an den Mahlzeiten teil. Dieser junge Deutschrusse war ein Mann, wie er dem Frauenzimmer gefällt. Käthchen sah Das auch und bat ihren Goethe, sie doch nun ja nicht mit Eifersucht zu plagen; sie schwor ihm, immer die Seine zu sein. „Aber was kann sie schwören?" fragte er sich. „Kann sie schwören, nie anders zu sehen als jetzt? Kann sie schwören, daß ihr Herz nicht mehr schlagen soll?"

Von nun an überwachte er Käthchens Verhalten, ja ihre Mienen, und der kluge Satz: „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft" traf auch hier zu. Goethe machte dem Mädchen also Vorhaltungen; sie lachte ihn aus. „Sie hat solche maulstopfenden Redensarten" sagte er sich dann. Er schmollte, und sie schmollte. Das eine Mal versöhnten sie sich rasch, das andre Mal dauerte es etwas länger. Jedenfalls ward seine Liebe jetzt heißer als zuvor. „Es scheint, als wenn sie sich gewisse Zeitpunkte zu nutze macht, sich immer tiefer in mein Herz zu graben." Zuweilen glaubte er ihr auch, daß sie sich über den Herrn Ryden nur lustig mache.

Herr R. hat das Glück, von ihr auf die Dauer geschoren zu werden, weil er es nun merken läßt, daß er sich unter ihre Liebhaber rechnet. Sie hat darin eine närrische Manier; sie ist dem Leutnant, auch selbst Diesem ganz günstig gewesen: bis sie sich verliebt stellten. Hernach war's aus, und es scheint, als ob's ihre Freude wäre, ihnen die Köpfe herumzudrehen. Mir selbst macht sie's nicht besser, nur daß sie mir ihre Macht auf eine andere Faßon fühlen läßt.

Ende Oktober ritt er gegen seine jetzige Gewohnheit einmal wieder aus; er war noch kein geschickter Reiter, und plötzlich ging sein Pferd mit ihm durch. Als das Tier dahinstürmte, sagte er sich, daß er im nächsten Augenblick abgeworfen werden und den Hals brechen oder daß ihn vielleicht das Pferd hinter sich her schleifen werde. Um diesen Gefahren zu entgehen, sprang er freiwillig ab; natürlich stürzte er schwer und wußte nicht sogleich, was noch heil an ihm war. Mit aufgestoßenem Kinn, zerschlagener Lippe und „geschellertem" Auge erschien er wieder vor seinen Freunden. Käthchen erschrak entsetzlich, auch Freund Horn — bis er merkte, daß es noch erlaubt war, über den unglücklichen Reitersmann Witze zu machen. Immerhin mußte Goethe eine Woche oder länger in der Stube bleiben, und während die Wunden heilten, ward er das Gefühl nicht los, daß ihm dieser Sprung oder Sturz innerlich mehr als äußerlich geschadet haben könne. „Eine Uhr steht oft nicht gleich stille, wenn wir sie fallen lassen: nach einem halben Jahre bemerken wir

manchmal Unrichtigkeiten, deren Grund wir nicht einzusehen wissen."

Als er dann sein Mädchen wiedersah, war sie besonders zärtlich. Das schrieb er an Behrisch, dem er jeden Samstag die Beichte der Woche sandte.

Diese Hand, die jetzt das Papier berührt, um Dir zu schreiben, drückte sie an meine Brust. O Behrisch, es ist Gift in denen Küssen! Warum müssen sie so süße sein! . . . So eine Stunde! Was sind tausend von den runzlichten, toten, mürrischen Abenden gegen sie?

Das war am 7 ten November. Am nächsten Tage, einem Sonntage, besuchte er nach Tische den Dr. Hermann; als er dann wieder zu Schönkopfs kam, war Käthchen zu Obermanns hinübergegangen. Der Kaufmann Obermann hatte eine Tochter, die mit Käthchen und auch mit Konstanze Breitkopf befreundet war: sie bildete sich im Singen aus und machte sich jetzt mit einer Liebhaber-Aufführung der ‚Minna von Barnhelm' zu schaffen. Goethe stieg nun zu Breitkopfs hinauf und ließ sich von Konstanze ein Brieflein an Mamsell Obermann geben, nur um zu seinem Käthchen zu gelangen. Als er aber bei Obermanns eintrat, behandelte ihn Käthchen kalt, sogar auffällig unfreundlich. So auch abends und den ganzen Montag. Davon wurde Goethe sehr erregt; überdies war ihm körperlich nicht wohl, und am Montag Abend hatte er Fieber. Den ganzen Dienstag mußte er wegen Krankheit zu Hause bleiben. Als er am Dienstag gegen Abend sich das Essen holen ließ, erzählte ihm die Magd, Mamsell Schönkopf sei mit ihrer Mutter ins Theater gegangen. „Bei dieser Nachricht wird mein ganzes

Blut zu Feuer", so erzählte es Goethe noch in derselben Nacht seinem Freunde in Dessau.

Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist. Gott, Das war arg, aber ich verzieh's ihr. Ich wußte nicht, welch' Stück es war. Wie? sollte sie mit Denen in der Komödie sein? Mit Denen! Das schüttelte mich. Ich muß es wissen. Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie. Ich nehme ein Billet auf die Galerie. Ich bin oben . . .

Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke; neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer; dann Peter; dann die Mutter. Nun aber: hinter ihrem Stuhl Herr Ryden in einer sehr zärtlichen Stellung! Ha, denke mich! Denke mich auf der Galerie, mit einem Fernglas Das sehend! Verflucht! Oh Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir vor Wut. Man spielte ‚Miß Sara'. Die Schulze machte die Miß, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören: meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor . . . bald trat er zurück; bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was. Ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen; ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können. . . . Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importuniert schien. Das alles glaubte ich zu sehen. Ah, mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele: ich wünschte es zu sehen . . . .

So saß ich eine Viertelstunde und sah nichts, als was ich in den ersten fünf Minuten gesehen hatte. Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben. Ich . . . lief . . . (ging nicht) aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei Dir. Kennst Du einen unglücklicheren Menschen: bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn, und ich will schweigen. Ich habe den

ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht; meine Zähne schlagen an einander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen . . .

Wie werde ich diese Nacht zubringen? Dafür graut's mir. Was werde ich morgen tun? Das weiß ich: ich werde ruhig sein, bis ich ins Haus trete, und da wird mein Herz zu pochen anfangen, und wenn ich sie gehen oder reden höre, wird es stärker pochen, und nach Tische werd' ich gehen. Sehe ich sie etwa, da werden mir die Tränen in die Augen kommen, und werde denken: „Gott verzeih' dir, wie ich dir verzeihe und schenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubst!" Das werde ich denken, sie ansehen, mich freuen, daß ich halb und halb glauben kann, daß sie mich liebt, und wieder gehen. So wird's sein morgen, übermorgen und immer fort.

Aber der nächste Tag verlief anders, als er sich vorher ausgemalt hatte. Er traf sie zufällig bei Obermanns. Sie sah ihm seine Krankheit an; sie ward gerührt und mitleidig. „Siehst du" sagte sie, „wir waren gestern in der Komödie: du mußt darüber nicht böse sein! Ich hatte mich ganz in die Ecke der Loge gedrückt und Lottchen neben mich gesetzt, daß er ja nicht neben mich kommen sollte. Er stand immer hinter meinem Stuhle; aber ich vermied, soviel ich konnte, mit ihm zu reden. Ich plauderte mit meiner Nachbarin in der nächsten Loge und wäre gern bei ihr drüben gewesen."

Gerade so hatte es Goethe mit Augen gesehen: nun erst glaubte er es!

Und Käthchen bat ihn um Verzeihung, daß sie die letzten Tage so unfreundlich gewesen. Sie fiel ihm um den Hals: er solle ihr doch vergeben! Ihm war, als halte er all sein Glück in den Armen.

Die schöne Scham, die sie ohngeachtet unsrer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft! Die Augen, die sich zudrücken, so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt! Das süße Lächeln in den kleinen Pausen unsrer Liebkosungen! Die Röte, die Scham, Liebe, Wollust, Furcht auf die Wangen treiben! Dies zitternde Bemühen, sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je heraus reißen würde!

Behrisch, Das ist eine Seligkeit, um die man gern ein Fegfeuer aussteht. Mein Kopf schwindelt mir wie gestern, nur von was anders. Mein Fieber ist heute ausgeblieben; so lang gutes Wetter bleibt, wird es wohl nicht wieder kommen.

Seine Liebe aber blieb noch fieberhaft, und Käthchen war nun auch angesteckt von den Eifersuchtsanfällen. Goethe sollte an jener Liebhaber-Vorstellung der ‚Minna von Barnhelm' teilnehmen, die bei Obermanns eingelernt wurde; dabei hatte er viel mit Mamsell Obermann und Mamsell Breitkopf zu tun, und ohne etwas Liebelei geht es bei dergleichen Übungen nicht ab. Käthchen kam aus der Unruhe nicht heraus. Wenn Goethe einem andern Mädchen die Hand küßte, mußte er zittern, daß sie es erfahre und ihm eine Szene mache. Ihre Eifersucht gehe bis zur Wut, urteilte er. So war sie früher nicht gewesen.

Was meinst Du, Behrisch, sollte es nicht bloßer Stolz sein, daß sie mich liebt? Es vergnügt sie, einen stolzen Menschen, wie ich bin, an ihrem Fußschemel angekettet zu sehen. Sie hat weiter nicht auf ihn acht, so lang er ruhig liegt; will er sich aber losreißen, dann fällt er ihr erst wieder ein. Ihre Liebe erwacht wieder mit der Aufmerksamkeit.

Am 28sten November war die Aufführung bei Obermanns. Goethe gab den Wachtmeister, Horn den Tell-

heim, Konstanze Breitkopf die Minna. Als Nachspiel wurde der beliebte ‚Herzog Michel' gespielt, und Käthchen Schönkopf mußte mit ansehen, wie Mamsell Obermann neben Goethe das Hannchen machte. Am zweiten Weihnachtstage wurde die ‚Minna' wiederholt, und darauf war Ball bei Obermanns.

Die beiden Liebenden konnten auch deshalb zu keiner Ruhe miteinander kommen, weil sie nicht wußten, was aus ihrem Verhältnisse werden sollte. Goethe trat jetzt in das letzte seiner drei Leipziger Jahre ein; also war eine Entscheidung bald nötig. Aber auch davon abgesehen: man kann den Anfangszustand der Liebe nicht festhalten; sie entwickelt sich; sie verlangt nach neuen Formen. Der junge Goethe moralisierte gern, und alle unverdorbenen Jünglinge denken über die sittlichen Liebesfragen immer wieder nach. Dürfen wir die Schwäche eines liebenden Mädchens ausnützen? Ist es erlaubt, die Freuden der Ehe vorweg zu nehmen? Verpflichtet uns ein ausgesprochenes und zumal ein andauerndes Liebesverhältnis zur Ehe? Goethe kannte, vom eigentlichen Laster zu geschweigen, manche Halb-Ehen; namentlich gab dem Bürgersmann die zu jener Zeit sehr häufige und öffentliche Mätressenwirtschaft der Fürsten zu denken. Ein großer Herr kann sich ein angenehmes Frauenzimmer kaufen und, wenn er ihrer müde wird, sich wieder von ihr loskaufen: ist uns Kleineren das Gleiche nur deshalb verwehrt, weil wir nicht Geld und Macht genug haben? Mit Behrischs Anstellung in

Dessau hatte es eine besondere Bewandtnis: der dortige junge Fürst, Franz, hatte kürzlich seine siebzehnjährige Base Luise von Brandenburg-Schwedt geheiratet und gleich danach hatte er ein vierjähriges Söhnchen zu sich genommen, das er von einer bürgerlichen Geliebten hatte. Der Aufseher dieses Knaben „Franz v. Waldersee" war nun Behrisch. Eigentlich hatte der Fürst das Bürgermädchen heiraten und auf die Regierung verzichten wollen; er war dann aber von Friedrich dem Großen bewogen worden, die Rechte und Pflichten seiner Geburt auf sich zu nehmen. Goethe entrüstete sich nach Dem, was er über die Sache hörte, über die Untreue des anhaltischen Fürsten und seine jetzige Verstandes-Ehe; er war fest überzeugt, daß solch untugendhaftes Handeln auch gegen die Lebenskunst und -weisheit verstoße, denn der wahre und dauernde Genuß wird nur dem Gewissenhaften, Treuen und Maßhaltenden gegönnt, der es so macht wie — der kluge und weise Goethe. Er stand in seinem neunzehnten Jahre, als er jenem Fürsten die Leviten las:

Umsonst, daß du ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllst!
O Fürst, laß dir die Wollust schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir!
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gib dein Herz dafür!

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Tor, wärst du nicht lasterhaft.

Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher, du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht!

Aber solche hohen Herren sind den scheltenden Tugendpredigern selten erreichbar. Deshalb wendet sich unser Jüngling an Seinesgleichen; seinen künftigen Schüler sucht er zu überzeugen, daß schon die wohlverstandene Selbstliebe uns zur Selbstbeherrschung führen müsse:

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen:
Sie hindern dich nicht am Genuß;
Sie lehren dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden sein.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling, und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht.
Daß unsrer Glut die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht;
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
Und mir bei halb geraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch' ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt!

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust:
Sieh, Jüngling, Dieses heißt genießen!
Sei klug und suche diese Lust!
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Übergang.

Aber ihm selber war doch bei seinem klugen und mäßigen Genießen auch noch nicht ganz wohl. Man

kann doch nicht stets auf demselben Flecke still stehen. Was sollte er mit seinem Mädchen für die Zukunft verabreden? Er fühlte sich hin und her gerissen.

> Ich age mir oft: wenn sie nun deine wäre und Niemand als der Tod dir sie streitig machen, dir ihre Umarmung verwehren könnte? Sage Dir, was ich da fühle, was ich alles herumdenke. Und wenn ich am Ende bin, so bitte ich Gott, sie mir nicht zu geben.

So beichtete er im November 1767 und im März des folgenden Jahres schwankte er noch ebenso:

> Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen. Und doch muß ich fort; doch will ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich sein. Wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch, sie soll glücklich sein. Und doch werd' ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein! Ich weiß, was ich ihr schuldig bin. Meine Hand und mein Vermögen gehört ihr; sie soll Alles haben, was ich ihr geben kann. Fluch sei auf Dem, der sich versorgt, eh' das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines Andern zu sehen. Und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schröcklichen Empfindung verschonen.

Dreizehntes Kapitel

Die bildenden Künste

1767 und 1768

Als Dichter war Wolfgang Goethe in Leipzig gedemütigt worden; in der Musik und den bildenden Künsten hatte er sich von Frankfurt her nichts Großes zugetraut und vorgenommen: um so angenehmer wurde jetzt seine Lehrzeit darin. Zum eigenen Klavierspiel kam er allerdings so wenig, daß er sein Instrument im fünften Semester an Behrisch verlieh und im sechsten verschenkte. Aber durch seinen Verkehr in der sehr musikalischen Familie Breitkopf, durch Umgang mit mehreren jüngeren Komponisten, die sich auch an seinen Liedern versuchten, durch die Freundschaft mit Dr. Hermann, der ihm oft vorspielte, und durch Besuch der Hillerschen Konzerte wuchs doch seine musikalische Bildung erheblich über das vorige Maß.

Viel größer aber waren seine Fortschritte in der Kenntnis und Ausübung der bildenden Künste. Hermanns Beispiel und Aufmunterung reizte ihn, sich wiederum an Skizzen nach der Natur zu versuchen. Weil ihm das Zeichnen nun Vergnügen machte und weil er sich zugleich seiner Unzulänglichkeit deutlich bewußt wurde, entschloß er sich, Stunden bei Oeser zu nehmen oder, wie man dieselbe Sache damals etwas großartiger ausdrückte: Mitglied der Leipziger Kunstakademie zu werden. Es geschah vermutlich schon in

seinem dritten Semester, aber das Dilettieren hatte anfangs nur wenig auf sich. Als seine Schwester im Sommer 1767 von ihm ein paysage d'après nature verlangte, antwortete er: so weit sei er noch nicht, aber er habe ein Blatt angefangen, das sie bekommen solle, wenn es fertig sei. Allmählich trat er dann seinem Lehrer näher, und als im Oktober 1767 der neue Kurfürst Friedrich August der Dritte die Universität genau besichtigte und Oeser in der Erwartung des Landesherrn „seine Säle wie Nürnberger Puppenküchen" aufputzte, mußte auch Goethe mit unter den Schülern seine Verbeugung machen.

Oeser war damals fünfzig Jahre alt. Ein Deutscher aus Ungarn, von unehlicher Geburt, war er sowohl durch sein Talent wie durch sein liebenswürdiges Wesen emporgestiegen. Seit seinem 32sten Jahre lebte und arbeitete er in Sachsen, zumeist in Dresden, aber auch gastweise in vielen Schlössern des hohen Adels; von 1764 an war er Direktor der neu gegründeten Leipziger Kunstakademie. Seine Aufgabe in diesem Amte war, die Handwerker und Gewerbsleute bei ihren Arbeiten zu beraten und den Studenten oder andern Liebhabern, die es begehrten, im Zeichnen und Malen Unterweisung zu geben. Er galt für einen großen Künstler, und nicht mit Unrecht; aber er leistete auf keinem Gebiete das Höchste, weil er gar zu vielseitig war. Er malte Altargemälde, Bildnisse, Email- und Miniatur, symbolische Landschaften, Wanddekorationen, Deckenbilder, Theatervorhänge, Buchschmuck und was sich sonst mit dem Stift und Pinsel herstellen läßt; er modellierte aber auch Denkmäler und

allerlei Handwerkliches; er war der Berater von Fürsten und Vornehmen bei der Ausschmückung ihrer Schlösser und Gärten; außerdem dachte und forschte und lehrte er auf dem ganzen weiten Felde der Künste. Und trotzdem darf man sich bei Oesers Namen keinen angestrengt-fleißigen Mann vorstellen, der emsig und ängstlich den einen bezahlten Auftrag nach dem andern abarbeitet; vielmehr war seine Lebensweise eine spielerische Geschäftigkeit. Daß er so Vieles und Vielerlei fertigbrachte, verdankte er seinem leichten Sinn nicht weniger als seinem angeborenen Talente. Er nahm es nicht zu genau; er quälte sich nicht ab, um die Besteller besser zu bedienen, als sie bedient sein wollten; er sorgte sich auch nicht um das Urteil der Nachwelt und ihrer anmaßlichen Kenner. Im Leben und in der Kunst Humorist, wollte er jeden Tag sein Späßchen haben. Er kannte und liebte die antike Kunst und hätte selber zu einem heiteren Griechen gar nicht übel gepaßt; man kann sich seinen klugen Kahlkopf sehr wohl in der Gesellschaft des Sokrates denken. Über die uns erhaltenen Bild- und Bauwerke der Griechen und Römer hatte er früher mit Winckelmann viel gedacht und gearbeitet, denn Winckelmann war in Dresden ein paar Jahre sein nächster Freund und Hausgenosse, auch in hohem Maße sein Schüler gewesen; jetzt freute sich Oeser darauf, ihn demnächst wiederzusehen, da dieser Freund nunmehr als der angesehenste Kunstkenner aus Italien zurückkehren und sich über Leipzig nach Dessau zum dortigen Fürsten begeben wollte. Oeser erkannte wie Winckelmann, ja vor ihm, das Wesentliche und Vorbildliche der Antike in der „edlen Einfalt und stillen

Größe;" er bekämpfte also in Lehre und Beispiel, in Ernst und Scherz den Barockstil und die Moden seiner Zeit, die ja von einem ganz andern Geiste eingegeben waren.

Der beste Lehrer im Zeichnen und Malen war Oeser nicht; auch Goethe machte keine großen Fortschritte bei ihm. Aber Oeser ermunterte ihn zum Fortfahren: „Seien Sie immer mit Ihrem Zeichnen zufrieden!" sagte er; „es wird nicht Jedem so leicht wie Ihnen! Es wird schon werden." Neben Goethe übten sich ein Freiherr Karl August von Hardenberg aus Hannover (der spätere Staatskanzler), ein Livländer Friedrich Georg v. Lieven, ein Bremer Patrizier Georg Gröning, ein gewisser Gervinus oder Cravinus aus Hessen und Andere mehr; auch der junge Graf Lindenau kam in Begleitung seines neuen Hofmeisters Langer. Mit der Zeit fühlte sich Goethe in Oesers Reiche immer wohler, zumal da er das Vertrauen und geradezu die Freundschaft des Meisters gewann. Die Gespräche über Technik und Theorien der Künste waren hier an der Tagesordnung; man erzählte und disputierte über allerlei Künstler und Kunstgelehrte, über Winckelmann und Lessing, dessen ‚Laokoon' 1766 erschienen war, auch über die französischen Theoretiker. Auch von den Leipziger Gemälde-Sammlungen und ihren Besitzern war viel die Rede. Jetzt bekam Goethe durch Kupferstiche und Originale einen ersten Überblick über den Kunstbesitz der Völker, über die wichtigsten Meister und Schulen. Oeser konnte selber Einiges vorzeigen; der Handelsherr Gottfried Winckler besaß allein an Gemälden 628 Stücke, vorzugsweise niederländische,

aber auch deutsche, italienische, französische; sein „Kabinett" — es bestand aus vier Zimmern — war jeden Mittwochnachmittag zwei Stunden lang geöffnet. Der Kaufmann Johann Thomas Richter zeigte seine vortreffliche Sammlung, in der auch die geschnittenen

Dresden: Galerie am Neumarkt und Frauenkirche

Steine nicht fehlten, den Liebhabern am Montagnachmittag. Franz Wilhelm Kreuchauff und der Deutschfranzose Michael Huber waren namentlich als Sammler und Kenner von Kupferstichen angesehen. Mit dem Studium dieser Bilder hätte ein solcher Anfänger schon Jahre ausfüllen können, aber Goethe suchte auch die viel berühmtere Gemäldegalerie in Dresden auf: es war die einzige Reise, die er in den drei Leipziger

Jahren unternahm. Diese Dresdner Galerie befand sich in dem großen zweistöckigen Saale eines kurfürstlichen Gebäudes am Neumarkt; die „innere" Galerie enthielt die Werke der Italiener, darunter die Sixtinische Madonna; in der „äußeren" hingen die Niederländer; für sie brachte Goethe die bessere Vorbildung und die größere Liebe mit. Diese Tage in Dresden — vermutlich im März 1768 — blieben ihm unvergeßlich; die vornehme, prächtige, stille Galerie stand nun wie ein Heiligtum in seiner Erinnerung.

Schlimm aber war es für die Verehrer der antiken Kunst, daß sie diesseits der Alpen gar so wenig Gelegenheit hatten, deren Meisterwerke zu betrachten. In Leipzig gab es nur wenige Abgüsse; in Dresden besaß der Kurfürst zwar einen gar nicht kleinen Vorrat an Kopien und sogar wertvolle Originale, aber das Beste davon wurde in den Pavillons und Schuppen des „Großen Gartens" so übel aufbewahrt, daß es nicht zur Wirkung kam. Goethe machte keinen Versuch, sie zu sehen.

Nur einen Zweig der antiken Kunst lernte er schon jetzt gut kennen und auf Lebenszeit lieben: die geschnittenen Steine und ihre Abgüsse. Schon im Altertum sammelte man solche kleinsten und handlichsten Kunstwerke in Ring-Kästchen: Daktyliotheken; zur Zeit der Renaissance kam in Italien die Mode wieder auf; für Deutschland wurde Lippert, ein Freund Oesers, Winckelmanns und Lessings, der Anreger und Begründer solcher Sammlungen und ihrer Wissenschaft. Dieser Lippert hatte zuerst als Beutler, dann als Glaser gelernt und war danach Zeichenmeister an der kurfürstlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen geworden; hier erstarkte seine schon früher gefaßte Liebe zu den geschnittenen Steinen und zugleich befähigte ihn seine Kenntnis des Porzellans zur Herstellung einer eigenen, glänzend weißen und vollkommen dauerhaften Masse, in der man diese Kunstwerke abdrucken konnte. Lippert machte sich nun solche „Pasten" von allen erreichbaren Originalen und brachte es bald auf mehr als 3000; dabei wurde er der beste Kenner der antiken Kunst in Dresden, denn dort war er später als Inspektor der Antiken angestellt. Mit dem gelehrten Leipziger Altertumskenner Prof. Christ schloß er sich zusammen zur Herausgabe seiner Daktyliothek; sie ward 1755—1768 ausgegeben. Diese drei Bände bedeuteten für Goethe geradezu die Einführung in die antike Kunst und Kultur. „Bände" waren es der äußeren Erscheinung nach: man konnte sie aber nicht aufklappen und fand keine Blätter; das Buch war in Wahrheit ein Kasten, in dem sich zwanzig Schublädchen übereinander befanden; in jedem Schublädchen lagen auf Sammetboden gegen fünfzig eirunde, kreisrunde und viereckige Pasten, von der Größe kleiner, großer und sehr großer Münzen; alle diese weißen Abgüsse waren von einer goldigen Einfassung umschlossen. An ihnen hatte der junge Goethe viele Stunden zu schauen und zu lernen. Zufällig besaß auch der gelehrte Buchdrucker Breitkopf eine ansehnliche Sammlung solcher Pasten in Schwefel oder schwefelsaurem Kalk; sie war durch einen Umzug in Unordnung geraten. Goethe durfte sie wieder ordnen, wobei ihm Lipperts Werk die nötige Anleitung gab. Und so sehen wir schon den Achtzehn-

jährigen Tage lang in demjenigen Leben mit der Kunst begriffen, das ihm gemäß war, nämlich in einem Abwechseln zwischen Genießen, Forschen und Hand-Anlegen. Weil seine Natur eine eigene Tätigkeit forderte, wo er überhaupt Anteil nahm, war er ja auch zum Zeichnen gekommen, denn der Gedanke, Maler zu werden und als solcher Großes zu leisten, lag ihm fern. Er konnte nur nicht müßig bleiben, wenn er den Künstlern zuschaute oder an ihren Werken seine Freude hatte.

Mit den beiden wichtigsten Kupferstechern in Leipzig, Bause und Geyser, wurde er nur oberflächlich bekannt; dagegen befreundete er sich mit einem Kupferstecher Stock, der bei Breitkopfs in der Mansarde wohnte. Das war ein noch junger Mann mit einer jungen Frau; ihre beiden Mädelchen zählten erst sechs und acht Jahre. Goethe wurde in dem kleinen Haushalte zu guter Letzt noch recht heimisch und er erzählte im Alter mit besonderer Liebe davon, zumal da ihm die beiden Töchter später wieder begegneten und viele Jahre befreundet blieben. Stock stach (wie Geyser) viel nach Oeserischen Zeichnungen größere und kleinere Bilder und Bildchen, wie sie damals als Illustration und Schmuck zu Romanen und Gedichten immer mehr Mode wurden. Durch diesen Mann kam Goethe wider Erwarten zu seinen ersten zeigbaren Leistungen in der bildenden Kunst.

(Stock) radierte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Ätzwasser beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur Weniges nachzuhelfen blieb. . . . . Mich reizte die reinliche Technik dieser

Adam Friedrich Oeser

Nach dem Gemälde von Graff
Museum der bildenden Künste in Leipzig

Landschaft von A. Thiele, radiert von Goethe

Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch Etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte.

Ich radierte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effekt machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundieren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radieren selbst und zuletzt das Ätzen gab mannigfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte . . . Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja Alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, und Manches davon wurde brauchbar gefunden.[1])

C G Schönkopf

---

[1]) Zwei Etiketten für den Weinhändler Schönkopf sind uns erhalten; ferner zwei Zeichnungen nach seinem Freunde Hermann und fünf Radierungen, von denen sich zwei, Felsen, Bäume und Wasser darstellend nach Gemälden von Alexander Thiele im Winklerschen Kabinette, besonders auszeichnen. Unter der einen ist das Goethesche Wappen angebracht und die Unterschrift: Dedié à Monsieur Goethe Conseiller actuel de S. M. Imperiale par son fils tres obeissant. Unter der

Daß Goethe so rasch ein Mitbürger in der Welt der Künstler und ein Kunstkenner wurde, kam aber doch namentlich daher, daß Oeser als Denker ihn sehr anregte und als Mensch ihm sehr zusagte. Um die Freundschaft dieses Künstlers bewarb er sich, während er alle seine anderen Lehrer mied. Und von Oeser heißt es in Goethes Alterserinnerungen:

Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen. Schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute seitliche Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie . . . fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren italienischen Schule, von Meistern, deren Anmut er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daran stoßendes inneres Kabinett, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst interessierte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbel, Schränke,

---

andern liest man neben einem Wappen: Dedié à Monsieur le Docteur Hermann Assesseur de la Cour provinciale Supreme de Justice de S, A. Elect. de Saxe et Senateur de la Ville de Leipsic par son Ami Goethe. Unter einer der gezeichneten Landschaften steht: L'entrée d'une Vigne chiffonnée d'après le dessein original de Mr. le Docteur Hermann, et dediée à Monsieur de lieven par son tres humble serviteur Goethe.

Die Pleißenburg mit Oesers Wohnung

Portefeuilles elegant, ohne Ziererei oder Überfluß. So war auch das Erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks, zeigte er uns in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowohl als Zimmerumgebungen, und weil Alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck.

Eines Morgens im Sommer 1768 wollte Goethe gerade wieder zu diesen Räumen und seinem geliebten Lehrer emporsteigen, als ihm ein Mitschüler entgegenkam: Oeser sei nicht zu sprechen. Krank war er nicht, aber zu Boden geschlagen durch eine schlimme Nachricht: sein Freund Winckelmann, auf dessen Kommen er sich so sehr gefreut hatte, war am 8ten Juni zu Triest ermordet worden! Goethe ging betrübt nach Hause; Lessings Bekanntschaft zu machen, hatte er neulich versäumt, doch Das würde sich später nachholen lassen; Winckelmanns Bild sich einzudrücken, war ihm nun für alle Zukunft versagt.

Je länger Goethe zu Oeser kam, um so bereitwilliger wurde der Lehrer, mit diesem aufgeweckten Schüler zu plaudern. Zuweilen wanderten die Beiden „ums Tor" und besprachen sich. Goethe lernte auch Oesers Freunde besser kennen: Kreuchauff, Huber, Clodius und Weiße, den berühmten Dichter. Auch in der Familie des Lehrers wurde er heimisch. Von zwei Söhnen und zwei Töchtern trat ihm Friederike, die ein wenig älter war als er, besonders nahe. Äußerlich zeichnete sie

sich nicht aus: klein von Wuchs, ihr Gesicht durch Pockennarben entstellt. Aber weil sie nicht auf Liebhaber rechnete, war sie um inneren Wert bemüht; sie empfahl sich durch häusliche Tugenden, durch Belesenheit, durch ihr Klavierspiel, namentlich aber auch durch gute Laune und eine vollkommene Ehrlichkeit. Oesers hatten in Dölitz oder „Delis" bei Connewitz ein Landhaus: als Friederike im Frühjahr und Sommer 1768 dort wohnte, fand sich Goethe oft unvermerkt auf dem Wege dahin. Nicht, als ob er dann immer bei Oesers angeklopft hätte! Es war ja auch nicht immer die passende Stunde zu Besuchen. Aber ihm tat es schon wohl, sich da draußen in der Nähe von Freunden zu wissen.

Vierzehntes Kapitel

Abschluß in Leipzig

1768

Zur selben Zeit, da Wolfgang von Frankfurt nach Leipzig übersiedelte, wandte sich ein Mann, der fünfzehn Jahre älter war und schon viele Fahrten hinter sich hatte, Christian Friedrich Schwan, von Frankfurt nach Mannheim. In Frankfurt war er Schriftsteller gewesen; ‚Die Unsichtbaren' hieß sein Wochenblatt, das viele Leser fand. Nach Mannheim ging er als Buchhändler, um dort ein Nebengeschäft seines Schwieger-

vaters Eßlinger zu übernehmen. Dort, in der kurfürstlichen Residenz, gab es eine italienische Oper und ein französisches Theater, kein deutsches, und ebenso fiel dem neuen Buchhändler auf, wie gar wenig deutsche Literatur in dieser wohlhabenden Stadt Eingang fand. „Was man las, war französisch; an Voltaires und anderer Franzosen witzige Schriften gewöhnt, bezeugte man gegen Alles, was deutsch war, die größte Gleichgültigkeit. Zwar fand man hier und dort Rabeners Satiren, Gellerts Fabeln und einige wenige andere gute deutsche Schriftsteller in den Händen der Privatleute, sowie Ernestis Theologische Bibliothek und einige andere juristische und medizinische Zeitschriften; Das war aber auch Alles." Zu den beiden fremdsprachigen Theatern hatte Jedermann freien Zutritt; „von deutschen Schauspielern wußte man in Mannheim nichts." Schwan erzählt dann weiter, wie er selber in seiner neuen Heimat die deutsche Literatur einführte und ein deutsches Theater aus den sehr bescheidenen Anfängen von Sebastianis Kindertruppe begründen half.

Wolfgang Goethe war dagegen in eine Stadt versetzt worden, wo er selber an Deutschtum nur gewinnen konnte. Leipzig ward zwar „Klein-Paris" genannt, und von einem deutschen Vaterlande war hier nicht viel die Rede; aber man fühlte sich hier doch in einer geistigen Hauptstadt, im Mittelpunkte des Buchhandels, der Literatur, der Sprachverbesserung, der Gelehrsamkeit Deutschlands. Hier im Angesicht von allen den Bücherballen konnte man nicht behaupten, daß das deutsche geistige Leben unbeträchtlich sei! Und Leipzig war auch insofern ein Klein-Paris, als Reisende aus aller Welt hierher

kamen und hier verweilten. Auch ein eigenes Theater besuchten diese Bürger fleißig, und neue deutsche Dichter, neue deutsche Schauspieler erwiesen dort ein großes Können.

Als Wolfgang zwei Jahre hier lebte, schrieb er nur noch in deutscher Sprache, während seine Schwester daheim fortfuhr, ihre Briefe und Tagebücher französisch abzufassen.

Oeser und sein Kreis, die Familie Breitkopf, die Tischgesellschaft bei Schönkopfs: Das waren die Freunde und Halbfreunde, die Goethe in Leipzig gewonnen hatte. Ein paar Buchhändler kamen noch hinzu: Erasmus Reich, Inhaber des Weidmannschen Geschäfts und fast der angesehenste seines Berufs, und der andere Verleger Johann Friedrich Junius. Oberflächlich war er auch mit vielen Studenten bekannt geworden. Bei den meisten jungen Leuten und auch bei den Philistern galt er immer noch für einen Stutzer, der ein Schöngeist und sehr viel klüger sein wollte als andere Leute.

Gar zu schwer werde ihm der Abschied von Leipzig nicht werden, glaubte er. Nur mit Käthchen war er noch nicht im Reinen. Er wußte selber nicht, was in diesem Verhältnisse das Beste und das Rechte für ihn, für das Mädchen, für sie beide sei.

Käthchen aber sah klarer. Sie vollendete bald ihr zweiundzwanzigstes Jahr: in diesem Alter war damals der größere Teil des weiblichen Geschlechts längst unter der Haube. Konnte und sollte sie nun noch auf einen Jüngling rechnen, der drei Jahre weniger zählte als sie, der auch in seinem Fache noch längst kein fertiger

Mann war und dessen Eltern sie jedenfalls nicht willkommen heißen würden? Sei es, daß Käthchen mit ihrer Mutter ein ernstliches Gespräch hatte oder daß sie für sich allein zur Einsicht kam oder daß eine der vielen Goetheschen Liebesquälereien sie allzusehr ärgerte, kurz: um Ostern 1768 hatte sie mit ihm ein entscheidendes Gespräch. Und die Beiden beschlossen, von jetzt an sich nur noch als gute Freunde zu kennen und ihre Liebe in eine Erinnerung an eine vergangene schöne Zeit zu verwandeln.

Goethe atmete auf, wie wenn eine Last von ihm gefallen sei. Noch im März hatte er gegen Behrisch bekannt: „Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich; sie ist ein Engel, und ich bin ein Narr." Am 26sten April aber rief er aus: „O Behrisch, ich habe angefangen zu leben!"

Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung; aber sie kam, die Erklärung, und nun, nun kenne ich erst das Leben. . . .

Wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange: wie Du und sie. Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich! Behrisch, sie ist ein Engel. Es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum ersten Male sagte, daß ich sie liebte. Zwei Jahre, Behrisch, und noch! Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch so sehr, Gott! so sehr!

Goethe ging nach wie vor jeden Mittag zu Schönkopfs, aber auch der Neugierigste konnte sich nun überzeugen, daß zwischen ihm und der Mamsell weiter nichts war als eine alte Bekanntschaft und Freundschaft.

Wir kennen Goethes Leipziger Fortschritte in der Dichtkunst: zuerst ging er durch das Tal der Erniedrigung und lernte, daß sein bisheriges Schaffen Kinderwerk gewesen war. Als er von neuem begann, wußte er, daß eine einfache, gerade, kurzgefaßte Sprache den Vorzug vor allen großen Wortschällen verdient. Und sein Dichten hatte nun Zusammenhang mit seinem eigenen Erleben. Aber was er jetzt im zweiten Leipziger Jahre zustande brachte, war noch nichts Besonderes, noch nichts Rein-Goethisches, noch nichts Deutsches. Es war immer noch ein gewandtes Sprechen, ja sehr oft ein Dozieren. Es floß mehr aus dem Gehirn als aus dem Herzen.

Gegen den Herbst 1767, wo für Goethe in seinem Verhältnis mit Käthchen die Aufregungen begannen, machte er sein letztes Gedicht in einer fremden Sprache;[1]) es war ein Scherz unter dem Titel ‚Le véritable ami'. Um dieselbe Zeit hörte er auf, französische Briefe zu schreiben. Kam diese Wendung zur Muttersprache daher, weil seine Gefühle jetzt tiefer gingen? Bisher hatte er mit seiner „Annette" wie mit der Poesie nur getändelt: jetzt ward es ihm Ernst mit der Liebe, Eifersucht und Angst.

Auch seine Gedichte hören jetzt auf bloße Talent- und Witzspielereien zu sein. Jetzt beginnt er zu *singen*; die Töne kommen tiefer aus dem Inneren. Aus seiner erregten Brust fließt Musik in seine Verse. Jetzt nimmt auch die Natur an seinem innersten Leben teil. Die Nacht, der Mondenschein, der Wald sprechen zu ihm, und er spricht zu ihnen: von seiner Liebe.

---

[1]) Von *einer* Ausnahme wird später die Rede sein.

Gern verlaß' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süß'ten Weihrauch auf.
Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durch's Gebüsch im Kühlen:
Welche süße, schöne Nacht! — — —

Aber freilich: ohne Epigramm wagte er sich doch noch nicht hinaus; also schloß er:

Freude, Wollust kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Ließ' mein Mädchen eine mir!

Auch das Wasser wird jetzt in seinen Versen lebendig: es ist der rasch hingleitende Bach oder kleine Fluß, der über Steine und kleine Hindernisse hinweghüpft und dessen Klarheit zum Bade reizt:

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich wie helle,
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder:
Schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder:
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und nun die Nutzanwendung:

O Jüngling, sei weise! Verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens;
Wenn flatterhaft dich ja ein Mädchen vergißt!
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt!

Jetzt versetzt er sich in einen Schmetterling und jetzt malt er den Flug der Libelle. Oder er fühlt sich in ein kleines Mädchen hinein, das schon erwachsen und Mama sein möchte:

Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen.
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmählen,
Da schickt man zum Schneider:
Gleich bringt Der uns Kleider!
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Jetzt redete er aber auch das Mädchen, das ihm so viel zu schaffen machte, geradenwegs und aus dem Herzen an: wirklich jetzt erst! Denn in den ersten zwei Jahren war er als ein Vers-Virtuose im Scherzen, Fabeln und Moralisieren stecken geblieben. Auch jetzt noch fehlt die Schlußmoral nicht, aber das Ganze hat doch einen andern Klang!

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen
Und dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
Soviel man Küsse nehmen kann.
Sie sind, die süß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten, sind verschwunden!
Wir wünschten traurig sie zurück.
O wünsche dir kein größres Glück!
Es flieht der Erden größtes Glück
Wie des geringsten Traumes Glück!

Wir wissen, daß es mit der Gesundheit des Studenten Goethe nicht gut stand. Vielleicht war er zu rasch gewachsen; vielleicht hatte wirklich jene Anstrengung bei Auerstedt auf die Brust üble Folgen, vielleicht auch jener Unfall mit dem durchgehenden Pferde. Es hatten seiner Lunge wohl auch die Dünste geschadet, die sich beim Ätzen der Kupferstiche bilden und vor denen er sich nicht vorsichtig genug in Acht genommen hatte. Aber auch seine Verdauungskräfte ließen ihn im Stich. Das schwere Merseburger Bier, das man in Leipzig trank, bekam ihm schlecht; noch mehr der Kaffee, besonders derjenige nach Tische, der ihm die Gelegenheit gab, mit Käthchen länger zu plaudern. Dazu kam nun allerlei Druck auf seiner Seele, namentlich das Bewußtsein, daß er von drei Jahren Studium gar wenig Frucht und Nutzen nach Hause tragen werde. Außer den Krankheitsursachen schaden dann oft auch die Kurmittel. Die neueste Mode hieß jetzt: Abhärtung, worunter man besonders kaltes Baden sowie ein hartes und kühles Nachtlager verstand. Goethe versuchte es auch mit diesen mißverstandenen Anregungen Rousseaus.

Eines Nachts wachte er mit einem heftigen Blutsturz auf. Er konnte gerade noch seinen Stubennachbar rufen, den armen, halbblinden Theologen Limprecht; Dieser weckte die alte Wirtin und holte den Dr. Reichel herbei.

Mehrere Tage schwebte der Kranke zwischen Leben und Tod. Außer dem Lungenleiden zeigte sich auch eine Geschwulst auf der linken Seite des Halses.

Dann trat eine Wendung zum Bessern ein: eine

langsame Genesung folgte.[1]) Zuerst aber war es noch Stubenhaft. Seine Freunde bewährten sich: die Familien Schönkopf, Breitkopf, Stock, ebenso Dr. Hermann, Gröning, Langer, natürlich auch der treue Landsmann Horn. Mit seinem frommen Stubennachbar Limprecht hatte er jetzt viel mehr Gespräche als sonst.

Nach einiger Zeit konnte er sich ins Freie wagen: es war ja Sommer. Er sah übel aus und schlich herum wie ein Geist. Da bemerkte er bald, daß Geister auf Erden nicht recht am Platze sind. Die Leute sind ganz gern mitleidig, aber nur flüchtig: wer mag einen Todeskandidaten lange in der Nähe haben? Einige suchten es ihm auszureden, daß er die „Lungensucht" habe; Friederike Oeser lachte ihn geradezu aus, als er von baldigem Erlöschen sprach. Ein Student und Todesgedanken! Ein Bursch von neunzehn Jahren! „Sie hat wohl recht" dachte Goethe; „es ist lächerlich, bloß für mich nicht!" Aber er ließ sich doch von ihrer Munterkeit anstecken, und als sie ihm von ihrem vergnügten Leben auf dem Lande erzählte, von Blindekuhspielen, Topfschlagen, Angeln, Tanzen und Singen, da kam es ihm beinahe so vor, als sei auch er noch jung und könne Dergleichen noch einmal mitmachen. „Freu-

[1]) Der Germanist Erich Schmidt und der Mediziner Wilhelm Alexander Freund haben (seit 1878) die Behauptung aufgestellt, diese schwere Krankheit sei syphilitisch gewesen. Ich handle darüber ausführlich S. 167 — 174 meines Buches „Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken". Das Wenige, was wir über die Krankheit wissen, ist aber auch hier und im nächsten Kapitel genugsam mitgeteilt. Über einen geschlechtlichen Verkehr Goethes haben wir aus seiner Jugend keinerlei Nachricht.

digkeit der Seele und Heroismus sind so kommunikabel wie die Elektrizität“ dachte er selber, als er sich über seine neue Stimmung wunderte, „und so ein gesundes Mädchen sprüht Funken aus wie eine elektrische Maschine.“

So kam der Tag heran, der schon vor seiner Krankheit zur Abreise bestimmt war. Er machte seine Abschiedsbesuche. Als er bei Schönkopfs Lebewohl sagen wollte, brachte er es nur bis zur Türe. Er sah die Laterne im Flur brennen, ging noch bis an die Treppe, aber er hatte nicht das Herz hinaufzusteigen.

Am 28sten August, seinem Geburtstage, fuhr er mit einem Hauderer zum Ranstädter Tore hinaus. Der Tischler Junge, der in Oesers Zeichenschule angestellt war, hatte mit ihm denselben Weg. Auch ein sächsischer Offizier reiste mit.

„Sie sind so lustig?“ redete, als sie abends beim Essen saßen, der Kapitän den Studenten an, „So lustig und haben doch heute Leipzig verlassen?“

„Unser Herz weiß oft nichts von der Munterkeit unseres Blutes“ erwiderte Goethe.

„Sie scheinen unpäßlich?“ begann der Andere noch einmal,

„Ich bin's wirklich. Und sehr! Ich habe Blut gespien.“

„Blut gespien!“ rief Jener. „Ja, da ist mir Alles deutlich. Da haben Sie schon einen großen Schritt aus der Welt getan, und Leipzig mußte Ihnen gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr genießen konnten.“

„Getroffen!“ bestätigte Goethe. „Die Furcht vor dem Verlust des Lebens hat allen andern Schmerz erstickt.“

„Ganz natürlich“ philosophierte der Soldat. „Denn das Leben bleibt immer das Erste. Ohne Leben ist kein Genuß. Aber — fuhr er fort — hat man Ihnen nicht auch die Abreise leicht gemacht?“

„Gemacht? Wieso?“

„Das ist ja deutlich. Ich meine: von Seiten der Frauenzimmer. Sie haben die Miene, nicht unbekannt unter dem schönen Geschlecht zu sein . . . Sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber Sie sind krank. Und da wette ich Zehn gegen Nichts: kein Mädchen hat Sie beim Ärmel gehalten!“

Goethe schwieg, und Jener lachte.

Aber eigentlich hatte Goethe noch zu den Gesunden gehört, als Käthchen ihm auf die listigste Weise seine Freiheit zurückgegeben. Daß der Vorschlag von ihr gekommen, war gut, sehr gut. Aber es wurmte ihn doch.

Drei Jahre hatte er in jener Stadt gelebt, und kein Mädchen trauerte ihm nach! Die Eine, die ihn genau gekannt, hatte freiwillig verzichtet. Sie war schließlich im Liebesspiel die Überlegene gewesen. Welche Demütigung für einen so stolzen Menschen!

Goethes Vaterhaus am Hirschgraben ↑

Fünfzehntes Kapitel
Krank im Vaterhause
1768–1770

Als ein großer, erwachsener, schlanker Bursch trat der Neunzehnjährige wieder vor die Seinen; aber die Gestalt war allzu hager, das Gesicht sehr bleich. Ein Genesender oder ein Kranker? Mußte man an Schwindsucht glauben?

Zunächst brauchte er ein Ausruhen von der langen Fahrt und auch noch Erholung von der Leipziger Krankheit. Der herbeigerufene Arzt gab tröstlichen Bescheid: die Krankheit sitze nicht so sehr in der Lunge als in den dazu führenden Teilen, besonders im Halse. Das Aussehen und Befinden werde sich wohl bei guter Pflege bald bessern.

Ein Jüngling, der nach drei Jahren Abwesenheit ins Vaterhaus zurückkehrt, ist halb ein Fremder. Ängstlich prüft man ihn, wie er sich dort draußen entwickelt hat

und wie er sich daheim wieder gefällt. Er selber legt einen neuen Maßstab an die heimatlichen Dinge; was er früher als Altgewohntes hingenommen und kaum noch wahrgenommen hat, das wirkt jetzt neu auf ihn, und er weiß, daß es anders sein könnte. Wolfgang gewann schnell das herzliche Verhältnis zur Mutter und Schwester wieder, aber nicht ebenso zum Vater. Die Frauen sahen in ihm den Pflegebedürftigen und den Vertrauten, dem sie ihr Herz ausschütten konnten und der sie mit seinen Erzählungen unterhielt; der Vater aber war tief betrübt, daß sein hochbegabter Sohn, dessen glänzende Zukunft die liebste Vorstellung seines Alters war, in den drei Universitätsjahren nichts Rechtes gelernt, vielmehr seine Zeit an Allotria vertrödelt hatte und nun in einem gesundheitlichen Bankerott stand. Jetzt hätte Wolfgang so weit sein können, die Doktor-Dissertation abzufassen! Statt dessen schlich er als ein Kränkling herum und redete mißvergnügt über alles frankfurtische Wesen. Der natürliche Gegensatz zwischen Jugend und Alter, zwischen Sohn und Vater kam jetzt auf einmal zur Erscheinung. Fast täglich äußerte Wolfgang Ansichten, die dem alten Vater mißfielen. Sein Jugenddünkel zeigte sich namentlich in Dingen des Geschmacks, denn in diesem Punkte hielt er sich für ganz besonders begabt; außerdem war er überzeugt, daß er darin in Leipzig und zumal bei Oeser die beste Schule durchgemacht hatte. Am peinlichsten mußte es für den Vater sein, als er bemerkte, daß sein kluger Sohn jetzt auch den Umbau des väterlichen Hauses ganz anders gemacht haben würde: dieser Umbau war doch eine der wenigen Leistungen des kaiserlichen Rats gewesen!

Wolfgangs hochmütiges Absprechen verschonte auch die jungen Leute in Frankfurt nicht. Von seinen vormaligen nächsten Freunden war nur Müller jetzt am Orte, den er früher für einen Denker gehalten hatte. Jetzt urteilte er, Müllers ganze Philosophie sei nur angelesene Bücherweisheit, während doch als die wahre Quelle der Erkenntnis nur die Erfahrung gelten dürfe. Aber auch die Freundinnen Korneliens, nach denen er sich einst so sehr gesehnt hatte, kamen ihm fast kläglich vor. Zwei junge Herren v. Olderogge, Livländer, die er in Leipzig gekannt hatte, besuchten ihn bald nach seiner Heimkehr; er kam mit ihnen auf Frankfurt zu sprechen und urteilte sehr scharf über seine Landsleute; als er so redete, stand seine Schwester dabei. Hier herrsche ein schlechter Geschmack, behauptete er; die Bürger seien stupid und die Mädchen unerträglich. „Welch' ein Unterschied zwischen den Sächsinnen und Diesen hier!" rief er aus.

„Das muß ich nun alle Tage hören" versetzte die Schwester und sie fragte die Gäste, ob auch sie über die Frankfurterinnen, die sie nun gesehen, nicht besser dächten.

Der eine Olderogge antwortete diplomatisch: es gebe hier zweifellos mehr Schönheiten als in Sachsen; aber vielleicht zeichne sich dortzulande das Frauenzimmer durch eine gewisse Anmut aus, durch ein einschmeichelndes Wesen . . .

„Ja, ja, Das ist's!" unterbrach ihn Goethe. „Die Grazie, die Anmut fehlen hier. Ich gebe zu, daß sie hier schöner sind; aber was hilft mir die Schönheit, wenn sie nicht mit jener unendlichen Süßigkeit verbunden ist, die noch mehr bezaubert als die Schönheit selbst!"

Auch in seinem ersten Briefe an Friederike Oeser lästerte Goethe über seine Landsmänninnen und rühmte das sächsische Frauenvolk, denn es bezaubere den Mann zur Liebe, ehe er sich's versehe.

> Mit einem Mädchen hier zu Lande
> Ist's aber ein langweilig Spiel:
> Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
> Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Der Unzufriedene versuchte nach alter Weise den Lehrmeister Korneliens und ihrer Gefährtinnen zu machen; er ging ihnen mit Witz und Scherz zu Leibe; aber sie lehnten sich auf, fanden ihn närrisch und gaben's ihm zu verstehen. Auch Das berichtete er nach Leipzig:

> Bin ich bei Mädchen launisch-froh,
> So sehn sie sittenrichtrisch-sträflich;
> Da heißt's: der Herr ist wohl aus Bergamo?[1])
> Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Von solchem Streit erholte er sich in seinen Briefen nach Leipzig und in den Gedanken, die er dahin sandte. Der ganzen Familie Schönkopf und dem Käthchen besonders, dem Professor Oeser und seiner Tochter Friederike sprach er jetzt seine Liebe und Dankbarkeit gar herzlich aus; mit Käthchen Schönkopf und Riekchen Oeser schmälte er aber auch, denn sie unterließen es selbst in ihren Briefen nicht, ihn zu necken. Er hätte, meinten sie, seine Anerkennung der Leipziger Menschenkinder schon zeigen können, als er noch da war. Am entschiedensten aber war sein Dank gegen den Vater Oeser.

[1]) Bergamo galt in der italienischen Posse für die Heimat des Harlekins.

Die Kunst ist wie sonst fast jetzt meine Hauptbeschäftigung, ob ich gleich mehr drüber lese und denke, als selbst zeichne. Denn jetzt, da ich so alleine laufen soll, fühle ich erst meine Schwäche. Es will gar nicht mit mir fort, Herr Professor, und ich weiß vor der Hand nichts Anderes als: das Lineal zu ergreifen und zu sehen, wie weit ich mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspektive kommen kann.

Was bin ich Ihnen nicht schuldig, teuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben! Daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten: habe ich Die nicht alle durch Sie? ...

Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt, und Nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt ... Sie haben mich gelehrt, demütig ohne Niedergeschlagenheit und stolz ohne Präsumtion zu sein ...

Die Gesellschaft der Musen und eine fortgesetzte schriftliche Unterredung mit meinen Freunden wird mir diesen Winter ein kränkliches, einsames Leben angenehm machen, das ohne sie für einen Menschen von zwanzig Jahren eine ziemliche Folter sein möchte.

Halb gesund, halb siech ging er einige Wochen herum. Er besuchte die Verwandten: der Großvater-Schultheiß hatte einen Schlaganfall gehabt und sich davon ziemlich erholt, aber mit dem Sprechen wollte es noch nicht wieder gehen. Wolfgang besuchte auch

Konzerte mit Kornelia und betrachtete die Gemäldesammlungen der Liebhaber; diese „Kabinette“ waren zwar viel kleiner als die Leipziger, aber man hatte deren mehr, und er genoß in ihnen, daß er die Bilder jetzt mit gewaschenen Augen ansehen konnte. „Sonst leide ich viel der Kunst wegen“ schrieb er wieder an seinen Lehrer. „Apostel, Propheten und Poeten schätzt man selten in ihrem Vaterlande ... und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen.“

Zu andern Zeiten arbeitete er an dramatischen Szenen und Gedichten oder er zeichnete oder er las alte und neue Schriften und vergaß seine Krankheit darüber. „Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund“ glaubte er zu sein.

Eines Tages aber war er schwer krank, und anders, als man es wohl erwartet hätte. „Mein Bruder ist sehr schlecht“ schrieb Kornelia am 7ten Dezember auf französisch nieder; „er hat ganz plötzlich einen sehr heftigen Kolik-Anfall gehabt, der ihn außerordentlich leiden macht. Man braucht Alles, um ihm einige Ruhe zu verschaffen, aber es ist umsonst. Mir will das Herz brechen, wenn ich ihn in diesem Zustande sehe. Ach, warum kann ich ihm nicht helfen!“

Die Angst der Mutter war noch größer. In ihrer äußersten Not wandte sie sich nach der Gewohnheit der Pietisten an ihre Bibel um ein Orakel. Und schlug eine Stelle auf, die ihr Herz mit froher Zuversicht erfüllte. „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä; pflanzen wird man und dazu pfeifen“ — so las sie im Propheten Jeremias, im 5ten Verse des 31sten Kapitels.

Am 10ten Dezember schrieb dann Kornelia weiter: „Nach zwei Tagen der Schmerzen befindet sich mein Bruder ein wenig besser, aber er ist so schwach, daß er keine Viertelstunde aufbleiben kann. Wenn nur die Qualen aufhören, dann wird die Kraft sich bald wieder einstellen. Man muß das Beste hoffen und Geduld haben."

Am 16ten Dezember ging Kornelia schon wieder unbesorgt zum Konzert. „Paß auf" sagte sie zu einer Freundin, „jetzt werden alle Herren mich anreden und alle das Gleiche sagen." Und in der Tat, es erschienen mehr als dreißig schöne Herren, verneigten sich und erkundigten sich nach dem Befinden ihres Herrn Bruders. Und sie antwortete dreißigmal: „Ja, mein Herr, er ist sehr krank gewesen, aber Gott Lob geht es jetzt besser."

Auch Freund Horn in Leipzig erfuhr es durch seine Leute, daß Goethe schwer krank sei. Er trug die Nachricht zu Schönkopfs, und nun schrieb Käthchen das erste Mal einen ernsthaften und herzlichen Brief an den gewesenen Geliebten. Am 30sten Dezember antwortete ihr Goethe: er befinde sich schon viel besser.

> Ja, meine Liebe, es ist wieder vorbei, und inskünftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte: „Er liegt wieder." Sie wissen, meine Konstitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen.
>
> Diesmal war's arg und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden.
>
> Unglück ist auch gut! Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können!
>
> Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich gleich drei volle Wochen nicht aus der Stube gekommen bin und mich fast Niemand besucht als mein Doktor, der Gott sei Dank ein liebenswürdiger Mensch ist.

> Ein närrisch Ding um uns Menschen: wie ich in muntrer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig. Denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich — geschweige mich — zu trösten . . .

Seine Lunge sei gesund, versicherte er auch jetzt wieder; „aber am Magen sitzt was." Daß sein Leben gefährdet war, fühlte er.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1769) konnte er wieder herumgehen. Ein alter Freund der Familie, Hofrat Moritz, gab ihm sogar einen Schmaus zur Feier seiner Genesung. Aber in der Mitte Januars lag Goethe wieder. „Wieder im Käfig!" sagte er sich, und „Gott weiß, wann's alle wird!"

Ein früher Tod war ihm nun noch wahrscheinlicher als bisher. Er fragte sich, ob er Ostern noch da sein werde. Aber er blieb im Gemüte merkwürdig ruhig, ja munter. „Wenn ich auch nicht so munter wäre, wie wollte ich's aushalten?" meinte er Ende des Monats gegen Käthchen. Und in der Mitte Februars schrieb er der Friederike Oeser: „Ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld und was übrigens für Materien ins Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studiert, bin auch dabei etwas klüger geworden."

Niemand wehrte dem Kranken, sich seinen Lieblingsgeschäften zu ergeben.

> Meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein: Zirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntnis der Wahrheit oft so weit und weiter als Andre mit ihrer Bibliothekar-Wissen-

schaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur. Und es ist doch Nichts wahr, als was einfältig ist . . . Wer den einfältigen Weg geht, Der geh ihn und schweige still! Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird.

Das war wieder ein Bekenntnis zu Desers Lehre; aber auch des Deserschen Humors war er jetzt auf die Dauer teilhaftig. Auch Das sagte er der munteren Friederike, die ihn früher ausgelacht hatte, als er nach seiner Lungenblutung den Kopf hängen ließ.

Trutz der Krankheit, die war, trutz der Krankheit, die noch da ist, bin ich so vergnügt, so munter, oft so lustig, daß ich Ihnen nicht nachgäbe. Und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt besuchten, da ich mich in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einen Tisch gelagert habe, um an Sie zu schreiben!

Auch im Urteil über die schöne Literatur fühlte sich Goethe mit Deser einig. Der Jüngling hatte denselben Geschmack wie der Kahlkopf von zweiundfünfzig Jahren! Beide ehrten den Shakespeare und den Wieland und konnten diese beiden Namen in einem Atem nennen. Das lag insofern nahe, als man jetzt in Deutschland die Dramen jenes Engländers durch die Übersetzung Wielands kennen lernte; sie war 1762 bis 1766 erschienen und gab 22 Dramen in Prosa wieder. Aber vermutlich genossen Deser und Goethe an Shakespeare und Wieland das Wenige, was sie gemein haben: das humoristische Spiel, das Philosophieren und ihre Lust, den stolzen Menschen die Masken und Kleider abzunehmen. Der eigentliche Shakespeare, der Dichter des ‚Hamlet', des ‚Macbeth', des ‚Othello', des ‚Lear' usw., blieb unserm Studenten noch verborgen; wenigstens bemerken wir keine Wirkung Shakespeares in ihm. Allerdings nahm er dessen Partei sogar gegen den berühmtesten Zeitgenossen. „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort tun können" äußerte er sich gegen Deser; „kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden." Aber so schrieb er nicht aus Eigenem, sondern als Lessings Leser.

Von Wieland, der dem französischen Geiste doch viel näher stand als jenem Engländer, las Goethe besonders die ‚Musarion' mit großer Lust; er wußte sie halb auswendig; aber auch die ‚Idris', der ‚Don Silvio', der ‚Agathon' gefielen ihm sehr. Nach Deser und Shakespeare sei Wieland der Einzige, den er für seinen echten Lehrer anerkenne. Das erklärte Goethe gegen Wielands Verleger Reich, und er gab zu verstehen, daß er mit diesem großen Autor gern schon in Verbindung kommen möchte. Auch Wielands Artverwandter Moritz August v. Thümmel sagte ihm mit seinem komischen Epos ‚Wilhelmine oder der vermählte Pedant' sehr zu. Er liebte überhaupt „das Schöne, Naive, Komische" und hatte dagegen eine starke Abneigung gegen das Geschwollene, Aufgedonnerte, Sittlich-Verstiegene. Die germanischen Barden und Skalden, die sich jetzt meldeten, lockten ihn gar nicht; ihre Schwärmerei für die alten deutschen Götter und Helden kam ihm sonderbar vor. Auch ihr Freund und Vorgänger, der Messiasdichter, war ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben. Vor Lessing

dagegen hatte er Respekt; von ihm lernte er auch nicht weniger als von Wieland. Aber trotz Lessing fühlte er sich noch immer in der französisch-romanischen Theaterwelt am heimischsten, nur daß jetzt Molière und Goldoni an der Stelle standen, die sonst Corneille und Racine besetzt hielten.

Recht kühl verhielt er sich zu dem neuesten Gotte oder Götzen der Leserwelt: Richardson. Dieser merkwürdige Mann war bis zu seinem fünfzigsten Jahre ein wackerer Bürger und Buchdrucker in London gewesen; dann erst hatte er angefangen, Bücher zu verfassen. Drei sehr umfangreiche Romane gab er 1740, 1748 und 1753 heraus: ‚Pamela', ‚Clarissa' und ‚Sir Charles Grandison'. Sie fanden sehr großen Beifall in England, noch größeren bei einem Teile der Franzosen und den allgemeinsten in Deutschland. Diderot rühmte diesen Dichter, wie noch nie ein Schriftsteller einen mitlebenden Autor gepriesen hatte; Rousseau stellte ihn gleichfalls zu Homer als einen Allergrößten und Unvergänglichen. In Deutschland suchte Klopstock seine Freundschaft; Wieland und Lessing erkannten seine große Kraft gleichfalls an, und Gellert gestand: seit vielen Jahren habe er nicht weinen können, aber an dem Tage, wo er den ‚Grandison' gelesen, seien ihm die Tränen geflossen. „Mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durchgeweint! Laut geweint, mit unendlichen Freuden geschluchzt, als wäre ich selbst das selige Gemisch von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit gewesen. Kann denn Richardson zaubern?" Auch in Versen rühmte er den Wundertäter:

Dies ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den ‚Grandison' selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu sein, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten;
Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Brite Richardson!

Die drei Romane, die diese mächtige Wirkung hervorbrachten, hatten vor andern Romanen zunächst den Vorzug, daß sie in derselben Welt spielten, in der ihre Leser lebten, also unter Stadtbürgern und Adligen. Sonst wußten die Dichter nur immer von Königen, Prinzessinnen oder andern Weitabstehenden zu erzählen; man konnte sich in deren großartige und abenteuerliche Erlebnisse nur insoweit hineinfühlen, wie uns Das bei Märchen und Wundergeschichten möglich ist. Im Vergleich damit war Richardson ein Realist. „Die Welt, in der wir leben, ist sein Schauplatz" sagt Diderot von ihm; „die Grundlage seiner Geschehnisse ist wahr; seine Personen haben alle mögliche Realität; seine Charaktere sind mitten aus unserer Gesellschaft gegriffen; seine Nebenumstände sind den Sitten aller zivilisierten Völker entsprechend; die Leidenschaften, die er malt, sind die gleichen, die ich in mir selber erlebe, und es sind dieselben Gegenstände, die sie hervorrufen; sie haben dieselbe Kraft, die ich erfahren habe; die Leiden seiner Personen sind dieselben, die mich beständig bedrohen."

Das andere Neue bei Richardson war, daß seine Romane völlig aus Briefen bestanden. Daraus folgte, daß die inneren Erlebnisse der die Briefe schreibenden

Helden und Heldinnen einen viel größeren Raum einnahmen, als Das bei der bisherigen Erzählungsweise der Fall gewesen war; die äußeren Erlebnisse traten also zurück. Sie waren immer noch abenteuerlich genug: gewaltsame Entführungen, Schein-Trauungen, wunderbare Rettungen, Zweikämpfe usw.; aber im Verhältnis zur Seitenzahl war Das nur noch wenig. Dagegen bekam der Leser sehr eingehende Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens und eine große Zahl sehr geschickt geführter Gespräche vorgesetzt; man lebte also in tausend Einzelheiten mit Personen, von denen sich Manches lernen ließ, zum Beispiel auch der gute Ton in allen Lebenslagen.

Das war nun auch die dritte Kraft und Eigentümlichkeit dieser Romane: ihrem Verfasser war es nicht darum zu tun gewesen, als ein großer Dichter gepriesen zu werden; sondern er wollte seinen Lesern dienen und nützen, zu ihrem wahren Heile. Wie Gellert, so war auch Richardson eine Stimme der Vernunft und des Christentums. Der beste englische Bürgersinn stellte sich in diesem Dichter dar, und fürwahr, es tat den Deutschen und Franzosen gut, bei den Engländern in die Schule zu gehen!

Dieser Dichter mischte in seine Erzählungen also auch eine Menge vortrefflichster Sentenzen und Betrachtungen; deren waren so viele, daß man ganze Lehrbücher der Moral aus den drei Romanen herausziehen konnte. Aber sein stärkstes Mittel, die Leser auf den Tugendpfad zu ziehen, war ein anderes. Er stellte in jedem Romane die Heldin oder den Helden oder auch Beide als vollkommene Wesen hin, die man lieben

und bewundern, denen nachzufolgen man wünschen mußte. Sie hatten keine unmöglichen Eigenschaften; sie waren auf Erden denkbar; wenn der Leser in seiner Umgebung einen solchen Mustermenschen des einen oder andern Geschlechtes zwar nicht kannte, so durfte er doch glauben, anderwärts seien Dergleichen anzutreffen. War er noch jung genug, so stand es auch bei ihm, ob er sich selber zu einem solchen Richardsonschen Ausbund von Vollkommenheit zu entwickeln gedachte.

Als Wolfgang Goethe heranwuchs, nahm der dritte der großen Romane, der ‚Grandison‘, seinen Siegeszug durch Europa. Er las ihn fast noch als Knabe. Als er dann von Leipzig aus den geistigen Vormund der Schwester zu spielen versuchte, hätte er ihr am liebsten alle Romane verboten, aber die ‚Clarissa‘ und den ‚Grandison‘ mußte er freilich ausnehmen, denn ihr erziehlicher Wert war zu offenkundig. Nur stimmte er gar nicht in Korneliens Entzücken über diese moralischen Romane ein; „Du bist eine Närrin mit Deinem ‚Grandison‘“ antwortete er ihr. Als er dann heimkam, sah er, wie die Schwester und ihre Freundinnen in diesen Romanen geradezu lebten und webten. Um so mehr ereiferte er sich dagegen; aber dann zweifelten sie an seinem Geschmacke, wo nicht an seinem Herzen. „Zeigt man Verstand, so ist auch Das nicht recht“ klagt er in seinem Versbriefe an Friederike Oeser:

> Denn will sich einer nicht bequemen,
> Des ‚Grandisons‘ ergebner Knecht
> Zu sein und Alles blindlings anzunehmen,
> Was der Diktator spricht,
> Den lacht man aus, Den hört man nicht.

Warum aber konnte er die Begeisterung für den neuen Dichter und Erzieher nicht teilen? Nun, wegen eben der sittlichen Übermenschen, die anderer Leser Liebe und Haß erregten, wegen der weiblichen Engel Clarissa Harlowe, Harriet Byron, wegen des männlichen Vereinigers aller Vorzüge: Grandison, wegen ihrer Gegenstücke im Bösen: Lovelace, Sir Hargrave Pollexfen usw. Gegen solche Gestalten berief sich dieser junge Mensch schon auf seine Erfahrung. „Wir sind allzumal Sünder", oder auch: Die Menschen sind weder so andauernd böse, noch so tugendreich und fehlerlos wie Richardsons Hauptpersonen. Goethe verstand wohl, warum die Mädchen für den Grandison schwärmten. „Das ist ein feines Bißchen von einem Menschen" sagt sich das junge Ding; „so einen möchtest du auch haben." Aber wozu sich selbst betrügen? Diese Grandisons und Ihresgleichen sind nur „Meerwunder": so nannte sie Goethe gegen Oeser.

Der Streit ging hier nicht bloß um den beliebtesten Dichter der Zeit, sondern geradezu um den Wert des Menschen. Der Jüngling hatte bereits, entweder durch Schriften oder durch Gespräche mit älteren Leuten, die Lehre in sich gesogen, daß die Tugend mehr Phantom ist als Wirklichkeit, daß Jedermann zum Unrecht zu verführen ist — es kommt nur auf die Stärke der Versuchung an — und daß auch die Liebe trotz aller ihrer zarten Redewendungen aus der tierischen Natur des Menschen hervorgeht. Wir sind weder sehr schlecht, noch sehr gut. Mit zwanzig Jahren hielt Goethe nicht nur die Leute seiner Umgebung, sondern die Menschen überhaupt für Mittelware; er leugnete die Monstra auf

der Rechten und Linken. Auch darin war er mit Shakespeare und Wieland einverstanden. In vielen jungen Menschen entsteht ein „Weltschmerz" dadurch, daß sie das Zurückbleiben der wirklichen Menschen und Dinge hinter ihren Erwartungen bemerken und zuweilen auch ihrer eigenen Erbärmlichkeit bewußt werden. Da nun der kranke Goethe sich auch auf ein sehr baldiges Verlassen dieser Welt einrichten mußte, so konnte er einen guten Humor oder Galgen-Humor nur behalten, indem er die Erkenntnis der allgemeinen Mittelmäßigkeit noch in sich nährte, indem er sich gegen den Idealismus auflehnte, der gerade in der Jugend stark zu sein pflegt, gegen das Bedürfnis, an höchst liebens- und bewundernswerte und auch an höchst abscheuliche Menschen zu glauben.

Er stieß mit dieser Philosophie zumal bei den Mädchen und Frauen an. Sie nehmen eine solche allgemeine kühle Schätzung leicht persönlich oder für eine Herabsetzung ihres Geschlechts. Schon in Leipzig ging es ihm so. Konstanze Breitkopf sagte ihm dort: „Ich habe bemerkt, daß Sie immer schlimm und niemals gut von Frauenzimmern geredet haben." Ungefähr Das schrieb ihm später auch Friederike Oeser auf Grund seiner Gedichte. „Ich soll eine üble Idee vom schönen Geschlecht haben?" erwiderte er. „Auf gewisse Art ja." Und berief sich auf seine Erfahrung. „Ich versichere Sie, die paar Jahre, als ich lebe, habe ich von unserm Geschlecht eine sehr mittelmäßige Idee gekriegt. Und wahrhaftig keine bessere von Ihrem. Nehmen Sie Das nicht übel! Sie haben mir's danach gemacht!"

Auch in Versen sprach er diese seine nüchternen Anschauungen oder ungünstigen Erfahrungen aus:

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren gibt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht
Und fliegt mit neu verstärktem Triebe
Zu unseren heißen Küssen hin:
So hat daran der Eigensinn
So vielen Anteil als die Liebe.
Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das kleine Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend!
Denn wenn Das je ein Mädchen tut,
So hat daran der Wankelmut
Gewiß mehr Anteil als die Tugend!

*

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmut,
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander!
Sie sind ja Forcen mit einander,
Und Die sind miteinander gut.
Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht:
Der Liebe Sklav', ein armer Tor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Sein Erlebnis mit Käthchen Schönkopf konnte er jetzt noch nicht verwinden. Er liebte sie immer noch. In der Einsamkeit seiner Krankenstube stand oft ihr

Bild vor ihm. Die einzelnen Liebesszenen malte er sich wieder aus. Und dies Mädchen hatte ihm das Schwerste angetan: es hatte sich von ihm freigemacht! Nicht im Zorn oder in leidenschaftlicher Erregung und mit blutendem Herzen hatte es sich losgerissen. Sondern wie ein Kind, das nicht mehr spielen will, ruhig spricht: „ich bin jetzt müde“, so hatte sie ihm eines Tages sagen können: „Wir wollen nur noch Freunde sein.“ Diese vernünftige Freundschaft dauerte jetzt noch an: alle Monate ging ein Brieflein hin und her; er enthielt ein paar Neuigkeiten und zur Würze ein paar Stichelreden. Sollte Das wirklich der Abschluß sein und bleiben? Käthchen stand im Heiratsalter. Solche munteren und tüchtigen Mädchen bleiben nicht ledig. An was für einen Mann würde sie geraten? Goethe hatte ja auch von seinem Geschlecht keine große Meinung. Da konnte er sich auch Käthchens künftiges Ehe-Elend grau in grau vorstellen. Und wenn sie einen Mann haben und diesen Mann vermutlich bald satt und zum Ekel haben würde, wie stellte sie sich dann zu ihm, dem ehemals Geliebten?

Kaum hatte er Leipzig verlassen, so malte er sich schon seine Rückkehr aus zu Schönkopfs, zu Desers. Dramatiker, wie er war, sah er alle Einzelheiten vor sich:

„Ihr Diener, Herr Schönkopf! Wie befinden sie sich, Madame? Guten Abend, Mamsell! Peterchen, guten Abend!“

Nota bene: Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubentüre hereinkomme. Sie, Herr Schönkopf, sitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen. Madame in ihrem Eckchen hinterm Schreibetisch. Peterchen liegt unterm Ofen.

Und wenn Käthchen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen.
Nun fange ich an zu diskurieren: „Ich bin lange ausgeblieben, nicht wahr?"

Später mußte er annehmen, daß zu der Zeit, wo er einmal wieder die lange und beschwerliche Reise nach Leipzig tun konnte, die Mamsell in eine Ehefrau verwandelt sein würde. Das stimmte ihn grimmig, und nun dachte er sich ihren künftigen Ehemann auch wohl einmal als einen ehrlosen Burschen, der sich in ihrem väterlichen Haushalt, im Gasthofe, als Schmarotzer mit durchfüttern ließ. Wie mußte dann Käthchen nach demselben Goethe sich zurücksehnen, dem sie den Laufpaß gegeben! Und eines Tages würde er dann als der noble Herr angefahren kommen. Er würde bei ihrem Vater ein Zimmer nehmen und zuerst von ferne zusehen, wie es die Leutchen in Leipzig jetzt treiben. An der alten Stätte würde er dann der Vergangenheit noch stärker gedenken, seiner ersten Liebe zu „Sophie", wie er vorsichtig den Namen änderte.

Wie süß verträumt' ich nicht die jugendlichen Stunden
Einst in Sophiens Arm! Ich hatte nichts empfunden,
Bis mir der Druck der Hand, ihr Blick, ihr Kuß entdeckt',
Wie's einem Neuling ist, wenn er die Wollust schmeckt.
Uns führte keine Wahl, nicht die Vernunft zusammen:
Wir sahn einander an und stunden schon in Flammen!
Bist du der Liebe wert? ward da nicht lang' gefragt;
Es war erst halb gefühlt und war schon ganz gesagt — —
Wir lebten lange so die süßen Augenblicke — —
Zuletzt verließ sie mich. Ich fluchte dem Geschicke
Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu
Der Maskeradenputz verkappter Laster sei.

Allerdings fiel dieser gänzliche Unglaube an jeden sittlichen Wert der Menschen auch unserm erzürnten Liebhaber allzu schwer. Bei allem Zorn auf „Sophie" wollte er sich seine Erinnerung doch nicht ganz verderben.

Ihr großen Geister sagt, daß keine Tugend sei;
Daß Liebe Wollust ist und Freundschaft Heuchelei;
Daß man kein einzig Herz, das widerstünde, findet;
Daß nur Gelegenheit die Tugend überwindet;
Daß es, wenn man in uns das Laster je vermißt,
Beim Jüngling Blödigkeit und Furcht beim Mädchen ist.
„Es zittert", spottet ihr, „die unerfahrne Jugend."
Doch ist dies Zittern nicht selbst ein Gefühl von Tugend?
Ist diese Sympathie, dies zärtliche Gefühl,
Dem Niemand sich entzieht, nichts als ein Fibern-Spiel?

„Sophie" war ihrem „Alzest" — so nannte sich Goethe — untreu geworden und nun dem elenden „Söller" verfallen; aber Alzest zweifelt nicht, daß die ehemals Geliebte ihn so wenig vergessen konnte, wie er sie. Er sucht eine Zusammenkunft mit ihr; er erinnert sie an die Vergangenheit: in eben dem Zimmer, wo sie jetzt stehen, hat sie vor Jahren sich zum ersten Mal an seine Brust geschmiegt.

Ein schöner Abend war's; ich werd' ihn nie vergessen:
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermessen.
Mit Zittern botst du mir die heißen Lippen dar.
Mein Herze fühlt es noch, wie sehr ich glücklich war!
Da hattest du nicht Zeit, was sonst als mich zu denken,
Und jetzo willst du mir nicht eine Stunde schenken?
Du siehst, ich suche dich! Du siehst, ich bin betrübt!
Geh nur, du falsches Herz, du hast mich nie geliebt!

Was könnte „Sophie“ dann erwidern? Etwa Dies:

Ich bin geplagt genug: willst du mich auch noch plagen?
Sophie dich nicht geliebt? Alzest, Das darfst du sagen?
Du warst mein ganzer Wunsch, du warst mein höchstes Gut,
Für dich schlug dieses Herz, dir wallte dieses Blut!
Und dieses Herz, mein Freund, das du einst ganz besessen,
Kann nicht unglücklich sein; es kann dich nicht vergessen.
Die Liebe widersteht der Zeit, die Alles raubt:
Man hat nie recht geliebt, wenn man sie endlich glaubt.

Wenn aber die Beiden sich noch lieben, wenn Sophiens Ehemann ein Lump ist, der seine Rechte längst verwirkt hat, darf nicht Alcest an seine Stelle treten, und wird Sophie ihm lange widerstreben?

Hier stehen wir wieder vor der Frage, wieviel es mit unsern Sittengesetzen auf sich habe. Nach strenger Anschauung sind Alzest und Sophie schuldig, wenn ihre vormalige Liebe wieder erwacht und sie dann nicht sogleich die Flucht ergreifen. Gut, aber sind denn die andern Leute unschuldig? Der zwanzigjährige Dichter dachte sich seine Fabel weiter aus; er fügte zu den beiden Liebenden und dem Gatten, der zwischen ihnen steht, noch Sophiens Vater hinzu und schrieb ihm dieselbe tolle Neugier zu, wie Lessing seinen Gastwirten in der ‚Minna‘ und ‚Sarah‘. Goethe läßt nun seine Figuren bei nächtlicher Weile Einen nach dem Andern in das Zimmer des abwesenden Alzest sich einschleichen: Söller um zu stehlen; sein Schwiegervater, um einen Brief zu lesen, den Alzest gestern erhalten hat; Sophie, weil Alzest sie um eine vertrauliche Zwiesprache gebeten hat, und schließlich Alzest zum Alleinsein mit Sophien. So entstehen die komischsten Szenen und allerlei Mißverständnisse. Man

sieht, wie Goethe nun am Possenspiel dieselbe Künstlerfreude genießt wie etwa Molière und andere französische Komödianten. In hellem Gelächter vertreibt er jeden Gedanken an den Ernst, der hinter den komischen Vorgängen lauert.

Leider müssen die Theaterstücke aber auch einen Schluß haben und damit eine „Moral.“ Was kam nun bei diesen Szenen für das Tugendkapitel heraus? Unter den vier Personen ist Söller ein Lump und Verbrecher; der Wirt hat sich nur durch eine lächerliche Schwäche bloßgestellt; Alzest und Sophie sind gemischt aus Edelsinn und Fehlern, aber das Bessere überwiegt in ihnen. Also wir Menschen sind nicht in gleichem Maße schlecht und schuldig; wir alle haben jedoch Ursache, an unsere eigenen Sünden zu denken, wenn ein offenbarer Schurke vor uns steht. ‚Die Mitschuldigen‘ nannte deshalb Goethe sein Stückchen.

Er bot es dem Buchhändler Fleischer an; Dieser lehnte aber den Verlag ab. An ein Theater wandte sich Goethe nicht, obwohl das Stückchen durchaus für die Bühne gedacht und gemacht war. Ihm konnte es ja auch nicht verborgen bleiben, was die Leser des sonst so wohl gelungenen kleinen Werkes allemal peinlich berührte: der dunkle moralische Untergrund des Possenspiels. Man darf den Menschen wohl lachenden Mundes deutlich machen, wie sehr wir alle auf Nachsicht und Verzeihung angewiesen sind; aber daß wir in unserer Gesellschaft auch einen durchaus ehrlosen Gesellen als unseren „Mitschuldigen“ beibehalten sollen, statt ihn durch einen Tritt ins Freie zu befördern, Das will uns nicht in den Sinn. Sollte diese Lehre aber

wahr sein, so könnte sie jedenfalls nicht in einem Possenstückchen begründet werden.

Mit seinen Liedern hatte der junge Dichter etwas mehr Glück. Sein Freund Breitkopf fuhr fort, sie in Musik zu setzen, und Goethe sammelte die Texte und Melodien in sauberen Abschriften. Eine solche kleine Sammlung schickte er an Friederike Oeser:

Lieder
mit Melodien
Mademoiselle
Friederiken Oeser
gewiedmet
von
Goethen

Der Tonsetzer aber wollte als Sohn eines Notendruckers seine Melodien auch gern gedruckt sehen. Im Sommer 1769 ließ Breitkopf zwanzig davon drucken; am 3ten Oktober kamen sie heraus, jedoch schon mit der Jahreszahl 1770.

NEUE
LIEDER
IN
MELODIEN
GESETZT
VON
BERNHARD THEODOR BREITKOPF.

LEIPZIG,
BEY BERNHARD CHRISTOPH BREITKOPF UND SOHN.
1770.

Hiller zeigte die Neuheit in einer kleinen Zeitschrift an, rühmte Herrn Breitkopf und hob auch hervor, daß es dem ungenannten Verfasser der Texte „keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle." Mit diesen Worten ward Goethe — vorläufig noch ohne seinen Namen — in die gelehrte Welt eingeführt, wie man sich damals ausdrückte. Das Heft hatte das Schicksal der allermeisten Druckhefte: Wenige beachteten es, und auch sie vergaßen es bald.

Horn beendigte ein halbes Jahr nach Goethe seine Studienzeit in Leipzig; am 2ten April (1769) zeigte sich der lustige Freund wieder in Frankfurt. „Hier im Reiche ist es gar nicht auszuhalten" schrieb auch er nun sogleich an Schönkopfs; „die Leute sind so stipide, als man es sich nur vorstellen kann . . . . Die Mädchen! o Die sind hier ganz unerträglich! Sehr stolz und ohne allen Menschenverstand." Selbst seinen in Leipzig gebildeten Gefährten konnte er von der Verdammnis nicht ausnehmen. „Goethe läßt Sie grüßen, Mamsell. Er sieht immer noch ungesund aus und ist sehr stipide geworden. Die Reichsluft hat ihn schon recht angesteckt." Und er plaudert weiter, daß ihm in der Vaterstadt die Zeit recht lang werde. „Goethe spricht, ich sollte mich hängen! Aber hier mag ich nicht. Wenn ich klug gewesen gewesen wäre, hätte ich mich in Leipzig hängen sollen."

Durch Horn hörte Goethe viel Neues von Leipzig, besonders auch von Breitkopfs und Schönkopfs, bei

denen auch Horn ganz wie zuhause gelebt hatte. Seine Konstanze war ihm noch treu; sie mußten noch auf Jahre hinaus ihre Heiratsabsicht vor den Eltern geheim halten; aber die jungen Leutchen wollten ausharren. Der Schwarzseher Goethe spottete und glaubte nicht an die Dauer der guten Vorsätze; beneiden konnte man den guten Horn aber doch, daß ihm der Wankelmut der Mädchen noch nicht zur Gewißheit geworden war.

Er . . . hat recht; es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich als ein verlassener; der Erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß; der Andre — ja, der Andre! Wer einmal gefühlt hat, was Das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, Der mag nicht gern daran denken.

Das schrieb er an Käthchen, als er Ende Mai ihre Verlobung erfahren hatte. Aus Horns Andeutungen wußte er, daß ein vortrefflicher Bewerber viel bei Schönkopfs ein- und ausgehe; jetzt hatte das Mädchen an Horn gemeldet, daß sie Braut sei; er möge es auch an seinen Freund weiter sagen. Für Diesen mußte es eine Pein sein, sich dies Mädchen in den Armen eines Andern zu denken; jetzt kam noch hinzu, daß dieser Andere gerade ein junger Jurist, Dr. Kanne, war. Also hätte doch wohl auch der künftige Dr. juris Goethe sich mit der Tochter des Weinschänken verloben können. Der glückliche Nebenbuhler hatte vor ihm den Vorzug, fünf Jahre älter und demnächst heiratsfähig zu sein: Das war der Vorteil, den Käthchen durch ihre Ablösung von ihm erlangt hatte.

Aber er war ja ein „Mitschuldiger." Hatte er es

nicht durch sein oft so unleidliches Betragen selber bewirkt, daß sie ihr Herz von ihm abwandte? „Wenn ich in Leipzig wäre" schrieb er jetzt an Dr. Kannes Braut, „da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht — wie Sie sich dergleichen Spektakel noch erinnern können. Doch nein! Wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnte ich doch die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein."

Die neue Braut antwortete ihm herzlich; sie bedauerte ihn, zumal da sie wieder einmal über seine Gesundheit schlimmen Bericht bekommen hatte. Sie wollte ihn auch gern als treuen, gefälligen Freund festhalten und beschäftigte ihn nach wie vor mit Aufträgen und kleinen Wünschen. Er verschwieg aber auch in seinen folgenden Briefen nicht, wie zwiespältig seine Gefühle über ihr bräutliches Glück seien. Sie wird nächstens Frau Doktor C. heißen, sagte er sich und auch ihr: warum nicht Frau Doktor G.? Oder er vertrieb die Wehmut mit Galgenhumor und schalt auf den Hanswurst Horn und seine Konstanze:

Stenzel liebt noch den Riepel, den Pegauer, zum Sterben! Mir kömmt es einfältig vor und ärgerlich: Sie können sich denken, warum. „Die Trauben sind sauer" sagte der Fuchs....

Nun Käthchen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten: freien Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist! Denn was soll das Herumfahren? In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld: Herz, was begehrst du? Eine Frau!

Adieu, liebe Freundin. Heute war ich einmal lustig.

Mit den Frankfurter Mädchen vertrug er sich denn doch auch mit der Zeit wieder besser. Die treue Liebe seiner Schwester empfand er in kranken Tagen noch mehr als in gesunden; er war ihr Vertrauter, gegen den sie sich über den Vater beklagen oder über ihre erste Liebe — zu dem Engländer Harry Lupton — aussprechen konnte. Der Vater war durchaus gütig und freigebig gegen sie; er gönnte ihr alle Vergnügungen ihres Alters, aber die Jugend fühlt sich immer eingeengt von solchen alten Aufsehern und Ratgebern. Dieser jungen Person aber war es nicht wohl in ihrer Haut: Kornelie sah selber, daß sie bei sonst gutem Wuchse nicht einmal jene mittlere Schönheit oder Anmut erreichte, die den Mädchen in ihrer Jugendblüte eigen zu sein pflegt. Ihr Spiegel machte sie oft unglücklich. Ach, dachte sie, wenn ich doch nur den zwanzigsten Teil der Vorzüge hätte, durch die sich Miß Byron in Richardsons Roman auszeichnet! „Ich wäre zu tadeln, wenn ich eine große Schönheit zu sein begehrte. Allein ein wenig Feinheit in den Zügen, ein reiner Teint, und jene sanfte Grazie, die auf den ersten Blick bezaubert: Das wäre Alles! Aber ich habe es nicht und werde es nie haben, was ich auch tue und wünsche. Also ist's am besten, wenn ich meinen Geist bilde und mich bemühe, wenigstens von dieser Seite aus erträglich zu sein". Und ein andermal: „Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich täglich häßlicher werde." Dies Bewußtsein oder diese Einbildung quälte sie besonders, wenn sie vor neue Menschen treten sollte, etwa vor einen Fremden, den ihr Bruder mit ins Haus brachte. Weichlich und kränklich, wie sie war, fühlte sie sich fast

ohnmächtig, sobald sie in das Gesellschaftszimmer treten, von den Augen dieses neuen Mannes sich prüfen lassen sollte; sie suchte auch wohl an der dunkelsten Stelle Platz zu nehmen, wo ihr Gesicht von den Kerzen nur halb beleuchtet wurde, denn ihrer Gestalt hatte sie sich gar nicht zu schämen. Hitze und Totenkälte spürte sie auf ihrer Haut wechseln. Sie sagte sich dann selber, daß sie eine dumme Figur mache, und fürchtete, aus einer Verlegenheit in die andere zu fallen. Wenn man sie zum Klavierspiel aufforderte, fühlte sie sich etwas freier. Manchmal suchte sie sich einzureden, daß Reizlosigkeit ein Glück sei. So viele Mädchen geraten durch ihre schöne Larve in Versuchungen, ins Verderben oder entarten innerlich. Aber sie konnte sich doch der Überzeugung nicht erwehren, daß äußere Anmut durchaus notwendig zum Lebensglück einer Frau sei.

Und deshalb, glaube ich, kann ich nie glücklich werden. Es ist zu erwarten, daß ich nicht immer ledig bleibe, und es wäre auch lächerlich, sich Das vorzunehmen. Obwohl ich schon lange alle Romanträume vom Heiraten aufgegeben habe, so konnte ich doch nie eine hohe Idee von ehelicher Liebe in mir auslöschen, und nur diese Liebe kann eine Verbindung glücklich gestalten. Wie kann ich aber eine Seligkeit anstreben, da ich keinen Reiz besitze, der Zärtlichkeit hervorruft? Werde ich einen Gatten heiraten, den ich nicht liebe? Der Gedanke läßt mich zittern, und doch bleibt mir nichts Andres übrig, denn wo soll man einen liebenswerten Mann finden, der mich wählte?[1])

[1]) Alle diese Stellen in einem geheimen Tagebuche für Katharina Fabricius sind in der Urschrift französisch. Kornelia machte darin viele Fehler, aber es war offenbar ihre gewohnte Schriftsprache.

Junge Mädchen pflegen es nicht übel zu nehmen, wenn ihre Freundin minder gut aussieht als sie. Kornelia hatte jetzt unter anderem Verkehr eine feste Gesellschaft von etwa sechs Bürgertöchtern, mit denen sie Montags zusammenkam; jeden zweiten Montag wurde eifrig musiziert — zuweilen war eine Art Kapellmeister dabei — und die Woche darauf dann nur geplaudert. Zu dem Bunde gehörten drei Töchter des Kaufmanns Gerock: Antoinette, Charlotte und Katharina, ferner Katharina und Franziska Crespel, Töchter eines Juwelenhändlers, eine Jungfer Melchior und Elisabeth Bethmann, die in Frankfurt bei einem Oheim lebte; ihr Vater war ein Handelsherr zu Bordeaux. Auch Wolfgang kannte diese Jungfern alle von Kind auf — eine der Gerocks war sogar seine Milchschwester bei derselben Amme gewesen — und er vertrieb sich gern eine Stunde mit ihnen. „Ich habe ein halb Dutzend englische Mädchen, die ich oft sehe“ schreibt er im August 1769 an den jüngeren Breitkopf; „es sind angenehme Kreaturen und machen mir das Leben ungemein angenehm.“ In einem andern Frankfurter Briefe aus jener Zeit lesen wir, daß „Madlle Göthé“ öfters mit den Schwestern Crespel spazieren gehe, „wobei sich ihr Herr Bruder auch befindet.“ Übrigens hörte sich Kornelie lieber Miß Göthe nennen und gab auch ihren Freundinnen diesen Ehrentitel. Ihre Schwärmerei für alles Englische war grenzenlos.

Lisette Runkel kam als Freundin kaum mehr in Frage; sie strahlte jetzt als erfolgreiche Schönheit, als siebzehnjährige Prinzessin von Habenichts, und hatte einen sehr reichen, wenn auch ältlichen Bewerber. Der

kranke und lehrhafte Student Goethe paßte nicht in ihren vergnügten Kreis.

Die Mutter dieses kränkelnden Jünglings hielt sich schon längere Jahre zu einer Gruppe von Frommen, deren Gefühl in der Kirche nicht satt wurde, die sich aber auch nicht von der Kirche loslösen mochten. Man konnte sie als halbe Herrnhuter bezeichnen. Einige von ihnen erinnerten sich noch des Grafen Zinzendorf, der sich längere Zeit in Frankfurt aufgehalten und einst mit dem Senior Fresenius die geistlichen Waffen gekreuzt hatte; sie hielten nun mit Zinzendorfs Nachfolgern mancherlei Verbindung, und einige Male schien es, als ob sich eine Frankfurter Brüdergemeinde bilden wolle; aber schließlich blieben sie doch nur Freunde der Herrnhuter. Sogar ein Pfarrer, Claus, und eine Pfarrersfrau, die Griesbachin, gehörten zu dieser geistlichen Verwandtschaft; eine Zeitlang hatte ein norddeutscher Adliger, ein Herr v. Bülow aus Scharbow in Mecklenburg, ihre Führung gehabt; nachher war ihr Zusammenhalt geringer.

Als die stärkste Persönlichkeit in dieser Gruppe wirkte Fräulein Susanna v. Klettenberg. Etwa fünfundvierzig Jahre alt, lebte sie jetzt, nachdem ihre nächsten Angehörigen gestorben waren, mit ihrer Bedienung allein in einem großen, wohlgelegenen Hause; ihr Vermögen reichte für ein eingeschränktes und doch vornehmes Dasein gerade aus. In ihrer besten Jugend war sie mit dem jetzigen Schöffen v. Ohlenschlager verlobt gewesen; zur Hochzeit waren die Beiden nicht fortgeschritten, weil

die Braut allzu geistlich und der Bräutigam allzu weltlich zu leben gedachte. Später war Susannas Christentum immer noch fester und eigenartiger geworden, so daß sie zu einem engsten Bande mit einem Manne kaum mehr fähig gewesen wäre. Als die Herrnhuter ihrer sicher zu sein glaubten, bestimmten sie ihr bereits einen Gatten, und der dazu auserwählte Bruder v. Wobeser wartete schon auf die nie gesehene Braut; aber Susanne v. Klettenberg hatte unterdessen eine Anstalt der Brüdergemeinde, im nahen Marienborn, kennen gelernt, und da ihr die Menschen dort nur halb gefielen, zog sie vor, ihre völlige religiöse und persönliche Freiheit zu behalten. Vielleicht war sie in der Jugend schön gewesen; jetzt sah man es ihr nicht mehr an; sie hatte schwere Krankheiten überstanden und kränkelte immer noch. Gekleidet ging sie fast wie eine Herrnhuterin.

Von großer Bedeutung für ihre geistige Entwicklung war eine innige Freundschaft gewesen, in der sie eine Reihe von Jahren mit einem bedeutenden Manne lebte: ohne diese Gunst des Schicksals hätte das Fräulein vielleicht ein altjüngferliches Wesen angenommen und ihr Gesichtskreis wäre enger geblieben. Dieser Freund, der Jurist und Staatsmann Karl Friedrich v. Moser, ein Sohn des wackeren schwäbischen Rechtsverteidigers Johann Jakob Moser, wohnte von 1751—66 in Frankfurt als rechtskundiger Geschäftsträger einzelner Linien der hessischen Fürstenfamilie; er wirkte aber auch, wie sein Vater, als deutscher Schriftsteller. Als ein unerschrockener Mann kämpfte er gegen alle staatlichen und sittlichen Mißbräuche der Zeit; besonders merkwürdig

war seine Liebe zum deutschen Vaterlande und sein Glaube an das deutsche Volk. Auch er war pietistisch fromm und stand der Brüdergemeinde schon von seinen Eltern her nahe, ohne ihr jedoch beizutreten. Mit Susanna v. Klettenberg fühlte er sich in den Hauptsachen und Grundsätzen so einig, daß sie gemeinsam ein Buch sittlicher Betrachtungen über das Thema ‚Der Christ in der Freundschaft' verfaßten; fünf Aufsätze darin waren von Moser, fünf von Susanna und zwei von ihrer jüngeren Schwester Magdalena. Etwa sechs Jahre dauerte dies Verhältnis des verheirateten Mannes mit dem frommen Fräulein: man konnte es ein zärtliches, geschwisterliches nennen; sie kamen wohl auch in Versuchung, die Grenze zu überschreiten. Dann entstand eine Entfremdung zwischen ihnen; vielleicht waren sie beide zu selbständig und die Dame sogar ein wenig herrschsüchtig.

Mit der Rätin Göthe war die Fräulein v. Klettenberg weitläufig verwandt und ziemlich nahe befreundet. Als nun deren Sohn in die Krankenstube eingesperrt wurde, trug auch die Klettenberg große Sorge um seine Genesung. Sie verstand viel von Krankheiten — ihr Vater war Arzt gewesen — und konnte gerade jetzt mitreden, denn sie hatte im vorigen Jahre fast an demselben Übel (Blutspeien, Husten und drohender Auszehrung) krank gelegen. Ihre Genesung ward wie ein Wunder betrachtet; man verdankte es dem Dr. Metz, auch einem frommen Liebhaber der höheren Geheimnisse. Diesen Arzt, der sich erst wenige Jahre in Frankfurt aufhielt, mußten nun auch die Götheschen Freunde brauchen. Wolfgang unterredete sich gern mit ihm;

als ein „unerklärlicher, schlau blickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann" blieb er ihm in der Erinnerung. Auch der Chirurg, der sich an seiner Halsgeschwulst bemühte, gehörte zu der frommen Gemeinschaft. Viel mehr als diese Männer aber mußte Fräulein v. Klettenberg die Gedanken des einsamen Kranken oder Genesenden beschäftigen. Wenn er schwächlich blieb und nur noch auf eine kurze Lebenszeit rechnen konnte: sie war schon längst im selben Falle, und ihrer Heiterkeit konnte die Todesnähe nichts anhaben. Bei ihr war es kein Galgenhumor, sondern echte, dauernde Heiterkeit. Und ihre Weltverachtung war auch nicht die philosophische und jugendliche ihres neuen Freundes Goethe, sondern die christliche, die mit dem Bewußtsein verbunden ist, daß wir die Erben und Mitbesitzer der himmlischen Güter sind. Auch war dies Fräulein für Goethe — ähnlich wie einst der Herr v. Thoranc — eine erste Offenbarung des wahren Adels: nicht, um etwas Besseres zu sein, hielt sie sich von allem Gemeinen fern, sondern weil sie etwas Besseres war. Sie brauchte sich nicht sonderlich zu bemühen, ihr Inneres rein zu erhalten, denn Alles, was die gewöhnlichen Menschen befleckt, spritzte nicht bis zu ihr hinauf oder glitt von ihr ab. Allerdings war das Nachdenken über sittliche Erfahrungen fast ihre liebste Beschäftigung, aber Das war nicht, wie bei so vielen andern Frommen, ein ängstliches Ringen mit dem Satan und auch, wenn sie auf die Mitmenschen blickte, keine pedantische Sittenrichterei. Die soziale Moral lag ihr fern, wie dem Zeitalter überhaupt alles Soziale fern lag; sie fragte nicht, welche Gewohnheiten oder Hand-

lungen wir, die Gesellschaft oder der Staatsverein, ausrotten oder ermuntern müssen, damit das Volk, unser Volk, heute und in Zukunft gedeihe; ihre sittliche Frage lautete einfach: Was bekommt und was schadet mir? Genau wie die meisten Menschen das ihrer leiblichen Gesundheit Förderliche vom Schädlichen zu unterscheiden besorgt sind, behütete und pflegte sie ihre Seele. Und als ein adliger, freier Mensch war sie liberal: mögen die Andern nach ihrer eigenen Erkenntnis handeln, wenn sie nur mir nicht in den Weg treten! Mein Gewissen ist meine Gottesstimme, aber auch nur die meinige. Ich entscheide nicht, ob es überhaupt gut sei, in Gesellschaften zu gehen, Wein zu trinken, Karten zu spielen, zu tanzen; ich frage nur, wie die mir eigentümliche Seele dabei fährt. Die Ehe ist eine von Gott gewollte Einrichtung: daran zweifelte Susanna v. Klettenberg keinen Augenblick; ihr aber war die Tür nur zu solchen Ehen aufgetan worden, in denen ihr Bestes eingeschränkt und gelähmt worden wäre; also hatte sie nicht heiraten dürfen. Wie aber können wir wissen, was unserer Seele frommt? Diese Kenntnis zu erlangen, wird uns nicht allzu schwer werden, wenn wir unser Inneres so fleißig beobachten, wie die meisten Menschen ihre leiblichen Zustände. Fräulein v. Klettenberg hatte aber ihren besonderen Prüfstein: Alles war ihr verboten, was sie von Gott zu entfernen und das Bild ihres Heilands zu verdunkeln schien. Das zu erkennen, erfordert freilich auch wieder eine beständige Aufmerksamkeit auf die Seele.

Wir wissen, daß der junge Goethe gern „moralisierte;" da mußte jetzt wohl diese erfahrene, vornehme,

heilige Lehrerin Gewalt über ihn gewinnen. Auch sagte ihm ihre zugleich liberale und aristokratische Art zu. Wer gehörte nicht gern zu den Edleren! Laßt die groben Mitläufer des Haufens sich mit einander behagen: wir Zarteren gehen unseren abseitigen Pfad. Unser Adel verpflichtet uns zur höheren Leistung. Ob man sich vom Kartenspiel ausschließen dürfe oder solle, ward Goethe von einem Freunde gefragt; seine Antwort klang jetzt ebenso liberal wie fromm, sozusagen goethisch-klettenbergisch:

Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht! Warum wollten Sie törig sein und Ihr Gewissen andern Leuten zu Gefallen beschweren? Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache daraus machten und sagten: „Ich tu es nicht, weil ich's für Sünde halte." Und noch weniger wünschte ich, daß Sie Jemanden, der gerne spielt, abhalten und denen Leuten beweisen wollten, es sei Sünde. Wer spielen will, Den lassen Sie spielen; aber Sie, lassen Sie's sein. Wenn man Sie nötigt, so sagen Sie: „Ich spiele nicht." Wenn man fragt: „Warum?", so sagen Sie: „Weil ich keinen Gefallen dran habe." Sagen die Leute: „Das ist Grille!", so antworten Sie mit einem großen Philosophen: „Gut! es sei Grille: habt ihr etwa keine?" Und wenn man Sie fragt: „Was halten Sie von dem Spiel?", so können Sie sagen: „Ich spiele nicht; was ich davon halte, kann sehr einerlei sein; meine Meinung wird zur Entscheidung des Streits nicht beitragen." Und helfen Sie sich durch, wenn Sie können. Denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich, zu beurteilen.[1])

Schwieriger mußte es für den Jüngling und das

[1]) Aus einem Briefentwurf für Augustin Trapp, Ende Juli 1770.

ältliche Fräulein sein, sich auf dem eigentlichen religiösen Gebiete zu verständigen. Goethe hatte in den letzten Jahren gar keinen Anteil am Christentume bewiesen; die Klettenberg dagegen war im höchsten Maße christlichgläubig. Wenn sie Verse schrieb, so wurde ihre Sprache ganz herrnhutisch:

Liebes Lamm, du kennst dies Herze,
Das vor deinem Kreuze liegt,
Wie es sich auch bei dem Schmerze
Nur zu deinen Füßen schmiegt.
Ich weiß nichts als von Erbarmen;
Gnade ist mein Element;
Alsdann kann ein Herz erwarmen,
Wenn dein Blut es überschwemmt.

Drum schließ' ich mich in die Ritzen
Deiner offnen Seit' hinein:
Kann ich hier nur ruhig sitzen
Als dein liebes Täubelein,
So bin ich recht wohl geborgen!
Ich bin dein, so wie ich bin,
Und leg alle meine Sorgen
Auf dein eignes Herze hin.

Der Umgang mit ihrem Freund und Heiland Christus war die tägliche Nahrung dieser frommen Seele; aber sie hatte sich längst darein gefunden, daß nur Wenige dies Bedürfnis fühlen und dieses Glückes teilhaftig werden. Sie selber war ohne ihr Verdienst vom lieben Herrn erwählt worden, ganz wie im Märchen eine Magd von einem schönen Prinzen aus der Niedrigkeit erhoben wird. Ihr geziemte es, milde zu sein gegen die Anfänger, die auf Gottes Wegen noch die ersten Schritte tun. Für einen solchen Anfänger hielt sie ihren

jungen Freund Goethe. Seine schwere Krankheit hatte ihn ernst gestimmt; sein Geist war rege und unbefriedigt; den Unwert der irdischen Dinge und der menschlichen Tugenden erkannte er bereits; sie zweifelte nicht, daß der Heiland auch diesen Suchenden an seine Brust ziehen werde. Aber Geduld mußte man mit ihm haben.

Zu jener Zeit weigerten sich nur wenige starke Geister, die christlichen Heilswahrheiten anzuerkennen; vom Studenten Goethe wüßten wir nicht zu sagen, ob der Zweifel, der Unglaube schon Macht über ihn gewonnen hatte. Auch er bekam kaum Gelegenheit oder Anlaß, sich mit den Beweisgründen gegen die biblische Offenbarung zu beschäftigen. Dagegen hatte er es beständig mit den sittlichen Fragen zu tun; er strebte nach seiner sittlichen Läuterung; deshalb konnte seine Freundin auch nicht zweifeln, daß die Gnade des Heilands ihm entgegen gehen werde. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Die Beiden sprachen sich also auch über religiöse Dinge friedlich aus. Die Dame konnte dem Studenten viel von andern frommen Leuten, von kirchlichen Ereignissen u. dgl. erzählen, zum Beispiel auch vom Grafen Zinzendorf, den er aus ihren Berichten lieben lernte. Er las um diese Zeit ein sehr lehrreiches Werk: die ‚unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie' von Gottfried Arnold, in Frankfurt zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen. Auch daraus konnte er die Überzeugung gewinnen, daß die Kirchen nur als weltliche Mißgestalten des Christentums anzusehen sind: die echte Frömmigkeit ist bei den Abgesonderten, wo nicht bei den Ketzern zu suchen. Mit solchen abgesonderten Christen bekam er

jetzt auch noch mehreren Umgang; besonders nahe stand ihm der Legationsrat Moritz, ein Bruder des Kanzleidirektors, der früher in seinem Vaterhause gewohnt hatte. Von Moritz ließ er sich sogar zu einer Synode der Brüdergemeinde in Marienborn mitnehmen, um die Herrnhuter in ihrem eigensten Wesen zu sehen. Es war am 21sten und 22sten September 1769; 129 Brüder und 34 Schwestern waren dort versammelt, um über die Ausbreitung ihres Werkes zu beraten. Unter den elf Gästen, denen sie Zutritt gewährten, verzeichneten sie also auch „den jungen Herrn Jedde“ oder auf einem andern Blatte „Herrn Rath Gothis aus Frankfurt Sohn.“ Goethe freute sich, hier eine christliche Gemeinschaft noch in ihrem apostolischen Zeitalter zu beobachten, denn durch ihre Verhandlungen erklang beständig das Wort des Erlösers: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!“ Er fühlte sich wohl unter ihnen und wäre nicht unzufrieden gewesen, wenn man ihn bereits als einen zukünftigen Bruder begrüßt hätte.

Mit vielen frommen Christen hatte Susanna v. Klettenberg Das gemein, daß sie auch außerhalb der biblischen Überlieferungen noch das Wunderbare suchte; Christus allein löschte ihren Durst nach dem Mystischen nicht so völlig, wie sie selber versicherte. Für solche Mystiker hatte damals unter allen Wissenschaften die Chemie den allergrößten Reiz. Sie stand noch in den Anfängen, so daß der Schüler rasch dahin gelangte, wo der Meister stand, und dann hoffen durfte, selbständig durch Grübeln und allerlei Versuche neue Funde zu machen. Freilich war das bisherige Wissen auch wieder sehr schwer zu erlangen, da die meisten Eingeweihten ihre besten Kenntnisse geheim hielten und selbst dann sie geheim zu halten schienen, wenn sie in Büchern lehrend auftraten; sie sprachen sich nur dunkel, zweideutig, ja absichtlich irreführend aus, so daß der Leser gleichsam noch den Schlüssel suchen mußte, der ihm das Buch aufschloß, dessen Seiten doch offen vor ihm lagen. Allerlei Wunderbares lernte er trotzdem, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen ließ.

Die Ziele aller dieser Liebhaber-Chemiker waren sehr hohe; sie wollten gemeinere Stoffe in Gold verwandeln oder sie wollten eine Wundermedizin, ein Lebens-Elixir entdecken. Einigen war es wohl auch um die Grundgesetze der Natur zu tun; sie fragten, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, und wollten „alle Wirkenskraft und Samen“ gern sich deutlich machen. In der Regel aber war der Alchemist ein Mann, der praktische Zwecke verfolgte,

> Der, in Gesellschaft von Adepten,
> Sich in die schwarze Küche schloß
> Und nach unendlichen Rezepten
> Das Widrige zusammengoß.
> Da ward ein „roter Leu“, ein „kühner Freier“,
> Im „lauen Bad“ der „Lilie“ vermählt
> Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
> Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
> Erschien darauf mit bunten Farben
> Die „junge Königin“ im Glas:
> Hier war die Arzenei . . .[1])

[1]) Faust V. 1039 ff.

Unter den Vorfahren der Klettenberg war ein berühmter oder berüchtigter Alchemist gewesen, der einen Herzog von Weimar und auch den berühmten König August von Polen um viel Geld gebracht hatte und schließlich wegen seiner Schwindeleien enthauptet worden war. Auch Susanna hatte ihre Freude an dergleichen Versuchen — die Vorkenntnisse verdankte sie ihrem Vater — und jetzt war sie besonders darauf aus, eine Wunder wirkende Medizin, die ihr Freund Dr. Metz kannte, zuweilen anwandte, aber nie völlig preisgab, selber zu entdecken. Goethe ließ sich von ihrem Eifer gern anstecken; auch er schaffte sich das Nötigste an Geräten und Chemikalien an und begann nun zu mischen und zu kochen und zu beobachten, was dabei herauskam. Dazwischen suchte er in das Verständnis der alten Alchemisten lesend einzudringen. Wenigstens ein Jahr lang trieb er diese Unterhaltung, und noch im August 1770 schrieb er der gleichgesinnten Freundin: „Die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte."

Einige Monate vorher hatte er aber auch dem Dr. Hermann in Leipzig berichtet: „Malerei und Musik und was Kunst heißt, ist noch immer meinem Herzen so nah als ehemals." Auch über das Zeichnen und Malen konnte er sich mit der Klettenberg aussprechen, denn sie betrieb es gleichfalls. „Schöne Köpfe" machte er auch oft seiner Schwester zu Liebe.

Und die Jurisprudenz? Selbst dafür scheint noch Zeit übrig geblieben zu sein. Mitten in Wolfgangs kränksten Wochen suchte sich der Vater an Zukunftsplänen für ihn aufzurichten, und der Sohn hatte nichts dawider. Zu Hause sollte er sich neue Kräfte sammeln und an den Büchern der väterlichen Bibliothek sein Fachwissen vermehren; dann sollte er nach Straßburg übersiedeln, an der dortigen Akademie den Lizentiaten- oder Doktorgrad erwerben — man wußte, daß es dort den fremden Juristen sehr leicht gemacht wurde —, danach eine Reise ins eigentliche Frankreich antreten und sich einige Zeit in Paris aufhalten.

Kleinere Ausflüge dienten gleichsam zur Erprobung der neuen Kraft. Die beiden Tage in Marienborn sind schon erwähnt. Am 1ten November (1769) verzeichnet des Vaters Haushaltungsbuch 26 Gulden 31 Kreuzer für eine Reise des Sohnes nach Mannheim und am letzten Tage des Jahres 80 Gulden für eine Reise nach Worms.[1]) Dort sah er die Jungfer Meixner wieder, unterredete sich mit ihrem Vetter Trapp und lernte die Jungfer Fabricius, die Brieffreundin seiner Schwester, von Angesicht kennen. Als diese Fahrt gut von statten gegangen war, bestimmte man die Übersiedlung nach Straßburg auf nächste Ostern.

Am 30sten oder 31sten März nahm Goethe von den Seinigen Abschied; Freund Horn begleitete ihn bis

[1]) Im ganzen berechnete Rat Göthe die Ausgaben für seinen Sohn in dieser Zeit (September 1768 bis März 1770) auf 593 Gulden. Erheblich waren die Krankheitskosten. Am 21sten Januar 1769 werden 17 Gulden für Arzneien gebucht, 78 Gulden 48 Kr. für den Dr. Metz und für den Chirurgen Crisp gar 96 Gulden.

Mainz; Dieser wollte in Gießen seinen Doktor machen und sich dann einige Zeit in Wetzlar aufhalten. „Bis dahin ist Goethe auch wieder hier“ schrieb er an Käthchen Schönkopf, „und hernach wollen wir uns in unserm Vaterlande zur Ruhe begeben und sehen, wo wir eine Frau herbringen. Und gibt es hier in Frankfurt keine, so reisen wir wieder nach Sachsen und holen uns eine.“

Straßburg, von den gedeckten Brücken aus

Sechzehntes Kapitel

In Straßburg

Vom Frühjahr zum Herbst 1770

Einer seiner frommen Freunde, Rat Moritz, hatte ihm ein Andachtsbuch mitgegeben; Goethe schlug es nach einer „Losung“ auf, als er in Straßburg anlangte, und der Spruch, der ihm wurde, versprach eine gute Zukunft. Es war Jesaias 54, 2 und 3:

> Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung! Spare sein nicht! Dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest! Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken.

Also Lebensdauer, Kraft und Ausdehnung wurden ihm verheißen. Noch fühlte er sich nicht stark, aber schon wie ein Genesener. „Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott sei Dank, soviel Gesundheit, als ich brauche“ berichtete er in einem seiner ersten Briefe, und ähnlich am Schlusse seines einundzwanzigsten Jahres: sein Körper sei just so gesund, um eine mäßige und

nötige Arbeit zu ertragen und um ihn bei Gelegenheit zu erinnern, daß er weder an Leib noch an Seele ein Riese sei.

An jede neue Stätte bringen wir auch an geistigem Vorrat ein Päckchen aus unserem letzten Aufenthaltsorte mit. In Leipzig hatte sich das junge Studentlein zuerst als ein junger Herr aus Frankfurt gefühlt; in Frankfurt urteilte er drei Jahre darauf wie ein verwöhnter Leipziger Schöngeist; nach Straßburg aber trug er seine in der Heimat neu gewonnene Frömmigkeit. Angeboren war ihm der Hang zum Moralisieren und Philosophieren, das Verlangen nach Erfahrung und Weisheit; nun war er auch ein Schüler im Christentum geworden. „Nicht daß ich's schon ergriffen habe" muß selbst ein Paulus bekennen, „oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte." Goethe sagte es in etwas leichterem Tone. „Wie ich war, so bin ich noch" schrieb er an seinen ehemaligen Stubennachbar in Leipzig, den Theologen Limprecht,

> nur daß ich mich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was Das heißt: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." Freilich singen wir erst das Hosianna „Dem, der da kommt." Schon gut! Auch Das ist Freude und Glück. Der König muß erst einziehen, eh er den Thron besteigt.

In einem andern Briefe sprach er ähnlich von Christus, „den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können." Sein Christentum war noch unfertig, aber es trug doch schon

Früchte. Obwohl er den „guten Werken" im Sinne Luthers mißtraute, feierte er doch den Charfreitag 1770 damit, daß er von seinem nach Straßburg mitgebrachten Gelde eine Summe an jenen armen und halbblinden Limprecht schickte. „Sie haben immer viel Last in der Welt gehabt" schrieb er dazu, „und noch zuletzt mit Ihren Augen und mir."

> Nicht meine Krankheit mein' ich: Das war ein Liebesdienst, und Liebesdienste werden niemals auer. Aber wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer [in Leipzig] war, so nimmt mich's Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können.

Auch an dem köstlichsten Besitz der Frommen besaß er schon seinen Anteil: an der Ergebung in Gottes Willen. Er hatte ein herzliches Vertrauen zum Weltenlenker gefaßt und war fröhlich in der Demut.

> Gegen unsern Herrgott sind wir doch arme Schelmen. Wir haben zu reden, und Er hat zu tun. Und wenn wir lange wählen: dahin oder dorthin — so nimmt Er uns beim Arme und führt uns den dritten Weg, an den wir gar nicht gedacht haben.

So schrieb er, als ihm sein Freund in Worms, Augustin Trapp, Fragen der Lebensführung vorgelegt hatte. Trapp wollte seine Meinung hören, ob er heiraten solle und was für ein Mädchen; auch auf diese Fragen wandte Goethe seine Lehre an, daß nicht unsere eigene Wahl, sondern die göttliche Leitung uns bestimmen muß.

> Wer nicht wie Eliefer[1]) mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen

[1]) 1 Mose, 24. Kap.

kann. Der ist freilich übel dran; Dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte Dem zu raten sein, der sich von Gott nicht will raten lassen? . . .

Unsere Neigungen? Was wir tun sollen in Absicht auf sie? Narren sind sie, diese unreife Bewegungen unseres Herzens! Und Sie wissen ja, was geschieht, wenn man sich von solchen Kompagnons bei der Nase herumführen läßt.

Zu Gott hatte er auch deshalb jetzt ein kindliches Zutrauen, weil er Gottes Gnade und Güte eben erfahren hatte. „Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien", aber „der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Mut und Freude sind wieder da."

Auch an den Heiland und Gottessohn richtete er zuweilen sein Gebet; aber noch konnte er ihn nicht so recht als seinen Erlöser verehren; noch fehlte es ihm am Schuldbewußtsein und Erlösungsbedürfnis. Er ging mit der christlichen Gemeinde in die Kirche und suchte fromme Leute auf, zu denen er von den Frankfurter Freunden Briefe mitbrachte. Aber als er zu ihnen mit seinem warmen Herzen und regen Geiste kam, fand er recht oft leere Köpfe und armselige Gemüter, die ihre Mitgift an Seelenkräften durch ihre Bekehrung zum Heiland ganz verbraucht zu haben schienen. Oder es waren Männer und Frauen, die das Geistliche und Weltliche in unangenehmer Weise vermischten, die sich zum Beispiel geistlich entrüsteten, wenn ein Hausgenosse in seiner Arbeit etwas verfehlte. Andere wieder hatten in ihr Christentum noch ihre ganz besonderen Ansichten oder Grillen oder Liebhabereien eingeflochten und sahen mitleidig oder ärgerlich auf Diejenigen, die sich nicht auch zu ihren Schrullen bekehren wollten.

Das Kaufhaus an der Ill

Goethes Liebling unter den christlichen Vorbildern aus den letzten Zeiten war Graf Zinzendorf; von ihm wollte man in Straßburg nicht gern hören, denn hier galt zumeist das hallische Evangelium, wie es vornehmlich August Hermann Francke gelehrt hatte. Kurz, Goethe gab es bald auf, unter diesen Leuten Freunde oder gar Seelenführer zu finden. „Sie sind so von Herzen langweilig" schrieb er der Fräulein von Klettenberg, und: „Es ist, als wenn es nicht sein sollte."

Von der neuen Stadt hatte er zunächst keinen starken Eindruck; sie unterschied sich nicht sehr von Frankfurt. Er fand Straßburg nicht ein Haar besser, noch schlimmer als die Orte, die er vorher gekannt, also mittelmäßig. Aber er zweifelte nicht, daß auch diese Stadt gewisse Seiten habe, „die Einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können."

In der sehr belebten Straße, die der Fischmarkt heißt, nahm sich Goethe eine kleine Wohnung beim Kürschnermeister Schlag, an den er wohl schon von Frankfurt aus gewiesen war. Zu Tisch ging er in ein Kosthaus, das zwei ältliche Mamsellen namens Lauth hielten. Er traf bei ihnen eine ganz ähnliche Gesellschaft wie früher bei Schönkopfs: Studenten und einige ältere Herren, wechselnd zwischen zehn und zwanzig Personen.

Fischmarkt, Fischbrunnen, Münstergasse in Straßburg

Als eine Art Vorsteher konnte der Aktuar Salzmann gelten, teils weil er schon viele Jahre an diesem Tische speiste, teils weil er mit seinen achtundvierzig Jahren wie ein Vater der Übrigen erschien, mehr aber noch, weil er die allgemeine Hochachtung und Zuneigung besaß. Er war ein kleiner Mann, sehr gebildet und höflich, sehr gerecht und gütig, ein klarer Kopf, ein wahrer Menschenfreund. Sein Amt beim Vogteigericht war für einen Studierten nur ein bescheidenes, aber es bot ihm viel Gelegenheit, den Witwen und Waisen, deren Gelder er zu verwalten hatte, gute Dienste zu leisten; auch konnte er bei diesen Geschäften seine Mitbürger und ihre Verhältnisse und schließlich auch die Beschaffenheit der menschlichen Natur recht genau kennen lernen. Er war wohlhabend, zumal für einen Junggesellen, und ging stets in saubersten und schicklichster Kleidung; man sah ihn auf der Straße nur in Schuh und Strümpfen und mit dem Hute unter dem Arm. Goethe gewann sogleich das größte Zutrauen zu Salzmann, und Dieser fand ebenso Gefallen an dem lebhaften neuen Bekannten. Der Herr Aktuar war der rechte Mann, jene Ratschläge zu geben, die wir an einem neuen Orte brauchen. Aber sogar in der Religion stimmten sie sogleich zusammen, denn auch Salzmann war Philosoph, Moralist und Christ. Er stellte jedoch das Christentum anders dar, als Goethe es zuletzt gesehen hatte: kühler und vernünftiger und dennoch echt und tatkräftig. Seine Lehre war: Wir sind auf diese Welt gesetzt, um ihr nützlich zu sein; der Brauchbarste ist der Beste. Unsere Aufgabe ist, uns immer fähiger zu machen, den Mitmenschen zu dienen. Was hat die

Religion damit zu tun? konnte man fragen. Dann antwortete er: Die Religion hilft uns, solche nützlichen Menschen zu werden; sie erst gibt uns die Stärke, ohne Wanken im Guten zu beharren.

Am Tische saß noch ein anderer Christ, der seine Sache recht gut zu vertreten wußte: der Student der Theologie Franz Lerse[1]) aus Buchsweiler, mit Goethe gleichen Alters. Wenn über sittliche oder religiöse Dinge gewitzelt oder frech geredet wurde, wie unter dem Einfluß des Weins zuweilen auch an diesem Tische geschah, dann wußte Lerse die Spötter mit scharfen Gegenhieben in die Enge zu treiben, ohne seine Ruhe zu verlieren. Und er verstand sich nicht nur auf diese geistliche Fechtkunst, sondern handhabte auch das wirkliche Rapier oder den Säbel oder den Degen sehr gewandt; er war der Fechtmeister im Kreise. So eignete er sich zum Schieds- und Kampfrichter, wenn Händel vorfielen, und wußte Dergleichen mit größter Unparteilichkeit auf eine unschädliche und ehrenvolle Weise zum Austrag zu bringen. Wie Salzmann ein väterlicher, so wurde Lerse ein brüderlicher Freund Goethes: Dieser konnte sich glücklich schätzen, daß er in der fremden Stadt so rasch mit zwei so vortrefflichen Menschen verbunden war. Auch ein gewisser Engelbach, von dem noch die Rede sein wird, nützte ihm. Die übrigen Tischgenossen waren zumeist Mediziner; unter ihnen machte sich ein gewisser Johannes Meyer aus Lindau am Bodensee durch Mutwillen und große Begabung sehr bemerkbar. Ein

---

[1]) Er schrieb sich Lersé, und so ward sein Name auch ausgesprochen.

recht guter Kamerad Goethes wurde Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler; er war trotz seiner elsässischen Geburtsstätte eine Art Landsmann Goethes, denn Weylands Vater und Großvater waren Frankfurter Bürger gewesen und er selber gedachte, in dieser gesegneten Stadt als Arzt zu leben.

Mit solchen Gefährten und durch sie lernte er Stadt und Land in sehr kurzer Zeit kennen.

Straßburg gehörte bereits neunzig Jahre zum Reiche des französischen Königs; dennoch fühlte man sich hier wie in einer alten deutschen Freien Stadt. Die Zünfte, die Bürger, die Schöffen, Ratsherren und Ammeister trieben noch immer ihr Wesen; die eigentliche Macht hatten allerdings die königlichen Beamten, aber diese Macht trat selten als Bedrückung oder Zwang zu tage. Die Staatsgewalt mischte sich damals noch nicht in alle menschlichen Angelegenheiten. Die Hälfte der Bürger war protestantisch, die Hälfte katholisch; Reformierte gab es wenig, und Juden durften sich nur tagsüber in der Stadt aufhalten. Beide Konfessionen lebten friedlich neben einander. Die deutsche Sprache wurde nirgends eingeschränkt[1]); wer sich französierte, tat es freiwillig, und solcher freiwilliger Franzosen gab es ja auch rechts vom Rheine nicht wenige. Straßburg war eine Festung,

[1]) „Die Sprache der Straßburger ist deutsch, aber das jämmerlichste Deutsch, das man hören kann, in der allergröbsten, widerlichsten, abscheulichsten Aussprache. Hoscht, bescht, Madeli, Bubeli usw. ist Straßburger Dialekt. Auch

Straßburg

und es lag eine sehr starke Garnison darin; aber diese Truppen des Königs von Frankreich waren Deutsche; auch die Befehlssprache war deutsch. Ein Teil der Offiziere waren jedoch echte Franzosen.

Straßburg heißt in einem Liede, das von diesen deutschfranzösischen Söldlingen herkommt, die „wunderschöne Stadt." Mancher andere Ort in den Ländern am Rhein war wohl schöner, und die Lage an der tiefsten Stelle des breiten Rheintals hatte auch Einiges gegen sich. Aber es fand sich in Straßburg wirklich viel Gefälliges zusammen. Zuerst eine Menge Volks: gegen 50000 Einwohner, und welch eine Mischung! Deutsche und Franzosen, Protestanten und Katholiken, Soldaten und Bürger, Ehrsame und Liederliche, Altmodische und Stutzer, alte Volks- und Berufstracht neben der neuesten Pariser Mode. Viel hohe katholische Geistlichkeit, viel Adel, viele Offiziere. Und namentlich auch viele Durchreisende, denn für den größten Teil der deutschen Vornehmen ging der Weg nach Paris über diese Burg an der Straße: hier nahmen sie einige Wochen Aufenthalt, um sich den deutschen Bären ablecken zu lassen. Aber auch wer von den nördlichen Ländern nach dem Süden reiste, ließ diese berühmte

Vornehme sprechen so, und der Pfaffe auf der Kanzel spricht »vum Herr Jesses Kreschtes.« Die Sprache ist hier noch zehnmal gröber als in der Pfalz. Sehr viel Französisch wird indes da auch geredet, besonders beim Militär. Das sonstige Straßburger Französische taugt eben nicht viel." — So urteilt der Pfälzer Laukhard, der um 1781 dort war. Anderwärts lesen wir, daß der Prinz Karl August von Meiningen in Straßburg den französischen Gottesdienst besuchte, weil er den „deutsch" redenden Geistlichen nicht verstehen konnte.

Am Wasserzoll in Straßburg

alte Stadt nicht so leicht unbesucht. Handel und Wandel blühten also. Die Umgegend aber ist sehr reich und fruchtbar, und Das kommt den Städtern immer zu Gute. Das belebende Element des Wassers fehlte nicht: durch die Stadt selbst floß die Ill, die eben die Breusch aufgenommen hat, in sieben Armen, über die neununddreißig Brücken und Stege führten; auf der andern Seite des Rheins mündete die Kinzig ein; so ist auch die ganze Rheinebene reich an Wasseradern, die alles Wachstum steigern; der Rhein selbst hatte damals viele Nebenläufe, bildete also viele Inseln, Landzungen und Werder. Diesem Wiesen- und Ackerlande fehlten aber auch die Rebenhügel nicht. Waldberge und ziemlich hohe Gebirge sind nicht weit: der Wasgenwald links und der Schwarzwald rechts vom großen Strome. Und sie sind doch so weit, daß sie den Blick nicht einengen; sie sind der schöne dunkle Rahmen um das weite, helle Landschaftsbild. Will man es recht genießen, so steigt man auf die Plattform des Münsters hinauf: eine Steintreppe von 330 Stufen. Umgekehrt sieht man das hohe Münster von allen diesen Bergen und auch in der Ebene schon viele Meilen von Straßburg. Goethe hatte es schon Stunden lang bemerkt, ehe er an die neue Stätte gelangte, und sein erster Gang dort war zu diesem Koloß gewesen, den er anstaunte; er ahnte wohl, daß er mit ihm so bald noch nicht fertig werden könne.

Da es nun in diesem begünstigten Lande den meisten Bewohnern leicht fällt, den Lebensunterhalt zu gewinnen, so ist auch für das Vergnügen reichlich gesorgt, und es herrscht eine fröhliche Stimmung vor. In

der Stadt, vor der Stadt, in den Dörfern ringsum fand man viele schön gelegene Lustörter; zu ihnen hinauszuspazieren und dort zu verweilen, war in Straßburg viel mehr Sitte, als es Goethe bisher gekannt hatte. Durch Salzmann, den geborenen Straßburger, und andere Tischgenossen ward er auch mit einheimischen Familien bald bekannt; er durfte sie in ihren Gärten und auf Landgütern besuchen und wurde eingeladen, sich wieder zu zeigen. Er sah sich in ein harmlos-fröhliches Leben versetzt, und jetzt, durch seine Krankenzeit viel reifer geworden, betrug auch er sich in der Gesellschaft gehöriger und geselliger, als er einst in Leipzig getan. Sogar das Kartenspielen zu lernen, ließ er sich bereden.

Er fühlte sein gesundheitliches Erstarken und also auch eine wahre Lebenslust. Er tat nun aber auch das Seine, um den Schwächling ganz abzuschütteln. Schon lange verdroß ihn, daß er gegen Geräusche und unangenehme Eindrücke allzu empfindlich war; er suchte sich abzuhärten. Auch den Schwindel wollte er überwinden, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe herunterblickte. Er brauchte ziemlich gewaltsame Kuren.

Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturmes[1]) und saß in

[1]) Seine achtzehnjährige Schwester erzählte im Oktober 1768 ihrer Freundin, daß sie mit einer Gesellschaft den

dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten die Kirche und Alles, worauf und worüber man steht, verbergen. . . . Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward. („Dichtung und Wahrheit", 9. Buch.)

Ebenso suchte er sich gegen scheußliche und peinliche Anblicke hart zu machen und auch gegen den Schauder der Finsternis, der Kirchhöfe, der Richtstätten und solcher Plätze. Durch die Mediziner am Tische hatte er Gelegenheit, zerlegte Leichname oder häßliche Krankheiten zu sehen; er ließ sich diese Gelegenheiten nicht entgehen.

Viel wichtiger aber war, daß er sich jetzt den körperlichen Übungen zuwandte. Denn damit stand es bei ihm schlimm. Bisher war er ein junger Gelehrter gewesen, dem nur an geistigen Erfolgen lag; schließlich hatte die Kränklichkeit ihn erst recht lahm gelegt. Kunstvolle Tänze hatte er wohl in der Kindheit geübt, aber er war kein Tänzer geworden. Wenn man unter Tanzen ein Herumtollen mit dem andern Geschlecht versteht, so hatte er es kaum kennen gelernt. Auch wissen wir nichts vom Schlagen des großen Balls und vom Kegelspiel, dem

---

Frankfurter Pfarrturm bestiegen habe. Viermal hätten sie einhalten müssen, um wieder zu Atem zu kommen; beim Absteigen hätten ihnen die Knie gezittert und sie, Kornelie, hätte sich, unten wieder angelangt, auf den Boden gesetzt, weil sie am ganzen Leibe gezittert habe. Viel stärker dürfen wir uns auch ihren Bruder im gleichen Alter nicht vorstellen.

anderwärts die Knaben sich hingeben durften. Zwar war er im Fechten und Reiten unterrichtet worden, aber das Fechten hatte er nicht viel betrieben und zu Pferde war er nur Das geworden, was man einen Sonntagsreiter nennt. Turnerische Übungen waren zu seiner Zeit nicht Sitte; aber auch das Schwimmen, das Kahnfahren, das Eislaufen hatte er nicht erlernt. Er stand ja auch dem Volke, der Natur und allen in den nötigen Berufen erforderlichen Hantierungen fern. Er konnte mit zwanzig Jahren eigentlich nur spazieren gehen.

Das änderte sich nun in Straßburg und im schönen Elsaß bald. Im Fechten war ihm Freund Lerse ein angenehmer Lehrer. „Es schien ihm Spaß zu machen" bezeugte Goethe später, „alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben; auch profitierten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Übung verbringen hieß." Das Tanzen war im Elsaß viel allgemeinere Sitte als in Leipzig oder Frankfurt. „An Sonn- und Werkeltagen", so erzählt wiederum der alte Goethe, „schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da riet mir mein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in den besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister."

Zum Reiten aber gewann er dadurch ein anderes Verhältnis, daß es ihm nun ein Mittel wurde, größere Entfernungen zurück zu legen.

Unter Goethes ersten Tischgenossen war Johann Konrad Engelbach ihm dadurch merkwürdig, daß er, ganz wie Goethe selbst, nach Straßburg nur gekommen war, um rasch alle juristischen Examina zu machen. Fünf Jahre älter als Goethe, hatte er bereits eine Ratsstelle beim Fürsten von Nassau-Saarbrücken; gebürtig war er aus Westhofen bei Wasselnheim. Engelbach ging so frisch darauf los, daß er schon fünf Wochen nach seiner Ankunft sich zur Kandidaten-Prüfung stellte. Zehn Tage danach, am 19ten Juni, ließ er sich schon zum Lizentiaten schlagen und fing an, seine Sachen wieder einzupacken. Goethe sah und hörte diesen Vorgängen aufmerksam zu, und Engelbach übergab ihm, als er fertig war, die Kollegienhefte und anderen Papiere zum Einpauken, die er eben so glücklich benutzt hatte. Als Engelbach nun nach Saarbrücken zurückreisen wollte, entschlossen sich Goethe und Weyland, ihn zu Pferde zu begleiten; Weyland, weil er eine Schwester in Saarbrücken hatte, Goethe, weil es ihm nach einer solchen Reise gelüstete. Es waren ja auch gerade Ferien, die drei Wochen in der Johannis-Messe.

Am 22sten Juni ritten sie ab. Zuerst über Wasselnheim, Engelbachs Heimatland, nach Zabern, wo sie den Prinzen Rohan in seinem prächtigen Schlosse speisen sahen. Am nächsten Tage die „Zaberner Steige", eine

bewunderungswürdige Kunststraße, hinauf zur Feste Pfalzburg und dann dieselbe Straße wieder hinab nach Buchsweiler, wo Weyland zu Hause war. Dies Städtchen von etwa zweitausend Seelen war die „Hauptstadt" der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Oberhoheit gehörte. Goethe war entzückt von der ganzen kleinen, etwas vernachlässigten Residenz; noch mehr genoß er „die völlig paradiesische Gegend." Eine Höhe, von der man sie überschaute, der Bastberg, war ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft: hier wurde seine Aufmerksamkeit fast zum ersten Male auf geologische Fragen gelenkt.

Schon am nächsten Morgen ritten die Drei nach Nordwesten weiter. Sie traten nun in Lothringen ein, zogen am alten Bergschloß Lützelstein vorbei, dann ins Tal der Saar und ihrem Laufe nach. An diesem Tage kamen sie bis Saaralben, am nächsten nach Saarbrücken. Das war nun wieder eine kleine Residenz wie Zabern und Buchsweiler; dreitausend Seelen zählte das Städtchen. Engelbach war hier am Ziele; Weyland sah seine Halbschwester wieder und deren Mann, einen Regierungsrat Schöll; Goethe konnte Frankfurter Landsleute besuchen, die jetzt hier ansässig waren, den Geheimen Regierungs- und Kammerpräsidenten v. Günderode und seine Gattin, eine geborene v. Stalburg. Hier also rasteten sie; ein stärkerer Regen zwang in die Stube, und Goethe schrieb Briefe. Er hatte auf dieser Fahrt soviel Natur in sich eingetrunken, wie noch nie in seinem Leben. Oder waren seine Sinne, seine Seele jetzt so viel offener für die ganze Schöpfung?

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten; die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Tal unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen[1]) still und geheimnisvoll zogen: da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum . . . .

Wer Tage lang hoch zu Pferde die Welt besieht, gewinnt auch den stolzen Reiter-Sinn.

Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.

Goethe schrieb diesen Brief an ein Mädchen, wahrscheinlich an die Fabricius in Worms; er hatte ja in diesen Tagen an alle seine Freundinnen viel gedacht. Fühlte er sich jetzt deshalb so leicht und frei, weil er nur noch Freundinnen hatte, aber keine mehr, die Gewalt über ihn ausübte? Käthchen war im vorigen Monat nun wirklich des Amtmanns Dr. Kanne Eheliebste geworden, und eine Nachfolgerin hatte sich in seinem Herzen nicht eingestellt. Freilich war ihm zuletzt in Frankfurt ein Fränzchen — vermutlich Franziska Crespel — recht lieb geworden; er hatte mit weichen Versen sich von ihr getrennt: „Laß mein Aug' den Abschied sagen, den mein Mund nicht nehmen kann"; er ließ sie auch jetzt noch zuweilen grüßen, aber dies freundliche Gedenken verdiente den großen Namen Liebe nicht. Gott sei Dank! Denn Liebe ist Unfreiheit, Wehrlosigkeit, Ohnmacht.

[1]) Johanniswürmchen sind gemeint.

Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.

Mutig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kömmt, sein Mädchen zu verlieren; aber Das ist nicht mehr Liebe, Das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck: Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers!

So philosophierte er in einer Ruhestunde über das alte Thema. Aber hier in Saarbrücken wurde seine Aufmerksamkeit sogleich auf ganz andere Dinge gelenkt: das Bergwerkswesen trat ihm zum ersten Male in seinem Leben nahe. Er hörte von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaungewinnung, ja sogar von einem brennenden Berge reden. Das mußten sie mit Augen sehen! Nach drei Tagen verließen Goethe und Weyland das freundliche Saarbrücken und ritten durch wüste und waldige Gebirge zu diesen Werken und Naturschätzen. Sie sahen nur erst Anfänge eines unsicher tastenden Gewerbfleißes, aber eine neue Welt eröffnete sich hier dem Lernfreudigen: das Eindringen des Menschen in die innere

Erde, die Verarbeitung und Verwandlung der Gesteine, das Herausziehen der edleren oder nützlicheren Stoffe aus den rohen Massen. Auch einen Chemiker lernte Goethe inmitten des Wald- und Berggebietes bei Sulzbach kennen, einen ganz besonderen sogar, einen Industrie-Chemiker. Es war ein alter Mann, der jetzt nach erlebten besseren Zeiten für einen Phantasten und Projektenmacher galt, vielleicht nur, weil seine Zeitgenossen ihm nicht folgen konnten, oder weil seine Pläne erst in einem neuen Jahrhundert ausführbar waren. Die Herren der Werke verlangten baldige Erträge, die er nicht schaffen konnte: was nützte ihnen ein Prophet und wie konnten sie wissen, ob er die künftigen Möglichkeiten richtig voraussagte? Dieser Chemiker Johann Kaspar Staudt, mit dem Weyland zufällig schon bekannt war, zeigte nun den beiden Studenten seine Versuche, um doch wenigstens bei der gutwilligen Jugend Glauben und Anerkennung zu finden.

Bereitwillig und froh, seine Klage einem menschlichen Ohre mitzuteilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg herauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Öl und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten Alles zusammen.

Auch in die Friedrichsthaler Glashütte taten unsere Wanderer einen Blick; dann ritten sie am Sulzbach

entlang nach Neukirch, wo es Hochöfen gab. Ehe sie ganz dorthin gelangten, hatten sie bei einsinkender Dunkelheit ein überraschendes Schauspiel.

Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die Funken-werfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Talgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Öffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstromes, der, in das geschmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren.

Auch die Rückreise brachte noch starke Eindrücke. Der Weg führte zuerst nach Zweibrücken, einem halbfranzösischen Städtchen im deutschen Lande, denn der Herzog von Pfalz-Zweibrücken hatte sich völlig dem französischen Hofe ergeben. Auch die merkwürdige Felsenfestung Bitsch ward besucht.

In den südlicheren Gegenden, im Bärental, in Niederbronn und Reichshofen, schlug der Name des Herrn v. Dietrich oft an die Ohren der Reisenden. Dieser tatkräftige Mann, ursprünglich ein Straßburger Patrizier, war jetzt im Begriff, sich zu einem Landesherrn neuer Art zu machen: zunächst durch Aufkaufen großer Ländereien, viel mehr aber durch Begründung neuer Industrien, durch Ausnützung der Bodenschätze: des Holzes, der Kohlen, des Eisens. Man mußte diesen schöpferischen Landesherrn notwendig vergleichen

mit jenen altmodischen Fürsten, von denen die verschlafenen Residenzen erzählten, durch die man eben gekommen war: Buchsweiler, Saarbrücken, Zweibrücken.

Aber dieses selbe Niederbronn, wo jetzt der Geist der neuen Industrie hervortrat, führte die Gedanken auch zurück ins Altertum. Hier waren im Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts antike Bäder aufgefunden worden, Mauerwerk, Säulen, Altäre, flacherhabene Arbeiten, Münzen, Gefäße, Werkzeuge aus Metall, Inschriften. Goethe sah viel davon; es mußte sich ihm unvergeßlich eindrücken, als ihm die „ehrwürdigen Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -schäften aus Bauernhöfen, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten." Er bestieg auch die nahe Wasenburg, Ruine einer deutschen Burg auf römischem Grundwerk; auch hier fand sich eine alte lateinische Inschrift, Deo Mercurio ex voto. Von dieser Höhe aus war schon wieder die Spitze des Straßburger Münsters sichtbar.

Hinter dem Hagenauer Forst, der nun zunächst zu durchreiten war, lag unter vielen Acker- und Wiesendörfern auch das große Dorf Sesenheim. Die Pfarrfrau dort war eine Schwester des Regierungsrats Schöll in Saarbrücken, der Weylands Schwester zur Frau hatte. Da sein Vater schon tot war, so hielt sich Weyland um so mehr zu den übrigen Verwandten; und diese Sesenheimer Pfarrersleute kannte er als ganz besonders gastfreundlich. In einem abgelegenen Dorfe sind Besucher willkommen, die einen neuen Ton ins Haus bringen und Allerlei zu berichten haben. „Kommt

bald wieder!" heißt es da beim Abschiede, und hier in Sesenheim war nun Goethe bei der Einladung zum nächsten Mal mit gemeint.[1])

Die Straßburger Universität — um doch auch von ihr zu reden — war nicht schlecht besucht, aber stand als Lehranstalt doch nur in einer Linie mit den erbärmlichsten deutschen Hochschulen: Gießen, Rinteln, Mainz, Heidelberg, Erfurt usw. Die Professoren schliefen noch den alten deutschen Reichsschlaf, und die französische Obrigkeit störte sie nicht auf. Im Jahre 1761 war die Zahl der Lehrstühle auf vierzehn festgesetzt worden, also nur vierzehn ordentliche Professoren für vier Fakultäten! Drei oder vier Theologen (protestantische, denn die Universität blieb rein protestantisch), drei bis fünf Juristen, drei Mediziner, die Übrigen Philosophen. Nur die medizinische Fakultät genoß und verdiente Ansehen, weil der Anatom und Chirurg Lobstein und der Che-

1) Wann Goethe die Familie Brion kennen gelernt hat, läßt sich nicht feststellen. Der erste urkundliche Beweis ist vom 14ten Oktober 1770, aber da er damals „einige Tage" dort war, so mag die Bekanntschaft wohl schon früher gemacht sein. In ‚Dichtung und Wahrheit' gibt Goethe an, daß er bei jener Reise nach Saarbrücken die Friederike Brion schon im Herzen getragen, daß er sie auf der letzten Strecke der Reise aufgesucht und wiedergesehen habe. Es ist in der Tat sehr wohl möglich, daß er schon früher, etwa über Pfingsten, den Freund Weyland dorthin begleitet hatte. (Allerdings verlegt Goethe in seinen Erinnerungen jene große Reise nach Saarbrücken fälschlich in das Frühjahr 1771.)

miker und Botaniker Spielmann Gutes leisteten. Von Goethes Fachlehrern: Treitlinger, Reißeisen, Kugler und Silberrad war Keiner namhaft.

Die Studenten spielten in Straßburg so wenig eine Rolle wie in Leipzig. Sie hatten auch hier keine Bünde oder Orden, keine eigenen Trinkstuben, keinen Comment. Die Theologen waren meist arme Kriecher, die bei gewöhnlichen Bürgersleuten als Hauslehrer ihre Nahrung suchten; aber auch die Juristen und Mediziner galten nicht viel, während z. B. die jungen französischen Offiziere in verdienter Achtung standen.

Goethe hatte schon an Freund Engelbach bemerkt, daß hier in Straßburg, auch wenn man die höheren Grade erlangen wollte, kein eigentliches Studieren, kein den Dingen-auf-den-Grund-gehen erwartet wurde. Er hatte sich nur die nötigen juristischen Lehrsätze einzuprägen, so daß er auf feststehende Fragen die feststehenden Antworten geben konnte. Beides, Fragen und Antworten, waren in geschriebenen Heften längst gesammelt, und es gab ältere Juristen, die sich als ‚Repetenten' bereit fanden, den neuen Kandidaten beim Einprägen dieses Wissensstoffes zu helfen. Gar viele dieser Formeln hatte Goethe schon als Knabe vom Vater erlernt. „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen" meinte er Ende August; Das besagte wohl nur, daß er sich die Sache schlimmer vorgestellt hatte.

Schon einen Monat darauf, am 25sten und 27sten September, machte er sein Kandidaten-Examen, das erste seines Lebens. »Insigni cum laude« bestand er am ersten Tage, während er am andern seine vorgebrachten Urteile »mascule defendit«.

Am 30sten September berichtete er an Engelbach, daß er nun an der Reihe gewesen sei, wie die Figuren im Guckkasten nacheinander aufmarschieren:

Ist der Kaiser mit der Armee vorübergezogen (schau sie, guck sie!), da kommt die Pabst mit seine Klerisei.

Nun habe ich meine Rolle in der Kapitelstube auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuskripte, die mir artige Dienste geleistet haben.

Er war nun Rechtskandidat und nicht mehr verpflichtet, die juristischen Vorlesungen zu hören. Jetzt konnte er an eine Abhandlung denken, die ihm den Doktortitel eintrug.

Auch die Herbstferien dauerten drei Wochen. Ein paar Tage davon verbrachte Goethe mit seinem Freund Weyland „auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten." Überaus heiter stimmte ihn „die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel." So wohl wie in den letzten Wochen und Monaten hatte er sich lange nicht gefühlt. „Genung, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd."

Da der Brief, in dem er diese Wendungen brauchte, an ein Mädchen ging, fügte er vorsichtig hinzu, sein Leben biete „aber ebenso wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

Er glaubte gewiß, was er schrieb, obwohl er jetzt eben eine neue Freundin gewonnen hatte. Sein Herz war erregt, aber nicht in der Tiefe. Und er dachte wahrlich nicht daran, seine Freiheit aufs Spiel zu setzen.

Nur zum Vergnügen spazierten seine Gedanken hinaus nach Sesenheim.[1]) Der Ort liegt in der Rheinebene, fünf Stunden nördlich von Straßburg, nahe der großen Straße nach Lauterburg und Mainz. Die Gegend ist dort als ehemaliges Bett des Stroms ganz flach; nur eine geringe Schicht Ackerkrume bedeckt die Rheinkiesel, und dennoch sieht das Land recht fruchtbar aus: viele Obstbäume, Hopfenfelder, Wiesen. In jener Zeit sah man auch einige Wäldchen hier und dort, und der Rhein floß in einem breiten Arme, auf dem sich manche Güterschiffe bewegten, eine Viertelstunde vom Dorfe vorbei. Solche Arme und Nebengewässer hatte der Rhein damals viele, also auch eine Menge Inseln und Halbinseln, die einen großen Teil des Jahres unter Wasser standen; zu einigen Nachbardörfern konnte man nur mit Kähnen gelangen. Auch durch Sesenheim selbst schlängelte sich damals ein Bächlein. Ganz nahe dabei erhob sich ein kleiner Hügel, auf dieser flachen Ebene offenbar von Menschenhänden errichtet: ein großes Heldengrab; Gebüsch und Bäume wuchsen darauf; vier schöne Buchen verzweigten sich so, daß man bei Regen unter ihnen wie unter einem Dache saß. Dieser Hügel hieß der Ebersberg oder auch das Nachtigallenwäldel, „weil die Nachtigallen so viel darin plärrten, daß man nachts kaum schlafen konnte." Die weitere Aussicht war hier wie bei Straßburg: blaue Bergreihen hüben und drüben.

[1]) Man schrieb und sprach damals und lange vorher und nachher den Ort: Sessenheim; auch Goethe tat es. Aber irgendwie kam 1812 in seinem Lebensbericht die Benennung Sesenheim hinein; und sie gewann das Übergewicht.

Die Pfarrersfamilie von Sesenheim hatte weit und breit den Ruf der Freundlichkeit, Wohltätigkeit, Geselligkeit. Vater Brion zählte zu jener Zeit 53, seine Frau 46 Jahre; er war klein, sie ziemlich groß und schlank. Auch nach seiner geistigen Anlage war der Pfarrer nicht hervorragend; in seinem Glauben hielt er sich, wie es

Pfarrhaus in Sesenheim

der Landesbrauch war, zur Orthodoxie. Die Stelle hier in Sesenheim war recht einträglich; doch flossen die Einkünfte fast alle aus den Liegenschaften, so daß der Pfarrer ein halber Bauer sein mußte. So sah denn auch der Pfarrhof nicht anders aus wie ein Bauerngut: man ging zur Hoftür neben dem großen Torweg hinein, hatte dann gerade vor sich die Aussicht auf Scheune und Ställe; zur Linken lag ein kleiner Vorgarten und das Wohnhaus. Dies war ein altes und ziemlich kleines

Fachwerk-Gebäude mit einem Stockwerk; die wenigen Butzenscheiben-Fenster wurden von Reben umrankt. Dem Hause gegenüber, auf der rechten Seite des Hofes, lag ein Gemüsegarten, vor dem eine Jasmin-Laube zum Sitzen einlud. Hinter der Scheune lag dann ein noch größerer Obst- und Gemüsegarten. Es war also eine ganz ländliche Wirtschaft; die Frauen des Hauses gingen

Sesenheim: Die Pfarrscheune

„deutsch" und ländlich gekleidet; auch sprach man die Mundart des Landes. „Min liewer Babbe, min liewi Mamme" flüsterten die Maidle, wenn sie dem Vater oder der Mutter einen „Schmutz" oder ein „Schmitzel" auf die Lippen drückten. „Verliebt sin isch ken Sünd, 's Hyrode isch ken Schand" wiederholten sie unter sich, und „Zell isch au wohr." „Von Frankfurt isch er als" hieß es, als Goethe ins Haus kam, und wenn er den Rücken drehte, sangen sie sein Lob:

„Herr Jeh! Herr Jeh! Was isch diß for e scheener Mann!
Was isch er groß un stark, was hat er rodi Backe
Un e staatsmäßji Nas, mer mecht' ne fast dran packe!
Was diß for Aue sinn, un wie er staatli geht!
S'isch Schad, daß merr ne nit in Alem recht versteht.
S'isch e narrechdi Sprach, dieß Hochdytsch!"[1]

Das Ehepaar hatte elf Kinder gehabt; davon waren noch fünf am Leben. Die älteste Tochter war bereits verheiratet, auch an einen Pfarrer; zu Hause lebten noch Salomea oder Selmel, einundzwanzig Jahre alt, Friederike, Riekchen, Rickele achtzehn, Sophie vierzehn und der einzige Knabe, der siebenjährige Christian.

Von den drei Mädchen im Hause war Selmel die starke, muntere und in der Haus- und Landwirtschaft tüchtige; Sophie die kleine, von der Natur nicht begünstigte; Friederike aber, die mittlere, ein wenig die Prinzeß. Sie mußte geschont werden, denn sie hatte es „auf der Brust" und sah recht blaß aus, wenn ihr nicht gerade das Blut ins Gesicht stieg. Offenbar war sie zu rasch und zu stark gewachsen; man weiß in solchen Fällen nicht, ob man es für Auszehrung halten muß oder eben nur für einen vorübergehenden Zustand des Wachstums und der Entwicklung. Goethe hatte mit diesem schlanken, blonden, blauäugigen Mädchen also gleich ein Gemeinsames; er konnte ihr und ihren Eltern erzählen, wie bedenklich krank er in Leipzig nnd daheim gewesen, wie man auch bei ihm auf Lungensucht geraten; und nun war er doch als ein frischer, fröhlicher Reitersmann zu ihnen gekommen. Gewiß, er mußte sich

[1]) Nach Arnolds ‚Pfingstmontag'. Nur stark und rotbäckig dürfen wir uns den Gast für gewöhnlich nicht vorstellen.

auch noch in Acht nehmen; aber ein mäßiges, vorsichtiges Leben ist kein Unglück.

Wer nicht viel körperliche Kraft zu vertun hat, führt mehr ein Innenleben; er wendet sich mehr zu Büchern, zur Musik, zu Künsten. Das war auch bei Riekchen Brion der Fall. Sie liebte die Romane, die Lieder, das Klavierspiel. Jetzt konnte sie sich mit dem Herrn Goethe und dem Vetter Weyland ausschwätzen, und namentlich den Herrn Goethe als einen Ausländer und ungewöhnlichen Mann sich einprägen: was brachte er nicht alles vor an eigenen und fremden Geschichten, seltsamen Behauptungen, erstaunlichen Weisheitssprüchen, gelehrten Berichten, hübschen Liederversen! Was war er für ein lebhafter, eigenartiger Mensch! Wie schön klang seine männlich-tiefe Stimme und mit welchem Gefühl, welcher schauspielerischen Kunst konnte er vorlesen oder aus dem Gedächtnis deklamieren! Alles schien Ausdruck an ihm, und auf jeden Eindruck von außen erwiderte er mit dem muntersten Leben.

Wie schön es hier sei, beteuerten die beiden Studenten immer wieder. Ja, jetzt! erwiderten die Mädchen: wenn die Sonne warm scheint und die Felder und Wiesen in bunten Farben lachen, da sei es gut auf dem Lande wohnen; aber der lange Winter stehe vor der Tür. — Nein, bei ihnen müsse es immer angenehm sein, erwiderten die galanten Herren; in so liebenswürdiger Gesellschaft wollten sie gern das ganze Jahr hier draußen sitzen. — Das sei eine billige Rede, war die Antwort. In dem lebhaften Straßburg würden sie das arme Dorf und seine Bewohner gleich wieder vergessen haben.

Sie gingen in den paar Tagen viel spazieren; sie trieben auch in den Stuben Scherz; es wurden andere junge Leute dazu geladen; es kam zu Spielen und Pfänder-Einlösen. Auch scheint es, daß Goethe abends bei der Lampe die Schattenrisse der Mädchen auf weißem Papiere an der Wand nachzeichnete, um seine Studentenstube damit auszuschmücken. Vorsichtig zusammengerollt nahm er sie mit, als er zu Pferde stieg; er wäre gern noch länger geblieben, aber Weyland drängte zum Abschiede. Sie wollten einander schreiben, hatte er mit Riekchen ausgemacht. Und bald wiederkommen sollten sie auch, bat sie, daß ihnen hier draußen der Winter nicht gar zu lang werde.

An einem der nächsten Tage entwarf er schon einen Brief an das Mädchen, „Liebe neue Freundin" begann er.

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem. Und für unsre Herzen wollt' ich schwören: Sie, so zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig sein? . . .

Nein, so ging es doch nicht! Man darf einem Frauenzimmer nicht im ersten Briefe schreiben, daß sie einige Verliebtheit bereits verraten habe. Der Mann muß den Bittsteller spielen. Also schrieb er einen andern Anfang an die „liebe, liebe Freundin."

Die Umstände unserer Rückreise können Sie Sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid er mir tat.

Die Rolle mit den Bildern, fuhr er fort, sei sein Talisman gewesen, als sie sich in sumpfiger Gegend, bei einsinkender Nacht und Regenwetter beinahe verirrten. Und jetzt noch!

O, ich mag nichts sagen! Entweder Sie können's raten oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wiederzusehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung: wiederzusehen! Und wir Andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid tut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: „Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig liebes Herzchen!" Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat; und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich Das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern! Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gerne wiedergäbe!

Wenn ein Jüngling einen solchen Brief abgesandt

hat, harrt er sehnsüchtig auf die Antwort. Hat der Pfeil getroffen? Gesteht sie es ein? Goethe las aus Friederikens Zeilen ein Ja heraus. Er jubelte:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle!
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein!
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude:
Nun laß auch morgen sein wie heute
Und laß mich ihrer würdig sein!

Froh und fromm zugleich stimmte ihn diese junge Liebe. Bei einem Spaziergang in der Nähe des Dorfes hatte er in einen stattlichen Baum ihre Anfangsbuchstaben geschnitten, oben Die der Schwestern, darunter sein W. G. Nun betete er:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz!
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht!

Ach, gar fleißig dachte er im Gewühl der großen Stadt an jenes friedliche Pfarrhaus und unter den geputzten Damen an das einfache Landmädchen. Aber freilich, sie hatte noch mehr Zeit zum Träumen als der Städter und Student. Und wer wenig erlebt, macht aus dem Wenigen viel.

Siebzehntes Kapitel

Der Winter in Straßburg

1770/71

Als die Vorlesungen des Winters begannen, zeigten sich auch neue Tischgäste bei den Schwestern Lauth. Einer davon, ein gewisser Jung, war ein merkwürdiger Mensch. Er zählte schon dreißig Jahre und fing doch erst an zu studieren. Die Medizin war sein Fach. Seine Eltern waren arme Schneidersleute in einem nassauischen Walddorfe gewesen. Er hatte zuerst Kohlenbrenner werden wollen, dann aber die Schneiderei erlernt und auch eine Zeit lang den Schulmeister gemacht. Das Schulhalten gab er wieder auf, arbeitete wieder als Schneider, bis ihn einige Wohlhabende als ihren Hauslehrer anstellten. Ein katholischer Geistlicher brachte ihn in eine ganz neue Bahn, indem er ihm geheime Mittel zur Behandlung von Augenkrankheiten überlieferte. Seitdem war Heinrich Jung ein Augenarzt. Als er einiges Geld zum Studieren hatte, ging er nach Straßburg, um ein richtiger Doktor zu werden. Diese Vorgeschichte war nicht das einzige Ungewöhnliche an ihm: er brachte zur Universität auch jene Art Frömmigkeit mit, wie sie in den Tälern der Wupper, der Sieg, der Eder und in den sonstigen westfälischen und nassauischen Waldgebirgen zu Hause ist. Diese Stillen im Lande haben

einen felsenfesten Glauben; ihre geistliche Nahrung ziehen sie aus der Bibel, die sie fleißig lesen, sowie aus dem regelmäßigen Gebet, dem ebenso regelmäßigen frommen Gesang und dem beständigen Umgang mit Gleichgesinnten. Sie sehen, daß die ernsten Christen ein reineres, sittlicheres, friedlicheres Leben führen als die Spötter und Gleichgültigen, und beobachten auch, daß die frommen Haushaltungen auf die Dauer gesegnet werden, während das Glück der Weltkinder zerbrechlich ist wie dünnes Glas: dies Wissen hilft dann auch dazu, sie immer wieder in der Gotteskindschaft und Weltverachtung stark zu machen. Jung war nun ferner überzeugt, daß er für seine Person die göttliche Führung und Gnade in ganz besonderem Maße erfahren habe; er dankte dem himmlischen Vater für diese Güte täglich und vertraute seine Zukunft ihm völlig an. Jedes Erlebnis nahm er als ein Gefühlsmensch und Enthusiast; sobald er Kälte und Unglauben spürte, verstummte er; Diskutieren und Kritisieren war seine Sache nicht. Als er nun mit einem Landsmanne, einem schon älteren Chirurgen, namens Troost, in der fremden Stadt am Mittagstische erschien, fiel er durch sein ganzes Wesen und Gehaben auf, und nicht lange dauerte es, so fingen ein paar Übermütige an, zu sticheln und zu witzeln. Jung saß gegen so schlagfertige Gegner, wie Meyer von Lindau und noch Einige waren, wehrlos da; aber er fand Hülfe. Salzmann und Lerse hatten Verständnis für ihn, vor allem aber Goethe, der Freund der Fräulein v. Klettenberg, der Verehrer des Grafen Zinzendorff. Er antwortete den Spöttern statt des Angegriffenen. Er begleitete ihn, wenn sie von Tische heimgingen, ließ sich mit ihm

in lange Gespräche ein und machte schließlich Brüderschaft mit ihm.[1])

Um dieselbe Zeit, wo Goethe mit diesem pietistischen Mediziner bekannt wurde, hörte er, daß Herder in Straßburg angekommen sei. Er war sogleich begierig, diesen Mann zu sehen und mit ihm zu sprechen. Im vorigen

[1]) Jung gab 1777 den Anfang seiner Lebensgeschichte unter dem Titel ‚Henrich Stillings Jugend' heraus. Darin erzählt er von dem Mittagstische, wo er und sein Freund Troost sich auf einen Monat die Kost ausgemacht hatten:

„Sie waren zuerst da; man wies ihnen ihren Ort an. Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; Ersterer sagte gegen Letzteren: »Das muß ein vortrefflicher Mann sein!« Stilling bejahte Das; doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen »Herr Goethe« nannte.

Nun fanden sich noch zwei Mediziner, einer aus Wien, der andere ein Elsässer. Der Erstere hieß Waldberg. [Gemeint ist offenbar Meyer von Lindau, der später in Wien lebte.] Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer [vermutlich: Weyland] und war ein feines Männchen; nur schade, daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, Der hieß Lerse, einer

Jahre hatte er eine Schrift Herders gelesen: ‚Kritische Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften.' Herder versuchte im ersten Stücke Lessings aesthetische Lehren weiterzuführen; über Lessings ‚Laokoon' hatte auch Goethe viel nachgedacht und mit seinem Lehrer Oeser verhandelt. Ob Herder wirklich Lessings Lehre weiterbilde, war ihm zweifelhaft geblieben; jedenfalls wollte er ihn jetzt nicht ebenso versäumen wie Lessing in Leipzig. Ein Zufall führte die gewünschte Bekanntschaft herbei. Goethe fühlte und ahnte nach dem ersten Gespräche sofort, wie

von den vortrefflichen Menschen, Goethes Liebling, und Das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch Einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte; von Diesem will ich nicht mehr sagen, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern war. [Man vermutet in Diesem den Juristen Heinrich Leopold Wagner aus Straßburg.]

Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische; sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Türe gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war Herr Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen, mit dem echtesten Christentum gepaart, denken: so denken sie sich einen Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde.

Herr Troost sagte leise zu Stilling: »Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt.« Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte. Er saß Stilling gegenüber und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte."

wichtig Herder für ihn sei; Dieser dagegen ließ sich die Besuche des lernlustigen jungen Menschen gefallen, ohne zu spüren, was in dem feinen Frankfurter steckte. Und zwar spürte er es nicht, weil ihm gar nicht in den Sinn kam, auf das innere Leben seines Gastes viel zu achten und ihm etwas Besonderes zuzutrauen. Er fand ihn drollig, so etwa wie einen jungen Hahn, dem die ersten Schwungfedern am Bürzel wachsen und dessen Versuche im Kikeriki ungemein komisch klingen.[1])

Herder war ein vornehm auftretender und schöner Mann; auch konnte er sehr angenehm und anziehend sein. Seinen geistlichen Stand ließ er jederzeit erkennen. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, und seine Kleider waren schwarz; auch fehlte der Priestermantel nicht, und Herder hatte die sonderbare Gewohnheit, dessen Enden zusammenzuraffen und in die Taschen zu stecken.[2])

Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine rot und entzündet zu sein pflegte. („Dichtung und Wahrheit" 10.)

Nur fünf Jahre war Herder älter als Goethe, aber freilich: was hatte er nicht schon erlebt, gesehen, gedacht, geschrieben! Man merkte ihm nicht mehr an, daß er aus einer armen Familie herkam. Sein Vater, ursprünglich Weber, war Schullehrer in Mohrungen, einem halbpolnischen Städtchen Ostpreußens, gewesen. Als er selber heranwuchs, hatten sich die dortigen Prediger seiner angenommen; er hatte einige Zeit in Königsberg studieren können, wo er zwei außergewöhnliche Philosophen, Hamann und Kant, kennen lernte und viele deutsche und ausländische Bücher von Wert las, besonders auch Werke von Rousseau und Hume. Früh verfaßte er eigene Gedichte und Abhandlungen. Mit zwanzig Jahren schon, ehe er richtig ausgelernt hatte, wurde er Lehrer an der Domschule in Riga; mit dreiundzwanzig auch Hilfsprediger in derselben großen Handelsstadt. Im Mai 1769 legte er seine Ämter plötzlich nieder und wagte sich, von Freunden und Wohltätern reich unterstützt, auf eine große Bildungsreise. Es war eine lange Seefahrt und dann ein Aufenthalt in Frankreich. In Paris verkehrte er mit Diderot, d'Alembert und andern Berühmtheiten, besuchte das Theater und die Kunstsammlungen fleißig und bekam das französische Wesen sehr satt — schon weil er überhaupt leicht mit seiner Umgebung und seinem Zustande unzufrieden wurde. Über Holland begab er sich zuerst nach Hamburg; dort machte er sich mit Lessing, Bode, Claudius und dem streitbaren Hauptpastor Goeze bekannt. Danach besuchte er Kiel und namentlich Eutin: dorthin war er nämlich berufen, um Reisebegleiter und Prediger eines fünfzehnjährigen Prinzen von Holstein zu werden, der nach Italien zu

[1]) Im Mai 1772 spielt Herder auf Goethes Neigung an, närrisch Zeug zu machen, „zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen." Auch mit einem Specht und einem Spatzen verglich er seinen jungen Verehrer.

[2]) Diesen Priestermantel stelle man sich vor wie eine schwarze seidene Schürze, die hinten vom Nacken herunterhängt.

fahren im Begriffe war. Auf dieser Reise mit dem Prinzen gelangte Herder nach Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg, und jetzt bereits fühlte er sich in seiner neuen Stellung so unbehaglich, daß er sie aufgab. Auch war ihm schon wieder ein neues Amt zugesichert: der Graf von Lippe begehrte ihn zum Konsistorialrat und Oberprediger in Bückeburg. Ehe er dorthin ging, ehe er auch nur in Darmstadt seinem Mädchen wieder unter die Augen trat — er hatte sich dort heimlich verlobt — wollte er sich von einer Tränenfistel, an der er seit der Kindheit litt, befreien lassen: hier und jetzt, denn in Straßburg gab es berühmte Ärzte und Chirurgen. Die Aufgabe war, für die Feuchtigkeit des einen Auges einen künstlichen Kanal in die Nase zu bilden, was dem Professor Lobstein nicht schwer dünkte; für den Patienten freilich war es ein langwieriges und oft schmerzhaftes Verfahren. Herder konnte in diesen Wochen oder Monaten recht gut die Gesellschaft junger Leute brauchen, die ihn fleißig besuchten, mit ihm plauderten und des Abends Karten spielten. Er wohnte Zimmer an Zimmer mit einem Landsmann, einem gemütlichen, dicken russischen Militär-Chirurgen Peglow, der jetzt Doktor der Medizin werden wollte; außerdem aber kamen Goethe, Jung und Troost zu ihm. Sie alle waren bei der Operation und der nachfolgenden Behandlung hilfsbereit, schon weil sie alle angehende Mediziner waren: sie alle, denn auch Goethe besuchte in diesem Wintersemester zu seinem Vergnügen die Kollegien und Übungen jener Fakultät, ganz wie wenn er Arzt werden wollte. Herders Kur zog sich leider über Erwarten lang hin. Der erste Versuch Lobsteins mißlang; er verfehlte die rechte Stelle,

kam auf den Nasenknochen, wollte mit Gewalt durchdrücken, und das Instrument brach. Auch zwei weitere Operationen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Herder mußte also viel Geduld aufbringen. Goethe aber kam auf die Dauer am öftesten, um dem einsamen Patienten die Zeit zu vertreiben.

Herders Unterhaltung hatte für ihn schon deshalb großen Reiz, weil dieser Mann über die neueste Literatur und über die jetzt lebenden geistreichen Persönlichkeiten sehr gut Bescheid wußte. In Leipzig hatte Goethe ein kleines Stückchen der Gelehrten-Republik kennen gelernt, in Frankfurt dann wie abgeschnitten gelebt, denn über die neuesten Schriften und literarischen Vorgänge konnte man in seiner dortigen Umgebung nur wenig erfahren. Nun eröffnete ihm Herder immer weitere Blicke in diejenige Welt, zu der Goethe bewußt oder unbewußt sich selber rechnete. Herder sprach von den großen Zeitgenossen wie ein Gleichstehender, der sie durchschaut; ja, öfter noch wie ein Höherer, der über ihre Fehler und Schwächen lächelt. Er redete über deutsche, englische und französische Gelehrte und Dichter, stellte Jeden an seinen Platz und wog ihre Verdienste als ein Kenner ab. Goethe hatte viel gelesen, dieser Mann noch sehr viel mehr; er konnte den Jüngeren auf manche noch unbekannte Herrlichkeiten hinweisen. Zum Beispiel auf die neuesten englischen Dichter: Fielding, Smollett, Goldsmith, Sterne und Swift.

Aber Herder war viel mehr als ein gut unterrichteter Literat. Er ging eigene Wege; ja, er war auf seinem Gebiete ein Revolutionär. Er stürzte die alten Götter und hob neue empor. Ein Geist von dieser Neu-

heit und Kühnheit war Goethen noch nicht vorgekommen. Für die begabte und kräftige Jugend liegt in jeder Empörung und Umgestaltung eine Verlockung; die Jugend fühlt sich neu: mit ihr sollte ein neues Zeitalter beginnen! Auch zwingt der Revolutionär, wenn er sonst ein guter Kopf ist, uns hundertmal zu der Anerkennung, daß sein Tadel zutrifft, daß seine Forderungen verwirklicht werden sollten. Herder gab sich nur selten mit Königreichen und Staatsgesetzen ab; er lebte in der geistigen Welt; sein Umstürzen bezog sich auf Literatur und Kunst und ihre Philosophie. Bisher verstand man unter Poesie und schönen Künsten ein angelerntes Wesen, eine Unterhaltung teils der Vornehmen, teils der Schulpedanten, also Bildungsprunk, Repräsentation, Künstelei, Witzelei, Spielerei, Zeitvertreib. Herder lehrte: nicht eine auf die Spitze getriebene Kultur bringt uns die wahre Schönheit; wir haben sie vielmehr vor aller Kultur zu suchen im unverdorbenen Ur- und Jugendzustande der Menschen und der Völker. Die Poesie ist die erste Sprache der Menschheit. Alle Kunst späterer Zeiten ist Weitergegebenes aus vierter oder fünfter Hand: der Nachahmer ahmt dem Nachahmer nach. Es ist Dichterei und Mächlerei. Zurück zur Natur! Es lebe die kräftige Jugend!

Nun muß man nicht denken, daß Herder den Urzustand der Menschen aus eigener Anschauung kannte, etwa die niederen Menschenklassen an den baltischen Gestaden, die Masuren, Litauer, Letten und Esten, in deren Nähe er aufgewachsen war. Er liebte weder die gemeinen Leute noch die Natur. Er war Büchermensch wie nur einer. Aber sein Geist neigte zum Widerspruch

gegen alte, geltende Meinungen, und er kam gerade in eine Zeit hinein, wo eine Reihe neuer Erkenntnisse und Kenntnisse wie Flüsse aus verschiedenen Tälern sich zu einem großen Strome vereinigten. Er schloß sich an Rousseau, an seinen Freund Hamann und an einige Engländer an, faßte ihre Gedanken mit seinen eigenen zusammen und ward dadurch für Deutschland ein Anführer und Prophet. Wie schon angedeutet, verwarf er die Zivilisation, die Politur, die Imitation, das Französische und Internationale, die Aufklärung, die gelehrte, verstandesmäßige und tändelnde Dichtkunst; dagegen verehrte er das Urwüchsige, das aus starker Empfindung naturgemäß Entstandene, das Nationale, Originale und Individuelle; er glaubte an Ahnung, Gefühl, Drang und eingeborenes Genie. Lessing hatte den französischen Dramatikern vorgeworfen, daß sie den Aristoteles falsch verstanden; Herder bekämpfte sie, weil sie sich überhaupt bemühten, Griechen und Römer zu sein. Wir sollen auch durch die besten Muster uns nicht zur Nachahmung verführen lassen. Aber freilich sollen wir die beste, wahrste, unverfälschteste Poesie aller Völker kennen, erforschen, verehren, um aus solchem Bade gestärkt hervorzugehen. Herder wies besonders auf fünf poetische Heiligtümer hin: die Bibel, Homer, Shakespeare, die Volkspoesie und Ossian. Auf sie richtete er also auch Goethes Gedanken.[1])

[1]) Genaues über die Straßburger Gespräche wissen wir nicht. Vielleicht war Goethe auch ohne Herders Zutun für Shakespeare allmählich reif geworden, den er ja schon früher seinen Lehrer genannt hatte, und auch sonst bleibt es unsicher, wie weit Herders Anregung nötig war oder reichte. Jedenfalls aber war Herders Einfluß auf Goethe stark.

Die Bibel: nicht von der göttlichen Offenbarung und dem Lehrbuche der Christenheit ist die Rede. Sondern jetzt war auch die Poesie in ihr entdeckt, durch Lowth in England und Michaelis in Deutschland. Man erkannte jetzt in diesem verehrten und vertrauten Buche älteste Lyrik und Epik; man würdigte sie als Urkunde über die ersten Zustände, Vorstellungen und Ahnungen der Menschheit. Moses ward nun mit Homer in einem Atem genannt. So hatte der Knabe und Jüngling Goethe immer schon die Bibel geliebt! Jetzt bekam er die gelehrte Bestätigung, daß er im Recht gewesen.

Homer: bisher hatte man ihn kaum neben Vergil gelten lassen; wenigstens kam auf hundert Leser der ‚Aeneis' nur einer, der sich in die ‚Ilias' und ‚Odyssee' versenkte. Der Engländer Robert Wood, der den Schauplatz der homerischen Epen bereist hatte, eröffnete 1769 eine neue Epoche mit seinem Buche: ‚An Essay on the Original Genius of Homer'. Herder verkündigte gleichfalls den „vollkommensten Sänger der Natur." Goethe las nun diesen großen Dichter mit Eifer und schämte sich, daß er sich bisher an Ovids Spielereien entzückt hatte. Er suchte ihn griechisch zu lesen und freute sich, daß ihm diese Sprache allmählich leichter und durchsichtiger wurde. Herder aber hatte seinen Spaß an diesem neuen Homer-Schüler; „alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche", erzählte er zwei Jahre später.[1])

[1]) Wie es Goethe bei seinen sehr geringen Kenntnissen fertig gebracht hat, den Homer griechisch zu lesen, geht aus dem Rat hervor, den er zwei Jahre später, einem Baron v. Hohenfeld gab: „So du einen Homer hast, ist's gut;

Shakespeare: bisher hatte Goethe doch nur die schönen, witzigen und weisheitsvollen Stellen geliebt; den großen Dramatiker aber kannte er noch nicht. Wer so lange in die französische Schule gegangen war wie er, konnte sich nicht so bald an das chaotische Durcheinander in diesen britischen Stücken gewöhnen. Hier das regelmäßige Drama nach den Lehren der besten Kenner, dort wilde, ja wüste Scenenfolgen, die denn doch sehr an den ‚Doktor Faust' und dergleichen Stücke aus unserm eigenen Mittelalter erinnerten. Allerdings ragt Shakespeare trotzdem als ein Großer. Lessing war schon als sein Vorkämpfer gegen Voltaire und die an-

hast du keinen, kaufe dir den Ernestischen, da die Klärckische wörtliche Übersetzung [ins Lateinische] beigefügt ist. Sodann verschaffe dir Schaufelbergs Clavem Homericam und ein Spiel weiße Karten. Hast du Dies beisammen, so fange an zu lesen die Ilias. Achte nicht auf Akzente, sondern lies, wie die Melodie des Hexameters dahinfließt und es dir schön klinge in der Seele. Verstehst du's, so ist Alles getan; so du's aber nicht verstehst, sieh die Übersetzung an; lies die Übersetzung und das Original, und das Original und die Übersetzung, etwa ein 20, 30 Verse, bis dir ein Licht aufgeht über Konstruktion, die in Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen clavem, wo du meist Zeile für Zeile die Worte analysiert findest. Das Präsens und Nominativum schreibe sodann auf die Karten, stecke sie in dein Souvenir und lerne dran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten möcht', dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein 30 Verse nach dem andern. Und hast du 2, 3 Bücher so durchgearbeitet, verspreche ich dir, stehst du frisch und frank vor deinem Homer und verstehst ihn ohne Übersetzung, Schaufelberg und Karten. „Probatum est." — Goethe war schon im Juni 1771 so weit, daß er die Hilfe fast entbehren konnte.

deren französischen Klassiker in die Schranken geritten; Herder schlug nun vollends Goethes Vorurteile und Einwände zu Boden. Er betonte vor allem die Wahrheit der Shakespearischen Schauspiele. „Hier ist kein Dichter! Ist Schöpfer! Ist Geschichte der Welt!" Wie Sophokles aus seiner Zeit und seinem Volke zu verstehen sei, wie er das Griechentum seiner Zeit wiedergebe, ganz ebenso verhalte sich Shakespeare zu dem England der Königin Elisabeth und des Königs Jakob. Der Eine so echt und original wie der Andere — im Gegensatz zu den in Paris wohnenden imitierten Griechen und Römern. Kurz, Goethe las nun den Shakespeare mit einem neuen Glauben, und seine Freunde: Lerse, Jung, Wagner und Andere ließen sich mit ihm und durch ihn anstecken. Sie bildeten eine englische Gemeinde, und bald wurden sie so Shakespeare-fest, wie Andere bibelfest sind; die Eifrigsten lasen und zitierten ihn auf englisch.[1])

Herder selbst war zu Shakespeare durch seinen älteren Freund Hamann geführt worden; zur Kenntnis und Schätzung der Volkspoesie gelangte er durch Percy's Reliques of Ancient English Poetry (1765) und ähnliche Sammlungen englischer, schottischer und nordischer Gesänge. Er dachte schon daran, solche Volkslieder — das Wort stammt von ihm — auf deutsch herauszugeben: fremde in deutscher Übersetzung und ursprünglich-

[1]) Die Universitätsbibliothek zu Straßburg besitzt eine englische Ausgabe des ‚Othello' mit der Inschrift: Seinem und Schäkespears würdigem Freund Lersen, zum ewigsten Angedencken Goethe. — Darunter steht: Ewig sey mein Hertze dein, mein lieber Goethe. Lersé.

deutsche, die in alten Drucken und auch in den unteren Volksschichten zu suchen waren. Diese letztere Arbeit wies er mehr seinen freiwilligen Gehilfen zu; er selber fühlte sich zu sehr als Oberhofprediger, um spinnenden Weibern und ausgedienten Soldaten so lange schön zu tun, bis sie ihre Blödigkeit ablegten und die Lieder, die sie selber nicht achteten, dem gelehrten Forscher in die Feder vorsagten oder sangen. Schon in seinen ‚Fragmenten' hatte Herder seine Landsleute aufgefordert, sich, Jeder nach seinen Kräften, nach alten Nationalliedern zu erkundigen, die man bei uns ebenso gut finden werde „wie bei den Litauern, den Peruanern, den Troubadours, den Spaniern und Skalden." Jetzt wies er diese Straßburger Studenten auf die schöne Aufgabe hin, und Goethe war sogleich bereit, auf solche Kundschaft auszugehen. Er dachte an „Säsem" — so sprach das Volk für Sesenheim —; durch Riekchen konnte er wohl an Personen kommen, die dergleichen Altertümer noch auswendig wußten.

Ossian: Das war auch ein großer Name zu dieser Zeit und in diesem Kreise; Goethe schaute jetzt mit Herder zu diesem wunderbaren Sänger hinauf. Der schottische Gelehrte James Macpherson hatte seit 1762 alte keltische Lieder in englischer Übersetzung als Werke des berühmten Barden Ossian, des Sohnes Fingals, herausgegeben; sie riefen bei Vielen das größte Entzücken hervor. Es waren Erzählungen von Heldentaten der Hochschotten und Iren, wehmütige Betrachtungen der erlittenen Leiden, Klaggesänge lieblicher Jungfrauen am Grabhügel gefallener Heldenjünglinge, Lobreden auf die alten, herrlichen Zeiten und dergleichen mehr. Eine neue

poetische Welt eröffnete sich hier, etwas schattenhaft zwar: die Gestalten traten nur kurz aus dem Nebel hervor, aber auch Das gab ihnen den Reiz des Eigen- und Fremdartigen. Wie es eigentlich um die Echtheit dieser neu entdeckten Gesänge stehe, fragte kaum Jemand; auch hätte sich Das nicht leicht entscheiden lassen. Goethe fühlte sich gereizt, diese merkwürdigen Poesien deutsch wiederzugeben; vier Gesänge brachte er jetzt schon fertig; er nahm sie bei Gelegenheit mit nach Sesenheim.[1])

Herder aber war noch mehr als ein Literat, der neue literarische Götter ausrief. Und namentlich gedachte er viel mehr zu werden. Als Schriftsteller

[1]) Zur Probe dieser Poesie und der Goetheschen Übertragung: was die weißbusige Colma sang. „Es ist Nacht. Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind braust zwischen dem Berge. Der Wasserfall saust den Felsen hinab. Keine Hütte nimmt mich vorm Regen auf. Ich bin verloren auf dem stürmischen Hügel. — Tritt, o Mond, hervor hinter deiner Wolke! Sterne der Nacht, erscheint! Ist denn kein Licht, das mich führe zum Platz, wo mein Liebster ausruht von der Mühe der Jagd? Sein Bogen neben ihm ohngespannt. Seine Hunde schnobend um ihn her. Aber hier muß ich allein sitzen an dem Felsen des mosigen Stroms. Und der Strom und der Wind saust, und ich kann nicht hören die Stimme meines Geliebten. — Und wie, mein Salgar, wie? Der Sohn des Hügels hält sein Versprechen nicht? Hier ist der Fels und der Baum und der wilde Strom. Du versprachst, mit der Nacht hier zu sein. Ach, wohin ist mein Salgar gangen? Mit dir wollt' ich meinem Vater entfliehn, mit dir meinem stolzen Bruder. Unsre Stämme sind lange schon feind; aber wir sind nicht Feinde, o Salgar." — (Als der Mond durch die Wolken bricht, sieht sie die Leichen ihres Geliebten und ihres Bruders, die sich gegenseitig erschlagen haben.)

hatte er sehr keck seine Meinungen ausgesprochen, war aber auch von andern Schreibenden schon empfindlich gezüchtigt worden, denn bei seinem Halbwissen gab er sich viele Blößen. Vor der gelehrten Zänkerei hatte er jetzt einen begründeten Abscheu. Viel mehr freute ihn das Denken und Wandeln auf Gebieten, wo die Schulfüchse noch nicht daheim waren. Sein Denken aber war dann gewöhnlich ein kühnes Vergleichen. Sein eigenartigstes Erlebnis der letzten Jahre war eine lange Seereise auf einem kleinen Schiffe gewesen. Die Menschen auf einem Schiffe bilden einen Staat; der Schiffshauptmann ist ihr König, der Steuermann sein Minister. Kann man nicht auf solchem Schiffe die Uranfänge der großen Staaten im Einzelnen beobachten? Weiter: das Wassermeer unter uns gleicht dem Luftmeer über uns; das Wasser ist verdichtete Luft. Die Fische sind die Vögel dieses unteren Weltreiches. Herder beobachtete die Züge der Heringe: galten nicht die gleichen Gesetze für sie und — die berühmte Völkerwanderung der germanischen Stämme? Weiter! Die Menschen wohnen auf dem Grunde des Luftmeers; sie können nicht fliegen. Muß man nicht schließen, daß auf dem Grunde des Wassermeeres gleichfalls seine vollkommensten Wesen leben und nicht schwimmen können? Man braucht sich solchem lustigen Gedankenspiel nur hinzugeben, so schreitet man von einer wundervollen Idee zur andern; man macht die kühnsten Entdeckungen — von denen sich vielleicht einige in späterer Zeit als richtig herausstellen.

Herder war durch sein bisheriges Schicksal Schullehrer, Prediger und Schriftsteller. Das alles genügte

ihm nicht. Er strebte nicht eigentlich hinaus, denn tatsächlich entsprach dieser äußere Beruf seinen inneren Anlagen und Neigungen; sondern er strebte empor zu einer Höhe, die nur ganz wenige Lehrer, Denker, Geistliche, Gelehrte bisher erreicht haben. Er dachte sich als den Erzieher eines ganzen Volkes, als Kulturbegründer, Reformator, geistliches Oberhaupt. In seiner Heimat Preußen konnte er nichts erreichen; dort herrschte unter dem starken König Friedrich die Sklaverei; aber Rußland war ein Werdendes, Bildsames, Hoffnungsreiches, und die große Kaiserin Katharina ehrte die besten Geister, die ihr regieren halfen. Herder konnte emporwachsen zu ihrem Statthalter in Livland, wenigstens in Allem, was die Kultur betraf.

Wir wissen nicht, wieviel von solchen Gedanken er dem Knaben Goethe verriet (der aber nur fünf Jahre jünger war als dieser Prophet); doch ist es kein Zweifel, daß Goethe aus dem Lernen und Staunen nicht herauskam.

Eine junge Liebe wächst im Herzen, auch wenn ein Herder den Kopf mit neuen Gedanken füllt. Man liest Homer, Pindar, Shakespeare, Ossian, und während man liest, schauen immer wieder die blauen Mädchenaugen aus den Seiten des Buches heraus.

Grüße kamen von den Schwestern im Pfarrhause. Wie es mit dem versprochenen Besuche stehe? Freilich, jetzt im Winter sei es gar trübselig bei ihnen, und wenn man nicht im Freien herumstreifen könne . . . Goethe aber antwortete:

Silberstiftzeichnung von J. F. A. Tischbein
Prof. Th. Stettner

Aus der Familie Brion auf einer Untertasse
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Unbenannte Elsässerin aus dem Nachlaß
von Jakob M. R. Lenz

Angebliche Bilder von Friederike Brion

Pfarrhaus zu Sesenheim
Zeichnung von Goethe

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein!
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein!
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Und er führte den Vorsatz aus; diesmal ritt er die fünf Meilen allein. Auf dem Heimwege sandte er ihnen schon wieder einen Gruß in Versen:

Nun sitzt der Ritter an dem Ort,
Den Ihr ihm nanntet, liebe Kinder!
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.
Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknem Fisch.
Die Nacht war wahrlich ziemlich düster
Mein Falke stolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg so gut, als
ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Herder hatte ihm und dem dicken Peglow kürzlich den ‚Landprediger von Wakefield' vorgelesen; durch diese ergreifende Geschichte war ihm das Pfarrhaus in Sesenheim noch poetischer geworden. Er dachte sich die Eigenschaften und Schicksale des wackeren Primrose, seiner fleißigen Ehefrau, der Töchter Olivia und Sophie und des Sohnes Moses auf die Brions übertragen: Das vergnügte und ängstigte ihn abwechselnd.

Ein anderes poetisches Spiel ging beständig zwischen ihm und Friederiken vor sich: sie waren beide musikalisch, wenn auch nur als Anfänger; jetzt bereicherten sie mit einander ihren Schatz an alten und neuen Liedern. Gibt es eine schönere Unterhaltung zwischen verliebten jungen Leuten? Friederike wußte Elsässer und Schweizer Lieder oder konnte sie erlangen; Goethe konnte nicht nur Noten beschaffen, sondern auch neue, bessere Texte dichten zu Melodien, die sie liebte.

Aber auch ohne solche Absicht drängte sich seine überquellende Empfindung zuweilen in ein Lied hinein. Es hüpfte in seinem Herzen die Freude, daß er dies Mädchen gewonnen hatte, und es frohlockte seine Hoffnung, ihr in wenigen Wochen wieder in die Augen zu blicken.

Balde seh' ich Riekchen wieder!
Balde, bald umarm' ich sie!
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süß'ten Melodie.

Ach wie schön hat's mir geklungen,
Wenn sie meine Lieder sang!
Lange hab' ich nicht gesungen,
Lange liebe Liebe lang!

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in ein Lied.

Doch jetzt sing' ich, und ich habe
Volle Freude süß und rein!
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein

Herders Kur zog sich entsetzlich in die Länge; mit jeder Woche sank die Hoffnung, daß ein schließlicher Erfolg diesen Zeitaufwand, diese Geduldsproben und die ausgestandenen Schmerzen belohne. Kein Wunder, daß der Patient immer grilliger und bitterer wurde; auch in guten Zeiten mochte er gern andere Männer seine Überlegenheit fühlen lassen und ihnen deutlich machen, daß sie im Vergleich zu ihm Dick- und Dummköpfe seien. Jetzt aber behandelte er den Goethe besonders schlecht, diesen reichen jungen Herrn aus Frankfurt, der schon über die schwierigsten Dinge mitreden wollte. Goethe ließ sich Alles gefallen. Denn sein stärkster Trieb war derjenige nach Bildung und Erkenntnis; er fühlte, daß er unter Herders unbarmherzigen Händen sich entfaltete und stärkte. In Leipzig hatte er sich eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt gehabt; jetzt wurde er ein Mann von Ausdehnung. Wie Andere sich streichen und kneten lassen, um ihren Leib von schlechten Säften zu reinigen, so ließ er sich schelten, verspotten, verlachen, weil sein Geist aus dieser Kur Vorteile mitnahm. „Von Herdern konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte." So erzählte Goethe später; aber auch: „Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mitteilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern."

Auch über bildende Kunst erging sich Herder in neuen Urteilen und Vermutungen. Er hatte die Gemälde und Plastiken in Paris gesehen und lächelte herablassend, wenn Goethe von den Kunstwerken in

Frankfurt, Leipzig und Dresden plauderte. Der junge Mensch beschrieb z. B. die in der Dresdner Galerie befindlichen Bilder des Domenico Feti, der die Gleichnisse Christi „mit viel Eigenheit und Geschmack und guter Laune ganz an's gemeine Leben herangeführt" hatte. Dieser Maler, urteilte dann Herder, müsse wohl ebenso närrisch gewesen sein wie sein Bewunderer; und Goethe trug nun den Spitznamen „Domenico Feti" davon.

Herder war nicht selten ein Klopffechter, ein bloßer Widerspruchsgeist; zuweilen verhöhnte er seine Schüler wegen Ansichten, die sie vor Kurzem von ihm selber gehört hatten. Aber Sophist war er doch nur nebenbei. Seine eigentliche Lust war die geistreiche, kühne Vermutung, das Entdecken in's Blaue hinein, das Aussenden von Blitzen, die für einen Augenblick die Nacht erhellen. Wir wissen, daß er die Dichtkunst für eine Welt- und Völkergabe, die Poesie für den natürlichen Ausdruck der ursprünglichen Menschheit hielt; solche Thesen oder Hypothesen regten ihn und Andere an, nach der Vorgeschichte aller bekannten Zustände zu fragen. Durch diese Fragen aber konnte eine neue und sehr wichtige Art Geschichte entstehen, sogar eine neue Art des Denkens: das geschichtliche Denken, die Erklärung aller bestehenden Wesen, Eigenschaften, Verhältnisse aus Dem, was ihnen vorausging. Bisher verstand man unter Geschichte eine Sammlung von Historien und Daten; sie bezog sich auf Regenten, Staaten, Kriege, Aufstände, Unglücksfälle, Verbrechen und Seuchen, und immer wieder auf die zeitweiligen Gewalthaber. Die neue Art Geschichte, die Entstehungs- und Entwicklungslehre, konnte nun auf alles Menschliche, auf die gesamte Betätigung und Kultur der Erdenbewohner angewandt werden; ja auch auf die Tiere, die Pflanzen, die Gesteine, die ganze Erde, die ganze Welt. Der Anfang solcher neuen Wissenschaften pflegt nun aber Pfuscherei zu sein, eine Art alchemistisches Geköche; die Neulinge gehen tollkühn auf das Schwierigste, das Unmögliche los. Auch Herder glich jetzt den Alchemisten, die mindestens das Goldmachen und die Gewinnung des Lebens-Elixiers erreichen wollten. Jetzt eben hatte die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Preisaufgabe gestellt: „Können die Menschen, wenn sie ihren natürlichen Fähigkeiten überlassen bleiben, die Sprache erfinden? Und durch welche Mittel werden sie zu dieser Erfindung gelangen?" Das war so recht eine Frage, über die Herder weissagen und in deren Beantwortung er seine mannigfaltigen, zersplitterten Kenntnisse zeigen konnte. Eben jetzt vollendete er seine Schrift über den Ursprung der Sprache, mit der er den Preis zu erringen hoffte. Goethe hörte seine Ausführungen an, und wie wunderlich ihm die Frage und Antwort auch sonst vorkam: Anregungen empfing er wieder in Fülle.

Die Quälerei mit Herders Auge mußte schließlich aufgegeben werden. Die Zeit war umsonst vertan; Herders Geld war verbraucht, und Goethe mußte für ihn borgen gehen. Im April verließ Herder den „elendesten, wüsten, unangenehmsten Ort", wie er Straßburg nannte. Über Darmstadt fuhr er seiner neuen Wirkungsstätte zu.

Eine ganz große Wirkung hatte Herder doch auch auf Goethes Stellung zur bildenden Kunst. Er half ihm, sich von dem Vorurteil der Aufklärungszeit gegen alles Mittelalterliche und „Gotische" zu befreien. Das Wort Gotisch bedeutete damals: Barbarentum; es meinte in der Kunst also eine Vergeudung ungeheurer Mittel im Dienste des Ungeschmacks. Herder gab nun seinem Schüler den Mut, an große Kunst in der Jugendzeit der Völker zu glauben, und also auch dem eigenen Volke, den deutschen Vorfahren, Gutes zuzutrauen. In Goethe erwachte jetzt zum ersten Male eine Ahnung, daß wir Deutschen in alten Zeiten nicht nur große Krieger und Eroberer, sondern auch in unserem geistigen Besitz und künstlerischen Können reich und stark gewesen. Der beste Beweis war ihm hier täglich vor Augen: das Münster. Je länger je mehr gab er sich diesem Werke mit dem Enthusiasmus hin, den jede Kunst fordert, um ihr Bestes zu offenbaren. Er verehrte nun in dem legendarischen Baumeister dieses Domes, in Erwin von Steinbach, einen der ganz großen und zugleich uns Deutschen angehörenden, unser Wesen darstellenden Künstler. Was er beim ersten Anblick des Münsters geahnt, wagte er nun auszusprechen, mit dem Eifer des Neubekehrten. Ihm habe gegraut „vor dem Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers", als er nach Straßburg gereist, eben wegen des allgemeinen Begriffes oder Mißbegriffes vom Gotischen.

Mit welcher unerwarteter Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei.

Und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug' mit freundlicher Ruhe gelegt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir in leisen Ahnungen der Genius des großen Werkmeisters.[1])

Auch die übrigen Künste gingen in Straßburg nicht leer aus. Goethe lernte jetzt das Violoncello spielen und übte sich mit seinem Lehrer Busch Sonaten ein. Im Theater konnte er auch hier wieder deutsche und französische Komödianten vergleichen. Es wurde Allerlei geboten:

Was Voltaire, Molière, Rousseau, Racine und Viele
Verfertigt und damit so manches Herz gerührt,
Sowohl durch Lust- als auch durch schöne Trauerspiele,
Dies wird beständig hier sehr lebhaft aufgeführt.

---

[1]) Geschrieben für die im November 1772 gedruckte Schrift ‚Von deutscher Baukunst'.

Was Gellert, Deutschlands Stolz, zu frühe nur gestorben,
Zum Ruhm der Bühne tat, wird öfters hier geübt;
Und Chronegk, welcher sich Unsterblichkeit erworben,
Wird in dem ‚Kodrus' auch nach seinem Tod geliebt.
Nach Diesem siehet man viel Künstliches beginnen
In einem Ballet durch die schönsten Tänzerinnen.[1])

Im deutschen Schauspielhause (nämlich im Saale der Tuchmacherzunft) zeigte sich jetzt die Marchandsche Truppe, in der Madame Abt die weiblichen Rollen am besten spielte. Im französischen Theater am Broglie sah man zu verschiedenen Zeiten zwei berühmte Pariser Darsteller, Lecain und Aufresne. Der Erstere war der klassische Komödiant der französischen Hofbühne: vornehm, kräftig, pathetisch und vor allem Künstler; Aufresne dagegen erklärte aller Unnatur den Krieg; er suchte, in seinem Spiel, ohne in rohen Naturalismus zu verfallen, die höchste Wahrheit auszudrücken. Als er nach Straßburg kam, empfand man Das wie eine Anerkennung, daß hier im Grenzgebiet für diese wahrhaftigere Kunst mehr Verständnis zu erwarten sei als in der überfeinerten Hauptstadt, und ein Gegensatz zu Paris und dem französischen Wesen kam zum Bewußtsein.

Goethe wurde jetzt überhaupt ein besserer Deutscher. Er war in's Elsaß als in einen Vorhof Frankreichs gegangen; er wollte demnächst das Hauptland und

[1]) J. L. Rautenstrauch, Straßburg nach seiner Verfassung. Kolmar 1770.

die Hauptstadt der europäischen Kultur ganz nahe sehen. In der französischen Sprache fühlte er sich ganz sicher und unbehindert; in den ersten Wochen seines Straßburger Aufenthaltes, als die künftige Königin von Frankreich, die österreichische Prinzessin Marie Antoinette, hier den französischen Boden betrat und im Schlosse an der Ill wohnte, hatte er auch wieder ein kleines französisches Gedicht gemacht. Manche Deutsche lebten beständig in Paris und schrieben französisch: Das konnte auch sein Schicksal werden.

Sehr bald aber bemerkte er, daß sich gerade hier im Grenzlande deutsches und französisches Wesen deutlich gegeneinander abhoben. Auch sogar in der französischen Sprache. Wer kein geborener Franzose war, mochte sich noch so gewandt im Französischen ausdrücken und noch so eifrig sein, es zu gebrauchen, er wurde doch als der Fremde, der Nachahmer, der Schüler, erkannt. Goethes Französisch war noch dazu etwas wunderlich; er sprach es geläufig und war nie um den Ausdruck verlegen, aber er hatte es von allerhand Leuten mit den Ohren aufgefangen und aus allerlei Büchern, neuen, älteren und veralteten, zusammengelesen; also ward er von den echten Franzosen beständig verbessert: in höflichster Weise, aber es war doch verdrießlich. Und er hörte oft sagen, es gebe kaum einen Deutschen oder Engländer oder Italiener, der das Französische vollkommen beherrsche, so daß man ihn für einen Franzosen halten würde. Auch über Friedrichs des Großen französische Prosa und Verse lächelten diese eingeborenen Franzosen. Da brauchte es für Goethe kaum noch der neuen Lehre Herders, daß jeder Künstler nur aus seinem

Individuum und seiner Nation heraus sein Bestes leiste, niemals aber als Nachahmer und Nachbeter. Er warf das fremde Kleid ab und ging nun mit Willen deutsch.

Die Elsässer dachten nicht daran, sich gegen ihre französischen Oberherren zu empören; aber sie fühlten sich selber doch als Andere, wurden sich also ihrer

Bischöfliches Schloß in Straßburg

Deutschheit bewußt. Und die natürliche Fortsetzung dieser Erkenntnis war: wir Deutschen sind keineswegs von geringerem Werte. Man sah oft den Franzosen zu und hatte dann viel zu belächeln, zu schelten, zu verdammen. Und nun erst die Erzählungen über die Zustände in Paris! Dort lebte man wie vor der Sintflut; die ganze Gesellschaft oben und unten schien durch und durch verdorben. Da wollten die Straß-

burger doch lieber in ihrer altmodischen deutschen Redlichkeit beharren.

Der Bekanntenkreis, in den Goethe geraten war und der ihm sehr zusagte, bestand überwiegend aus solchen deutschgesinnten Elsässern. Zum Teil waren diese Elsässer auch Untertanen deutscher

Bischöfliches Schloß in Straßburg (Hofseite)

Fürsten: die Freunde aus Buchsweiler und Andere mehr. Salzmann konnte für das Muster eines deutschen Bürgers gelten. Überhaupt waren die lutherischen Straßburger sich ihres Deutschtums mehr bewußt als ihre Nachbarn in „Spier“ und „Mannem.“ Sie haßten ihre katholischen Mitbürger und die französischen Beamten keineswegs, aber sie sonderten sich völlig ab, bildeten eine innere Stadtgemeinde.

Es bestand auch schon längere Zeit ein Literarischer Verein unter Salzmanns Leitung; Goethe besuchte einige der Sitzungen; Engelbach, Weyland, Lerse und Jung waren Mitglieder. Auch als ‚Gesellschaft der schönen Wissenschaften' wird der Verein bezeichnet. Die Anschaffung und Beurteilung neuer Schriften war wohl sein ursprünglicher Zweck. In diesem Vereine überwog das Deutsche durchaus.

Vielleicht wäre Goethe der Anziehung Frankreichs und der französischen Weltsprache doch unterlegen, wenn er die lebenden Dichter jenes Landes als seine Gesinnungs- und Geschmacks-Verwandten empfunden hätte, so daß es ihn in deren Bund zu treten gezogen hätte. Einzelne sagten ihm wohl zu, Rousseau besonders, aber von ihm wußte man ja, daß er in Paris nur als Fremdling und Sonderling lebte. Der wahre Darsteller und Beherrscher des französischen Geistes war Voltaire, ein höchst bewunderungswürdiger Dichter, Gelehrter und Schriftsteller; ein junger Deutscher mußte jedoch auf jeder Seite, die dieser geistreiche Mann schrieb, das Echt-Französische, Unnachahmliche, Fremde und uns Andersartige im Innern Kaltlassende empfinden. Man staunte ihn an, aber er zwang nicht zur Liebe. Und die Jugend hatte gegen ihn auch den Vorwurf, daß er 77 Jahre zählte, schon über ein halbes Jahrhundert berühmt und tätig war und immer noch durch neue Erzeugnisse die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der witzigste Gast wird lästig, wenn er allzu lange zu Besuch bleibt und uns Stunde für Stunde zum Zuhören zwingt. So lebendig sich Voltaire noch gebärdete, er war doch alt. Einen überalten Eindruck machte aber

auch das ganze geistige Frankreich. Das sprach auch Herder immer wieder aus, der sich schon deshalb nichts aus dem Lande machte, weil er eine Zeitlang darin gelebt hatte. Die französische Literatur hat ihren Tag gehabt, lehrte er, und das französische Volk wohnt auf Ruinen.

Dies kühle, kritische Verhältnis der neuen deutschen Jugend gegen die vordem so sehr bewunderte französische Kultur und Politur hatte seinen Grund aber auch in ihrer jetzigen Bekanntschaft mit den englischen Dichtern. Die Shakespeare, Milton, Young, Richardson, Fielding, Goldsmith, Sterne usw. übten, sobald man sie kennen lernte, viel mehr Gewalt auf die deutschen Herzen und Köpfe aus; sie konnten als die wahren Meister gepriesen werden. Vertrieb man hier die eine Ausländerei durch die andere? Nun, die Französelei war eine Gefahr, an der alles Deutschtum zugrunde gehen konnte; jenes Inselvolk über dem Meere mußte dagegen als unser natürlicher Verbündeter gelten. Die geistige Verwandtschaft zwischen den Deutschen und Briten fühlten und genossen ja die neuen Leser des ‚Hamlet' oder des ‚Landpredigers von Wakefield' in höchstem Grade. An diesen Dichtern konnten die Deutschen sich selbst finden. Lessing hatte schon 1759 in seinem Kampfe gegen Gottsched betont, „daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen" und daß z. B. unsere altdeutschen Theaterstücke „sehr viel Englisches haben." In den letzten zwölf Jahren war man in die Schätze der britischen Literatur noch viel mehr eingedrungen. Und waren nicht sogar die klügsten Franzosen, Diderot und

sogar Voltaire selbst, bei den Engländern in die Schule gegangen?

Aber man hatte ja auch nicht vor, die englischen Krücken gegen die französischen einzutauschen. Die jungen deutschen Männer wollten mit den bewunderten Engländern in den Wettkampf eintreten. Wenn sie jetzt den Shakespeare vergötterten, so dachten sie dabei an einen Satz Lessings: „Ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, der Alles bloß der Natur zu danken scheint."

Achtzehntes Kapitel

Noch ein Sommer im Elsaß

1771.

Seine Malkünste hatte Goethe in der Frankfurter Krankenstube für Käthchen Schönkopf angewandt: jetzt, im Frühling 1771, betuschte er seidene Bänder für Riekchen Brion mit Blumen, Blättern und Ranken; denn solche bemalten Bänder gehörten damals zum Putz der Damen. Und während Knospen und Blüten an ihren Stenglein mitsamt dem Blattwerk sich auf der weißen Seide aneinander reihten, entstand in dem jungen Maler das Gedicht, das mit ihnen zu dem lieblichen Kinde reisen sollte:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein lustig Band.

Zephir, nimm's auf deine Flügel!
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und dann tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedener Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose jung!
— Einen Kuß, geliebtes Leben
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal, segne diese Triebe!
Laß mich ihr und laß sie mein!
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein!

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand!
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Wie sollte das Mädchen für diese Gabe anders danken als mit erneuter, wachsender Liebe? Und was sollte der nächste Ausdruck dieser Liebe andres sein als wie neue freundliche Einladung? Auch diesmal folgte Goethe allein dem Rufe. Der Tag ging schon zur Neige, als er die Stadt verließ. Das Ringen mit dem letzten Tageslichte erregte ihn, den schon von der Liebe Erregten!

Es schlug mein Herz. Geschwind zu Pferde!
Und fort! Wild wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah schläfrig aus dem Dunst hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!

Und nun denke man sich den nächsten Tag als einen Sonnen- und Frühlingstag; zwei junge Leute streifen draußen in den Äckern, Wiesen und Büschen herum, nach den Rhein-Inseln zu. Das ist ein Festtag, der nicht im Kalender steht; ein plötzliches Geschenk vom Himmel, ein Maienfest.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Die Eltern sahen, wie der Gast und ihre Tochter aneinander hingen; sie vertrauten Beiden. Man konnte ihnen noch mehr Beisammensein wünschen. Goethe war jetzt Student im letzten Semester; Vorlesungen hörte er nicht mehr. Er konnte ebenso gut hier auf dem Lande ein paar Wochen zubringen als in der Stadt; seiner Gesundheit aber war der Landaufenthalt dienlicher, denn darin war er immer noch so unfest, daß

ihn jede Erkältung umzuwerfen schien. Kurz, Vater und Mutter Brion schlugen dem Herrn Goethe vor, von Pfingsten an eine Zeit bei ihnen zu leben, um sich recht zu erholen. Pfarrersleute nehmen leicht einen Kandidaten der Theologie in's Haus, der den Prediger im Kirchehalten ein wenig ablöst und in manchen Fällen sich auch zum Schwiegersohn auswächst; man kann es zur Abwechslung auch einmal mit einem Rechtskandidaten so gut meinen.

Nun empfand Goethe die Vorfreude auf eine herrliche Frühsommerzeit.

In der Stadt kamen ihm dann freilich Bedenken. Die redlichen Eltern sahen in Riekchens gutem Freunde vielleicht einen Bewerber; das Mädchen konnte nach allen seinen Worten, seinem ganzen Betragen das Gleiche vermuten. War er denn schon gebunden und versprochen? Noch vor kurzem hätte er jeden Gedanken, daß er in nächster Zeit seine Freiheit verlieren, sie freiwillig aufgeben könnte, als toll verlacht. Jetzt liebte er jenes Mädchen, und sie ihn; aber was folgte daraus? Mußte denn Etwas folgen? Ist nicht die Liebe so schön und herrlich, daß sie ihr Recht in sich trägt? Muß die Liebe erst noch einen Zweck, ein Ziel, eine Zukunft, eine Entschuldigung bekommen? Dann müßte man ja auch die Freude rechtfertigen und alles Gute, was es in der Welt gibt!

Gewiß, er hatte früher selber gesagt: „Wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verspricht.“ Aber Käthchen hatte ihn dann in der empfindlichsten Weise

belehrt, daß die jungen Mädchen keineswegs von der Gnade ihrer Liebhaber abhängig sein wollen. Sie begehren die Ehe mit einem braven Manne. Gut, aber bilde du dir nicht ein, daß du dieser Mann sein müßtest! Man hätschelt dich jetzt, aber man ist ebenso bereit, das Köpfchen an eines anderen Mannes Brust zu schmiegen, wenn du nicht mehr da stehst.

„Einmal muß man erfahren, daß Mädchen — Mädchen sind und daß ihnen ein Mann ein Mann ist“: diesen Satz schrieb Goethe in einen Briefroman hinein, den er sich ausdachte und anfing. Dazu die andere Lehre: „Der Glückliche soll sich nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr geben als den gegenwärtigen Genuß.“ [1]) Carpe diem! ruft uns Horaz zu. Nur der Augenblick gehört uns, nur unser Denken und Fühlen in diesem Augenblicke. „Was jeder Tag will, sollst du fragen; Was jeder Tag will, wird er sagen.“ [2]) Also durfte er sich wohl seines Glückes durch Riekchen ohne Zukunftssorgen freuen. Er gab ihr die Seligkeit der Liebe, wie sie ihm.

Riekchen war jetzt neunzehn Jahre alt und noch immer leidend. Man wußte nicht, ob sich ihr Leben zu Ende neigte oder heimlich schon erstarkte. Goethe ging auf die Zweiundzwanzig zu, und gerade jetzt kränkelte auch er wieder, sogar in recht verdrießlicher

---

[1]) „Arianne an Wetty“, Bruchstücke im Straßburger Notizbuche Goethes.

[2]) Diese Gedanken hat Goethe erst später niedergeschrieben; aber auch in dieser Zeit hielt er sich schon „erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist.“ (An Salzmann, im Juni 1771.)

Weise. Es war wirklich ihnen beiden eine Ferienzeit, ein fleißiges Spazieren in freier Luft zu gönnen. Auch ohne feierliche Bedingung nachfolgenden Ehestandes.

Ganz beruhigen konnte sich Goethe über seine Lage nicht. War es recht, daß er durch die Annahme der freundlichen Einladung sich verpflichtete? Hatte er nicht längst schon seine Neigung deutlicher gezeigt, als ratsam war? Der Satz: „Wer einem Mädchen Hoffnung macht, Der verspricht" läßt sich nicht völlig aus dem Sinn schlagen.

Wenn er vor solchen Fragen und Nöten stand, hatte der junge Goethe immer das Bedürfnis nach einem Vertrauten, dem er sein Herz ausschütten konnte. Salzmann, das weise Männchen, war jetzt sein Beichtvater. Was aber sollte der Erfahrene in diesem Falle tun als den Kopf schütteln und zur Vorsicht raten? Daß man Liebesleute nicht lenken kann, wußte er, und die vernünftigen Erwägungen, die er vortragen konnte, waren seinem Schüler bereits geläufig. Das Mädchen aber wohnte bei Vater und Mutter; es brauchte von keinem Fremden behütet zu werden.

Als Pfingsten herankam, wo Goethe draußen erwartet wurde, war er in seiner Gesundheit wieder ziemlich tief unten: Schnupfen, Husten und Fieber. In seinem Kopfe sah es wirr aus, in seiner Stube gleichfalls. Drinnen in der Seele war es nicht heiter. „Ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife."

Dennoch ritt er am vorgesetzten Tage morgens um Sieben ab.

Als er in Sesenheim ankam, fand er auch Riekchen kränklicher als sonst. Da bedurfte es wenigstens keines Beweises mehr, daß Beide ein Recht auf ein paar Wochen Schlenderleben hatten.

Die Kirche in Sesenheim

Am zweiten Pfingsttage war in dem Nachbarorte Röschwoog Tanz; pfälzische Wandermusikanten spielten auf. Riekchen mußte zu Hause bleiben, aber Selmel wollte auf das seltene Vergnügen nicht verzichten, und der Gast hatte die Ritterpflicht, sie hinzuführen. Als er da war, tanzte er auch: von zwei Uhr nach Tisch bis Mitternacht außer den wenigen Pausen zum Essen und

Trinken. So hatte er sich noch nie dem Tanze hingegeben! Er vergaß sein Fieber oder tanzte es weg.

Nach dieser Gewaltkur fühlte er sich auch in den nächsten Tagen wohler. Der Husten löste sich allmählich, besonders durch die viele Bewegung im Freien. Aber die erste Woche war doch längst nicht so, wie man sich das Beisammensein zweier Liebenden vorstellt. „Die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein“ schrieb er an Salzmann, „und Das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn.“ Dazu plagte ihn das Gewissen. Eben die Frage, ob es recht sei, daß er hier so vertraut unter den guten Leuten wohnte und sich pflegen ließ wie ein Sohn des Hauses. Er empfand dankbar das Gute und Vergnügliche, was er hier hatte. „Und doch“ gestand er dem Freunde, „wenn ich sagen könnte: »ich bin glücklich«, so wär' Das besser als Das alles. . . . Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.“

Auch in der nächsten Woche fehlte ihm viel zum rechten Behagen. Sein Husten war doch immer noch hartnäckig.

Ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt! Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet —

Ja, die schönen Stunden mit Riekchen, wenn sie sich besser fühlte, wenn Beide sich im Freien ergingen oder draußen in der Laube oder im Nachtigallenwäldchen oder sonst an einem schönen Platze saßen. Dann schwätzte sie so vertraulich, beschrieb ihm alle ihre Bekannten oder sie hörte ihm so hingegeben zu, sobald

er sein Inneres aussprach oder Etwas vorlas, was er selber liebte. Seine eigenen Werkchen hatte er auch mitgebracht, Fertiges und Angefangenes, auch sein Theaterstück ‚Die Mitschuldigen'. Den Homer las er für sich auf griechisch, und weil er voll davon war, beschrieb er dem Mädchen auch diese Helden und Kämpfe des trojanischen Krieges. Ebenso wunderbar waren die Bilder aus dem Nebel- und Mondscheinlande Kaledonien, die er nach Ossians Vorbilde malte. Von Shakespeare sprach er dann oder von jenem englischen Landpfarrer Primrose und seinen Töchtern, von hundert andern Dingen. Er schien unerschöpflich. Was so ein Mann nicht alles weiß, nicht alles denken kann! In andern Stunden kam sein Talent im Zeichnen und Malen hervor. Er wagte sich an eine ganz große Aufgabe: die Pfarrkutsche war einfarbig; er wollte sie jetzt mit Blumen und Zieraten bemalen; die nötigen Pinsel und Farben wurden herbeigeschafft.

Im Dorfe gibt es für einen Städter Allerlei zu sehen und zu lernen, und Goethe bastelte gern; sogar das Korbflechten ließ er sich vom „lahmen Philipp“ zeigen, wie wenn er's selber betreiben wollte. Es glückte ihm auch, für Herder alte Volkslieder aufzustöbern; „aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens“ erhaschte er sie noch gerade, denn deren Enkel wußten sie schon nicht mehr. Es waren zumeist tragische, mitunter auch derbkomische Liebesballaden: vom Herrn v. Falkenstein und der schönen Magd; vom Pfalzgrafen und seiner unglücklichen Schwester; vom Maidel, das zwei Knaben lieb hatte; vom Zimmergesellen, den die Markgräfin verführte und der Richter laufen ließ; vom

braunen Annel; vom plauderhaften Knaben usw. Dann wurden wieder von den Schwestern neuere Lieder geträllert oder gesungen; Riekchen oder Goethe setzte sich an das Klavier. Ungern trennte man sich zur Nacht, und am frühen Morgen, wenn Goethe in den Garten hinaustrat, sehnte er sich schon wieder nach seinem Mädchen:

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
So höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch:
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch!

Aber nicht alle Tage sind Sonnentage. Und auch in der Mitte des Rosenmonds ist das Wetter zuweilen abscheulich kalt und naß. „Es regnet draußen und

drinne“ schrieb Goethe an einem solchen Tage dem getreuen Mentor in der Stadt, „und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebblättern vor'm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm.“ Die »animula vagula«: so hatte einst der Kaiser Hadrian seine Seele angeredet, als es an's Sterben ging:

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis jocos![1])

So ernsthaft waren des jungen Mannes nächste Aussichten denn doch nicht. Er brauchte ja nur an das Angenehme zu denken, das er genossen hatte und das ihm noch bevorstand. „Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte!“

Das Wetter heiterte sich auch wieder auf, und nun erfreute er sich immer mehr an der Natur. Zum ersten Male erlebte er den Sommer in einem Dorfe. Er sagte sich, daß er die Welt noch nie so schön gesehen habe. Wie war er doch jetzt vom Schicksal begünstigt!

Die angenehmste Gegend. Leute, die mich lieben. Ein Zirkel von Freunden. Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind Das nicht die Feengärten, nach denen du dich

[1]) Flatterndes, zärtliches Seelchen, des Leibes Gast und Gefährte, nun wirst du dahin gehen in die bleichen, starren, nackten Stätten der Unterwelt und nicht mehr wirst du, wie bisher, zu Scherzen aufgelegt sein.

sehntest? — Sie sind's! sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden.

Das hatten sie wohl alle nicht bedacht: die Eltern, als sie den jungen Mann einluden, Riekchen, als es ihn herbeisehnte, und Goethe, als er sich auf diese Wochen freute, daß im wirklichen Leben die Poesie im besten Falle nur ein kleiner Nachtisch zu der Hauptmahlzeit Prosa sein kann. Im kleinen Hause sieht und hört man leicht zuviel von einander! Goethe gewahrte jetzt sein Mädchen vier Wochen lang,[1]) jeden Tag und den ganzen Tag; er sah sie auch matt und krank, vom Schnupfen entstellt und verstimmt. Das war die „Zugabe" zu dem Gewollten und Vorbereiteten. Tat man klug, eine junge Liebe auf solche Probe zu setzen? Auch er selber war nicht immer aufgeräumt, schon weil auch seine Gesundheit schwankend blieb. Er beobachtete Riekchens Eltern und Geschwister am Alltage: gute Leute, aber auch gewöhnliche Leute. Schlecht traf es sich, daß er mit dem Pfarrer wenig gelehrte und geistreiche Gespräche haben konnte; dieser Papa war als Mensch wie als Prediger etwas langweilig. Er wünschte sich einen Umbau seines Hauses. Darüber konnte Goethe mit ihm beratschlagen; der junge Mann maß Alles aus und zeichnete neue Risse. Die Ausführung lag aber in weitem Felde. Mit jener Kutsche mißlang es unserem Malstudenten schmählich: als er

[1]) Ungefähr; eine sichere Zeitangabe gewähren die Briefe an Salzmann nicht.

seine Blümelein und Rankenwerk recht hübsch aufgetragen hatte, wagte er sich auch an das Lackieren. Dabei brauchte er einen falschen Firniß, der nun weder bei Sonne, noch bei Zugluft trocknen wollte. Schließlich mußte der Lack und die Malerei wieder abgewaschen werden; danach hatte die Kutsche aber auch ihren früheren Glanz verloren, und Herr Goethe wurde ausgelacht.

Nun, solcher Ärger geht nicht tief. Viel peinlicher war ihm die Erkenntnis, der er sich doch nicht mehr verschließen konnte: daß eine dauernde Lebensgemeinschaft zwischen ihm und diesen braven Leuten ein Unglück sein würde. Er dachte sich Riekchen in die Stadt: schon in Straßburg war sie fehl am Platze. Er dachte sie sich nach Frankfurt; wie sollte er es vor dem Vater und der Mutter begründen, daß nur dieses elsässische Landmädchen ihn beglücken könne? Er glaubte es ja selber nicht! Seine Liebe war eigentlich nur noch eine Erwiderung ihrer Liebe. Was sollte er jetzt mit einer Braut? Nach seines Vaters Plane hatte er erst noch eine große Reise durch fremde Länder zu machen, ehe er sich in einem Berufe festsetzte; ihm selber lag seine Zukunft noch ganz im Dunkeln. Wie hätte er das Schicksal eines Mädchens mit dem seinen verbinden dürfen? Eines kranken Mädchens? Konnte er sich doch auch auf seine eigene Gesundheit gar nicht verlassen!

So wechselten trübe Wolken und Sonnenstrahlen in seinem Herzen. Und so kam der Tag heran, wo er sich endlich wieder zur Stadt wenden mußte. Riekchen ging ein Stückchen des Weges mit ihm: „Ach Gott,

wie weh tut Scheiden!" fängt ein altes Volkslied an. Goethe hatte dies Erlebnis, das Wenigen erspart bleibt, auch schon auf seine Weise in Verse gebracht:

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz.
In deinen Küssen welche Wonne!
In deinem Auge welcher Schmerz!
Ich ging. Du standst und sahst zur Erden
Und sahst mir nach mit nassem Blick —
Und doch! welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Bisher war Goethe nicht in das obere Elsaß gekommen, dessen schöne Landschaften und alte Städtchen gerühmt wurden. Jetzt holte er es nach, von den Freunden beredet, oder indem er sie mit sich riß. Eine größere Fahrt führte über Schlettstadt und Kolmar, wo man den blinden Fabeldichter Pfeffel begrüßte, nach Ensisheim, um dort in der Kirche den ungeheuren Meteorstein zu sehen. Ein anderer Ausflug hatte Molsheim zum Ziel; die gotische Kirche dort ist die zweitschönste des Landes, und im Kreuzgange des

Karthäuser Klosters erregten farbige Scheibengemälde die Bewunderung der Besucher. Auch eine Wallfahrt nach dem Odilienberge machte Goethe mit und genoß zugleich ein solches katholisches Volksfest und die Aussicht von jener Höhe. Man überschaut dort fast das ganze Elsaß und gegenüber den Schwarzwald; das Straßburger Münster ist deutlich; aber auch ins Breisgau reicht der Blick, und an hellen Tagen zeigen sich im Süden die Schweizer Berge. Ein Frauenkloster steht hier oben, der heiligen Ottilie gewidmet, die eine Tochter des elsässischen Herzogs Eticho war. Sie ist Schutzpatronin des Landes und zugleich der Augenkranken, denn man erzählt von ihr, daß sie, blindgeboren, erst mit der Taufe das Augenlicht erhielt.

Wenn Goethe dann wieder daheim in Straßburg war, beschäftigte ihn das Münster noch immer. Er hatte eine Entdeckung gemacht oder glaubte sie gemacht zu haben, nämlich, daß der Künstler, der den Turm entwarf — den einen ausgebauten — die Spitze anders gebildet habe, als wir sie jetzt ausgeführt sehen. Zu dieser Behauptung führte ihn sein künstlerisches Gefühl, nachdem er sich lange und liebevoll mit diesem ganzen Bauwerk und diesem wichtigen Teile beschäftigt hatte. Er sprach auch aus und zeichnete auf Papier, wie die Spitze ihrem Unterbau gemäß eigentlich endigen müsse. Und nun erlebte er den Triumph, daß der Schaffner des Doms, der berühmte Orgelbauer Silbermann, ihm Recht gab und vor Andern bestätigte, daß der ursprüngliche Plan so war, wie Goethe vermutet hatte. Silbermann hatte die Bau-Risse in seinem Gewahrsam; er zeigte sie jetzt dem jungen Kunstbeflissenen, dessen Liebe

zu dem wundervollen Bauwerk nun noch begeisterter wurde.[1])

Wenn er nur zu seinem Haupt- und Brotfach eine ähnliche Liebe hätte fassen können wie zu den bildenden Künsten und der schönen Literatur! Wohl hatte er alle Fächer und Lehren der Jurisprudenz oberflächlich kennen gelernt, aber er blieb an der Oberfläche. Weder ein Philosoph, noch ein Historiker fand sich, der ihm das Innere dieser Wissenschaften zeigte und ihn zu der eigenen Arbeit verführte, durch die allein wir ein freundschaftliches Verhältnis mit der Wissenschaft gewinnen.

Sein Vater erwartete von ihm eine Doktor-Dissertation; er wollte auch schon im ersten Straßburger Semester an die Ausarbeitung gehen. Aber er stockte sogleich wieder, denn er empfand, daß ihm überall die Kenntnisse fehlten und leider auch die Neigung, sie zu erwerben, und, wie angedeutet, auch der Lehrer, dessen Schüler und Altgesell er hätte sein mögen. Da hörte er denn gern den Freunden zu, die ihm rieten, sich die ganze Arbeit mit der gelehrten Abhandlung zu ersparen; man könne hier in Straßburg auch mit einer bloßen Disputation über Thesen Lizentiat und Doktor werden, und solche Thesen seien bald aufgestellt.

Davon wollte aber der Vater nichts hören. Er

[1]) Diese Kunstfrage ist, wie so viele, unter den Kennern strittig. Nach Görres hat der Baumeister des Turms, Peter Hülz aus Köln, seine ursprüngliche Absicht, den Turm mit vier Spitzsäulen zu krönen (wie Goethe verlangte) selber aus guten Gründen abgeändert.

Das Münster in Straßburg

Alter Stich

Goethe in seinem Frankfurter Arbeitszimmer

Goethe-Nationalmuseum

hatte selber viel „Öl und Schweiß" daran gewandt, eine gediegene Doktor-Arbeit zustande zu bringen, und forderte von seinem begabten Sohne nichts Geringeres. Also mußte der junge Mann nach einem Thema suchen, das einigen Reiz für ihn hatte; und er kam auf die Frage nach dem rechten Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Darüber hatte er als Frankfurter schon Manches reden hören und selber gedacht. Fast überall im deutschen Reiche waren die weltliche und die geistliche Obrigkeit nur die beiden Arme des gleichen Staatskörpers; es galt der Grundsatz: »Cujus regio, ejus religio«; der Staat war entweder katholisch oder lutherisch oder reformiert; die Andersgläubigen wurden vielleicht geduldet, durften aber als solche nicht öffentlich hervortreten, also auch keine Gottesdienste abhalten. So genoß jeder Staat das Glück der religiösen Einheit und Ruhe. In Frankfurt aber und anderen protestantischen Reichsstädten war den Katholiken die Ausübung ihrer Religion vom Westfälischen Frieden her gesichert; wir erinnern uns, daß dort auch die zugewanderten Reformierten seit Jahrzehnten sich um das gleiche Recht bemühten, daß aber der Magistrat ihnen hartnäckig die Errichtung von Bethäusern innerhalb der Mauern verweigerte. Ganz ebenso hielt man es in Straßburg, wo die Kalvinisten ihre Erbauung in dem eine Meile entfernten Wolfisheim, das dem Landgrafen von Darmstadt gehörte, suchen mußten. Hier im Elsaß beschränkte der König von Frankreich aber auch die Rechte der Lutheraner insofern, als er angeordnet hatte, daß alle unehelichen Kinder in seiner Konfession erzogen werden müßten.

Man hat zu wählen zwischen dem Ideal der religiösen Einigkeit aller Staatsgenossen, die zugleich eine sichere religiöse Bestimmtheit ihres Staatswesens bedeutet, oder dem gegensätzlichen Ideal, daß der Staat allen seinen Gliedern volle Freiheit in diesen Dingen läßt, wodurch er selber schließlich aufhört, die christliche Sitte und Sittlichkeit anzuerkennen. Unser Rechtskandidat entschied sich in diesem grundsätzlichen Streite für den alten und herrschenden Zustand; er stellte den Satz auf, daß die Obrigkeit nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichen noch die Laien abweichen dürfen. Er führte Das teils verstandesmäßig erörternd, teils geschichtlich aus. Er zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt wurden, auch das Luthertum, auch das Christentum, und vorher schon die mosaische Verehrung des einen Gottes. Einige kühne Behauptungen fehlten nicht, schon weil der Verfasser durch Herder an solche Sprünge gewöhnt war; aber er neigte auch aus sich selber zum Übermut.[1])

---

[1]) Was Moses angeht, so soll Goethe behauptet haben, „daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Zeremonien die zehn Gebote vertreten hätten.“ Vermutlich hat Lerse, der Das 1798 erzählte, in später Erinnerung Goethes Thesen mit dessen Schriftchen von 1773 (zwo biblische Fragen), das ihm auch zugesandt wurde, zusammengeworfen, oder Böttiger hat Lerses Erzählung mißverstanden. — Heutigen Lesern kommt Goethes These leicht intoleranter vor, als sie gemeint war. Goethe wünschte keineswegs eine Einmischung der Obrigkeit in die Gedankenfreiheit, eine

Als er diese Abhandlung in ein leidliches Latein gebracht hatte, trug er sie zum Dekan seiner Fakultät, dem Professor Reißeisen. Dieser gab sie ihm nach einiger Zeit zurück; er lobte die Arbeit, aber Manches darin sei bedenklich und gefährlich. Er wies wohl auf die Straßburger Verhältnisse hin, wo die Protestanten mit ihren alten Rechten jetzt in einem katholischen Staate saßen: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Goethe könne seine Schrift wohl später und anderwärts, wenn er dann noch wolle, in der lateinischen oder einer andern Sprache herausgeben: jetzt jedoch sei es geraten, davon abzustehen. Sein Fleiß und seine Fähigkeit sei nun der Fakultät genügend bekannt; insofern sei seine Mühe nicht fruchtlos gewesen; zu seinem Ziele aber könne er auch durch die Aufstellung und Verteidigung von bloßen Thesen gelangen. Das war es gerade, was Goethe gern hören wollte; ihm lag gar nichts daran, als Autor einer lateinischen juristischen Schrift vor die gelehrte Welt zu treten.[1])

Ketzerriecherei; er war ja selber ein Einzelgänger. Aber in jenen Zeiten galten freie und eigene Weltanschauungen für das Vorrecht der „starken Geister“, und man erwartete von ihnen, daß sie Dergleichen nur in der gelehrten Sprache zum Ausdruck brächten; auch hüteten sie sich fast alle, das „Volk“ aufzustören.

[1]) So stellt es Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit‘ dar. Die Abhandlung selbst ist nicht erhalten, obwohl sie auch der Vater in einer Abschrift besaß. Vielleicht hat sie Zelter im Jahre 1816 gesehen, denn er schreibt aus Straßburg, man habe ihm dort Goethes Dissertation gezeigt, ihm aber durchaus nicht erlauben wollen, sie abzuschreiben. Einen anderen Bericht über diese Abhandlung haben wir von dem Straß-

Goethe schrieb sich nun also die „Thesen“ zusammen, die er bei der Disputation vertreten wollte. Es scheint, daß er sich auch dabei einige arge Ketzereien gönnte; aber die Fakultät war nun aufmerksam und ließ ihm seine Keckheiten nicht durchschlüpfen. Er ersetzte sie dann durch bekannteste oder nichtssagende Sätze. Sechsundfünfzig Thesen stellte er auf, zumeist oberflächliche, die ihm kein eigenes Denken gekostet hatten. „Naturrecht heißt, was die Natur alle belebten Wesen lehrte“: so besagt (auf deutsch) die erste. Andere lauten: „Das geschriebene Gesetz wird durch die Gewohnheit aufgehoben und verbessert.“ „Eine Gesellschaft wird durch den Tod aufgelöst; der Erbe des Gesellschafters tritt nicht in die Gesellschaft ein.“ „Realprivilegien gehen auf die Erben über, Personalprivilegien nicht.“ „Das Studium der Rechte gilt schon lange als das vorzüglichste.“ „Ob eine Weibsperson, die ein Neugeborenes umbringt, mit der Todesstrafe zu belegen sei, darüber sind sich die Rechtsgelehrten nicht einig.“ „Die Todesstrafe darf nicht abgeschafft werden.“ „Das Wohl des Staates soll das höchste Gesetz sein.“ [1])

Die Disputation über diese Sätze — eine bloße gelehrte Zeremonie — fand am 6ten August statt; Lerse, obwohl Theologe, trat als Opponent auf, und „ein guter, herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.“

burger Professor Elias Stoeber, einem Theologen, der im Juli und August 1772 in Briefen an seinen Freund Ring ihren Verfasser „einen überwitzigen Halbgelehrten“ und „wahnsinnen Religionsverächter“ nennt, in dessen Kopfe es nicht richtig sei.

„Um davon augenscheinlich überzeugt zu werden, darf man nur seine vorgefaßte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus lesen, welche selbst die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte können abgedruckt werden anders, als daß die Professores sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urteil und Recht abgesetzt zu werden.“ Das habe er von Reißeisen selber gehört „und, soviel ich mich zu erinnern weiß, hat er mir gesagt, daß dem Kandidaten seine ungereimte Arbeit zurückgegeben worden. Sie dörfte bei keiner guten Polizei zum Druck erlaubt oder gelassen werden, wiewohl der Herr Autor damit gedrohet.“

[1]) Daß ursprünglich auch verfängliche Thesen darunter waren, scheint aus einem Briefe vom 7ten August 1771 hervorzugehen, den Professor Metzger, ein Mediziner, an den Karlsruher Prinzen-Erzieher Ring schrieb: „Es gibt hier einen Studenten namens Goethe aus Frankfurt am Main, der, wie man sagt, in Göttingen und Leipzig gewesen ist und recht gut studiert hat. Dieser junge Mensch ist von seinem Wissen aufgeblasen, namentlich aber auch von einigen Bosheiten des Herrn v. Voltaire, und wollte eine These aufstellen, die zum Titel haben sollte ‚Jesus autor et judex sacrorum‘. Darin bringt er unter Anderem vor, daß Jesus Christus nicht der Begründer unserer Religion gewesen sei, sondern daß irgendwelche andere Gelehrte sie unter seinem Namen gemacht hätten. Die christliche Religion sei nichts Anderes als eine heilsame Lebenskunst usw. Man hat jedoch die Güte gehabt, ihm die Drucklegung seines Meisterwerkes zu verbieten. Danach hat er dann, um seine Verachtung kundzutun, die allersimpelsten Thesen aufgestellt . . . Man hat ihn ausgelacht, und damit war er erledigt.“ — Es bleibt unklar, ob Goethe diese Sätze über die christliche Religion unter seinen Thesen oder vorher in der Dissertation hatte. Böttiger schrieb 1798 nach Lerses Erzählung auf, daß Goethe, nachdem seine erste Dissertation vom Dekan nicht genehmigt worden sei, eine zweite geschrieben habe, „die noch viel ketzerischer war.“

Goethe war nun Lizentiat der Rechte. Doktor hätte er ebenfalls mit leichter Mühe, ja, auf bloßen Antrag und gegen weitere Geldzahlung werden können; er hielt es für unnötig, da in Deutschland der Lizentiatengrad mit dem Doktorgrad gleiche Geltung hatte, so daß er sich dort nach seiner Meinung ohne weiteres den üblicheren Doktortitel beilegen konnte.[1])

Mit dieser Komödie schloß er sein akademisches Studium ab. Viel hatten ihm die Universitätslehrer nicht gegeben, weder in seinem Fache, noch in den schönen Wissenschaften, die er liebte. Keiner war sein Freund oder Führer geworden — mit Ausnahme Desers, der mit den Professoren nur den Titel gemein hatte. Goethe hatte zahlreiche und zerstreute Kenntnisse gesammelt, aber keine Wissenschaft oder Kunst gründlich und ordentlich gelernt. An ein andauerndes, beharrliches, sorgfältiges Arbeiten war er nicht gewöhnt worden. Ihm fehlte die aus der Grammatik, Mathematik und Logik hervorgehende Schulung im Denken, also eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit den Gedankenblitzen gegenüber. Vielleicht war deshalb sein

[1]) Nach einiger Zeit, Ende des Jahres 1771, ließ ihm die Straßburger Fakultät der Sporteln wegen nahelegen, die Doktor-Promotion nachzuholen. Er weigerte sich. Allerdings gerade seine Kollegen, die Frankfurter Juristen, machten einen Unterschied zwischen beiden Titeln. Unter ihnen konnte sich Goethe nur als Lizentiat bezeichnen. Sonst aber hieß er allenthalben Doktor.

Anschauungsvermögen um so stärker geblieben und auch seine Fähigkeit, alles Wahrgenommene und Vorgestellte höchst lebendig auszudrücken. Zum pedantischen Betrieb der Wissenschaften taugte er nicht, und seine Neigung, selber ein Professor zu werden, war längst vergangen. Aber er hatte sich seine Lernlust bewahrt, begriff auch schnell und leicht, und sein vorzügliches Gedächtnis half ihm, sehr kenntnisreich zu erscheinen. Er versprach also einen gelehrten Liebhaber der Wissenschaften, wie man sie an Höfen und unter reichen Leuten zuweilen findet.

Unerwarteten Reingewinn hatten ihm die akademischen Jahre dadurch gebracht, daß er in die bildenden Künste und ebenso in die Naturwissenschaften (mit Einschluß der Medizin) eingedrungen war: diese Studien gedachte er fortzusetzen, denn von ihnen erwartete er noch viele Freuden.

Der Philosophie, wie sie die Fakultäten pflegen, war er fern geblieben, so sehr er doch das Philosophieren liebte. Er hatte für sich Platons ‚Phädon‘ mit demjenigen des Moses Mendelssohn verglichen: Das war seine einzige schulmäßige Arbeit auf diesem Gebiete gewesen. In Bayles ‚Dictionnaire‘ und andern Büchern hatte er allerlei über alte und neue Philosophen gelesen; mit Herder hatte er nicht bloß über ästhetische Grundfragen disputiert, denn Herder beschäftigte sich auch gern mit der Metaphysik. Im Ganzen aber war Goethe ein Philosoph geworden, wie es Shakespeare ist: ein Beobachter der Menschen und ihrer Erlebnisse, ein Sucher nach praktischen Lehren und Ergebnissen aus solcher ständigen Beobachtung. Im Hinblick auf die letzten Geheimnisse der Religion und der Metaphysik

hielt er nicht viel vom Denken oder Wissen; er stellte sich weder zu den Rationalisten, noch zu den Orthodoxen. In dieser Dunkelheit, glaubte er, müssen wir uns auf das Tastgefühl unserer Seelenkräfte verlassen. Die völlige Ergebung in das Schicksal und das grenzenlose Vertrauen auf den Allwaltenden sind höchste Weisheit — obwohl wir sie häufiger bei kindlichen als bei sehr gelehrten Menschen finden.

Was sein Verhältnis zu den Menschen anging, so fühlte und betrug Goethe sich immer noch als ein Sohn aus reichem Hause. Also sahen die Meisten in ihm einen Abgesonderten, der es ohne sein Verdienst recht gut hatte: er konnte hundert Gulden[1]) im Monat verzehren, in feiner Kleidung einhergehen und nach Herzenslust Allotria treiben. Aber er sonderte sich auch freiwillig ab, tauchte nie in der Masse unter, vermischte sich nicht im Jahrmarktsgewimmel mit allem Volk und lebte niemals als ein „rechter Student“ mit den Kommilitonen. Nie zog er mit einer Schar aus, nie nahm er an einem großen Gelage teil. So blieb sein Bekanntenkreis verhältnismäßig klein. Und so hatte der junge Mann stets etwas Unjugendliches, Altkluges, Verfrüht-Würdiges.

Goethe selbst berichtet in ‚Dichtung und Wahrheit‘, daß er von Straßburg körperlich gesünder nach Hause gelangt sei, „aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Überspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete.“ Gleich danach spricht er von seiner

---

[1]) Goethes Aufenthalt in Straßburg kostete dem Vater bis zur Rückreise 1449 Gulden.

„vielfachen Exzentrizität.“ Wichtiger, weil älter, ist eine Briefstelle vom 9ten Dezember 1777 an Frau v. Stein: „So lang ich im Druck lebte, so lang Niemand für Das, was in mir auf- und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich, mit aller Lauterkeit meines Herzens, eine Menge falscher, schiefer Prätensionen.“ Ein anderes Fremdwort für dieses Selbstgefühl, das an Anmaßung und Dünkel grenzte, brauchte er, als er in den Vorarbeiten zu ‚Dichtung und Wahrheit‘ sich selber zeichnen wollte, wie er als junger Mann gewesen: „Ich habe niemals einen präsumtuoseren Menschen gekannt . . . Niemals glaubte ich, daß Etwas zu erreichen wäre; immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, Das verstehe sich von selbst.“

Seine Zeitgenossen, die ihn als Studenten kennen lernten, erzählen nicht viel von ihm. „Er war in unserer Zeit in Leipzig und ein Geck“ schreibt 1772 der Werther-Jerusalem an Eschenburg. „Mir wenigstens kam er schon auf Universitäten als ein überspannter Kopf vor“ meint 1775 Heinrich Ayrer zu Georg Friedrich Ayrer. Der Leipziger Stadtrat Rummel, an den Goethe von dessen Schwager Bethmann empfohlen gewesen war, hatte „besondere Denkungsarten in der Religion“ an ihm bemerkt. Ein Buchhändler aus dem Weidmannschen Laden erinnerte sich „des ungemein aufgeblasenen Studenten Goethe.“ In der livländischen Familie Bergmann, zu der auch der berühmte Chirurg

Ernst v. Bergmann gehörte, ist überliefert, daß ein Gustav (v.) Bergmann, der im Herbst 1767 sein Studium in Leipzig begann, mit anderen Neuen im Schauspielhause vor Goethes Augen gekommen sei, wobei Dieser ausgerufen habe: „Hier stinkt's nach Füchsen." Darauf habe Bergmann ihn geohrfeigt; ein Zweikampf sei gefolgt, bei dem Goethe am Oberarm verwundet sei. — Eine andere Überlieferung über irgend einen Zweikampf Goethes besitzen wir nicht.

Von seinen Straßburger Bekannten nennt ihn Meyer von Lindau „närrisch" und Prof. Metzger „von seinem Wissen aufgeblasen." Bei Herder heißt er, als ihn dessen Braut sehr lobte: „wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und spatzenmäßig." Bei Professor Stöber: „ein überwitziger Halbgelehrter" und „wahnsinniger Religionsverächter", von dem man in Straßburg glaube, daß er einen Sparren zu viel oder zu wenig habe. Der Dichter Pfeffel spricht 1772 von seiner „suffisance insupportable." Lerse erzählte 1798, daß Goethe in Straßburg über Ossian und Homer in hohe Verzückung geraten sei und Worte der Prophezeiung gesprochen habe; er, Lerse, habe Besorgnisse gehabt, Goethe werde überschnappen. Der günstigste Bericht findet sich in Jung-Stillings Lebensroman; dies Buch ist aber mit Goethes Zutun zum Druck gelangt; auch erzählte Jung-Stilling seine Straßburger Erinnerungen erst, als Goethe schon ein berühmter Dichter geworden war und kürzlich neue Gelegenheit gehabt hatte, diesem Freunde in seinem väterlichen Hause zu Frankfurt gute Dienste zu erweisen.

Nur ein paar Bekannte schauten jetzt schon zu ihm auf als zu einem Höheren, der tiefer Blicke fähig sei: Trapp in Worms, ein junger Student Hetzler in Frankfurt und der an Jahren ihm überlegene Heinrich Jung; seit kurzem auch ein kleiner Theologe aus Livland, Jakob Lenz. Ein paar Andre liebten ihn als einen guten Kameraden: Horn und Lerse besonders. Andere schätzten oder begönnerten ihn als seine Ratgeber und älteren Freunde: Schlosser, Hermann, Behrisch, Oeser, Salzmann und Herder. In ein paar Familien war er freundlich aufgenommen worden. An jungen Mädchen, die ihn gern sahen, konnte er ein Dutzend aufzählen; bei zweien hatte sich die Freundschaft zur schmerzhaften Liebe gesteigert. Daß die Frauen ihn als einen schönen und anziehenden Jüngling empfunden hätten, ist uns nicht überliefert. Wir müssen seine Gestalt als schlank und sehr mager, sein Gesicht blaß und knochig denken. Er sah mehr nach Krankheit als nach Gesundheit aus.

Als ein außergewöhnlicher Mensch erschien er wohl den Meisten; schon wegen der Freiheit, die er dem Wohlstande seines Vaters verdankte und die ihm gestattete, mehr als andere junge Leute seinen Launen zu folgen. Aber war ihm auch eine wirkliche Größe verliehen, ein Genie, wie man es seit einiger Zeit gern benannte? Nach seinen bisherigen Leistungen und Erfolgen: kaum! Auch er selber hätte Ursache gehabt, an seinen Kräften zu zweifeln. Mit siebzehn, achtzehn Jahren hatte er sich eingebildet, ein Dichter zu sein, der raschen Fußes die Höhen des Parnasses emporklomm. Seitdem war er aus dem Umlernen nicht herausgekommen. Jetzt glaubte er auf dem rechten Wege vorzurücken: aber glaubt man Das

nicht immer? Zur Dichtkunst fühlte er immer noch eine große Kraft in sich, aber ach! jetzt mußte er sich an Riesen messen: an Homer, Pindar, Sophokles, Shakespeare. Schon stellte er sich kühne Aufgaben und brachte allerlei Anfänge und Bruchstücke auf das Papier: aber erst die Zukunft konnte zeigen, ob er diesen Plänen gewachsen war. Was er bisher gemacht hatte, hätten hundert Andere auch fertig gebracht mit Ausnahme von dreien oder vieren seiner Lieder an Riekchen Brion. Vielleicht taugte er nur zum Hauspoeten für sein Liebchen und ein paar wohlwollende Freunde.

Den gewöhnlichen Ehrgeiz besaß er nicht. Er trachtete nicht danach, durch seine Talente möglichst bald vor der Menge zu glänzen. Auch sehnte er sich nicht in ein hohes Amt, wo man prunken und Macht ausüben kann. Sein Vater war ein Privatmann geblieben; zu solcher Lebensart hatte auch der Sohn viel Anlage. Von den Leuten stolz und frei sich abzuschließen, sich um ihr Gerede nicht zu kümmern, nicht nach ihren Wünschen zu fragen: Das war ihm gemäß. Er hatte aber auch keinen besonderen Trieb, Vielen zu nützen, etwa seiner Vaterstadt große Dienste zu leisten oder gar dem deutschen Vaterlande und Volke seine Kräfte zu widmen. Der Gemeinsinn und Patriotismus war zu jener Zeit überhaupt selten; die Untertanen führten ihr Leben in kleinsten Gruppen und fragten wenig nach dem Ganzen, dessen Schicksal zu beeinflussen dem Einzelnen auch unmöglich scheinen mußte. Immerhin gab es hie und da Männer mit Bürgersinn, Männer, die an Aufklärung und Fortschritt glaubten und sich beeiferten, gegen die

ärgsten Übel und schreiendsten Ungerechtigkeiten anzukämpfen. Der junge Goethe hatte noch kein Verhältnis zu ihnen; alles Politische und Soziale war ihm nur ein Schauspiel, gewöhnlich ein Schauspiel der Ferne oder der Vergangenheit.

So ablehnend, stolz und eigenwillig er der Menge gegenüber stand, ließ er sich doch leicht von einzelnen Menschen bestimmen, denen er Vertrauen schenkte. Wir kennen sein Bedürfnis nach einem älteren Berater und Beichtiger; aber auch sein Altersgenosse Lerse erzählte später, er habe den Freund lenken können, wohin er wollte. Goethe nahm nicht gern sein eigenes Schicksal in die Hand. Auch jetzt, wo er mit Studieren fertig war, wäre es ihm schwer gefallen, auszusprechen, was er nun werden und tun wolle. Und so wurde er denn wieder, was er zuvor gewesen: Haussohn bei den Eltern, und erwartete, was sein alter Vater mit ihm vorhatte.

In der zweiten Hälfte des August nahm er Abschied von seinen Freunden in Straßburg. Ob er nach jenem großen Besuche noch einmal in Sesenheim gewesen ist, wird uns nicht berichtet. Er gab wohl auch den Fortgang seines Verhältnisses mit Riekchen in Gottes Hand.

Seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag feierte er schon wieder bei den Seinen in Frankfurt.

Seitenzeiger

1. Personen.

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. BnS.: Bild neben Seite.

2. Orte.

3. Sachen.

4. Goethes Dichtungen.

Dramatisches.

Episches.

Lyrisches.

Andere Arbeiten.

Druck von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
	OCT 4 1949		
	OCT 21 1949		

C28 (449) M50

GB B632 1

13220748 COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

0113220748

BRITTLE DO NOT PHOTOCOPY

GB .B632 V1

AUG 22 1919

VOLUME 3

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Die Geniezeit
1774-1776

★

The University of Iowa Libraries

PT2051
B63
v. 3

DATE DUE

DEC 05 1991			

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1774—1776

Die Geniezeit

Andere Bücher
von Dr. Wilhelm Bode
Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Goethes Leben: I. Lehrjahre 1749—1771 / 2. Auflage. 7.—9. Tausend. 471 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 22.—, in farbigem Pappband M 32.—, in Ganzleinen-Geschenkband m. echtem Gold M 42.—.

Goethes Leben: II. Der erste Ruhm 1771—1774 / 383 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 20.—, in farbigem Pappband M 30.—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . . . M 40.—.

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen: I. Im alten Reiche 1793—1803. 2. Ausgabe. 6. u. 7. Tausend. Rund 830 Seiten. Geheftet M 45.—, in Pappband M 56.—, in geschmackvollem Ganzleinenband M 65.—

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen: II. Die Zeit Napoleons 1803—1816. Rund 515 Seiten. Geheftet M 35.—, in Pappband M 44.—, in geschmackvollem Leinenband . . . . M 52.—.

Goethes Liebesleben. 13.—15. Tausend / Rund 500 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. Geheftet M 26.—, in Pappband M 36.—, in Ganzleinen-Geschenkband M 45.—, auf holzfreiem, weißem Papier in Halblederband . . . . M 65.—.

Neues über Goethes Liebe. 159 Seiten. Geheftet M 10.—, in Pappband. . . . . M 17,50.

Charlotte von Stein. 24.—30. Tausend / 725 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 34.—, in Halbleinen M 48.—, in Ganzleinen-Geschenkband . . . . M 56.—.

Friederike Brion / 216 Seiten. Geheftet M 11.—, in farbigem Pappband . . . . M 19.—.

Goethes Leben im Garten am Stern. 31.—36. Tausend / 375 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 20.—, in farbigem Pappband M 27,50, in Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . M 38.—.

Goethes Lebenskunst. 21.—25. Tausend / 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Geheftet M 8,50, in farbigem Pappband . . . . M 17,50.

Goethes Sohn. 4.—6. Tausend / 420 Seiten mit 16 Bildnissen. Geheftet M 8,50, in Ganzleinen-Geschenkband . . . . M 18.—.

Karl August von Weimar, Jugendjahre. 2. Aufl. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 7,50, in farbigem Pappband M 20.—.

Der Weimarische Musenhof. 20.—25. Tausend. / 512 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet M 27.—, in farbigem Pappband M 35.—, in schönem Ganzleinen-Geschenkband mit echtem Gold . . . . . . M 48.—.

Die Tonkunst in Goethes Leben. 2 Bände. 3.—4. Tausend / 700 Seiten mit 24 Bildertafeln und zahlreichen Musikstücken. Geheftet M 12.—, in hübschen Pappbänden . . . . M 30.—.

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1774–1776
Die Geniezeit

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1922

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.
Copyright 1921 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

PT
2051
.B63
v. 3

Vorwort.

Indem ich den dritten Band dieses Werkes vorlege, möchte ich am liebsten aus dem Vorwort des ersten einige Sätze wiederholen und noch einmal sagen, was ich leisten und wem ich dienen will — obwohl jeder gutwillige Leser Das leicht erkennen kann. Denn immer wieder treten Bücherrichter auf, die andere Dinge von mir fordern, als ich versprochen habe, obwohl meine Kraft höchstens ausreicht, mein Versprechen zu erfüllen, nämlich Goethes 83 Lebensjahre in großer Ausführlichkeit durchaus wahrhaftig und so anschaulich, wie die Quellen möglich machen, zu erzählen. Ich will den Helden des Werkes, dazu auch seine Umgebung, in jenen großen und kleinen Wirklichkeiten zeigen, aus denen das Leben sich zusammensetzt. Ich will ihn in seiner Zeit heranwachsen lassen, nicht von der unsrigen aus beurteilen. Ich wende mich nur an solche Leser, die soviel Liebe zu Goethe und zugleich zum Wahren und Tatsächlichen haben, daß sie gern die Zeit daran wenden, ein solches Leben in vielen Einzelheiten mit zu durchleben. Für die Andern, die über Goethes Verhältnisse und Werke im Flugzeuge hinwegschweben und nachher geistreich sich äußern wollen, ist längst und wird noch immer reichlich gesorgt.

The University of Iowa
LIBRARIES

Ich kenne keine Lebensgeschichte, die so groß angelegt wäre wie dies mein Unternehmen. Ob ich es vollende, steht nicht allein bei mir. Heute kann ich nur zu den drei fertigen drei weitere Bände in Aussicht stellen, die den Dichter bis nach Sizilien und zurück nach Neapel führen werden. Ich halte aber auch jeden einzelnen Band für eine reiche Speise und glaube, daß sich Jeder sofort in den Inhalt findet, der nur einige Erinnerungen aus der Schule mitbringt.

Indem ich den vorliegenden Teil ‚Die Geniezeit' taufe, bin ich mir bewußt, daß deren Anfang schon zwei Jahre früher, mit der Shakespeare-Begeisterung und der ersten Niederschrift des ‚Götz', eintrat. Hier, im dritten Bande, sehen wir die Höhe dieser goetheschen Geniezeit vor uns und auch ihr Ende. Denn was dem weimarischen Geheimen Rate an Genie verblieb, ist eine andere Sache als das Panier, um das sich die Stürmer und Dränger scharten. Am Anfang der hier behandelten zwei Jahre sehen wir die Wirkung des ‚Werthers' auf die Leser; in der Mitte stehen Lilli Schönemann, die Reise mit den Stolbergen zu Lavater, die ersten aufgeschriebenen Faust-Szenen; am Ende aber will der Dichter-Empörer sich als ein Hof- und Staatsmann versuchen.

Des Verlegers und mein Bemühen, den Text durch zeitgerechte Abbildungen noch sehr zu verdeutlichen, ist wiederum durch freundliche Helfer unterstützt worden. Die Herren Ludwig Bartning, Walther Kubbernuß, J. v. Kulas und Otto Rasch zeichneten gewissenhaft nach alten Vorlagen oder nach der Natur. Fertige Vorlagen steuerten bei das Goethe-Nationalmuseum

(Vorsteher Dr. Hans Wahl), die Staatsbibliothek (Prof. Dr. Deetjen), Reichsfreiherr Walther v. Seckendorff-Aberdar, Günther Graf Bernstorff auf Gartow a. E. Die meisten Textbilder entnahmen wir den Physiognomischen Fragmenten Lavaters.

Weimar, im August 1921.

Dr. Wilhelm Bode.

Ich kenne keine Lebensgeschichte, die so groß angelegt wäre wie dies mein Unternehmen. Ob ich es vollende, steht nicht allein bei mir. Heute kann ich nur zu den drei fertigen drei weitere Bände in Aussicht stellen, die den Dichter bis nach Sizilien und zurück nach Neapel führen werden. Ich halte aber auch jeden einzelnen Band für eine reiche Speise und glaube, daß sich Jeder sofort in den Inhalt findet, der nur einige Erinnerungen aus der Schule mitbringt.

Indem ich den vorliegenden Teil ‚Die Geniezeit' taufe, bin ich mir bewußt, daß deren Anfang schon zwei Jahre früher, mit der Shakespeare-Begeisterung und der ersten Niederschrift des ‚Götz', eintrat. Hier, im dritten Bande, sehen wir die Höhe dieser goetheschen Geniezeit vor uns und auch ihr Ende. Denn was dem weimarischen Geheimen Rate an Genie verblieb, ist eine andere Sache als das Panier, um das sich die Stürmer und Dränger scharten. Am Anfang der hier behandelten zwei Jahre sehen wir die Wirkung des ‚Werthers' auf die Leser; in der Mitte stehen Lilli Schönemann, die Reise mit den Stolbergen zu Lavater, die ersten aufgeschriebenen Faust-Szenen; am Ende aber will der Dichter-Empörer sich als ein Hof- und Staatsmann versuchen.

Des Verlegers und mein Bemühen, den Text durch zeitgerechte Abbildungen noch sehr zu verdeutlichen, ist wiederum durch freundliche Helfer unterstützt worden. Die Herren Ludwig Bartning, Walther Kubbernuß, J. v. Kulas und Otto Rasch zeichneten gewissenhaft nach alten Vorlagen oder nach der Natur. Fertige Vorlagen steuerten bei das Goethe-Nationalmuseum

(Vorsteher Dr. Hans Wahl), die Staatsbibliothek (Prof. Dr. Deetjen), Reichsfreiherr Walther v. Seckendorff-Aberdar, Günther Graf Bernstorff auf Gartow a. E. Die meisten Textbilder entnahmen wir den Physiognomischen Fragmenten Lavaters.

Weimar, im August 1921.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhalt

Abbildungen.

Personen.

Orte.

Zeichnungen Goethes.

Frankfurt. Von Westen

Erstes Kapitel

Faust und Vielerlei

Spätjahr 1774

Auf der Leipziger Herbstmesse 1774 wurde der Roman von den Leiden des jungen Werthers an die Buchhändler ausgegeben.

Gleichzeitig erschien zu Gunsten des armen Gießener Studenten Friedrich Klinger, dem Goethe die Handschriften geschenkt hatte, ein Sammelbuch: ‚Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel'; es enthielt das ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern', den ‚Pater Brey', ‚Künstlers Erdewallen' und einen Prolog.

Kurz vorher war auch das Trauerspiel ‚Clavigo' im Druck erschienen.

Der ‚Werther' tat sofort die größte Wirkung, und die ersten Äußerungen der Bewunderung und Dankbarkeit gelangten schon zu dem Dichter, als noch Kestners und Lottes Vorwürfe schwer auf ihm lasteten, die ihr Bild in dem Romane verzerrt, wo nicht besudelt fanden.

Er hatte schon gegrübelt, wie er sein Unrecht an ihnen wieder gut machen könne, hatte sich eine neue Dichtung ausgedacht, in der besonders „Albert" recht zu Ehren kommen sollte; aber nun erhielt er die Zeugnisse, daß sein erstes Gefühl richtig gewesen war: den beiden Freunden war kaum ein Schaden geschehen, und das Buch konnte ein Segen für Viele sein, also ein Werk, dem auch Kestner das aufgenötigte Opfer gern bringen würde, wenn er die Sache im rechten Lichte sähe.

Am 21sten November hatte Goethe Kestners Antwort auf seine Bitte um Verzeihung. Sofort ging nun wieder ein Brief von Frankfurt nach Hannover.

Dank, Lieber, Du bist immer der Gute! O könnt' ich Dir an Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen; eine, eine Minute, und all Das sollte getilgt, erklärt-sein, was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! „O Ihr Ungläubigen!" würd' ich ausrufen, „Ihr Kleingläubigen!" — Könntet Ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt. . . .

Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen ‚Werthern' nicht zurückrufen, und, glaub' mir, glaub' an mich! Deine Besorgnisse, Deine gravamina, schwinden wie Gespenster der Nacht, wo Du Geduld hast. Und dann: binnen hier und einem Jahr versprech' ich Euch, auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung usw. im schwätzenden Publikum (obgleich Das eine Herd' Schwein' ist) auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß, muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch und was Ihr angeklebt heißt und trotz Euch und Andern eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke! Bist also nicht Albert. Und also — —

Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse. . . .

Diese erste starke Wirkung des Romans, auf die der Dichter jetzt schon hinweisen konnte, bestand darin, daß die Leser und Leserinnen von tiefer Rührung ergriffen wurden, daß sie in den armen Helden sich ganz hineinfühlten, ihn und seine Lotte liebten und, wenn sie sich sattgeweint hatten, mit einer gewissen Heiligung ihres Weges weiter gingen. Heiligung? Ja! Sie hatten eine höhere Art der Geschlechtsliebe kennen gelernt und diese höhere, reinere Liebe Stunden lang in allen ihren Ausstrahlungen mitempfunden. Sie stellten nun höhere Anforderungen an sich selbst und Andere. Einer der ersten Leser schrieb in sein Buch:

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben;
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein.

Viele dachten dann auch weiter: was für ein großer und guter Mensch muß der Dichter sein, der diese Briefe aus seiner Seele heraus schöpfte! „Ich weiß fast das ganze Buch auswendig" berichtete zum Beispiel die junge Gräfin Auguste zu Stolberg an einen Freund; „der erste Teil insonderheit hat ganz göttliche Stellen, und der zweite ist schrecklich schön."

Goethe muß ein trefflicher Mann sein! Sagen Sie mir, kennen Sie ihn? Ich möchte ihn wohl kennen. Welches warme, überfließende Herz! Welche lebhafte Empfindungen! Wie offen muß sein Herz jeder Schönheit der Natur, des Geistes und des Herzens sein! Man fühlt es ihm in jeder Zeile ab, wie mich dünkt, daß er so und eben so denkt und empfindet, als er schreibt.

Gleichermaßen war ihr Bruder Friedrich entflammt.

Werther! Werther! Werther! o welch ein Büchlein! So hat noch kein Roman mein Herz gerührt. Der Goethe ist ein gar zu braver Mann: ich hätte ihn so gern mitten im Lesen umarmen mögen.

Ganz ebenso umarmte auch ihr anderer Bruder Christian im Geiste den fernen Dichter. Diese beiden jungen Grafen Stolberg, die sich damals in Kopenhagen aufhielten, hegten einen großen Glauben an Deutschland in sich; jetzt meinte Christian über den ‚Werther': „Das ist ein rechtes Nationalbuch, denn wahrlich Niemand als ein Deutscher konnte es schreiben, und kein Anderer kann es nachempfinden." Die Stolberge hatten in Göttingen studiert, und aus Göttingen schrieb schon am 10ten November ihr Freund Hölty an ihren andern Freund Miller in Ulm: „Goethes ‚Leiden' finden hier außerordentlichen Beifall; alle Exemplare sind schon vergriffen."

In Düsseldorf bekam Friedrich Jacobi das Buch, als es eben aus der Presse war. Und schon am 21sten Oktober meldete er dem Dichter: „Ich habe ‚Werthers Leiden' und habe sie dreimal gelesen." Und: „Dein Herz, Dein Herz ist mir Alles. Dein Herz ist's, was Dich erleuchtet, kräftiget, gründet."

Er erzählte auch, daß er dem andern Dichter Heinse, dem sogenannten Rost, das Buch vorgelesen habe.

Gleich bei den ersten Seiten ward ihm wunderlich. Sinn, Geist, Phantasie, Schreibart, Alles war anders, als er geträumt hatte. Er äußerte Bewunderung, Freude; sehnte sich, daß wir in die eigentliche Geschichte kämen, welches dann flugs geschah. Der arme Rost ward über-

Goethe.

Relief von Melchior.

Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Goethe.

Von Joh. Daniel Bager [illegible]

Kais. Bibliothek zu Wien.

mannt, geriet außer sich. Sein Angesicht glühte; seine Augen taueten; seine Brust hob sich empor; Bewunderung, Entzücken erfüllte seine Seele. „Über Alles, was Goethe bisher gemacht hat (sagt er), ist dies göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Leben; aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben! Da steht er nun in seiner höchsten Größe, an den äußersten Grenzen seiner Jünglingschaft!"

Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter und wund meinen Mann immer höher und höher, bis er endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte: Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen als ‚Werthers Leiden'.

Es ward neun Uhr, bis wir mit dem Buch fertig wurden. Der arme Rost schwankte umher wie ein Rohr, in einer so wahrhaften Entäußerung seiner selbst, daß es einen jammerte.

Über Jünglinge und Mädchen hatte dieser Roman die stärkste Macht; aber auch manche reife Männer gestanden, daß sie überwältigt seien. Ein Freund Lavaters, den wir schon erwähnten, der berühmte Leibarzt Zimmermann in Hannover, der allerdings die Übertreibungen liebte, schrieb an die weimarische Baronin v. Stein, er sei vom ersten Teil so erregt worden, daß er sich vierzehn Tage hätte ausruhen müssen, ehe er den Mut hatte, zum zweiten zu greifen. Auch Wieland kargte in seinen Freundesbriefen nicht mit Worten herzlicher Bewunderung für dieses Meisterwerk. Und der stille kränkliche Philosoph Garve in Breslau gestand, daß seit langer Zeit kein Buch einen solchen Eindruck auf ihn gemacht und daß er dabei ganz seine eigenen Leiden vergessen habe. Welche Wirkung das Buch ausübe, fragte er.

Auf mich hat es Diese getan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin. . . . Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden. . . . Endlich habe ich . . . mich damit getröstet, daß nicht bloß Wut und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höheren Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat.

In Augsburg gab der Dichter Schubart, damals ein Mann von 35 Jahren, seit kurzem eine Zeitung heraus, die ‚Deutsche Chronik'. Er war schon vom ‚Götz' her ein Bewunderer des neuen Dichters; jetzt erklärte er sich ganz bezaubert.

Da sitz' ich mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag' dir, Leser, daß ich eben die ‚Leiden des jungen Werthers' von meinem lieben Goethe gelesen — nein verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Critica steht ja selbst vor diesem Meisterstücke des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da . . . Kauf's Buch und lies selbst! — Nimm aber dein Herz mit! Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können.

So große Kraft übten die beiden andern Bücher freilich nicht aus. Das ‚Puppenspiel' paßte zu Goethes bisheriger Art, und die einzelnen Stückchen waren hübsch zu lesen. Beim ‚Clavigo' aber wunderte sich Mancher, daß gerade Goethe dies Trauerspiel verfaßt hatte, denn seinem urdeutschen Genie sah es gar nicht ähnlich. Die

meisten Leser nahmen ‚Clavigo' für eine geschickte Dramatisierung einer französischen Geschichte, die Aufsehen erregt und zu der ihr erster Verfasser, Beaumarchais, das Beste hergegeben hatte. Sie bemerkten nicht, was der deutsche Dichter hinzugefügt, nämlich die allseitige Durchleuchtung der Untreue als einer sozialen Naturnotwendigkeit.

Diesen selben Gegenstand: die Verwandlung der Liebe in Untreue, hatte Goethe unterdessen ein zweites Mal behandelt. Der Charakter, den die Sage und allerlei Dichter vor ihm unter dem Namen Faust gestaltet, beschäftigte ihn schon seit Jahren. Dabei konnte die Frage nicht ausbleiben, ob diese Art Mann einem Weibe treu zu bleiben vermöge. Sie war sicherlich zu verneinen, denn solche Treue würde den faustischen Charakter aufheben, nämlich die immer wiederkehrende Unbefriedigtheit, das ruhelose Streben nach neuen und vermeintlich höheren Gütern. „Ha! bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh?" so ruft Faust selber aus. Wehe dem armen Weibe, das einem derartigen Manne anheimfällt!

Goethe dichtete die Tragödie dieses Opfers. Es war ungefähr die Geschichte der Marie Caron, nur in's Deutsche und Mittelalterliche übersetzt, sodaß sie uns ganz anders angreift als die französisch-spanische Geschichte. Wie Clavigo neben sich den Carlos hat, so Faust den Mephistopheles: sein anderes Ich, nämlich den kalten, rechnenden, gewissenlosen Verstand, der immer wieder die Führung an sich reißt, wenn das Herz,

der bessere Teil des Menschen, das Göttliche in ihm,[1]) sich zu befreien sucht und die Führung übernehmen möchte. Es ist nicht nötig, die Geschichte des Gretchens zu erzählen, das einem Faust-Mephistopheles in den Weg kam; diese Folge: Verliebtheit, Vergessenheit, Hingabe, Bedrängnis, wahnsinniger Zustand, Kindestötung, Hinrichtung war ziemlich alltäglich. Goethe wird sich als junger Student das Leipziger Rathaus besehen haben; dort zeigte man in der Gefängnis-Abteilung eine Stube, die mit sehr vielen Namen von Kindesmörderinnen beschrieben und bemalt war; dabei wird dann geredet: was für schöne und gute Mädchen mitunter in dies Verderbnis fallen. In Straßburg wurde alle Vierteljahre eine Ordonnanz gegen den Kindesmord von den Kanzeln verlesen, und Goethe hatte eben dort unter die Thesen, die er bei seiner Lizentiaten-Prüfung verteidigte, auch eine über die Bestrafung dieses Verbrechens mit aufgenommen. Anderwärts war allen Schwangeren ledigen Standes bei strenger Strafe auferlegt, ihren Zustand bei obrigkeitlichen Personen anzuzeigen; auch dadurch versuchte

[1]) Das hat um diese Zeit, 1774, am entschiedensten Friedrich Jacobi in Briefen an Goethe ausgesprochen. Die Stellen wurden schon angeführt: „Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit, ihr zu folgen, Tugend." Und zu Goethe: „Dein Herz ist's, was Dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des eingeborenen Sohnes Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns." Die Abneigung gegen den Verstand und dessen „Spekulieren" war der ganzen Genie-Partei gemeinsam; darin sind sie nächste Verwandte der Pietisten, schönen Seelen und Sentimentalen.

man, dem weitverbreiteten Übel, daß uneheliche Kinder heimlich getötet wurden, entgegen zu arbeiten. Goethe fügte zu dem eigentlichen Vergehen Gretchens, der leichtsinnigen Hingabe an einen Unbewährten, noch eine versehentliche Tötung ihrer Mutter und eine im Zweikampf erfolgende Tötung ihres wackeren Bruders durch Faust-Mephistopheles hinzu, um die Erfahrung zu bestätigen, daß die erste verkehrte oder böse Tat leicht viele hervorruft: ein Übel kommt selten allein! Ein besonderer Reiz seiner Tragödie war jedoch die Spaltung des Verführers und Ungetreuen in zwei Bilder, von denen das eine den Geist aus der Hölle mit seinen Höllenkräften in einer irdisch möglichen Gestalt, also als einen Teufel-Menschen und Gegensatz des Gott-Menschen Jesus, darstellt. Im Übrigen erhielt die im Grunde einfache Fabel der Mädchen-Betörung ihre Kraft durch die Kunst der Sprache, die doch immer sehr einfach blieb, durch Züge feinster Seelenkenntnis, durch einige glückliche Nebenfiguren und durch Sprüche aus dem Schatze praktischer Philosophie, die Goethe von Kindheit auf gesammelt hatte.

Das Faust-Drama, an dem Goethe in diesen Jahren hin und wieder aufbaute, bestand vorläufig aus drei Teilen. Der eine, eben die Gretchen-Tragödie, war des Dichters freie Hinzufügung. Sie konnte eigentlich nur für eine Episode in der Geschichte gerade dieses Helden gelten. Im zweiten, mittleren Teile seiner neuen Dichtung war Goethen ein Stück der Fabel aus Bildern gegenwärtig, die er in Auerbachs

Keller zu Leipzig gesehen hatte: ein Zechgelage Fausts mit Studenten und das Davonreiten des Zauberers auf einem Fasse. Von Alters her wurde ihm auch eine wichtige Nebengestalt, der Famulus Wagner, überliefert. Er aber erst schuf aus diesen akademischen Gestalten eine Satire auf das an den hochfahrend gepriesenen Universitäten übliche Leben, wie er selber es mit angesehen oder aus Erzählungen über das Treiben in Gießen oder Jena kennen gelernt hatte. Diese Satire ward ziemlich vollständig. Er zeichnete den guten Jungen, der als blöder Fuchs aus seiner Heimat in die Universitätsstadt eintritt:

Ich komm' mit allem guten Mut,
Ei'm leidlich Geld und frischem Blut.
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen.
Möchte gern was Rechts hier außen lernen ...
Bin wahrlich ganz ein irres Lamm,
Möcht' gern das Gute so allzusamm',
Möcht' gern das Böse mir all vom Leib,
Und Freiheit, auch wohl Zeitvertreib.
Möcht' auch dabei studieren tief,
Daß mir's über Kopf und Ohren lief.

Zuerst hat der arme Knabe die prosaische Aufgabe, sich eine Wohnung und ein Speisehaus zu suchen. Man rät ihm, nicht länger im Gasthofe zu bleiben, wo ihm doch die Kellnerin bereits gefällt:

Dann vordersamst mit dem Logie
Wüßt' ich Euch wohl nichts Besseres hie
Als geht zu Frau Spritzbierlein morgen.
Weiß Studiosos zu versorgen,
Hat's Haus von oben bis unten voll
Und versteht weidlich, was sie soll.

Zwar Noas Arche war saubrer gefacht,
Doch ist's einmal so hergebracht.
Ihr zahlt, was Andre vor Euch zahlten,
Die ihren Namen auf's —-Haus malten ...
Euer Logis wär' nun bestellt.
Nun Euren Tisch für leidlich Geld ...
Der Mutter Tisch müßt' ihr vergessen,
Klar Wasser, geschiedne Butter fressen,
Statt Hopfenkeim und jung Gemüs
Genießen mit Dank Brennesseln süß:
Sie tun einen Gänse-Stuhlgang treiben,
Aber eben drum nicht baß bekleiben — —

Ach, wie anders trifft das Füchslein hier Alles, als man es sich daheim ausgemalt!

Mir steht das Feld der Weisheit offen,
Wäre gern so gradezu geloffen,
Aber sieht drin so bunt und kraus,
Auch seitwärts wüst und trocken aus.
Fern tät sich's mir vor die Seele stellen
Als wie ein Tempe voll frischer Quellen ...

Welche Enttäuschung sind nun erst die Vorlesungen!

Zuerst collegium logicum:
Da wird der Geist Euch wohl dressiert,
In span'sche Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächt'ger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn ...

Später tut sich die höhere Wissenschaft der Metaphysik auf:

Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt!
Für was dreingeht und nicht dreingeht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Der junge Geist, das junge Blut empören sich gegen diese Hockerei in öden Hörsälen; aber dem Freiheitsucher tritt der väterliche Ermahner entgegen:

> Fünf Stunden nehmt Ihr jeden Tag!
> Seid drinne mit dem Glockenschlag!
> Habt Euch zu Haus wohl präpariert,
> Paragraphos wohl einstudiert,
> Damit Ihr nachher besser seht,
> Daß er nichts sagt, als was im Buche steht!
> Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
> Als diktiert Euch der heilig Geist!

Was wird nun auf der Akademie aus diesem Muttersöhnchen werden? Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit: ein Säufer. Goethe malt eine Rotte davon ab, die in Auerbachs Keller ihr Wesen treibt. Der Jüngling kann aber auch ein gelehrter Pedant werden: wie der Famulus Wagner, aufgebläht von vielem Wissen, den aber doch das Gefühl seiner Ohnmacht zuweilen beschleicht:

> Ach, wenn man in sein Museum gebannt ist
> Und sieht die Welt kaum einen Feiertag!
> Man weiß nicht eigentlich, wie sie zu guten Dingen
> Durch Überredung hinzubringen . . .
> Ach Gott, die Kunst ist lang,
> Und kurz ist unser Leben!
> Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
> Doch oft um Kopf und Busen bang.
> Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
> Durch die man zu den Quellen steigt!
> Und eh man nur den halben Weg erreicht,
> Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Gesetzt aber, unser Akademiker sei wirklich ein großes und ausdauerndes Ingenium, erhebe sich über

Liederlichkeit und Schulfüchserei, nun, dann ist er eben so übel daran wie der Doktor Faust, der alles Wissen besitzt, was die Akademien gewähren können, und eben darum erst recht seine Leere fühlt:

> Hab' nun ach! die Philosophei,
> Medizin und Juristerei
> Und leider auch die Theologie
> Durchaus studiert mit heißer Müh.
> Da steh ich nun, ich armer Tor,
> Und bin so klug als wie zuvor!
> Heiße Doktor und Professor gar
> Und ziehe schon an die zehen Jahr
> Herauf, herab und quer und krumm
> Meine Schüler an der Nas' herum —
> Und seh, daß wir nichts wissen können!
> Das will mir schier das Herz verbrennen!
> Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen,
> Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen;
> Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
> Fürcht' mich weder vor Höll' noch Teufel:
> Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
> Bild' mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
> Bild' mir nicht ein, ich könnt' was lehren,
> Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
> Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
> Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt —
> Es möcht' kein Hund so länger leben!

Mit dieser Rede begann Goethes Drama, in dessen Handschrift wir rückwärts geblättert haben.

Aufgabe des ersten Teils war es, Faustens Charakter und seine ersten, für das Folgende entscheidenden Handlungen zu zeigen. Der historische Faust, ein Zeitgenosse und Landsmann des Götz

v. Berlichingen, der auch mit Franz v. Sickingen und dem Bischof von Bamberg zu tun hatte, war nur ein Scharlatan gewesen, wenn auch ein Großer unter Seinesgleichen. Als aus diesem Faust eine Sagen- und Dichtergestalt wurde, wuchs er in die Höhe und Breite, wie Das beim Weitergeben der Berichte zu geschehen pflegt, und Goethe wandte ihm nun noch mehr Liebe und Mitgefühl zu, als bisher geschehen war. Vielleicht auch, weil man ihn selber für Ebendas ausgab wie den Doktor Faust auf den Titeln der Volksschriften: für einen hoffärtigen, aufgeblasenen, stolzen und gottlosen Menschen. Da mochte er wohl gern die Tiefe zeigen, die unter der Decke des Hochmuts verborgen sein kann. Auch fühlte er sich in seiner allzu großen, allzu lange verbleibenden Jugendlichkeit dem Doktor Faust verwandt, denn wirklich ist auch der lebenssatte und graubärtige Faust ein Unfertiger und Allzu-Junger: er hält es noch nicht im Lehnstuhl aus, verachtet vielmehr solche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, weil sein rastloser Geist immer erst in künftigen Erlebnissen und Erkenntnissen das Heil erblickt.

In den bisherigen Tragödien und Volksbüchern ging Faust an der Seite des Teufels den Weg durch die Herrlichkeiten der Welt zur Pforte der Hölle; dieser Weg war Goethen vorgeschrieben; er durfte die Hauptsache nicht ändern, denn sonst wäre die Faust-Fabel vernichtet worden; aber einstweilen hatte der neue Dichter noch viel Zeit, ehe er genötigt war, seinen Helden in den Abgrund zu stoßen. Zunächst stattete er diesen Helden mit einem solchen hohen Bestreben und geläuterten Ehrgeiz aus, daß Jedermann ihm troß

aller Besorgnis und Mißbilligung sogar Glück und Wohlergehen wünschen mußte; er zeigte Fausts inneres, geistiges Leiden, wie diese Art Leiden noch nie dargestellt worden war. Er machte ihn liebenswert, wie er eben den Werther liebenswert gemacht hatte.

Faust ergibt sich der Magie: Das taten Viele in seinem und auch noch in Goethes Jahrhundert. Sie suchten nämlich einzeln oder in geheimen Gesellschaften durch solche Künste und Wissenschaften, die von Eingeweihten mündlich oder in verbotenen Büchern oder in rätselhaften Bezeichnungen nicht-geheimer Bücher weitergegeben wurden, die höheren Offenbarungen oder Kräfte zu gewinnen, die uns ganz anders zu Herren der Natur machen, als die allgemein zugänglichen Kenntnisse vermögen. Dies geheime Studieren und Laborieren galt in der älteren Zeit sehr oft für Teufelswerk; nur mutige Menschen begaben sich in die Gefahr, dem Teufel zu begegnen; die Kühnsten aber wünschten geradezu, mit ihm einen Pakt abzuschließen, denn der Teufel war nicht karg, wo er auserwählte Seelen erwerben konnte. Aber Faust dachte keineswegs an Höllengeister, als er sich der Magie anvertraute; vielmehr sehnt er sich als ein echter Forscher und Denker von seinem kleinen Einzelwissen nach einer weiten Überschau und tiefen Einsicht:

> Daß ich erkenne, was die Welt
> Im Innersten zusammenhält,
> Schau alle Wirkungs-Kraft und Samen
> Und tu nicht mehr in Worten kramen.
> — — — — — — — — — — —
> Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens!

Und es gelingt ihm einige Augenblicke wirklich, den Geist der ganzen Erde zu beschwören. Freilich nur einige Augenblicke, denn auch er erträgt die Gegenwart des Erdgeists nicht; der kühnste Mensch wird „ein furchtsam weggekrümmter Wurm“ vor dieser Stimme, vor diesem Antlitz.

Was nun? Der junge Dichter blieb zunächst noch die Antwort schuldig. Im Verlauf seines Stückes ist der teuflische Genosse da; man weiß nicht: woher und warum. Trotzdem und obwohl Goethe von der alten Faustsage erst ein ganz kleines Stück in seiner Weise dargestellt hatte, urteilte schon in der Mitte Oktobers (1774) Boje, der damals durch Frankfurt kam, Goethes ‚Doktor Faust‘ sei fast fertig und scheine das größte und eigentümlichste von allen seinen Stücken zu sein. Die Handschrift wies eben schon den Umfang eines gewöhnlichen Dramas auf; auch hatte das Stück sowohl einen vortrefflichen Anfang wie einen sehr wirksamen Schluß; vollständig aber war doch nur die Tragödie des armen Rösleins, das von dem wilden Wandrer am Wege abgerissen wurde.

„Ich krieche in den Winkeln all meiner Kräfte und Fähigkeiten herum“ schrieb der Dichter ‚Fausts‘ und ‚Werthers‘ im Anfang November an seine Freundin Fahlmer; „ich zeichne, künstle usw. und lebe ganz mit Rembrand.“ Und am 20sten November an die La Roche: „Heute schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Olpinsel in die Hand nehmen! Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung: drück' ich nicht aus. Das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick.“ Jetzt ging er wirklich einmal zu einem Lehrer — es scheint der Maler und Tapetenfabrikant Nothnagel gewesen zu sein — aber wir wissen nicht, ob er oft ging und mit Ausdauer den Schüler machte. Es war mit ihm in den bildenden Künsten immer ein Auf und Ab: bald war er nahe am Verzagen, bald war sein Glaube an künftige Leistungen groß, so daß er im faustischen Tone davon redete:

> O daß die inn're Schöpfungskraft
> Durch meinen Sinn erschölle!
> Daß eine Bildung voller Saft
> Aus meinen Fingern quölle!
> Ich zittre nur, ich stottre nur,
> Ich kann es doch nicht lassen!
> Ich fühl: ich kenne dich, Natur,
> Und so muß ich dich fassen!
>
> Wenn ich bedenk', wie manches Jahr
> Sich schon mein Sinn erschließet,
> Wie er, wo dürre Haide war,
> Nun Freudenquell genießet,
> Da ahnd' ich ganz, Natur, nach dir,
> Dich frei und lieb zu fühlen:
> Ein lust'ger Springbrunn wirst du mir
> Aus tausend Röhren spielen;
> Wirst alle meine Kräfte mir
> In meinem Sinn erheitern
> Und dieses enge Dasein hier
> Zur Ewigkeit erweitern.

Freund Merck blieb der Zeichnerei gleichfalls treu; Goethe und er tauschten zuweilen Blätter aus, und Goethe ermunterte den „Bruder,“ fortzufahren.

Eine Skizze unterwegs: Das Schloß zu Höchst

Wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie Du bist,
Den belohnet auch die Arbeit mit Genuß!
Nichts wird auf der Welt ihm Überdruß!
Denn er blecket nicht mit stumpfem Zahn
Lang Gesottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut-taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt und wischt das Maul wohl nicht einmal.

Ja, Ebendas hielt ihn gegen alle aufsteigenden Zweifel bei der eigenen Übung in den bildenden Künsten fest: beständige Übung gibt uns beständig die Künstlerfreude an der Welt.

Nicht in Rom, in Magna-Gräcia:
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt!

Lavater verlangte Zeichnungen, Schattenrisse und schriftliche Beiträge zu seinem großen Werke. In jedem Briefe des Freundes erwartete er nur „ein paar Dutzend physiognomische Reflexionen und etwa ein ganzes Abhandlunglein.“ Goethe lachte: „Ich soll Milch geben, ohne geboren zu haben!“ Aber er war viel zu gutmütig, um den Freund ganz abzuweisen.

„Schick mir Dein Geschreibe“ schlug er vor; „ich will darüber phantasieren; es wird mich auf Deinen Standpunkt heben, und so kann's was geben.“

Nicht lange dauerte es, so überarbeitete Goethe Manches, was Lavater verfaßt hatte, und schrieb selber allerlei Zugaben: einleitende Betrachtungen über die Physiognomik, welche Wissenschaft Goethe so sehr in weitestem Sinne faßte, daß er zum Beispiel die Wohnungs-Einrichtung als einen Ausdruck ihres Bewohners auffaßte und nicht bloß den Menschen und Tieren, sondern auch jeder Sache, jedem Buche, jedem Urteil eine Physiognomie zuschrieb. Aber auch an Bilder-Betrachtungen ging er zuweilen für Lavater. Eine Büste, von der er einen Abguß besaß, erkannte er für Homer an und besprach sie in Einzelheiten, bis er zum Schlusse kam:

> Zwecklos, leidenschaftslos, ruht dieser Mann dahin; er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

Von Klopstock gab er Schattenriß und Wortbeschreibung:

Klopstock

> Diese sanft abgehende Stirne bezeichnet reinen Menschenverstand. Ihre Höhe über dem Auge Eigenheit und Feinheit. Es ist die Nase eines Bemerkers. In dem Munde liegt Lieblichkeit, Präzision und in der Verbindung mit dem Kinne Gewißheit. Über dem Ganzen ruht ein unbeschreiblicher Friede, Reinheit und Mäßigkeit.

Auch Bilder der Maler Raffael, West und Rembrand deutete er auf ähnliche Weise.

Dieser Physiognomist, Zeichner, Maler, Lieder-, Roman- und Schauspieldichter war immer noch Rechtsanwalt, und jetzt hatte er sogar eine Kundschaft, die wenigstens erheblich größer war als in den ersten beiden Jahren. Viel Staat war mit ihr und den Prozessen allerdings noch nicht zu machen. Unter den Klienten sehen wir einmal eine reiche katholische Witwe, die sich gegen ihren verschwenderischen Sohn wehrt; besonders aber liefen die Bewohner der Judengasse jetzt zum jungen Herrn Goethe: Selig Haas, Isaak Herz Bonn, Abraham Löb Goldschmidt, Salomon Wolf Bingo und Rahel, des Nathan Aron Wetzlar Ehefrau. Die Frankfurter Judengasse war so reichlich mit Menschen besetzt, daß die meisten der Häuser, wie schmal sie auch waren, mehreren Familien zum Eigentum gehörten, etwa zu fünf Zwölfteln der einen, zu sieben Zwölfteln der andern, und daß die Vorderhausstube der einen Partei als Durchgang zur Hinterhauswohnung der andern Familie diente. Also hatten die Juden auch unter einander manchen Streit und solchen, der nicht aus dem Handel herrührte. Goethe ließ den größten Teil der nötigen Schriftstücke von einem erfahrenen Schreiber, namens Liebhold, anfertigen, der mehreren Advokaten diente; selten war ein Fall dazu angetan, seine eigene Beredsamkeit herauszufordern. Der klingende Gewinn

blieb bei dieser Tätigkeit ebenso gering wie bei der Schriftstellerei[1]); aber, wie gesagt, das Geschäft wuchs; es hätte nur der Pflege bedurft. Und ein Frankfurter Anwalt konnte sich auch als Geschäftsträger für auswärtige Behörden und Vornehme leicht verbessern.

[1]) Der Erfolg des ‚Werther' kam zumeist den Nachdruckern zugute. Am 22. Dezember 1774 schrieb Goethe der Kollegin La Roche: „Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht und wird's und soll's auch nicht tun. Zu einer Zeit, wo sich ein so großes Publikum mit ‚Berlichingen' beschäftigte und ich so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen."

Zweites Kapitel

Ausbreitung der Freundschaft

Winter 1774/75

Am 28. Oktober wurde Kornelia Schlosser von einem Töchterchen entbunden; es geschah zu Emmendingen im Breisgau, wohin ihr Gatte vor vier Monaten versetzt worden war, um dort für seinen Fürsten die Markgrafschaft Hochberg zu verwalten. Frau Rat Göthe war nun mit dreiundvierzig Jahren Großmutter. Eine sehr würdige Dame wurde sie auch jetzt noch nicht, gar kein weibliches Seitenstück zu ihrem vierundsechzigjährigen Gatten. Vielmehr zeigte sie sich originell, munter, herzlich, gutmütig und mutterwitzig; wenn sie für einen auswärtigen Besucher ihres Sohnes die Wirtin machte, so gewann dieser Gast schon in der ersten Stunde Zutrauen und Zuneigung zu dieser behaglichen Bürgerin.

Es war noch nicht viele Jahre her, daß ihr Sohn und ihre Tochter die Mutter für ungebildet und schlecht erzogen gehalten hatten. Seitdem hatte sich Wolfgang aus einem jungen Gelehrten in ein Genie umgewandelt, und dabei wurde er unter Anderm gewahr, daß auch seine ungelehrte Mutter viel Genialisches in sich hatte: ein warmes Herz, eine sehr lebhafte Phantasie und

einen oft sehr glücklichen Ausdruck für ihre Urteile und Gefühle. Unterdessen hatte er sich auch noch weitere Gedanken gemacht, wie die wünschenswerten Gattinnen beschaffen seien, und da war er trotz seines Genies immer auf das schlichte Hausmütterliche gekommen; die brave Philisterin mit einer Zugabe von Kindlichkeit. Fröhlichkeit und Zufriedenheit ist auf die Dauer die angenehmste und nützlichste Gesellschafterin. So hatte er ja auch jene Lotte abgemalt, die in Werther die unerhörteste Liebe hervorrief; ganz ebenso schilderte er das arme Gretchen, das den hochbegabten Faust bezauberte; und unter den Ehefrauen, die er in seinen Dichtungen vorgeführt hatte, erschien Keine trefflicher als Götzens Elisabeth, die doch nur für eine wackere Hausfrau gelten konnte. Jetzt bekam er Lust, in seiner sogenannten Oper, an der er schon seit einem Jahre arbeitete, über die junge Heldin Elmire ihre Mutter zu erheben und dabei seine eigene Mutter abzumalen; da konnte er Gespräche wiedergeben, wie sie in ihrem Hause vorgefallen oder doch möglich gewesen waren. Er gab dieser Mutter Elmirens den Namen Olimpia; sonst hatte sie gar nichts Hochtrabendes an sich, wohl aber eine ruhige Sicherheit, die denn freilich auch an den heiteren Sitz der Götter erinnern kann. Olimpia bemerkt, daß ihre Tochter ihre gute Lage gar wenig genießt. „Ich weiß wohl, wo dir's steckt" sagt sie schließlich zu Elmiren.

An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unsrer Kinder sind wir selber schuld, ist die neumodische Erziehung schuld. Ich fühl's schon lang . . . . Ich sagt's deinem Vater oft. Er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder

aus dir gemacht haben: Du wurdest's und bist nicht glücklicher!

Und sie erzählt:

Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohnedaß Das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug; wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsere leinene Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagre Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern tun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, à leur aise auf allen Vieren zu trappeln.

Elmire meint, die gegenwärtige Erziehung habe auch wohl ihre großen Vorzüge vor der ehemaligen. Aber die Mutter gibt es nicht zu.

Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend! Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Assemblee, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei. Und ehe man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann.

Die heutige Lebensart verlange Das anders, versetzt die Tochter. „Wenn wir erzogen würden wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Gesellschaft spielen?“ Nun gerät aber die Mutter in Harnisch.

Was für eine Figur, Mädchen? Die Figur, die eure Mütter gespielt haben und deren ihr euch nicht zu schämen haben würdet! Glaubst du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffene Frau werden könne, wenn man die Erlaubnis gehabt hat, ein Kind zu sein? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden. Und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in Alles fügen. Gewiß! Die Besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben Die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte!

Auf solche Ausführungen bleibt eine Frage nie aus: Sollen etwa die besonderen Gaben der jungen Menschen unausgebildet bleiben? Das Talent zur Musik, zur Malerei, zu den Sprachen oder was es sonst ist. Denn Jeder denkt sich, daß er oder sein Kind über dem Durchschnitt hinausrage. Aber hier ist einmal eine brave Mutter, die ihr Töchterchen auch in diesem Punkte nicht vergöttert. Sie lacht über die vorzüglichen Kenntnisse und Talente.

Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht! Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts. Wir tappelten unser Liedchen, unsern Menuett auf dem Klavier und sangen und tanzten dazu. Jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten! Sie werden

auf die Geschwindigkeit dressiert und müssen statt einfacher Melodien ein Geklimpere treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält. Und wozu? Um sich zu produzieren! Um bewundert zu werden! Vor wem? Wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehn oder plaudern oder nur herzlich passen, bis ihr fertig seid, um sich auch zu produzieren und auch nicht geachtet — und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden.

Goethes Schwester war keine eitle Närrin, die vor der Gesellschaft zu glänzen suchte, und auch Elmire darf versichern: „Das ist nie meine Art gewesen. Ich habe immer mehr für mich gelebt als für Andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.“

„Und machen jetzt dein Elend!“ erwidert die schlagfertige Mutter.

Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können, wo Alles dagegen zu arbeiten scheint! Gibt Das nicht Anlage zum tiefsten Mißvergnügen? Anlaß zum ewigen Klagen?

Die arme Kornelia! Goethe dachte bei diesen Sätzen gewiß an die Schwester. Sie hatte einen braven Mann und freute sich jetzt am ersten Kindchen; aber sie paßte nicht in die wirkliche Welt, und Das lag zum Teil gewiß an ihrer vom pedantischen Vater geleiteten Erziehung.

Die uralte Sitte, auf Reisen das Handwerk zu begrüßen, war damals auch unter den Gelehrten all-

Goethes Zimmer. Von ihm selbst auf einem Briefblatte gezeichnet

gemein; ebenso galt es für durchaus erlaubt, berühmte Schriftsteller aufzusuchen, nur um sie zu sehen und mit ihnen einige Worte zu wechseln. Studenten und andere junge Männer glaubten das Recht, wo nicht gar die Pflicht zu haben, zu ihrer Ausbildung solche Berühmtheiten kennen zu lernen und ihnen ihr Stammbuch vorzulegen.

Goethe hatte angefangen, eine öffentliche Persönlichkeit zu werden; zumeist empfand er es als Plage, doch schaffte es ihm zuweilen eine angenehme Abwechslung.

Am 12. Dezember 1774, vormittags, stand er in seiner Stube vor seiner Staffelei und arbeitete an einem Bilde; das Tageslicht war teilweise abgeblendet, so daß ein Teil der Stube im halben Dunkel lag. Jemand kam die Treppe herauf; die Tür tat sich auf, und ein hoher, schlanker Mann in feiner Kleidung trat ein.

„Fritz!"

Aber es war nicht Freund Jacobi, sondern ein Fremder. Als Hauptmann v. Knebel stellte er sich vor. Aus Weimar. Er berichtete, daß die beiden Prinzen von Weimar, der siebzehnjährige künftige Herzog Karl August und sein jüngerer Bruder

v. Knebel

Konstantin, jetzt eben auf der Durchreise in Frankfurt seien, nur auf ein paar Stunden, denn man wolle noch vor Nacht Mainz erreichen. Graf Görtz, der Erzieher der Prinzen, sei Führer der Reisegesellschaft; der Stallmeister v. Stein, der Leibarzt Engelhardt und er selber gehörten zur Begleitung.

Knebel, ein Mann von dreißig Jahren, war erst kürzlich in Weimar angestellt worden; er sollte als militärischer Erzieher und Hofmann den jüngeren Prinzen leiten. Vorher war er preußischer Leutnant in Potsdam und Berlin und dort mit allen Gelehrten und schönen Geistern in Freundschaft verbunden gewesen, denn in diesem Offizier, in seinem großen, starken, wetterharten Körper wohnte eine sehr zarte Seele, die sich in den Blüten- und Fruchtgärten der Dichter und Denker am heimischsten fühlte. Nach Weimar war er geraten, weil dort ein so reges geistiges Treiben herrschte; hier in Frankfurt wollte er nun nicht versäumen, dem Verfasser des ‚Götz', des ‚Clavigo' und des ‚Werther' seinen Dank auszusprechen.

Das Gespräch war sogleich lebhaft, auch über die letzten Vorfälle und die Menschen in Weimar. Als Knebel dem jungen Dichter vorschlug, er möge ihn zu den Prinzen und den übrigen Herren begleiten, war Dieser sogleich bereit.

Im ‚Roten Hause' saß die Gesellschaft beim Frühstück; Jeder freute sich in seiner Art, den Dichter Goethe von Angesicht kennen zu lernen; Dieser aber faßte besonders den älteren Prinzen in's Auge, der vom Schicksal bestimmt war, Herzog der Länder Weimar und Eisenach zu werden. Ein kleiner Bursche war es

und gar nicht schön, kränklich blaß, mager und hohlwangig, grobe Gesichtsformen, aufgeworfene blutlose Lippen; sein Vater war mit einundzwanzig Jahren an der Schwindsucht gestorben; ehe nun auch dieser Sohn einging, sollte er sich rasch verloben, verheiraten und fortpflanzen, damit das edle Blut nicht verschwinde. Der zweite Prinz sah ein wenig besser aus, aber gleichfalls nicht schön oder stark. Geistig aber schien Karl August, der Thronerbe, recht munter zu sein. Das Gespräch wurde sogleich lebhaft und angenehm. Goethes Posse gegen Wieland konnte nicht unerwähnt bleiben: Graf Görtz besonders fühlte sich als Wielands verpflichteter Freund. Aber Goethe konnte in Wahrheit versichern, daß er den Dichter des ‚Agathon' und der ‚Musarion' liebe und bewundere, daß er von dem Gelehrten und Menschen Wieland nur das Beste wisse und denke. Nur Dessen kritische Aufsätze und seine unnützen Anmerkungen in der Shakespeare-Übersetzung und im ‚Merkur' hätten ihn und seine Freunde oft geärgert, und da sie nun hierzulande die Neckerei liebten, so habe er sich denn auch den Wieland einmal vorgenommen

Karl August

Daß das Ding gedruckt worden sei, tue ihm leid; Wieland habe ihn ja nunmehr auch gehörig beschämt. Kurz, Goethe redete so, daß Wielands Freunde und Schüler ihm nicht böse zu sein brauchten. Weil sie nun aber bei dem kurzen Aufenthalt in Frankfurt seine Bekanntschaft nur oberflächlich machen konnten, luden sie ihn ein, ihnen doch nach Mainz zu folgen, und er versprach's. Am nächsten Tage fuhr er mit Knebel, der ihm zu Liebe in Frankfurt geblieben war, nach Mainz hinüber. Dort wohnte er bis zum 16ten, wo die Weimarischen nach Karlsruhe weiter gingen, mit ihnen im gleichen Gasthofe zu den Drei Kronen. Ganz viel Zeit hatten die Prinzen und ihre Gesellschafter auch hier nicht für ihn, denn es geschahen gerade hier und jetzt Verhandlungen über eine Verlobung Karl Augusts mit der in Karlsruhe lebenden hessischen Prinzessin Luise, und der Hof des Kurfürsten-Erzbischofs v. Erthal nahm sie auch viel in Anspruch. Dennoch hatte der junge Karl August soviel Aufmerksamkeit auf Goethe, daß sie fast zur Liebe wurde; er nahm sich vor, diese Bekanntschaft fortzusetzen. Sogar auf politische Grundsätze kam einige Male die Rede, denn Goethe hatte bereits die ‚Patriotischen Phantasien' des wackeren Justus Möser in Osnabrück gelesen, die Graf Görtz und die Andern eben erst erhalten hatten; er konnte darüber berichten und seine eigene Meinung sagen, wobei denn auch wieder eine erfreuliche Übereinstimmung zu Tage trat.

Am meisten aber war Goethe mit Knebel zusammen; sonst vertrieb er sich die Zeit in Mainz mit Eislaufen und dem geliebten Zeichnen. Auch schrieb

er einen Brief an Wieland, weil es die neuen Freunde wünschten. Und Knebel unterstützte Goethes Bemühen um Versöhnung, indem er sich zu gleicher Zeit an Bertuch, den Gehilfen Wielands, wandte:

Was sagt unser Wieland zu Goethens Brief? Nur böse muß er niemals werden! Keine Menschen in der Welt würden sich geschwinder verstehen, wenn sie beisammen wären, als Wieland und Goethe. Ich bin versichert und sehe es aus Allem, daß sich Klopstock und Goethe lange nicht so verstanden haben. Goethes Kopf ist sehr viel mit Wielands Schriften beschäftigt; daher kommt es, daß sie sich reiben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann; und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besondrer, empfundener Hochachtung gesprochen. Aber der Bube ist kampflustig! Er hat den Geist eines Athleten! Wie er der allereigenste Mensch ist, der vielleicht nur gewesen sein mag, so fing er mir einmal des Abends in Mainz ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland! Das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich Etwas haben muß, auf das ich eine Zeit lang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder Etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, Das sind lauter vortreffliche Leute! Aber just deshalb! Was kann ich ihnen schaden? Was nicht Stroh ist, bleibt doch."

„Ich mußte herzlich über seine Naivetäten dieser Art lachen" erzählte Knebel, aber, fuhr er fort, „aber die ernsthafte Seite seines Geistes ist sehr ehrwürdig." Und er rühmte Goethes erstaunliche poetische Zeugungskraft:

Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm, unter andern zu einem ‚Doktor Faust', wo ganz ausnehmend herrliche Szenen sind. Er zieht die Manuskripte aus allen Winkeln seines Zimmers hervor.

An demselben Tage, wo Goethe die Bekanntschaft mit den weimarischen Herren machte, lag Fräulein v. Klettenberg schwer krank darnieder. Sie hatte schon manche bedenkliche Krankheit durchgemacht; darum war ihr junger Freund diesmal nicht sehr besorgt.

Frau Rat saß des Abends noch an ihrem Bette, als alle Andern schon fort waren. Da flüsterte die Kranke mit schwacher Stimme: „Der Doktor?"

„Er ist weggegangen" antwortete die Rätin. Sie glaubte, daß der Arzt gemeint sei.

„Nein" sagte die Kranke und deutete auf sie, die Elisabeth Goethe.

„Meinen Doktor meinen Sie?"

Die Kranke nickte.

„Ach, Der glaubt so wenig, daß Sie sterben, daß er mir aufgetragen hat, Ihnen zu sagen, wie er morgen zum Prinzen von Weimar nach Mainz reisen werde. Dreimal hab' ich schon angefangen, ihn auf Ihren Tod vorzubereiten; es ist aber Alles vergebens. »Sie stirbt nicht!« sagt er immer; »Das kann nicht sein! Sie stirbt nicht!«

Die Kranke lächelte: „Sag' ihm Adieu!" flüsterte sie. „Ich hab' ihn sehr lieb gehabt."

Als Goethe aus Mainz zurückkehrte, war diese Freundin eben vor einer Stunde begraben.

„Die mir so lieb, so viel war!" klagte er.

In der Mitte Januar empfand er die große Freude, daß eine abgestorbene Freundschaft sich wieder belebte. Von Herder kam ein Brief, und sogleich hatte Goethe die Vorwürfe, die er gegen diesen Mann hegte, vergessen. Herder wußte ihn jetzt besser zu würdigen. Auf einem neuen Fuße konnten sie sich wieder verbinden. Jedenfalls war Goethe besten Willens.

Der Moment, in dem mich Dein Brief traf, lieber Bruder, war höchst bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe: Du trittst herein und reichst mir die Hand! Da hast Du meine, und laß uns ein neu Leben beginnen mit einander! Denn im Grund hab' ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich.

Sei Du mir auch immerfort hold und gut, liebe Schwester! Mir wird's recht wohl, daß ich an Eurem Buben und Haushalt wieder teil habe.

Der Gast, der Ende Januar in seine Stube trat, war diesmal wirklich der geliebte Fritz aus Düsseldorf. Jacobi reiste in Amtsgeschäften nach dem südlichen Deutschland; für die Hin- und Rückfahrt hatte er sich auf eine Woche in Frankfurt eingerichtet. Die beiden Freunde konnten sich nun so recht in Ruhe über Alles aussprechen, über ihre äußeren Verhältnisse, ihre inneren Nöte, Hoffnungen, Ziele und zur Erholung

über die gemeinsamen Bekannten. Viel ward über Wielands ‚Merkur' und Georg Jacobis ‚Iris' verhandelt, an denen beiden Fritz mit Geld beteiligt war. Ob Goethe nicht Beiträge liefern könne? Nein, mit dem ‚Merkur' wollte er nichts zu schaffen haben; gerade von dieser Seite mißfiel ihm ja der sonst so schön und reich begabte Wieland. Wie oft standen in diesen Heften schiefe, verkehrte, alberne Urteile über Kunst, Künstler, Kunstsachen, kurz: über Werke des Genies! Sie durften nicht mit Beiträgen Goethes abwechseln. Für die ‚Iris' aber wollte er gern etwas hergeben. Allerlei Gedichte. Vielleicht paßte die Oper ‚Erwin und Elmire' in diese Damen-Zeitschrift? Fritz griff rasch zu und schrieb dem Bruder, daß er sogleich Raum schaffen müsse für dies „Drama mit Sang, so schön, so herrlich, daß Du närrisch werden wirst, wenn Du's liest." Er schrieb auch gleich ein Lied daraus ab: „Ihr verblühet, süße Rosen . . ." Und fügte hinzu: „Das ‚Veilchen', das Goethe einst Lottchen schickte, gehört auch in dies Drama."

Fertig war diese ‚Elmire' übrigens noch nicht, aber nun war die Peitsche da, und Tantchen Fahlmer drängte, daß in acht Tagen das letzte Stück Abschrift nach Düsseldorf abgehen müsse. Diese „Oper" war ein Schauspiel in Prosa, wohinein Lieder gewoben waren; die gewöhnlichen deutschen Theatergesellschaften konnten es aufführen, wenn sie über zwei männliche und eine weibliche Singstimme verfügten. Das Gespräch über weibliche Erziehung, womit das Stück beginnt, ist uns bekannt; im Übrigen bot diese Oper oder Operette, was man damals bei diesen Bezeichnungen in einem deutschen

Theater erwartete: einen sentimentalischen und romantischen Liebeshandel, bei dem die Liebenden zum Schluß sich versöhnt und vergnügt in die Arme fallen.

Am 3ten Februar, als Fritz Jacobi zur Abreise einpackte, kamen wieder zwei thüringische Prinzlein auf ihrer Bildungsfahrt durch Frankfurt. Der Zufall wollte, daß der ältere Prinz wiederum Karl August hieß; der jüngere nannte sich Georg; Beide waren die zukünftigen Beherrscher des Meininger Ländchens. Ihr Lehrer und Führer, Heim, leitete es ein, daß sie den Dr. Goethe zu Tische luden. Vier Stunden saßen sie mit ihm zusammen, und nun schilderte auch der meiningische Karl August den neuen Bekannten mit großem Wohlgefallen:

> Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotters, und hat seine ganz eigenen Fassons, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen. Über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. Er hat mir sehr wohl gefallen. Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdrucks, der Denkungsart, des Urteils, seine angenehme Lebhaftigkeit verdienen Bewunderung.

Goethe behagte sich in der Gesellschaft, aber er wuchs an diese Prinzen und ihren Lehrer doch nicht so an wie an Karl August von Weimar und Knebel.

Mit Knebel unterhielt er nun einen Briefwechsel; ihn bat er um Empfehlungen an die Prinzen und fragte auch einmal: „Fühlt Graf Görtz was für mich?"

Zufällig lernte er gerade jetzt die weimarische Welt noch besser und auf eine bequeme Art kennen. Ein Frankfurter Landsmann, der Maler Georg Melchior Kraus, ein Junggeselle von mittleren Jahren, hielt sich viel bei auswärtigen Vornehmen auf; so war er auch eine Zeit lang in Weimar gewesen, und dort hatte es ihm so gut gefallen, daß er sich entschloß, ganz dahin zu ziehen. Er zeigte Goethen Bildnisse, die er dort gemalt, zum Beispiel Wieland mit seiner ganzen Familie, den Kapellmeister Wolf am Flügel und seine schöne Frau als Sängerin neben ihm stehend. Er erzählte auch von Bertuch, Musäus, Kirms, Berendis, Ludecus, Buchholz und seinen übrigen Freunden in jenem Städtchen; er rühmte die gütige Herzogin-Regentin und die Herren und Damen an ihrem Hofe. Nach seinen Berichten hätte man glauben können, daß in dem kleinen thüringischen Neste für eine Künstlernatur eine angenehmere Gesellschaft sich finde als im großen Frankfurt.

Die Reichsgräfin Auguste zu Stolberg, von der wir lasen, war ein Mädchen von 21 Jahren, nicht schön, etwas kränklich, etwas schwärmerisch, erfüllt von hohen, frommen Idealen wie alle ihre Geschwister. Sie hielt sich in der holsteinischen Heimat, in einem protestantischen Kloster bei Uetersen, auf, wo sie eine Stiftsdamen-Stelle hatte. Ob er den Dichter des ‚Werthers‘ kenne, hatte sie den Freund Boje gefragt, und Boje konnte antworten, daß er kürzlich bei Goethe in Frankfurt gewesen und neue Gedichte von ihm für

seinen ‚Musen-Almanach‘ mitgebracht habe. Boje konnte also den Vermittler zu Goethe machen, und nun schrieb die junge Gräfin, ohne sich jedoch zu nennen, einen innigen, dankbaren, verehrenden Brief an diesen großen und guten Dichter. In der Mitte Januar (1775) erhielt Goethe ihre Zeilen. Er war gerade damals in einem höchst erregten, angespannten, wo nicht überspannten Zustande; der liebende Zuruf der entfernten Ungenannten, deren Bild er sich nach eigener Lust ausmalen konnte, machte ihm erst recht das Herz warm. Dies Herz tastete wohl schon längst nach einem Gegenstande für seine Liebe. Aber was sollte er einer Ungesehenen antworten? Er nahm das nächste Blatt:

Meine teure — ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin? Oder ein Wort, das einen Komplex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem

Ich kann nicht weiter schreiben! Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick!

Ich komme doch wieder. Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist Das als Liebe? Mußte Er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden: unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt!

Er wußte nicht weiter. Erst nach acht Tagen entschloß er sich, das Blatt fort zu schicken, wie es war.

Haben Sie Geduld mit mir! Bald sollen Sie Antwort haben. Hier indeß meine Silhouette. Ich bitte um die

Ihrige, aber nicht in's Kleine; den großen von der Natur genommenen Riß bitt' ich. Adieu! ein herzlichstes Adieu!

Das war am 26sten Januar. Dann kam Fritz Jacobi. Das Blatt lag noch da, und nun schrieb Goethe eine zweite Fortsetzung.

Der Brief ist wieder liegen blieben. O haben Sie Geduld mit mir! Schreiben Sie mir, und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken.

Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's. Und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott! Noch einmal adieu!

Drittes Kapitel

Eine Braut oder nicht?

Januar bis Mai 1775

Zwischen Weihnachten und Fastnacht war in jenem Jahrhundert die Zeit der zahlreichen und großen gesellschaftlichen Feste: Theaterbesuch, Konzerte, Bälle, auch Maskenbälle — in den Städten, wo sie erlaubt waren — Schlittenfahrten und prächtige Mahlzeiten. Dies Jahr machte Dr. Goethe den Trubel mit. Er paßte allerdings nicht sehr gut zu den andern jungen Leuten, und zu den älteren erst recht nicht. Aber er hatte für diesmal seine Freude an den Aufregungen. „Wir sind jetzo, besonders ich, des Lebens recht froh" schrieb er am 18ten Januar der Mama La Roche; „es ist ein starkes Treiben." Er sah auch ihre Maxe jetzt öfter; sie war guter Hoffnung, besuchte aber noch die Konzerte und manche Gesellschaften.

Und er sah die Töchter der Vaterstadt mehr als sonst und jetzt in Putz und Glanz; er schwätzte und tanzte mit ihnen. Liese Schönemann gefiel ihm am besten; eine Sechzehnjährige, schlank, blond, blaue Augen im ovalen hübschen Gesicht. Er machte ihr den Hof. Er stellte sich auch in ihrem Hause vor und ging überall hin, wo er sie anzutreffen hoffte. Er ward sorgfältig mit seiner Kleidung,

suchte ihren Beifall. Er, der Stolze, den Beifall von so einem jungen blonden Mädchen! Er war wie verwandelt. „So ein Faßnachts-Goethe in Schwarm und Saus!“ sagte er selber. Er kam sich verdoppelt vor oder in zwei Menschen gespalten; es waren aber nicht solche Paare wie Clavigo und Carlos oder Faust und Mephistopheles, sondern . . . Nun man konnte sagen: ein Goethe für Jungfer Schönemann und ein anderer Goethe für Gustchen Stolberg; denn er wußte jetzt, wer jene Ungenannte war. Am 13ten Februar, früh nach dem Aufstehen, fühlte er plötzlich den Drang, dieser fernen neuen Freundin sein Herz auszuschütten.

Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von einen paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird — der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Faßnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte — der nicht an Sie schreiben mag — der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun gibt's noch einen: Den im grauen Biberfrack, mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet — dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird — der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht — weder rechts noch links fragt, was von Dem gehalten werde, was er machte, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will: Das ist Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.

Dann wandten sich seine Gedanken wieder der „niedlichen Blondine“ zu, deren Augen unter all den geputzten Menschen der Magnet waren, denen er willenlos folgte.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden,
Ungemischter Lust!
Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden,
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei soviel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

◆

Herz, mein Herz, was soll Das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr!

Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh!
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück!

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest:
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise —
Die Veränderung, ach! wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Die blonde Liese, oder wie Goethe lieber sagte: „Lilli" gehörte zur reformierten Kolonie. Sie hatte den Vater längst verloren; ihre tatkräftige Mutter war zuerst seine Geschäfts-Nachfolgerin gewesen; nachher hatte sie mit einem Kaufmann Wegelin ein neues Bankgeschäft begründet; in diesen reformierten Kaufmannsfamilien war es nichts Ungewöhnliches, daß die Töchter und Frauen in den Kontoren halfen. Madame Schönemann galt für sehr reich, zumal als sie mit einem Aufwande von 70—80 000 Gulden für ihre Familie ein neues Haus „zum Liebeneck" am Kornmarkte baute und einrichtete. Sie hatte vier Söhne und eine Tochter; alle wurden sehr gut erzogen. Liese zeichnete recht

Schönemanns Haus am Kornmarkt

hübsch, sang mit lieblicher Stimme und spielte das Klavier zu allgemeiner Bewunderung. In der Wirtschaft war sie schon recht tüchtig. Für gewöhnlich wurde nach der Sitte und Lehre der frommen Vorfahren einfach gelebt; aber die Familie war ausgebreitet, und vom Geschäft her pflegte man mit vielen einheimischen und auswärtigen Kaufleuten Freundschaft; also ging es im Hause recht gesellig zu, und die einzige Tochter bewegte sich trotz ihrer Jugend in dieser Geselligkeit sehr gewandt; ja, dies Kind stand bereits in Gefahr, eben durch die Gewöhnung an die große Gesellschaft, die Menschen gering zu schätzen und von der Welt keine Freuden mehr zu erwarten.

Anwärter auf ihre Hand hatten sich schon eingestellt, ehe sie halb erwachsen war; die Mutter begünstigte einen jungen Vetter, aber Liese blieb gleichgültig. Jetzt schlug ihr Herz; der viel beredete Dichter war ein ganz neuer Eindruck, und gar gern schwirrte sie mit ihm im Tanze herum. Manchem fiel das Paar auf, nämlich daß Goethe diesmal die Lust mitmachte. Der Maler Kraus erwähnte es gegen seinen weimarischen Freund Bertuch:

> Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend, macht den Galanten beim schönen Geschlecht: Das war er sonsten nicht! Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräch kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuchen: wenn und wo alle Menschen in feierlichen Kleidern sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligee, und ebenso im Gegenteil.

Am 28sten Februar war der letzte Fastnachtsball; Goethe trat als einer der Ersten in den Saal; er

dachte, was eigentlich nicht der Stunde gemäß war, an das Fräulein im Holsteinischen; jetzt besaß er ihren Schattenriß und konnte sie nun auch nach diesem schwarzen Bilde lieben. Nun strömten aber die in hellen Farben strahlenden Schönen und ihre Anbeter zur Tür herein, und „viel Freude und Lieb umgab mich“, wie er bald darauf an Gustchen berichtete. „Morgens, da ich nach Hause kam, wollt' ich Ihnen schreiben, ließ es aber und redete viel mit Ihnen.“

Auf welche Weise konnte er jetzt noch, wo die Fastenzeit aller Geselligkeit ein Ende machte, mit der jungen schönen Lilli zusammen kommen? In ihrem Hause am Kornmarkt waren der Beobachter zu viele. Also machte er Lilli mit Tantchen Fahlmer bekannt und suchte Diese in den Kreis der Schönemanns zu ziehen. „Lilli ist gar lieb und hat Sie herzlich wert“ redete er ihr zu. Oder: „Nehmen Sie das Mädchen an ihr Herz! Es wird Euch beiden wohl tun.“ Er war glücklich, wenn die Fahlmer seine Erwählte lobte. „Ja, Tante, sie war schön wie ein Engel . . . und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön!“

Lilli hatte nächste Verwandte in Offenbach, die d' Orvilles und Bernards, die dort eine Tabaksfabrik besaßen, und war von Kind auf oft und lange bei ihnen zu Besuch. Goethe aber konnte sich dort bei seinem musikalischen Freunde André einquartieren, der gleichfalls zu den Reformierten französisch-wallonisch-niederländischer Herkunft gehörte. Schon am 6ten März

Offenbach am Main

war Goethe draußen. Hier in den großen Gärten und auf den Spaziergängen durch die Felder oder am Flusse entlang konnten sich die Liebenden öfter allein ergehen; hier sprachen sie freier, verbanden sich noch inniger als vorher in der städtischen Winterlust. „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach! in jene Pracht?" hatte damals Goethe klagend gefragt; jetzt beendete er das Gedicht:

> Reizender ist mir des Frühlings Blüte
> Nun nicht auf der Flur!
> Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
> Wo du bist, Natur!

Um diese Zeit hatte er auch die große Freude, daß sein kleiner und zuweilen ängstlicher Roman mit Maxe Brentano zu einem guten Schlusse gedieh.

Die junge Frau war zu ihrer Mutter gefahren, um dort ihre Entbindung abzuwarten. Am 12ten März hatte sie ein Söhnchen; die La Roche meldete es auch dem Dr. Goethe sogleich. Als er antwortete, sagte er: nun erwarte er die Maxe sehnlich zurück. „Ich hoffe,

die Dazwischenkunft des Mäuschens wird viel ändern." Und er fragte die „liebe, kleine Mutter":

> Wird denn eine Zeit kommen, daß wir werden einen freundlichen Einfluß auf einander haben?

Er ging auch sogleich zu ihrem Eheherrn, ihm Glück zu wünschen. Da ward er von Brentano so gut aufgenommen, daß er auch die nächsten Tage wieder hinging, um nach neuen Nachrichten zu fragen. Das schrieb er dann wieder nach Ehrenbreitstein,

> . . . und ich wünsche, daß die Freundschaft und das Zutrauen, das mir bisher der Mann bezeugt, ungeheuchelt sein möge. Ich glaub's wenigstens, und so hoff' ich, daß ich der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr, und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da machen werde.

Nach acht Tagen, am 28sten März, ließ er die „liebe Frau" noch einmal durch ihre Mutter grüßen.

> Ich hab' ihr bisher mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt' ich wiederkehren. Ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt.

Die guten Freunde fragen nicht, ob sie uns zu paß kommen oder ob wir gerade verliebt sind.

Im Anfang Februar, als Goethe mitten im Fastnachtstrubel war, erschien Dr. Jung aus Elberfeld. Er hatte daheim verschiedenen Blinden den grauen Staar gestochen und das Augenlicht wiedergegeben; Das hatte sich herumgesprochen und war als ein Beweis seltener Kunst in die Zeitungen gekommen. Darauf hin lud ihn ein alter reicher Patrizier, der Herr v. Lersner, ein, nach

Frankfurt zu kommen und auch an ihm sein Glück zu versuchen; er versprach ihm tausend Gulden, ob die Operation gelinge oder nicht. Jung, der seit Jahren in Schulden steckte, nahm die Einladung an, obwohl er selber seinem Wissen und Können nur halb traute. Goethe bot dem Freunde die Kost bei seinen Eltern

Dr. Jung

und eine hübsche Stube in der Nachbarschaft an. Jung kam auf acht Wochen; er operierte Herrn v. Lersner und sieben andere Blinde oder Halbblinde; Alles schien zu glücken. Man pries ihn laut; namentlich die Schacherjuden, denen er wieder zum Licht verholfen, lohnten ihn mit großem Geschrei in den Straßen, da sie es mit Gelde nicht konnten oder nicht gern taten; aber als die

Wochen vergingen, zeigte sich, daß von allen seinen Patienten gerade der Herr v. Lersner ungeheilt geblieben war; die Sehkraft, die er gleich nach dem Schnitt gehabt, war wieder verschwunden. Tief beschämt nahm Henrich Jung die tausend Gulden an; abschlagen durfte er sie nicht, da so viele Gläubiger und seine kleine Familie daheim auf das Geld warteten. Der ärztliche Beruf, worin er außerhalb der Augenbehandlung wenig verstand und fast keine Kundschaft hatte, war ihm höchst verleidet; er kam sich wie ein trauriger Pfuscher vor.

Vom 24sten Februar bis 21sten März hielt sich Fritz Jacobi wieder in der Stadt auf, wo ihm Goethe und die Fahlmer lebten. Ihm wurde jetzt die Werbung Goethes um Lilli anvertraut, denn zwischen den beiden Freunden gab es kein Geheimnis. Ihre Freundschaft wuchs noch. Wie ein Verliebter schrieb Fritz, als er wieder in Pempelfort angelangt war, an seinen Goethe:

Auf und ab gehe ich nun wieder auf eben dem Boden, zwischen eben den Wänden und Türen, wo ich zuerst Dich lieb gewann, wo ich nach unserer ersten Trennung Dich — nicht wieder fand, wo ich in tiefer Verstummung wandelte, Dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele, wo ich bald darauf Wiedersehen hoffte, vorauskostete, ahndete. Und Das all nun erfüllt! Ich so glücklich! Gott, was für ein Strom von Tränen da aus meinem Auge brach!

Am 30sten März erschien auch Klopstock wieder; es hatte ihm am Hofe zu Karlsruhe nicht lange gefallen, obwohl der Markgraf selber ihm sehr viel Ehre erwies und aufrichtig zugetan blieb. Der Niedersachse strebte zur frischen Seeluft zurück. Vielleicht erzählte Goethe auch ihm, daß er jetzt auf Freiersfüßen gehe, wie er es auch Herdern brieflich andeutete. Jedenfalls bemerkte

der Dichtervater die Erregung, in der sich der junge Mann befand, und man sprach darüber. Am 15ten April schrieb ihm Goethe:

Ich bin noch ziemlich in dem Zustande, in dem Sie mich verlassen haben. Nur daß es manchmal schlimmer wird und dann von oben herab wieder ein Tau-Tropfe des Universal-Balsams fällt, der Alles wieder gut macht. Ich beschäftige mich, soviel ich kann, und Das tut dann was. Indeß muß Jeder seinen Kelch austrinken, spür' ich wohl . . .

Was für einen Kelch hatte er denn auszutrinken? Ein Mädchen schön, gut und reich erwiderte seine Liebe!

Ja, eben Das stellte ihn vor die verdrießliche Frage, was nun geschehen solle. Heiraten, einen Hausstand gründen, einen Beruf ausüben, Kinder aufziehen, Ehre unter den Mitbürgern genießen — zu allen diesen guten Sachen war gerade er noch nicht vorbereitet. Eine Braut, zumal eine solche wie Lilli, hatte das Recht, ihn ganz für sich zu fordern; er sollte also auf seine Freiheit verzichten und in einen Käfig gehen. Er sollte nun sein Leben lang keine Andere mehr lieben als diese Elisabeth Schönemann. War Das möglich? Liebte er nicht sogar jetzt, wo dies Mädchen ihm so ganz neu war, auch jene Nie-Gesehene im fernen Holstein? Hatten ihn nicht bei den Vergnügungen der letzten Wochen auch Andere gereizt? Kannte er nicht draußen in Offenbach die arme, gute Lotte Nagel, die gleichfalls Anziehung auf ihn ausübte?

Ach, er sollte besser nicht daran denken, das Schick-

sal eines weiblichen Wesens an das seine zu knüpfen! Daß er ein wunderlicher Mensch war, wußte Jedermann; er aber kannte besser als die Übrigen das Angstliche, Bedrohliche, Unstete in seinem Innern. „So geht's mit mir immer unter der öberst" schrieb er um diese Zeit in einem Briefe, und in einem andern: „Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen"; in einem dritten: „Ich bin ganz unerträglich" und „Mit mir nimmt's kein gut Ende"; in einem vierten bat er Fritz Jacobi: „Bleib bei mir, lieber Fritz! Mir ist, als wenn ich auf Schrittschuhen zum ersten Male allein liefe." Ebenso bat er die Gustchen Stolberg:

Liebe, liebe, bleiben Sie mir hold! Ich wollt', ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! Gute Nacht! Ich dachte, mir sollt's unter'm Schreiben besser werden. Umsonst! Mein Kopf ist überspannt!

Und im nächsten Briefe an Gustchen wiederholte er dieses Flehen um geduldigen Beistand schon wieder:

Laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich! Verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!

Der Liebhaber der schönen Lilli war trunken, hatte aber nicht den rechten Bräutigamsrausch. Er bildete sich nicht ein, daß Alles gut werde, wenn er nur sein Mädchen bekomme. Er hatte auch nicht das männliche Kraft- und Sicherheitsgefühl, aus dem die Ehe eigentlich hervorgeht.

Aber auch wenn er sich in der verliebten Erregung schöne Dinge vorgelogen hätte, so waren doch Andere

da, die nüchtern blieben: seine Eltern und namentlich Lillis Mutter.

Madame Schönemann konnte sich den künftigen Gatten für ihr tadelloses Töchterchen unter Vielen aussuchen. Die älteren Geschäftsfreunde machten auf ihre Söhne und Neffen aufmerksam. Die ledigen Kaufleute suchten sich selber in ein günstiges Licht zu setzen. Man hätte vielleicht auch gegen einen Advokaten nichts einzuwenden gehabt, wenn Dieser in seinem Berufe sonst eifrig war und gute Aussichten hatte; Das traf aber bei Dr. Goethe nicht zu — er hätte sich denn sehr ändern müssen. Am meisten aber sprach gegen Goethe der Glaubensunterschied. Kalvinisten und Lutherische waren zweierlei Menschenklassen, namentlich in einer Stadt, deren Obrigkeit die Reformierten immer noch wie fremde Einwanderer und Sektierer nur eben duldete. Um so fester schlossen sie sich zusammen und sie hatten ja auch Grund zu großem Selbstbewußtsein. Wohlstand, Sittlichkeit, Ordnung, Gediegenheit herrschte bei ihnen; sie waren sämtlich anständige Leute und hatten unter sich nicht Krethi und Plethi, wie die Lutheraner und Katholiken. In den größeren allgemeinen Kirchen gewöhnt man sich an ein lockeres Leben-und-Lebenlassen; zum Begriff der Sekte gehört die Strenge. Paßte der junge Dichter Goethe in diese ehrenwerte und handeltreibende Gesellschaft der Reformierten? Gewiß, die abweichenden Lehrsätze des reformierten und lutherischen Glaubens waren nicht von Bedeutung; aber wie hielt es denn gerade dieser Lutheraner überhaupt mit der Religion? Wenn ihn Lilli danach fragte, mußte er wohl ebenso ausweichend und unbestimmt antworten wie sein Faust:

Mein Kind, wer darf Das sagen:
„Ich glaub' einen Gott!"
Magst Priester, Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Und wie stand es mit seiner Moral? Sein neuer und doch schon berühmter Roman stifte großen Schaden, behaupteten Viele. Stellte man ihn selber darüber zur Rede, so tat er, als ob ihn Das — der Nutzen oder Schaden — nichts angehe. Er handle, wie ihn der Geist treibe, und kümmere sich nicht um die Folgen. Wahrhaftig, er wandte sich gegen das „respice finem", gegen diesen Hauptsatz aller ehrbaren Bürger, daß man bei Allem, was man tue, die Wirkungen und Folgen vorausbedenken müsse!

Kurz, der Liebeshandel, der da zwischen Dr. Goethe und Demoiselle Schönemann entstanden war, mußte für unerwünscht erklärt und den Beiden mußte gesagt werden, daß sie gut täten, sich zu einer gleichgültigen Bekanntschaft herabzustimmen. Vielleicht sah es Goethe selber ein, ehe es Andere ihm deutlich machten. Als Herder und die Herderin ihrem wiedergewonnenen Freunde zum baldigen Ehestande Glück wünschen wollten — im Anfang Mai — da antwortete er ihnen:

Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus in's weite Meer geworfen.

Lillis Mutter wäre sich über Goethe noch rascher im Klaren gewesen, wenn sie seine noch ungedruckten Handschriften gekannt hätte. Er brüte über allerlei Eiern, hatte der Dichter Ende Januar an Georg Jacobi geschrieben: „worunter auch freilich Gucuke und Basilisken flück werden, welche für Ihre Menagerie nicht taugen.“ Ja, gewiß! ein ganz greulicher Basilisk war darunter, der wirklich in keiner „Menagerie“ vorgezeigt werden durfte; ‚Hanswursts Hochzeit‘ war er benannt. Das sollte offenbar das zotigste, schmutzigste, roheste Stück werden, das man sich denken konnte; der Dichter von ‚Werthers Leiden‘ wollte einmal versuchen, ob er auch am andern Ende des Liebeswesens ein Meisterdichter sein könne. Der Unterleib, Vorder- und Hinterteil, sollte sozusagen für die Poesie gewonnen werden. Die Erfahrung, daß gerade keusch lebende Menschen sich der Zotologie ergeben, machte man öfters in jenem Jahrhundert, wo das Zotenreißen und das Schwelgen in schmutzigen Reden eine sehr häufige Belustigung in allen Klassen der Gesellschaft war. Aber sicherlich hatte Goethe bei diesem Versuche auch eine höhere und seine besondere Absicht. Er stellte die Natur und die Zivilisation, die ewig Krieg führenden Ideen, in zwei Puppenspiel-Gestalten, Hanswurst und Kilian Brustfleck, einander gegenüber. Brustfleck hat den Hanswurst erzogen, der Zivilisierte das Naturkind: was man so gewöhnlich unter Erziehen versteht; es war ihm nur um die äußeren Manieren zu tun gewesen, um den Schein der Bildung. Und nun freut er sich seines abgeschlossenen Werkes und steht zu Anfang des Stückes ganz anders da als der armselige

Professor Faust, der sich nicht einbildete, er könne was lehren, „die Menschen zu bessern und zu bekehren.“ Denn so spricht Kilian:

> Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
> Manchem moralisch-politischen Schweiß
> Meinen Mündel Hanswurst erzogen
> Und ihn ziemlich zurecht gebogen.
> Zwar seine tölpisch-schlüffliche Art
> So wenig als seinen kohlschwarzen Bart,
> Seine Lust, in den Weg zu scheißen,
> Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
> Was ich nun nicht all kunnt bemeistern,
> Das wußt' ich weise zu überkleistern.
> Hab' ihn gelehrt, nach Pflicht-Grundsätzen
> Ein paar Stunden hinter einander schwätzen,
> Indeß er sich am Arsche reibt
> Und Wurstel immer Wurstel bleibt.
> Hab' aber auch die Kunst verstanden,
> Auszuposaunen in allen Landen,
> Ohne just die Backen aufzupausen,
> Wie ich tät meinen Telemach lausen,
> Daß in ihm werde dargestellt
> Das Muster aller künft'gen Welt.

Dieser treffliche Ehrenmann und Pädagoge irrt sich jedoch ein wenig, denn gerade sein Telemach ist gründlich unbildsam; Hanswurst spielt ja immer sein eigenes grobes Spiel neben der gebildeten Komödie der Andern. Der „Narr“ spricht, wie er denkt, und nennt die Dinge beim rechten Namen. Jetzt, wo er zum Abschluß seiner Studien Hochzeit machen soll und wo der Vormund sorgsam alle Umstände dieses großen Festes voraus bedenkt, sagt er denn auch recht deutsch heraus, worauf es ihm, dem Bräutigam, bei der Hochzeit ganz allein

ankommt. Kilian erschrickt über diese Roheit — nicht des Denkens, sondern des offenen Aussprechens.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurstel spüren!
Ich hab's — dem Himmel sei's geklagt! —
Euch doch so öfter schon gesagt,
Daß ihr euch sittlich stellen sollt!
Und tut dann Alles, was ihr wollt!
Kein leicht-unfertig Wort wird von der Welt verteidigt;
Doch tut das Niedrigste, und sie wird nie beleidigt.

Goethe fand nicht oft genug die übermütige Laune, die dazu gehört hätte, dies so kühn angelegte Stück über den Anfang hinauszubringen. Auch reizten ihn jetzt solche Pläne mehr, bei denen er an die junge Lilli denken konnte. In einem neuen Drama nannte er sein Mädchen ‚Claudine von Villabella'; sich selbst aber spaltete er wieder einmal, jetzt in zwei Brüder: den artigen Pedro, der anständig um die junge Schöne wirbt, und den wilden Crugantino, der unter Räubern und Dieben lebt, wie Prinz Heinz in Shakespeares Historien neben Falstaff und andern wüsten Gesellen.

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Kredit als Geld:
So kommt man durch die Welt!

Wahrlich, auch aus diesem Wildfang hörte man Goethe sprechen und sich rechtfertigen:

Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehn?

Auch die Fortsetzung klang echt goethisch: „Ich höre nicht gern andrer Leute Meinung; verzeiht, daß ich euch die meinige sage!"

Dies neue Schauspiel war übrigens ähnlich wie die ‚Elmire' als Oper eingerichtet; es setzte sogar ziemlich viele Stimmen voraus. Neu war es insofern, als Aristokraten und Banditen darin auftraten statt der Hufschmiede, Töpfer, Faßbinder, Jäger und Bauern, die man bisher in den Singspielen gewöhnt war. Der Liebhaber-Räuber aus vornehmer Familie bereicherte die Bühnen-Figuren. — Eine Ballade vom untreuen Buhlen war sehr wirksam in die Handlung hineingewoben; unter den Liebesliedern war auch eins im Volkston, das zwei Mädchen zu Ehren des Mannes singen, den sie „meinen."

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß Nichts so schön, so Liebes sein
Als nur mein Schätzel allein!

Er ist der stärkst' im ganzen Land,
Ist kühn und sittsam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln fein —
Es sag einmal eins: „nein!"

Und Das, was über Alles geht,
Ihn über König und Herrn erhöht:
Er ist und bleibet mein!
Er ist mein Schätzel allein!

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß Nichts so schön, so Liebes sein
Als nur mein Schätzel allein!

Es läßt sich kaum sagen, an wie vielen Dramen der erregte junge Dichter in den ersten vier, fünf Monaten dieses Jahres 1775 baute und bildete. Als ihn der Prinz von Meiningen im Februar danach fragte, nannte er die ‚Elmire' und den ‚Julius Caesar.' Aber schon einen Monat später gab er vier Akte eines Schauspiels ‚Stella' der Freundin Fahlmer zum Lesen und Abschreiben. Er hatte offenbar Freude an dem schönen Namen Stella; eigentlich müßte das Stück nach dem männlichen Helden ‚Fernando' heißen, denn aus dessen Charakter geht alle Handlung hervor. Auch ‚Die Allmacht der Liebe' wäre eine passende Bezeichnung, oder auch ‚Der treue Untreue.'

Das Thema ist Dasjenige, was den jungen Mann Goethe am meisten und tiefsten beschäftigte. Liebe ist Rausch, also auch Täuschung, also auch Betrug. Der Liebende verspricht lebenslängliche Treue, und auf diesen Schwur baut die Geliebte ihr Glück. Nun gibt es beharrliche und eingeschränkte Naturen, die sich in Allem und auch in der Liebe ziemlich gleich bleiben.

Diese rühmt man wegen ihrer Treue. Andern Menschen aber ist solche Stetigkeit nicht gegeben; sie können nicht lange am selben Platze, bei derselben Tätigkeit bleiben und halten es auch nicht bei derselben Frau oder demselben Manne aus. Fernando hat Zäzilie aus Liebe geheiratet; er lebte ganz glücklich mit ihr, von außen gesehen, hörte auch nicht auf sie zu lieben, aber nach zwei, drei Ehejahren war ihm Nichts mehr recht; er fühlte sich wie ein Gefangener, schnappte nach Freiheit. „Franz" sprach er zu seinem Verwalter, „ich muß fort! ich wäre ein Tor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte! Dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele! Er engt mich ein! Was liegt nicht alles in mir? Was könnte sich nicht alles entwickeln? Ich muß fort! In die freie Welt!" — So verläßt er sein braves Weib und ein junges Kind. Er schweift herum, verliebt sich in Stella, eine junge Waise, entführt sie, lebt mit ihr auf einem Landgute, ist selig. Nach ein paar Jahren des Glückes faßt ihn die Unruhe wieder, und eines Tages ist er auch für diese Geliebte verschwunden. Aber er ist kein Schmetterling, kein Don Juan; bei seinem Herumtreiben in Kriegszügen und friedlichen Reisen steht ihm bald Zäziliens, bald Stellas Bild vor den Augen. Er sucht zuerst die angetraute Gattin wieder auf: sie ist verarmt und fortgezogen; Niemand weiß wohin. Nun fühlt er Stellas Anziehung um so stärker. Der Zufall will es, daß er bei ihr auch Zäzilien findet.

Im gemeinen Leben verfällt ein Mann wie Fernando dem Haß und der Verachtung. Die verlassene Frau schmäht ihn, mindestens so lange, bis er

Buße tut. Zäzilie aber entschuldigt die Untreue Fernandos und aller Männer. „In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?“ Und von ihrem entflohenen Gatten sagt sie: „Er brauchte mehr als meine Liebe; ich konnte ihm zuletzt nichts sein als eine redliche Hausfrau.“ Auch Stella hat nie aufgehört, den Mann, der sie verlassen hat, zu lieben. Die Eine wie die Andre nimmt ihn wieder an: ohne Vorwurf, ohne einen Gedanken, daß er sich demütigen und Strafe erleiden müsse. Beide sind also ganz auserwählte Frauen.

Damit entsteht nun aber die schwierigste Lage. Fernando liebt Beide, und Beide lieben ihn. Da sie so großmütigen Wesens sind, will Jede zu gunsten der Andern verzichten, aber auch Keine den Verzicht der Andern annehmen. Die Verwirrung ist grenzenlos, und es bleibt nur die Hoffnung, daß Der, „der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.“

Wie kam Goethe dazu, dieses Stück zu dichten, und gerade jetzt? Hatte ihm Fritz Jacobi ein ähnliches Erlebnis erzählt? War Tantchen Fahlmer beteiligt? Beschäftigte ihn, was er über Swifts Doppelliebe zu zwei Frauen, von denen die Eine Stella hieß, gelesen? Oder regten ihn Schauspiele von Lessing und Weiße an, den Gegenstand in seiner Weise auszuführen? Oder erfüllte ihn gerade jetzt seine eigene neue Liebe zu Lilli mit dem Gefühl, daß er selber nicht im stande sei, treu zu bleiben und auf Lebenszeit an der Seite

immer der selben Frau seine Tage abzuspinnen? Jedenfalls war dies Schauspiel ein wunderliches Werk für einen Verliebten!

Am 6ten März übergab er die ersten Bogen der Fahlmer zum Abschreiben für Fritz. Bald nachher schrieb er ihr:

> Liebe Tante, ich wußte, was Stella Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde, über das Schicksal unsres Geschlechts von Menschen zu klagen; aber ich will sie darstellen: sie sollen sich erkennen, wo möglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.

Was meinte er hier mit „unserem Geschlecht von Menschen?“ Doch wohl Diejenigen, die stets lieben, aber keiner ausschließlichen, erstarrenden Liebe fähig sind. „In drei Stunden hoff' ich Lilli zu sehen“ steht gleich danach im selben Briefe zu lesen. Und dann kommt er auf das Drama zurück:

> Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollte, Sie hätten einen dazu gemacht!

Der fünfte Akt: Das ist der Sündenfall der Dichter, die Verfälschung ihres Werkes, die sie dem Publikum zuliebe begehen, die Erfindung einer schönen Beseitigung der Notstände und Ängste. Das Leben kennt diese Notstände wohl, aber die befriedigenden Abschlüsse ereignen sich höchst selten. Unserm Dichter war es ja auch nur darum zu tun gewesen, den liebenden und untreuen Mann zwischen zwei edlen Frauen zu zeigen und an diesen beiden Frauen sich zu laben. Doch der Leser und Zuschauer will nach der Entwicklung-Ver-

wicklung einen beruhigenden schönen Schluß haben. Und so schrieb Goethe einen, der ihm vielleicht nur darum behagte, weil er den Philistern ein neues Ärgernis hinwarf. Alle Drei lieben einander: also laßt sie alle Drei zusammen leben! So, wie es die Sage erzählt vom Grafen v. Gleichen, der seiner deutschen Ehefrau aus dem Kreuzzuge eine schöne Morgenländerin als Teilhaberin mitbrachte.

Allerdings, für Lillis Bewerber, für den künftigen Schwiegersohn der Madame Schönemann, war diese liebevolle Dreiheit ein absonderlicher Schluß eines absonderlichen Theaterstücks.

Viertes Kapitel

Das Rumoren um den ‚Werther'

Bis zum Frühjahr 1775

Unterdessen wanderten des unglücklichen Werthers Briefe in immer neue Länder, Orte und Häuser. Und das Echo, das sie weckten, wurde immer mannigfaltiger.

Zuerst hatte Goethe erfahren, was zu erwarten war: daß junge Menschen den Roman ganz anders aufnahmen als ältere, und die feurigeren Naturen anders als die kühleren. Als er aus diesen beiden Lagern die verschiedenen Urteile hörte, philosophierte er: weder das Lob der Einen, noch der Tadel der Andern beweise etwas.

Das Buch ist weder fürtrefflich noch elend. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling; es enthält Alles, was sie bezeichnet: diese blühende Wange, diesen hoffenden Blick, diese vordringende Stirn. Und weil dir's gleich sieht, weil es vor dir steht, wie du vor dir selbst oder deinem Spiegel, so nennst du's Deinesgleichen — oder, welches eins ist: deinen Freund — oder, welches eins ist: fürtrefflich. Du, Alter, hingegen würdest ein Gleiches tun, wenn diese Blätter so viel Erfahrung, Klugheit, praktischen Sinn enthielten.

Den großen Erfolg des Buches erklärte dieser Umstand, daß hier ein edler, empfindender und liebender Mensch zu Seinesgleichen sprach, doch noch nicht ganz. Es sind ja die meisten Helden der Romane und Schauspiele junge Leute von vorzüglicher Art. Die meisten dieser Helden erleben sogar zehnmal, hundertmal mehr als der Legationssekretär Werther und die Amtmannstochter Lotte. Aber noch niemals hatten die deutschen Leser eine Geschichte als so wahr empfunden, wie Diese; es kam ihnen gar nicht in den Sinn, daß diese Briefe und Berichte von einem Literaten erdacht und gemacht sein könnten. Die Leser lebten das Schicksal eines Mitmenschen, eines Nachbarn hier Tag für Tag mit. Denn die Geschichte spielte in keiner abenteuerlichen Welt unter Fürsten, Prinzessinnen, Edelleuten und Räubern, sondern in der eigenen oder nächsten Stadt; man konnte bei jungen Leuten, die man öfters sah, an Werther, Lotte und Albert denken. Weil die Erzählung als wahr empfunden wurde, wurde denn auch an vielen Stellen auf die Modelle gedeutet und erzählt. Sehr bald erschien dann auch ein Schriftchen ‚Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers', worin ein Herr v. Breidenbach, preußischer Werbe-Offizier in Wetzlar, auseinandersetzte, was an der Geschichte eigentlich richtig sei. Das war ein neuer Verdruß für Christian und Lotte Kestner, die sich übrigens schon sehr beruhigt hatten, da sie bemerkten, daß der Roman ihrem Ansehen durchaus keinen Abtrag tat. Aber auch Goethe mußte nun oft Bescheid geben oder den Bescheid verweigern, wenn zudringliche Leute gern in die tatsächlichen Grundlagen des Romans eingeweiht sein wollten. Er erfuhr

jetzt, was die Redensart besagt: sich selbst eine Rute binden.

Kein Ruhm ohne Strafe! Nachahmungen des Romans, Gegenstücke dazu, Dramatisierungen, Gedichte an Werther oder Lotte folgten sehr bald in bunter Reihe. Ja, da der Roman mit Pulver und Blei endet, so mußte er auch als eine berühmte Mordgeschichte seinen Weg ins niedere Volk machen, abgemalt auf die großen Wachstuchrollen, die die Orgelspieler und Straßensänger mit sich führten und deren einzelne Bilder sie singend mit der Stange deuteten. Ein solcher Bänkelsänger, Martin König, wurde vom preußischen Legationssekretär Ganz in Wetzlar scherzeshalber nach Usingen an den dortigen Major v. Bretschneider geschickt: da der Herr so schön dichten könne, möge er ihm doch eine „entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther" abfassen. Bretschneider hatte seinen Spaß an der Aufgabe; sein Scherz aber ging als blutiger Ernst auf die Gassen und Märkte:

Hört zu, ihr Junggesellen
Und ihr, Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt!

Die Liebe, traute Kinder,
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt;
Er hieß: der junge Werther,
Wie Doktor Goethe schreibt.

So witzig, so anständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durch's Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind.

Die stand als Vize-Mutter
Geschwistern treulich vor,
Die schmierte Brot und Butter,
Dem Fritz und Theodor.

Dem Lieschen und dem Käthchen —
So traf sie Werther an . . .

Und nun folgte in unzähligen Versen die ganze Geschichte is zum traurigen Schlusse:

Man grub ihn nicht in Tempel,
Man brannte ihm kein Licht:
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht'!

Solche Nachahmungen, Abwandlungen, Ergänzungen und Verzerrungen sind noch nicht das Schlimmste, was dem Urheber eines Werkes zustoßen kann. Peinlicher ist es, wenn er bemerken muß, daß er von Vielen, von den Meisten nicht verstanden wird. Goethe hatte klar, schlicht und ohne Hinterhalt erzählt; dennoch spürte er bald, daß die Leser den Sinn des Buches entstellten. Eines Tages bekam er eines seiner eigenen Exemplare zurück, das durch mehrere Hände gegangen war; da hatte Jemand ein Wort aus Rousseaus ‚Émile' auf das weiße Blatt vor den Titel geschrieben: „Tais-

toi, Jean-Jacques; ils ne te comprendront point!" An diesen Rat wurde Goethe jetzt leider oft erinnert!

Die Leser waren eben auf einen solchen neuen, ganz eigenen Menschen und Schriftsteller noch nicht vorbereitet. Das gedruckte Buch hat ursprünglich die Belehrung, Erbauung und Besserung der Menschen zum Zweck; später durfte es auch einer vergnüglichen Unterhaltung gewidmet sein. Eine dieser beiden Aufgaben hatte aber auch nach der allgemeinen Ansicht die Dichtkunst: „Nützen wollen die Dichter oder sie wollen ergötzen" hatte Horaz es ausgedrückt. Weiter: alle Dichterwerke haben es mit der Moral zu tun; sie wirken mehr oder weniger auf unser sittliches Denken und Handeln ein. Auch war ja das Bücherschreiben ursprünglich ein Geschäft der Geistlichkeit, der ersten Trägerin aller Wissenschaften, gewesen; auch als Verfertiger poetischer Arbeiten waren zumeist Gelehrte und Lehrer aufgetreten, und an ihren Arbeiten war der Zweck allemal die Hauptsache. Man stimmte die Leier für Frömmigkeit und Tugend, für die Ehre Gottes und den Ruhm des Landesfürsten; nebenbei war dann eine harmlose Ergötzlichkeit, auch ein bißchen Hanswursterei freigegeben.

Daß es einen Dichter geben könne, der einen Roman wie den ‚Werther' ohne moralische Absichten verfaßte und in die Welt sandte, war wirklich nicht zu erwarten und ging nicht in die Köpfe. Ebenso wenig, daß ein hochbegabter Mann grundsätzlich nicht an die Folgen seines Handelns denken wollte. Der ‚Werther' behandelte sittliche Angelegenheiten und übte starke Wirkungen aus; also war man berechtigt und ver-

pflichtet, die Moral des Werkes und Verfassers zu prüfen.

Das Buch war erfüllt vom Kultus der Liebe. Und zwar einer zwecklosen, sinnlosen, unerwünschten, verbotenen Liebe. Einer überspannten und krankmachenden Liebe. Einer geistigen und reinen Liebe. Ja, auch gegen diese Reinheit und Geistigkeit mußte man Bedenken haben. Die natürlichen und vernünftigen Ziele der zärtlichen Gefühle zwischen Mann und Weib sind Begründung eines Hausstands, christliche Kindererziehung und auch das Vergnügen des Ehebetts: Hier in diesem Romane fielen solche vernünftigen Zwecke unter den Tisch! Ja, das vernünftige und löbliche Verhältnis zwischen Albert und Lotte war als der dunkle Hintergrund genommen, vor dem Werthers phantastische Liebe hell erstrahlte. War es jungen Leuten zu wünschen, daß sie solche unnütze Werther-Liebe für das Höhere, Schönere, für die rechte Liebe hielten? Wohin kämen wir, wenn jede Grete, Dörte und Hanne ebenso verehrt sein wollten wie diese Lotte! Und welcher Unsinn, welcher Schaden entstünde, wenn die Jünglinge ihre Kräfte verzehrten und elend dahin welkten, weil ihnen diese Lene, jene Lotte unerreichbar ist! Bei jungen Menschen ist die Empfindung, die Schwärmerei, die Hitze des Gefühls leider häufig; sie sollte nicht noch durch Bücher genährt werden! Kann denn Gutes herauskommen, wenn ein Liebender sein Mädchen auf die Dauer vergöttert? Ein mäßiges Räuschlein wird ja zugestanden; hier aber handelte es sich um schweren Rausch!

Lessing war gewiß kein Philister, aber auch ihm mißfiel diese Werther-Liebe. „Glauben Sie," schrieb er

an Eschenburg, „daß je ein römischer und griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche [Liebesraserei], welche [gegen die Natur etwas zu wagen] antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß."

Der noch erstere und allgemeinere Vorwurf gegen den Roman war, daß er eine „Apologie des Selbstmordes" sei. Goethe hatte keineswegs daran gedacht, eine solche Verteidigungs- oder Lobrede zu schreiben; er ging von der Tatsache aus, daß Jerusalem sich erschossen hatte, und machte sich nun zum Geschäft, den Weg zu diesem Ende Schritt für Schritt sich selber auszumalen und Andern zu schildern. Dabei führte er dann freilich die Gründe an, die ein solcher Selbstmörder für seinen Entschluß wohl aufschreiben könnte, und zeigte außerdem mancherlei Mitwirkendes, was dem Unglücklichen vielleicht unbewußt bleibt und seine Tat doch auch erklären hilft. Aber was für die Wirkung des Buches noch wichtiger ist: die Leser lernten den Werther als einen edlen, vorzüglichen Menschen lieben und achten, ehe sie sich darüber klar wurden, daß er nicht durchaus gesund ist, daß seine ganze geistige und Gemütsbeschaffenheit zur Selbstvernichtung führen kann. Ganz gleich was der Dichter wollte und nicht wollte, seine Leser vereinigten nun die Vorstellung des Selbst-

mörders mit der Vorstellung eines sehr guten, feinfühlenden, liebenswerten und bis zu seinem Ende klar denkenden Menschen, und damit war allerdings dem Selbstmorde das Schändliche und Abschreckende, das ihm in der Christenheit anhaftete, in etwas abgenommen. Wohl war der Glaube lächerlich, daß manche Menschen durch diesen Roman verführt werden könnten, nun auch wie Werther zu handeln; wahrscheinlich genug aber war es, daß andere Unglückliche, die dem Selbstmord zustrebten, sich an Werthers Gestalt, an seinen Niederschriften in ihrem Vorsatz bestärkten und dies Buch bei ihrer Tat so nahe bei sich hatten, wie Werther bei der seinen die ‚Emilia Galotti'!

Goethe erfuhr diesen Vorwurf, daß er den Selbstmord gelehrt habe, sogleich aus seiner Nähe. In den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' wurde der Roman sehr gepriesen, und dabei brauchte der Lobredner auch den Satz: „Glücklicher Mann, der du mit Werther sympathisieren — fühlen kannst, daß er in *seinen* Umständen, bei *seiner* empfindungsvollen Denkungsart gerade so handeln müssen, sei mir gegrüßet unter den wenigen Edlen!" Vierzehn Tage später erklärte sich Goethes guter Bekannter und Drucker, der Hofrat Deinet, ein gewesener Theologe, an derselben Stelle anderer Meinung.

> Der Verleger dieser Zeitung hat nunmehr selbst die ‚Leiden des jungen Werthers' gelesen, hat aber das Glück nicht, mit Werthern zu sympathisieren und sich unter den Edlen grüßen zu lassen, die's fühlen, daß man in gewissen Umständen so handeln müsse, wie Werther getan hat. Selbstmord ist immer ein Beweis von Abwesenheit der Vernunft. Sowohl Diese als die Religion befehlen, daß wir unsern Nächsten lieben sollen als uns selbst. Wer seinem eigenen Leben gram ist, Dem gebe ich das meinige gewiß nicht in Verwahrung.

Deinet vermied noch das scharfe Wort gegen Goethe; die sogenannte Schwarze Zeitung des Magisters Ziegra in Hamburg nahm kein Blatt vor den Mund. Hier war die Religion angegriffen, also mußten ihre Hüter auch das Schwert schwingen. „Im Grunde ist die ganze Scharteke nichts Anders als ein modernisierter ‚Don Quixote'" erklärte der Ungenannte. „Nicht als Löwenritter, sondern als ein verliebter Narr betrachtet. Allein Don Quixote ist noch viel vernünftiger als Werther und redet durchgängig mit wahrer Hochachtung von der Religion als Dieser." Dem entrüsteten Theologen war es nicht zweifelhaft, daß Goethes Roman „keinen andern Zweck" habe, „als das Schändliche von dem Selbstmord eines jungen Witzlings abzuwischen," „und diese giftige Schlange ist von unsern Zeitungsschreibern so häufig angepriesen worden!" Der Rezensent faßt die Handlung des Buches in seiner Weise zusammen und wehklagt:

> Alles Dieses wird mit einer die Jugend hinreißenden Sprache ohne die geringste Warnung oder Mißbilligung erzählt. Vielmehr schimmert die Zufriedenheit und Achtung des Verfassers für seinen Helden allenthalben durch. Natürlich kann die Jugend keine andere als diese Lehren daraus ziehen: Folgt euren natürlichen Trieben! Gaukelt in der Welt herum! Will man euch zu ordentlichen Berufsgeschäften führen, so denket an das Pferd, das sich unter den Sattel bequemte und zuschanden geritten wurde. Will es zuletzt nicht mehr gehen, wohlan! ein Schuß Pulver ist hinlänglich, aller eurer Not ein Ende zu machen. Man wird euern Großmut bewundern, und den Schönen wird euer Name heilig sein. Und was ist zuletzt das Ende von diesem Liede? Dieses: lasset

> uns essen und trinken und fröhlich sein — wir können sterben, wann wir wollen! Ohngefähr sind wir geboren und ohngefähr fahren wir wieder dahin, als wären wir nie gewesen.
>
> Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zurückzubehalten, welches gewiß zu seiner Zeit aufbrechen wird! Und keine Zensur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans!

Ja, noch kräftiger äußerte sich in derselben Zeitung — ihr eigentlicher Name war: ‚Hamburgische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit' — der als frommer Eiferer weithin bekannte Hauptpastor Goeze. Er kam mit Bibelsprüchen daher: „Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, Der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen" und „Wir wissen, daß ein Totschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend." Er wolle zwar nicht sagen, daß der Verfasser eine Vermehrung der Selbstmorde „intendiert" habe.

> Aber vorher hätte er sie sehen können und müssen. Sollten sie sich also ereignen, so stehen sie gewiß zu seiner Verantwortung vor jenem strengen Richterstuhle.

Und noch einmal, nach einigen Wochen, kam Goeze auf den Gegenstand zurück:

> Man hat mir sagen wollen, daß die ‚Leiden des jungen Werthers' in Leipzig konfisziert und bei hoher Strafe verboten wären. Wie sehr ist zu wünschen, daß diese Nachricht Grund haben möge! Sollte Dieses auch nicht sein, so wäre es doch zu wünschen, daß alle Obrigkeiten diesen Schluß noch fassen und solchen auf die eclatanteste Art, die möglich ist, vollziehen möchten. Ich weiß zwar wohl, daß dieses Mittel nicht zureicht, dieses so weit ausgestreuete giftige Unkraut auszurotten; allein die Wirkung würde es doch haben, daß dadurch die

> Vorstellungen, welche durch diese so giftige Schrift in vielen, sonderlich jungen Gemütern, veranlasset worden sind, kräftig alteriert und den leichtsinnigen Rezensenten Zaum und Gebiß angelegt würden, daß sie es sich nicht ferner unterstehen würden, ihre Posaunen zum Lobe solcher Schriften zu erheben . . .
>
> Ewiger Gott! wer hätte von uns vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchem mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche A p o l o g i e n f ü r d e n S e l b s t m o r d erscheinen und in den ö f f e n t l i c h e n Z e i t u n g e n angepriesen werden dürften!

Wie redlich sie es meinen, so werden doch derartige laute Gottesstreiter, die häufig und heftig anklagen, um ihre Mitmenschen zu verbessern, gewöhnlich nur von einer kleinen Partei ernst genommen. Man mußte in diesem Falle zwar zugestehen, daß die Alt- und Rechtgläubigen, zu deren Wortführern der Hamburger Goeze gehörte, noch sehr zahlreich waren; aber sie stellten doch mehr eine Menge als eine Macht dar; man hielt sie für alt und absterbend. Goethe lebte fern von dieser langsam vermodernden Kirche: seinetwegen mochten die Pfaffen reden und schreiben! Oder auch einmal, wie in Leipzig, handeln, wo die Obrigkeit den ‚Werther' aus den Handlungen wegnahm und die fernere Verbreitung verbot. Das hinderte den Siegeslauf des Buches gar nicht.

Aber im Januar 1775 trat auch Friedrich Nicolai gegen den ‚Werther' auf den Plan, und sein Geschoß ließ den Dichter nicht unverletzt. Dieser Berliner Buchhändler, Verleger, Zeitschriftenherausgeber, Schriftsteller und Dichter war ein Häuptling der deutschen

Aufklärer; er stand in der Mitte eines sehr großen Freundeskreises, zu dem Männer wie Lessing und Mendelssohn, auch manche Freunde und Bekannte Goethes: Merck, Höpfner und Andere gehörten. Nicolai war der fleißigste Arbeiter für die achtbare Partei der nüchternen, wohlmeinenden, verständigen, fortschrittsfreudigen Bürger. Bisher bestand zwischen dieser Partei und den undeutlicheren Gruppen, zu denen Goethe gehörte, noch keine Feindschaft; vorauszusehen war sie freilich. Nicolai eröffnete nun den Kampf mit seiner Schrift: ‚Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.' Er wandte sich nicht gerade gegen Goethes Werk selbst, das er aufrichtig, wenn auch nur mäßig bewunderte, sondern gegen die Genie-Mode einerseits, gegen die Werther-Krankheit anderseits. Die Genies verachteten Vernunft und Wissenschaft, also die Göttinnen der Aufklärung; der Schriftsteller Nicolai ärgerte sich auch darüber, daß die Genies die gesittete Büchersprache mißhandelten. Goethe hatte durch seinen ‚Götz' und seine Puppenspiele eine volkstümliche Redeweise mit vielen abgehackten Wörtern und Sätzen in die Bücherwelt hineingetragen; solche Äußerlichkeiten oder Nachlässigkeiten lernen die Nachahmer am schnellsten. Zum Beispiel fing Matthias Claudius seine Besprechung des ‚Werther' mit dem Satze an: „Weiß nicht, obs'n Geschicht oder'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf herauszuholen." Und der Lobredner in den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' brauchte den Satz: „Möcht' nicht Albert sein, um aller Welt Güter nicht." Diese Sprache wandte

Nicolai.

[illegible] Anton [illegible]

Gräfin Auguste zu Stolberg

(in späteren Jahren, als Gräfin Bernstorff).

Nach einer [illegible] Gartow

nun Nicolai auch in seiner Spottschrift an, um sie lächerlich zu machen. Etwa so über Werther: „'ch seh'r seid'n Kerl, der's Große liebt" oder über den Albert: „'s ja'n Greuel, hast nicht gelesen, wie'r eifersüchtig war, wie'r Lotten spitze Reden gab, als er den armen Werther in aller Unschuld bei'r fand."

Nicolai strafte also in der Rolle des deutschen Oberkritikers, die er immer gern spielte, vornehmlich die bisherigen Rezensenten. Er wiederholte den Satz jenes Frankfurters, indem er ihn noch mundartlicher machte: „Möcht' nit Albert sein, um aller Welt Güter nit" und fragte, ob denn Werther der bessere, Albert der schlechtere Mensch sei. Werther ist ein von seinem Dichter vorzüglich gezeichneter Charakter, aber keineswegs ein Mann, den wir lieben und loben sollten. Bei seinem guten, weichen Herzen ist er dennoch ein Egoist, der sich mit seinem kranken Herzen beschäftigt, statt den Mitmenschen zu dienen, und der seine großen Talente nie zu etwas Nützlichem braucht.

Die ganze Welt lag ja vor ihm. Und war er, der Edelsten einer, der Welt nichts zu leisten schuldig? Warum wollt' er einzeln sein? Wenn ihn Menschen „haben mochten, sich an ihn hängten, deren Weg nur so eine kleine Strecke mit seinem ging," warum schlendert' er nicht ihren Weg mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weil's Menschen, „eine rechte gute Art Volks," waren? Er würde viel besser mit sich gestanden haben! Die vielerlei Menschen, die allerlei neue Gestalten, die dem in sich und in seine Leidenschaften eingeschlossnen gleichgültigen Werther sonst nur ein buntes Marionettenspiel machten, würden ein heilsames Kühlungs- und Stärkungsmittel worden sein, wenn er teilgenommen und bedacht hätte: Sie sind ja, was ich bin, Menschen! Die Kräfte, die in ihm ungenutzt ruhten, hätt' er sie entwickelt und gebraucht, so würd' ihm in kurzem die

Welt wenigstens so gefallen haben wie der kleine Knabe, den er ungeachtet seines Rotznäschens küßte, und die Welt würd' ihm die Hand geboten haben eben wie's freimütige Kind.

Goethe hatte den Mann Werther gar nicht als Muster angepriesen; dennoch lag für ihn ein Stachel in solchen Sätzen. Nicolai fragte ihn gleichsam: „Willst du nicht auch ein guter Bürger werden und in unsern Reihen für die Aufklärung und Tugend deiner Landsleute wirken? Denn es geht nicht an, daß du mit deinen großen Talenten immer nur spielst, wie es dir gerade Vergnügen macht. Du bist nicht zum trägen Einsiedler, sondern in die Gesellschaft geboren!"

Nicolai tat nun aber ein Weiteres, um eine richtige sittliche Schätzung Werthers, seiner Verliebtheit und seines Selbstmordes unter den Landsleuten auszubreiten. Er erzählte Werthers Geschichte, wie sie nach den gleichen Anfängen auch anders hätte kommen können. Dabei änderte er in Goethes Romane nur den Schluß dahin ab, daß Albert und Lotte noch nicht verheiratet sind, daß Albert den Selbstmordplan Werthers durchschaut und ihm Pistolen schickt, die nicht mit Kugeln, sondern mit Blasen voll Hühnerblut geladen sind. Werther drückt im feierlichen Moment ab, fühlt den Anprall, wird mit Blut besudelt, glaubt zu sterben, bis Albert dazu kommt und ihn ernüchtert. Albert tritt ihm nun edelmütig die Braut ab; Werther wird Ehemann, und nach zehn Monaten ist ein Söhnchen da. Nun aber wird die Geschichte ernster. Jetzt erfährt Werther erst die wirklichen Leiden des Lebens: schwerste Krankheit Lottens, Tod des Kindes, Verarmung, Mangel

und Zwang zu unlieber Arbeit. Er wird bei diesen Erfahrungen tüchtiger als zuvor, aber der alte Mißmut kommt doch noch oft über ihn. Auch Lotte wird unzufrieden mit diesem Ehegenossen; sie schaut sich nach Unterhaltung um.

s'war da ein junges Kerlchen, leicht und lustig, hatt' allerlei gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neust-aufgebrachtermaßen, vom „ersten Wurfe", von „Volksliedern" und von „historischen Schauspielen", zwanzig Jährchen lang, jed's in drei Minuten zusammengedruckt wie ein klein Teufelchen, ein Pandämonium. Schimpft' auch allweil auf'n Batteux[1]); Werther selbst konnt's schier nicht besser. Sonst konnte der Fratz bei hundert Ellen nicht an Werthern reichen, hatte kein' Grütz' im Kopf und kein Mark in'n Beinen. Sprang ums Weibsen herum, fispelte hier, faselte da, streichelte dort, gab's Pfötchen, holt'n Fächer, schenkt'n Büchschen, und so gesellt' er sich auch zu Lotten.

Sie spielt nur mit dem Genieknaben, will nur den Gatten mit ihm reizen. Es kommt zu bösen Neckereien, zum Streit, und schließlich trennt sich das berühmte Paar! Lotte kehrt zu ihrem alten Vater zurück.

Lotte weinte Tag und Nacht, liebte Werthern in der Seele und wollt' doch nicht Unrecht gehabt haben. Werther schlug sich mit der Faust wider die Stirn. „Hui!" schrie er: „unbeschreiblich fressender ist der Gram weder je sonst einer. Ich habe Lotten und soll sagen: sie liebt mich nicht! Besser war's, da sie mich liebte, und hatte sie nicht!"

Da erscheint Albert wieder, der gute Geist der Beiden. Er führt sie wieder zusammen. Zuvor aber hält er dem Freunde eine Scheltrede:

[1]) Charles Batteux (1713—80) war der angesehenste Ästhetiker der Zeit. Pandämonium hier: Inbegriff, Konzentration aller bösen Geister.

Bist'n Tor, Werther, und hast die arme Lotte auch betört! Ich hab' sie gekannt: ein gutes Landmädchen, lustig und fromm; konnte kleine Spiele spielen, konnte frohen Muts tanzen, aber auch den Kindern Brot schneiden; liebte herzlich häusliches Leben, ob's gleich wußte, „daß's kein Paradies, aber doch im Ganzen ein Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.“ Da liebt' ich's Mädchen und wollt' sie haben, denn solche Frau braucht' ich. Drauf kamst du und stimmtest die Weise viel' Töne höher. Da sollt's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Überlegung: Wir hielten's „Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all seinen Willen“, lebten immer in der Zukunft, „wo ein großes, dämmerndes Ganze vor unserer Seele ruhte, wo wir unser ganzes Wesen hingeben mochten, uns mit der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen.“ Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig und hielt sich am glücklichsten, „wenn's im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte.“ Ja! wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müßte! Nun hat er bei dir aufgehört; das gute Weibchen taumelt noch drin fort, und du wunderst dich, daß ihr nicht zusammen kommen könnt? Hohe, überschweifende Empfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung.

So sprach Nicolai allen braven Hausvätern und Hausmüttern aus der Seele. Sein Buch fand großen Beifall; man empfand es allenthalben als ein Wort zur rechten Zeit. Sogar Wieland lobte es, der mit diesem Manne verfeindet war. Tausende lachten nun über den schwärmenden Werther und sein närrisches Gefolge. Der gesunde Menschenverstand triumphierte. Ohne Zweifel hatte Nicolai die Genie- und Empfindungsnarren besiegt.

Goethe ergrimmte nicht wenig über diese Tat des

Berliner Philisters. Man konnte nicht einfach darüber hinwegkommen. Die ekelhafte Tragikomödie mit dem Hühnerblut verdarb auch ihm nun die Phantasie. Daß Nicolai dies häßliche Bild gemalt hatte, nahm ihm Goethe fast am meisten übel. Die Blutposse war doch unnötig! Wenn Albert die Selbstmordabsicht ahnte und bereit war, die Braut abzutreten, so brauchte er doch nur vernünftig mit dem Freunde zu reden. Goethe schrieb eine kleine dramatische Szene über diesen Gegenstand nieder.

Aber auch Nicolais Nörgelei über Werthers Charakter ärgerte ihn. Gewiß, mit einem andern Kopf und anderm Herzen hätte sich Werther nicht zu erschießen brauchen. Es braucht sich kein schöner Geist in Berlin zu erheben, um Das der Welt zu verkünden!

Ein junger Mensch, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward denn auch begraben.
Da kam ein schöner Geist herbei;
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie's denn so Leute haben.
Der setzt' notdürftig sich auf's Grab
Und legte da sein Häuflein ab,
Beschaute freundlich seinen Dreck,
Ging wohl eratmet wieder weg.
Und sprach zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mensch, wie hatt' er sich verdorben!
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!“

Noch eine andere Antwort kritzelte der zornige Dichter nieder:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen!
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Aber noch manchmal wurde sein Ärger wieder hervorgerufen. „Wo ich in eine Stube trete," schrieb Goethe im März 1775 einer Freundin, „find ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt drauf, der Andre lobt's, der Dritte sagt: »Es geht doch an«, und so hetzt mich Einer wie der Andre." Seine bisherige Freude am Roman war ihm vergangen; ja sein ganzes Autorwesen war ihm verleidet. Er wollte, so fuhr er gegen dieselbe Freundin fort, künftig seine Frauen und Kinder — damit meinte er seine Dichtungen — in ein Eckelchen begraben, ohne es dem Publikum auf die Nase zu hängen, wo sie liegen. „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt!"

Wenn aber ein Gerede auf dem literarischen Markte entstanden ist, da mischen immer neue Leute sich hinein, und Manche rufen ihr Wörtlein dazu, bloß weil sie das Lärmen vergnügt. Auch Goethes Freund Merck nahm die Sache von der lustigen Seite; besonders daß die Leipziger Tugendwächter das Buch verboten hatten, machte ihm Spaß. Er ließ eine Künstlerromanze ‚Pätus und Arria‘ drucken, meinte aber Werther und Lotte.

Jener Römer Pätus hatte Ursache gehabt, sich selbst aus der Welt zu schaffen, aber nicht Mut genug fassen können; da stieß sich seine Gattin Arria den Dolch in das eigene Herz und versicherte sterbend: „Pätus, es tut nicht weh!" Merck verwandelte nun seinen Freund Goethe, der bei Weygand in Leipzig den ‚Werther‘ hatte drucken lassen, in einen jungen Bildhauer, der ebendort Figuren von Pätus und Arria ausstellte:

Als wär' es nicht schon schlimm genug,
Daß man Sowas muß lesen,
Wie in dem blinden Heidentum
Der Mensch verderbt gewesen!
Ist's nötig, daß der Jugend wird
Solch Beispiel eingepräget
Von Leuten, die durch Satans List
Selbst Hand an sich geleget?

Der Autor entrüstet sich also über den unmoralischen Bildschnitzer:

Hätt' er davor beim Hofrat Böhm
Jus publicum gehöret
Und, was vom Mist und vom Damast
Herr Schröder gründlich lehret,
So könnt' man ihn doch irgendwo
In ein Kollegium setzen,
Und er braucht nicht durch seine Kunst
Die Sitten zu verletzen!
Und nun stellt er vor Weygands Tür
Das Bild gar aus zum Schauen,
Und Alles lauft hin, Jung und Alt,
Die Männer und die Frauen.
So schlimm der Gegenstand auch war,
So muß man doch gestehen:
Viel Kunst und noch viel mehr Natur
War an dem Werk zu sehen.

Und dann: so ist die Jugend schwach,
Setzt sich gleich an die Stelle
Und überleget nicht genau
Den Unterschied der Fälle . . .
Doch Leute, die bei Jahren war'n
Und die in Ämtern stunden,
Die hatten bald das Ridikül
Von dieser Tat gefunden
Und strichen sich das Unterkinn
Und schwur'n auf ihre Ehre:
Man mache zu viel Lärm, daß nun
Ein Narre wen'ger wäre.
Auch mancher steif-honette Mann,
Den Gott und seine Gaben
Vor einer Sünde dieser Art
Vorlängst verwahret haben,
Wünscht' sich und seinem Weibe Glück,
Daß er in seinem Leben
Durch kein gefährlich Ding wie Dies
Ein Ärgernis gegeben.
Das alles half dem Lärm nicht ab,
Der mehrte sich indessen;
Die Jungens und die Mädchen war'n
Gar auf das Ding versessen,
Und man befürchtete mit Recht,
Das Herz möcht' ihnen brechen,
Und wenn sie sich einst satt geküßt,
Sie möchten sich erstechen.
Da kam ein schöner Geist herbei . . .

Damit war wieder Nicolai gemeint; doch über ihn sagte der Spötter nicht viel, denn er hatte es besonders auf das Leipziger Verbot abgesehen. Und Merck wünschte auch mit Nicolai gut zu stehen. Der andere Freund Goethes, Jakob Lenz in Straßburg, liebte gleichfalls

das Burleske; er schrieb um diese Zeit eine literarische Posse ‚Pandämonium Germanikum‘, in der er Goethe, Klopstock, Herder und Lessing verherrlichte, dagegen Wieland, Weiße und viele andere Schriftsteller der Zeit verhöhnte. In diesem Spottdrama spricht nun der Küster zum Pfarrer über die Wirkung von Goethes ‚Werther‘: „Da ist der Antichrist plötzlich hereingetreten, der ihnen allen die Köpfe umgedreht hat, daß sie sich das Leben nehmen wollen.“ Und: „Die Weiber sind alle bestürzt auf das Ding! Sie sagen, sie haben Sowas in ihrem Leben noch nicht gehört. Denn sehen Sie, es ist kein einzig Weib, das nicht glaubt: heimlich in der Stille haben sich schon ein zehn, zwölf arme Buben um sie zu Tode gegrämt, und Dieser erschießt sich gar! Das ist ihnen nun ein gar zu gefundenes Fressen!“ Als Das der Pfarrer hört, zittert er für seine Frau. Der Küster muß auch der seinigen zureden:

Mein armes Weibchen, was machst du denn? Du wirst doch nicht toll sein und dir auch deinen Werther schon angelegt haben? Ich wollte dich! Es ist wohl gut, daß in Teutschland keine Inquisition ist, aber es ist doch nicht gar zu gut. Ich wollte mein Leben dran setzen, einen solchen Rebellen, einen solchen —

Küsters Frau: Er ein Rebell?

Küster: Red' mir nicht! Was für schnöde Worte er im Munde führt! Wenn man Das alles auseinandersetzte, was der Werther sagt!

Küsters Frau: Er sagt es ja aber in der Raserei, da er nicht recht bei sich war.

Küster: Er soll aber bei sich bleiben, der Hund! Wart' nur, ich will ein Buch schreiben; da will ich dich lehren und Alle, die den ‚Werther‘ mir so gelobt haben. Kurz und gut,

Weib, lieber doch einen Schwager als einen Werther, kurz von der Sache zu reden.[1])

Lenz aber war auch ein sehr ernsthafter Grübler, und die sittlichen, wie die religiösen Fragen lagen ihm so nahe am Herzen wie Wenigen. Also setzte er sich auch mit dem Oberphilister in Berlin auseinander und schrieb zehn Briefe über die Moralität des ‚Werther'. Er sandte sie Goethen zum Druckenlassen; er gab seine Arbeiten gewöhnlich in dieser Weise an den einen oder andern Freund. Goethe mochte nun nicht in eigener Sache als Auftraggeber zu einem Drucker gehen und so reichte er die Schrift an Fritz Jacobi weiter. Dieser aber riet ab; er habe diese herzigen Briefe mehrenteils mit Entzücken gelesen, antwortete er, aber gar zu viele Stellen seien doch zu flach, hingehudelt, ein Sausen und ein Wirrwarr. So blieb denn diese Verteidigungsschrift ungedruckt.[2])

Viel Aufsehen machte — aus einem besonderen Grunde — eine dramatische Satire, die Ende Februar 1775 ohne Orts- und Verlagsangabe, natürlich auch ohne Verfassername, erschien; betitelt war sie: ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten'. Mit Prometheus war Goethe gemeint, mit dessen Geschöpf Deukalion Goethes Geschöpf Werther: die Rezensionen über den Roman wurden also auf's Korn genommen. Ein lustiger Einfall war es, daß man die Rezensenten weder mit ihrem wahren, noch einem Schimpfnamen

[1]) Schwäger nannten sich die von demselben Weibe Angenommenen.

[2]) Bis 1918.

benannte, sondern durch kleine Bildchen bezeichnete. Wieland erschien als Merkur, Claudius gleichfalls unter der Vignette seiner Zeitschrift als Wandsbecker Bote, Nicolai, auf den es besonders abgesehen war, als Orang-Utang; andere Beurteiler des Buches durften sich als Gans oder Ente oder Eule oder Esel erkennen. All dies Volk sprach, gackerte, schrie durcheinander; zwischendurch und als Prologus und Epilogus bewegte sich der Verfasser in Hanswurst-Manier. Das ganze Ding war nur Mittelware; aber es gab auch Leute, die Spaß daran fanden und es für genialisch erklärten, denn Goethe war ein Genie, und von wem anders konnte dieser Spott über alle seine Rezensenten herrühren als vom Verfasser des ‚Werther'?

Nicolai, der auch sonst schon allerlei über Goethes Zorn auf ihn erfahren hatte, wunderte sich, daß Goethe nun einen solchen heftigen Angriff drucken ließ. „Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen?" fragte er den gemeinsamen Freund Höpfner. „Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts wert? Und da Herr Goethe sich Alles, auch mit der größten Unanständigkeit, gegen Andere erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurteilen?"

Am tiefsten aber ward Wieland getroffen: Als ihm Goethe auf Anregung der weimarischen Herren jenen freundschaftlichen Brief geschrieben, hatte er höflich geantwortet, war aber den Eindruck nicht los geworden, daß sich der übermütige junge Mann auch jetzt noch über ihn lustig machen wolle. Fritz Jacobi suchte ihn zu überzeugen, daß Goethe es gut und aufrichtig meine, und Wieland glaubte es schon beinahe,

bis er den ‚Prometheus' in die Hand bekam, etwa am 10ten März, und sich nun noch ärger gemißhandelt sah als bisher. Denn in dieser Posse trat Wieland auf, wie er um Goethes Gunst bettelte:

> Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus!
> Seit Ihrer letzten M[ainzer] Reis'
> Sind wir ja Freunde, soviel ich weiß:
> Ist's mir vergönnt, den Sporn zu küssen?

Die weimarischen Reisenden; die jene Versöhnung zwischen Wieland und Goethe bewirkt hatten, waren jetzt in Paris; ihr Anführer, Graf Görtz, erhielt dort den ‚Prometheus' gegen Ende des Monats. „Dieser Goethe ist ein gemeiner Kerl!" war sein erster Gedanke. Die Schrift sei eine Unfläterei, schrieb er seiner Frau nach Weimar; Wieland solle nur ja nicht antworten; es sei unter seiner Würde, „sich mit bösen Bubens abzugeben." Und der Graf fügte hinzu: „Das ist sicher: Goethe und ich werden uns nie im selben Zimmer befinden."

Knebel und Herzog Karl August waren über den Vorfall betrübt. Sie mochten ihren neuen Freund Goethe nicht aufgeben und wußten diesen bösen Hieb gegen Wieland doch auch nicht zu entschuldigen. Knebel klagte seinen Kummer brieflich dem wackeren Salzmann in Straßburg, und Dieser gab die Klage an Goethe weiter. Goethe wußte aber schon von Jacobi und Andern, was man jetzt von ihm glaubte und redete. Zuerst trotzte er: „Das Publikum mag von mir denken, was es will!" Er wollte sich auch um der Freunde willen keine Mühe geben, den Autor zu entdecken.

Aber am 9ten April ließ er einen Zettel drucken, um ihn seinen nächsten Briefen beizulegen:

> Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den ‚Prometheus' gemacht und drucken lassen, ohne mein Zutun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publiko, ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehs sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte.
>
> Ich glaube, diese Erklärung Denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.

„Goethe ist'n feiner Bursche" meinte Wieland gegen Gleim, als er diese Erklärung gelesen; „hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu seinem Bastard sein will." Selbst Goethes guter Freund Merck zweifelte diesmal an seinem Worte. Nicolai aber erfuhr von einem seiner Brieffreunde, daß kein Andrer als Goethe bei einem Formschneider in Offenbach die Holzschnitte bestellt habe, die das Originellste an dem Büchelchen waren, und daß jener Wagner nicht fähig sei, aus Eigenem soviel Witz aufzubringen, und: „der arme Teufel braucht auch Geld." Das ungefähr ließ dann Nicolai in seiner ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek' drucken. Kurz: Wenige glaubten der Erklärung Goethes.[1])

[1]) Die Wahrheit scheint folgende zu sein: Goethe war der Urheber des Gedankens, seine Rezensenten zu verhöhnen, und schrieb auch einen großen Teil der Spottverse. Von ihm rührt die Idee her, seine Kritiker in Bildchen auftreten

Solche Spott- und Streitschriften beschäftigten ein paar Wochen die Köpfe, höchstens Monate. Goethes Roman aber wanderte noch lange in immer neuen Bezirken herum. Er wurde in die verschiedensten Sprachen

---

zu lassen, und er zeichnete die Vorlagen für die kleinen Holzschnitte. Er wollte in dem Pößchen namentlich ausdrücken: ein Mann wie ich arbeitet ruhig fort, gleichviel wie das Vieh um ihn herum seine verschiedenen Stimmen hören läßt. Aber es kamen ihm Bedenken, und so trat er das Halbfertige an Wagner ab, seinen Freund von Straßburg her, der jetzt in Frankfurt als Literat sein Brot zu verdienen suchte und vermutlich auch im Goetheschen Hause etwas unterstützt wurde. Wagner fügte Eigenes hinzu und durfte sich nach der Abmachung mit Goethe für den Verfasser des Ganzen ausgeben, was er auch tat. Und Goethe handelte in dieser Angelegenheit zwar nicht wahrhaftig, aber doch nicht sehr gegen die Sitten seiner Zeitgenossen. Man muß nämlich bedenken, daß die Gelehrten im achtzehnten Jahrhundert sich gewöhnlich hinter dem Busche zu verstecken pflegten, wenn sie ihre Pfeile abschossen. Ein sehr großer Teil aller polemischen Schriften erschien ohne Verfassernamen oder mit erdichteten Namen. Von Lessing, Herder und vielen Andern haben wir Beispiele, daß sie ihre Geisteskinder geradezu verleugneten. Auch die Vorschiebung Anderer als Verfasser mit oder ohne Erlaubnis war nicht selten. Zum Beispiel gab sich Klinger für den Urheber eines Dramas aus, das Lenz nicht öffentlich auf seine Kappe nehmen wollte. Eine Folge dieser häufigen Art Lügen war, daß sie unter Kennern kaum geglaubt wurden, also auch nur für Halblügen gelten durften.

Wenn man aber fragt, wieso Goethe so bald nach seiner Versöhnung mit Wieland einen Angriff gegen Diesen richten konnte, so erklärt sich Das leicht. Er war durch die weimarischen Herren etwas überrumpelt worden; er hatte gewissermaßen seine Parteigenossen verraten. Aber seitdem hatte in seinen Augen Wieland den Kampf wieder aufgenommen.

übersetzt, und so „deutsch" gerade diese Dichtung allen Deutschen erschien, so gewann sie doch in Frankreich, England, ja man kann sagen: überall sehr viele Leser und Bewunderer. Es erschienen auch immer neue Nachahmungen, Gegenstücke, Verhöhnungen, Dramatisierungen. Die bildenden Künstler blieben auch nicht untätig. Chodowiecki hatte zu Nicolais Büchlein hübsche Vignetten beigesteuert und illustrierte dann auch eine französische Ausgabe des Originals. Andere Maler und Kupferstecher folgten; es gab bald sehr schöne englische Kupferstiche zu Ehren des berühmten Liebespaares.

Goethe erlebte also in jeder Hinsicht das Schicksal eines sehr berühmten, sehr erfolgreichen Autors. Ach, wie sehr überwog das Verdrießliche!

Denn im Januarheft 1775 seines ‚Merkurs' verspottete Wieland Goethes Freund Lenz und die Genies überhaupt. Er höhnte zum Beispiel, ein Angehöriger der Genie-Gesellschaft dürfe „schreiben, was gar Niemand, was er selbst nicht verstunde." Goethe empfand Das um so mehr, als er selber an der Abfassung der dort heruntergemachten ‚Anmerkungen über's Theater' beteiligt gewesen war. Er bereute also seine übereilte Versöhnung mit diesem Feinde seiner Genossenschaft. „Wieland ist und bleibt ein Scheißkerl": machte er sich gegen die Fahlmer Luft. „Ewige Feindschaft sei zwischen meinem Samen und ihrem Samen!"

Fünftes Kapitel

Reise in die Schweiz

Mai bis Juli 1775.

Goethes seelischer Zustand forderte schon längst eine Entspannung oder Ablenkung oder Befreiung oder Heilung: wie man es nennen will. „Ich lebe wie immer in Strudelei und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens": so drückte er es zuletzt aus. In seiner Liebe zu Lilli wußte er nicht aus und ein. Sehr nahe lag da der Gedanke an eine zeitweilige Ortsveränderung. Goethe hatte die italienische Reise noch vor sich, die sein Vater für eine Krönung aller Ausbildung hielt. Aber auch ein näheres Reiseziel war gegeben: das Städtchen Emmendingen im „Briesgau", denn der Vater war zu alt, seine Tochter zu besuchen, und die Mutter allem Reisen abhold; da mußte wohl jetzt der Bruder nach Kornelien sehen und ihr erstes Kindchen begrüßen.

Allem Schwanken machte ein Brief der jungen Grafen Stolberg ein Ende; die beiden Brüder schrieben ihm aus Hamburg, zugleich mit Gustchen, und meldeten ihm, daß sie, Christian und Fritz, auf einer Reise in die Schweiz demnächst in Frankfurt eintreffen und ihn umarmen würden. Emmendingen lag auf dem weiteren

Wege. Sogleich nahm sich Goethe vor, bis dahin mit ihnen zu gehen. „Ach, Gott, Ihre Brüder kommen" antwortete er der fernen Freundin. „Unsere Brüder . . Zu mir! Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl tun, sie zu haben!"

Die beiden Grafen waren von ihrer Göttinger Studentenzeit her mit einem schlesischen Freiherrn Kurt v. Haugwitz befreundet, und Dieser hatte ihnen von Paris aus eine gemeinsame Reise durch Süddeutschland und die Schweiz vorgeschlagen. Haugwitz kam zuerst in Frankfurt, dem Treffpunkte, an. Zweiundzwanzig Jahre alt, ein sanfter und kluger Mensch, verstand er sich mit Goethe sogleich recht gut. Ein paar Tage nach ihm kamen die Stolberge von Norden her gefahren, und nun stieg die Lust hoch. Die beiden Brüder und Goethe wetteiferten in Lebhaftigkeit; Haugwitz sah stille zu.

Von den Brüdern war Christian ein Jahr älter, Fritz ein Jahr jünger als Goethe; diese beiden Jünglinge waren in einer Weise einig und übereinstimmend, wie man es auch bei Brüdern selten findet. Friedrich war schöner und auch begabter; man konnte ihn für den vollkommensten Jüngling halten; Einige verglichen ihn mit den griechischen Heroen, selbst mit Herkules. „Seine Miene hat etwas unbeschreiblich Erhabenes" bezeugte gerade in diesen Tagen der jüngere Boje, der die Brüder von Göttingen bis Kassel begleitet hatte. „Und wenn man ihn sprechen hört! Alles, was er spricht, so frei, so edel, so deutsch!" Die beiden Jüng-

linge waren unter der Obhut vortrefflichster Eltern in Holstein und Dänemark aufgewachsen. Dort wohnten ihnen, nachdem Vater und Mutter zur himmlischen Heimat hinübergeschlummert waren, noch drei sehr geliebte Schwestern. Von diesen Schwestern schwärmten sie dem neuen Freunde Goethe vor. Fritz erglühte jetzt aber auch für eine Engländerin, die er in Hamburg kennen gelernt hatte. Diese Sophie Hanbury begehrte er eben jetzt zur Braut. Beide Brüder waren Enthusiasten, dem Genie-Kultus ergeben; in Klopstock, dem Freunde ihres Elternhauses, sahen sie von Kind auf ihren Führer. Jetzt entzückte sie vor allem die herrliche bergige Landschaft, die sich ihnen seit einigen Tagen aufgetan, und es entzückte sie ihr neuer Freund und Alles, was ihn umgab.

Auch Goethes Mutter hatte ihre helle Freude an den vier vollkräftigen jungen Männern, die sich jetzt in ihren Räumen bewegten. Sie nannten sich nach dem bekannten Volksbuche selber die vier Haimonskinder; dann war sie, die Mutter, die Frau Aja, von der geschrieben steht: „Zuletzt ging sie in den Keller und holte vom besten Wein." Das versäumte denn auch die neue Frau Aja keineswegs. Einige Male ward auch Klinger in den Kreis gezogen, der sich eben in der Heimat aufhielt; er mußte die Edelleute auf einem Ausfluge nach Mainz begleiten, und sie besuchten auch seine arme Mutter in ihrem kleinen Häuschen und rühmten seine schöne Schwester Agnes, die Putzmacherin.

Am vergnügtesten waren die Grafen darüber, daß Goethe sie eine Strecke begleiten wollte; wie weit, konnte er selber noch nicht sagen.

Am 15ten Mai ward die Reise angetreten: alle Vier hatten sich die gleiche niedersächsisch-englische Kleidung machen lassen, die durch den ‚Werther' berühmt geworden war: blauer Frack mit gelben Knöpfen, ledergelbe Weste und Hosen, Stiefel mit braunen Stulpen, grauer runder Hut. „Wir Vier sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte" schrieb Christian Stolberg an eine seiner Schwestern, „und so herrlich schicken wir uns zusammen." Die lautesten, erregtesten waren immer Goethe und Fritz. Uber Goethe staunten die Andern oft:

> Es ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. — —
>
> Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon sehr. Schon sag ich? Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. — —

Goethe und Fritz Stolberg konnten sich auch über ihre Liebesnöte das Herz ausschütten. Der Eine hatte seine Liese Schönemann in einem Gedichte als „Belinde" angeredet, der Andere seine Engländerin „Selinde" getauft: jetzt konnten sie sich abwechselnd vorstellen, daß ihnen das Schicksal ihre Belinde und Selinde gönnte oder entzog. Aber die hängerliche, weinerliche Stimmung hielt bei so vollkräftigen jungen Männern nicht stand, zumal bei dieser Fahrt in den herrlichen Frühling hinein. Die beiden Grafen staunten über die Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dieser Gegenden, über die Alleen von alten Wallnußbäumen, über die vielen

Das Heidelberger Schloß

Obstbäume auf den Wiesen und Feldern, die doch der Saat so gar keinen Abbruch zu tun schienen.

In Darmstadt ward Merck aufgesucht; er fand Gefallen an Goethes neuen Freunden und begleitete sie eine Tagereise. In Mannheim war die Antikensammlung das Sehenswerteste. Aber auch über die ganze Stadt verwunderten sich die Reisenden; wie ein Waffelkuchen war sie gebaut: lauter Vierecke, lauter gleiche Straßen, lauter einförmige Häuser, von Stein und schön genug, Alles nach der Schnur, aber wie langweilig! Und wenig Menschen!

Im nahen Heidelberg mußte man das große Faß und die Schloßruine aufsuchen. „Es war ein Anblick, an dem wir uns nicht satt sehen konnten" schrieb Stolberg. „Da ist ein alter Turm, der vom Blitz gespalten ist; die eine Hälfte liegt gesunken, und die andere steht: Das ist so malerisch, wie ich noch nie etwas gesehen habe." Goethe zeichnete den Anblick.

Eingang zum Schloß

Unsere Reisenden erreichten Karlsruhe am 17ten Mai des Abends: Das war nun wieder eine künstliche Stadt! Das Schloß lag inmitten eines Kreises; ein Drittel dieses Kreises war als Stadt gebaut, genau nach dem Zirkel; die Straßen glichen den Rippen eines Fächers; die andern Zweidrittel des Kreises waren ebenso als Kunstgarten und Wald angelegt; wie die Strahlen eines Sternes gingen alle Wege vom Schloßturm aus. Menschen gab es auch hier nur wenige, dreitausend etwa, alle vor ihrer Herrschaft im Bogen gruppiert. Auch hier war Fritz Stolberg des Lobes voll:

Der Wald umringt den Garten, worin das Schloß liegt. Vom Schloß an bis zum Walde geht's durch alle Schattierungen von Kunst zur Natur hindurch; die letzten Schattierungen sind die schönsten; Das versteht sich. Hier gehen die Fußsteige durch den Wald, hier durch's Gebüsch, daß man sich durcharbeiten muß, hier durch blühende Sträucher und hier durch melancholische Tannen. Die Bouquets würden Dir sehr gefallen. Und eine Pflanzschule

von Ahornen. Die ist allerliebst. Das Ganze hat einen gewaltigen Umfang.

Die Leute sind recht gut. Dem Markgrafen sieht man's beim ersten Blick an, daß er ein rechtschaffener, edler, wahrhafter Mann sei. Er hat etwas Kaltes im ersten abord; Das verliert sich aber bald, sowie man sich auch an sein durchdringendes, spähendes Auge gewöhnt. Ebenso sieht man's der Markgräfin an, daß sie eine gescheite und gelehrte

Karlsruhe

Frau sei. Sie sattelt oft ihr Steckenpferd und tummelt's herum: da muß man mit herumtraben. Der Erbprinz: c'est peu de chose; der zweite Prinz ein guter Junge. Des Erbprinzen Frau ist ein gutes Weibchen, sehr wohl gebildet, aber gar nicht schön, sehr höflich und ohne alle Gêne. Ihre Schwester, die Braut des Herzogs von Weimar, der morgen kommt, ist ein gar gutes Mädchen: so natürlich, so originell, aber auch nicht schön . . .

Wir leben in Freuden und Herrlichkeiten wie der reiche Mann. Mittag und Abend an der fürstlichen Tafel, die fürstliche Livree und Equipage zur Bedienung. Ja, uns Reichsgrafen bot man gar einen Kavalier zur Aufwartung an: Das schlug dann freilich unsere Bescheidenheit aus.

Goethe mußte auf den Fürsten, dem sein Schwager Schlosser diente und der in Klopstock so sehr die deutsche Dichtkunst geehrt hatte, begierig sein; noch tieferen Ein-

Herzog Karl August. Ende 1773.

Von Heinsius.

Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt,

spätere Herzogin von Weimar.

Nach einem Miniaturbildnis (1774).

druck machte ihm Karl Augusts Braut. „Luise ist ein Engel“ schrieb er in seinem nächsten Briefe an die Fahlmer; „der blinkende Stern“ — das Zeichen des fürstlichen Ranges — „konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brusttasche aufbewahre.“ Als Karl August nun von Straßburg her — von seiner Pariser Reise rückkehrend — anlangte, war er so erkältet, daß er kaum reden, ja kaum hören konnte. Immerhin bemerkte Goethe, daß der junge Fürst ihm noch so wohl gesinnt war wie zuletzt in Mainz. Mit dem Grafen Görtz stand es anders; Knebel jedoch hielt nach wie vor zu Goethen.

Straßburg war das nächste Ziel. Von Goethes Gefährten lebten dort noch Salzmann und Lenz; namentlich der kleine, seltsame Lenz freute sich über alle Maßen, daß sein heiß geliebter, hoch verehrter Goethe nun da war; er wich ihm nicht von der Seite. Goethe versank manchmal in Erinnerungen. „Diese alte Gegend, jetzt wieder so neu — das Vergangene — und die Zukunft.“ Er saß vor der Stadt, unter den hohen Linden beim Wirtshaus zum Wasserzoll und schrieb Briefe. „Das Münster dort, dort die Ill!“ Und dachte auch der letztvergangenen Tage.

Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt, um gescheuter daraus zu werden. Wenn's nur was hülfe! — —

Alles ist besser, als ich dachte. Vielleicht, weil ich liebe, find' ich Alles lieb und gut.

Fritz Stolberg hatte in Straßburg die Entscheidung erhalten: jene Sophie Hanbury konnte ihm nur Freund-

Emmendingen

schaft, nicht Liebe versprechen. Ein tiefer Schmerz — aber der junge Mann starb nicht sogleich daran, und nachher erst recht nicht. Goethe dagegen wußte nicht, woran er war und was er wünschen oder fürchten sollte. Er fühlte sich zu Lilli gehörig und verglich sich eben darum mit einem durchgebrochenen Bären, einer entlaufenen Katze. Was noch aus diesem wunderlichen Verhältnisse werden sollte, mußte die fernere Reise aufklären.

Am 27sten Mai ging er allein mit Lenz weiter; Lenz war bei Schlossers schon Freund im Hause, die fremden Edelleute konnte man nicht ohne Umstände dorthin nehmen.

Emmendingen, das man über Offenburg und Kenzingen erreichte, liegt im Tale der vom Schwarzwald herunter eilenden Elz, unter einer großen Burgruine; die Grafen von Hochberg, die diesen Teil des

Schlossers Wohnhaus

Breisgaues einst beherrschten, hatten hier ihr Schloß gehabt. Jetzt gehörte die Grafschaft zu Baden-Durlach, und Goethes Schwager verwaltete sie unter den Titeln eines Hofrats und Landschreibers. Er war Oberamtmann über 20 000 Seelen in 29 Ortschaften; die Residenz Karlsruhe war weit, und Schlosser ließ sich auch nicht gern etwas darein reden. Den Wohlstand, die Sittlichkeit, die Bildung dieses seines Völkleins zu heben, Das war gewiß eine schöne Aufgabe. Außerdem hatte Schlosser viele Genüsse durch seine gelehrten Studien, seine zahlreichen vortrefflichen Freunde, seine Schriftstellerei, seine sonstigen Steckenpferde. Aber neben ihm siechte und trauerte sein junges Weib dahin. Sie war von der Seele aus am Leibe krank und entsetzlich verweichlicht. Sie lag im Bette, konnte sich keinen Strumpf anziehn, konnte keinen Brief schreiben, konnte sich nicht mit ihrem Kindchen abgeben, noch

weniger ihre Wohnung fertig einrichten oder ihren Haushalt leiten. Man lebte in einem geräumigen Amtshause, besaß eigene Äcker und Wiesen, sah sich inmitten einer schönen Landschaft, aber davon genoß die arme Frau selten etwas. Sie fror auch im Sommer, fürchtete jeden Luftzug, jeden Wassertropfen. Aber eben, weil es sich mehr um ein Seelenleiden handelte, hatte sie doch auch bessere Zeiten. Dann erfreute sie ihren Gatten durch Gesang und Zitherspiel oder durch Vorträge an ihrem schönen Flügel. Sie zeigte sich immer gut und freundlich gegen ihn, so daß er sie nie zu lieben aufhörte; nur vor seiner leiblichen Liebe schauderte ihr. Trat ein Gast in ihre Einsamkeit ein, der ein neues geistiges Leben mit sich brachte, so richtete sie sich an ihm auf wie eine welke Pflanze in einem Wasserglase; auch diese Gäste sahen in ihr einen Engel, ein herrliches Gemüt, aber erkannten sie zugleich auch als untauglich für diese Welt. Ihre Unbrauchbarkeit als Hausfrau blieb aus zwei Gründen erträglich: Schlosser bezog das höchste Beamtengehalt, 2000 Gulden, und war von sich aus wohlhabend; also konnte er es auch gestatten, daß zwei Freundinnen Korneliens, die Schwestern Gerock, ihr immer noch Gesellschaft leisteten und statt ihrer die Hausfrau vertraten.

Es versteht sich, daß man bald diese, bald jene Kur bei der Kranken versuchte. Aber in der Seele mußte die Heilung beginnen. Als ihres Bruders baldige Ankunft in Aussicht stand, schöpfte eine Straßburger Freundin Hoffnung, denn zu Korneliens Leiden gehörte auch ihre Sehnsucht nach der heimatlichen Gesellschaft und vor allem nach ihrem Bruder. „Gott

lasse es ihr an Leib und Seele gedeihen! Was für Freude für seine Schwester, wann sie den besten Bruder sieht!"

Wirklich tat das Wiedersehen Wunder — für den Augenblick. Sie konnte schon den zweiten Tag mit ihm und Lenz spazieren gehen.

Wieviel hatten sie einander zu sagen! Die Schwester: wie es ihr in ihrer Ehe gehe, in diesem fremden Lande — so schön, aber einsam! Sie sprachen vom Manne, vom Kindchen, von den Gerocks; der Bruder berichtete über Vater und Mutter, über alle die Menschen und Dinge der Heimat und ganz besonders über seinen wunderlichen Zustand mit Jungfer Schönemann und ihren Leuten. Ach, Kornelie konnte sich die Lilli, wie sie ihr geschildert wurde, auch nicht wohl als ihre Nachfolgerin im Hause am Hirschgraben denken und ebensowenig ihren Bruder als Ehemann und Hausvater. Sie hatten wohl beide, Bruder und Schwester, nicht die rechten Eigenschaften für den Ehestand, wenn auch aus verschiedenen Ursachen. Sie beide hätten immer bei einander bleiben, auf die Ehe ganz verzichten sollen!

Aus Frankfurt fand Goethe hier einen Brief von Tantchen Fahlmer vor. Sie berichtete sehr anschaulich über die Aufführung seiner ‚Elmire'; dem Dichter war die Schilderung lieber, als wenn er hätte im Theater sein müssen. Er antwortete, daß es ihm gut gehe und daß er noch ein Stückchen weiter reise.

> Ich bin jetzt in der Luft. Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens . . .

Ich geh' nach Schaffhausen, den Rheinfall zu sehen, mich in die große Idee einzuwickeln. Denn noch, fühle ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komme ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher.

Auch die Stolberge und Haugwitz trafen nun in Emmendingen ein: da war Kornelie schon wieder krank und unsichtbar. Die Edelleute, die eine vollständige Schweizer Reise machen wollten, fuhren dann nach Basel weiter; Goethe blieb bis zum Pfingstmontag, den 5ten Juni, bei den Seinen. Dann fuhr er über Freiburg und den Schwarzwald nach Schaffhausen.

Am 7ten Juni trat er in die Schweiz ein und stand „vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins." Am nächsten Tage erreichte er Lavaters Heimat.

Goethe hatte kürzlich zwei ganz neue, von Fürsten künstlich geschaffene Städte: Mannheim und Karlsruhe, mit zwei ganz alten, langsam herangewachsenen Handels- und Gewerbestädten: Frankfurt und Straßburg vergleichen können; Zürich mutete nun wieder wie eine echte deutsche Reichsstadt an; es war eine uralte, langsam entstandene Siedlung von Handwerkern, Geistlichen und Kaufleuten an einem schiffbaren Flusse, eingeschlossen von Mauern, Toren und Türmen, ein Gedränge von engen Gassen. Aber diese Stadt war im Innern bergig und lag zwischen nahen Bergen; erst recht aber zeichnete sie der große See aus, der nach ihr benannt wird. Die Lage, die Umgebung waren also ganz schweizerisch und für Goethes Augen ein Neues.

Zürich um 1700. Nach der Leydener Galerie agréable du monde

Aber nicht die Stadt, die Landschaft, die fernher schimmernde Alpenwelt, und die ganze freie Schweiz hatten ihn hierher gezogen, sondern ganz allein der Mensch Lavater. Goethe und Lavater genossen leiblich und seelisch ein großes Wohlgefallen aneinander, fast so wie Liebende verschiedenen Geschlechts. Sie begegneten sich auch recht gut in ihrer Religion und Weltanschauung, denn Beide glaubten an das Genie, an die Erleuchtung aus dem Unbewußten, an den Gott in uns; sie hielten sich also nicht an Dogmen und Theorien der Priester und Schriftgelehrten, erhofften das Heil auch nicht von angehäufter Wissenschaft und angestrengter Grübelei, sondern „der Geist wehet, von wannen er will“ und „welche der Geist Gottes treibet, Die sind Gottes Kinder.“ Lavater schaute beständig nach Menschen aus, die ungewöhnliche seelische Kräfte offenbarten, die in dieser schlechten Gegenwart noch an die Wundertäter des Alten und Neuen Testamentes erinnerten. Sobald er Goethes gewahr geworden, hatte er ihn als einen vom Genie Besessenen verehrt, als eine dem Urquell nähere Seele, als eine Stimme, deren Sprache nicht selten auf göttliche Eingebung zu deuten schien. Lavater sah also zu Goethe hinauf, obwohl er der Ältere war und sich auch für viel verständiger halten mußte als diesen noch unsicher taumelnden Freund, obwohl er ferner unter den Menschen sich eines viel größeren Vertrauens erfreute als dieser plötzlich aufglänzende Dichter. Wie hätte Goethe gegen einen solchen Bewunderer und Liebenden unempfindlich und undankbar sein können? Und lag es nicht zutage, daß der religiös

und sittlich festgegründete Lavater auch ihm, gerade ihm, dem Unsteten, viel zu geben hatte?

Aber die beiden Männer waren zu dieser Zeit noch stärker miteinander verbunden: durch eine gemeinsame Arbeit. Lavater ließ jetzt sein großes Werk erscheinen: ‚Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe.‘ In Leipzig wurde es gedruckt; der erste Band war heraus, der zweite in Arbeit, und Goethe überwachte die Drucklegung, schrieb auch Manches hinzu und strich Anderes weg, ohne sich jedoch als Mitarbeiter zu nennen. Über diese Dinge war nun viel zu reden, und so hätte sich Goethes Fahrt nach Zürich auch schon aus der Notwendigkeit von wissenschaftlichen Beratungen und vielen gemeinsamen Bilderprüfungen begründen lassen.

Selbstverständlich litt Lavater nicht, daß sein Freund sich in dem Gasthofe zum Schwert einrichtete, wo er bei seiner Ankunft abgestiegen war. Sie mußten ja alle Viertelstunden beisammen sein, die der viel in Anspruch genommene Geistliche seinen Geschäften abstehlen konnte. Er bewohnte noch kein Pfarrhaus, weil er noch keiner regelrechten Gemeinde diente; eben in diesen Tagen wurde er an der Kirche des Waisenhauses vom Helfer zum ersten Prediger befördert. Bei seiner Verheiratung vor neun Jahren war er bei seinem Vater, einem alten Arzte, verblieben, und da wohnte er mit seiner kleinen Familie jetzt noch. Das Haus hieß ‚zum Waldreis‘ und lag in der Spiegelgasse, die von der Münstergasse zum Neumarkt führt; von der Zinne dieses Hauses genoß man einer schönen Aussicht; Lavaters

Goethe
Stich von Heinrich Lips nach einem Gipsmedaillon von einem Schüler Nahls

Freund Zimmermann hat sie in einem Buche gerühmt: „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät."

Beide Eltern Lavaters lebten noch, und die alte Mutter hatte das oberste Regiment im Hause. Ihre Sohnstochter war als Mädchen unter mehr als zwanzig

Lavater

Geschwistern aufgewachsen; sie kannte das Leben nicht anders als ein Dienen. „Das allerliebste Kindermütterchen, das liebste Töchterchen und Schwesterchen" hatte Lavater sie in einem Briefe an Goethe genannt. „Nichts weniger als schön, aber voll Anmut und edler Jungfräulichkeit. — Ungelehrt, ungestutzt, ohne Koketterie und Prätension. — Ein gutes, herzgutes, sanftes, taubenähnliches, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges, unschuldiges Herzenslämmchen." Zwei Kinder

liefen in den Stuben herum; ein kleiner Kasparli war damals gestorben, als der Vater sich im Emser Bade erholte; ein neues ‚Herzenswürmeli' sollte demnächst seine Stelle einnehmen.

Auch mit den Freunden und Gehilfen Lavaters ward Goethe rasch vertraut. Den jungen Theologen Passavant, der eine Art Famulus im Hause war, kannte er schon von der gemeinsamen Heimat Frankfurt her.

Anna Lavater-Schinz

Nette

Ein hannöverscher Edelmann v. Lindau, der gleichfalls für Lavater las und schrieb, war ihm neu. Unter den Zeichnern und Stechern, die für die Physiognomik gebraucht wurden, rührte sich am meisten der erst siebzehnjährige Lips aus Kloten; Lavater hatte ihn ausbilden lassen; sonst wäre er dem Handwerk seines Vaters, eines Dorfbarbiers, gefolgt.

Seine Bekanntschaft mit dem Doktor Diethelm Lavater, der ein wackerer Arzt und Apotheker geworden war, konnte Goethe jetzt erneuern. Von den Geistlichen

der Stadt hingen zwei jüngere Männer, Pfenninger und Häfeli, mit herzlicher Liebe an Lavater; auch einen anderen Amtsbruder, Heß, der in der Bibelauslegung Eigenes zu sagen hatte, konnte man zu den Freunden rechnen. Innig verbunden war Lavater dann noch mit einem Arzte in Richterswil am See, dem Doktor Hotze.

Namentlich wurde Goethe jetzt aber zur ‚Bäbe' geführt als zu einer Frau, die seine Schriften gut kenne

Heiri

Kaspar Lavater

und Alles, was er mache, so sorgsam im Herzen erwäge wie kaum ein andrer Mensch weit und breit. Diese Barbara Schultheß im Schönenhof war die Ehefrau eines Fabrikanten und Hauptmanns, achtundzwanzig Jahre alt, jetzt die Geburt ihres fünften Kindes erwartend. Eine Männin nannte sie Lavater, der sie als seine beste Freundin oder, wie er es ausdrückte, als ‚Warnerin und Stab' verehrte. „Sie spricht fast nichts und fühlt ohne Wortgepränge": so schildert er sie gegen Herder. „Sie ist nicht schön und nicht fein gebildet.

Nur stark und fest ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz, unausgebreitet. Eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Auch ihr Schweigen ist belehrend." Als Goethe sich nun mit ihr unterredete, war er ihr in kurzer Zeit fast ebenso zugetan wie Lavater. Männer, die ihren Empfindungen und daher auch Schwankungen sehr unterworfen sind, verlangen nach Führung; sie sträuben sich aber, von andern Männern gemeistert zu werden, lassen sich dagegen den Rat und Tadel einer älteren Freundin gefallen oder suchen ihn geradezu. Und in der Regel haben auch nur Frauen genug guten Willen zum selbstlosen, geduldigen, freundlichen Aufnehmen aller Darbietungen und aller Launen und Leidenschaften solcher Männer. Von jetzt an stand also Barbara Schultheß unter den Wenigen, mit denen Goethe in einem selbstgezogenen Kreise lebte und die er vor sich sah, wenn er seine Geistererscheinungen niederschrieb. Was sie dazu sage, begehrte er immer zu wissen.

Barbara Schultheß

Außer Passavant sah Goethe hier noch einen jungen Landsmann wieder, von dem er sich geliebt, ja verehrt wußte. Christoph Kayser, der Sohn des Organisten an der Katharinenkirche in Frankfurt, lebte seit wenigen Wochen hier, um sich in dem wohlhabenden Zürich sein Brot als Musiklehrer zu gewinnen. Er hatte schon daheim angefangen, Goethesche Gedichte zu komponieren, die ihm der Verfasser gab, noch ehe sie gedruckt wurden:

„Ihr verblühet, süße Rosen" und die an Lilli gerichteten Verse: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?" Und Goethe hatte seinerseits angefangen, in diesem jungen, schüchternen, schwerfälligen, aber innerlich so heiß brennenden kleinen Musiker seinen künftigen musikalischen Verbündeten zu sehen, mit dem

Christoph Kayser

zusammen er große poetisch-musikalische Werke unternehmen könnte.

So sah sich Goethe hier in der schweizerischen Stadt fast wie in einer Heimat empfangen; ja, es schienen ihn mehr Freunde zu umgeben als daheim. Das Beste aber war die Freude, die er an seinem hiesigen Hausvater haben konnte. Denn er sah, daß dieser nach außen, nach dem Ausland hin so überaus geschäftige Lavater doch auch in seiner Familie und in seinem Amte nichts versäumte, vielmehr als Muster eines Geist-

lichen, eines Freundes, eines Gatten, Sohnes und Vaters gelten konnte.

Zwei Tage nach Goethe trafen die Grafen Stolberg und der Freiherr v. Haugwitz in Zürich ein; es war gerade der Sonntag, wo Lavater seine Abschiedsrede als Waisenhaushelfer hielt. Auch die Edelleute befreundeten sich rasch mit ihm und seinen Nächsten. Da ihnen Zürich sehr zusagte, so beschlossen sie, eine längere Zeit hier zu verbringen, und mieteten sich in einem Bauernhause am See, eine halbe Stunde von der Stadt, zwischen Weinbergen an der Siehl, eine Stube. Und dort bei ihrem Bauern Jochen Berly fühlten sie sich wohler als in dem prächtigsten Schlosse.

So oft es seine Zeit erlaubte, führte Lavater seine deutschen Gäste in der Stadt und im Lande herum. Am 12ten Juni des Nachmittags zogen sie aus, um den berühmten alten Bauern ‚Chlijogg' zu besuchen, dessen Bild man schon aus den ‚Fragmenten' kannte.

Ein anderer Bauer, Heinrich Boßhard von Rümikon bei Winterthur, begleitete sie. Dieser Mann hatte bis vor kurzem nicht nur in drückendster, sondern auch verachtetster Armut gelebt, in Lumpen gekleidet, oft dem Hunger preisgegeben, in der halb verfallenen, schmutzigen Hütte seines Vaters. Sein eigener Fleiß zu ländlicher und Fabrikarbeit hatte nicht hingereicht, das Elend seiner Eltern zu vertreiben; jeden Geldverdienst rissen die Gläubiger an sich. Endlich bemerkten einige Fabrikherren in Winterthur, daß Heinrich, der nie in eine Schule gekommen war, wunderliche Kenntnisse besaß:

Zürich: Ausſicht vom Gaſthof zum Schwert.

Von Perignon.

Stich von Née.

Zürich: Aussicht von der »Katze« auf See und Berge.

Aus Ebels „Anleitung".

in der alten und neuen Geographie, in allen Teilen der Bibel, auch in verschiedenen Sprachen. Als man ihn prüfte, staunte Jedermann über das Gedächtnis dieses verlumpten Bauern, der Predigten hersagen konnte, die er als Kind gehört, der ganze Bücher der Bibel auswendig wußte und, was das Stärkste war, in zwei verschiedenen Verdeutschungen. Nun fand Heinrich zuerst in der Nähe, dann auch in Zürich Gönner, denn es zeichnete ihn nicht bloß dies sonderbare Wissen aus, das mit der größten Unwissenheit gemengt war — zum Beispiel verstand er sich auf das gewöhnlichste Rechnen nicht — sondern auch sein bescheidener Sinn, seine Dankbarkeit für die kleinste Guttat und sein eifriges Streben nach eigenem, klarem Denken.

Heinrich Boßhard

So kam es, daß er zufällig bei Lavater eintrat, als die Edelleute und Goethe auch da waren, und daß sie ihn aufforderten, mit ihnen zum Kleinjogg zu gehen.

Dieser Alte — sein Schriftname war Jakob Gujer — stammte von Wermetschwyl, einem Dorfe zwischen dem Greifen- und Pfäffiker See. Dort hatte er vor vielen Jahren mit einem Bruder, der sich ihm, dem Jüngeren, unterordnete, das Gütchen der Eltern übernommen, einen kleinen Besitz von achttausend Gulden Wert, auf dem aber fünftausend Gulden Schulden ruhten. Dies Gütchen hatten dann die beiden brüderlichen Familien bewirt-

schaftet und ganz langsam in die Höhe gebracht. Zufällig wurde der Züricher Stadtarzt Dr. Hirzel auf Kleinjogg aufmerksam und lernte ihn dermaßen schätzen, daß er im Jahre 1761 ein Buch über ihn herausgab: ‚Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers' betitelt. Das Buch machte Aufsehen, ward vom Hauptmann Frey zu Basel

Jakob Gujer (Kleinjogg). Von Lips und Schmoll

ins Französische übersetzt, und nun sprach man auch in Frankreich von dem Socrate rustique, dem paysan philosophe, und die Engländer wurden gleichfalls aufmerksam. Um 1769 wurde ein großes Lehngut, das vom Stand[1] Zürich vergeben wurde, frei; es war verkommen und verdorben; die Ratsherren, zu denen auch Hirzel

[1] Stand: status rei publicae, état, Staat.

gehörte, boten es dem berühmten Chlijogg zur Wiederherstellung an, und er übernahm es, ohne sein angestammtes Gütchen aufzugeben. In kurzer Zeit verdoppelte er auch hier die Erträge; nun konnte auch dieser Katzenreutihof, am Katzenbach, dem Ausfluß des Katzensees gelegen, als ein Mustergut gezeigt werden; es wirkte auf die Bauern der Gegend so belehrend oder beschämend, wie die Väter der Stadt im Sinne gehabt hatten, und Kleinjogg gehörte nun zu den Züricher Berühmtheiten. Ein großer Neuerer war er jedoch keineswegs; vielmehr verhielt er sich als echter Bauer gegen alle Bücherweisheit mißtrauisch. Seine Erfolge verdankte er eigentlich nur seinem Fleiße, seiner Liebe zur Sache und einigen gesunden Grundsätzen. Er hatte damit angefangen, daß er nur so viel Vieh behielt, als bei ihm recht gut gedeihen konnte, und nur so viele Äcker in Pflege nahm, wie er recht gut von Unkraut reinigen, reichlich düngen und sonst in ihrer Bodenbeschaffenheit verbessern konnte. Er war also von sich aus, wie die Gelehrten es ausdrücken, von der extensiven zur intensiven Kultur übergegangen. Dazu kam nun seine Lebensweise. Nie besuchte er Wirtshäuser und Lustbarkeiten und erlaubte es auch den Seinigen nicht. Sein Haus hatte die Weinschankgerechtigkeit; er verzichtete auf diesen leichten Gewinn, damit seine Kinder nicht verdorben würden. Auch als er berühmt wurde, blieb er im Auftreten der einfachste Bauer; sein Feiertagskleid, einen grauen Kittel von Zwilch, der mit eisernen Heften geschlossen wurde, hatte er mit seinem Bruder gemeinsam, denn nie verließen beide zusammen den Hof. Überhaupt herrschte zwischen den beiden Familien, die nun auf drei

Generationen angewachsen waren, vollkommene Arbeits- und Gütergemeinschaft. Ihre Kinder heirateten nur, wenn der neue Tochtermann oder die neue Sohnsfrau bereit war, in diese Einigkeit und Gemeinschaft einzutreten. Alle Söhne und Töchter der beiden Stammväter waren tüchtige Menschen und fühlten sich glücklich. Knechte und Mägde hatte man auf dem alten Hofe nie gehabt; im neuen Lehngute fanden diese Angenommenen es sauer, mit den Kindern des Hauses Schritt zu halten.

Die Bedeutung einer solchen vorbildlichen Landwirtschaft war beträchtlich. Bisher hatten die Schweizer gemeint, ihr karger, felsiger Boden könne ihnen unter keinen Umständen die nötige Nahrung geben, und sie wußten es nicht anders, als daß Schwaben ihre Kornkammer war. Wie aber, wenn die Machthaber in Schwaben bei Mißernten die Ausfuhr verboten? Kleinjogg zeigte nun, daß die Schweizer das Doppelte und Dreifache an Getreide hervorbringen könnten; auch war er einer der Ersten, die fremdländische Frucht der Kartoffel anzubauen und sie im eigenen Haushalt zu erproben. Zuerst aß man ihr Fleisch vorsichtig, nachdem man sie in der Schale abgekocht; dann stampfte man sie zu einem Brei, und danach versuchte man, Brot daraus zu backen, was in gehöriger Verbindung mit Roggenmehl auch gut gelang. Als nun im Anfang der siebziger Jahre die große Hungersnot über die Schweiz wie über ganz Deutschland kam, so daß in den meisten Bezirken zwei- oder dreimal so viel Menschen starben als geboren wurden, und Unzählige bis zur Arbeitsunfähigkeit entkräftet wurden, da konnte bei aller Not auch in der

Schweiz die Kartoffel als die Frucht gepriesen werden, die das schlimmste Elend verhütete; das Schicksal des Volkes hing jetzt nicht mehr völlig vom Gedeihen und der Ernte des Korns ab. In solchen vorsorglichen Wirtschaften wie Kleinjoggs hatten die liebreich gepflegten Äcker aber auch in diesen Unglücksjahren noch ziemlich Korn getragen.

Dieser tüchtigste Bauer schien den Städtern, die ihn aufsuchten, auch ein geborener Philosoph zu sein. Seine Aussprüche, so einfach sie klangen, wurden mit Andacht aufgenommen. Er wußte ja nichts von Dem, was die gelehrten Philosophen treiben; er grübelte nicht einmal über geistliche oder sittlich-geistliche Dinge und über Bibelworte nach, was doch auch viele Landleute taten. Seine Gedanken bezogen sich immer auf sein eigenes Lebensgebiet; eben darum flossen bei ihm Denken und Tun in Eins zusammen. Sein Denken war also immer ein klares, sicheres, geprüftes, bewährtes; wie er Herr in seiner Haushaltung war, so stand er auch als Denker ganz frei und königlich da. Den Frommen schien er allerdings eben deshalb und weil er auf vieles Beten und Bibellesen keinen Wert legte, ein bloßer Erdenmann zu sein. Daß Christus uns erlöst hat, nahm er als eine vollendete Tatsache an, nämlich so, daß wir nichts hinzuzufügen brauchen. Zweierlei aber ist unsere Pflicht: den Platz und Beruf vollkommen auszufüllen, in den uns Gott gesetzt hat, und gegen alle Nächsten zu handeln, wie wir behandelt zu werden wünschen.

Kleinjoggs Ruhm, von Hirzel und Frey begründet, war durch Lavater noch in neue Kreise getragen worden, zum Beispiel zu Goethen. In seinen ‚Fragmenten‘ hatte

er seine Freude ausgedrückt, daß dieser so lehrreiche Mann nicht im Dunkeln geblieben war.

Wenige Menschen hab' ich so scharf geprüft, von so manchen Seiten, in so verschiedenen Situationen beobachtet, und Keinen, nicht Einen, durchaus sich so gleich, so fest, so zuverlässig, so lauter, so rein, so unbestechlich, so selbständig, so in sich lebend, so einfach, so ganz nur Das, was er ist, nur Das, was er sein will, so einzig in seiner Art gefunden, wie diesen in meinen Augen ganz unvergleichbaren Mann. —

So oft ich bei Kleinjogg war, so oft rufte seine Gegenwart und seine Wirksamkeit in mir eine Art von Gefühl auf, das noch in keines Menschen Gegenwart in meinem Herzen rege wurde. Nicht ein warmes enthusiastisches Gefühl. Es war, wie wenn ein dunkles Menschenideal in meiner Seele lebendig und beleuchtet werden wollte. So was Einfaches, Zartes, Unausdrückbares regte sich sanft in mir. Es war nicht Ehrfurcht, nicht Liebe, nicht Freundschaft. Es war eine stille Erweiterung meiner Seele. Ein sanftes Ahnden der unverdorbenen Menschheit, die vor mir stünde!

Diese ganze wahre Menschengestalt vor mir! Der ganze Mensch Bauer! Der ganze Bauer Mensch! So ohne Sorgen, ohne Anstrengung, ohne Plan. Ein Licht ohne Blendung. Wärme ohne Hitze. So inniges Gefühl seiner selbst: ohne Selbstsucht. Solch ein Glauben an sich: ohne Stolz. Nicht glänzender, nicht tiefer Verstand, aber so gesund, so unansteckbar vom Hauche des Vorurteils. So unbestechlich, so durch keine Labyrinthe verführbar. Immer in Arbeit und Ruhe. Voll edler Betriebsamkeit und einfältiger Gelassenheit. So immer in seinem Kreise. So eine Sonne in seiner Welt. So schön in seiner Tätigkeit. In seiner Unangestrengtheit, seiner Offenheit, so herrlich. So seine ganze Seele herausgebend und ohn' es zu fühlen, ohne daran zu denken, daß er gibt. So treffend Alles, was er sagt. Immer Gold im Erdenkloß. Oft Diamante auf dem Mist. Immer so ein Ganzes. Alles so fließend aus seiner Ganzheit, so rückfließend in sie . . .

Wenn wir Jemand zu einem schönen Frauenzimmer führen, sollten wir nicht vorher sagen, sie sei eine vollkommene Venus. Hatte nicht auch Lavater den kritischen Sinn der jungen Männer allzu munter gemacht? Gar zu begierig auf ein Wunder in Gestalt eines alten Bauern? Sie schritten fröhlich dahin, und ganz glückselig gab ihnen zunächst der andere seltsame Bauer Boßhard Rede und Antwort. In seiner Lebensgeschichte gedachte er später auch dieses Tages als eines der schönsten. Ihm war ja noch nie widerfahren, daß so vornehme Leute ihn wie ihresgleichen behandelten.

Diese Edeln begegneten mir recht freundschaftlich, und ich wußte vor Freude nicht, wo ich stand.

Kleinjogg führte uns in seinen Gebäuden herum, und am Tische unterhielten wir uns mit den weisen Reden dieses Landmanns . . .

Auf dem Heimweg weinte ich Freudentränen über mein namenloses Glück, von solchen Edlen geliebt zu werden. Ich bat den Gott meiner Jugend, der mir schon so oft aus dem tiefsten Elend ausgeholfen, um die Gnade, würdig zu werden der Liebe, mit der ich geliebet wurde.

Durchnäßt langten unsere Wanderer wieder in der Stadt an, aber es war ein erwünschter Regen nach langer Trockenheit gewesen. Gern dachte Goethe des Abends an diese Erweiterung seines Gesichtskreises, und besonders an den trefflichen Kleinjogg.

Ich ging ohne Ideen hin von ihm und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, keinen moralisch-philosophischen Bauern, Gott sei Dank! Aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie die Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind.

Nach dem alten Meister der Bauern der noch ältere Schulmeister, der Patriarch der Züricher Gelehrten!

Bodmer war jetzt ein munterer Greis von siebenundsiebzig Jahren. Nachdem er ein halbes Jahrhundert lang an der bescheidenen Akademie Zürichs die Geschichte und Politik vorgetragen, war er erst kürzlich in den Ruhestand getreten. Nun lebte dieser Lebhafte nur seiner Schriftstellerei. Drei Kinder hatte er mit seiner Frau gehabt; sie waren alle drei gestorben; um so mehr hatte sich Bodmers Väterlichkeit auf alle jungen Menschen erstreckt, die gute Leistungen versprachen. Fast alle Gelehrten der Stadt waren seine Schüler gewesen und behielten eine Art Sohnesverhältnis zu ihm; aber auch aus dem Reiche hatte er sich zweimal Jünglinge herbeigerufen, sie in sein Haus, an seinen Tisch, unter seine Flügel genommen, bis ihnen unter diesen Flügeln zu eng und zu warm wurde. Der Erste hieß Klopstock, der Zweite Wieland.

Bodmer war ein höchst wohlmeinender, rechtschaffener, aufgeklärter und mutiger Mensch, ein Republikaner, wie er sein soll, — aber solche ehrwürdigen und hilfsbereiten Väter und Lehrer haben doch auch etwas Drückendes für die nachfolgenden Geschlechter.

Sehr unbehaglich war seine Stellung in der deutschen Literatur geworden. Vor vielen, vielen Jahren hatte er sich als Ästhetiker und Kritiker großes Verdienst erworben; er war ein kleiner Lessing gewesen, ehe der größere auftrat, hatte mit seinem Freunde und Kollegen Breitinger, der jetzt gleichfalls noch lebte, den damaligen Geschmacksbonzen Gottsched bekämpft; er hatte auch schon auf Schätze der englischen Literatur aufmerksam gemacht, als sie noch

Niemand beachtete, und auch sonst Gutes geleistet. Er konnte jetzt noch für den besten Kenner der gesamten deutschen Literatur gelten; sicherlich wußte kein Anderer über ihre ältesten Werke gleichguten Bescheid; aber er las auch das Neueste. Da er auch in den antiken und anderen Literaturen zu Hause war, so hatte er immer etwas Eigenes zu sagen und konnte Jeden belehren. Aber sein Geschmack, seine Ansichten zeigten doch jetzt immer den sehr alten Mann. Bereits seit 1721 ließ er seine flinke Feder laufen: kein Wunder, daß ihm schon manche Jahrgänge neuer Schöngeister eine dauernde Ruhe gönnten! Das Schlimmste war, daß dieser sonst so brave Mann sich auch für einen Dichter hielt und daß er „der Natur zum Trotz“, wie Wieland es ausdrückte, überaus fleißig das Papier mit Poesie beschrieb und gar nicht damit aufhören wollte.

Es war ein Wagnis, den Dr. Goethe, das echteste und neueste Genie, diesem überalteten Kunstrichter und Wasserpoeten gegenüberzustellen. Gern ging Lavater nicht mit Goethe und den Grafen Stolberg zu seinem alten Lehrer; aber ein Fernbleiben wäre eine Beleidigung gewesen.

Bodmer empfing sie freundlich. Er wohnte in einer Vorstadt am rechten Limmatufer, „am Schönenberg“; die Aussicht aus seinen Fenstern über die Stadt, über einen Teil des Sees und auf die Berge war ganz herrlich. So hatte Goethe doch gleich Etwas hier, das er freudig rühmen konnte. Aber auch die Lebhaftigkeit des alten Schulmeisters gefiel ihm sehr. Der Mann hatte seit vielen Jahren nur Wasser getrunken und war doch ganz Feuer! Schön sah er freilich nicht aus: ein Greislein

mit kahlem Vorhaupt und grauen Augenbrauen, die bis in die Augen hingen, mit eingefallenen Backen, zusammen-

J. J. Bodmer. Nach A. Graff von Nordheim

geschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedeckten; das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase.[1]) Aber wie

[1]) So hat ihn Heinse geschildert.

gesagt, es war viel Leben in dieser Ruine, und mit dem Stock, auf den er sich stützte, fuchtelte Bodmer zuweilen bedrohlich genug herum, sobald er in Eifer kam, was oft geschah. Schade, daß er Goethes Werke ebenso wenig hatte genießen können, wie der junge Mann die seinigen! Und es mußten auch sonst noch allerhand Gesprächsstoffe vermieden werden. Bodmer begriff auch gar nicht, wie Goethe, dieser Unchrist, dieser zügellose, wohl gar gottlose Mensch, und der mystische Schwärmer und streng sittliche Prediger Lavater so innige Freunde sein konnten. Von Goethe erwartete der Alte trotz dem ‚Werther' und dem ‚Götz' als zukünftige Leistungen nur allerhand Possen. Als man ihm sagte, daß der junge Mann an einem ‚Doktor Faust' arbeitete, meinte er, eine Farce lasse sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

Aber ihre Unterredung verlief höflich und freundlich, und der Alte kam nach einigen Tagen auch zum Waldreis angestapft, um den Besuch zu erwidern.

Es wären nach der Sitte der Zeit noch sehr viele andere Gelehrte, Schriftsteller und ansehnliche Persönlichkeiten zu besuchen gewesen; aber nur in einigen Fällen überwand man sich dazu; bei den Meisten ließ man es auf ihre Ungnade ankommen. Der Chorherr Breitinger konnte versäumt werden, weil er sich gar zu öffentlich als Feind Lavaters gezeigt hatte; seine zwei Bände ‚Kritische Dichtkunst' gehörten zu den vielen Lehrbüchern, die Goethe unbenutzt ließ. Der berühmteste Dichter der Stadt war Salomon Geßner; ihm mußte man zugestehen, daß er als Schriftsteller, Zeichner, Maler, Radierer immer Hübsches leistete. Von Haus aus war er Buch-

händler; jetzt versah er das Amt eines Ratsherrn und verwaltete Besitzungen des Staates. Ein gesetzter, verständiger Mann, der mit den Künsten sehr geschickt spielte und seinen Mitphilistern recht glücklich die Idyllen vormalte, an denen sie sich gern erlaben, ganz so wie der Zuckerbäcker zu festlichen Gelegenheiten süße Leckereien für Zunge und Gaumen bereitet. Daß er und Goethe sich als Kunstgenossen anerkennen sollten, war nicht zu verlangen. Ja, mit dem jüngeren Maler, der dieser Stadt entsprossen, mit Lavaters Jugendfreunde Heinrich Füßli, hätte sich Goethe um so besser verstanden; von Füßli sagte man, daß er auf der Leinwand dasselbe Genie sei, wie Goethe als Dramatiker, Erzähler und Liederdichter. Aber Füßli hielt sich jetzt in Italien auf; man konnte eine Anzahl seiner Bilder nur bei dem jüngeren Heidegger betrachten.

Goethes Stellung zu den Zürchern ward von vornherein durch seine Bruderschaft mit Lavater bestimmt. Lavater hatte ziemlich großen Anhang; seine Predigten wurden sehr besucht, und die gemeinen Leute ehrten in ihm den etwas wunderlichen, aber aufrichtigsten und eifrigsten Diener Gottes und der Menschen. Die Gelehrten jedoch, die hier von jeher alle hintereinander her waren, konnten sich nicht darein finden, daß gerade dieser Mann, dessen wissenschaftliche Bildung nur bescheiden geblieben war, der als Dichter nur Schwaches leistete und dem auch die eigentliche Beredsamkeit abging, solche Erfolge und im Auslande einen so ausgebreiteten Ruhm sich erworben hatte. Es ärgerte sie immer wieder, daß so viele vornehme und namhafte Fremde dem Waisenhausprediger Lavater als der vorzüglichsten Merkwürdigkeit Zürichs nachfragten. Also spotteten sie um so mehr über ihn und erzählten Geschichten über seine Unwissenheit, Schwärmerei, Wunderversuche und Weissagungen. „Es scheint, als wenn die Zürcher alle an Lavaters Ruhme ersticken wollten“ schreibt Zimmermann einmal über diese Gelehrten; „à la tête von allem diesen Nebel- und Krötengeschlecht ist der Kanonikus Breitinger, der von Lavater anders nicht spricht als: ‚Der verzweifelte Lappi‘.“

Lavater ertrug solche Neckereien und zuweilen recht bösartige Angriffe mit Engelsgeduld. Er ging als Mensch und Christ seinen guten Weg getreulich weiter, so daß wohl im Stillen mancher Gegner seufzte: „Ach, wer doch auch so sein könnte!“

Goethe aber gewann seinen freundlichen, unermüdlichen Wirt mit jedem Tage lieber.

Am 15ten Juni in aller Frühe schritten Goethe, Lavater, Passavant, Kayser, Heß und dessen Schwager Schinz zum Seeufer hinab, wo ein bestelltes Boot ihrer harrte. Zuerst ließen sie sich zu dem Bauernhause hinüberfahren, in dem die Edelleute wohnten; hier stiegen die Stolberge und Haugwitz zu ihnen, und nun ging es in die Mitte des Sees hinein.

Noch lag der Nebel über dem Wasser, aber der Tag versprach schön zu werden. Lavater und Goethe gedachten ihrer Fahrt vor einem Jahre, wo sie auf der Lahn und dem Rheine trotz des Regens recht lustig geworden waren. Alle aber gehörten zu Klopstocks Gemeinde, und so mußten sie jetzt auch an die Ode

Klopstocks denken, in der er eine Gesellschaftsfahrt auf eben diesem See schildert:

> Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
> Zürch im ruhigen Tal freie Bewohner nährt;
> Schon war manches Gebirge,
> Voll von Reben, vorbeigeflohn.
>
> Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
> Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender;
> Schon verriet es beredter
> Sich der schönen Begleiterin.
>
> — — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
> Beß're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
> Im sokratischen Becher,
> Von der tauenden Ros' umkränzt;
>
> Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen,
> Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
> Wenn er lehret verachten,
> Was nicht würdig des Weisen ist . . .

Genug! Jene Lobredner der Mäßigkeit hatten also doch Wein im Schifflein gehabt, und schöne Frauen oder Mädchen waren mit ihnen zur „Au" gefahren. Da brauchte Klopstock freilich nicht lange die Göttin Freude vom Himmel herunterzubeten. Aber wir Armen!

> Ohne Wein kann's uns auf Erden
> Nimmer wie dreihundert werden!
> Ohne Wein und ohne Weiber
> Hol' der Teufel unsre Leiber!

So derb begann Goethe heute das Dichterspiel. Und dann schrieb er, ganz wie damals auf der Lahn, vier Reime auf: Affen, geschaffen, Laus, Schmaus.

„So, nun macht ihr die Verse dazu!" Fritz Stolberg nahm die Aufforderung auf:

> Wozu sind wohl Apollos Affen
> Als wie zu bouts rimés geschaffen?
> Sie halten oft gleich einer Laus
> In Klios Haar und Pomade Schmaus.

Bouts rimés: so nannte man damals diese gesellschaftliche Unterhaltung; man mochte sie wohl aus Frankreich überkommen haben. Vier neue Reime wurden aufgeschrieben: Horn, Dorn, Pinsel, Gewinsel. Lavater schmiedete sie zu einer Warnung vor seinem Freunde Goethe zusammen:

> Flieh Bruder G[oethe]! Flieh! Er stößt mit seinem Horn!
> Weich aus dem B[asili]sk und fürchte seinen Pinsel!
> Sein Mund ist abgrundreich, sein Witz ist wie ein Dorn;
> Er schafft des Lachens viel und doch noch mehr Gewinsel.

Bohren, geschoren, Schaf, Graf: so stellte Goethe die nächste Aufgabe. Ein Graf mußte sie wohl annehmen, um das Schaf zu überwinden. Auch Christian Stolberg wandte sich gegen den kecken Wolfgang:

> Dem Wolf, dem tu' ich Esel bohren,
> Dadurch ist er gar baß geschoren;
> Da sitzt er nun, das arme Schaf,
> Und fleht Erbarmen von dem Graf.

Nicht alle konnten's gut, aber auch diese Andern dichteten ihre Vierzeiler in Goethes Buch hinein, und so hatten die Fahrenden ihr Gespötte und Gelächter.

Allmählich wurden sie stiller und ernster. Die herrliche Landschaft entrang sich den Nebelschleiern und gewann Macht. Im Beschauen versinken wir leicht in uns selbst; das Denken wird zum halben Traum. Der

betrachtende, sich selbst vergessende Mensch verwächst mit seiner Umgebung. Er wird ein Stück der Natur. Sie die große Mutter, und er das kleine Kind.

Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt,
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, Wolken angetan,
Entgegnen unserm Lauf.

Doch welches ganz andere Bild stand plötzlich vor Goethes Augen? Lilli schwebte ihm entgegen, lächelnd und grüßend!

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne.
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Zwei Stunden lang glitten sie so in ihrem Schifflein dahin; dann verlangten die rüstigen Glieder ihr Recht; die Männer ließen sich an Land setzen und gingen zu Fuß weiter, indes ihr Schiffer sie im Wasser begleitete. „Die Ufer des Zürcher Sees sind gar zu schön" erzählte Fritz Stolberg einer seiner Schwestern in den nächsten Tagen.

Hart am Wasser geht der Fußsteig, der immer von den schönsten Walnußbäumen beschattet ist. Nußbäume, die so hoch und dick wie die alten Eichen sind; viele davon beugen sich ins Wasser hinein und geben dem Badenden den kühlsten Schatten.

Zu Mittag aßen wir bei einem Landpfarrer, der uns sehr liebreich empfing und uns der Milch, der Butter, des Kalbfleisches, wie Abraham, reichlich vorsetzte. Auch Kuchen und sehr schöne Kirschen.

Von da gingen wir weiter, immer am See. Niedliche Häuser lagen uns zur Rechten; Weinberge erhoben sich über die Häuser, und über die Weinberge hohe Gebirge.

In Horgen löste sich eine Gruppe von der andern. Die Zürcher kehrten zu ihren Geschäften in der Stadt zurück, Goethe, Passavant und die Edelleute dagegen fuhren nach Richterswil weiter, wo sie Lavaters Freund, den vortrefflichen Arzt Hotze, begrüßen konnten.

Dann verließen sie den See und strebten dem Kloster Einsiedeln zu. Auf schmalen, steinichten Fußpfaden ging es immer wieder über Berg und Tal; unzählige Bäche und Rinnsel waren zu überspringen oder durchzuwaten. Bald gingen sie zwischen den schönsten Wiesen hindurch, bald durch unfruchtbare Einöden. Mehrere Stunden wanderten sie noch auf Zürcher Gebiet; dann kamen sie in das katholische Schwyz. Schindel-Leggi war ein Dorf, in dem sie sich erquicken konnten; über diesem Orte nahmen sie Abschied vom Zürcher See, der hier noch einmal

zu sehen war, und Goethe erfuhr wiederum, wie das schöne Mädchen, das in seinem Herzen wohnte, auch in diese Schönheit der Landschaft mit hineintrat:

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Noch eine rauhe Wegstrecke lag vor ihnen, aber sie war nun lustiger zu gehen, weil sie mit lauter wandernden Menschen bezeichnet wurde, wie andere Straßen durch Bäume. Alle diese Menschen kamen ihnen entgegen und alle waren Pilger: Schweizer, Schwaben, Bayern, Elsässer, Lothringer, Franzosen, Italiener; Männer und Weiber. Denn heute war ja Fronleichnamstag; da hatten es sehr viele Wallfahrer so eingerichtet, daß sie gerade heute zum Gottesdienste oben an der Gnadenstätte gewesen waren; nun strebten sie zum Hafen am See und zu den Straßen, die in ihre Heimat führten.

Endlich, nach sieben Stunden, erreichten unsere Freunde den heiligen Ort und erblickten die prächtigen Gebäude inmitten der öden Hochebene. Sie traten in den Flecken ein. Standespersonen wurden in das Gasthaus des Klosters aufgenommen, und unsere Wanderer gehörten durch die beiden Grafen zu diesen Auserwählten.

Am andern Morgen ließen sie sich zu den Sehenswürdigkeiten führen. Die sehr stattliche Klosterkirche war vor fünfzig bis sechzig Jahren neu erbaut; sie

Richterswil.

Von Perignon.

Stich von Denis

Kloster Einsiedeln.

Von Perignon

Stich von Aveline.

hatte aber eine Vorgeschichte von acht oder neun Jahrhunderten. In diesem neuen Münster eingeschlossen befand sich das eigentliche Heiligtum: eine alte Kapelle, von außen mit schwarzem Marmor überzogen. In dieser Kapelle aber stand über dem Altare das berühmte wundertätige Marienbild; dreieinhalb Schuh hoch, nur von Holz, kein Kunstwerk, aber auf das kostbarste gekleidet und mit vergoldeten Strahlen und Wolken umgeben. Tageslicht drang kaum hierher; deshalb brannten jederzeit vierzehn ungeheure Wachskerzen, deren starker Dampf die heilige Gottesmutter immer noch schwärzer werden ließ. Ein vergoldetes Gitter verhinderte das allzu nahe Hinzutreten der Andächtigen und der Diebe. Über dem Eingang zur Kapelle las man auf lateinisch die Inschrift: „Hier ist volle Befreiung aller Sünder von Schuld und Strafe." Unter dieser Aufschrift sah man eine silberne Platte mit fünf Löchern; jeder Ablaß begehrende Pilger stieß seine fünf Finger hinein, ehe er die Kapelle betrat, und wenn ihn die Nachfolgenden nicht zu rasch verdrängten, betete er an dieser Stelle fünf Paternoster. In den Stein unter dieser silbernen Platte sollte nämlich Gott selber mit seinen fünf Fingern gegriffen haben; er hatte ja auch selber diese Kapelle geweiht; anno 948, wie man ganz genau wußte.

Der Klosterschatz, der nachher besichtigt wurde, enthielt königliche Reichtümer, vornehmlich Meßgewänder für die Priester und Kleider für die heilige Jungfrau. Jede Woche bekam sie ein neues Gewand; die herrlichsten trug sie an den höchsten Feiertagen. Unter den Meßkleidern war eins mit 180 000 Perlen von nicht

geringer Größe besetzt; auch wurde eine Monstranz aus purem Golde gezeigt, fast zwei Ellen hoch, mit mehr als tausend Perlen, 303 Diamanten und mehr als tausend Saphiren, Smaragden, Rubinen geschmückt. Goethe durfte ein Krönchen in die Hand nehmen, das der allerheiligsten Schutzherrin dieses Ortes gehörte: wie gern hätte er diese Zier auf Lillis Goldhaar gedrückt!

Wie zu erwarten, fehlte es in dieser Schatzkammer auch nicht an goldenen und silbernen Dankzeichen nach geschehenen Wundertaten, an nachgebildeten Gliedmaßen, Kindern usw. Auch nicht an „gräßlich schön aufgeputzten Gerippen und Gebeinen von Heiligen beiderlei Geschlechts; unter diesen Gerippen fand sich die heilige Adelheid, Gemahlin jenes ersten Kaisers Otto, der das Heilige Römische Reich Deutscher Nation begründet hat; auf ihrer Brust war ein Türchen angebracht, das man öffnen und alsdann in das Innerste der Heiligen hineinschauen konnte."

Das ganze Kloster bestand aus vier großen Gebäudegruppen, links und rechts von der Kirche und mit ihr auf einer Erhöhung gelegen. Zweihundertunddreißig Personen speisten täglich im Kloster. Gegen hundert wohlgenährte Mönche lebten hier nach der Regel des heiligen Benediktus. Sie hatten drei Bibliotheken, eine Druckerei, ein Kunstkabinett, ein Münzkabinett, eine Naturaliensammlung, denn die Pflege der Wissenschaften war eine Besonderheit ihres Ordens. Für die Naturalien, namentlich auch für die Gesteine, waren Goethes Augen noch nicht geöffnet; von den Bildern prägte sich ein Kupferstich Martin Schöns,

den Tod der Maria vorstellend, in sein treues Gedächtnis.

Sah man sich dann auch im Flecken Einsiedeln um, so schien es, als ob hier alle Häuser Wirtshäuser seien, alle Einwohner von den Fremden lebten und sich im Übrigen einer frommen Betrachtung widmeten, die von Müßiggang schwer zu unterscheiden war. Das Anbetteln der Reisenden war ja auch in den Bezirken fleißiger Landleute durchaus Sitte; ganz ohne Scham taten es die Kinder und jungen Leute, um zu einigem Gelde zu kommen: wozu hätte denn Gott sonst auch die Fremden geschaffen? Einsiedeln aber war gänzlich auf die Gaben der auswärtigen Frommen und Neugierigen begründet. Der Protestant konnte also hier vielerlei Glossen machen und sich zum Beispiel über den Brunnen vor der Domkirche vergnügen, dessen Wasser aus vierzehn Röhren floß. Denn aus einer dieser Röhren hatte Christus getrunken, und die armen Gläubigen mußten nun die Mäuler an sämtliche vierzehn Ausgüsse halten, um den rechten nicht zu verfehlen. Er konnte aber auch die freundlichsten und feierlichsten Eindrücke an dieser Stätte sammeln.

Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille, andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aller Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen. Jeder trägt, Das sieht man, wenigstens eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige religiöse Gebäude, der Reichtum, die Feier und Pracht im Innern, die Demut und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knien, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube. Das

Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, glanz- und liebestrahlend, mit dem süßen Bilde der Liebe und Unschuld in ihren Armen . . .

Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden sich unwürdig, hineinzugehen. Andere knien an der Tür oder auf dem Vortritt; sie liegen ruhig zu Scharen da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen, indes ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Toren selbst ist, auf deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen.

Auf dem Platz vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor, mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wundertätige Kraft zuschreiben.

So sah Goethes Freund Karl v. Knebel die Sachen hier an, als er nach Einsiedeln kam. Auch die Grafen Stolberg waren trotz ihrer Liebe zum Gottesmann Luther geneigt, die Schönheit des katholischen Wesens zu empfinden, und Goethe selber hatte an naiver Frömmigkeit stets Wohlgefallen.

Am Nachmittag dieses 16ten Juni trennte sich die kleine Gesellschaft. Den Edelleuten war geraten worden, zu ihrer großen Reise ins Gebirge eine noch günstigere Jahreszeit abzuwarten; Goethe hatte weniger vor und wollte keine Zeit verlieren; Passavant begleitete ihn.

Es war ein schwerer, einsamer Weg diesen Nachmittag. In südwestlicher Richtung gingen die beiden jungen Männer das Tal der Alb aufwärts; Trachslaub und Alpnach hießen zwei elende kleine Dörflein unterwegs. Sie sahen fast keinen Menschen. Gegen

acht Uhr standen sie auf der Höhe des Schwyzer Hakens den beiden Miten oder Mythen gegenüber und staunten nun zum erstenmal die Schneeberge in der Nähe an, denn die nördliche Seite dieser weithin sichtbaren Felsen bleibt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Nun ging es noch anderthalb Stunden hinab nach Schwyz; aber auch Das war ein anstrengender Weg: „von Klippe zu

J. L. Passavant. Von Schellenberg

Klippe, von Platte zu Platte." — Müd und munter wurden sie zugleich durch dies Bergabspringen; im Gasthaus aber trug Goethe nach der ersten Erholung in sein Notizbuch ein: „Voll Dursts und Lachens; gejauchzt bis Zwölf."

Am andern Morgen sahen sie aus ihrem Fenster die Wolken am Schwyzer Haken hinaufziehen. Dann gingen sie in diesem Flecken herum, der doch der Hauptort

des nach ihm benannten Kantons, des wichtigsten der Waldstätten oder Urkantone, war. Schwyz konnte

Die Mythen, Schwyz und Brunnen. Nach Merian

freilich auch für einen großen Ort gelten, denn die 150 Häuser lagen weit auseinander. Es gab hier sogar „Paläste", nämlich Häuser aus Stein; sie gehörten den

in fremden Kriegsdiensten reich gewordenen Vornehmen, oder es waren Amtsgebäude, Kirchen und Klöster. Alles sah wohlbehäbig aus; viele Gärten und Lusthäuser zeigten sich; die Bäume gediehen; besonders fielen mächtige Walnußbäume auf. Keine Besitzung war von Mauern umschlossen. Und die grünen Wiesen erinnerten daran, daß die Viehzucht und die Herstellung vorzüglicher Käse die wichtigsten Nahrungsquellen des Landes waren. Hohe Berge schützten gegen Osten und Norden, am auffälligsten standen die scharfen Zähne der Mythen da. Ein freundliches Tal gegen Westen führt nach Brunnen; man sieht schon in Schwyz vom Vierwaldstätter See einen Streifen blitzen. Seitwärts war der Eintritt der Muotta in das Schwyzer Tal zu erkennen.

Viel Wissenschaft und Kunst durfte man in diesem katholischen Lande und Orte nicht suchen; aber eine Medaillensammlung gab es hier, die in den größten Städten ihresgleichen nicht hatte. Ein großer Meister dieses Fachs, von dem auch Lavater gern mit Verehrung sprach, Johann Karl Hedlinger, war hier geboren und als Achtzigjähriger hier auch gestorben, nachdem er den größten Teil seines Lebens an fremden Höfen und sonst im Auslande zugebracht. Seine Sammlung enthielt seine eigenen Werke, die er auf Bestellung der Mächtigen angefertigt, und dazu eine reiche Auswahl von älteren Musterstücken. Jetzt zeigte sein Neffe und Schwiegersohn, Landammann Hedlinger, das Ererbte den Liebhabern.

Um ein Uhr mittags griffen Goethe und Passavant wieder zum Stabe. Der Rigi war ihr Ziel. Zuerst

ging's zum schönen Lowerzer See, der damals eine Stunde lang und eine kleine halbe Stunde breit war.

Am Lowerzer See. Bussingen, Lowerz Röthen zwischen Roßberg und Rigi (vor dem Bergsturz von 1806)

Zwei rüstige Maidli fuhren die jungen Männer hinüber. Für Goethe waren diese rudernden Schönen ein

neues Bild, und er vergaß es nie. Zwei Inselchen lagen in diesem See; auf beiden hatten früher Burgen gestanden; jetzt gab es auf der größeren ein angenehmes Landhaus, eine Kapelle und eine Waldbruder-Wohnung, auf der kleineren eine Einsiedelei mit einer Kapelle. Auf einer dieser Inseln stiegen sie aus, den Waldbruder zu sehen.

Solche Reisenden, die es gelüstete, die weite und höchst malerische Aussicht vom Rigi zu genießen — es waren bisher schon ziemlich viele Schweizer, aber sehr wenige Ausländer oben gewesen — gingen entweder von Lowerz oder Arth oder Küßnacht oder Vitznau hinauf. Für Goethe und Passavant war jetzt der erstere Pfad der nächste. Er begann sehr steil; doch ging man einige Male über kleine Ebenen. Allenthalben zeigten sich Wälder und Weiden; wegen beider galt der Berg für sehr „fruchtbar." Zehn oder elf Dörfer lagen um ihn herum; sie betrieben im Sommer auf den Höhen etwa 150 Sennereien; die ganze Nutzung des Berges konnte man auf 100000 Gulden schätzen.

Drei Stunden hatten unsere Freunde zu steigen, ohne eine große Aussicht zu genießen; dann gelangten sie zum Klösterli. Es war halb Acht des Abends. An diesem Platze stand seit beinahe hundert Jahren eine Kapelle „zu Unsrer Lieben Frauen im Schnee." Neben ihr wurde im Sommer von einigen Kapuzinern ein Hospiz gehalten; drei Gasthäuser waren gleichfalls mehr für Wallfahrer als für andere Fremde bestimmt. Auch einige Gebäude der Hirten gehörten zu der kleinen Siedlung. Diese Nacht war für Goethe die erste, die er auf einem hohen Berge verbrachte.

Am andern Morgen, es war ein Sonntag und der 18te Juni, zeichnete Goethe von seinem Wirtshause aus die Kapelle und sah sich in der Nähe um. Er erfreute sich an den Wasserfällen, die hier allerorten von Felswänden oder sonst vom Berge herunterstürzten; die Aussicht in die Ferne wollte noch nicht viel besagen. Auch die Stube des Gasthauses wurde abgezeichnet.

Nach einem frühen Mittagessen stiegen die Freunde weiter hinauf, jetzt immer in westlicher Richtung, zum Kalten Bad. Das war ein von drei Felswänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossener viereckiger Platz, in dem ein hölzerner Badkasten stand; durch diesen Badkasten lief eine Quelle, die zwischen zwei Felsen hervorströmte. Von diesem sehr kalten Wasser wurde gesagt, daß es gegen Rücken-, Kopf- und andere Schmerzen sehr heilsam sei; die Landleute und fremde Bresthafte badeten sich darin mit den Kleidern und ließen dann die Kleider wieder an sich abtrocknen. Wie überall, so gab es auch von diesem Orte eine Sage: drei fromme Schwestern haben sich vor den Nachstellungen eines österreichischen Landvogts hierher geflüchtet, als sonst noch keine Menschen hierher kamen, und in dieser Felsengrotte, an diesem Quell bis an ihr Ende ein beschauliches Leben geführt. Das „Bad“ hieß deshalb auch Drei-Schwestern-Brunnen. Die Aussicht war hier schon weit und schön: auf den Vierwaldstätter und andere, kleinere Seen, auf die Kantone Luzern und Unterwalden.

Bis zum Rigi-Staffel hatte man nun noch eine starke Stunde und von da bis auf den Kulm eine halbe. Um ein Viertel auf Drei standen unsere Wanderer oben.[1])

[1]) Ob auf Staffel oder Kulm, ist nicht zu erkennen.

Am Rigi: Maria im Schnee.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum.

Jn Rigi-Klösterli: Gasthaus zum Ochsen.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum.

In Wolken und Nebel! Die Herrlichkeit der Welt, die Aussicht von hundert Stunden Umkreis, auf vierzehn Seen und unzählige Schneeberge, der Blick bis nach Schwaben hinein: Alles war von grauen Schleiern verdeckt. Doch zuweilen öffneten sich Spalten im Gewölke; dann zeigten sich helle Streifen dieser Herrlichkeit vor den dankbaren Augen.

Um acht Uhr des Abends hatten sie wieder ihren Gasthof im Klösterli erreicht. Sie saßen an einem Tische vor des Ochsen oder der Ochsen Türe, denn „zum Ochsen" war ihre Herberge benannt, und ließen sich an Eiern und gebackenem Fisch wohl sein. Wie still war es hier! Und gerade deshalb empfand man jeden Ton:

Das Glockengebimmel
des Wasserfalls Rauschen
der Brunnenröhre Plätschern
Waldhorn.

Am 19ten Juni ging's gleich in der Frühe hinab zu dem wegen seiner wilden Schönheit und seiner Gefährlichkeit hochberühmten See der vier Gebirgsländer oder „Waldstätten" Luzern, Schwyz, Uri und Unterwalden. „Er macht überaus wunderbare Krümmungen und Busen", so beschreibt ihn Fäsi 1766.

An den weit mehreren Orten ist er mit hohen Bergen und steilen Felswänden eingeschlossen; gegen Luzern und Küßnacht ist er offen und bewässert das ebene Land ... Der Teil des Sees, der unter der Oberherrschaft des Kantons Uri stehet, ist am allertiefsten. Ringsumher ist er mit erstaunend hohen Felsen umzingelt, deren Bauart ganz sonderbar ist. Dieser Berge wegen hat man auf diesen Teil des Sees die

seltsamsten Aussichten, welche die menschliche Einbildungskraft sich immer vorstellen kann. Die Spitze der Felsen bekommt man selten zu sehen, wegen den Wolken, so die meiste Zeit auf demselben ruhen. Nur an einigen Durchschnitten entdeckt das Auge erstaunend hohe, gar fruchtbare Alpen. Das auf denselben weidende Vieh stellet sich dem bloßen Auge nur wie Punkte dar; öfters können die Rinder vor allzu großer Höhe vom bloßen Auge nicht bemerkt werden.

Dieses entsetzliche Felsen- und Bergtal, in welchem der See liegt, hat eigentlich nur gegen Altorf und Luzern eine Öffnung, daß die Winde durch dieselbe ziehen können. Da aber die meisten Winde an diesem Tal ihren Ursprung erhalten, so müssen sie sich, weil die heftig drückende Luft nicht genugsamen Raum zu ihrem Ausgang hat, in dem Ort ihrer Geburtsstätte wieder entwüten und in Stöße und Wirbel verwandeln ... Oftmals wüten sie mit so erstaunender Macht, daß es zwei und drei Tage lang ganz unmöglich ist, den See zu befahren. Die Schiffe, welche während einem solchen Zeitpunkt das Unglück haben, auf dem See zu sein, stehen jeden Augenblick, bei jedem wiederholten Stoß des Sturms und der schäumenden Wasser in augenscheinlichster Gefahr, an den Felsen geschmettert zu werden. Sie wird dadurch sehr vergrößert, daß man den Sturm selten voraussehen kann ...[1])

Jedoch wird dieser See zu Fortschaffung der Kaufmannsware, welche aus Teutschland und der Eidgenossenschaft in Italien und aus diesem Lande wieder in die Eidgenossenschaft und das teutsche Reich über den Gotthard abgehen, streng befahren.

Damit hier alles Merkwürdige vereinigt werde, so berichteten auch die Chroniken der Gelehrten und die

[1]) Die damalige Gefährlichkeit des Sees rührte namentlich auch daher, daß viele Reisende sich auf kleinen Nachen und oft durch betrunkene Schiffer, die man aus den Wirtshäusern herbeirief, von einem Ort zum andern fahren lassen mußten.

Sagen der gemeinen Leute von großen Dingen, die an diesen Ufern geschehen sind. Hier erwuchs und erblühte die schweizerische Eidgenossenschaft und Freiheit; in diesem Bezirk lebte der Volksheld Wilhelm Tell. Jeder Schweizer kannte diese Geschichten: an ihrer Wahrheit zweifelte Niemand, standen doch alle die Orte, Jahre und Tage, wo und wann das Eine und Andere geschehen, genau in den alten Schriften. Auch durch Volksschauspiele wurde seit Jahrhunderten diese große Zeit den jeweils Lebenden ins Gedächtnis gebracht, und in alten Liedern ward namentlich ihre deutlichste Gestalt besungen.

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmut und -blut;
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich der Freiheit Gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei;
Einen festen Bund geschworn
Han unser Gesellen drei.

— — — — — — — — — — —

Den Tellen sollen wir loben:
Sein' Armbrust hatte Wert,
Daß er im Grimm und Toben
Der Herren sich erwehrt!
Viel Schlösser hat er 'brochen,
Geschliffen auf den Grund
Und aus den fremden Jochen
Erlöst den Schweizerbund.

In Vitznau erreichten Goethe und Passavant den See, den sie schon von oben her bewundert hatten, und stiegen in einen Nachen, der sie zuerst nach einem Wirtshause bei Gersau brachte, wo sie ihr Mittagsmahl hielten.

Gegen Zwei sahen sie sich „dem Grüdli über, wo die drei Tellen schwuren“ und bald darauf „an der Tellen-

Tellskapelle, Flüelen und Altdorf. Nach Merian

Platte, wo Tell aussprang.“ Um drei Uhr langten sie in „Flüeli“ an, „wo er eingeschifft ward“, und zu Fuß waren sie um vier Uhr „in Altdorf, wo er den Apfel abschoß.“

Tellskapelle.

Von W. H. Bartlett.
Stich von R. Wallis

Altdorf: Tellsturm und -brunnen.

Von Cockburn.

Altdorf im Tale der Reuß war der Hauptflecken des Kantons Uri; doch wurde die Landsgemeinde nicht hier, sondern auf den mit Kirschen und Nußbäumen bepflanzten Matten von Bezlingen gehalten. Man konnte Altdorf mit Schwyz vergleichen: ebenso katholisch, freundlich und fruchtbar; nur waren hier die Güter und Gütchen alle von hohen Mauern umgeben. An der Hauptkirche waren unten her einige eidgenössische, sonderlich aber des Wilhelm Tellen Geschichte abgeschildert. Neben dem Rathause erhob sich ein schöner bemalter Turm: hier hatte in alter Zeit eine Linde ihr grünes Dach ausgebreitet, und vor dieser Linde sollte des Tellen Söhnlein, sein Vater aber bei dem hundert Schritte davon entfernten Brunnen gestanden sein, als Tell auf Befehl des unmenschlichen Landvogts den Apfel ab dem Haupt des Knaben schießen mußte und auch wirklich in der Mitte traf. „Der Brunn trägt noch dermal den Namen des Tellen-Brunnen“ berichtet Fäsi; „er ist auch mit dem Bildnis dieses verehrungswürdigen Eidgenossen geziert.“

Man kann nicht lange an solche alten Zeiten denken, ohne daß sich die mit uns Lebenden, selbst die entfernten Freunde, wieder vor unser geistiges Auge stellen. Goethe bekam plötzlich Lust zum Briefe-Schreiben. Wem aber sollte er von dieser Stätte aus einen Gruß senden? Lotte Kestner kam ihm in den Sinn: gegen sie war er nun schon lange stumm geblieben. Sie hatte ihm wegen ihres und ihres Gatten Abbild im ‚Werther‘ gegrollt; Das war nun vorüber, aber der Briefwechsel schläft auch wohl bei guter Gesinnung ein. Jetzt begann ihn der Dichter von neuem.

Tief in der Schweiz, am Orte, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopfe schoß: warum just von da ein paar Worte an Sie, da ich so lange schwieg? Gut, liebe Lotte, einen Blick auf Sie und Ihre Kleinen und das liebe Männchen aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwert sein darf, ob's gleich auch Menschen sind hüben und drüben.

Ich kann nichts erzählen, nichts beschreiben. Vielleicht erzähl' ich mehr, wenn mir's abwesend ist, wie mir's wohl eh mit lieben Sachen gegangen ist . . .

Am 20sten Juni gingen sie halb Sieben ab. Sie wanderten die alte Handelsstraße im Tale der Reuß hinauf zu dem Wirtshause und Dörflein „am Steg." Von hier an rechnete man den eigentlichen Gotthardsberg.

Nachdem sie sich hier wiederum an gebackenen Fischen gelabt und gestärkt und nachher durch ein rasches Bad in der kalten, stürzenden, tosenden Reuß erfrischt hatten, stiegen sie weiter. Bis Wasen konnte man drei Stunden rechnen; sie aber nahmen sich Zeit, erfreuten sich an den himmelanragenden Bergen und Felsen, an den Kaskaden des Bergstroms, an den Wasserfällen, die, wenn man sie von ferne sah, oft wie weiße Laken von den Höhen herabzuhängen schienen.

Immer größer und mächtiger wurden die Bilder. Immer unzulänglicher erschien die Ausdrucksfähigkeit des Menschen. „Bergauf, Schnee-Laue, Saumroß, Schneehöhlen, Steg, große Fichten, Abgrund": Das waren die Stichworte, die Goethe abends im Wirtshause rasch eintrug. „Ein Reihe Saumrosse zog vor uns her": so führte er diese Andeutungen später aus.

Wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden, verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt; durch die milde Sommerluft war das Gewölb innen abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

An der Gotthardstraße

In Wasen war die Herberge teuer und schlecht. Der Wirt hätte den Reisenden gern auch noch Strahlen aufgehängt; so nannte man hier die Kristalle, an denen diese Gegend sehr reich war. Aber Goethe fühlte nicht einmal Neigung, sie viel zu beschauen.

Auch am nächsten Morgen, den 27sten Juni, begann die Wanderung um halb Sieben. „Allmächtig" und „schrecklich": so bezeichnete Goethe die Eindrücke, die ihm jetzt die Umgebung machte. Pfarrer Fäsi schildert sie uns im einzelnen:

Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf: eine Strecke von anderthalb Stunden; die Straße bleibt aber acht bis neun Schuhe breit. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend! Das Auge erblicket nichts als eine ungeheure enge Wildnis. Die Waldungen sind gänzlich verschwunden; man hat nicht einmal die mindeste Spur von einem Gesträuche, das allhier wachsen könne. Die unersteiglich steilen, oben mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, die dem Reisenden über das Haupt hinhangen, an welchen, ja zum Teil unter welchen sich allernächst die Straße hinzieht; die über die Felsen dieses Tobels herabstürzende Reuß, samt den vielen über die Felswände herunterfallenden Bächen sind die einzigen Geschöpfe, welche man in dieser öden Gegend erblicket. Das, was Dieselbe auch zur Sommerszeit noch schwermütiger macht, ist der Mangel der Sonne; nur in der Mittagsstunde allein beleuchtet sie durch ihre erquickenden Strahlen dieses enge Tobel; aber die öfteren Krümmungen des Weges verursachen, daß man auch in der Mittagsstunde Dieselbe einmal über das andere verliert, aber dann sogleich wieder erhält.

In dem Frühjahr reißen sich die in dem Winter gespaltenen und verfrornen Felsenstücke leicht los; sie rauben nicht selten dem Vorbeireisenden das Leben. Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke siehet man bis 23 Kreuze zum Andenken der Erschlagenen aufgestellt.

So bezeugt auch Knebel, der mit dem Priester von Göschenen hier ging, daß der Weg immer schroffer, öder und fürchterlicher werde.

Man glaubt endlich: Dies sei der Zugang zu der Hölle selbst. Nichts als nackter, brauner, zersplitterter Fels, in ungeheuern Massen, in deren tiefen Löchern und Klüften nur Drachen und Greife zu herbergen scheinen. Kein andres Tier, kein lebender Vogel ist da; auch gewahrt man weder Gras noch Staude. Der Geistliche erzählte mir, daß gemeine Leute, die der Wallfahrt halber nach Maria-Einsiedeln vorbeireisen, öfters hier aus Angst auf die Knie niederfielen, um zu beten, daß sie doch aus diesen Gegenden möchten erlöst werden.

In der immer mehr verengten Schlucht kam man endlich auf schmalem Pfade um einen glatten Felsen herum: da lag die Teufelsbrücke vor den Augen! Unheimlich anzusehen, unheimlich auch darüberzuschreiten. Sie war nur neun Schuhe breit, und oft tobte der Wind hier so stark, daß er Menschen und bepackte Tiere herunterzuwerfen drohte, was auch schon öfters geschehen war. Immer aber ging man hier durch Wasserstaub, denn gleich oberhalb der Brücke stürzte der Strom mit fürchterlichem Getös über Felsen fünf bis sechs Klafter herab; man sah von diesem Gestöber um die Brücke herum ganze Wolken.

Die Teufelsbrücke. Von W. Tischbein.
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Goethe war jetzt, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, noch kein vollkräftiger Mann; lange Strapazen kannte er noch nicht und war ihnen wenig gewachsen. „Not und Müh und Schweiß“: so gings ihm bis zur Teufelsbrücke, und dann auf der noch steileren Straße ein Stückchen weiter. „Schwitzen und Matten und Sinken bis ans Urner Loch hinaus.“

Dies „Urner Loch“ war ein Stollen, durch einen Felsen geschlagen, um den Weg abzukürzen; es war der erste Stollen oder „Tunnel“ überhaupt, den Goethe sah; die Bewohner des Urseren-Tals hatten ihn im Jahre 1701 brechen lassen. Die Länge betrug etwa achtzig Schritte; die Höhe war so, daß ein Reiter hindurch konnte, und die Breite genügend für zwei bepackte Tiere, die hier einander begegneten. Aus den Felsenritzen troff das Wasser herab, so daß es hier beständig regnete; in der Mitte der Höhlung kam von oben her, durch eine Öffnung, etwas Licht in das Halbdunkel.

Ganz anders wurde den Wanderern sogleich zumute, wenn sie aus diesem dunkeln und nassen Loch wieder ins Freie gelangten; da lag ein liebliches Tal plötzlich vor ihnen! Nach schrecklichster Wildnis der Anblick des Paradieses! Denn so stark wirkt ein unerwarteter Gegensatz.

Das Urseren-Tal ist fast vier Stunden lang und höchstens eine halbe Stunde breit. Vier Dorfschaften lagen darin: Urseren oder An der Matt, Hospital oder Hospental, Zum Dorf und Realp. Es ist die Reuß, die das Tal durchfließt; aber hier zeigt sie sich als ein stilles, sanftes Flüßlein, das sich auf Silbersand spielend

dahinschlängelt. Hohe Berge, Felsen und kahle Klippen schlossen zwar auch dies Tal ein, und nur ein einziges kleines Fichtenwäldchen zeigte sich, aber Weidenbüsche fanden sich doch auch auf dem grünen Teppich zwischen den bläulichen Steinwänden, und alle Matten waren reich mit den schönsten und kräftigsten Kräutern bewachsen; zahlreiches Vieh gedieh hier, und der fette Käse, der von diesen Urnern bereitet wurde, war bis Spanien und andere ferne Länder berühmt. Vom Verkauf des Käses und des Viehes selbst lebten die Talleute; aus den Reisenden, die an dieser Kreuzung von Gebirgsstraßen vorbeikamen, zogen sie auch schon einigen Gewinn. Es waren zwischen zwei- und dreitausend Menschen: gesund, stark, frei, höflich, aufgeklärt, weder mit dem Reichtum, noch mit drückender Armut bekannt. Sie hatte Haller vor Augen, als er die Alpler rühmte:

> Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
> Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
> Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
> Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
> Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues gibet
> Und jeden Tag sein Sand ein neues Untier sieht;
> Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
> Wo Nichts, was nötig, fehlt und nur, was nutzet, blüht.
> Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
> Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.
>
> Entfernt vom eiteln Tand der blendenden Geschäfte,
> Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch.
> Ihr tätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte;
> Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
> Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüte;
> Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht.

> In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
> Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
> Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
> Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuert.

Wie neubelebt fühlte sich Goethe, als er im ersten Dorfe ein freundliches Gasthaus betrat. Der vortreffliche Käse und ein feuriger Wein stellten ihn völlig her. Ja „sauwohl" ward ihm, und „Projekte" gingen ihm durch den Kopf. Jetzt fühlte er sich nah am höchsten Punkte dieser Berge: was dann? Er hatte schon gegen Bodmer geäußert, daß er vielleicht, wenn er einmal auf dem Gotthard sei, auch weiter nach Mailand gehen könnte. Und eigentlich bestieg kein Verständiger diesen unwirtlichen Berg, der nicht auf der anderen Seite hinunterstrebte. Von den nächsten Stationen konnte ihm hier oben der Wirt erzählen, von all den Orten mit den klingenden italienischen Namen, von den lieblichen Inseln im Großen See. Der Wirt gefiel ihm. „Schreibt mir Euren Namen in mein Buch!" bat Goethe, und der Wirt, der zugleich Amtmann des Tales war, schrieb: „Tallaman Caspar Antony Meyer Drey Königswird in Ursern an der Math."

Nach einigen Stunden Mittagsrast fühlten sich Goethe und Passavant fähig, das letzte Stück Wegs zum Gipfel zurückzulegen; auf drei Stunden wurde es geschätzt. Nach halb Vier gingen sie ab. Zuerst nach Hospital; hier vereinigten sich die beiden Quellen der Reuß, die eine vom Gotthard, die andere von der Furka kommend. Zu steigen war nun nicht mehr viel, aber Einsamkeit und Wüste zu ertragen. Nichts sah man als übereinander geworfene graue Felsstücke und breite,

lange Täler voll wilder Ruinen, das Gestein vielfach mit einem trockenen, verwitterten Moos überzogen. Alles schweigt hier außer den Winden; auch das Brausen der Ströme hat nun aufgehört. Doch einen Wasserfall hörte Goethe noch einmal rauschen, und dieser Wasserfall schien, als man ihn erreichte, einer der herrlichsten. Nur das Klingeln von Saumrossen, die vor ihnen zogen, erinnerte zuweilen an die Welt der Menschen und Tiere. Sonst aber fühlten sie nur die Einsamkeit, das Grauen der Einsamkeit. Bei einem der Täler dachte Goethe: „Das mag das Drachental genannt werden." Und in sein Merkbuch schrieb er Worte wie: Schnee, nackter Fels, Moos, Sturmwind, Wolken, Nebel-See. „Öde wie im Tale des Todes, mit Gebeinen besäet." Das waren heute den ganzen Tag unvergeßliche Eindrücke!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Der Nebel war in der Tat über sie gekommen; da drang ihnen das Unheimliche ihrer Straße noch tiefer in die Seele. Wo sie jetzt gingen, dauert der Winter neun Monate, und an manchen Stellen liegt der Schnee 20, ja bis 40 Fuß tief. An einigen Orten sind die „Gusseten" gefährlich: die Schneewirbel und -gestöber; zu andern Zeiten und an andern Stellen drohen die Lauinen. Wenn diese Gefahr am größten ist, unterbleibt am besten jeder Verkehr; muß die Reise aber durchaus geschehen, so müssen die Reisenden ihren Tieren alle Glocken und tönenden Sachen abnehmen und selber im

Hoſpental.

Von W. H. Bartlett.

Stich von R. Wallis.

Scheideblick.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum

Gotthard: Hospiz und Quellseen der Reuß (1) und des Tessin (2).
Aus den Tableaux de la Suisse, Paris 1780.

tiefsten Schweigen bei den gefährlichsten Stellen vorbeieilen, weil sehr oft von dem geringsten Schall die überhängenden Schneelasten stürzen. Gewöhnlich kamen jährlich drei oder vier Reisende hier durch Lauinen um.[1])

Endlich wurden im Nebeldunst dunklere Schatten als Gebäude erkennbar: das ersehnte Hospiz. Ein Hund sprang ihnen bellend entgegen. Eine Frau, die als Köchin hier oben diente, trat aus der Tür heraus. Von den beiden Patres, die dies Hospiz versahen, war eben keiner da.

Viele Reisenden fühlten sich betrogen, wenn sie das ersehnte Ziel erreichten, denn der berühmte Gotthardsberg erwies sich als ein — Talkessel, ein rauhes und nacktes Felsental von einer Stunde Länge, das auf allen Seiten von Felsenhörnern umgeben ist: erst von deren Spitzen hätte man die Welt unter sich gehabt. Acht bis zehn kleine Seen belebten diese Einsamkeit ein wenig. Mit um so größerem Dank ruhten die Augen auf den bescheidenen Gebäuden, die Schutz und Gesellschaft versprachen. Rechts am Wege stand das Klösterchen der beiden Kapuziner, links ein schlechtes Spital für Saumtiertreiber und andere gemeine Leute; auch ein Haus, worin Kaufmannswaren einstweilen aufbewahrt werden konnten, war da. Das Klösterchen bestand aus einem niedrigen, steinernen Wohnhause, einem Vorratshause und einer angebauten Kapelle. Die geräumige Stube im Hause war mit Holz getäfelt und aschgrau ausgemalt. An den Wänden sah man Schildereien, die die Tellen- und andere Schweizer Geschichten darstellten.

[1]) J. G. Ebel. Anleitung. Zürich, 1804.

Das Hausgeräte war reinlich, die Küche gut; die Nahrungsmittel kamen aus Italien herauf. Den Reisenden ward für Kost und Herberge nichts abgefordert; sie gaben beim Abschiede, was sie für schicklich hielten.

Als eben die Nacht hereinsank, kam Pater Lorenzo von einer kleinen Reise zurück. Er setzte sich zu seinen Gästen und plauderte mit ihnen; wir wissen nicht, ob in italienischer oder lateinischer Zunge. Nein, einsam werde es ihnen hier gar nicht, versicherte der Mönch; es werde ja soviel Handel über diesen Berg getrieben; davon sehe und erlebe er sein Teilchen. Und er steige auch zuweilen zu den Städten hinunter, seltener nach Luzern, öfter nach Mailand, dem Sitz seiner Oberen, die dies Hospiz vor hundert Jahren gegründet hatten. Die Straße hier bestand übrigens viel, viel länger, seit 1230, wo noch die alten Kaiser gern zwischen Deutschland und Italien hin und her zogen.

Luzern und Mailand: diese Namen erinnerten unsere jungen Freunde wieder an ihre große Frage: Zurück oder weiter ins neue Land?

Am andern Morgen blickten sie sich in der Nachbarschaft um, und Goethe versuchte eines der Hochgebirgsbilder zeichnend festzuhalten. Es war eine Aussicht nach Süden, mit dem Weg, der nach Airolo hinabführt; ganz vorn auf einer Kuppe bildete er sich selbst und Passavant ab. „Scheideblick nach Italien, vom Gotthard, den 22. Juni 1775“ schrieb er unter das Blatt. Also Scheideblick! Er konnte sich nicht entschließen, noch weiter in die Fremde zu ziehen, noch mehr Raum zu setzen zwischen sich und der schönen Lilli in Frankfurt. Sie trat morgen ihr achtzehntes Lebensjahr an:

was hatte sie ihm in diesem neuen Jahre zu geben oder zu nehmen? — — —

Der Rückweg war gemächlicher. Goethe nahm sich nun auch mehr Zeit zum Zeichnen. Der erste Fall der Reuß (zwischen Hospiz und Hospental), das Urner Loch von beiden Seiten, die Teufelsbrücke, der Teufelsstein und Anderes kamen auf das Papier. Auf einer der kleinen Landschaften brachte er auch den Gepäckträger an, der sie auf dieser Wanderung geführt oder begleitet hatte; der Mann hatte ihre Sachen in einem hölzernen Reff, wie es auch die herumziehenden Händler auf ihrem Rücken zu tragen pflegten.

Der Reffträger

Auf dem Vierwaldstätter See ließen sie auch diesmal die Stadt Luzern beiseite; ihr Nachen bog rechts ab in den Küßnachter Arm. Bei Küßnacht suchten die beiden Freunde die aus der Tellsage bekannte hohle Gasse auf; eine alte Kapelle stand dort an der Stelle, wo Tells Pfeil den Landvogt getötet hatte. In jedem Jahre einmal wurde hier eine feierliche Messe gehalten. Rohe Bilder waren hier zu betrachten; zwei Inschriften las man:

Brutus erat nobis, Uro Guillelmus in Arvo
Assertor Patriae, Vindex, Ultorque Tyrannûm.
Hier ist Geßlers Hochmuth von Tell erschossen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen;
Wie lang wird aber solche währen?
Noch lang, wenn wir die Alten wären!

Bald war der Zuger See erreicht; auch das angenehme Städtchen Zug lernten sie an diesem Tage noch kennen.

Über den Albisrücken führte eine Fahrstraße. Oben ward eine jener Hochwachten unterhalten, von denen

Julius Heinrich v. Lindau

aus die Schweizer sich Flammenzeichen gaben und in kürzester Frist ihren Landsturm gegen eindringende Feinde aufbieten konnten. Hier lebte jetzt in einem Wachhause wie ein Einsiedler jener Baron v. Lindau, den wir unter Lavaters Freunden bemerkten. Goethe und Passavant traten zu ihm ein und schilderten ihm ihre Reise. Die Aussicht hier oben war noch einmal eine der weitesten, wie es ja bei Hochwachten sein mußte.

Hinunter nach Zürich ging es dann durch fruchtreiche Felder und Wiesen, die von üppigen Hecken eingeschlossen waren. Nun lagen die sagenhaften „kleinen Kantone" hinter ihnen; sie wanderten wieder im großen, stadtbeherrschten Züribiet. Viele große Kirschbäume waren jetzt reich beladen. Die schönsten Landhäuser kündeten von beneidenswerter Wohlhabenheit. Und um den ganzen See gaben sich die freundlichen Dörfer durch ihre zerstreuten Häuser gleichsam die Hände.

Am 25sten Juni mögen Goethe und Passavant von ihrer raschen Bergfahrt zurückgekommen sein.

Am folgenden Tage wohnten sie mit den drei Edelleuten einer Sitzung der ‚Physikalischen Gesellschaft' bei, weil Lavater dort einen Vortrag hielt. Überschrieben hatte er ihn: ‚Vermischte physiognomische Beobachtungen, Fragen und Grundsätze.'

Diese neue Wissenschaft gab ihnen auch sonst viel zu reden. Am lebenden Menschen hatte bisher Lavater seine Studien immer nur im Fluge oder verstohlen getrieben; es kam zwar oft vor, daß ihn Jemand aufforderte, seine Züge zu deuten: jedesmal aber weigerte er sich standhaft, und selbst der Kaiser Joseph bekam von ihm weder Schmeichelhaftes noch Verdrießliches zu hören. Bei Bildern dagegen ging er frei aus sich heraus, weil Bilder verzeichnet oder sonst irreführend sein können: hier deutet man das Bild, nicht den Menschen. Jetzt machte er mit den beiden Grafen Stolberg einmal eine Ausnahme; sie

Die Grafen Stolberg
1 und 3 Friedrich, 2 und 4 Christian.

saßen ihm förmlich, wie man einem Bildnismaler stundenlang sitzt. Er fertigte dann Aufsätze über Beide an und beschrieb alle Einzelheiten: Blick, Oberlippe, Nase, Augenlider usw. Und aus der Beschreibung floß die Deutung, aber freilich nahm Lavater seine zutreffende und fast weissagende Wesensschilderung dieser Jünglinge nicht bloß aus Linien und Farben, sondern auch aus Allem, was er über sie von Goethe gehört und was er selber mit ihnen bereits erlebt hatte.

Diese deutschen Reichsgrafen waren sehr merkwürdig durch die Echtheit ihrer Naturliebe und die Echtheit ihrer Freiheitsliebe. Zwischen Schaffhausen und Zürich hatte Friedrich schöne Verse geschrieben, die sein Entzücken an der neuen Landschaft hervorrief:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Lenke mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin
Sink' ich dir am Busen hin,
Atme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Auf demselben Wege begab er sich mit Bauern ins Gespräch und fing an, zu ihnen von der schweizerischen Freiheit zu reden. „Kinder," fragte er, „wenn Einer käme und euch um eure Freiheit bringen wollte,

würdet ihr so brav sein wie eure Väter?" Und seine Augen leuchteten, als sie alle „Ja! Ja!" schrien und als ein Alter, seine Axt erhebend, mit herzlicher Stimme ausrief: „Mit dieser Axt schlüg' ich ihn tot!"

Gar wohl fühlten sich jetzt die Brüder in ihrem Bauernhause am See. Um der Natur noch näher zu sein, saß Fritz am liebsten auf einer Höhe, wo er im

Freiherr Kurt v. Haugwitz

Gebüsch eine Höhle gefunden hatte, und las im Homer oder im Ossian, wenn er nicht träumend über den blauen Spiegel des Sees und die lachenden Ufer die Augen schweifen ließ. Sein Bruder und Haugwitz hatten sich ähnliche Plätzchen erwählt. „Wenn Jemand uns besucht," erzählte Fritz einer seiner Schwestern, „muß er aus dem Hause laut schreien; dann laufen wir aus den Höhlen und spähen. Ist es ein Freund,

so wird er herzlich bewillkommnet und soll mit Milch und Früchten bewirtet werden. Käme ein Menschengesicht, so kröchen wir in unsere Höhlen, welche Menschengesichtern unersteiglich sind."

Die Schweizer mochten diese vornehmen Schwärmer ganz gut leiden; es kam aber auch vor, daß man sich gegenseitig mißverstand. Zum Beispiel badeten die Stolberge im See oder in irgendeinem lockenden Bergwasser, wie sie daheim als Klopstocks Schüler an der dänischen und holsteinischen Küste getan. Schwimmen konnten sie nicht, wie auch Goethe es nicht konnte; um so mehr Lärm machten sie an ihren seichteren Wasserplätzen, so daß man weithin auf die nackten Männer aufmerksam wurde. Mit der Freiheit ist es aber ein eigen Ding: vielleicht hat man ihrer in allen Ländern gleichviel, nur zeigt sie sich in anderen Gestalten. Die Zürcher waren politisch frei; um so enger lebten sie in alten Vorurteilen und Sittenzwang. Sie ergrimmten also über die schamlosen Fremdlinge, die nackt im Wasser patschten und schrien; sie entrüsteten sich gegen ihren Landsmann Lavater, der schon vorher Manchem nicht gefallen hatte: wie konnte er mit solchen unerzogenen und verwilderten Menschen als Freund umgehen? Es wurden mehrere Geschichten von unanständigen Scherzen und frechem Mutwillen dieser Gäste erzählt. Unter Anderem ward berichtet, daß Lavater sie einmal im See badend angetroffen habe, als er sie besuchen wollte; er habe sich dann ans Ufer gesetzt und mit ihnen geplaudert. Unterdessen waren Bauern auf die nackten Kerle aufmerksam geworden und eilten herbei, sie mit Steinwürfen zu vertreiben. Als sie aber auch einen Priester am Ufer erblickten, hielten sie inne und redeten untereinander: die Menschen im Wasser möchten wohl Wiedertäufer sein und der Priester spreche auf sie ein, um sie zu bekehren.

In summa aber fühlten sich die Grafen hier sehr glücklich. „Dem, der Freiheit empfindet," schrieb Friedrich am 27sten Juni, „ist die Schweiz so heilig als Dem, welcher die Natur fühlt. Die physische und moralische Natur sind hier gleich schön und gehen Hand in Hand." Als er damals mit nach Einsiedeln gewesen war, hatte er es als ein Glück genossen, daß er einen der kleinen Kantone betreten, „die noch ganz unumschränkt frei sind," während in Zürich ja die Landleute unter den Gesetzen und Vögten der Stadtbürger standen. Das Bauernland Schwyz war ihm ein Muster, wie wir Deutschen alle leben sollten.

Alles wird auf den Landgemeinden entschieden, da Jeder, der über zwanzig Jahre alt ist, seine Stimme hat. Abgaben ist ihnen ein ganz unbekanntes Wort. Sie leben patriarchalisch, meist von Viehzucht. Bei ihnen sind die Sitten noch in ihrer alten Reinheit, und die Greise sehen so ehrwürdig aus mit ihren langen weißen Haaren und Bärten, daß man sich ganz in die Zeiten hineindenkt, wo wir noch so glücklich waren, von ihnen gerichtet zu werden.

Wann war Das gewesen? Für die Niedersachsen, zu denen die Stolberge sich rechneten, bis zu jenem dreißigjährigen Kriege, in dem der Franke Karl der Große die freien Sachsen unter sein Joch zwang, also bis zum Blutbad bei Verden im Jahre 782. Hatte es Sinn, über dies Verbrechen jetzt noch zu reden? Ja, denn die Deutschen mußten wieder freie Männer

werden! Der junge Fritz Stolberg glaubte an einen baldigen ungeheuren Freiheitskampf, und den Tyrannen, der dann gestürzt werden mußte, nannte er mit dem alten gehaßten Namen Karl. Er und sein Bruder würden ihr Leben daran setzen, wenn das große Aufraffen zur Rache und Befreiung kam:

> Da sprengten hervor
> Auf schäumenden Rossen
> Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name;
> Reisige hinter ihnen her.

Schon sah er auch seinen und seines Bruders herrlichen Heldentod wie ein Geschehenes:

> Stolberg fochten und sanken dahin
> Den schönen Tod,
> Den blutigen Tod,
> Den Freiheitstod.
> Keine feige Klag' erschall'
> Bei der Helden frühem Fall!

Denn auch die Zwingherren werden nun in den Tod getrieben: in einer großen Schlacht an einem großen Strome. Der begeisterte Stolberg redete diesen Strom an:

> Bebend und bleich,
> Wehend das Haar
> Stürzte der Tyrannen Flucht
> Sich in deine wilden Wellen!
> In die Felsen-wälzenden Wellen
> Stürzten sich die Freien nach:
> Sanfter wallten deine Wellen!
> Der Tyrannen Rosse Blut,
> Der Tyrannen Knechte Blut,
> Der Tyrannen Blut

> Der Tyrannen Blut
> Färbte deine blauen Wellen,
> Deine Felsen-wälzenden Wellen.

Hier und jetzt, über dem heiteren Zürichsee, schrieb nach dem Gesetze des Gegensatzes der junge Mann das große aufgeregte Gedicht, das er einen ‚Freiheitssang aus dem zwanzigsten Jahrhundert' nannte, und in der Stadt unten ließ er es drucken, nicht für die Buchhändler, nur für Freunde, für Vorläufer jener Zeit der herrlichen deutschen Erhebung.

Oft mögen Goethe und Lavater den Kopf geschüttelt haben, wenn Friedrich so in Wärme geriet. Sie beide waren in Republiken groß geworden; sie wußten, wie wenig Bürgschaft die republikanische Staatsform für Freiheit und Fortschritt bietet. Lavater war von jung auf ein echter Patriot; Goethe hatte sich um vaterstädtische oder allgemeine deutsche Angelegenheiten kaum gekümmert. Beiden aber lagen die allen Menschen gemeinsamen Nöte und Bedürfnisse, zumal auch die religiösen, viel mehr am Herzen.

Von Goethes und Lavaters neuen Arbeiten wurde auch viel geredet. „Wir werden Goethe sehr vermissen" klagte Fritz Stolberg schon am 20sten Juni. Wenn sie ihn nicht mehr bei sich hätten, so seien sie mit Haugwitz nur noch ein Dreiviertel, kein Ganzes mehr. „Er hat uns viele Manuskripte gelesen, welche alle würdige Brüder des ‚Götz v. Berlichingen' sind." — „Lavaters Physiognomik" fügte er hinzu, „wird die Weisen der Zeit beschämen. Unendlich viel Tiefe, Scharfsinn und jugement ist in dem Buch."

Was Goethe jetzt und seit einem Jahre für dies

große physiognomische Werk tat, war der schönste brüderliche Dienst; auch liebten ihn Lavater und sein Wibele als einen Bruder, wie er es verdiente. Einmal gingen die beiden Freunde zusammen nach Oberried; dort hatte Lavater beim alten Pfarrer Däniker ein Zimmerchen, worin er ungestört arbeiten konnte, was ihm in der Stadt nie vergönnt war; den hübschen Namen „Kindbettstube" legte er dieser Zuflucht bei. Es war in jener Zeit Sitte, daß die Gäste sich bei ihren Freunden und auch wohl in den Gasthöfen durch Inschriften an den Wänden und Fenstern verewigten; Lavater zumal ließ in jedem Zimmer, wo er schlief, ein frommes Sprüchlein zurück, weil es doch einem Nachfolgenden zum Segen werden könnte. Hier im Pfarrhause über dem See schrieb nun Goethe einen beständigen Gruß für Lavater an die Wand:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig.
Machst du hier,
Machst du mir
Deine Werke fertig.

„Du arbeitest für mich vor allen Andern, und ich für dich:" Das war ihr Bündnis. Und Jeder setzte auf den Andern für die kommenden Jahre die größten Hoffnungen.

Mit Lavaters Nächsten blieb Goethe vertraulich, und zumal Barbara Schultheß, die Strenge und „Immergleiche", schloß ihn in ihr Herz. Auch jener Herr v. Lindau faßte das größte Zutrauen zu ihm. Christoph Kayser aber schrieb an seine Schwester, sie dürfe es ruhig

wagen, den Goethe anzureden, wenn er wieder in Frankfurt zurück sein werde. „Es ist ein Gott, aber er ist noch ein besserer Mensch."

Nicht so gut aber wollte es sich mit den großen und kleinen Zürcher Gelehrten schicken. Für seine fünfundzwanzig Jahre war Goethe schon ein sehr zurückhaltender, schweigsamer und stolzer Mann: man konnte sich gar nicht vorstellen, daß so warmblütige Schriften von diesem kalten und steifen jungen Herrn Doktor ausgegangen seien. Schon vor einem Jahre, als Lavater in Frankfurt war, hatte Goethe einmal erklärt: „Sobald man in Gesellschaft geht, schließt man sein Herz zu, nimmt den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; Die, welche ihn stecken lassen, Das sind Dummköpfe." Danach handelte er jetzt. Er besuchte den alten Bodmer noch einmal, war artig genug, ging aber nicht aus sich heraus; er sprach wohl über Homer oder Klopstock, aber nichts über die literarischen Kämpfe der Gegenwart oder über sich selbst oder über die Werke des alten Dichters, der vor ihm saß. Und anderwärts war er erst recht stolz und ablehnend: die Gelehrten fühlten sich also mißachtet. „Goethe hat hier keine Freunde" urteilte Bodmer, als der junge Mann eben abreiste: „er ist zu hoch und entscheidend." Und der Chorherr Johannes Tobler machte, als er abgereist war, ein Gedicht hinter ihm her:

Wie wunderbar die Herren Genien sind!
Herr Goethe kam nach Zürich,
Spricht ein bei seinem Lavater,
Find't Buch und Tisch beim Waldreis wohl bestellt,
Geht 'paar mal aus, sieht mit dem Adlerblick,

Der auf den ersten Augenblick
Charakter, Kopf und Herz aufs Härchen kennt,
Die Zürcher Herrn Gelehrten;
Verreist alsdann und spricht zu sich:
„Ich kenn' sie jetzt.
Ei, ei, die Herren Geßner, Bodmer, Breitinger,
Steinbrüchel Kompanie,
Das Völkchen Zürcher, he
Ist Das so ganz was Herrliches?
Die kenn' ich mehr als g'nug!"
— Und war verreist.

„Und ist er wirklich wieder weg?"
So fragten die gelehrten Herrn in Zürich.
„Was Das auch heißt!
Das heiß' ich auch gereist!
Dem war bei uns gar Niemand gut genug!
Auch steht der Übermut ihm an der Stirn geschrieben
Indeß ist's zu erraten,
Warum er hier im Waldreis steckenblieb:
Ihn ließ der herrliche Lavater nicht!
Der fürchtet, wo jetzt ein Fremder uns suchte,
Dem würden, ging er umher, die Augen geöffnet."

Ei, ei! Getroffen aufs Haar!
Gesehn, wie Goethe sah: ohn' erst die Augen zu brauchen

Am 5ten Juli traten die Edelleute ihre große Bergfahrt an; am folgenden oder dem zweitfolgenden Tage wandte sich Goethe heimwärts. Auf schweizerischem Boden ging die Reise noch über Baden und Brugg nach Basel. Als die dortigen Sehenswürdigkeiten nannte man wohl das Münster, die große Rheinbrücke und die Uhren, die sämtlich eine Stunde vor den Uhren der übrigen Welt vorgingen. Namentlich aber auch die Gemälde Holbeins; sie befanden sich in verschiedenen

Basel: Münster und Rheinbrücke (Galerie agréable)

Gebäuden, besonders in dem ‚Zur Muggen' genannten Hause, das außer einer öffentlichen Büchersammlung, außer Münzen- und Naturalienausstellung auch ein Malerkabinett enthielt. Jetzt lebte in dieser Stadt ein berühmter Kupferstecher, den die Fremden aufzusuchen pflegten, Christian v. Mechel; er besaß eine Kunstsammlung und Kunsthandlung.

Goethe verfehlte nicht, dem Ratsschreiber Isaak Iselin einen Gruß Lavaters zu bringen. Iselin, ein echter Menschenfreund, war weithin durch seine ‚Geschichte der Menschheit' und seine ‚Vermischten philosophischen Schriften' bekannt; er vertrat darin die freundliche Lehre einer beständigen Entwicklung unserer Gattung zum Besseren. Er hatte Goethes Schriften gelesen und das Genie darin empfunden; er schüttelte aber den Kopf dazu und fragte: Was soll Das werden? Wie Goethe und Lavater Freunde sein konnten, begriff auch er nicht; nur da sie auf verschiedenen Feldern sich auszeichneten, war es einigermaßen verständlich, daß sie nicht gegeneinander prallten. Im persönlichen Umgang gefiel ihm Goethe an den zwei Tagen, wo er in Basel war, nämlich am 8ten und 9ten Juli, recht gut. Ja, er fand etwas Bezauberndes an dem jungen Manne.

Alles, was er sagt, trägt das Gepräge des Genies ... Indessen bin ich nicht zufrieden von dem ganzen Gebrauch, den er von seinen Gaben macht. Ich glaube, daß die Begierde, sich auszuzeichnen, sein erster Antrieb ist, und weil ihm Andere bereits voraus sind auf der Straße, die zum Guten und Vollkommenen führt, so hat er einen der hunderttausend Umwege des Paradoxen eingeschlagen, wo ihm eine Menge Narren folgen wird.

So schrieb Iselin (auf französisch) an seinen Freund Frey, der als Obristleutnant in französischen Diensten stand, und ebenso bedenklich urteilte er gegen den Zürcher Staatsschreiber Salomon Hirzel über Goethe:

Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeit lang in Deutschland Alles sich bestreben, Tätigkeit zu spielen, Stärke zu zeigen. Wer die größten *Kräfte* beweisen wird, wird der Größte sein. Und sich auf *dieser* Bahn bemerken zu machen, scheint Goethes vornehmste Absicht zu sein. Auch ist Niemand, der mehr imstande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von Dem, was hinter uns her geurteilt wird, läßt ein gütiger Gott uns nur den allerkleinsten Teil vor Augen und Ohren kommen. Goethe war aber auch der Letzte, solchem Gerede nachzuforschen.

Auf der weiteren Fahrt verweilte der Reisende vielleicht wieder in Emmendingen bei der Schwester, denn wir finden ihn erst am 12ten Juli in Straßburg, wo sich Lenz wiederum an ihn hing, um neue „Göttertage" zu erleben. Auch Goethe mochte den eigenartigen Menschen immer besser leiden. „Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue!"

Bei seinem vorigen Aufenthalte war Goethe dem Münster ausgewichen; diesmal aber wollte er sich selbst erproben und erfahren, ob seine frühere Begeisterung für dies Bauwerk und den Meister Erwin echt und dauerhaft gewesen sei. Und siehe, die Wirkung war noch die gleiche!

Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war! Noch immer so kräftig gerührt von dem Großen. Und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren . . .

Bis zum Gebet wurde er jetzt gestimmt; zum Gebet an diesen gotischen Dom!

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt! Vor dir, wie vor dem Schaum-stürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, sowie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthard, so wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über; in krützelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes, unauslöschliches Gefühl Deß, das da ist und da war und da sein wird.

Er stieg langsam den Turm hinauf, langsam und allein. Dem „Lenzchen" hatte er aufgetragen, ihm nachher zu folgen. Es war früh am 13ten Juli. Auf der ersten Rast fing er an zu schreiben.

Mög' es Euch wohl sein, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegen weht!

Er klomm weiter bis zu einer zweiten Station.

Höher in der Luft. Hinabschauend. Schon überschauend die herrliche Ebene, vaterlandwärts, liebwärts. Und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Er gedachte jener ersten Ergießung, die er gedruckt in die Welt hinausgesandt hatte.

Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das Wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen Deß, was sie, unaus-

sprechlich und unausgesprochen, glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnisvoll reden, Tatsachen in Rätsel hüllen und von Maßverhältnissen poetisch lallen! Und doch geht mir's jetzt nicht besser . . .

Dann auf der dritten Station:

Hätt' ich euch bei mir, schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner, deren ich auf meinen kleinen Wanderungen so viele fand! Und auch euch, die ich nicht fand und die sind! Wenn euch dies Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung sein gegen das flache, unermüdete Anspülen unbedeutender Mittelmäßigkeit! Und solltet ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe!

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten: die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden; die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele. Darum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urteil leiten; sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Wert auf und ab bestimmen zu lassen . . .

Hier wurde er von Lenz unterbrochen, der unter ihm die steile Treppe heraufstapfte. Den weiteren Weg zur Plattform machten sie nun zusammen, öfters verweilend, indem sie über das Bauwerk und die Grundfragen der Kunst ihre Meinungen tauschten. Was ist eigentlich die Schöpfungskraft des bildenden Künstlers? Das war eine der Fragen. Sie antworteten: ein eingeborenes, zeitweilig aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen. Nur durch diese wird ein selbständiges Werk hervorgetrieben, ganz wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft.

Zufällig traf jetzt auch ein Freund Goethes in Straßburg ein, den er noch nie gesehen hatte, mit dem er sich aber schon nahe verbunden fühlte: der großbritannische Leibarzt Johann Georg Zimmermann aus Hannover, seiner Herkunft nach ein Schweizer, in der Sprache so gut Franzose wie Deutscher, ein eleganter

Johann Georg Zimmermann

und freundlicher Mann, mit seinen 47 Jahren eben noch die Mitte zwischen Jugend und Alter haltend. Als Arzt hatte er einen ausgebreiteten Ruhm; er war nämlich der größte Menschen- und Seelenkenner und wirkte deshalb auf die Kranken vornehmlich seelisch, wodurch er in jener hypochondrischen und hysterischen Zeit manches Wunder herbeiführte. Namentlich hingen ihm die Vornehmen an, bis zu den höchsten Fürsten

hinauf; er verstand es auch sehr gut, gerade mit ihnen umzugehen, und war ein entschiedener Aristokrat geworden. Man kannte ihn ferner als einen geistreich philosophierenden Schriftsteller; seine Werke über den Nationalstolz und die Einsamkeit wurden viel gelesen. Sehr zahlreich waren auch seine Verbindungen mit geistig hervorragenden Zeitgenossen. An Goethes Persönlichkeit nahm er schon längst großen Anteil; in brieflichen Verkehr waren die Beiden als nächste Freunde Lavaters und vorzüglichste Mitarbeiter bei seinen physiognomischen Studien getreten. Zimmermann reiste jetzt in die Schweiz; er hatte eine Menge Schattenrisse und andere Bilder bei sich, die er dem Freunde bringen wollte. Nun zeigte er Goethen seinen Bilderschatz und ließ den jungen Mann seine Deutungskunst daran erproben. Zugleich plauderten sie über die dargestellten Menschen, und Zimmermann erzählte viel aus seiner reichen Kenntnis der vornehmen Welt. So kam er denn auch auf die Baronin v. Stein in Weimar zu sprechen,

Charlotte v. Stein

deren Schattenriß unter den übrigen lag; er hatte sie zwei Sommer im Pyrmonter Bade gesehen und stand mit ihr, wie mit Unzähligen, im Briefwechsel. In diesen Briefen war auch vom ‚Werther‘ und Goethe öfters die Rede gewesen; nun machte Zimmermann den jungen Dichter auf diese schöne, feine Dame aufmerksam, die seine Werke so sehr liebte. Der künftige Herzog hatte den jungen Dichter bereits zu einem Besuche in Weimar

eingeladen; dort müsse er die Baronin v. Stein als seine Freundin betrachten, versicherte ihm Zimmermann; ihren Mann kannte er ja auch schon. Das Schattenriß-Bild der Dame sagte Goethen sehr zu. „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt" schrieb er darunter. „Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Zimmermann war bei aller Weltkenntnis und allem Scharfblick ein arger Übertreiber, und wie er seine Briefe gewöhnlich französisch schrieb, so schmeichelte er auch ganz in der französischen Art. Als er der Frau v. Stein über seine Zusammenkunft mit Goethe berichtete, versicherte er:

> Er wird Sie in Weimar sicherlich bald besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles, was ich ihm von Ihnen in Straßburg gesagt habe, ihm drei Tage lang den Schlaf benommen hat.

Das war wirklich sehr zimmermannisch gesprochen! Wenn er „hundert" sagen wollte, kam allemal „tausend" heraus. Es gehörte gerade zu Goethes Vorteilen, daß ihm nie ein Erlebnis den Schlaf raubte, mochte es auch sehr viel wichtiger sein als das Plaudern über eine verheiratete Dame, die er vielleicht kennen lernen würde. Und wollte er wirklich auf seinem nächtlichen Lager ein freundliches Bild sich ausmalen, so war doch wohl die siebzehnjährige Lilli die Nächste dazu.

Auch an Riekchen Brion mußte er jetzt wohl denken; Lenz und Andere wußten von ihr und ihren Leuten zu

erzählen, und recht nahe bei ihrem Dorfe fuhr er auch vorbei, als er am 18ten oder 19ten Juli weiter reiste. Auf der alten Rheinstraße zunächst nach Speyer, wo er den Domherrn v. Hohenfeld, den er von Koblenz und La Roches her kannte, nicht zu Hause traf. Dann über den Rhein nach Heidelberg und Darmstadt. Hier hatte er dem bewährten Freunde Merck Bericht zu erstatten; er fand aber auch Herder und seine Herderin wieder, die zu Besuche da gewesen waren und eben wieder abreisten. Mit ihnen legte er das letzte Stück seiner Fahrt zurück.

Diesmal verstanden sie sich gut. Herder war nicht mehr ganz so bissig und kratzend. Sie plauderten über Nicolai, Hamann, Merck, Lavater, die Schultheß und viele andere Leute. „Sie ehrt er sehr" berichtete Herder nachher an Hamann. „Sie glauben nicht, wie er Alles aufhascht, was Sie betrifft, und ist überhaupt mit seinen Schriften nur Komödiant, in seinem Leben wilder Mensch und Zeichner und guter Junge."

„Komödiant" und „wilder Mensch" — was meinten diese Worte? An Goethes bisherigen Schriften war allerdings ihre Verschiedenartigkeit am auffälligsten; er stellte nicht einen Dichter, sondern gleich ein halbes Dutzend vor. Etwa so wie Ekhof bald Helden und Könige, bald Bürger und Bauern und dazwischen auch Tölpel und Hanswurste spielte. Die in Goethes Dichtungen ausgesprochenen Gefühle und Gesinnungen waren also großenteils anempfunden oder doch stark übertrieben. Solche Übertreibung ist wiederum ein Hauptgeschäft der Schauspieler; um recht deutlich zu sein, um tiefe Wirkungen zu erzielen, gehen sie im

Ausdruck der Stimmungen und Eigenschaften noch weit über ihre Textbücher hinaus. Wenn nun also auch die Dichter sehr stark auftragen, so gleichen sie den Komödianten. Goethes Sprache war lebhafter, kühner, leidenschaftlicher als die bisher auf dem Papier gewohnte; im Übrigen dachte Herder vielleicht mehr an Goethes Mitläufer Lenz und Klinger, die in der Tat ihre Wiedergabe der Natur bis zum Zerrbild trieben und sich in der Wildheit gar nicht genug tun konnten. Diese jungen Genies, und Goethe mit ihnen, hatten zum Grundsatz, die Welt durch das Erleben zu erkennen und sich zuzueignen; sie suchten Etwas in starken Empfindungen und Leidenschaften, verlangten beständig nach ungewöhnlichen Graden der Schmerzen und Seligkeiten. Goethe hielt zwar unter Fremden und Mißgünstigen sehr an sich; unter Freunden fiel um so mehr sein heftiger Ausdruck der Gefühle auf. Er sprach mit allen Teilen des Körpers; er schrie und fluchte, knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen,[1]) und manchmal war der Weg von höchster Lustigkeit zu tiefem Kummer nur kurz. „Wie oft sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde!" meinte Fritz Stolberg, als er an die Schweizer Reise dachte, und da von Goethes Trotz und Grimm die Rede war: „Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden." Herder selbst aber hatte ja schon

[1]) Als die La Roche ihre jüngere Tochter an ein Untier von Mann verheiratet hatte (im Frühjahr 1779), meinte Goethes Mutter, nun würde ihr Sohn gewiß „nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen."

früher gespottet, daß es Goethes Art sei, „bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen." Selbst wenn der liebendste Freund über Goethe eine Schilderung gab, so mußte er diese Gegensätze in seinem Wesen betonen, die an einen Komödianten erinnerten, der sich in verschiedenen Rollen verschieden gibt. „Goethe ist der liebenswürdigste, zutraulichste, herzigste Mensch" versicherte Lavater, nämlich „bei Menschen ohne Prätension." Dagegen „der zermalmendste Herkules aller Prätension." Und dann hob er Goethes Anpassungsfähigkeit hervor:

Ich hab' ihn neben Basedow und Hasenkamp, bei Herrnhutern und Mystikern, bei Weibchens und Männinnen, bei Kleinjoggen und Boßhard — zwei unendlich verschiedene Himmelsprodukte unseres Landes — allenthalben denselben edlen, Alles durchschauenden, duldenden Mann gesehen.

Sechstes Kapitel

Lilli

August bis November 1775

„Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist!“ Damit wollte Goethe sagen, daß er nun einen Zufluchtsort wisse. Wenn er es im Vaterhause und der Vaterstadt nicht mehr aushalten könnte, so würde Lavater ihm gern ein Obdach bereiten. In Zürich konnte er bald so viele gute Freunde haben wie in Frankfurt: Bäbe Schultheß für die Fahlmer, Kayser für Klinger, dazu Pfenninger, v. Lindau, Heß und Andere.

Oder war sein Heil in der entgegengesetzten Himmelsrichtung zu finden? In Holstein und Dänemark, bei den Stolbergen und ihren Schwestern? An Gustchen Stolberg richtete er gar gern sein Glauben und Hoffen. „Wenn mir's so recht weh ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meil' von mir, meine geliebte Schwester.“ Das schrieb er ihr am 25sten Juli, und weiter:

Gestern Abend, Engel, hatt' ich so viel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein, und heute früh ist wieder frisch mit dem Morgen ... Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viele Leiden. Ich habe mich so oft am

weiblichen Geschlecht betrogen! O Gustchen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Auge tun könnte!

Aber auch zum Himmel hinauf blickte er, ob ihm von dort eine Hilfe komme, die die Erde im Süden und Norden nicht bieten kann. Er fühlte sich nach den Wochen bei Lavater viel frömmer als seit Jahren; er wollte seine „Lust an dem Herrn“ haben und ihm „Psalmen singen.“ Er wollte ihm auch entgegen gehen im rechten Lebenswandel, und dabei schwärmte er nicht, sondern dachte an ganz bestimmte Dinge. Der Tonfall des Kirchenliedes „O Vater der Barmherzigkeit“ [1]) saß ihm im Kopfe, wenn er in Versen zu Gott betete und ihm seine innersten Vorsätze aussprach. Sein Vater der Barmherzigkeit war der Gott der Wahrheit, der Reinheit und Liebe.

O Vater alles wahren Sinns
Und des gesunden Lebens,
Du Geber köstlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens!
Sprich in mein Herz dein leises Wort!
Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für Huren!

Oft aber auch ward seine Stimmung weicher und näherte sich dem Verzagen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Doch diese Qual, war sie ihm von den oberen Mächten auferlegt oder sein eigenes Werk? Sie konnte

[1]) Es ist wohl dieselbe schöne Melodie, die wir vom Liede „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“ kennen.

ja auch aus verkehrten Meinungen und falschen Grundsätzen entfließen. Noch immer verschmähte er, was andere Menschen seines Alters als ihr Glück erstreben: die Festsetzung im Beruf und Ehestande, die Fortpflanzung in Kindern, die Freude an solchen heranwachsenden Kindern, am zunehmenden Vermögen, am schmeichelhaften Ansehn unter den Leuten. Dagegen dürstete er immer noch nach dem starken Erleben, wozu nun einmal die Leiden gehören, wie der Winter zum Sommer. Er mußte also seinen Gott nicht um eitel Sonnenschein bitten, sondern um die nötige Ausdauer und den wahren heilgen Geist in solchem schmerzlichen und seligen Erleben.

> Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
> Die glühend Herz auf quillet,
> Das mit unsäglich neuer Pein
> Sich schmerzvermehrend stillet.
>
> O laß doch immer hier und dort
> Mich ewig Liebe fühlen,
> Und möcht' der Schmerz auch also fort
> Durch Nerv' und Adern wühlen!

Als er aus der Schweiz zurückkam, war Dr. Jung wieder in Frankfurt und bei seinen Eltern zu Tische. Diesmal auf acht Wochen. Er wollte sich noch einmal um die Augen des Herrn v. Lersner bemühen; Das war freilich nur ein Beweis guten Willens. Er operierte andere Blinde, mit und ohne Erfolg. In seinen freien Stunden las Jung einen Roman von Friedrich Nicolai: ‚Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker' und ärgerte sich sehr an dessen schiefer Darstellung und unbedachter Verspottung der orthodoxen und pietistischen Frömmigkeit. In der Erregung schrieb er eine heftige Entgegnung und ließ sie sogleich hier bei Goethes Drucker drucken; er nannte sie die ‚Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebald Nothanker'. Er sprach also auch mit Goethe diese religiösen Fragen durch; und wer die Schrift beachtete, dachte auch an Goethe: so geriet Dieser wieder einmal vor der Welt in den Schein, daß er auf Seiten der Frommen stehe und nur darauf denke, der Partei der Aufklärung und gesunden Vernunft Abbruch zu tun. Bald wurde es denn auch dem Parteiführer Nicolai zugetragen, kein Anderer als Goethe habe den Dr. Jung zu der Herausgabe des erbärmlichen Dinges veranlaßt und, so ward ihm weiter berichtet: da Jung einige Schimpfworte hätte ausstreichen wollen, habe Goethe erklärt: er wolle ihn schon in Schutz nehmen, wenn er deswegen angegriffen werden sollte.

Goethe unterhielt sich mit Jung aber auch über dessen Angst und Qual in seinem Berufe. Gott hatte ihn zum Arzt gemacht, aber Jung strebte jetzt trotz seiner Gottergebenheit nach einer ihm noch unbekannten neuen Verwendung seiner Kräfte. Aus andern Gründen war Goethe mit seiner Lebensstellung unzufrieden. Seine Anwaltsgeschäfte waren ihm zu kläglich und kleinlich. Solchen Betrieb der Juristerei nannte er: „auf diesem Bassin herum zu gondolieren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen." Und dies Bild war wirklich nicht sehr übertrieben. Denn um große und Herz bewegende Sachen handelte

es sich in seinen Prozessen niemals, wie sehr sich auch die Klienten bei ihren Rechtskämpfen aufregten; aber er, der Anwalt, mußte trotzdem in dieser Prozesserei jeden Schritt mit Würde und Kunst tun. Jede Eingabe an den Richter begann mit folgender Anrede:

Wohl- und Hochedelgeborne, Gestrenge, Vest- und Hochgelahrte, Hochfürsichtige und Hochweise Herren! Großgünstig Hochgebietend und Hochgeehrteste Herren Gerichts-Schultheiß und Schöffen!

Nach solcher Verbeugung begann dann der Dichter des ‚Faust', des ‚Götz' und des ‚Werther' seinen Vortrag etwa so: „In mehr als einer Rücksicht darf ich wagen, Eure Hoch Adeligen Gestrengen und Herrlichkeiten p. mit der gegenwärtigen untertänigen Vorstellung anzugehen." Eins schon konnte und mußte ihn bei diesen und allen Geschäften in Verzweiflung bringen: der Tempo-Unterschied zwischen seiner eigenen geistigen Bewegung und Derjenigen dieser altmodischen Justiz wie der gesamten ehrbarlichen oder auch nicht ehrbarlichen Frankfurter Gesellschaft, oder wie er selber es (1781) ausdrückte: „das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit" seines Wesens. Er fühlte, daß er dabei zu Grunde gehe.

Eine tägliche Aufrichtung hatte er jedoch auch: sein Zeichnen und Dichten. Gott hatte ihm die Fähigkeit gegeben, das Leben und die Umgebung in Bilder, Lieder, dramatische Szenen zu verwandeln: dadurch wurden sie viel erträglicher! Und insofern war dasselbe Talent, das ihn zum Leben unter Philistern untauglich machte, zugleich seine Rettung. Bei diesem Künstler-

Spiel kam es gar nicht darauf an, daß Etwas fertig wurde; ein Vergnügen braucht nicht auch noch einen Zweck zu haben. Es entstanden also in seiner Mansardenstube viele Andeutungen, Skizzen und Bruchstückchen, die andern Leuten kaum etwas sein konnten. Als ein Besucher einmal seinen ‚Faust' zu sehen begehrte, an dem er um diese Zeit wirklich wieder arbeitete, holte er einen Papiersack herbei und schüttelte lauter Zettel heraus: Das sei sein ‚Faust'. Viele solcher Fragmente schrieb er nur auf, um sie vielleicht in irgend einem künftigen Werke zu verwenden. So auch glückliche Redewendungen, gleichviel wo er sie auffing: von der Mutter, der Magd, dem Söhnchen eines Freundes oder einem scharfsichtigen Gelehrten. So auch kleine Charakterbilder aus den Tischgesprächen und Stadtneuigkeiten. Denn an jedem Tage gehörte das Beobachten der Natur und des Menschenlebens zu seinen freiwilligen Geschäften. Da er nun sein Dichten in so hohem Maße zu seiner eigenen Ergötzung betrieb, so entstand viel übermütiges und überflüssiges Zeug; also konnte es nicht ausbleiben, daß gute Bürger Anstoß nahmen, wenn nun doch Etwas davon unter die Leute kam. Jemand machte ihm einmal eine Vorhaltung darüber. „Mein Herr," fragte Goethe, „sind Sie nie betrunken gewesen?" — „Eh nun" gestand der Andere, „ein ehrlicher Kerl hat immer so eine Nachrede auf dem Rücken." — „Gut!" erwiderte Goethe: „Der Unterschied von mir zu Ihnen ist Der: Ihr Rausch ist ausgeschlafen; meiner steht auf dem Papiere."

Aber nur Linderung, keine völlige Heilung fand sein krankes Gemüt durch dies Talentspiel. „Es ist doch

immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier" schrieb er der Mutter La Roche. Gewiß; aber so bequem das Mittel zur Hand liegt, der Kranke ist nicht immer imstande, es zu brauchen.

Daß er krank sei im Geiste und Gemüte, schrieb er in diesem Hochsommer 1775 offen genug in seine Briefe hinein. Am unverhohlensten an Gustchen Stolberg, eben weil sie nur ein Phantom und Fetisch war.

> O mein Herz! Soll ich's denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken? ...
>
> Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herum fuhr, tausend Gegenstände in alle Sinne sog! ...
>
> Hundertmal wechselt's mit mir den Tag ...
>
> Oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub.
>
> Engel, es ist ein schrecklicher Zustand: die Sinnlosigkeit! In-der-Nacht-Tappen ist Himmel gegen Blindheit ...
>
> Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen!

In denselben Tagen — es waren die ersten des Augustmonats — gestand er auch Lavatern: „Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen: über-." Zu Merck sagte er's im burschikosen Genie-Ton: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war!" Er meinte: daß er nicht vom Gotthard weiter nach Mailand und Rom gedrungen sei. Denn, wenn ihm die letzte Reise nicht nach Wunsch genügt hatte, so war sie wohl zu kurz gewesen; er brauchte eine Ablösung

von Frankfurt auf längere Zeit und größere Entfernung. Deshalb bat er den Darmstädter Freund, er möge doch bei seinem nächsten Besuche in Frankfurt sich den Kaiserlichen Rat Göthe vornehmen und ihm beweisen, daß er seinen Sohn auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse, besser noch schon zu Ende dieses Jahres. Der Vater hatte diesen Plan ja immer gehabt; in seinen alten Tagen war er aber geizig geworden, und nun war Zureden nötig.

„Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen." Das war ein Hauptgrund seiner Unrast. „Sie haben's mir darnach gemacht" hatte er früher einmal sich verteidigt, als man ihn wegen seiner Angriffe auf das schöne Geschlecht zur Rede stellte. Aber hatte ihm Riekchen Brion übel mitgespielt? Oder irgend eine der Freundinnen in Frankfurt? Oder jetzt die junge, schöne Liese Schönemann? Nein, nicht sie hatten sich an ihm vergangen, sondern er selber hatte sich immer wieder an ihnen betrogen, weil er eine andere Art Liebe forderte, als sie zu geben hatten.

Dieser wunderliche Mensch liebte jetzt Lilli und sann doch immer wieder darauf, sich von ihr zu befreien. Er eilte nach seiner Rückkehr in ihre Arme zurück, ward freundlich aufgenommen, wenigstens in Offenbach, wo das junge Mädchen bei Onkel und Tante d'Orville die schöne Jahreszeit verbrachte und wo auch er sich nun förmlich einquartierte. Er wohnte in ihrer Nachbarschaft, saß zuweilen an ihrem eigenen Schreibtische, „vor

dem strohеingelegten bunten Schreibzeug", und statt glücklich zu sein: diese Tränen und dieser Drang!

Welche Verstimmung! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe.

Am Wege nach Offenbach: Die Gerbermühle

O, sie hatten auch schöne Stunden zusammen. Am selben Tage, wo er diese Klage ausstieß, ritten sie aus: Herr d'Orville, Goethe und Lilli. „Du solltest den Engel im Reitkleide sehn!" schrieb er an Lavater. In Oberrad traf man die übrige Gesellschaft, die im Wagen dahin gefahren war. Zufällig trieb ein Gewitter die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin

von Kurland und der Fürstin von Nassau-Usingen, in den gleichen Saal. Sie erkannten den jungen Dichter, plauderten mit ihm über seinen Freund Lavater und betrachteten das schöne Mädchen, das Goethes Lebensgefährtin werden sollte. Ja, Das sah alles recht gut aus.

Zu Hause in Offenbach waren Musik und Dichtkunst unerschöpfliche Quellen der Freude. Jetzt eben drang Bürgers ‚Leonore' durch alle Klassen des Volkes, wie noch nie ein deutsches Gedicht vorher; Goethe und André konnten mit einander wetteifern, diese schauerliche Ballade vorzutragen. Nämlich Goethe sprechend, mit ganz weniger Bemühung der Stimme, und doch unheimlich ein Anschauen und Hören vermittelnd, weil auch seine Miene, sein ganzer Körper das vollste Mitleben ausdrückte.[1] André dagegen hatte das Gedicht komponiert, und zwar auf eine ganz neue Weise, nämlich nicht alle Strophen auf eine Melodie, sondern das ganze Gedicht, von Anfang bis zum Ende, mit Wechsel der Tonart und des Tempos, immer die Tonmalerei den Wendungen der Handlung entsprechend.

[1] Jemand, der diese Deklamation hörte, hatte sie 1799 noch im Sinn und sagt davon, Goethe habe „mit wenigen, in der Musik sogenannten ganzen Tönen" Alles ausgedrückt, was er wollte. „Diese Art von Deklamation hat äußerst kleine Tonintervalle. Der Gang, die Melodie, der Übergang in eine andere und der Rückgang in die vorige Tonart: Alles ist dieser Deklamation eigen, und nur dadurch wird jener einzige Ausdruck möglich, der bloß Ton der Wahrheit zu sein scheint und so wenig Aufwand von Stimme und Tönen erfordert." (Ewald, Fantasien auf einer Reise usw. Hannover 1799.)

Auch dieser musikalische Vortrag wirkte höchst naturalistisch.[1])

Saß André nicht dabei, so war es ein neuer Genuß, wenn Lillis Händchen über die Tasten flogen und die Tonstücke hervorbrachten, die ihr Freund am liebsten hörte.

Und wie gern sah er ihr zu, wenn sie im Hause, im Hofe, im Garten waltete. Etwa, wenn sie das zahlreiche Geflügel und andere Haustiere fütterte:

Welch' ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Türe stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch' ein Gequiek, welch' ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Herden
Zu ihren Füßen. Sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus.
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick, Götter zu entzücken,
Geschweige die Bestien! Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, ein Hacken.
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich:
Und Das um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft „Pipi! Pipi!",
Zöge den Adler Jupiters vom Thron!

---

[1]) Allgemein bekannt ist heute von diesem Tonsetzer nur noch eine Melodie: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher."

Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre: sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Es war ja sogar ein Bär aus der freien Wildnis herbeigerannt, um von Lillis Händen sich krauen zu lassen, „aus des Waldes Nacht, ungeleckt und ungezogen", und Goethe selbst war der Bär! „In einem Filetschurz gefangen, an einem Seidenfaden ihr zu Füßen." Nein, Das durfte nicht sein! Er, der Sohn der Wildnis, ist nicht gewöhnt zu dienen; für ihn ist es schändlich, das Häschen, das Eichhörnchen, das Pipi-Küken zu machen. „Es wildzt die innerste Natur, ein mächtiger Geist schnaubt aus der Nasen"; er stürzt fort, ins Dickicht zurück.

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder:
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt!
Ich hör' die liebe, liebe Stimme wieder;
Die ganze Luft ist warm, ist blütevoll.
Ach, singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder;
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so: zu ihren Füßen liegt das Tier!

Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer! Doch drollig!
Für einen Bären, hm, zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpsig, knollig!"
Sie streicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken:
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinne jücken!
Und sie sieht ganz gelassen drein.

Was verlangte er mehr? Andere Liebhaber freuen

sich ihrer Gefangenschaft! Aber bei Goethe endet auch die schönste Stunde mit einem Schrei nach Freiheit.

Ha! manchmal läßt sie mir die Tür halb offen stehen,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich?
Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu wenden?
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hilfe nieder,
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder;
Ich fühl's, ich schwör's: noch hab' ich Kraft!

Ohne Bild gesprochen: nicht immer machte sich Goethe die schöne Gelegenheit zu nutze, in Offenbach und in nächster Nachbarschaft Lillis zu wohnen. Er lief fort von ihr, weil sie sich gezankt hatten oder bloß, weil er über seine Gebundenheit grollte. Dann saß er da an einem Sonntagmorgen allein in seiner Dachstube, nur weil ihm am Abend vorher plötzlich in den Sinn gekommen war, er müsse heim. Er hatte wohl gar nicht Abschied genommen bei den lieben Leuten, die ihm und ihrer Nichte so schöne Freiheit gönnten. Nun dachte er an sie und schrieb an sie, nämlich an Oheim und Tante und so, daß es auch die Nichte las. Nun entschuldigte er sich:

Lieber Herr d'Orville, liebe Frau,
Ich bitt' Euch, nehmt's nicht so genau!
Ihr kennt nun doch einmal den Affen,
Wißt, ist nichts Gescheut's mit ihm zu schaffen.
Lauft da (was kann wohl Tollers sein?)
Wie Kain in die Welt hinein!
Dafür sitzt er auch auf dem Sand!
Die Stadt ist ihm ein ödes Land,

Und ist ihm halt die Welt so leer,
Als wenn er erst 'neingekommen wär.
Ihm ist so weh! Er schauet nicht
Des liebsten Buben Angesicht,
Hängt nicht dem Mann um Hals und Leib,
Küßt nicht das liebe, treue Weib,
Spaziert nicht mehr im Frauenschlepp,
Und hört ach! nicht mehr das Bepp-Bepp.
Was hilft mir nun das Glockengebrumm,
Das Kutschengerassel und Leutegesumm?
Was tät' ich in der Kirche gar,
Da ich schon einmal im Himmel war,
Ich Hand in Hand mit Engeln saß,
Mich in dem Himmelsblau vergaß,
Das aus dem süßen Auge winkt,
Drin Lieb' und Treu wie Sternlein blinkt.
Was hört' ich an des Pfarrers Lehr',
Die doch nicht halb so kräftig wär,
Als wenn ihr Mündlein lieb und mild
Mich über Fluch und Unart schilt.
— — — — — — — — — — — —
Frau d'Orville, wo mag Lilli sein?
Ist sie in ihrer Stub' allein?
Sie hat die Stirn in ihrer Hand:
Was ist ihr in dem Freudenland?
Soll Das ein böses Kopfweh sein?
Oder ach, ist's etwa andre Pein?

Das war seine Art: von einer Laune in die andere! Flucht und zugleich Sehnsucht nach dem Orte, von dem er geflohen! Er hielt sich in diesen Hundstagen gar viel in Offenbach auf, und Lilli desgleichen. Die Leute redeten darüber. Was sollte es am Ende geben? Eine Heirat? Dazu hatte er ja nicht Mut genug. Mancher Feigling ist waghalsig, wenn es zum Traualtar geht, und mancher Tapfere drückt sich scheu zur Seite. Einmal

hatte Goethe eine Rede gehört, die er sich aufschrieb, weil sie ihm treffend dünkte: „Man meint, der Verdruß kröch' aus der Wand heraus im Ehestand." Ein andermal hatte Einer die Sätze: „Er will sich in Ruhe setzen, er verheiratet sich" mit höhnischem Ha-ha-ha! geschlossen. „Junge Leut' sind auch nicht im Himmel" sagte ein Dritter, „aber hernach ist's ganz was Apartes." Und vielleicht war der Ehe-Himmel gemeint bei einer vierten Rede: „Da ist er nun auch im Himmel, wo die Engelchen einander auf die Schwänze treten."

Aber vielleicht handelte es sich gar nicht um Tapferkeit und ihr Gegenteil, sondern um Einsicht. Viele Menschen eignen sich nicht zur Ehe, und zu ihnen mußte sich Goethe rechnen, wenn er nicht sich selbst und das vertrauende Mädchen betrügen wollte. Wir kennen sein krankes, den stärksten Erregungen ausgesetztes Gemüt. Und es gab noch andere ernste Bedenken.

Bald überkam ihn heiße Liebe zur lieblichen Lilli, bald fühlte er den großen Abstand von ihm zu ihr. Sie war eben doch eine Tochter aus einer reformierten Kaufmannsfamilie, und er ein Mann außer aller Regel. Also reichte sie nicht an ihn heran. Ja, wie hätte dies siebzehnjährige Geschöpf ihn ausmessen können? Wie sein wildes Genie ertragen? Aber dann dachte er wieder, dieser Abstand und Gegensatz bezaubere ihn gerade. Oder er fragte sich: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenne ich sie vielleicht auch nicht? Und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?"

In der reformierten Freundschaft war da ein Brautpaar, das am 10ten September sich trauen lassen wollte: der Pfarrer Ewald in Offenbach und Rahel Gertrud du Fay in Frankfurt. Goethe wurde zur Hochzeit geladen und half das Fest vorzubereiten. Dazu dichtete er ein Lied, das er mit Lilli und dem Ehepaare André vortragen wollte.

Den künft'gen Tag und Stunden,
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieses Lied, verbunden
Von uns, gesungen sein . . .

Er rühmte, zur Frankfurter Braut gewandt, die Ungebundenheit, die bei ihnen hier in ihrem künftigen Wohnorte herrsche.

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück!

Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan . . .

Ach wie lange noch? Nämlich: wie lange noch in diesem verbundenen Kreise? Er plante ja die große Reise nach dem Süden und hatte schon manchmal davon geredet. Aber nicht mit Wehklagen über die baldige Trennung durfte das Festlied schließen.

Doch ihr sollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt:

Ist's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück!

Bisher war er zwar der offenkundige Bewerber, aber noch nicht der Verlobte Lillis gewesen; es konnte noch Alles für Spiel ausgegeben werden, zumal da in der Stadt selbst, unter den Augen der Mutter, von diesem Spiele nur wenig vor sich gegangen war. Diese gemeinschaftliche Teilnahme an einer Hochzeit aber mußte wohl für eine „Deklaration" gelten. Die vier Sänger sangen dem Brautpaare zu:

Euch bracht' ein Gott zusammen,
Der uns zusammenbracht'.

Also stellten sich Goethe und Lilli schon als ein Paar hin neben Andrés und Ewalds! Der Hochzeitstag wurde ein schönes Fest; am Abend streiften die beiden Liebenden in den Gärten und am Ufer des Mains herum; die Musik und der Lärm der Hochzeitsgäste drang aus halber Ferne zu ihnen, und Goethe fühlte sich in der „grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines ganzen Lebens." Seine Tränen flossen, und durch die Tränen der Liebe schaute er den Mond und die Welt. Wovon sprachen sie? Von der langen Trennung? Vom Zusammengehören auf Lebenszeit? Und davon, daß es allen Andern ausgemacht schien, wer nun die nächste Hochzeit halten würde?

Am andern Tage schrieb Goethe ein Zettelchen an die Fahlmer, die seine Liebe zu diesem Mädchen und auch alle seine Bedenken gegen Lilli kannte:

Liebe Tante, ich komme von Offenbach! Kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirtschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das Äußere zu innerst, das Innere zu äußerst gekehrt.

Bitte, bitte: sehen Sie sich in der Messe um nach Was — für Lilli!!!! Galanterie, Bijouterie, das Neueste, Eleganteste!

Aber es war auch jetzt noch ein Aber dabei. Seine Mutter sollte von diesem Geschenk an Lilli nichts wissen, auch die Gerocks-Mädchen nicht, Niemand. Die Deklaration war also noch längst nicht vollständig.

Und schon in den nächsten Tagen verschlechterte sich sein Verhältnis mit der Geliebten wieder. Warum? Ja, warum zieht sich bei heiterem Himmel plötzlich ein Gewitter zusammen?

Es war jetzt die Zeit der Herbstmesse. Gar viele Vornehme trafen in Frankfurt ein und suchten die Gelegenheit, sich mit dem jungen Dichter bekannt zu machen. Auch zwei Fürstinnen riefen ihn zu sich: die verwitwete Herzogin von Meiningen, deren Söhne er schon kannte, und die gleichfalls verwitwete Markgräfin von Baireuth, eine Mutterschwester des weimarischen Karl August. Allerlei Vergnügungen und Feste wurden um diese Zeit veranstaltet, wo sich die Bürger und die Fremden mischten, unter Anderem auch ein Maskenball. Goethe wollte ihn mitmachen: in altdeutscher Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wams, Mantel und Federstutzhut. Aber es kam wieder einmal anders, denn er er-

fuhr, daß Lilli nicht auf den Ball gehe. Sogleich hörte er auf, seine Maske „wie ein Mädchen" vorzubereiten. „Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin . . . Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her." Das war am 15ten September; also hatten sie auch kurz vor jener Hochzeit schon einmal Streit gehabt.

Am nächsten Morgen überwog wieder der Wunsch nach freundlichen Blicken. Er sann nach, Lilli eine kleine Freude zu machen. Aber schon nachmittags ging er nach Offenbach, wo sie nicht war, bloß um ihr abends nicht in der Komödie und am nächsten Tage nicht im Konzert zu begegnen. Abends saß er dann mit den Ehepaaren André und Ewald zusammen.

Am andern Morgen stand er mit guter Stimmung auf, konnte sogar eine neue Szene zum ‚Faust' aufschreiben; aber bald ergriff ihn die Unruhe wieder. In die Kirche ging er auch diesen Sonntag nicht. Er spazierte herum, besuchte eine Freundin,[1]) aß mit guten Bekannten in einem Gasthause zu Mittag, mietete sich

[1]) Lotte Nagel, die auch mit Klinger und anderen Freunden Goethes bekannt war und deren Schattenrisse an der Wand ihrer ärmlichen, kellerartigen Wohnung hängen hatte. Goethe erwähnte sie gegen Auguste Stolberg: „Verliebelte ein paar [Stunden] mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist." Im Jahre 1812 schrieb ein Jugendbekannter, Joh. Christian Ehrmann, an Goethe: „Zürnen Sie ja nicht mir, wenn ich Sie im jetzigen Ehestand an ein schönes Mädchen von Offenbach namens Nagel erinnere, an welchem Sie, Klinger, Haugwitz, Stolberg, Jacobi, Willemer und ich im Vielkampf berühmt wurden."

einen Kahn und übte sich, ihn allein lenken zu lernen, ging wieder ins Wirtshaus, spielte Karten, Pharao, und saß den Abend mit Freunden zusammen.

Mir war's in all Dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat! Sie läuft in alle Löcher, schlurpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer.

In solcher Stimmung richtete er seine Gedanken sehr oft zu seiner geliebten Unsichtbaren. Er war überzeugt oder wollte sich einreden, daß kein weibliches Wesen ihn so lieb habe wie die Reichsgräfin Auguste zu Stolberg.

Ich hab' immer eine Ahnung: Sie werden mich retten aus tiefer Not. Kann's auch kein weiblich Geschöpft weiter als Sie!

Oder er klagte, daß ihn in der Nacht schwere Träume geängstigt hätten, die noch beim Erwachen nachklangen.

Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Guts Muts denn, Gustchen! Wir wollen einander nicht auf's ewige Leben vertrösten. Hier noch müssen wir glücklich sein! Hier noch muß ich Gustchen sehen, das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt.

Er wußte, daß sie sich große Sorgen um ihren Bruder Fritz und dessen unglückliche Liebe machte. Aber auch für ihn, den Bruder der Wahl, ängstete sich die Gute, auch über sein Verhältnis zu dem Mädchen, von

dem er ihr erzählt hatte. Also mußte er sogar seiner Trösterin Mut zusprechen.

Ich habe mich so oft nach Norden gewandt, nachts auf der Terrasse am Main. Ich seh hinüber und denk' an Dich. So weit! So weit! Und dann Du und Fritz und ich! Und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten . . .

Und doch, Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größt' ist, ruf ich aus, ruf ich Dir zu: Getrost! getrost! Ausgeduldet, und es wird werden! Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand. In dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein und handeln und gut sein. Und getrieben werden dahin, wo Ruhesinn nicht reicht. Leide nicht vor[1]) uns! Duld' uns! Gib uns eine Träne, einen Händedruck, einen Augenblick an Deinen Knieen. Wische mit Deiner lieben Hand diese Stirn ab. Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen!

So sprach er gegen das Schattenbild aus, was er vom weiblichen Geschlecht eigentlich begehrte, nämlich für sich, den besonderen Menschen. Nicht das gewöhnliche Liebesgetätschel und die bekömmliche Suppe in der behaglich geheizten Stube. Sondern die höchste Aufreizung, Anspannung und Ausdehnung seiner Männlichkeit — dazu aber sind große Leiden so unentbehrlich wie höchste Freuden — und danach Beruhigung, neue Stärkung, Aufnahme in die Seligkeit. Die Katholischen haben sich aus der Maria von Nazareth ein wundertätiges Gnadenbild geschaffen: Jungfrau, Mutter, Königin und Göttin zugleich. Wo fand er, der Protestant, das irdische Weib, ihn hinanzuziehen?

[1]) Vor: für; brav: tapfer.

Indem er sich um Lilli bewarb, betete er immer wieder zur fernen Schwester seiner Freunde. Auch den 18ten September begann er im Selbstgespräch mit ihr.

O Gustchen! Wird mein Herz endlich, endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel-auf und Höllen-ab getrieben werden?

Frankfurt, von Offenbach aus

Der Kahn, den er gestern bestellt hatte, damit er mit seinen Siebensachen auf dem Flusse nach Frankfurt zurückkehre, wartete. Diesmal steuerte er selber. Es war sein Umzug in das gewohnte Stadtleben. „Wieder an's Sieb der Danaiden!“ drückte er es aus.

Zunächst aber ging es in der Stadt hoch her. Es waren noch viele Fremde da; vornehme und angenehme Menschen. Und er sah sich sogleich mitten unter alten und neuen Bekannten. Er traf Lilli gleich an diesem Montag zweimal, aber fast wie Fremde glitten sie an einander vorüber.

Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt. Wär ich Das los! O Gustchen! Und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß' es gehn. Es wird —

So fühlte er, als er sich abends niederlegte. Und am nächsten Morgen wieder anders. Da sprach sein Herz gar laut für das schöne, gute Mädchen. Und wieder ein paar Stunden lief er herum, sich einen Domino und andern Putz zu verschaffen. Er wollte abends auf einen Ball gehen, wo er Lilli — nicht erwartete, sondern auf ein anderes süßes Geschöpf sich Rechnung machte. „Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorner!" schoß es ihm durch den Kopf. Welche Hast, welcher Tätigkeitsdrang in ihm! Sogar abends zwischen der Komödie und dem Balle schrieb der Unruhige wieder an seinem „Tagebuche" für die ferne Freundin. Sollte er es jetzt nicht abschließen und fortschicken? Er sah die Blätter an und ihren verworrenen Inhalt.

Welch' ein Leben! Soll ich fortfahren oder mit Diesem auf ewig endigen?

„Auf ewig endigen!" Er dachte an seinen Werther. Zuweilen kam es ihm vor, als ob er selber viel tiefer litte als Jener, der wegen seiner Leiden nun so berühmt geworden war.

Wenn Das nicht Kinder-Gelall und -Gerassel ist, der ‚Werther' und all das Gezeug! Gegen das innre Zeugnis meiner Seele!

Aber er unterlag nicht. „Und doch, Liebste," so wandte er sich wieder an seine Jungfrau-Mutter:

Wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer, ewig, allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold: da laß' ich's denn so gehen, betrüge mich vielleicht selbst und — danke Gott.

Das war wieder sein Glaubensbekenntnis: zur heiligen und reinsten Liebe.

Aber nun eilends auf den Ball! Er blieb die ganze Nacht dort, bis früh um Sechs, tanzte aber nur zwei Menuetts. Sonst saß er bei dem süßen Mädchen, das einen Husten hatte und für seine Gesellschaft dankbar war. O, solcher freundlicher Verhältnisse zu recht lieben und edlen weiblichen Seelen hatte er mehrere!

Wieder zu Hause, schlief er bis mittags um Eins. Am Nachmittage machte er Besuch bei den Prinzen von Meiningen, die sich jetzt in Frankfurt mit ihrer Mutter wieder begegneten. Dann ein Spaziergang um's Tor. Abends in die Komödie. Lilli war auch darin. Sie sprachen ein paar Worte zusammen, aber nur ein paar.

Das war der 20ste September. Am nächsten Tage widmete er wieder den „Altessen" viel Zeit und auch seinem Putze für diese durchlauchtige Gesellschaft. Jetzt traf auch Karl August von Weimar wieder in Frankfurt ein. Er hatte vor kurzem sein achtzehntes Jahr vollendet und damit seine Regierungsfähigkeit erlangt; nun war er unterwegs, um sich aus Karlsruhe seine

regierende Herzogin zu holen, und verbrachte ein paar Tage mit den andern Fürstlichkeiten auf der Frankfurter Messe. Mit Goethe, den er immer lieber gewann, machte er aus, daß Dieser, wenn er, der Herzog, nach der Hochzeit wieder über Frankfurt komme, sich seiner Gesellschaft anschließen und den schon früher versprochenen Besuch in Weimar machen solle.

In diesen Tagen, als der junge Herzog und angehende Hochzeiter noch da war, kam von der andern Seite her der berühmte Arzt Zimmermann mit seiner Tochter Katharina aus der Schweiz an und nahm, wie er gebeten war, bei Goethes Eltern Wohnung. Sein Ruf brachte es mit sich, daß manche vornehme Personen in Frankfurt und Umgegend schon längst seinen Rat begehrten; er empfing also viele Besuche oder stattete sie ab. Er gefiel sich bei seinem jungen Freunde Goethe und dessen Eltern sehr gut und er selber bezauberte besonders die Weiber. Überall trat er als vollkommener Weltmann auf, als ein Ausbund von Geist und Kraft. Allerdings wenn man ihm näher zusah, mochte man ihm zurufen: „Arzt, hilf dir selber!“ Denn er war leiblich krank, aber noch mehr im Gemüt, also hypochondrisch, wie man damals sagte. Von seiner verstorbenen Frau hatte er zwei Kinder; der Sohn studierte in Straßburg die Medizin, war aber schon gemütsleidend; die Tochter, die er jetzt aus der Schweiz nach Hannover führte, ein großes Mädchen von achtzehn Jahren, fiel ihren Gastfreunden am meisten durch ihre Ängstlichkeit und Verschlossenheit auf. „Seine Tochter ist so in sich“ drückte es Goethe gegen den gemeinsamen Freund Lavater aus; „nicht verriegelt, nur zurückgetreten

ist sie und hat die Tür leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber als ein pochender Vater öffnen.“ Er wußte wohl nicht, daß das Mädchen bereits an einer unglücklichen Liebe litt; der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt, hatte sich kürzlich das Leben genommen. Ihr Vater behandelte sie noch ganz wie ein unreifes Kind.

Als Zimmermann abgereist und all der Meßtrubel vorbei war, gönnte sich Goethe auch einmal etwas Ruhe. Er hatte schon seit einigen Tagen Husten und Katarrh; nach dem „gottlosen Geschwarme“ der letzten Tage sehnte er sich aber auch nach dem häuslichen Frieden, den man nirgends besser genießt als im — Krankenbette, wenn das Übel nicht gefährlich oder schmerzhaft ist. Bald saß der Vater, bald die Mutter neben seinem Lager, und es ward vertraulicher geschwätzt als seit langem. An Stoff fehlte es ja nicht: die letzten Gäste — die weimarische Einladung — das Verhältnis mit Jungfer Schönemann. Goethe bekam jetzt ein rechtes Wohngefühl in seinen vier Wänden. Aber: „Wie lange wird's währen?“ fragte er selber.

Unterdessen hatte jedoch auch Madame Schönemann alle Nachrichten über den Umgang des Dr. Goethe mit ihrer Tochter gesammelt und in ihren mütterlichen Gedanken erwogen. Zahlreiche Verwandte und Freunde, die die Messe herbeigeführt hatte, mochten wohl auch ihre Meinung angedeutet haben. Nämlich, daß der Herr Goethe ihnen wie eine Wetterfahne vorkomme, oder wie halb klug und halb unklug, so daß doch eigentlich viel bessere Bewerber um solch ein vorzügliches Mädchen in Aussicht ständen. Jetzt hörte man auch,

daß der Poet nach Weimar eingeladen sei. Einige sagten: er solle dort das Theater des Herzogs leiten. Zu einem Komödianten-Anführer mochte er sich vielleicht eignen. Es war aber gewiß angebracht, daß Frau Schönemann ihre Tochter aus diesem Gerede herausbrachte.

Es wird erzählt,[1]) daß sie eine große Gesellschaft und dazu auch den Herrn Goethe einlud. Vor allen Versammelten ergriff sie das Wort und erklärte: Goethe habe um ihre Tochter angehalten, aber wegen der Verschiedenheit der Religion schicke sich diese Heirat nicht. Nach einer solchen Rede war für Goethe die Familie Schönemann erledigt, und er für sie. Warum die Dame so grob der Sache ein Ende machte, fragten die Leute, die diese Geschichte weitertrugen, und sie antworteten: weil sie nur dadurch ihr Ziel erreichen konnte. Bei einem Gespräch unter vier Augen hätte Goethe sie mit seiner Beredsamkeit wieder herumgedreht, oder das Töchterlein hätte mit Seufzern und Tränen ihr Herz bestürmt, und man wäre aus dem Schwanken noch lange nicht herausgekommen.

In jener Zeit entschied in ehrenfesten Familien der Wille der Eltern über die Eheschließungen der Kinder. Aber es kamen doch manche Auflehnungen vor, und die Geschichten romantischer Entführungen waren ein beliebter Stoff der Gespräche, der Theaterstücke und Romane. Gerade in Frankfurt hatten verschiedene solche Fälle großes Aufsehen erregt. Wie hätte jetzt die siebzehnjährige Lilli, die den Dr. Goethe trotz seiner

[1]) v. Bretschneider an Nicolai, 8. Januar 1776.

Sonderbarkeiten von Herzen liebte, es unterlassen können, sich auch als Heldin eines solchen Abenteuers zu denken! Man malt sich die einzelnen Szenen aus: Spaziergang vor's Tor, Zusammentreffen mit dem Geliebten, bereitstehende Kutsche, rasche Fahrt, heimliche Trauung im Ritterschaftlichen, dann weiter in die Welt hinein, vielleicht nach Holland und in Rotterdam ins Schiff und nach Amerika.

Der Dichter Goethe war doch wohl der Mann zu einer solchen kühnen Tat? Vielleicht wäre er es gewesen, wenn er nur sein eigenes Schicksal aufs Spiel hätte setzen müssen. Vielleicht, wenn er diesem Mädchen für Das, was es verließ, einen Ersatz hätte bieten können, nämlich sich selbst ohne Einschränkung, seine zweifellose Liebe und Treue! Aber wie er sich kannte: unfest, ruhelos, ohne erwählten Beruf und Erwerb, nicht einmal seines eigenen Herzens gewiß, in seinen Stimmungen entsetzlich auf und ab — nein, er war nicht der Mann, der das Glück eines andern Wesens in seine Hand nehmen durfte! Er durfte diese Blume nicht mit den Wurzeln aus ihrem Heimatboden ziehen. Also lächelte er ungläubig, wenn sie von solchen Plänen sprach, und stellte ihr ernstlich vor, daß sie der Mutter Vertrauen und Gehorsam schuldig sei. Damals, als er Kestners Braut liebte, hatte er den Sieg über sich davongetragen; nachher hatte er die junge Brentano zu ihrem Ehemann zurückgeleitet; nun überwand er seine Wünsche zum dritten Male, damit ein liebes Menschenkind nicht Schaden leide.

Also Abschied auf immerdar? Nein, auch davor schreckte er zurück. Er ließ immer gern die höheren

Mächte walten. Man konnte ja auf eine freundlichere Zukunft hoffen. Unterdessen sollte Lilli nicht der Mutter und der ganzen Verwandtschaft trotzen, sondern eine gute Tochter sein wie bisher. Sie würden trotz der vorläufigen Entscheidung in einiger Verbindung bleiben können, durch die Offenbacher, auch wenn er verreise; und künftig könnten sie dann neue Entschlüsse zu ihrem Glück fassen.

So trennten sie sich nur für den Augenblick; aber wie oft ist solch' unbestimmter Abschied einer auf ewig! Goethe hatte die reine, heilige Liebe wiederum in sich gerettet; aber die Tränen flossen ihm unwillkürlich, wenn er der holden Entschwundenen gedachte. Wenn er etwa am Fenster stand, das die Ranken des Weinstocks umlaubten: warum dachte da sein Unbewußtes an Lilli, wo er doch nur schauen wollte, ob die Trauben bald reif seien?

Fetter grüne, du Laub
Das Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quillet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend-voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick. Euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle.
Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch.
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig-belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen!

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der heiligen Liebe!
Ach, den halb-trocknen Augen schon
Wie öde, tot ist die Welt!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe![1])

---

[1]) Für das Zuletzt-Erzählte fehlen die sicheren Unterlagen. Aber unsere Darstellung harmoniert mit Allem, was wir sonst wissen. — Lilli wurde als Gattin des Straßburger Bankiers und Politikers Bernhard Friedrich v. Türckheim in den Stürmen der französischen Revolution zeitweilig nach Erlangen und in die Schweiz verschlagen. In Zürich lernte sie Goethes Freundin Barbara Schultheß kennen; die beiden Frauen redeten über Goethe und dessen häusliches Verhältnis mit Christiane Vulpius. Die Schultheß berichtete am 27sten Dezember 1795 nach Weimar: Frau v. Türckheim habe viel Schweres erlebt, „und doch, wenn eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und hindurchgeführt wird, so ist's Diese . . . Es war mir so wohl neben ihr, wie wenn ich in Deiner ‚Iphigenie' lese, so wohl und so wehmütig, als wenn ich mir eine Stelle in ‚Werthern' aufschlage, so wohl, von Dir mit ihr zu sprechen. . . Sie sagte: »Ich laß' ihn grüßen und freue mich, beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch Nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen.«" Schon in Erlangen hatte sich Frau v. Türckheim bei der jungen Gräfin Egloffstein, die in Weimar nahe Verwandte und auch schon selber dort gelebt hatte, nach Goethe und seinem Wesen mit Christiane erkundigt und auch von ihrer Jugendliebe gesprochen. In den folgenden Jahren kam Gräfin Egloffstein oft mit Goethe zusammen; sie wurde sogar seine Partnerin im ‚Liebeshofe'. Sie berichtete ihm zwar von ihrer Begegnung mit Frau v. Türckheim, aber nur obenhin, wie es scheint. Sie

Am 4ten Oktober antwortete Goethe auf Briefe der Stolberge, die ihm ihre Schweizer Reise geschildert und auch erwähnt hatten, daß sie ihre Rückfahrt über Weimar, Berlin und Hamburg einrichten wollten. „Schreibt hierher, wenn ihr nach Weimar kommt" bat er sie. „Wenn ich nach Weimar kann, so tu ich's wohl. Gewiß aber Euch zu Liebe nicht! Und keinem Menschen zu Liebe! Denn ich hab' einen Piek auf die ganze Welt." Daß es mit seiner Liebe zu Lilli aus sei, deutete er auch sonst an. „Mir ist's, wie mir sein kann" und „Gustchen ist ein Engel; hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!"

Drei Tage darauf teilte er dem Freunde Merck mit,

hatte in religiös-sittlicher Beziehung große Einwendungen gegen Goethe, war auch durch Schwerhörigkeit verhindert, viel mit ihm zu plaudern. In Goethes allerletzten Jahren, im Dezember 1830, wollte sie ihm noch eine rechte Freude machen, denn nun war er schon manches Jahr zweien ihrer Töchter ein wertvollster Freund gewesen. Sie erinnerte sich nicht mehr, daß sie ihm früher schon von dieser Bekanntschaft erzählt hatte, und schrieb einen ausführlichen Bericht auf. Darin heißt es: Frau v. Türckheim sei mit ihrem Schicksal zufrieden gewesen, „weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte." Sie habe ihr mit seltner Aufrichtigkeit gestanden, „ihre Leidenschaft für Denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmut die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung beraubt auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegenteil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchen sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich

daß er nach Weimar gehe. „Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, das uns Gott gesegne." Er berichtete auch über seine neuesten Arbeiten: ziemlich viel am ‚Faust' und eine Übersetzung des Hohen Liedes Salomonis, „welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat." Das war freilich die rechtgläubige Auffassung nicht; sie will dies Buch auf die Verlobung des Messias mit der Kirche bezogen wissen; Goethe hatte seine natürlichere Anschauung von dem Freidenker Herder erhalten. Sein Hebräisch reichte nicht so weit, daß er aus dem Urtext übersetzen konnte; er bildete sich seine Vorlage sozusagen aus Luthers Verdeutschung, der lateinischen

daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen." Auch den Schöpfer ihrer moralischen Existenz habe Frau Türckheim ihren ersten Geliebten genannt; „moralisch" bedeutete damals oft so viel wie geistig. Diesen Briefen entsprechen in Goethes Selbstbiographie die folgenden Zeilen: „Wohlwollende hatten mir vertraut, Lilli habe geäußert, indem alle Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen." — Die Darstellung, die der achtzigjährige Goethe von den Ursachen der Trennung gibt, ist unzulänglich. Was dann noch später eine Tochter Lillis ihrem Schwiegersohne, Graf Ferdinand Eckbrecht v. Dürckheim, erzählte und Dieser 1879 in seinem Buche ‚Lillis Bild' wiedergab, hilft auch nicht klarer sehen. — Übrigens kann die Erzählung, daß Lilli bereit gewesen wäre, mit ihrem Geliebten nach Amerika zu gehen, auch aus der Tatsache entstanden sein, daß im nächsten Jahre ihr erster Verlobter, Bernard aus Straßburg, wirklich nach Amerika entwich, weil er bald nach der Verlobung bemerkte, daß er bankerott war.

Vulgata, der griechischen Septuaginta und der wissenschaftlichen Übersetzung und Erläuterung von Dietelmaier im sogenannten Englischen Bibelwerke. Übrigens hatte er sich mit dem Dichter Salomo schon einmal beschäftigt. In der Bibel liest man, daß Salomo 3000 Sprüche und 1005 Lieder verfaßte, „und er redete von Bäumen, von der Zeder am Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst." Also Pflanzenfabeln! Goethe, der sich gern an Allem versuchte, schrieb daraufhin fünfzehn solcher kleinen Geschichten oder Gespräche.

Wieder nach ein paar Tagen, den 11ten Oktober, ließ er auch die Freundin La Roche wissen, daß er nach Weimar gehe. Sie mußte dabei zuerst an ihren Wieland denken; darum fügte er hinzu: „Ich will sehn, ob's möglich ist, mit Wieland auszukommen und seinen alten Tagen was Freundliches von meiner Seite zu bereiten." Über ihre Tochter und sein eigenes Verhältnis zum Brentanoschen Hause hatte er schon seit Wochen Gutes berichten können; jetzt zog er unter dies Romänchen den Abschluß-Strich:

> Die Max ist hold, wird in meiner Abwesenheit noch freier mit meiner Mutter sein, obgleich Brentano allen Anschein von Eifersucht verbirgt oder auch vielleicht mich jetzo für harmlos hält.

Am 3ten Oktober war die Hochzeit in Karlsruhe gewesen; am 12ten fuhr das junge, genauer: sehr junge Paar in Frankfurt ein. Es war so eingerichtet, daß Goethe in einem Wagen, den ein weimarischer Kavalier nachbringen sollte, mit diesem Herrn v. Kalb nach Weimar fahre; der Wagen wurde in Straßburg aber

noch fertig gestellt und Kalb erwartete ihn in Karlsruhe. Der Tag, wo Kalb bestimmt in Frankfurt eintreffe, wurde angegeben; Goethe packte eilig seine Sachen, wobei die ungedruckten und angefangenen poetischen Schöpfungen nicht zu vergessen waren, denn Dergleichen wollten die Leute von ihm überall gern vorgelesen haben.

Der Tag kam und verging, aber kein weimarischer Hofmann meldete sich. So auch am folgenden und nächstfolgenden. Jede Aufklärung blieb aus. Da Goethe schon überall Abschied genommen hatte, hielt er sich im Hause wie ein Verhafteter, und ging kaum abends, im Mantel gehüllt, etwas durch die Straßen, um Luft zu schöpfen. Sein Vater sah ihn bedenklich an. Der alte Mann litt ja immer an übergroßer Sorglichkeit. Ob die Weimarischen seinem kecken Sohne vielleicht einen Schabernack spielen, ihn noch wegen seines Angriffs auf ihren Wieland bestrafen wollten? Wolfgang wies jeden Gedanken, daß der junge Herzog es anders als aufrichtig gemeint habe, weit von sich; dem Grafen Görtz, der auch diese letzte Reise geleitet hatte, war allerdings weniger zu trauen. Was sollte man denken? Die Sache war so ärgerlich wie rätselhaft. Goethe schrieb an Knebel, seinen sichersten Freund in Weimar:

> Euer junges herzogliches Paar verlangte, ich sollte sie nach Weimar begleiten. Ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied und — blieb sitzen. Durch welch Geschick, weiß ich nicht. Kalb kam nicht, an den man mich verwies. Aber ich wäre doch nachgefahren, wenn es nicht zu fatal wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen.
>
> Indessen sind Briefe an mich bei Kalb und Wieland, und drunter, die mein Herz nah angehn. Drum macht sie

zusammen, bitt' ich, und schickt sie mit der reitenden [Post] an meine gewöhnliche Adresse nach Frankfurt. Sollten Packete da sein, schickt sie mit der fahrenden. Nur bald! Liebt mich und grüßt Alles, was sich mein erinnert, nach Stands- und Herzensgebühr und Würden.

Um nicht noch länger im Hause eingesperrt zu bleiben, machte er am 18ten Oktober einen Besuch bei auswärtigen Freunden: wir wissen nicht, ob in Offenbach oder wo sonst. Dort fiel es ihm ein, an Bürger zu schreiben, von dem er lange nichts gehört: wie es ihm gehe? Er solle ihm nur nach Frankfurt die Antwort schicken; „ich krieg' die Briefe richtig."

Wo ich in der Welt sitze, kann Dir gleich sein. Du fühlst, daß es ein Moment des unbeschränkten Bedürfnisses ist, der mir die Feder an Dich in die Hand gibt, lieber Bürger. Hier von der Rechten wärmt mich ein hold Kaminfeuer; auf einem niedern Sessel am Kindertischchen schreib' ich Dir. Ich habe Dir so viel zu sagen, werde Dir nichts sagen und Du wirst mir Alles verstehen.

Und sogleich ging ihm durch den Kopf, welch' eine Menge Dinge er einem solchen verstehenden Freunde erzählen könnte. Wahrlich, die letztverflossenen drei Vierteljahre waren die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten, die er in seinem Leben gehabt.

Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold — wie soll ich sie nennen? — zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht. Zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Patengeschenke gemacht — und so gehe Alles seinen Gang!

Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott. Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter. . .

Als er sich wieder in Frankfurt einschlich, war die Lage noch dieselbe. Keinerlei Lebenszeichen von Weimar oder dem Herrn v. Kalb. Und nun reifte rasch der Entschluß: unverweilt jene Reise nach Italien anzutreten, die so lange beredet worden war. Er konnte die erste Strecke, die denselben Weg führte, auf dem der Herr v. Kalb zu ihm hatte kommen sollen, langsam machen. Fand sich auch da die Spur jenes Hofmanns nicht, so mochte der Wagen rascher rollen, zunächst zum allerbesten Freunde, nach Zürich.

Am 30sten Oktober erhob er sich noch früher als sonst. Vom alten Vater hatte er schon am Abend vorher Abschied genommen. Jetzt sagte ihm die Mutter, daß der Vater noch an das Wort Jesu gedacht habe: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath." Nun, es war ja seitdem Montag geworden, und das Wetter: ein mäßiger Regen. Der Tag graute; man hörte die Torschließer, die vom Bürgermeister die großen Schlüssel der Stadttore abholten. Also war es hohe Zeit, daß er forteilte, damit die Nachbarn nicht bemerkten, daß er noch all diese Tage dagewesen.

„Adieu, Mutter!"

Sein Weg führte am Großen Kornmarkt vorbei: an Lillis Hause. Ein Spenglersjunge öffnete den Laden seines Meisters und tauschte mit einer Nachbarsmagd den ersten Gruß. Fast beneidete Goethe den Jungen. „Ach! wer doch . . .!" Doch nein! Er hatte auch seine Zeit gehabt! Wer ein Gedächtnis hat, sollte Niemand beneiden. Aber freilich schickte auch er seinen heimlichen

Gruß zu den Fenstern, hinter denen er das schöne Mädchen noch im Schlummer denken mußte.

„Lilli, adieu! Lilli, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden! Wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in diesem Augenblick weder bange für dich, noch für mich — so verworren es aussieht. Adieu!“

Ach, wieviele liebe Menschen verließ er jetzt doch auf eine lange Zeit! Männer, Frauen, Mädchen, altvertraute und —

Ein weibliches Wesen war da, von dem ganz zuletzt noch ein Zauber auf ihn übergegangen war.

„Und du!“ sprach er für sich. „Wie soll ich dich nennen? Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage? »Holde Blume« sollst du heißen. Wie nehm' ich Abschied von dir?“

O gut, daß er keinen Abschied nehmen mußte und durfte! Noch konnte er sich ohne heftigen Schmerz von ihr reißen.

„Getrost! Denn noch ist es Zeit. Noch die höchste Zeit. Einige Tage später — — — Und schon! O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden?“

Dann saßen sie im Wagen, er und sein Philipp, der Schreiber, Diener und Freund. Und nun flogen die Bilder der Außenwelt vorbei. Der Fußwanderer fühlt seinen eigenen Willen als Führer; der Fahrende wird von einer stärkeren Macht nach einem Ziele getragen. Goethe erkannte wieder einmal das Schicksal, „das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult.“

Er dachte an den weimarischen Herzog und an Freund Lavater: „Ich packte für Norden und ziehe nach Süden. Ich sage zu und komme nicht. Ich sagte ab und komme.“

Darmstadt! Sehr sonderbar kam es Goethen vor, daß er hier nicht ausstieg und zu Mercks Hause lief. „Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht teilnehmen, die durch Teilnehmung noch verworrener werden.“

Eberstadt! Hier war der Mittags-Aufenthalt, und Goethe begann sein Tagebuch der großen italienischen Reise.

Dann weiter die berühmte Bergstraße entlang. Das Wetter war gut genug; die Bäume trugen noch ziemlich volles Laub. Die Burgruinen grüßten von den Höhen.

Weinheim war das Ziel des ersten Tages. Zwischen Butten und Zuber mußte Goethe hindurch ins Gastzimmer. Der Wirt entschuldigte sich: „Wir haben dies Jahr, Gott sei Dank, so reichlich eingebracht. . . .“ — Goethe belustigte sich, weil der Segen Gottes einmal so groß war, die Menschen zu inkommodieren.

Am nächsten Tage: Heidelberg. Hier wollte er Station machen, denn er hoffte immer noch auf Nachricht von dem Herrn v. Kalb, und hier war er für die Frankfurter noch gerade erreichbar. Es war ausgemacht, daß man etwaige Depeschen für ihn an die Handelsjungfer Delph, am Markt neben der Hofapotheke, schicke. Diese Helene Delph, gegen fünfzig Jahre alt, nach Aussehen und Manieren eine Männin, aber dabei angenehm und wegen ihrer Tüchtigkeit überall

geschätzt, war als Nachfolgerin ihres früh verstorbenen Bruders zur Leitung eines Handelsgeschäfts gekommen, das nun ihr und einer Schwester gehörte. Sie stand mit den Schönemanns im fleißigen Verkehr, denn auch sie war reformiert und mit vielen Glaubensgenossen in den Landen am Rhein und Main verwandt oder bekannt; für die Lilli Schönemann hatte sie viel Freundschaft und machte sich also mit Andern über deren künftigen Ehemann Gedanken. So war sie denn in der Frankfurter Messe auch mit dem Dr. Goethe recht gemütlich bekannt geworden, und als er jetzt plötzlich in Heidelberg erschien, nahm sie ihn als gute Freundin auf. Er kam zur rechten Zeit. Hier in der Pfalz machten sich die Leute überhaupt gern jeden Tag zum Fest, aber jetzt war noch dazu die Zeit der Weinlese in einem sehr guten Herbste. Goethe fand sich also gleich unter den Freunden der Schwestern Delph und trug sein Teil zur fröhlichen Unterhaltung bei. Ein hoher fürstlicher Diener, der kurpfälzische Landschreiber des Oberamts Heidelberg, Hofrat Wrede, war mit seiner Familie von der Gesellschaft; unter seinen Töchtern verstand sich die Eine sogleich vortrefflich mit dem Dr. Goethe; man konnte sich wohl vorstellen, daß Dieser, wenn er aus Italien zurückkehre, sich ernstlich um sie bewerbe; eine gute Stelle ließ sich für den hochbegabten jungen Mann vom Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim wohl erbitten.[1]) Die Delph mochte sehr

[1]) Ein Sohn Wredes, damals ein neunjähriger Knabe, der zuerst Jurist und Forstmann wurde, erlangte als Heerführer unter und gegen Napoleon schließlich Fürstenrang.

für den Plan sein, denn dadurch wurde Goethe entschädigt und Lise Schönemann erst recht frei.

Während man noch mit solchen Spielereien beschäftigt war, kam ein Postillon von Frankfurt her geritten, eilige Botschaft zu bringen. Der Herr v. Kalb beschwor den Dr. Goethe, eilends zurückzukehren, um sogleich die Fahrt nach Weimar mit ihm fortzusetzen.

Was tun? Weimar oder Italien?

Zum zweiten Male in diesem Jahre wandte der junge Dichter dem gelobten Lande den Rücken! Wohl verlangte er nach dem schönen, vielgerühmten Süden; aber es war, wie wenn er sich diese Sehnsucht und Hoffnung noch als einen stillen inwendigen Besitz aufheben müsse.

Als er wieder in Frankfurt anlangte, fand er den Herrn v. Kalb in seinem Vaterhause schon recht heimisch. Es war ein kluger, gewandter Mann in Goethes Alter. Er sagte bereits zur Frau Rat „Mamma“, und sie sagte: „lieber Sohn.“ Denn sie ernannte alle guten Freunde ihres Wolfgangs zu ihren Söhnen, und Kalb zeigte sich als sehr großer Freund und Bewunderer des genialen Dichters, der in der Gunst des neuen Herzogs schon so hoch stand. Nicht lange dauerte es, so gaben sich Kalb und Goethe den Bruderkuß.

Und in den nächsten Tagen fuhren sie, mit vertrautem Geplauder sich die Zeit verkürzend, zur kleinen thüringischen Residenz.

Erfurter Tor　　Geleitshaus　　Wohnung v. Schardt

Siebentes Kapitel

Besuch am weimarischen Hofe

Spätjahr 1775

Am 7ten November früh um Fünf rollte der neue Wagen, der den neuen Mann nach Weimar brachte, durch das äußere und das innere Erfurter Tor; am Geleitshause vorbei, durch ein ganz enges Gäßchen, nun an der Stadtkirche entlang: dann hielt man vor dem hohen Hause, in dem der Herr v. Kalb bei seinem Vater wohnte: dort sollte auch sein Freund Goethe absteigen und so lange bleiben, wie es ihm angenehm sein werde. Der alte Herr v. Kalb, Geheimer

Goethe.

Nach dem Ölbild von G. M. Kraus.
Besitzer: Dr. W. Vulpius in Weimar.

Joh. August Alexander v. Kalb.

Nach einem Pastell im Besitze von Freiherrn von [illegible]

Rat und Exzellenz, seit vielen Jahren Präsident der Finanz-Kammer, in der sein hoffnungsvoller Sohn als Rat diente, war ein sehr kluger Mann, der es immer bemerkte, wie der Wind wehte; überdies spielte er gern den Philosophen und verständnisvollen Freund der schönen Wissenschaften: gerade weil er es in seinem Amte nur mit dem irdischen Gute zu tun hatte. Er hieß also den berühmten jungen Poeten recht herzlich willkommen. Leider war er Witwer und sein Sohn noch ledig; von zwei Töchtern des Hauses war die jüngere fast noch ein Kind; die zwanzigjährige Sophie kam um so mehr in Betracht: ein hübsches, zierliches Mädchen mit schwarzbraunen Augen, nicht abgeneigt, dem neuen Hausgenossen zu gefallen.

Der alte Herr v. Kalb stand sich freundschaftlich mit Wieland, der beinahe sein Nachbar war; so konnte er als Erster die beiden Dichter einander zuführen, indem er Wieland schon am ersten Tage von Goethes Ankunft zu Tisch bat. Und siehe: es ward Liebe auf den ersten Blick zwischen diesen Jüngern Apolls! Wie hatte nur je ein Streit, ein Mißtrauen sie von einander entfernen können?

Des Abends lernte Goethe auf einer Redoute einen großen Teil der vornehmen Gesellschaft dieses Städtchens kennen, und erst recht wurde er selber in Augenschein genommen und vorläufig begutachtet. So also sah der Verfasser des ‚Werther' aus? Eigentlich benahm er sich steif und unbeholfen! Sehr karg mit Worten! Fast unhöflich! Man hatte ihn sich genialer vorgestellt, blühender, glühender, beredter, schwungvoller. Aber es hieß allgemein, daß der Herzog große Stücke auf diesen Poeten halte; also

Goethes erste Wohnung. Von Otto Rasch

Stadtkirche und Gymnasium. Von Ludwig Bartning

war es geraten, ihm die liebenswürdige Seite zuzuwenden.

Die nächsten Tage war er immer unter Menschen, eingeladen zu Mahlzeiten und Vergnügungen, am Hofe, bei den Vornehmen, bei den Gelehrten und Schriftstellern, deren der kleine Ort gar nicht wenige zählte. Sein Herz zog ihn am meisten zu dem jungen Fürsten, der ihn hierher gerufen; aber recht gern ging er, was er gar nicht erwartet hatte, auch zu Wieland. Eben weil sie einen Berg zwischen sich gehabt hatten, freuten sich Beide ihrer nunmehrigen Vereinigung. Dazu kam, daß Wieland als ein Enthusiast in Liebe und Lob gern und sehr hübsch übertrieb; ihm war es wirklich eine Erlösung, sich diesen starken Geist Goethe nun auch als einen guten Geist denken zu dürfen. Am Dienstag war Goethe angelangt; am Freitag schrieb Wieland nach Düsseldorf und Zürich, daß er jetzt in Jacobis und Lavaters Bruder Goethe, den „herrlichen Jüngling", nicht minder verliebt sei, wie sie selber.

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als *einer* Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist Dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.

So an Jacobi. Und an Lavater:

Vernichten Sie doch meinen letzten Brief, worin, glaube ich, albernes Zeug über Goethen steht. Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bei Menschen von Goethens Klasse ist's wenigstens schlechterdings nötig . . .

Ich habe Goethe noch wenig *allein* haben können; ich

muß ihn noch mit Zu-Vielen teilen. Aber es wird noch besser werden.

Eine Woche später erwähnte er den neuen Freund auch gegen einen ehemaligen Erfurter Kollegen, den Professor Meusel:

Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswerteste Mensch, den ich kenne.

Die äußeren Verhältnisse in Weimar waren leicht zu überschauen, und in das Innere weihten ihn die neuen Freunde täglich besser ein.

Das abgebrannte Schloß

Der Ort selbst war ein armes, altes Landstädtchen, aus krummen, engen, schlechtgepflasterten Gassen und wenigen Plätzen bestehend, noch in Mauern und Toren eingeschlossen, obwohl an keine Verteidigung zu denken gewesen wäre. Ein mächtiges altes Schloß, die bisherige

Weimar

Residenz der herzoglichen Familie, lag seit anderthalb Jahren zum großen Teile in Schutt und Asche. Die Gegend war nicht besonders fruchtbar, der Fluß, der am Schlosse rauschte, nicht schiffbar; die Handels- oder Heeresstraße, die diese Gegend durchschnitt, ging zwei Meilen nördlich vorbei. Kurz gesagt: ein „Nest". Die meisten Häuser, aus Holz und Lehm gebaut, mit Stroh oder Schindeln bedeckt, mochten als Unterkunft für Hofdiener und Kleinbürger hinreichen; die paar erträglichen Wohnungen für vornehmere Leute wurden sehr selten frei. Und doch lebten in diesem an sich so unbedeutenden Städtchen Viele vom Adel, auch manche hohe Angestellte bürgerlichen Standes und außerdem nicht wenige Gelehrte und Künstler. Weimar war eben von Alters her eine fürstliche Residenz; es hatte namentlich während der jüngst verflossenen vormundschaftlichen Regierung der Herzogin-Witwe Amalie als Pflegestätte der Künste, der schönen Wissenschaften und einer edleren Geselligkeit eine nicht geringe Anziehung ausgeübt. Jetzt erwartete man noch bessere Zeiten von ihrem jungen Sohne, der freier schalten konnte und dem auch ein regsamer Geist sowie ein starker, auf das Gute gerichteter Wille allgemein zugesprochen wurde.

Die Herzogin-Mutter, die nun der Regierungsbürde enthoben war, zählte erst sechsunddreißig Jahre; sie hatte bisher fast nur Pflichten, Sorgen und Lasten gekannt; jetzt erst konnte sie das Leben genießen. Ihren Hof bildeten ein Graf Putbus, der noch neu in Weimar war, ein junger Herr v. Einsiedel und die Fräulein v. Nostitz, v. Stein und v. Göchhausen. Sie wohnte seit kurzem in einem Palais, das ihr nach dem Schloß-

Einfahrt zum Wittumpalais. Von Ludwig Bartning

Herzogin Amalia.

Gemalt von G. M. Kraus.

Gestochen von C. Müller.

Friedrich Hildebrand v. Einsiedel.

brande ihr erster Geheimer Rat, der Freiherr v. Fritsch, abgetreten hatte. Das war ein Gebäude an der westlichen Stadtmauer, aus einem alten, ehemals klösterlichen, und zwei neugebauten Flügeln bestehend.

Der junge Herzog hatte sich nach der Zerstörung seiner alten Stammburg ein eben von der „Landschaft" für ihre Zwecke errichtetes Gebäude angeeignet; es lag an der östlichen Grenze des Städtchens nahe der abgebrannten Burg, nahe der Bibliothek, der Ilm und den herrschaftlichen Gärten. Dies Gebäude war einem großen, hohen Kasten vergleichbar; es bot in drei Geschossen und einer Mansarde viele Räume; unten hausten nun die Hofbeamten und die Gäste; eine Treppe hoch war die junge Herzogin eingerichtet, zwei Treppen der Herzog, und in der Mansarde genossen die Hofdamen die schönste Aussicht. Ihre beiden Fräulein hatte sich Herzogin Luise aus ihrer Heimat mitgebracht: eine Elsässerin, Adelaide v. Waldner, und eine Schwäbin, Marianne v. Wöllwarth; als Oberhofmeisterin war eine Gräfin Gianini aus Braunschweig gekommen. Zum Oberhofmeister wählte sie den Grafen Görtz, den vormaligen Erzieher und Führer ihres Gemahls.

Der junge Herzog war mit der Bildung seines eigenen Hofstaats noch nicht ganz fertig. Zunächst waltete noch ein alter, behaglicher Herr v. Witzleben als Obermarschall; auch durfte der ehemalige Hofmarschall v. Schardt sich noch öfters wichtig machen; jedoch leitete ein jüngerer Mann aus Schwedisch-Pommern, v. Klinkowström, der Reisemarschall betitelt wurde, jetzt eigentlich den Hof. Der Oberstallmeister Freiherr v. Stein war beliebt; unter ihm stand der zweite Stallmeister v. Wer-

Bibliothek und Fürstenhaus. Von Otto Rasch

thern-Frohndorf. Kammerherren gab es seit kurzem auch — früher hatte man sich mit dem Titel Kammerjunker benügt — aber diesen Titel trugen zunächst nur junge Männer von Stand, die in andern Ämtern hauptsächlich beschäftigt wurden, wie Goethes Reisegenosse, der Kammerrat v. Kalb oder der noch jüngere Moritz v. Wedel, ein Forstmann, den der Herzog sehr gern hatte. Die eigentlichen Kammerherren, die nur Hofdienst versehen sollten, wurden erst noch von auswärts erwartet.

Ein dritter, freilich sehr unbedeutender Hof bestand noch neben dem „verwitweten" und dem „jungen", da des Herzogs noch jüngerer Bruder, Prinz Konstantin, das vierte und letzte Glied der fürstlichen Familie, für sich wohnte. Sein Kavalier war der Hauptmann Karl v. Knebel; er sollte den Prinzen auf eine militärische Laufbahn in fremden Diensten vorbereiten.

Auch von den bürgerlichen Personen, die an diesen Höfen dienten, waren Einige recht bemerkenswert. Zwar Wieland war schon eine Emeritus, denn seine Schüler Karl August und Konstantin verschmähten jetzt seinen wie allen andern gelehrten Unterricht; aber bei ihrer Mutter wurde er gerade jetzt, wo das Pflicht-Verhältnis aufgehoben war, ein lieber Hausfreund. Seinen jungen Gehilfen am ‚Merkur', Bertuch, hatte sich jetzt der Herzog angeeignet, indem er ihn zu seinem Geheimschreiber und Schatullverwalter machte. Bei der Herzogin-Mutter verwaltete Ludekus diese Ämter. Sie hatte auch einen gelehrten Bibliothekar, Jagemann, einen großen Kenner Italiens, wo er lange gelebt hatte. Der Anführer der Hofmusiker war Kapellmeister Wolf; zu dem

Chor seiner Gehülfen gehörten auch ein paar Sängerinnen und ein einziger Sänger. Die älteren Hofmaler Heinsius und Schumann hatten soeben in Goethes Landsmann Kraus einen Kollegen bekommen; er war ein überaus vielseitiger und brauchbarer Künstler; als Junggeselle stand er für Aufträge und freundschaftliche Scherze immer bereit.

Staats- und Hofdienst waren hier kaum auseinander zu halten, aber eine Anzahl höherer Staatsdiener sah man doch nur selten bei Hof. Ihr oberster, der Geheime Rat v. Fritsch, lebte recht für sich, und ebenso hielt sich der sehr tüchtige Geheime Rat Karl Schmid abseits. Dagegen war sonderbarer Weise der neue Präsident der geistlichen Behörde, Herr v. Lyncker, bei Spiel und Tanz einer der Eifrigsten. Unter den Geistlichen der Stadt fielen eigentlich nur der Prediger Schröter als großer Kenner der Schnecken, Muscheln und Schaltiere und der Oberkonsistorialrat Seidler wegen seiner vielen Kinder auf; der Posten des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten stand schon seit einiger Zeit verwaist. Direktor des Gymnasiums, der einzigen höheren Schule des Landes, war Heinze, als Philologe tüchtig, im Übrigen reizlos; dagegen hatte sich einer unter den Schulkollegen, der Professor Musäus, durch launige Bücher und Theaterstückchen bekannt gemacht. Von den Ärzten genoß Hufeland großes Ansehen, und der Hofapotheker Dr. Buchholz galt für einen großen Naturkenner und erfinderischen Kopf; er war auch wohlhabend, was unter armen Nachbarn immer Ehren einbringt. Unter den jüngeren Beamten zeichneten sich zwei Brüder Karl und Franz Kirms aus;

Einfahrt des Kirmsschen Hauses. Von Ludwig Barning

Marktplatz, Stadthaus und Kranachhaus. Nach L. Bartning von W Kubbernuß

Marktplatz, Rathaus und Marktbrunnen. Nach L. Bartning von W. Kubbernuß

sie bewohnten als Nachbarn Wielands und v. Kalbs eins der stattlichsten und festesten Häuser.

Auch die gemeinen Leute zeigten sich hier geweckter als anderwärts. Ihr Gesichtskreis war weiter, weil der Hof von jeher manchen Fremden in die Stadt zog und manchen Einheimischen zu Reisen veranlaßte; auch führte Das zu allerlei Blutmischung. Wenn zum Beispiel die Herrschaft die Künste pflegte, so kam Das in einem so kleinen Städtchen Allen zu Gute. Musikalische Talente hatte es von jeher viele gegeben; noch lebten hier Manche, die in der Kirche dem Organisten Johann Sebastian Bach gelauscht hatten. Besonders merkwürdig war die Tatsache, daß hier in diesem Lande vor dem Schloßbrande einige Jahre ein sehr gutes Theater bestanden hatte, in dem der Zutritt jedem reinlich gekleideten Bürger ohne Eintrittsgeld vergönnt gewesen war. Kein Wunder, daß hier mancher Knabe auf den Gedanken kam, auch ein Künstler oder Gelehrter zu werden.

Alle diese begabten oder sonst merkwürdigen oder auch nur angenehmen Menschen lebten in den wenigen Straßen nahe bei einander. Goethe wurde mit Einigen rasch vertraut; die neue Umgebung regte ihn an und auf, und da kamen denn auch seine Gaben zur geselligen Unterhaltung hier besser als daheim zum Vorschein. Er selber war noch dazu der neue Mann hier, der die Andern aufweckte; überdies dauerten jetzt immer noch die Feste an, mit denen der junge Herzog seinen Regierungsantritt feierte und seine junge Gemahlin in ihre neue Heimat einführte. Es ward gar viel getafelt, getrunken, getanzt, gejagt, gesungen, gepfiffen und gefiedelt. „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben“

Friedrich Justin Bertuch.

Nach einem [illegible] im Wittums-Palais zu Weimar

Wieland im Kreise seiner Familie.

Von G. M. Kraus.

In der Landesbibliothek zu Weimar

schrieb Goethe nach vierzehn Tagen heim. Wie eine Schlittenfahrt: „rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab.“ Welchen Sinn aber sein Aufenthalt hier hatte, war auch ihm noch verborgen. „Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde!“ Jedoch zweifelte er nicht, daß schon der Orts- und Luftwechsel ihm zum Vorteil gereiche. Diese Schule, meinte er, gebe seinem Leben neuen Schwung.

Immerhin schien ihm selber sein Hiersein ebenso rätselhaft, wie den Herren und Damen Weimars, die dem Frankfurter Poeten zuschauten, der sich Wochen lang zwischen ihnen bewegte. „Ich kann nichts von meiner Wirtschaft sagen“ schrieb Goethe an die Fahlmer; „sie ist zu verwickelt. Aber Alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehn macht's hier, wie natürlich.“

Nur an einer Stelle war er schon zu Hause: „Wieland ist gar lieb; wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav.“ Ja, bei Wielands war es wieder eine so gemütliche Haus- und Kinderwirtschaft wie in Zürich bei Lavaters.

Am 26sten November des Abends trafen die Stolberge in Weimar ein, und nun bewegten sich die beiden jungen Edelleute eine Woche lang im Vordergrunde. Jetzt erst stieg die Lust und der Übermut auf's höchste. Denn als die Hofleute sahen, daß auch zwei Reichsgrafen aus altem Geschlecht, die sich überdies rühmen konnten, des frommen Sängers Klopstocks Schüler und

Lieblinge zu sein, ganz wie der Doktor Goethe als geniale Kerle auftraten, da kam der neue Geist erst völlig über die Weimarischen, sodaß sie nun auch in Zungen zu reden begannen. „Wir sind die Könige der Welt" beginnt ein Studentenlied; „wir sind's durch unsre Freude": wer möchte nicht gern auf so angenehme Weise zu so hohem Range sich erheben! Der junge Herzog stand im Studenten-Alter, und die meisten seiner Gefährten waren kaum darüber hinaus; sie mochten nicht sauertöpfisch bei Seite stehen, wenn der Fürst zum Pokulieren und zum Verhöhnen der Philister aufforderte. Kein Wunder, daß es den Stolbergen hier viel besser gefiel als an dem stillen, wohlgeordneten Hofe zu Gotha, wo sie zuletzt vorgesprochen hatten: dort wurde der ‚Werther' mißbilligt, und man war noch immer auf Voltaires ehemaligen Besuch und Briefe stolz. In Weimar ging es hundertmal lustiger her.

Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwitwete Herzogin, eine noch schöne Frau, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steiffein Würde suchen; sie ist scharmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Konstantin ist ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau v. Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen.

Und ebenso tönt es in einem andern stolbergischen Briefe dieser Tage:

Die ganze herzogliche Familie ist, wie keine fürstliche Familie ist. Man geht mit ihnen allen um, als wären's

Menschen wie Unsereiner . . . Einen Abend soupierten wir beim Prinzen, des Herzogs Bruder. Miteins ging die Tür auf, und siehe: die alte Herzogin kam herein mit der Oberstallmeisterin, einer trefflichen, guten, schönen Frau v. Stein. Beide trugen zwei alte Schwerter aus dem Zeughause, eine Elle höher wie ich, und schlugen uns zu Rittern. Wir blieben bei Tisch sitzen, und die Damen gingen um uns herum und schenkten uns Champagner ein. Nach Tisch ward Blinde Kuh gespielt; da küßten wir die Oberstallmeisterin, die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich Das sonst bei Hofe tun?

Die Vormittage verweilten die Grafen gewöhnlich bei Goethe oder bei demselben Wieland, den sie kürzlich noch, wie alle Göttinger Hainbrüder, als einen Verderber der teutschen Nation am liebsten erdolcht oder erwürgt hätten; sie lernten ihn nun als einen gar guten Menschen und Hausvater lieben. Mittags von Zwei bis Fünf speisten und unterhielten sie sich bei Hofe; die Abende verbrachten sie wieder bei der Herrschaft oder wo sonst musiziert und getanzt wurde. „Einen Abend las Goethe seinen halbfertigen ‚Faust' vor; „es ist ein herrliches Stück; die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen." Mehr als einmal erging sich Fritz Stolberg in seiner Schwärmerei für das alte, echte Deutschtum. Auch sein ‚Freiheitsgesang' kam zum Vorschein, und der neue Tyrann von Weimar und Eisenach las schmunzelnd den Hymnus an das kommende Jahrhundert:

Donner entrollen deinem Fußtritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldne Trümmer Tyrannen dahin!
Du gießest aus mit blutiger Hand der Freiheit Strom!
Er ergeußt sich über Deutschland. Segen blüht
An seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese Quelle.

„Wollen Sie das Gedicht nicht dem großen Friedrich zueignen?“ fragte Karl August; „Sie gehen ja über Berlin.“ Und Stolberg reimte sogleich in Knittelversen eine bittere Widmung an den alten preußischen Helden-König, der von der Freiheit genau so wenig hören mochte wie von der Deutschheit.

Als die Trennung nahte, fiel sie Allen schwer. Die Brüder hätten gern ihren Goethe mitgenommen, aber davon wollte Karl August nichts hören; vielmehr ward ausgemacht, daß der jüngere Graf sehr bald nach Weimar zurückkehren und dort als Kammerherr sich dem neuen Hofe anschließen sollte. Fritz Stolberg freute sich ehrlich auf dieses, sein erstes Amt.

Wieviel Gutes verspreche ich mir von einem Orte, wo der Guten so viel sind! Wo eine fürstliche Familie die wahre Hoheit empfindet und so gut ist und so edel und glücklich. Wo am Hofe so brave Männer sind und liebe, liebliche Weibchen!

Auch diese Gäste bezeugten, daß unter den Damen am Hofe die Frau v. Stein zu den anmutigsten und angenehmsten gehörte. Sie war allerdings aus der Jugend schon herausgetreten: dreiunddreißig Jahre zählte sie, und elf Ehejahre lagen hinter ihr. Aber ihre kleine, schlanke Gestalt war mädchenhaft geblieben; ihre Bewegungen leicht, federnd, zierlich, sie zeichnete sich aus in künstlichen Tänzen. Ihrem Gesicht nach hätte sie Südländerin sein können: bräunlicher Ton der Haut, der auf den Wangen zum Rotbraun wurde, tiefschwarzes Haar, große schwarze Augen. Ihre Stimme war wohl-

Charlotte v. Stein. Goethe-Nationalmuseum in Weimar

klingend, ihre Sprache gleichmäßig ruhig. Ihr ganzes Wesen sanft, zuweilen etwas bedrückt, zart nach überstandener Krankheit. Sie hatte im Leben nie ein großes Glück genossen und war kaum jemals ihre eigene Herrin gewesen, denn nach der Kindheit unter den Augen eines strengen und wunderlichen Vaters, des vorhin genannten Hofmarschalls v. Schardt, war sie Hoffräulein bei der recht oft launischen Herzogin-Regentin geworden, und dann hatte sie als verheiratete Frau sieben Kinder getragen, geboren, gepflegt und vier davon wieder verloren. Sie erwartete auch von der Zukunft nicht viel Gutes mehr. Als Tochter einer aufrichtig christlichen Mutter war sie in der Überzeugung aufgewachsen, daß die irdischen Dinge eitel, unbeständig und letzten Endes wertlos seien; sie war nicht mehr gläubig-fromm, aber doch eine Entsagende geblieben, mehr dem Zuschauen, als der Tätigkeit oder dem Genusse ergeben. Als Gattin des Oberstallmeisters und ehemalige Hofdame konnte sie sich den Unterhaltungen bei Hofe, zumal in dieser festlichen Zeit, nicht entziehen, aber man merkte wohl, daß sie eine Eigene, eine halb Abwesende war. Unter ihren Standesgenossen galt sie für eine Gelehrte, denn sie las viel, sprach über Bücher und führte gern Stellen an, die sie darin gefunden. Für ihren Umgang bevorzugte sie die Kenntnis- und Gedankenreichen, in den letzten Jahren zum Beispiel den Dichterfreund Karl v. Knebel und den jungen Dichter und Musiker Friedrich v. Einsiedel. Durch zwei Badereisen nach Pyrmont war sie, wie wir schon wissen, mit dem berühmten Hofrat Zimmermann befreundet worden, der sie dann wieder mit einigen seiner zahlreichen Bekannten verband. Durch

ihn wußten ja auch Goethe und Frau v. Stein schon von einander, ehe sie sich noch gesehen hatten; daher fühlten sie, als sie sich mit Augen begegneten, sogleich eine Zusammengehörigkeit, eben weil sie über diesen gemeinsamen Freund plaudern und mit ihm Briefe unter einem Umschlag wechseln konnten. Wichtiger aber war, daß sie auch sogleich über zwei Schutzbefohlene gemeinsam wachten, über den achtzehnjährigen Herzog und seine ebenso junge Gemahlin. Frau v. Stein hatte den nunmehrigen Landesherrn in ihrer ersten Hoffräulein-Zeit noch auf den Armen getragen; seine Gattin aber war von dem geschäftigen Zimmermann gleichfalls schon aus der Ferne an Frau v. Stein verwiesen worden. In Dieser werde sie die Freundin finden, die ihr not tue, hatte Zimmermann der hessischen Prinzessin versichert. Und nicht mit Unrecht, wie er ja auch damals gut gesehen hatte, als er eine große Anziehung zwischen Goethe und Frau v. Stein voraussagte.

Es scheint, daß Charlotte anfangs an dem steifen, wortkargen und nicht sehr höflichen Benehmen Goethes in größerer Gesellschaft Anstoß nahm; gerade sie hatte sich den Dichter des ‚Werther' und den von Zimmermann so Hochgerühmten anders vorgestellt. Aber bald bewies er, daß er doch auch in mündlichem Vortrag, in der Unterhaltung mit guten Freunden ein Zauberer sein konnte, und erst recht nahe kam er ihr, als sie in ihren eigenen Zimmern seinen Besuch empfing. Diesen Besuch wiederholte er sehr bald auch auf ihrem Landgute Großkochberg, das sieben Wegstunden südlich von Weimar lag. Schon in den ersten Tagen des Dezember, gleich nach der Abfahrt der Stolberge, begab sich

Goethe zum ersten Male dorthin, wahrscheinlich, weil der Herzog sich um dieselbe Zeit im nahen Rudolstadt aufhielt und seine Gesellschaft zur Rückreise begehrte.

Schloß Kochberg

Hier in ihrer Burg trat ihm die Stein als Landedelfrau entgegen; mehr als in der Stadt spürte er jetzt die Frische ihres Wesens, denn sie war zuweilen frisch wie die freie Luft der Kochberger waldreichen

Höhen, gar nicht zimperlich, gar nicht gefühlsschwellend, gar nicht umständlich. Als sie dann drinnen in warmer Stube saßen, am Kamin, wo die Flammen auf den Buchenscheiten hin und her gaukelten und die Gestalten erhellten, die dem Feuer zunächst saßen, da fühlten sie sich durch die dicken Mauern des festen Hauses nicht bloß vom Winterwetter, sondern von aller Welt abgeschieden. Die Gespräche wurden vertraulicher, offener, und unvermerkt schlossen die Beiden einen Bund. Sie erkannten in einander den gleichen Adel, nämlich die Reinheit der Zwecke und Mittel, die Uneigennützigkeit, das Fernsein vom Haufen. Und bei Beiden richtete sich der gleiche gute Wille jetzt vornehmlich auf den gleichen Gegenstand: das junge herzogliche Paar, das der Führung bedurfte. Also fühlten sie sich als Freunde; der junge Mann saß am Schreibtische der Dame und schrieb zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag auf diesen Tisch seinen Namen und das Datum: Goethe d. 6. Dez. 75.

Vielleicht hatte er sich daran gesetzt, um zu einem Briefe der Schloßherrin an Zimmermann ein paar Sätze hinzuzufügen. Jedenfalls sah der berühmte Arzt in Hannover bald schwarz auf weiß vor sich, daß seine Erwartung eingetroffen war. Am 29sten Dezember antwortete er der Frau v. Stein:

Es wundert mich keineswegs, daß Herr Goethe in Weimar allgemein gefallen hat. Wem ein so glänzender, so allgemein bestätigter Ruhm vorausgeht, wer überdies beim ersten Blick den Blitz in den Augen trägt, Der hat wohl alle Herzen durch seine unendlich liebenswürdige Gutmütigkeit rühren müssen und zugleich durch die Ehrenhaftigkeit, die mit seinem erhabenen und durchdringenden Genie

gepaart ist. Ach, meine Freundin, wenn Sie ihn in seinem Vaterhause gesehen hätten, wenn Sie gesehen hätten, daß dieser große Mensch gegen seinen Vater und seine Mutter der ehrenhafteste und liebenswerteste Sohn ist, so müßten Sie sich wohl viel Mühe geben, „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen."

Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte Dem, was sie getan haben, nur ein Zug, so würde zugleich das Große fehlen, was wir an ihnen bewundern.

Zimmermann pflegte französisch zu schreiben, und auch in diesem Briefe waren nur die Worte deutsch: „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen." Diese Wendung hatte Goethe in Straßburg gebraucht, als er den Schattenriß der Frau v. Stein sah, und Charlotte mochte den ihr mitgeteilten Ausdruck wiederholt haben. Die Antwort beweist aber auch, daß sie den neuen Freund nicht unbedingt gelobt hatte. Zimmermann aber suchte diese neue Freundschaft noch anzufachen. „Insgemein hat man nur eine Seele, aber Goethe hat hundert." Diesen Ausspruch Lavaters gab er jetzt weiter. Von sich aus setzte er hinzu: „Wenn Sie es wagen, geben Sie ihm in meinem Namen einen Kuß!" Die Küsse besagten damals auch zwischen Männern und Frauen nicht viel mehr, als zu andern Zeiten ein herzlicher Händedruck: hüten mußte man sich vor Freundschaftsküssen nur, wenn das Herz schon allzu laut für den Andern sprach! Glaubte der sehr scharfsichtige Arzt bereits, in Charlottens Briefe solche lebhaften Gefühle zwischen den Zeilen zu lesen?

Wenn zu jener Zeit Menschen sich befreundeten, so pflegten sie einander ihre Lebensgeschichte zu erzählen; zu allen Zeiten aber regt ein solcher neuer Mann, wie Goethe in Weimar jetzt war, die Frage an, ob ihm noch eine weibliche Lebensgenossin beigegeben werden kann. Goethe sprach zu seinen neuen Nächsten auch über sein sonderbares Verhältnis mit Lilli.

Holde Lilli, warst so lang
All' mein' Lust und all mein Sang:
Bist, ach, nun all mein Schmerz — und doch
All mein Sang bist du noch!

Das schrieb er in einen Brief an den Herzog, und ebenso machte er gegen Wieland, Knebel und Frau v. Stein aus seiner halb verkohlten, halb noch brennenden Liebe kein Hehl. Hier in dieser Umgebung von Edelleuten lernte er auch ihre Art des Herumstreifens und Naturgenusses, die Jagd, kennen; nun tat auch er zuweilen so, als ob ihm daran gelegen sei, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu erlegen. Aber der rechte Jägersinn kam nicht über ihn.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Lausch' mit dem Feuerrohr —
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst itzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich's dir nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh und Rast,
Dem, wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als säh' den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir getan.

Erst recht dachte er oft an Lilli, wenn die jungen Dämchen hier vor ihm flatterten, seine Aufmerksamkeit suchten und ihn auch wohl eine kurze Zeit fesselten. Ein neuer Reiz stimmt uns gar leicht verliebt, und auf Maskenbällen, Schlittenfahrten und andern Winterfreuden kommen junge Leute in wenigen Stunden einander erstaunlich nahe; sie kennen sich erst seit gestern und denken schon an ein Beisammenbleiben für das lange Leben. Aber Goethe gewann allemal sehr bald seine Ruhe wieder; dann war es ihm, als sei er keiner wirklichen Liebe mehr fähig, als habe sein Herz die Liebeskraft im Dienste Lillis verbraucht. Sie hatte ihm einst ein goldenes Herz geschenkt, vielleicht hatte er es ihr auch geraubt: er trug es immer noch wie einen Talisman auf seiner Brust.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Herzen trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lillis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt:

Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach!
Er ist der alte, freigeborene Vogel nicht:
Er hat schon Jemand angehört.

Zimmermann hatte bereits in Frankfurt mit eigenen Augen gesehen, „daß der Herzog in Goethe ganz verliebt war.“ Nun erfuhr er durch Frau v. Stein, daß diese Liebe sich keineswegs vermindere. „Ich wünsche Herrn Goethe alles mögliche Ansehen an Ihrem Hofe“ antwortete er. „Höflinge (entschuldigen Sie die unwürdige Bezeichnung!) dieser Art können neben einem so weisen, scharfsichtigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, bei Ihnen ein goldenes Zeitalter hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten großen Taten der großen Höfe und großen Nationen auslöschen wird.“

Ein Höfling von besonderer Art schien also der Sohn der freien Reichsstadt, der berühmte Dichter, jetzt plötzlich zu werden. Er mußte sich wohl besinnen, ob er diesem Anschein Recht oder Unrecht geben wolle. Sollte er hier in Weimar bleiben? Und unter welchem Titel? Wäre er von Adel gewesen, so hätte ihn der Herzog als Kammerherrn in den Hofdienst einreihen können; Niemand hätte dann an der Vorliebe des Fürsten für ihn Anstoß genommen. Dann hätte er auch als Kavalier des Herrn bei Hofe an dessen Tische speisen und nachher mit dessen hochfürstlicher Gemahlin Karten spielen dürfen, während jetzt der Dr. Goethe zu andern bürgerlichen Gästen und zu den Jüngeren von Adel an die

Marschallstafel verwiesen wurde. Oder wäre er ein alter Mann mit einer Glatze und etlichen Silberlocken gewesen, so hätte hier in Erfüllung gehen können, was Wieland und Andere gern in Romanen schilderten, nämlich das stille, für ein ganzes Land segensreiche Wirken eines Philosophen, dem ein Fürst sich anvertraut, wie ein Knabe sich an seinen erfahrenen und weisen Vater lehnt. Aber Goethe war ein junger, leidenschaftlicher Dichter und nebenbei Frankfurter Advokat: was ein Solcher in Weimar Gutes ausrichten sollte, war schwer auszudenken. Sah man ihn trotzdem oft in der Nähe des Herrn, so konnte man nur fragen, ob diese auffällige und merkwürdige Auszeichnung einem eigennützigen Gunstjäger oder einem ehrlichen Manne zufalle.

In Wahrheit lag hier nichts vor als die Freundschaft zweier Jünglinge, von denen der Eine zufällig ein Herzogtum geerbt hatte. Sie tauschten ihre Erlebnisse und Eindrücke aus; sie sprachen alles Menschliche durch; sie philosophierten also doch auch in ihrer Weise. Dabei war Goethe der Kundigere, der dem um acht Jahre Späteren große Stücke der Welt aufschließen konnte; aber es waren doch auch nur acht Jahre Unterschied, soviel wie zwischen zwei Brüdern. Dem Dr. Goethe haftete nicht der ehemalige Lehrer und Aufseher an wie dem Grafen Görtz oder dem Hofrat Wieland. Er und Karl August redeten ganz vertraulich mit einander; sie stimmten zusammen, denn sie glaubten beide an Wahrheit, Freiheit und Natur; sie haßten den Zwang, die Heuchelei, das gesellschaftliche Komödienspiel; sie fühlten sich zum gemeinsamen

Kampf aufgefordert gegen eine veraltete, verkünstlichte Welt.

In die Staatsverwaltung sich einzumischen: wie hätte Das dem Dichter Goethe in den Sinn kommen können? Was da in den Aktenstuben referiert, deliberiert, resolviert, protokolliert, kopiert, vidimiert und signiert wurde, betraf ja doch recht kleine Verwaltungs- oder Streitfragen und reizlose Aufgaben. Wer keine Abhandlung über die Schnecken schreiben will, ermüdet bald, ihnen zuzusehen. Aber zuweilen kamen der Fürst und sein Freund doch auch auf die Staatsdiener zu sprechen, mit deren Hülfe das weimarische Völkchen von sechzig und das eisenachische von dreißig Tausend Seelen glücklich gemacht werden sollte. Karl August hatte den begreiflichen Wunsch, möglichst viele erträgliche Mitarbeiter unter ihnen zu haben. Diener, vor denen der junge Herr sich nicht zu fürchten brauchte, Männer, die auch ihm etwas geben konnten.

Und so tauchte denn zum Beispiel die Frage auf, ob Goethe keinen Geistlichen kenne, der sich zum weimarischen Hofprediger und Generalsuperintendenten eigne und auch ein angenehmer Gesellschafter sein werde. Sofort dachte er an Herder. Er wußte, daß Dieser in Bückeburg nur mißvergnügt noch eben ausharrte und sich bereits um ein Lehramt an der Göttinger Universität bemühte. Jedenfalls mußte man diesem Freunde einen Wink geben. Goethe tat es am 12ten Dezember und lobte Weimar: „Mir ist's wohl hier, in aller Art; Wieland ist eine brave Seele und die Fürstenkinder edel, lieb und hold." Er fragte auch bei Lavater an, wen er für dies geistliche Oberamt vor-

schlage, denn Lavater war für die junge Herzogin wie ein Orakel, und so hielt nach ihren und Goethes Erzählungen auch der Herzog schon große Stücke auf ihn. Man fragte auch den Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, um seine Meinung, denn auch Dieser besaß seit Jahren das größte Vertrauen der weimarischen Fürstenfamilie; allerdings war es ein Zeichen einer sehr neuen Zeit, daß man ein Gutachten über einen lutherischen Kirchenmann von einem Katholiken erbat, noch dazu von einem künftigen Erzbischofe, denn auf das Erbe im Erzbistum Mainz hatte der freundliche Nachbar in Erfurt die allerbeste Aussicht. Dalberg rühmte Herders „Geist und Kraft", Lavater tat das Nämliche; Goethe versicherte darüber hinaus, sein Freund werde auch politisch klug sein und weder als orthodoxer, noch als freidenkerischer Pfaffe sich durch Streitereien und Stänkereien über den Teufel, die Ewigkeit der Höllenstrafen, das Geheimnis der Dreieinigkeit und dergleichen theologische Zankäpfel lästig machen. Als die Sache einmal auf dem Tapet war, wurde er immer eifriger, Herdern diesen Posten zu verschaffen; vielleicht dachte er auch noch mehr, als er selber versicherte, an Herders „Wibele", die sich nach seiner Meinung in Weimar wohler fühlen würde, als in Bückeburg oder Göttingen. Die beiden Herzoginnen wünschten sich gleichfalls Herders und der Herderin künftige Unterhaltung.

Aber Widerstand erwuchs ihnen auch: unter den Geheimen Räten, in der Bürgerschaft, und zumal unter den Geistlichen, die sich selber für dies Amt geeignet hielten oder doch wenigstens einen Einheimischen begünstigt sehen wollten. Mit Grund wurde vorgebracht:

in Herders Schriften zeige sich eine bedenkliche Freigeisterei. Also sollte Goethe jetzt für Herders Rechtgläubigkeit eintreten! Er bat den Freund, ihm wenigstens einen anerkannt orthodoxen Theologen zu nennen, der, wenn man ihn von Weimar aus befragte, für Herder ein gutes Zeugnis ablegen würde. Er fragte auch, wie Herder mit dem alten Jerusalem in Braunschweig stehe, denn Dieser war von Jugend auf die geistliche Leuchte für die Herzogin Amalie gewesen.

Herder hatte inzwischen in Göttingen Verdruß gehabt; er sehnte sich ehrlich jetzt nach Weimar, und Goethe verbiß sich noch mehr in den Wunsch, ihm diesen Dienst zu erweisen. „Ich muß Das stiften, eh' ich scheide."

Ja, wann wollte er scheiden? Und wohin ging dann die Reise? Da er so nahe bei Leipzig war, gedachte er seine dortigen Erinnerungen aufzufrischen. Dort konnte er auch mündlich über die Drucklegung von Lavaters Physiognomik verhandeln, denn diesem Freundeswerke widmete er immer noch viel Zeit. Von seinen eigenen Sachen wurde jetzt die ‚Stella' gedruckt; Mylius in Berlin zahlte ihm 20 Taler dafür, eigentlich nur, um mit dem Dichter, von dessen ‚Doktor Faust' schon so viel Rühmens gemacht wurde, ins Geschäft zu kommen.

Zumeist vergingen Goethes Tage, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, mit Gesprächen, Besuchen und Lustbarkeiten. Es war ein „Umtrieb" von Morgens zur Nacht, „in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung."

und dieser Umtrieb wirkte wie eine heilsame Kur auf sein Gemüt. Bald entstand auch Schlittenbahn, und die Teiche froren zu. In Weimar war das Schlittschuh-Laufen bisher nur ein Vergnügen der gemeinen Leute gewesen; es ward also auch nur in einer groben Weise betrieben. Goethe lehrte und zeigte den Damen und Herren bei Hofe, daß der Eislauf eine herrliche Kunst sein kann; er sprach vor ihnen Klopstocks Oden zu Ehren dieser gesundesten Bewegungslust und gewann eine rasch wachsende Schar von Anhängern, zumal da ein Husaren-Rittmeister v. Lichtenberg, den der Herzog aus Preußen berufen und in Gunst genommen hatte, in das gleiche Horn blies; er war in Holland ein Meister dieser Kunst geworden. Nun zeigten sich der Herzog und die Herzogin häufig auf dem Teiche im ‚Baumgarten'. Die Damen, die nicht mehr selber das Laufen lernen wollten, ließen sich in Schlittenstühlen über das Eis schieben; aber fast alle Jüngeren übten sich unter Goethes und Lichtenbergs Anleitung, während Goethes Diener Philipp Seidel die ganz jungen Knaben in seine Lehre nahm.

Der Herzog und seine Gemahlin waren noch immer zu Antrittsbesuchen bei den fürstlichen Vettern verpflichtet, und so begaben sie sich am 23sten Dezember an den Musterhof zu Gotha. Zu gleicher Zeit ritten Karl Augusts eigentliche Freunde Goethe, Kalb, Einsiedel, Bertuch, in freiem Behagen nach der entgegengesetzten Richtung, über Jena hinaus in eine abgelegene Försterei, Waldeck genannt. Bertuch war ihr Führer; er hatte des dortigen Wildmeisters Tochter zu seiner künftigen Eheliebsten ausersehen. Berg auf, Berg ab,

durch ein Stück Wald nach dem andern ging's, durch Regenschauer und Wind, und schließlich saß man ganz einsam im warmen Stübchen zwischen den hohen Fichten, bei natürlich guten Menschen. Ehe er sich legte, hatte Goethe noch das Bedürfnis, seinem fürstlichen Freunde, dessen Scheu vor Gotha er kannte, einen Gruß dahin zu senden. Als aber das weiße Blatt vor ihm lag, fiel ihm ein Lied ein, das in seinem ersten ‚Götz' im Lager der Zigeuner gesungen wurde; bei der gedruckten Fassung des Stückes hatte es wegfallen müssen: Schade darum!

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Winternacht
Ich hör' der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör' der Eule Schrei'n.
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Mein Mann, Der schoß eine Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, schwarze liebe Katz.
Da kamen des Nachts sieben Werwölf zu mir,
War'n sieben, sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl:
S' war Anne mit Ursel und Kätt'
Und Reupel und Bärbel und Lies und Gret';
Sie heulten im Kreise mich an:
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Da nannt' ich sie all' beim Namen laut:
„Was willst du, Anne? Was willst du Kätt'?

Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon:
Wille wau wau wau, wille wo wo wo,
Wite hu!

War Das ein sonderbarer Anfang für den Brief an einen Fürsten? Nun, zwischen diesen Beiden war Alles gültig, was der Genius im Augenblick eingab!

Daß mir in diesem Winkel der Welt, nachts, in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist ebenso natürlich, lieber, gnädger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hinterdrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind.

Dann erzählte er vom verflossenen Tage und seinen Gefährten.

Drunten sitzen sie noch, nach aufgehobenem Tische, und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre, Einsiedels klingende Stimme voraus ....
Ich hab' Sie etliche Mal auf dem Ritt gewünscht. Auch hier. Es würde Ihnen wohl sein! ...

Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all' den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie Du!

Als er vom nächsten Schlaf erwachte, stand der Morgenstern gar herrlich am Himmel. „Du sollst von nun an mein Wappen sein!“ rief Goethe aus. Es war Sonntag und zugleich der Tag, der mit dem heiligen Abend des Christfestes endet. Aber in die Kirche

mochte Keiner der jungen Männer gehen. Sie fühlten sich hier in einer seltsamen Abgeschiedenheit von der Philisterwelt so wohl und mochten in dieser Freiheit nur die reine Natur genießen. Hier müsse man im Homer lesen, meinte Goethe, und schickte zum Pfarrer, ob er ihm diesen Dichter leihen könne. Antwort: der Pastor besitze das Buch nicht, vielleicht der Rektor in Bürgel. Also lief ein Bote nach Bürgel, und Goethe las unterdessen in der Bibel: sie hat ja auch herrliche Bilder des altertümlichsten, natürlichsten Lebens.

Dann trieb er sich mit den Gefährten im Freien herum; Bertuch führte zu Felsen und Aussichten, zu Brunnen und Fischkasten, zu einem Lieblingsplatze, den er sich mit seinem Mädchen angelegt, wo er Rasenbänke und ein Hüttchen gebaut. Jetzt war mildes Wetter und Sonnenschein, aber auf dem nahen Teiche trug noch das Eis, und so verlangte man sehr nach den Schlittschuhen, die ein Bote aus Weimar nachbringen sollte. Gar greulich fluchte und wetterte Goethe, daß der Mann so lange ausblieb, und erst recht stampfte und schimpfte er, als der Kerl kam und gerade diesen Auftrag vergessen hatte. Nach Tische aber traf ein zweiter Bote ein, der das Ersehnte mitbrachte. Nun glitt Goethe auf dem Eise dahin, malte seine Bogen darauf, versuchte seine Künste; nun ward ihm wohl.

Der Weihnachtsabend senkte sich über den winterlich kahlen Wald. Drinnen im Forsthause saßen die jungen Stadtherren in der Stube, würfelten, spielten Karten und trieben andere Scherze. Nicht viel anders vergingen die beiden Festtage; man ritt nach Bürgel; Goethe las in der Odyssee, die er endlich aufgetrieben;

dann kam man auf sein Singspiel „Klaudine von Villa bella' zu sprechen; man dachte sich in die Räuber Rugantino und Basko hinein, die darin auftraten: „Wie möchte es sein, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären?" O, Dieser und Jener könnte leicht eine Miene machen, daß sich ehrliche Leute vor ihm bekreuzigten. Sie wechselten die Kleider, um diebischer auszusehen; der Maler Kraus war nachgekommen und half jetzt mit in diesem Mummenschanz. Auch davon erzählte Goethe seinem gnädigen Herrn.

Kraus . . . sah in Bertuchs weißem Tressenrock und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, roten Kragen und vertrotteltem Kreuz, und Schnurrbart wie ein Kapital-Spitzbube aus.

Ja, nach solcher Freiheit konnte wohl dem armen Fürsten-Jüngling, der jetzt in Gotha jeden Schritt abmessen, jedes Wort vorher bedenken mußte, das Wasser im Munde zusammen laufen. Er machte kein Hehl daraus, als er Goethen sogleich antwortete.

Wie sehr wünschte ich, mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit Dir! Ich sehe sie alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel wird und alle Abend mich dem Teufel übergeben möchte. Es sind hier der Leute comme il faut so viel und wissen so genau ihre Fischpflicht, daß ich stets die S. N. möchte kriegen.[1])

[1]) S. N.: Schwerenot, Fallsucht. — Fischpflicht: In der neuesten Erzählung Wielands ‚Das Wintermärchen' oder ‚Der Fischer und der Geist' werden die in der Pfanne bratenden Fische dreimal von einer Fee gefragt: „Ihr Fische, tut ihr eure Pflicht?" Darauf antworten sie: „Der Pflicht vergessen Wir Fische nie; Haben viel Müh' Und karg zu essen. Bau'n spät und früh Uns luft'ge Schlösser. Hätten's gern besser Statt immer schlimmer Und raten immer Und treffen's nie."

„Mache doch, daß Du hierher kömmst!" fügte Karl August hinzu. „Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich."

Goethe fuhr also, kaum nach Weimar zurückgekehrt, nach Gotha weiter, wo er mitten in der Nacht auf einer Redoute anlangte. Den folgenden Tag brachte er dort bei Hofe zu; dann reiste er mit seinem herzoglichen Paare nach Weimar zurück. „Ich hab' ihn in Allem kaum eine Viertelstunde gesprochen" berichtete nachher sein alter Freund Gotter an den andern Freund Lenz. „Er weiß noch nicht, wie lang' er in Weimar bleiben wird, wo er den Günstling in bester Form und Ordnung spielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachlässigen, hingeworfenen Ton überall eingeführt hat."

Am Sylvester- und Neujahrstage war Goethe schon wieder unterwegs, diesmal mit seinem Herzoge in Erfurt beim lieben Statthalter. Und von da ging er weiter nach Stetten, wo die Familie v. Keller ihren Sitz hatte; Wieland war eben dort zu Besuch und hatte ihn im Namen seiner Freundinnen eingeladen. Diese Freundinnen waren die Dame des Hauses und

ihre Tochter Julie, die seit kurzem an den Geheimen Rat v. Bechtolsheim in Eisenach verheiratet war, in diesen Tagen aber wieder in der Heimat weilte. Mit ihr, die ein zartes poetisches Talent hatte, tauschte Wieland zuweilen Gedichte aus; „Psyche" redete er sie darin an. Goethe kam in bester Stimmung in dieses Haus oder geriet sogleich in fröhliche Laune, und Wieland war überglücklich, daß sein neuer Freund alle Erwartungen erfüllte, die er durch seine Lobpreisung bei den Damen vorher erregt hatte. Er staunte selber den jungen Mann an, der die Lustigkeit aufs höchste trieb, sich fast wie ein Trunkener geberdete, und doch immer ein Gefühl zu haben schien, wie weit er den Übermut gerade treiben durfte. Die Frau v. Keller verlangte mehr Rücksicht oder Ehrfurcht als etwa die Herzogin-Mutter in Weimar; Goethe wußte es, ehe es ihm Jemand sagte. Er trug Gedichte vor, dramatische Szenen, erzählte Geschichten: Alles schien wie Wahrheit vor den Zuhörern zu erstehen. Kurz, er bezauberte hier in Stetten Mann und Weib. Und als dann das langweilige Stück der Reise kam, die Heimfahrt auf rumpligen Wegen, dachte Wieland mit Entzücken an die verflossenen Tage zurück und reimte eine Epistel an seine Psyche: es wurde ein großer Lobgesang auf seinen Mitgast Goethe. Er schwätzte zuerst von den gleichfalls schönen Stunden, wo er noch allein bei den Damen gewesen:

> Und als wir nun so um und um
> Eins in dem Andern glücklich waren
> Wie Geister im Elysium,
> Auf einmal stand in unsrer Mitten

> Ein Zaubrer!
> Aber denke nicht,
> Er kam mit unglückschwangrem Gesicht
> Auf einem Drachen angeritten!
> Ein schöner Hexenmeister es war!
> Mit einem schwarzen Augenpaar,
> Zaubernden Augen voll Götterblicken,
> Gleich mächtig, zu töten und zu entzücken,
> So trat er unter uns, herrlich und hehr,
> Ein echter Geisterkönig, daher.
> Und Niemand fragte: „Wer ist denn Der?"
> Wir fühlten bei'm ersten Blick: S'war Er!
> Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
> Durch alle unsre Adern rinnen.
> So hat sich nie in Gottes Welt
> Ein Menschensohn uns dargestellt,
> Der alle Güte und alle Gewalt
> Der Menschheit so in sich vereinigt.
> So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
> Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
> Der, unzerdrückt von ihrer Last,
> So mächtig alle Natur umfaßt,
> So tief in jedes Wesen sich gräbt
> Und doch so innig im Ganzen lebt.
>
> Das laß mir einen Zaubrer sein!
> Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
> Die Stunden: so augenblicks verschwunden!
> Und wieder Augenblicke: so reich,
> An innerm Werte Tagen gleich!
> Was macht er nicht aus unsern Seelen?
> Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
> Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
> In süßern Tönen zerschmelzen das Herz?
> Wer aus der Seelen innersten Tiefen
> Mit solch' entzückendem Ungestüm
> Gefühle erwecken, die ohne ihn
> Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn:
Wir sahn! Wer malt wie Er so schön
Und immer, ohne zu verschönen,
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie? Was sag' ich? Malen? Er schafft!
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen. Sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und Jedes so ganz Es selbst, so rein:
Könnte nie etwas Anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal.

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden
Und, was es sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu,
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück,
Ließ neue Reize sich uns entfalten!
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Achtes Kapitel

Zwischen Tür und Angel

Erstes Quartal 1776

Die entzückte, jubelnde, lobpreisende Liebe Wielands zu seinem neuen Freunde dauerte Wochen und Monate lang. „Das größte, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat" hieß Goethe in seinen Briefen, oder „der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn." Der Schreiber bezeugte, daß er „nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne als ihn" oder er fragte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?" Und sein besonderes Behagen war, daß dieser Phönix sich nirgends so wohl zu fühlen schien wie in der wielandischen kinderreichen Häuslichkeit. Die Frauen im Hause — auch Wielands Mutter lebte noch — erwogen schon, ob Goethe wohl mit dem Heiraten warten möge, bis ihre Älteste erwachsen sein werde. Sie seien alle wie die Närrchen in Goethe verliebt, erzählte Wieland am 11ten Januar seiner alten Freundin La Roche. „So geht's nun unserm guten jungen Herzog auch. Goethe ist sein Alles. Und folglich werdet Ihr sein Angesicht so bald nicht wieder zu sehen bekommen." Und ebenso vierzehn Tage später an Merck: „Goethe

kömmt nicht wieder von hier los. Karl August kann nicht ohne ihn schwimmen noch waten."

Die dritte Stelle, wo Goethe Liebe und eben darum Ruhe und Behagen fühlte, war die Wohnung und Familie, der Frau v. Stein vorstand. Es waren drei Knaben im Hause, und der Gast gab sich sehr gern mit ihnen ab: Das half viel zum raschen Aneinanderwachsen. Die Kinder liebten den Dr. Goethe wie einen Vaters- oder Muttersbruder, und ihre Mutter mußte

Wohnung der Familie v. Stein

diesen freiwilligen Oheim der Buben wohl ganz besonders schätzen, da ihr Gatte, durch seinen Hofdienst sehr in Anspruch genommen und oft auf Reisen Wochen lang von Hause entfernt, sich um Frau und Kinder nicht viel kümmern konnte. Goethe aber nahm von seiner Seite auch die Frau v. Stein wie ein Bruder die Schwester in Anspruch; er sagte ihr Alles, was ihm durch Kopf und Herzen fuhr und worauf er eine erwidernde weibliche Stimme begehrte; sie antwortete ihm wirklich wie eine Schwester, also gerade heraus, liebreich, aber nicht schmeichlerisch. Nur daß es ein eigen Ding ist, wenn sich Zwei, die sich erst seit wenigen Wochen kennen,

für Bruder und Schwester erklären. Doch warum nicht? Es ist allemal ein Glück und Gewinn, wenn ehrenwerte Menschen miteinander einen stillen Bund des Vertrauens, des gegenseitigen Helfens und Gebens schließen können.

Goethe wußte im kleinen Städtchen noch andere Häuser, wo man ihn herzlich gern begrüßte; das Wittumspalais der Herzogin-Mutter schien fast seine zweite Heimstätte hier zu werden. Bei Knebel und dem Prinzen Konstantin war er auch jederzeit willkommen. Mit den Kalbs behielt er das beste Verhältnis. Aber verborgen blieb es ihm auch nicht, daß die Zahl seiner Tadler und Widersacher wuchs, indem sich sein Besuch über das übliche Maß verlängerte. Zunächst rügten diese Tadler hauptsächlich das wilde Treiben am Hofe ihres neuen Herrn; die verständigen älteren Leute schüttelten den Kopf über diese gar zu tolle Jugend und konnten mit Wahrheit erklären, daß sie in ihren eigenen grünen Jahren keineswegs ebenso keck, albern und überlaut die Welt herausgefordert und mit demnächstigem Zusammenschlagen bedroht hätten.

Für gewöhnlich muß sich die Jugend unter den Alten ducken und ihr eigenstes Treiben einigermaßen verstecken; als aber der achtzehnjährige Herzog seine Regierung antrat, wurden die Alten beiseite geschoben. Karl August wollte wenigstens zeitweise wie ein jenaischer Student leben, und er fand genug Gesellen, die rasch bereit waren, mit ihm zu bechern, zu singen, zu schreien, durch die Stadt und über Land zu reiten, mit großen Peitschen zu knallen, kurz, Alles zu tun, wobei die Philister zusammenfahren. Mit diesem Schimpfwort „Philister" erledigten sie in ihrem lustigen Kreise Alle, die ihnen mit Mahnworten lästig fielen;

sie hatten aber auch noch den zweiten Ekelnamen: „Politiker.“ Da man ihnen vorwarf, daß sie weder polit noch „politisch“ redeten und handelten, nicht klug-bedächtig und klug-berechnend, nicht vorsichtig und rücksichtsvoll sich benahmen, so haßten sie das Polite und Politische. Sie stellten in ihrem Trotze andere Tugenden auf: Geradheit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Herzlichkeit. Ihre Meinung war: man solle deutsch heraussagen, was man fühlt und denkt; das verdammte Heucheln und Schmeicheln solle endlich aufhören; ein braver Mann rede die Wahrheit und könne sie auch vertragen. Da nun in vino veritas ist, so schätzten unsere jungen Freunde das Pokulieren als einen Wahrheitsdienst. Dabei verließen sie sich nicht nur auf das frei fließende Gespräch, sondern verfaßten zu Hause auch schriftliche Spottreden und Dramata, in denen sie die guten Freunde und getreuen Nachbarn durchhechelten, sich aber auch untereinander anstachen und stichelten, ganz so, wie Goethe und seine Freunde es in ihrer rheinischen Heimat früher gehalten hatten. Der jüngere Hofmann der Herzogin Amalie, Friedrich v. Einsiedel, war einer der eifrigsten Weintrinker und Weinredner. Zum neuen Jahre 1776 hüllte er sich in die Maske eines „Politikers“, um seine Freunde abzukanzeln und zugleich den Politiker im Zerrbild zu zeigen.

Die Fama mit den tausend Ohren,
Der ihr umsonst tut Esel bohren,
Verkündigt viel zu eurer Schmach
Von euren Jucks am Sammestag . . .

So schalt er auf die versammelten Zecher ein, und dann nahm er sich die Einzelnen vor. So malte er den Dr. Goethe ab:

S'ist ein Genie von Geist und Kraft,
Wie eben unser Herrgott zur Kurzweil schafft.
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Täten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einen stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ei'm albern' Tropf,
Der heller Haut sich schießt vor'n Kopf.
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht!
Paradiert sich darauf als Doktor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust!
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Tät mich hinter meinem Damm verschanzen,
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt.

Schließlich wandte sich dieser Hochwohlweise geradezu gegen den Beschützer und Anführer der wilden Schar.

Nun denk' man sich 'en Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die tun, als wär'n sie Seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen!
Die des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruder Herz“ tun nennen.[1])
Glauben, es wohne da Menschenverstand,
Wo man all' Etikette verbannt.

[1]) Den Prinzen Konstantin.

Sprechen immer aus vollem Herz,
Treiben mit der heil'gen Staatskunst Scherz,
Sind ohne Plan und Politik,
Verhunzen unser bestes Meisterstück,
Daß es ist ein Jammer anzusehn,
Wie alle Projekte ärschlings gehn.

Wenn ein regierender Fürst sich mit solchen Trabanten umgibt, dann wackeln nicht bloß die Köpfe der geborenen Bedenklichkeitsräte und Kummerschwestern. In Weimar standen jetzt auch Einige, die sonst wohl Spaß verstanden, unzufrieden beiseite und klagten, daß der Herzog seine gar nicht feste Gesundheit aufs Spiel setze oder geradezu sein Leben gefährde, daß er außerdem seine junge Frau vernachlässige, die sich hier in der Fremde und beinahe wie unter Wilden fühlen mußte, und daß er immer noch säume, seine Pflichten als Landesherr auszuüben. Da war zum Beispiel ein fränkischer Freiherr Siegmund v. Seckendorff kürzlich erst angekommen, den man vor Goethes Zeit eingeladen hatte, daß er sich am Hofe des neuen Herrn betätigen möchte. Er hatte lange in südlichen Ländern gelebt, sprach ein halb Dutzend Sprachen, schriftstellerte, hatte Goethes ‚Werther' ins Französische übersetzt, und auf die Musik verstand er sich so gut, daß er recht schöne Melodien und Sonaten selber setzte. Er wollte also gern in einem schöngeistigen Weimar leben, wie es unter der Herzogin Amalie entstanden war; aber als er kam, fand er neben dem neuen Herrn mehr lärmende als schöne Geister. Seine Hofmanieren, sein zurückhaltendes Benehmen, wie er es als Offizier — er war sardinischer Oberstleutnant gewesen — für das rechte hielt, wurden hier keineswegs geschätzt; ihm war, als

Herzog Karl August um 1775
Nach dem Original im Goethe-National-Museum

ob er seine ganze bisherige Edelmannsbildung gegen eine Hetzpeitsche, hohe Stiefel, einen großen Säbel und einen Hut mit Reiherfedern, also gegen die Kennzeichen eines akademischen Renommisten, umtauschen sollte. Als er seinem Bruder die ersten Berichte erstattete, schilderte er seinen neuen Wohnort gar nicht anziehend.

Das Ganze teilt sich jetzt in zwei Horden, von denen jene des Herzogs die geräuschvolle, die andere die ruhige ist. In der ersten rennt, jagt, schreit, hetzpeitscht und galoppiert man; seltsamerweise hält man sich dabei für geistreich, weil nämlich schöne Geister dazu gehören. Die zweite langweilt sich meistens; sie sieht ihre Pläne durchkreuzt von der anderen Gruppe, und die Vergnügen, die man sucht, entfliehen gewöhnlich in dem Augenblicke, wo sie beginnen sollen .... Man tanzt viel; man ermüdet nicht Komödie zu spielen; aber ich weiß nicht, welches Hindernis sich der Fröhlichkeit in den Weg stellt. Die Intrigen, die Ungewißheit wegen der Zukunft, die geheimen Eifersüchteleien und Kabalen geben Allen etwas Gezwungenes inmitten der Vergnügungen und nehmen den Festen Saft und Leben. So redet wohl Eins dem Andern vor, man amüsiere sich; indessen ist unter Zehn vielleicht noch nicht Einer, der sich nicht zum Sterben langweilt ...

Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Zerstreuungen und kommt nicht heraus aus dem Kreise der Personen, die seine Augen bezaubert haben. Alle Tage werden durch neue ungewöhnliche Vergnügungen ausgezeichnet, ohne daß man fragt, was darüber geredet wird. Denn nach dem leider allzu getreulich befolgten Systeme seiner Ratgeber gibt es keine Konvenienz in der Welt und soll es keine geben. Nach ihrer Lehre stammen die geltenden Regeln nur aus menschlichen Grillen, und der erste Mann im Staate ist in der Lage, sie abzuschaffen. Es werden ja die wunderlichsten Dinge durch die Gewohnheit geheiligt; um nun neue Sitten einzuführen, muß man nur die ersten Angriffe der Kritik unbeachtet lassen. Und den öffentlichen Vorurteilen muß man festen Willen und Befehl entgegensetzen. Nach diesem schönen System wird gehandelt; Du wirst zugeben, daß es weit führen kann!

Auch der Oberstallmeister v. Stein war sonst kein Spielverderber, aber auch er verhehlte seine Meinung nicht, daß es so wild auf die Dauer nicht gut gehe. Eine seiner vielen Reisen führte über Frankfurt; dort mußte er wohl die Eltern des jungen Freundes besuchen, der in seiner Familie jetzt so heimisch geworden war. Goethe bereitete die Seinen auf den Gast vor. „Es ist ein braver Mann“ schrieb er an die Fahlmer, „den Ihr wohl empfangen mögt; nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben. Sollt' er Sowas fallen lassen, muß man auch drüber hingehn, überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen als reden.“

Es wurde nun auch auswärts viel über das neue Leben in Weimar erzählt und geurteilt, schon weil man allemal fragt, wie ein neuer Fürst und eine neue fürstliche Ehe sich anläßt; in diesem Falle wurde die Neugier durch das ganz besondere Schauspiel gesteigert, daß sich der neue Fürst einen Dichter zum nächsten Freunde erwählt hatte und mit ihm wie mit einem Bruder lebte. Bei dem Dichter aber handelte es sich um Goethe, den stürmischen Jüngling, den es bisher gelüstet hatte, alle altbewährten Begriffe umzustürzen, der eben noch ein neues Schauspiel hatte drucken lassen, worin die Doppelehe empfohlen wurde. Goethe am Hofe: welch' ein groteskes Bild! Aber, von seiner

Eigentümlichkeit abgesehen, stellte Goethe immerhin auch die deutsche Literatur dar; alle gelehrten und schönen Geister mußten wünschen, daß dieser erste Bund zwischen einem Regenten und einem der Ihren sich bewähre, während umgekehrt die Hofleute und Adligen alten Schlages sich auf den Augenblick freuten, wo der Herr Goethe von Weimar schmählicher noch abziehen würde als der große Voltaire einst aus Potsdam und Berlin. Kurz, man erkundigte sich an vielen Stellen angelegentlich nach dem Verlauf, den die Dinge in Weimar nahmen. Und was zum Beispiel Zimmermann in Hannover jetzt erfuhr, gefiel ihm gar nicht. Er ließ seinen alten Freund Wieland fragen, ob es wahr sei, daß auch er an dem wilden Treiben teilnehme, und Wieland versicherte: er selber wohne ganz still in seinem Schneckenhäuschen und mache bei der neuen Staatskomödie weder einen Schauspieler, noch den Zuflüsterer, noch den Lichtputzer, obwohl sein junger Freund Goethe des Herzogs Günstling und Alles-in-Allem sei. Goethe aber, fügte er hinzu, „spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben **kann**, fehlt ihm Nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht und viel weniger Böses, als sonst geschehen wäre, so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen."

Zimmermann beruhigte sich bei dieser Antwort nicht. Er schrieb an Goethe selbst und machte ihn auf die übeln Gerüchte, die sich ausbreiteten, aufmerksam. Er warnte ihn vor einem schlimmen Ausgange. Er mag diese Zeilen einem Briefe an die Stein beigeschlossen haben, denn sie und Goethe vereinigten des Portos wegen auch immer ihre Briefe an ihn. Die Stein setzte sich am

6ten März hin, um dem Freunde in Hannover zu antworten. „Goethe wird hier geliebt und gehaßt" schrieb sie. „Sie können sich denken, daß es hier genug Dickköpfe gibt, die ihn nicht verstehn."

Da trat Goethe herein und brachte ihr den Zettel, den er ihrem Briefe beilegen wollte. Er lehnte Zimmermanns Mahnung unsanft ab:

> Ich bin fest entschlossen, Nichts zu hören, was man von mir sagt, noch was man mir raten kann. Wie's ausgeht, daran ist auch nichts gelegen. „Der Pöbel sieht auf den Ausgang" sagt ein Grieche, „und die Glücklichen scheinen weise den Menschen."

Frau v. Stein las diese trotzigen Sätze, und ehe sie noch etwas sagen konnte, schalt ihr Gast heftig auf Zimmermann und dessen lebhafte Zudringlichkeit. Er war wie toll darüber.

„Aber Sie sollten ihm doch dankbar sein" unterbrach ihn Charlotte. „Das nenne ich einen rechten Freundesdienst."

Erstaunt sah er sie an, und nun wurde auch sie beredt über seine Fehler.

„Wie sehr wünschte auch ich, lieber Goethe, daß Sie Ihr wildes Wesen in etwas ablegten. Damit machen Sie, daß die Leute hier Sie so schief beurteilen. Welchen Sinn hat es denn: dies wilde Jagen, scharfe Reiten, dies Klatschen mit der großen Peitsche, wobei Alle, die in der Nähe sind, zusammenschrecken? Und Das alles in Gemeinschaft mit dem Herzog, der ganz andere Dinge lernen und treiben sollte. Das sind Jungenstreiche! Dazu können Sie in Ihrem Innersten selber keine Lust haben. Das tun Sie nur, weil Sie glauben, Sie

müßten's eine Weile so treiben, um den Herzog ganz zu gewinnen. Und nachher wollen Sie dann Gutes stiften."

Goethe antwortete, verteidigte sich; aber was er sagte, war so wunderlich, daß die Freundin ihn nicht verstand und also der Meinung blieb, daß er im Unrecht sei.

„Es ist nicht möglich" sagte sie sich, als sie am nächsten Tage wieder daran dachte; „mit seinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt. Wenn unser sanfter Sittenlehrer Jesus gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt werden. Warum auch sein beständiges Höhnen und Spotten? Die Menschen haben freilich ihre Fehler, aber sie sind doch alle Geschöpfe des großen Wesens. Gott duldet sie doch! Und dann sein unanständiges Benehmen, sein Fluchen, seine niedrigen, pöbelhaften Ausdrücke. Es mag nur ein Äußeres sein; auf sein sittliches Handeln wird es keinen Einfluß haben; aber er verdirbt Andere damit."

Der Herzog ließ sich melden; das Gespräch kam bald auf Politesse und feine Sitten. Karl August behauptete frischweg: daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren keine ehrlichen Menschen seien. Er verhehlte nicht, daß er Niemand mehr leiden könne, der nicht noch etwas Ungeschliffenes, noch den Naturgeruch an sich habe. Die Frau Oberstallmeisterin widersprach, so gut sie konnte: wohl fände man ehrliches Gemüt und rauhes Wesen oft beisammen, aber ein gesitteter Mensch könne doch ebensowohl redlich sein wie ein ungehobelter.

Als der Herzog gegangen war, wunderte sie sich erst recht über seine Rede. „Das ist nun alles von

Goethen" sprach sie zu sich selber, „von dem Menschen, der für Tausende Kopf und Herz hat, der alle Sachen so klar, ohne Vorurteile sieht, sobald er nur will!"

Ach, warum machte er nicht bessern Gebrauch von seinen Gaben!

Der lange verweilende Gast — und Das war Dr. Goethe in Weimar — fiel dem Fürsten, der ihn eingeladen, und den Freunden, in deren Häusern er am häufigsten erschien, keineswegs zur Last: sie hielten ihn ja fest! Um so mehr hatten Andere an ihm zu mäkeln, die er nach kurzem Ankosten unbeachtet ließ, und begreiflicher Weise fehlte es auch nicht an Neidern, die es als höchst ungerecht empfanden, daß dieser Frankfurter Rechtsverdreher und Bücherschreiber ihren Fürsten bezaubert hatte und ihn ganz nach seinem Willen zu lenken schien. Obwohl Mancher selber gern Günstling eines Fürsten sein möchte, verurteilt doch Jedermann die Günstlingswirtschaft. Und so mißbilligte man jetzt in Weimar allgemein, daß der junge Herzog sich mit diesem Fremden in ein Netz einspann, statt seine angestammten Ratgeber zu hören, und ebenso rügte man mit Entrüstung, daß der Herr Goethe, der, wie man sagte, von eigenen Mitteln leben konnte und an dessen Kräfte im poetischen Fache Niemand zweifelte, sich dazu hergab, der Mignon eines kleinen Fürsten zu sein, noch dazu eines unreifen Jünglings, dessen Zuneigung doch noch nicht für eine große Ehre gelten konnte.

Darüber ließ sich Vielerlei reden und schelten und dichten, und doch konnte Niemand dem jungen Fürsten vorschreiben, wem er seine Freundschaft, sein Vertrauen

schenken solle. So lange dem Dr. Goethe keine Falschheit, kein sträflicher Eigennutz, keine Ehrlosigkeit nachzuweisen war, stand er als Freund des Herrn unangreifbar da. Ganz anders aber lag die Sache, wenn er sich in Landesangelegenheiten mischte, und Das hatte er in einer recht burschikosen Weise schon angefangen, als er seinem Freunde Herder den Posten des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten zu verschaffen suchte. Da traf er bei Geistlichen und Laien auf viel Widerstand, und er, der Fremde, brach diesen Widerstand auf plumpe Weise, weil er als Botschafter des Landesherrn reden konnte. „Ich brauch' die Zeugnisse nicht" schrieb er an Herder bald, nachdem er vorweisbare Äußerungen über des Freundes Rechtgläubigkeit erbeten hatte; „habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast Du den Ruf."

Diese Einmischung war ein schlimmer, aber doch nur ein einzelner Fall; man konnte noch auf Goethes baldige Abreise hoffen. Der Poet fand jedoch Spaß am Regieren, und der junge Herzog bat ihn sogar, ihn in seinem herzoglichen Amte zu beraten. Schon um Neujahr 1776 sagte Goethe dem Herzog vorläufig zu; aber nur die nächsten Freunde hörten ein wenig von dem neuen Plane der Beiden. „Ich treib's hier freilich toll genug" schrieb Goethe am 5ten Januar an Merck; „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." Am 22sten Januar schrieb er noch ebenso studentenhaft oder komödiantisch, aber schon ein wenig deutlicher:

Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht. Und Freiheit und Gnüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein.

Noch offener sprach er sich in der Mitte Februars gegen die Fahlmer aus:

Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang', als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zuhause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen: Das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig.

So ungefähr redete Goethe wohl auch zu Frau v. Stein und Wieland. Sie hörten gern, daß ihr Freund bei ihnen bleiben wolle, und hatten doch auch große Bedenken. Wieland war selber nur vier Jahre vor Goethen hier in Weimar eingetreten und hatte damals in dem gleichen Wahne gelebt, er könne der Mentor eines jungen Fürsten werden und viel Gutes stiften. Nach anfänglicher Allmacht über seine Schüler war er jetzt bei Seite geschoben. Er sah also voraus, daß auch sein jüngerer Nachfolger diesen Traum recht bald austräumen würde. Aber mochte Goethe trotzdem seine Kräfte an dem unmöglichen Werke versuchen! „Wenn's auch nicht ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur etwas Gutes geschieht, das sonst nicht geschehen wäre, so war's ja der Mühe wert!"

War es wirklich? Wieland betrachtete immer gern das Einerseits-Anderseits. Mußte nicht Goethe hier für ein sehr kleines Ergebnis dieselben Arbeitsstunden und Geisteskräfte verbrauchen, die sich bisher bei diesem Hochbegnadigten in herrliche Dichterwerke verwandelt hatten? „O, wieviel mehr könnte, würde der herrliche Geist tun, wenn er nicht in dies unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er mit all seinem Willen, all seiner Kraft, doch keine leidliche Welt schaffen wird!"

Ähnlich sah Merck die Sache an; doch wissen wir nicht, ob er's jetzt schon aussprach. Ähnlich dachte aber namentlich Goethes alter Vater; er hatte für seinen Sohn eine größere Laufbahn oder doch einen freieren Zustand im Sinne gehabt. Wenn Wolfgang an einem kleinen Hofe ein Diener neben andern Dienern wurde und ein armes Land mitregieren half, so besorgte er im Grunde kleine Geschäfte, für die ein mittelmäßiger Kopf sich vielleicht noch besser eignete als er, und versäumte darüber seine besten Jahre. Die Freundschaft eines Fürsten aber ist das unzuverlässigste Ding von der Welt. Und ein Ratsherr im wohlhabenden Frankfurt bedeutet eigentlich mehr als der Minister eines armen thüringischen Herzogs. Noch ernster und eindringlicher waren die Bedenken, die Frau v. Stein dem neuen Freunde nicht verhehlen durfte. Die ihr verwandten und befreundeten Männer standen fast alle im weimarischen Dienste; sie sahen in Goethe einen Eindringling, der Anderen, die alte Rechte darauf hatten, den Platz und Lohn wegnahm und dabei offensichtlich für die Aufgaben, die ihm hier gestellt werden konnten, gänzlich unvorbereitet war. Denn Nichts konnte er als Amtsbewerber für sich anführen, als daß er das Vertrauen eines Achtzehnjährigen besaß. Dieser Thron-Erbe aber bedurfte nach dem Urteil der Verständigen nicht der Zuflüsterungen eines Poeten aus Frankfurt am Main, sondern der Leitung durch erfahrene und bewährte einheimische Ratgeber. Es war in der Tat kaum verständlich, warum der Dichter des ‚Götz' und ‚Werther', der sich einen so großen Namen unter den Deutschen gemacht hatte, jetzt und hier seinen frischen Ruhm gefährdete, indem er sich auf fremde Gebiete begab, wo ihn wahrhaftig jeder Schreiber meistern und dem Gespötte der andern Federfuchser preisgeben konnte.

Ja, warum tat er es?

Entschlüsse entstehen gewöhnlich nicht so, daß wir uns das Für und Wider ganz klar machen und dabei kalt beobachten, welche der Wagschalen tiefer sinkt. Viel öfter wachsen sie aus Kleinem heran; ein Zwirnsfaden wird allmählich zum Strick, Seil und starkem Tau, das uns auf Lebenszeit fesselt. Statt des Zwirnsfadens kann es auch das Lächeln eines liebenswürdigen Weibchens sein. Bei Goethe und Karl August war aus dem ersten Wohlgefallen eine echte Freundschaft und ein großes gegenseitiges Vertrauen geworden, so daß ihnen die Trennung sehr hart angekommen wäre. Der junge Herzog drang auf Goethes Bleiben; Goethe aber mochte nicht nach Frankfurt zurück, wo der grämliche Vater ihn erwartete, wo er selber wiederum den Advokaten in elenden Streitereien machen mußte, wo Lilli wohnte, die ihm mißgönnt wurde. Gewiß, von dort aus hatte er sich seinen Ruhm erworben und dort würde er auch fernerhin Muße genug haben, immer neue

Werke zu schaffen und drucken zu lassen. Das wollte besagen: dem lieben Publikum neuen Stoff zu törichter Rederei zu geben. Ach, wie satt hatte er es, dies vielköpfige Ungeheuer zu bedienen! Der Ruhm ist einer reich besetzten Tafel vergleichbar, auf der einige köstliche Gerichte stehen; aber wer hier einmal Platz genommen, wird auch gezwungen, viele üble Sachen widerwillig zu verschlucken und mühsam hinunterzuwürgen, sodaß ihm immer wieder das Erbrechen ankommt. In jener Zeit, wo Goethe zuerst aufgetreten war, wurden die Verfasser für alle die Unbill, die ihnen ein großer Teil der Leser antat, nicht einmal mit Geld entschädigt: gerade jetzt erlebte Goethe, daß ein Buchhändler in Berlin, namens Himburg, seine gesammelten Werke herausgab, ohne ihn zu fragen! Die bescheidenen Honorare, die bei solchem Nachdrucker-Unfug die besten Verleger einem Dichter zahlen konnten, reichten vielleicht für ein paar Feste im Jahre aus, aber nicht für die lange Reihe der gewöhnlichen Sonn- und Werktage. Wenn also in jener Zeit sich ein großer Herr erbot, einen Künstler völlig zu versorgen, so schuf er dadurch erst die Grundlage für seine Kunst. Karl August suchte ja in Goethe nicht einen fleißigen Staatsverwalter; er liebte seines Freundes Dichtungen und war herzlich gern bereit, ihm alle Lebensnotwendigkeiten zu reichen, damit er seine alten und neuen poetischen Pläne ausführen könne, gleichviel ob das Fertige für die große Menge oder nur für einen kleinen Kreis von Auserwählten taugte. Konnte einem Dichter Besseres geboten werden? Dieser Dichter konnte die neue Aussicht auch von einem andern Punkte aus erfreulich finden. Goethe wünschte nur

einen Teil seiner Zeit den Musen zu widmen; er mochte gar nicht gewohnheits- oder pflichtmäßig dichten, sondern nur wenn diese holden Freundinnen ihm ungerufen erschienen. Die prosaische Arbeit, die ihm Karl August anbot, oder vielmehr die ganz neue Art der Betätigung reizte den der Schreiberei müden und doch so vollkräftigen jungen Mann. Ihn plagte ja eine beständige Unruhe, die zuweilen zur Seelenkrankheit anzusteigen drohte; das beste Heil- und Hilfsmittel dagegen war eine beständige Geschäftigkeit, ein immer neues In-Anspruch-genommen-werden. Neue Aufgaben sind für solche geistigen Zustände heilsamer als alte, und schwierige heilsamer als leichte; ja, das Ringen mit dem Gewaltig-Widerstrebenden wird zur Lust. „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie krank" sagte Goethe einige Jahre später von sich selber. Er lechzte geradezu nach Umtrieb, Sturm, Widerstand, Hindernissen. Der schöne, langweilige Sonnentag war nicht, was er brauchte!

> Dem Schnee, dem Regen,
> Dem Wind entgegen,
> Im Dampf der Klüfte,
> Durch Nebeldüfte,
> Immer zu! Immer zu!
> Ohne Rast und Ruh!

Wer ihn also aufmerksam machte, daß er diese sächsischen Länder und ihre Vorgeschichte nicht kenne, daß die alten Beamten ihm allerlei Steinblöcke in den Weg wälzen würden, daß er auf tausend unerwartete Schwierigkeiten stoßen werde, Der vermehrte nur seine Lust zu dem neuen Unternehmen. Gegen die sittlichen

Einwendungen war er aber auch gewappnet. Nur die Fürsten waren damals für das Wohl des Staates vor Gott verantwortlich; von ihren Dienern wurde nur Eifer und Rechtschaffenheit in den ihnen zugewiesenen Geschäften erwartet. Hier begehrte ein Fürst den Dr. Goethe zum Freunde und versicherte, daß er ihn nötig habe, um sich in seinen schweren Aufgaben zurecht zu finden. Goethe dagegen fühlte, daß seine Freundschaft für diesen fürstlichen Jüngling durchaus ehrlich und lauter war; er konnte ihm unbedingte Wahrhaftigkeit versprechen. Wo ein Fürst einen solchen selbstlosen, unabhängigen, aufrichtigen Freund findet, hat er gewiß ein Recht, ihn auf seine oder des Landes Kosten zu versorgen. Und sodann: Wenn Goethe sich mit seinen Widersachern maß, so übertrafen sie ihn in Kenntnissen und Erfahrung: nun, in diesen Dingen konnte und würde er sich täglich bessern. Er aber hatte vor ihnen die Reinheit der Zwecke voraus, die unbedingte Ergebenheit gegen den Fürsten, seinen Freund, die Vorurteilslosigkeit, die Unabhängigkeit von der ganzen Vettern- und Schwägerschaft der Hof- und Staatsdiener, die sich gegenseitig die Hände wuschen und die Achsen ihrer Wagen schmierten. Eben weil er ein Fremder war, sah er die Menschen und Dinge auch unbefangen an, und eben weil er selber ein Neuling war, konnte der Fürst an seiner Hand in das Gestrüpp seiner neuen Aufgaben vordringen. Denn besser als der hochwohlweise Lehrer fördert uns oft ein Mitschüler, der uns nur um wenige Schritte voraus ist. Goethe wußte recht gut, daß der Günstling des Fürsten fast immer der Ungünstling des Volkes ist, der schwarze Mann und böse Geist, dem die

Schuld an tausend Übeln zugeschrieben wird; er brachte also seinem Freunde von vornherein das große Opfer seines guten Namens! Auf den Einwurf aber, daß die Gunst eines Fürsten noch zerbrechlicher sei als jede andere Freundschaft, erwiderte Goethe, daß er sich keineswegs auf längere Zeit binde; wenn kein volles Vertrauen zwischen ihm und dem Herzoge mehr stattfinde, hindere ihn Nichts an der Abreise. Im Vaterhause blieb ihm Bett und Zimmer aufgehoben; auch hörte er keineswegs auf, Anwalt in Frankfurt zu sein; dies Geschäft ruhte nur einstweilen, weil er abwesend war; er konnte jeden Tag neue Prozesse dort aufnehmen.

Allerdings fühlten sich Goethe und der Herzog so einig, daß sie einen Bruch ihrer Freundschaft für unmöglich hielten. Sie hatten die gleiche Religion, indem sie beide an die Natur und die Wahrhaftigkeit glaubten, sich gegen alles Künstliche, Herkömmliche, von Pedanten und Politikern Vorgeschriebene auflehnten und nur dem Gotte folgten, der in ihrem eigenen Busen zu ihnen sprach. Sie wollten das eigene Recht verwirklichen, das mit uns geboren ist; sie wollten es, weil sie sich selber stark fühlten und schon sehr wohl wußten, daß die gewöhnlichen Menschen, ob sie hochstehen oder unten an der Leiter, allesamt Feiglinge sind, die nach einigem Murren dem Mutigen freie Bahn zu machen pflegen. Karl August war ebenso gut ein Reichsfürst und unumschränkter Herr in seinem Lande, wie in Preußen sein Großoheim; Dieser aber, der berühmte Friedrich, gab jetzt noch aller Welt das Schauspiel, was ein kühner Geist und unbeugsamer Wille vermag, was ein einzelner

Mann leisten kann, der nur der eigenen Erkenntnis, dem eigenen Pflichtgefühl gehorcht. So, nach der Art der großen Menschen, mußte man leben und wirken!

Der Fürst und der Dichter berauschten sich an dieser aus dem Mute entspringenden Kraft. Wenn sie an einem kalten Wintertage über das Eis dahinflogen, war dies schnelle, leichte Vordringen ihnen ein Bild des vor ihnen liegenden Lebens:

> Sorglos über die Fläche weg,
> Wo vom kühnsten Wager die Bahn
> Dir nicht vorgegraben du siehst,
> Mache dir selber Bahn!
>
> Stille, Liebchen, mein Herz!
> Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
> Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Oder Goethe fühlte sich, zumal wenn ihn sorgliche Briefe aus der Heimat zur Vorsicht mahnten, wie ein Schiffer, der dem unvermeidlichen Kampfe mit dem Sturme, da er einmal auf der See ist, nichts Anderes entgegensetzen kann als seine feste Männlichkeit.

> Und an jenem Ufer drüben stehen
> Freund und Lieben, beben auf dem Festen.
> „Ach, warum ist er nicht hiergeblieben!" —
> „Ach, der Sturm!" — „Verschlagen weg vom Glücke,
> Soll der Gute so zugrunde gehen?" —
> „Ach, er sollte, ach, er könnte!" — „Götter!"
>
> Doch er stehet männlich an dem Steuer:
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern!

Das waren Gleichnisse; das tägliche Leben pflegt prosaischer zu sein. Wohin sollten und wollten denn unsere jungen Männer mit ihrer Kraft und Wagelust? Der Herzog träumte vielleicht, daß er künftig ein großes Land irgendwie erlangen werde; zur Zeit bot sich dazu noch keine Gelegenheit. Zur Zeit konnte er auch in seinen beiden Herzogtümern noch kein kühnes Unternehmen beginnen, denn wenn seine alten Räte die Achseln zuckten und erklärten, daß es sowohl am Gelde wie auch an brauchbaren Leuten fehle, wußte auch er keine Antwort. So blieb ihm und seinen Gesinnungsgenossen nur übrig, die Philister zu ärgern, große oder grobe Worte zu gebrauchen, im geselligen Leben sich umstürzlerisch zu gebärden und ihre Liebe zur Natur durch ein vielfaches Leben im Freien, ein wildes Darauflosstürmen in Wind und Wetter zu beweisen. Des Herzogs Gesundheit war nicht sehr fest; also mißbilligten Viele gerade diese Lebensart, die ihn mit Krankheiten strafen konnte, bei der er aber auch oft nahe daran war, das Genick zu brechen. Man machte seinen Freund Goethe verantwortlich, der an diesem Treiben teilnahm und, wie die Genies alle, einen Kultus mit der freien und rohen Natur trieb. Oft genug mag Goethe es gehört haben, daß es Freundespflicht sei, die Gesundheit, das Leben des Fürsten zu behüten. „Läßt er sich denn zurückhalten?" war die Gegenfrage. Karl August stammte von Heerführern, Reitern und Jägern ab; man pries diese Herzöge von Weimar und Braunschweig mit Recht als Helden: ihr Enkel konnte nicht wohl ein Stubenhocker sein. Es war Entsagung genug, wenn er seinen Heldentrieb in der Jagd hinter Hasen, Rehen und Hirschen

und gelegentlich im Becherschwingen austobte. Was aber die liebe Gesundheit und das noch liebere Leben angeht, wo steht denn geschrieben, daß der Ängstliche ihrer sicher ist? Führt nicht die Vorsicht zur Verzärtelung und die Verzärtelung zur Krankheit? Karl August war fest überzeugt, daß er seine schwächliche Gesundheit der übertriebenen Sorgfalt seiner Mutter und der Wichtigtuerei ihrer Ärzte zuschreiben müsse. In Goethes Elternhause waren die Kinder gleichfalls allzusehr behütet worden. Jetzt warfen sich die jungen Männer auf die andere Seite. Und sie fragten: was hat denn der Weichling, der an seiner Schwächlichkeit herumpäppelt, von seinem übermäßig behüteten Leben?

Goethe hatte über diese Dinge schon längst gedacht. Er war aus seiner gefährlichen, ihn mit Auszehrung bedrohenden Krankheit in den letzten Jahren doch beinahe völlig herausgewachsen. Und Nichts hatte ihm dazu besser geholfen als das Leben im Freien, das fleißige Wandern und Reisen, das Reiten, Eislaufen und die anderen körperlichen Übungen. Nur wer sein Leben wagt, gewinnt es: diese Erkenntnis hatte ihm von der Seele aus den Leib kuriert. „Spude dich, Kronos! Fort den rasselnden Trott!" hatte er dem „Schwager" auf seiner Fahrt über diese Erde zugerufen. „Weit, hoch, herrlich der Blick! Rings in's Leben hinein!" Und nun war er, der Kränkling, doch ein Mann geworden, der schon einen Spaziergang auf den Sankt Gotthard hinter sich hatte.

In den letzten Monaten malte er sich zuweilen ein Schauspiel aus, dessen Held, der niederländische Graf von Egmont, sich zum gleichen Lebens- und Sterbens-

mut bekannte. „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt," fragte dieser Egmont, „was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? . . . Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Grillen und Sorgen verzehren?"

Goethe verstand es schon recht gut, im Augenblick zu leben, und hatte auch das glückliche Talent, über Vieles hinweg zu gleiten, was Anderen Sorgen oder Ärger bereitet. Als er jetzt einmal erkrankte, vermutete seine Freundin Stein, daß ein Ärger die Ursache sei; da konnte er antworten, daß er der Letzte sei, sich krank zu ärgern; an Stoff zum Ärgern fehle es zwar nie, „nur verarbeit' ich ihn nicht." Aber trotz dieser glücklichen Anlagen war er immer noch weit davon entfernt, glücklich zu sein, auch nur in dem bescheidenen Sinne, wie viele unserer Nachbarn glücklich genannt werden können. Sein Seelen-Leiden blieb: die Unrast. Sie wirkte fast wie ein böses Gewissen; er hatte keine Mutter und keinen Bruder umgebracht und fühlte sich dennoch dem Orest und Kain verwandt. Im vorigen Jahre hatte er in einem Briefe an die Karschin den Ausdruck gebraucht: die unsichtbare Geißel der Eumeniden werde ihn vielleicht aus seinem Vaterlande peitschen; Das war ein sehr kühnes Bild gewesen, aber es bezeichnete doch seine immer wiederkehrende Unruhe. Hier aus Weimar

schrieb er an einen andern Dichter, Bürger: die Unruhe sei das ihm Gemäße. „Da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfütterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, so ist mir's wohl." Aber als er wenige Tage nachher in der Abenddämmerung noch am Hange des Ettersberges herumstrich, als vielleicht der letzte Strahl der untergehenden Sonne eine Wolke goldig umsäumte, da betete er zu dem Engel der Ruhe, des Friedens, den seine Seele doch auch herbei sehnte: Könnte er doch von dort oben, von jener goldigen Wolke her, sich zu ihm heruntersenken!

> Der du von dem Himmel bist,
> Alles Leid und Schmerzen stillest,
> Den, der doppelt elend ist,
> Doppelt mit Erquickung füllest!
> Ach, ich bin des Treibens müde!
> Was soll all die Qual und Lust?
> Süßer Friede,
> Komm, ach komm in meine Brust!

Die Himmlischen schwingen sich nur in schönen Märchengeschichten zu uns herab; blickt aber der junge Mensch, auf Erden Hilfe suchend, um sich, so erhofft er Trost und Beruhigung durch das andere Geschlecht. „Holde Lilli!" flüsterte Goethe noch manchmal in seinen Gedanken. Als er seine ‚Stella' gedruckt in Händen hielt, schrieb er in das Buch, das er für sie bestimmte, in neuer Form den Satz nieder, den das Drama in seiner Art abwandelt, den alten Satz: Amor vincit omnia.

> Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
> War stets dein Bild mir nah:
> Ich sah's um mich in dichten Wolken wehen,
> Im Herzen war mir's da.
> Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
> Ein Herz das andre zieht —
> Und daß vergebens Liebe
> Vor Liebe flieht.

Aber der Entschluß, zu dieser Geliebten zurückzukehren, sie mit Gewalt an sich zu reißen, wurde doch nicht fertig. Der neue Ort, die neuen Menschen um ihn herum verdeckten ihr Bild je länger, je mehr.[1]) Bei Hofe und in den andern Gesellschaften hatte er doch mit den Fräulein und jungen Frauen gern sein kleines Spiel; er „mieselte" mit den „Miesels", wie er es nannte.[2]) „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte": so berichtete er nach einem Maskenballe der Frau v. Stein, die nicht dabei gewesen war. Tiefere Gefühle aber entstanden in ihm für keine dieser Schönen, denn allen Raum, der in seinem Herzen frei war, nahm allmählich die Eine ein, die seine Braut nicht werden konnte, die halb wie eine Mutter, halb wie eine Schwester ihm entgegentrat. Sie war der irdische Friedensengel, dessen er so sehr be-

[1]) Daß er mit Lilli Briefe wechselte, ist nicht wahrscheinlich; aber mit ihrem Oheim d'Orville stand er in Verbindung und also mittelbar auch mit ihr.

[2]) Das Wort ist wohl als Mäuslein zu verstehen; auch als Verkleinerung von Miß wurde es ausgelegt; wir erinnern uns, daß die Frankfurter Bürgertöchter sich gern als Misses anredeten oder anreden ließen.

durfte. Schon in einem der ersten kleinen Briefe, die er an sie richtete, fand er das erklärende Wort für sie und seine Liebe, das Wort: „Besänftigerin.“ Weil ihre Ruhe auf ihn überströmte, bat und bettelte er um ihre Gesellschaft und Freundschaft.

Ich habe liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen: weil sie lieb sind. Alles Liebe peinigt mich auch hier: außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind. . . .

. . . Sie sind nun da, um geplagt zu werden. Liebe Frau, werden Sie's nur nicht überdrüssig! . . .

Und mich verdrießt's doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich. . . .

. . . Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe! Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen, will ich Dich ungeplagt lassen. . . .

. . . Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erste Mal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen Dich, Engel des Himmels, dem ich Das schuldig bin. Ich muß Dir's sagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. . . .

. . . Du Einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt! Und doch leb' ich immer halb in Furcht. Nun mag's! All mein Vertrauen hast Du und sollst, so Gott will, auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder, irgend wie ich an Dir eine Schwester habe! Denk' an mich und drück' Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst Gusteln[1]) seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen: Die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden. . . .

. . . Wenn heute Abend Jemand zu Haus ist, so komm

[1]) So nennt sich Goethe ein paarmal, nach einer dramatischen Figur oder nach einer uns nicht überlieferten Geschichte.

ich, les' den Kindern ein Märchen, esse mit Euch und ruhe an Deinen Augen von Mancherlei aus. . . .

. . . Ich bitte Dich doch, Engel, komm ja mit auf Ettersburg! Du sollst mir da mit einem Ring ins Fenster oder Bleistift an der Wand ein Zeichen machen, daß Du da warst! Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe! Und Du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich Was lieber haben könnte als Dich. Wie glücklich müßt ich da sein! Oder wie unglücklich!

Welche Frau hätte solchen Tönen widerstehen können! Und wir erinnern uns, daß die Beiden im gleichen Wunsche, in der gleichen Aufgabe verbrüdert waren, dem jungen herzoglichen Paare nach besten Kräften, in vollkommener Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit zu helfen. Die Herzogin Luise verbarg es nicht, daß sie in dieser neuen Heimat keine Wurzel fassen konnte, daß sie in ihrer Ehe litt, daß sie das wilde Treiben ihres Gatten und seiner Umgebung mißbilligte, daß sie sich zurücksehnte nach den Ländern am Rhein, obwohl sie auch dort schon manches Trübe erlebt hatte. Sie ließ es zumeist ohne Worte merken, denn sie erschloß sich selten; unter den Frauen bei Hofe aber gewann Keine so sehr ihr Vertrauen wie Charlotte v. Stein. So hatten Goethe und seine Freundin dasselbe enge Verhältnis zu den ratbedürftigen jungen Menschen, die die ersten Stellen im Lande einnahmen, und sie waren von der gleichen guten Gesinnung erfüllt. Aber doch mußte eben aus diesem Verhältnis ein Streit, eine Not zwischen ihnen erwachsen. Die einheimische Edelfrau, die Tochter, Schwester und Gattin weimarischer Hof- und Staatsdiener, konnte Goethes Treiben hier nicht billigen, konnte nicht wünschen, daß er bliebe, und noch

weniger, daß er Ämter übernehme. „Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde" schrieb sie noch am 8en März, als sie über diese Dinge dachte, an Zimmermann. Dieser vortreffliche Menschenkenner hatte allerdings ihren Briefen schon längst angemerkt, wie großen Anteil ihr Herz an dem bösen Goethe nahm.

Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.

Goethe hatte wohl Ursache, diesen Zweifel in sich herumzuwälzen. Denn wenn er sich zum Bleiben entschloß, war doch immer noch die Frage zu beantworten, was er hier vorstellen solle oder wolle. Bloß als Freund des Fürsten konnte er sich doch nicht häufiger in die Angelegenheiten des Landes mischen. Auch der alte Fürstenstaat hatte seine Verfassung, nämlich seine Rollenverteilung, seine Ordnung der Rechte und Pflichten. Goethe konnte dem Herzoge Das, was Dieser begehrte, nur dann leisten, wenn er sogleich in dessen „Geheimen Rat" versetzt wurde; Dies war ein kleines Kollegium der höchsten Beamten, die sich ein- oder zweimal in der Woche um den Fürsten versammelten, um ihm alle Staatsangelegenheiten von Belang vorzutragen und seine Entscheidung herbeizuführen. Der Erste von diesen drei oder vier oder fünf Auserwählten konnte für den eigentlichen Staatsminister gelten, oder auch für den Anwalt der Untertanen, wenn der Fürst seine Pflicht versäumte oder mißverstand. In Weimar verwaltete dieses vornehmste Amt schon seit geraumer Zeit der aus dem Kursächsischen stammende Freiherr

Friedrich Jakob v. Fritsch, ein gelehrter, ehrenwerter, aber etwas steifer und zurückhaltender Herr, der seine Macht nur wenig ausnutzte. Neben ihm war der Geheime Rat Karl Schmid im Konsilium der Wichtigste, ein sehr tätiger, rühriger, nach Verbesserungen strebender Mann. Der junge Herzog mochte weder mit Fritsch noch mit Schmid gern zusammen arbeiten, schon weil ihre Überlegenheit ihn drückte: sie hatten ihn ja eben noch als spielenden Knaben gesehen; aber ihre Dienste zu entbehren oder undankbar gegen sie zu erscheinen, wünschte er doch auch nicht. So zauderte er recht lange, ehe er seine eigene Einrichtung traf. Es waren jetzt einige Ämter neu zu besetzen; unter Anderen wünschte der alte Kammerpräsident v. Kalb in den Ruhestand zu treten und dabei sein Amt an seinen Sohn zu vererben; auch war das Präsidium oder Kanzleramt der Regierung erledigt; unter Regierung verstand man die gesamte Rechtspflege des Landes. Dieses Amt erbat sich nach dem Regierungsantritt des Herzogs der Geheime Rat v. Fritsch, obwohl es für ihn ein Herabsteigen bedeutete; er sah nämlich selber ein, daß sein mürrischer Ernst zum häufigen Umgang mit dem neuen Herrn nicht gut passe; als Justiz-Kanzler hätte er die größte Selbständigkeit und die größte Ferne vom Fürsten genossen, denn auch in der Despotie der aufgeklärten Zeit versagten es sich die besseren Herrscher, in die Rechtspflege einzugreifen. Karl August nahm den überraschenden Wunsch freundlich auf und war bereit, ihn zu erfüllen; nach einiger Zeit jedoch verlangte er, daß Fritsch, auch wenn er Kanzler werde, seine bisherige Stellung im Geheimen Rate behalte. Fritsch aber bat

noch einmal um Entlassung aus dem Konsilium. Nun wußte Karl August Wochen lang nicht, wie er sich entscheiden solle; es waren die letzten Wochen des Jahres 1775 und die ersten sechs des neuen Jahres. Endlich, am 15ten Februar erklärte sich der Herzog. Nicht Fritsch solle Kanzler werden, sondern Schmid, denn gerade diesen Mann wünschte der Fürst aus seiner Nähe wegzurücken; Fritsch aber solle sein Amt als erster Geheimer Rat weiterführen. Der zweite Platz im Konsilium war einem Geheimen Rate v. Tabor aus dem Kurmainzischen zugedacht, den der Statthalter v. Dalberg kürzlich in Weimar eingeführt hatte. Den dritten Platz sollte der Geheime Assistenzrat Schnauß behalten, die vierte und letzte Stelle dem Dr. Goethe unter dem Titel eines Geheimen Assistenzrats übertragen werden. Im Präsidium der Kammer solle der jüngere Herr v. Kalb seinem Vater folgen.

Fritsch antwortete auf diese Eröffnungen zwar mit schuldiger Devotion, erklärte sich aber gegen den Plan im Ganzen und im Einzelnen. Was Goethe anging, so nannte er ihn „zu einem dergleichen beträchtlichen Posten unfähig“; außerdem würde seine Anstellung für viele langjährige Diener, die auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten, niederschlagend sein. Der Herzog erwiderte nun auf die Einwendungen des Ministers mit Gründen, die dann wiederum Fritsch bekämpfte; das vorläufige Ende dieses Kampfes war, daß Fritsch seinen jungen Herrn bat, seine Vorsätze noch zu verschweigen und Nichts zu übereilen. Dieser Bitte gab Karl August nach, und so vergingen wieder einige Wochen.

Der Herzog und Goethe planten schon längere Zeit eine Reise nach Leipzig und Dessau; am 20sten März wollte man abfahren. Da erkrankten Beide: ein schlechtes Zeugnis für ihre abhärtende Lebensweise! Der Herzog litt an Schwindel- und Fieberanfällen und auch an Rheumatismus; bei ihm sah die Sache langwierig aus; Goethe war nach einigen Tagen wieder munter. Nun ward beschlossen, daß er allein und nur nach Leipzig reise, um dort einige Geschäfte für den Herzog zu besorgen. Sein eigenes Hauptgeschäft aber war, die alten Freunde, die alten Stätten, wiederzusehen, und sein gegenwärtiges Ich mit dem vergangenen zu vergleichen.

Am 24sten März fuhr er des Abends ab; gegen Mitternacht war er in Auerstädt, wo er einst bei seiner ersten Reise nach Leipzig den Wagen hatte schieben helfen. Als noch kaum der Morgen graute, kam er in Naumburg an:

> Wie anders! Lieber Gott, wie anders, als da ich vor zehn Jahren als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe in ebendas Posthaus trat! Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen! Und wieviel wohler, freier, besser ist mir's nicht!

Zu den großen Gewinnen, die er seitdem gemacht, konnte er namentlich sein inniges und frömmeres Verhältnis zur Natur rechnen. Er genoß es auch heute, wo er so allein durch das Land fuhr. „Ein wunderbares, liebes Dämmerlicht schwebt über Allem“: so begann der Tag.

> Hinter Naumburg ging mir die Sonne auf. Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung! Die Morgenluft so erquickend — der Duft zwischen den Felsen

noch einmal um Entlassung aus dem Konsilium. Nun wußte Karl August Wochen lang nicht, wie er sich entscheiden solle; es waren die letzten Wochen des Jahres 1775 und die ersten sechs des neuen Jahres. Endlich, am 15ten Februar erklärte sich der Herzog. Nicht Fritsch solle Kanzler werden, sondern Schmid, denn gerade diesen Mann wünschte der Fürst aus seiner Nähe wegzurücken; Fritsch aber solle sein Amt als erster Geheimer Rat weiterführen. Der zweite Platz im Konsilium war einem Geheimen Rate v. Tabor aus dem Kurmainzischen zugedacht, den der Statthalter v. Dalberg kürzlich in Weimar eingeführt hatte. Den dritten Platz sollte der Geheime Assistenzrat Schnauß behalten, die vierte und letzte Stelle dem Dr. Goethe unter dem Titel eines Geheimen Assistenzrats übertragen werden. Im Präsidium der Kammer solle der jüngere Herr v. Kalb seinem Vater folgen.

Fritsch antwortete auf diese Eröffnungen zwar mit schuldiger Devotion, erklärte sich aber gegen den Plan im Ganzen und im Einzelnen. Was Goethe anging, so nannte er ihn „zu einem dergleichen beträchtlichen Posten unfähig“; außerdem würde seine Anstellung für viele langjährige Diener, die auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten, niederschlagend sein. Der Herzog erwiderte nun auf die Einwendungen des Ministers mit Gründen, die dann wiederum Fritsch bekämpfte; das vorläufige Ende dieses Kampfes war, daß Fritsch seinen jungen Herrn bat, seine Vorsätze noch zu verschweigen und Nichts zu übereilen. Dieser Bitte gab Karl August nach, und so vergingen wieder einige Wochen.

Der Herzog und Goethe planten schon längere Zeit eine Reise nach Leipzig und Dessau; am 20sten März wollte man abfahren. Da erkrankten Beide: ein schlechtes Zeugnis für ihre abhärtende Lebensweise! Der Herzog litt an Schwindel- und Fieberanfällen und auch an Rheumatismus; bei ihm sah die Sache langwierig aus; Goethe war nach einigen Tagen wieder munter. Nun ward beschlossen, daß er allein und nur nach Leipzig reise, um dort einige Geschäfte für den Herzog zu besorgen. Sein eigenes Hauptgeschäft aber war, die alten Freunde, die alten Stätten, wiederzusehen, und sein gegenwärtiges Ich mit dem vergangenen zu vergleichen.

Am 24sten März fuhr er des Abends ab; gegen Mitternacht war er in Auerstädt, wo er einst bei seiner ersten Reise nach Leipzig den Wagen hatte schieben helfen. Als noch kaum der Morgen graute, kam er in Naumburg an:

> Wie anders! Lieber Gott, wie anders, als da ich vor zehn Jahren als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe in ebendas Posthaus trat! Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen! Und wieviel wohler, freier, besser ist mir's nicht!

Zu den großen Gewinnen, die er seitdem gemacht, konnte er namentlich sein inniges und frömmeres Verhältnis zur Natur rechnen. Er genoß es auch heute, wo er so allein durch das Land fuhr. „Ein wunderbares, liebes Dämmerlicht schwebt über Allem“: so begann der Tag.

> Hinter Naumburg ging mir die Sonne auf. Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung! Die Morgenluft so erquickend — der Duft zwischen den Felsen

so schauerlich — die Sonne so golden blickend als je. Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen! Nein, es ist der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht!

Um drei Uhr nachmittags erreichte er schon sein Ziel: die große Stadt, deren Bewohner ganz andern Göttern dienten! Schon am Abend schalt er auf dies zivilisierte Volk, indem er dem Herzoge seine Ankunft meldete:

Lieber Herre, da bin ich nun, in Leipzig. Ist mir sonderlich worden beim Nähern . . . Und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz-, grau-, steif-röckigen, krummbeinigen, perücken-geklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertags-berockte, alamodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krinsende, schnäbelnde und schwumelnde Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Toren als am Marientagsfeste entgegnet sind.

Neun oder zehn Tage blieb er trotzdem zwischen den hohen Häusern. Sehr wohl fühlte er sich wieder mit seinem alten Professor Oser, der schon von früher her mit dem weimarischen Fürstenhause und Adel in Verhältnissen stand. Dem Kreissteuer-Einnehmer Weiße konnte er jetzt als ein gleichfalls berühmter Dichter gegenübertreten. Was man demnächst von ihm Neues und Gutes zu erwarten habe, fragte Weiße, und Goethe antwortete: Nichts, denn er habe seine literarische Laufbahn Lenzen überlassen. — „Um so besser," dachte Weiße bei sich, „dann wird die Genie-Mode bald vorüber gehen."

Gar angenehme Stunden verbrachte Goethe bei der schönen Sängerin Korona Schröter; wahrscheinlich

Leipzig: Promenade zwischen Barfüßer- und Thomaspforte.

Zeichnung und Stich von Roßmäßler. 1777.

Phot. F. Bruckmann A. G., München.

Katharina Kanne, geb. Schönkopf.

Gemälde von Anton Graff.
Leipziger Museum.

hatte er den Auftrag, ihre Verhältnisse und Wünsche auszuforschen, ob sie vielleicht für Weimar zu gewinnen sei. „Die Schröter ist ein Engel“ schrieb er an Frau v. Stein; „wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen!“

Zu Schönkopfs ging er und auch zu dem ehemaligen Käthchen Schönkopf, der jetzigen Doktorin Kanne. Und als er sie wieder sah und reden hörte, da war es ihm ein Rätsel, warum er so lange Zeit sich eingebildet hatte, er müsse gerade sie erringen und besitzen. „Ce n'est plus Julie“ schrieb er nach Weimar, einen Satz aus Rousseaus berühmtem Roman wiederholend.

Was das Schicksal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehen! Es ist, als wenn diese Reise sollt' mit meinem vergangenen Leben saldieren.

Und gleich knüpft's wieder neu an. Hab' ich Euch doch alle! Bald komm' ich.

Neuntes Kapitel

Die Entscheidung

Zweites Quartal 1776

Als Goethe wieder in Weimar eintraf, hörte er, daß Lenz angekommen sei. Unangemeldet, unerwartet war er plötzlich da, voller Vertrauen auf die Freundschaft des herrlichen Herzogs und des herrlichen Goethe. Und Beide nahmen den schwärmenden Dichter liebreich auf. Auch der Frau v. Stein ward er sogleich zugeführt. „Sie werden das kleine wunderliche Ding sehen und ihm gut werden“ schrieb Goethe, indem er ihn und sich bei ihr anmeldete.

Lenz

Wären sie Politiker gewesen, so hätten der Herzog und Goethe den Ankömmling mit einer aufgefüllten Börse weiterzureisen beredet. Denn dieser neue Poet gab sich bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften viele Blößen und eignete sich gar zu gut zur Zielscheibe für allerhand Spöttereien; und mit den Pfeilen und Speeren der Afterrede wurde dann nicht bloß der kleine Jakob Lenz getroffen, der ja gar nicht ernst genommen wurde, sondern auch seine Freunde und Beschützer, die ganze Geniepartei. Schon der eine Umstand, daß Lenz ein

vollkommener Habenichts und also ganz auf die Spenden der Freunde, vor allem des Herzogs, angewiesen war, daß er von ihnen ernährt, bekleidet, beschuht werden mußte, war seinen Freunden schädlich. Goethe, obwohl nur ein Bürgerlicher, genoß unter den im Hof- und Staatsdienst stehenden weimarischen Adligen doch einen nicht geringen Respekt, weil man sich vom Reichtum seines Vaters eine große Vorstellung machte. Der wirtschaftlich Unabhängige braucht unter Ärmeren weiter kein Wappenschild, um geraden Rückens und erhobenen Hauptes neben ihnen zu schreiten. Die Grafen Stolberg, die alle Vorzüge vereinigten, hatten die Ehre der Genies erst recht erhöht: nun zog sie der Almosenempfänger Lenz hernieder. Und außerdem war er ein halber Narr, wie man bald an allerlei kleinen Geschichten über ihn beweisen konnte. „Lenzens Eselei von gestern Nacht hat ein Lachfieber gegeben“ plauderte Goethe im ersten Monat einmal gegen Frau v. Stein; solche Eseleien waren ein erwünschter Gesprächsstoff. Lenz selber glaubte sich hier in Weimar unter lauter guten und ehrlichen Menschen, sozusagen in einem neu eröffneten Zukunftsstaate, wo Jedermann offen aussprechen durfte, wie es ihm ums Herz war und was ihm durch die Sinne ging, wo Jedermann tat, was ihm beliebte, wenn es nichts Böses war; er selber wenigstens hielt es so. Er gewann sich auch Freunde und Freundinnen, die ihn wie ein Spielzeug, vielleicht gar wie ein drolliges Hündchen oder Äffchen liebten, und gewahrte die grinsenden Mienen der Anderen nicht, die auf ihre Art auch ihre Lust an dem Kerlchen hatten, weil sich in ihm die neue Mode überschlug. Dieser Lenz

aber war der Bruder, der nächste Bundesgenosse Goethes! Ihn meinten Manche mit, wenn sie den neuesten Gast verhöhnten.

Der Herzog mußte seiner Krankheit wegen noch bis über die Mitte des Aprils das Zimmer hüten; Goethe verbrachte fast den ganzen Tag bei ihm, und die Beiden wuchsen noch inniger zusammen. Es kam vor, daß sie beide auf einem Sofa einschliefen, nachdem sie sich müde geschwatzt hatten, oder daß Goethe auf diesem Sofa für die Nacht sich ausstreckte, weil es zu spät geworden war, nach Hause zu gehen.

Zugleich wuchs Goethe aber auch an Weimar an und löste sich immer mehr von Frankfurt ab. Eines Tages schrieb ihm Tantchen Fahlmer von dort eine böse Neuigkeit aus dem Schönemannschen Hause. „Von Lilli nichts mehr!“ antwortete er; „sie ist abgetan. Ich hasse das Volk lang' im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol' sie der Teufel!“ Er meinte mit diesem unfrommen Wunsche aber nur die Mutter, die Brüder, die Familie, keineswegs das Mädchen. „Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Rasse geboren ist.“

Am selben Tage, es war der 10te April, schrieb er einmal wieder an Gustchen Stolberg:

> Mein Herz! mein Kopf! ich weiß nicht, wo ich anfangen soll! So tausendfach sind meine Verhältnisse, und neu, und wechselnd, aber gut.

Und vielleicht schrieb er am selben Tage auch die Zeilen über Frau v. Stein an Wieland, der es nicht begreifen konnte, warum Goethe über diese Eine alle Übrigen von ihrem Geschlechte versäumte:

> Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns: verhüllt, in Geisterduft. Ich habe keine Namen für uns: die Vergangenheit — die Zukunft — das All!

Das Gleiche sagte er dieser Geliebten selber in Versen, die er am 14ten April niederschrieb. Er begann mit einer Klage an das Schicksal — Das war jetzt für ihn der Name, mit dem er die unbekannten Oberen, die Gottheit, meinte — mit der Klage, daß ihm und seiner Freundin keine unbewußte Liebe, kein unbewußtes Genießen gegönnt war, kein kindisches Leben im Augenblick, was er doch selber für das Beste und Weiseste hielt, daß sie vielmehr über ihr Verhältnis und, was daraus werden sollte, immer wieder denken mußten.

> Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
> Unsre Zukunft ahndungsvoll zu schau'n?
> Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
> Wähnend-selig nimmer hinzutrau'n?
> Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
> Uns einander in das Herz zu sehn
> Und durch all die seltenen Gewühle
> Unser wahr Verhältnis auszuspähn?
> Ach, so viele tausend Menschen kennen,
> Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
> Schweben zwecklos hin und her und rennen
> Hoffnungslos in unverseh'nem Schmerz,
> Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
> Unerwart'te Morgenröte tagt:
> Nur uns armen, liebevollen Beiden
> Ist das wechselseit'ge Glück versagt,

Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem Andern seh'n, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Die Freundin meinte er dabei mehr als sich selbst, denn Charlotte war eine Grüblerin und Sorgerin; also fragte sie sich jetzt auch immer wieder, ob sie, die Ehefrau und Mutter, diese unerhörte Liebe, die der neue Freund so naiv und offen ihr entgegentrug und ebenso von ihr erbat, wirklich erwidern dürfe und ob ein Segen auf solcher Liebe ruhen könne. Diese Liebe war so ganz außer der Regel: wie war sie nur zu erklären? Warum hängte sich Goethe gerade an sie, statt an eine der Ledigen, die ihm völlig angehören konnten? Der Dichter versuchte ihr das Rätsel zu lösen — durch ein Geheimnis, eine Ahnung:

Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein-genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau,
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag:
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,

Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Und von allem Dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz,
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag:
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

Unterdessen hatte das Schicksal und sein weimarischer Stellvertreter, der junge Herzog, dafür gesorgt, daß Goethe noch in anderm Sinne hier Wurzeln schlug.

Goethe war mehr als vier Monate ein Gast des Geheimen Rats v. Kalb geblieben, obwohl es in dessen Hause so eng herging, daß der Gast mit seinem Schreiber und Diener Philipp Seidel und noch einem Andern selbdritt in einer Kammer schlief. Dann, am 18ten März, bezog er eine Wohnung ganz nahe der Hauptwache, dem abgebrannten Residenzschlosse und auf der andern Seite dem Gelben Schlosse gegenüber. „Er hat sich ein Haus gemietet, das wie eine Burg aussieht“ erzählte Wieland in einem Briefe nach Darmstadt, „und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp ganz allein sich im Notfall etliche Tage gegen ein ganzes Korps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht überm Kopf ganz anzündeten.“ Aber zur selben Zeit handelte Goethe auch schon um einen Garten

Goethes Eingang   Hauptwache   Schloßturm   Gelbes Schloß

Vor dem Schloßtore. Nach L. Bartning von W. Kubbernuß

Hügel: das Horn   Oberweimar   Belvedere

Stern   Goethe   Schmidt   Ilm   Pulverturm   Schießwand

Das Ilmtal 1776. Nach alter Vorlage von J. v. Kulas

vor dem Tore, um ein ziemlich großes und recht verwildertes Stück Berglehne, wo auch ein altes, baufälliges Häuschen stand. Dieser Garten lag unweit des Fürstenhauses, wo jetzt der Herzog wohnte, aber schon ganz im Freien, ein paar Minuten vor der Stadt, auf der andern Seite der im schmalen Wiesentale sich schlängelnden Ilm und am andern Abhang, der dieses Tal begrenzte. Man war hier schon wie von der Welt abgeschieden, und im Sommer, wenn die Bäume belaubt waren, sah man gar nichts von der Stadt. Auch ging wenig Verkehr am Hause vorbei. Nur auf einer Seite hatte der Einwohner dieses Gartens einen Nachbar, wenn nämlich der Geheime Referendarius Schmidt, ein Vetter Klopstocks, seinen Garten besuchte; sonst war man hier außen ganz allein. Denn daß eine Promenade der Hofgesellschaft, der sogenannte Stern, der einen Ecke des Grundstücks gegenüber lag, brachte nur an wenigen schönen Nachmittagen das feine Volk in die Nähe. Eben diese Einsamkeit, diese halbe Wildnis reizte den Dichter, als er vernahm, daß dieser Garten zum Verkauf stehe. Der Herzog redete ihm zu und versprach, alle Erwerbs- und Einrichtungskosten aus seiner Kasse zu zahlen. Am 21sten April nahm Goethe den Garten und das Haus in Besitz. Von diesem Tage an hatte er ein Grundeigentum, und damit warf er ein Stück der leichtlebigen, leichtbeweglichen Jugend hinter sich; er ward an einer Stelle des Erdbodens angesetzt und trat in den Philisterorden ein, wie es Wieland ausdrückte, der zufällig um eben diese Zeit einen Garten an einer andern Seite der Stadt gekauft hatte.

Bewohnbar war das Haus noch nicht sogleich; die

Goethes Gartenhaus, Rückseite

Maurer und Anstreicher hatten da noch ebensoviel zu tun, wie im Garten die Erdarbeiter und Gärtner. Aber sehr bald sah man hier ein Völklein fleißiger Menschen beschäftigt, und den Doktor Goethe mitten unter ihnen: zuschauend, anweisend, Auskunft gebend, ratschlagend, entscheidend. Solche Unruhe ist gar gut gegen die — Unruhe.

Auch für den Herzog und das Land war Goethe oft schon tätig, obwohl über seine Anstellung noch nichts entschieden war. Einstweilen ergriff er jede Gelegenheit, das Land kennen zu lernen. Feuersbrünste kamen häufig vor und waren bei der leichten Bauart der Häuser und Scheunen schwer einzuschränken; der Landesherr pflegte, wenn ein solches Feuer nicht gar zu weit war,

selber hinzureiten, um seine Teilnahme zu zeigen, das Rettungswerk zu beobachten oder zu befehligen. Goethe begleitete dann den Herzog oder, wenn Dieser verhindert war, ritt er auch wohl als Dessen Befehlsträger und Berichterstatter zur Brandstelle. So am 16ten April nach Ulrichshalben, wo einundzwanzig Häuser niederbrannten, und am 3ten Mai nach Ilmenau.

Dies Gebirgsstädtchen hatte eine besondere Anziehung für ihn. Hier hatte es einst Silber- und andere Bergwerke gegeben; sie waren durch Unglücksfälle und menschliche Schuld verfallen; vielleicht ließen sie sich wieder aufnehmen. Natürlich redeten schon Manche von dieser Möglichkeit. Vielleicht konnte Ilmenau in die leeren weimarischen Kassen einen ähnlichen Lebenspendenden Strom leiten, wie Freiberg im großen Kursachsen tat. Dann konnten Karl August und seine Freunde große Werke verrichten. Goethe blieb, als er einmal des Feuers wegen hieher geeilt war, eine ganze Woche in diesem Wald- und Bergbezirke, guckte traurig die alten Öfen und Erdlöcher der ehemaligen Bergwerke an, erkundigte sich aber auch nach tausend Dingen, die einem künftigen Minister zu wissen gut sind. Als er zurückkehrte, konnte er schon für einen Kenner dieses Stücks der weimarischen Herrschaft gelten.

Der Herzog wurde immer fester in dem Wunsche, daß Goethe in allen oder vielen Sachen der Landesverwaltung sein Auge und seine rechte Hand sein solle; der steifnackige Geheime Rat Fritsch aber beharrte bei seinem Widerstreben. Am 24sten April erklärte er: wenn Goethe eine wahre Zuneigung zum Herrn habe, so könne er selber seine Einsetzung in eine so ansehnliche Stelle

Jakob Friedrich Freiherr v. Fritsch
Schlößchen zu Tiefurt

weder wünschen, noch gutheißen, da eine solche Ernennung dem Fürsten von aller Welt verdacht werden und da sie die treuen und altbewährten Diener, die längst ein Anrecht darauf hätten, kränken müsse. Was ihn selber angehe, so erklärte Fritsch, daß er in einem Kollegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne.

Ein noch böseres Schreiben hatte Goethe schon seit einigen Wochen in seiner Brieftasche; es war von Klopstock, dem Vater und Oberhaupte jener freien Republik der Geister, zu deren Zierden der Dichter des ‚Götz' und des ‚Werther' bisher gehört hatte. So lautete der Brief:

Hier ein Beweis meiner Freundschaft, lieber Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, drein reden wolle. Auch Das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurteile.

Aber Grundsätze, Ihre und meine, bei Seite! Was wird der unfehlbare Erfolg sein, wenn er so fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper damit zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß Diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, zu ihrer Rechtfertigung nicht anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß es geschehen werde?

Die Herzogin wird wahrscheinlich ihren Schmerz jetzt

noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich Das etwa auch niederhalten? Luisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!

Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber Das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg.

Was soll ich Ihnen schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich habe nichts dawider. Im Gegenteil, denn da ist er gewiß noch nicht, wo man Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag.

Goethe wußte nicht, was er darauf antworten sollte; also schwieg und zögerte er. Daß die Sache für ihn nicht gut aussah, war nicht zweifelhaft; Klopstock spielte offenbar auf Klagen an, die die junge Herzogin gegen ihre Verwandten in Karlsruhe getan.

Auch Herzog Karl August fand schwer eine Antwort auf das Schreiben des Ministers v. Fritsch. Über zwei Wochen ließ er verstreichen; dann ergriff er den Stier bei den Hörnern. Er machte dem bisherigen treuen Diener einen Vorwurf, daß er seine Entlassung deshalb fordere, weil Goethe sein Amtsgenosse werden solle.

Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein Jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt; Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie Dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landeskollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an

dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt: Denselben mißbrauchen. . . .

Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einem jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst verlassen, und auf eine sowohl für den Dr. Goethe als — ich kann es nicht leugnen — für mich beleidigende Art. Denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit Demselben in einem Kollegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man Denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient.

Fritsch antwortete sogleich: mußte er sich doch von dem Scheine reinigen, als ob er den Herzog in seinem Freunde habe beleidigen wollen. Er zweifle nicht an Goethes guten Eigenschaften, betonte er, aber er könne diesen Fremden nicht gleich jetzt für ein brauchbares Mitglied des höchsten Rates anerkennen. Und dann deutete er dem jungen Fürsten wiederum an, daß er, der Herr, seine bisherigen Beamten unbewußt und unbedacht beleidige. Er scheine sein Geheimes Konsilium für ein so unbeträchtliches Kollegium zu halten, daß er in dasselbe „zwar an und vor sich habile und gute Hoffnung von sich gebende, keineswegs aber bei Geschäften hergekommene, mit selbigen und mit Ihren und Ihro Herzoglichen Hauses Angelegenheiten nur im mindesten bekannte Personen setzen und Plätze, welche sonst bloß langwierigen Diensten und ausgezeichneten Verdiensten aufbewahrt zu sein pflegen, auf diese Art ausfüllen zu können glauben."

Der Minister kämpfte nicht für seine eigene Person

Karl August

— er war ja bereit, zur Seite zu treten — sondern pflichtgemäß als Führer des Geheimen Rates und aller Staatsdiener. Der junge Fürst aber stand jetzt vor der grundsätzlichen Frage, in welchem Maße er von seiner unbeschränkten Fürstenmacht Gebrauch machen oder wieviel er davon an seine höchsten Diener abgeben wolle. Zweierlei Mitregenten standen damals neben den angestammten Herrschern: die Landstände und die Beamtenschaft. Die ersteren wurden nur alle paar Jahre auf zwei oder drei Wochen berufen; sie fügten sich, wenn man sie reichlich bewirtete, nach einigem Lärmen in Alles, ließen es sich auch wohl gefallen, wenn man sie lange Jahre gar nicht versammelte. Die Beamten oder Diener oder ausführenden Arbeiter üben dagegen Tag für Tag ihre Macht aus, wie nach unten, so auch nach oben. Wohl ist der Herr, wenn er sonst Manns genug ist, stärker als der einzelne Diener, aber gegen ihre Kollegien und ihren Gesamtgeist ist schwer anzukämpfen. Wenn Deren Widerstreben beständig ist, so ermüdet es auch den frischesten Oberherrn.

Karl Augusts berühmter Großoheim, der König in Preußen, berief weder Landstände, noch hielt er Sitzungen mit einem Geheimen Rate; er regierte ganz allein. Das will sagen: er verkehrte nur mit den einzelnen Ministern, Generalen oder sonstigen Ratgebern und zog sie nach seinem Gutdünken heran. Er gab auf deren schriftliche oder mündliche Berichte seine Entscheidung; er saß den ganzen Tag in seinem Kabinett und arbeitete. Da er sich von den verschiedenartigsten Menschen unterrichten ließ, so blieb er ein guter Kenner seines Landes und ließ sich nicht so leicht ein X für

ein U machen. Gewiß hatten auch auf ihn die bewährten Minister und Offiziere einen großen Einfluß; aber seine Diener traten ihm nie vereinigt entgegen; ihre Meinung prangte nie mit dem Beweise der Stimmenmehrheit. Sicherlich setzte diese preußische Regierungsart einen sehr hochbegabten, pflichttreuen, dem Staate völlig sich hingebenden Monarchen voraus, wie der alte Friedrich war; aber wer will es einem fürstlichen Jüngling verdenken, wenn er sich gleichfalls vorzüglich begabt und tatkräftig fühlt? Warum sollte Karl August, der beinahe desselben Blutes war wie jener Berühmte, nicht auch demnächst seine kleinen Länder allein regieren können, indem er treu ergebene Gehülfen um sich versammelte? Kein Zweifel, daß des jungen Herzogs Wunsch und Streben dahin ging, bald der wirkliche und unumschränkte Herr im ererbten Lande zu werden, und daß ihm deshalb das Geheime Konsilium und sein Oberhaupt unlieb und im Wege war. Und kein Zweifel, daß ihn Goethe in solchem Streben bestärkte, weil er, der Geniegläubige, stets der Meinung war, daß nur der einzelne große Mann die Welt vorwärts schieben könne und nicht ein Saal voll Schreiber oder Redner. „Mein einziger Wunsch war, Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen“ schrieb er elf Jahre später an Karl August, als er der Zeit gedachte, wo er in dessen Dienst eingetreten war.

Aber zunächst durfte man von einer solchen Selbstregierung noch nicht laut reden — dazu war der junge Fürst denn doch noch zu unreif — und Karl August mochte auch den bewährten und redlichen Minister v. Fritsch nicht von sich stoßen. Weil sie nun beide gegen einander

festgefahren waren, bat der Herzog seine Mutter, zwischen ihm und dem Minister zu vermitteln. Sie liebte ihren alten Berater Fritsch, sie liebte auch den neuen Stern Goethe, und so war sie wohl zur Versöhnerin berufen. Einen gar geschickten Scheltbrief richtete sie jetzt an Fritsch: er dürfe gerade in dieser Lage einen unerfahrenen Fürsten nicht verlassen, wo nach seiner eigenen Ansicht so viele Gefahren drohten.

> Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen . . . Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die Erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist Die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen . . . Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn kennen zu lernen! . . . Selbst wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt getan hätte, haben Sie dann nicht hinlänglich Ihre Pflicht getan, wenn Sie ihn darauf aufmerksam machten? Und wenn er darauf besteht, ist Das dann Ihr Fehler? Mich dünkt, die Welt würde es Ihnen verargen, wenn Sie einen Fürsten verlassen, der Ihrer Einsicht, Ihrer Rechtschaffenheit bedarf.

Jetzt wurde Fritsch schwankend; er beschloß, sich noch einmal mit seinen nächsten Amtsverwandten zu beraten.

Diese Dinge gingen Mitte Mai vor sich, kurz nach Goethes Heimkehr aus Ilmenau. Er aber genoß jetzt, wenn er die Plackerei mit den Menschen hinter sich

warf, schönste Stunden in seinem neuen Garten, denn seine Entwürfe gewannen durch seine fleißigen Arbeiter Gestalt, und es war gerade die Jahreszeit, wo auch die schaffende Mutter Natur am schönsten ihre Kräfte und Künste offenbart. Zum ersten Male erlebte er den Frühling auf einem bestimmten, umgrenzten Fleckchen Erde und fühlte, daß ein solches Fleckchen uns mehr zu geben hat als das Ganze. Immer neue Zierlichkeiten und Schönheiten entdeckte er, die nun alle ihm gehörten. Allein die unzähligen Vögel, die in seinen Bäumen, Hecken und Sträuchern wohnten!

Am Samstag, den 18ten Mai, hatte er gar viel zu tun gehabt, bald mit seinen Handwerkern, bald mit seinen fürstlichen und hochadligen Gästen, denn sie sahen sich gern mit an, was hier draußen werden wollte; zuletzt brachte ihm sein Philipp ein Abendbrot aus der Stadt und saß zu ihm nieder. Als es dunkelte, erklärte Goethe, er wolle nicht in die Wohnung zurückkehren, sondern hier außen schlafen. Die erste Nacht in dem Häuschen, das nun seine Heimat war! Es war auch die erste Nacht in seinem Leben, die er ganz allein, entfernt von allen Menschen verbrachte, nur umrauscht, umfangen, umsponnen von allen den geheimnisvollen Wesen, die in der Einsamkeit sich andeuten und kund tun.

Als er sich am andern Morgen erhob und in den Garten trat, kam ihm ein Gedanke, der ihn lächerte: „Du bist nun das Erdkühlein!“ Er hatte ein Märchen gehört von einem Kinde, das von seiner Stiefmutter in den Wald geführt und dort verlassen wurde; als das arme Kind nun ängstlich-ruhelos in der Wildnis herumirrte, fand es endlich unter den Bäumen ein Häuschen,

und in dem Häuschen wohnte ein fabelhaftes Tier, ein Erdkühlein. Jetzt dünkte ihm seine Wohnung ebenso welt-abgelegen und geheimnisvoll; also war er selber nun das fabelhafte Tier. „Und nun Erdkühlein für ewig!" sagte er sich. Es war gleichsam ein Gelübde zum einsamen, natürlichen Leben.

Aber wollte dieser Waldbruder sich nicht eben auch zum Ratgeber eines Fürsten bestellen lassen? War er nicht schon ins Hofleben verflochten? Redeten nicht Alle, die Anteil an ihm nahmen, jetzt gerade über seine weltlichen Verhältnisse und verwunderten sich, daß dieser junge Dichter sich freiwillig in dieses Treiben hinein begab? Brannte nicht immer noch Klopstocks Schreiben auf seiner Seele?

Am 21sten Mai warf er endlich eine rasche Antwort hin, um diesen Schmerz bei Seite zu schaffen:

Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.

Sie fühlen selbst, daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und dann käm' vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all' solche Briefe, auf all' solche Anmahnungen antworten sollte!

Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie Ebendas.

Graf Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns selbst gesehen hat.

In eben diesen Tagen hatte Goethe einen neuen Schlag auszuhalten. Durch seine Anlagen im Garten, seine Einrichtung des Hauses war er mit der Frau v. Stein in einen noch lebhafteren Verkehr geraten, als er sonst schon hatte; ihr hatte er den ersten Spargel, den er selber stach, die ersten Blumensträuße, die er pflückte, gesandt, und sie hatte ihm mit allerhand nötigen Dingen im Hause ausgeholfen und ihren Frauenrat gegeben. Sie besuchte ihn auch einige Male da draußen, zwar stets mit schicklicher Begleitung, aber es erregte doch Gerede. Ihr ward zugetragen, was die Leute sagten; sie mußte also für ihre Person zurückhaltender werden und ihren neuen Freund ernstlich bitten, ihren guten Ruf zu schonen, nur zu passenden Stunden zu kommen, und was sonst zum Anstand vor den Leuten gehört. Ihn ergriff ein tiefer Schmerz:

Also auch das Verhältnis: das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch Das gestört! . . .

Ich will Sie nicht sehen; Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftiget Alles. Der Abwesende kommt mit seiner Sprütze, wenn das Feuer nieder ist!

Und Das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was sie tun.

Das Bild von der Feuerspritze, die zu spät kommt, lag ihm jetzt gar nahe, denn fast jede Woche ritt er einmal fort, weil es hier oder dort brannte. Am 22sten Mai schrieb er in sein Tagebuch: „Feuer in Neckerode," am ersten Juni: „Brand in Utenbach." Auch sonst war er nach wie vor eine Art Adjutant seines Herzogs, auch Ende Mai auf einer kleinen Reise, die nach dem Kalbschen Gute Kalbsrieth in der Goldenen Aue, dann nach dem weimarischen Schlosse und Städtchen Allstedt und schließlich auch auf den Kyffhäuser führte: so erwarb er sich auch ein Bild von jenem Thüringen, auf das der Brocken und die andern Berge des Harzes herniederschauen. Und immer mehr wuchs er mit dem Herzoge und der ganzen fürstlichen Familie zusammen. Daß er nun den Garten und das Häuschen besaß und noch weiter einrichtete, half doch auch auf beiden Seiten schon mit, die Zweifel an seiner Zugehörigkeit zu vertreiben.

Auch der Minister v. Fritsch fügte sich langsam in das Tatsächliche und Unabwendbare. Als er den Rat seiner Kollegen erbat, stellten auch sie ihm dringend vor, daß er gerade jetzt auf seinem Platze bleiben müsse. Wenn er, der Mann von Adel und Autorität, fortgehe, so meinte Schnauß, würde das Geheime Konsilium ohne Ansehen nach außen sein; es blieben keine Exzellenzen mehr darin: was würden die Gothaischen Exzellenzen darüber sagen? Dem ganzen Kollegio würde dann das Rückgrat fehlen, denn zum Beispiel er selber, Schnauß, der Bürgerliche und Vermögenslose, dürfe ja

nicht wider den Stachel löcken. „Da würde Alles bunt übergehen und das Geheime Konsilium in ein Kabinett verwandelt werden, da ich nicht einmal durch das Schlüsselloch gucken dürfte." Nur Fritsch könne einer solchen Kabinettsregierung vorbeugen und vom Fürsten fordern, daß er Privat-Insinuationen kein Gehör gebe. Was Goethe angehe, so könne Dieser als Kollege im Konsilium vielleicht unschädlich bleiben oder geradezu nützlich werden. Wenn der Herr Günstling erst die Arbeit kennen lerne und sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen Geschmack finde, dürfte er auch wohl dem Fürsten bessere Begriffe darüber einflößen. Namentlich aber bestehe die große Gefahr, wenn Fritsch jetzt abgehe, daß der junge Herr v. Kalb zum vorsitzenden Geheimen Rate ernannt würde, und dieser Mann, gegen den sich laut wenig sagen ließ, war für Fritsch und Schnauß und manche Andere viel mehr ein Greuel als der offen bekämpfte Goethe, über desses künftiges Verhalten als Teilnehmer einer Landesverwaltung man sich eigentlich noch kein Bild machen konnte.

Kurz, Fritsch gab nach. Am 11ten Juni wurde die „neue Einrichtung" endgültig vollzogen und bekannt gegeben. Der Geheime Rat Karl Schmid wurde also zum Präsidenten der Regierung unter dem Titel eines Geheimen Rates und Kanzlers ernannt, der Kammerrat Johann August v. Kalb zum Präsidenten der Kammer und der Doctor juris Johann Wolfgang Goethe zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Konsilio. Die erste Stelle dieses höchsten Kollegiums behielt Fritsch; die zweite bekam nach Schmids Ausscheiden Schnauß, die dritte und letzte

Goethe. Eine Reihe anderer Beförderungen wurde gleichzeitig vollzogen, um die bisherigen Diener einigermaßen zufrieden zu stellen.

So war der Kampf abgeschlossen. Die Alten mußten der zudrängenden Jugend ein paar wichtige Plätze einräumen; die Jungen aber erfuhren, daß die Menschen nirgends einen reinen Anfang machen, nie eine ganz neue Welt um sich schaffen können. Sie müssen im Ringen gegen die alten Zustände sich am Ende immer zu einem recht mageren Vergleiche entschließen. Auch die Thronfolger. Auch die Genies.

Zehntes Kapitel.

Rück- und Umschau.

1771—76.

Die sechs Jahre von seinem siebzehnten bis zweiundzwanzigsten brauchte Goethe zum Studieren auf auswärtigen hohen Schulen und zur Überwindung einer schweren Krankheit. Dann lebt er etwas über vier Jahre als Haussohn bei seinen Eltern, dem Berufe nach als Advokat eingeschrieben, in seinem Hauptgeschäfte jedoch ein Dichter, Schriftsteller und Liebhaber der schönen Künste. Darauf folgt ein halbes Jahr Besuchszeit in Thüringen, wo eine ganz andere Umgebung auf ihn einwirkt, und das Ergebnis ist: ein herzoglicher Hof- und Staatsdiener. Als Frankfurter Advokat hatte er nur wenig geleistet, weil ihm Lust und Liebe zum Prozeßführen abgingen; ob er sich nun als Verwaltungsmann besser bewähren oder auch nur längere Zeit ausharren wird, steht dahin. Dazu geboren ist er nicht; das neue Amt reizt ihn nur als etwas Neues, mit dem er ringen und worin er sich selber kennen lernen kann.

In seinem Alter haben Viele ihren Lebensplan längst fertig; sie beugen sich auch wohl schon neben ihrer Hausfrau über die ersten Nachkommen; er aber steht noch als ein Tastender, Suchender, Fragender da. In den letzten Jahren hat sich allerdings sehr deutlich

erwiesen, wo seine Kraft liegt, denn Niemand zweifelt an seinem echten und großen Genie zur Dichtkunst. Der Drang zu poetischen Arbeiten, den er von Kindheit auf gespürt, hat ihn also nicht getäuscht. Nicht nur einmal hat er das lesende Publikum mit einem glücklichen Griffe mit sich gerissen; sondern auf sehr verschiedenen Gebieten der Poesie ist er als ein starker Meister und mit vollem Erfolge aufgetreten. Er braucht nur die Harfe der Dichtkunst zu berühren, so erklingen die Melodien freudig oder traurig, innig, ergreifend, tröstend, ermutigend: wie er will.

Das ist ein sehr angenehmes Bewußtsein! Aber leider ist der Harfenspieler eine höhere Art Bettler; er trägt viel Beifall und wenig Geld heim. Goethe mag auch nicht, nachdem er den Dichter-Lorbeer einmal erlangt hat, sich immer wieder vor dem Publikum verneigen und um Erneuerung der Gunst bitten. Ja, es ärgert und plagt ihn seine Berühmtheit jetzt schon, denn seine Gaben werden von Vielen, wo nicht den Meisten, anders aufgenommen, als er sie gemeint hat. Der Dichter möchte zu Artverwandten sprechen und vor gleichschlagenden Herzen singen; die Andern aber, die nun auch dazwischen reden, verderben ihm den Spaß.

Immer wieder wünscht sich Goethe, daß er in der zweiten Kunst des Zeichnens und Malens ebenso ausdrucksfähig und eindruckskräftig werden möchte wie mit den dichterischen Mitteln. Ein Maler zu sein und daneben ein Kenner und Ratgeber in allen bildenden Künsten, ein Mann wie Oser und Kraus, aber vornehmer, wohlhabender, unabhängiger, stärker und tiefer:

eine schönere Ausfüllung seiner Lebenstage hätte er sich nicht gewußt. Leider bleiben seine Leistungen mit Stift und Pinsel noch zu schwächlich; nur gelegentlich glückt ihm ein recht erfreuliches Bildnis oder Landschäftchen. Da er sich das Organ zu dieser Kunst nicht absprechen möchte, so erkennt er um so besser, daß der Maler viel mehr Schulung durchmachen muß als der Dichter, und da muß er denn gestehen, daß Beharrlichkeit, wie jeder Lehrer sie fordert, seine Sache nicht ist.

Zu treuer Übung ist nur verpflichtet, wer noch viel Zeit vor sich hat. Es war erst wenige Jahre her, daß die Parze Atropos schon die Schere angesetzt hatte, Goethes Faden abzuschnappen; auch jetzt rechnet er noch nicht auf eine lange Lebensdauer, aber nach einem demnächstigen Ende sieht es doch nicht mehr aus. Ohne Zweifel: sein geliebtes Herumstreifen in der freien Natur hat ihn gesund oder doch ziemlich gesund werden lassen; dazu sein Eifer zu körperlichen Übungen, seine Bereitwilligkeit zu ernstlichen Anstrengungen, sein trotziges Ringen mit Wind und Wetter. Mit fünfzehn Jahren ein überkluger kleiner Gelehrter, mit zwanzig ein Kränkling und Schwächling, hat er mit fünfundzwanzig den Rigi und den Gotthard bestiegen: so leicht begegnet ihm Keiner, der sich gleicher Leistung rühmen kann! Auf diesem Wege muß er also fortfahren, und die nächsten Mittel der Abhärtung und körperlichen Stählung sind ihm jetzt in Weimar gewiesen: das Herumreisen in dem Lande, in dessen Angelegenheiten er mitreden soll, die Begleitung des jungen Herzogs, der die frische Luft sehr liebt, und das Wohnen in einem einsamen Garten vor der Stadt, also ein halbes Gärtnerleben.

erwiesen, wo seine Kraft liegt, denn Niemand zweifelt an seinem echten und großen Genie zur Dichtkunst. Der Drang zu poetischen Arbeiten, den er von Kindheit auf gespürt, hat ihn also nicht getäuscht. Nicht nur einmal hat er das lesende Publikum mit einem glücklichen Griffe mit sich gerissen; sondern auf sehr verschiedenen Gebieten der Poesie ist er als ein starker Meister und mit vollem Erfolge aufgetreten. Er braucht nur die Harfe der Dichtkunst zu berühren, so erklingen die Melodien freudig oder traurig, innig, ergreifend, tröstend, ermutigend: wie er will.

Das ist ein sehr angenehmes Bewußtsein! Aber leider ist der Harfenspieler eine höhere Art Bettler; er trägt viel Beifall und wenig Geld heim. Goethe mag auch nicht, nachdem er den Dichter-Lorbeer einmal erlangt hat, sich immer wieder vor dem Publikum verneigen und um Erneuerung der Gunst bitten. Ja, es ärgert und plagt ihn seine Berühmtheit jetzt schon, denn seine Gaben werden von Vielen, wo nicht den Meisten, anders aufgenommen, als er sie gemeint hat. Der Dichter möchte zu Artverwandten sprechen und vor gleichschlagenden Herzen singen; die Andern aber, die nun auch dazwischen reden, verderben ihm den Spaß.

Immer wieder wünscht sich Goethe, daß er in der zweiten Kunst des Zeichnens und Malens ebenso ausdrucksfähig und eindruckskräftig werden möchte wie mit den dichterischen Mitteln. Ein Maler zu sein und daneben ein Kenner und Ratgeber in allen bildenden Künsten, ein Mann wie Oser und Kraus, aber vornehmer, wohlhabender, unabhängiger, stärker und tiefer:

eine schönere Ausfüllung seiner Lebenstage hätte er sich nicht gewußt. Leider bleiben seine Leistungen mit Stift und Pinsel noch zu schwächlich; nur gelegentlich glückt ihm ein recht erfreuliches Bildnis oder Landschäftchen. Da er sich das Organ zu dieser Kunst nicht absprechen möchte, so erkennt er um so besser, daß der Maler viel mehr Schulung durchmachen muß als der Dichter, und da muß er denn gestehen, daß Beharrlichkeit, wie jeder Lehrer sie fordert, seine Sache nicht ist.

Zu treuer Übung ist nur verpflichtet, wer noch viel Zeit vor sich hat. Es war erst wenige Jahre her, daß die Parze Atropos schon die Schere angesetzt hatte, Goethes Faden abzuschnappen; auch jetzt rechnet er noch nicht auf eine lange Lebensdauer, aber nach einem demnächstigen Ende sieht es doch nicht mehr aus. Ohne Zweifel: sein geliebtes Herumstreifen in der freien Natur hat ihn gesund oder doch ziemlich gesund werden lassen; dazu sein Eifer zu körperlichen Übungen, seine Bereitwilligkeit zu ernstlichen Anstrengungen, sein trotziges Ringen mit Wind und Wetter. Mit fünfzehn Jahren ein überkluger kleiner Gelehrter, mit zwanzig ein Kränkling und Schwächling, hat er mit fünfundzwanzig den Rigi und den Gotthard bestiegen: so leicht begegnet ihm Keiner, der sich gleicher Leistung rühmen kann! Auf diesem Wege muß er also fortfahren, und die nächsten Mittel der Abhärtung und körperlichen Stählung sind ihm jetzt in Weimar gewiesen: das Herumreisen in dem Lande, in dessen Angelegenheiten er mitreden soll, die Begleitung des jungen Herzogs, der die frische Luft sehr liebt, und das Wohnen in einem einsamen Garten vor der Stadt, also ein halbes Gärtnerleben.

Mit seiner seelischen Gesundheit sieht es nicht ebenso tröstlich aus. Sein Denken, Fühlen, Vorstellen, sein ganzes Aufnehmen, Verarbeiten und Wiedergeben der Eindrücke gingen in den letzten Jahren gar zu rasch vor sich, gerieten oft in eine unheimliche Eile und einen Schwung, der an die Unrast, Heftigkeit, Erregtheit und Zerrissenheit von Wahnsinnigen erinnert. Oft fühlt er sich auf und ab geschleudert, hin und her gerissen, im Wirbel sich drehend. Manchmal gleicht er seiner geistigen Nahrung gegenüber jenem häßlichen Vielfraß, der bei guter Mahlzeit schon die nächste Speise mit den Augen verschlingt. Man kann solcher Unersättlichkeit, solchem Drange in immer neue Fernen auch eine gute Seite abgewinnen; ein Faust erlebt die menschlichen Gefühle in höchsten Ausmaßen und genießt viel mehr als Andere: man muß nur das Auskosten der Leiden mit zu den Genüssen rechnen. Aber sicherlich hat Goethe auch genug Philistererbe und gesunden Menschenverstand in sich, daß er die edlen Güter der äußeren Ruhe und des inneren Friedens zu schätzen weiß: ein Philemon, der mit seiner alten Baucis sein Gärtchen bebaut und das darin stehende Häuschen bewohnt, ist denn doch einem Kain oder einem Orestes vorzuziehen. Hier im thüringischen Lande, das ihm eben noch fremd war, erwirbt Goethe fast durch Zufall einen solchen Garten mit einer solchen Wohnung und zugleich glaubt er zwei Heilmittel für seine Seele zu erkennen. Nach der Regel similia similibus könnte gerade auf ihn der äußere Umtrieb vieler fremder Geschäfte, denen er noch nicht gewachsen ist, beruhigend wirken. Und sodann tritt ihm hier zwar noch keine Baucis, wohl aber eine Freundin entgegen, die Gott zur Besänftigung der Seelen, seiner Seele gewiß, geschaffen hat.

Je weniger Menschen uns nahe kommen, um so stärker greifen einzelne Gestalten in unser Leben ein. Schon in den Knaben- und Studentenjahren hat Goethe niemals zu einer größeren Gesellschaft gehört, nie in der Menge und nach ihrer Art gelebt; er war von früher Kindheit an ein Abgesonderter, der wohl stets ein paar Freunde oder Freundinnen hatte, den Meisten aber, die seine Kameraden hätten sein können, fremd blieb oder geradezu mißfiel. Der offenbar überschätzte Wohlstand seines Vaters gab ihm zwar überall, wohin er kam, ein gewisses Ansehen; für gescheidt und gelehrt galt er auch, aber zugleich für stolz, eingebildet, anspruchsvoll, geckenhaft, närrisch und überspannt. Dies Urteil über ihn mußte sich in den Jahren 1773 und 74 nun wohl erheblich ändern, denn jetzt lagen die Beweise seines außergewöhnlichen Genies auf den Tischen, und jetzt umstrahlten ihn der Erfolg, der Ruhm und die Gunst der Großen. Mit Kopfschütteln und Achselzucken war er nicht mehr erledigt. Aber wir suchen auch jetzt noch in seiner Wohn- und Vaterstadt nach einer Schar, die ihn umgibt; wir entdecken zwei, drei Herankömmlinge, die zu ihm aufblicken, aber keinen einzigen brüderlichen Freund. Georg Schlosser war fortgezogen, und auch er wäre in der Nähe Goethes Freund auf die Dauer schwerlich geblieben: wir wissen es aus Zeugnissen von beiden Seiten. Als Goethe im Spätjahr 1775 seiner Heimat den Rücken wendet, hinterläßt er dort keinen Freund, den er entbehrt oder der ihn entbehrt, keinen Gleichgesinnten,

mit dem er durch Briefe die Aussprache fortsetzen müßte.

Dagegen sind ihm anderwärts, in den verschiedensten deutschen Ländern, eine Reihe von Freunden zugewachsen. Sein Genie hat sie angezogen, aber sie bleiben auch bei ihm, als sie ihn von Umgang und Briefwechsel her gut kennen und Tage oder Wochen lang mit ihm gelebt haben. Es sind so vorzügliche und begabte Männer wie Lavater, Jacobi, Merck, Kestner, Fritz Stolberg, Christian Stolberg und weiterhin noch Manche, die zu den Besten gerechnet werden oder bald dazu gehören müssen: Herder, Zimmermann, Klopstock, Bürger, Jung, Lenz, Klinger, Kayser, Knebel, Lindau, Haugwitz usw. Als Goethe dann einige Monate in Weimar gelebt hat, kann er sich auch in seinem Wohnorte, diesem so kleinen Städtchen, zweier neuen Brüder erfreuen, des Landesherrn und des hochberühmten Dichters Wieland. Jeden Augenblick, wo er eine Leere oder ein Bedürfnis nach Anlehnung fühlt, kann er sie aufsuchen, und manchen andern guten Gesellen außerdem: Bertuch, Kalb, Einsiedel und wie sie alle heißen. Kein Wunder, daß er hier so rasch heimisch wird: wo unsre Freunde wohnen, ist unser Vaterland.

Von einem weiblichen Wesen kann ein Mann von Goethes Art, nämlich ein Mann von Selbstgefühl, Ansprüchen und Sonderbarkeiten, allemal leichter ertragen und gemeistert werden als von einem andern Manne; das andere Geschlecht schützt die Freundin vor einer verdrießlichen Unterordnung, verhilft ihr im Gegenteil oft zur Überlegenheit. Der junge Goethe ward von Mädchen und Frauen nicht eben viel umschmeichelt,

wenigstens nicht, ehe der Ruhm ihn umglänzte; aber er hatte immer eine brave Freundin in der Nähe und ein paar liebe Mädchen oder Frauen nicht allzu fern. Eine Johanna Fahlmer ersetzt ihm in Frankfurt den männlichen Freund; Barbara Schultheß tritt in Zürich neben seinen dortigen Herzbruder Lavater, und in Weimar wird ihm Frau v. Stein alsbald soviel und mehr, als ihm früher die Schwester gewesen. Man sagt, daß sich in alle Verhältnisse zwischen Mann und Weib die Geschlechtsliebe (oder auch der Geschlechtshaß) einmische; wie viel oder wie wenig aber, bleibt den Beteiligten selbst undeutlich. Zweimal wuchs in den fünf Jahren, von denen hier die Rede ist, Goethes männliches Wohlgefallen an Mädchen so hoch an, daß die Ehe als eine natürliche Folge erschienen wäre, aber auf beide Mädchen, Charlotte Buff und Elisabeth Schönemann, mußte er verzichten, oder genauer: er verzichtete von sich aus, denn mancher Andere hätte ja viel größere Hindernisse überrannt, als hier vorlagen. In einem dritten Falle richtet sich seine fast leidenschaftliche Liebe auf ein Edelfräulein, das er nur aus Briefen kennt. Und überhaupt will in dieser Zeit, etwa mit fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahren, ein Übermaß von Liebe aus ihm herausquillen, bald diesem, bald jenem weiblichen Geschöpf entgegen. Schließlich wendet sich der Hauptstrom gegen die Ehefrau eines Halbfreundes. Deutlich genug sehen wir bei allen diesen Geliebten die äußeren Ursachen, weshalb Goethe noch nicht zu einem regelrechten und dauernden Bündnis, noch nicht zu einem geschlechtlichen Ausleben und den häuslichen Freuden des Familienstandes gelangte; wichtiger aber wären die über alle

zufälligen Verhältnisse hinausreichenden inneren Gründe seines Alleinbleibens. Wie Das alles zusammenhängt: diese Arten und Grade der Liebe, sein enthaltsames Einsiedlerleben, seine Unrast und Unersättlichkeit, sein poetisches Schaffen, das bald nur ein Talent- und Witz-Erproben, sehr oft aber ein unwillkürliches Ausströmen aus dem Unbewußten ist: wer vermöchte es anders zu erklären als mit Worten, die, so weit sie auch hergeholt sind, so gelehrt und tief sie auch klingen, doch immer nur Worte und Schälle bleiben!

Als heranwachsender Knabe versprach Goethe ein Gelehrter, vielleicht die Zierde einer Fakultät zu werden. Später fuhr er allerdings fort, sich große Kenntnisse zu erwerben, was ihm bei seiner schnellen Auffassung und seinem vortrefflichen Gedächtnisse leicht fiel; aber ein Gelehrter wurde er doch nur im Vergleich zu Hofleuten, Kriegsmännern, Gutsbesitzern, Kaufleuten und dergleichen Praktikern. In keinem Fache legt er sich auf ein ernstliches Forschen und Lernen, bringt er es zu einem gründlichen Wissen. Ihm fehlt, was man unschön, aber treffend das Sitzfleisch nennt. Eine Zeitlang scheint er den Naturwissenschaften eine besondere Liebe entgegenzubringen; aber auch sie läßt er bald ruhen, und als er nach Weimar kommt, versteht er vielleicht von der Chemie etwas mehr als Jedermann, weil Jedermann eben gar nichts davon weiß; aber über Tiere, Pflanzen, Gesteine und andere physikalische Dinge kann auch er keinen Bescheid geben. Die Natur war den damaligen regelrechten Gelehrten ganz fremd und dem gewöhnlichen Bürger auch nur in den wenigen Stücken bekannt, wo er sie ausnützte. Nur mit der Physiognomik

hatte sich Goethe infolge seiner Freundschaft mit Lavater etwas reichlicher abgegeben; aber diese Physiognomik sollte ja erst eine Wissenschaft werden und sah zunächst noch der Spielerei und Pfuscherei sehr ähnlich. Übrigens begehrt Goethe diese Wissenschaftlichkeit und Gelehrtheit, die wir ihm hier absprechen, selber nicht; er weist sie vielmehr, als ein Geniegläubiger, weit von sich. Sein Bildungstrieb, seine Lernlust, sein Erkenntnisdurst sind zwar von den stärksten, aber das gewöhnliche Studieren verwirft er, und der ausgedörrte, hustende, fröstelnde, vielwissende und doch völlig weltfremde und hilflose Stubengelehrte ist sicherlich nicht das Ziel seines Lebensweges. Er glaubt: eine wahrhafte und nahrhafte Erkenntnis muß sich auch auf andere Weise gewinnen lassen.

Zur Philosophie ist Goethe von Kindheit auf ebenso veranlagt und geneigt wie zur Dichtkunst; nur muß man sich darunter nicht jene angehäufte und ausgeklügelte Wissenschaft vorstellen, wozu sie die Professoren gemacht haben. Goethes Philosophie ist kein Buch, kein Lehrgebäude, eher schon eine Sprüchwörtersammlung. Sie ist die vielen großen Dichtern angeborene Weisheit und Gerechtigkeit, nämlich ihre tiefe Einsicht in die Seelen der Menschen und in den Wert der irdischen Güter. Als einen Philosophen dieser Art hat sich Goethe jetzt bereits öffentlich erwiesen, denn in den ‚Götz‘, den ‚Werther‘ und die übrigen schon veröffentlichten Schriften sind erstaunlich viele Perlen solcher Lebensweisheit mit eingestickt.

Sein Verhältnis zur Religion und zu den Religionsparteien ist nicht ganz klar oder fest. Eigentlich dachte

er über Glaubensfragen und kirchliche Dinge nicht viel anders als seine aufgeklärten und aufklärenden Zeitgenossen im nördlicheren Deutschland; er war jedoch ins Lager ihrer Gegner, zwar nicht zu den Orthodoxen, wohl aber zu den Pietisten geraten. Nämlich infolge seiner Freundschaft mit einzelnen Frommen, mit Susanne v. Klettenberg, Dr. Jung und Lavater, zum Teil auch infolge von literarischen Kämpfen, denn zufällig wurde der Hauptführer der Aufklärer, Nicolai in Berlin, auch der Mann, der dem Verfasser des ‚Werther' die schmerzendsten Hiebe und Stiche versetzte. Aber Goethes Verbindung und Mitgefühl mit den sogenannten Stillen im Lande hat doch auch tiefere Ursachen. Er selber ist von Natur ein Gläubiger, insofern als er das Geheimnis, den Schleier vor dem Allerheiligsten, anerkennt und auch liebt. Es ärgert ihn, wenn unter den Betätigungen des menschlichen Seelenlebens der Verstand immer allein das große Wort führen, als Herrscher und Besserwisser gelten und als ein grämlicher Hofmeister zetern und zanken will, sobald die übrigen Seelenkräfte ihr Recht begehren. Was Goethe in sich selber als das Stärkste und Beste fühlt, ist unergründlicher, ursprünglicher, triebhafter, quellmäßiger, dumpfer und rätselhafter als das vielgelobte und sich so gern selbst lobende kühle, klare, logische und rechnende Denken. Er fühlt ein Mysterium in sich; also ist er auch geneigt, ein Mysterium als Urgrund und Mittelpunkt aller Menschheits- und Weltgeschichte anzunehmen, denn der Mensch bildet Gott und die Welt aus sich heraus und nach seinem eigenen Bilde. Indem nun Goethe das Mysterium ehrt, gibt er auch zu, daß über ein Mysterium weiter

nichts zu sagen ist. Er grübelt wohl auch zuweilen, aber sein angeborener Fleiß lockt ihn rasch genug zu nützlicheren Beschäftigungen, und gerade die theologischen Streitfragen: Vorausbestimmung, Erbsünde, Erlösung, Wiederbringung, Dreieinigkeit usw. gewinnen keine Macht über ihn. Der Kern seiner Religion ist einfach ein in ihm ruhendes Gottvertrauen. Namentlich, wenn Not an Mann geht, zweifelt er keinen Augenblick am Walten eines großen Schicksals, dem er sich hingeben kann, muß und will.

Jene norddeutschen Vernunftgläubigen betonen, da ihre Glaubensleistung doch als die geringere erscheint, um so lieber die sittliche Hälfte der Religion. Sie wollen die Priester in Tugendlehrer verwandeln und den Gottmenschen Jesus gleichfalls in einen weisesten und edelsten Prediger. Indem sie über die Pflichten reden, sehen sie in dem Manne, dem Hausvater, auch gern den Bürger, der mit Seinesgleichen das gemeine Wohl bedenkt und zu verwirklichen trachtet: in seinem Orte, seinem Staate, in der ganzen Menschheit. Da nun fast alle Menschen damals Untertanen sind, die in Staatssachen von ihrer Obrigkeit weder befragt werden, noch die Erlaubnis zum Räsonnieren haben, so wirft sich dieser neue Bürgersinn zunächst auf den gestatteten und auch sehr nötigen Kampf gegen Aberglauben, Vorurteile, Unwissenheit, Trägheit, Laster, auch wohl gegen die Scharlatane, Schwindler und Dunkelmänner des Tages. Goethe fühlt noch keinen solchen patriotischen Trieb in sich, vielleicht weil seine Seelenkräfte sonst schon reichlich in Anspruch genommen werden; aber es ist doch bemerkenswert, daß der junge Jurist, der in der Bürger-

rolle einer Republik verzeichnet steht, der als Enkel des Stadtschultheißen aufgewachsen ist, in dieser seiner Heimat, wo er selber in die Obrigkeit als Mitregierender eintreten könnte, wo er viele Mißbräuche und Übelstände recht gut sieht, wo er sich leicht einen Anhang verschaffen könnte, daß er niemals Bürgersinn genug in sich fühlt, um bei irgend einem guten Werke zu führen oder mitzuwirken. Um so auffälliger ist daher auch sein Eintritt in die Verwaltung der Herzogtümer Weimar und Eisenach, welche thüringischen Ländchen doch gar kein Recht auf ihn haben. In dem begreiflichen inneren Kampfe, der dieser Amtsübernahme vorausgeht, bemerken wir niemals den Vorsatz, daß er von nun an ein Volksfreund sein und den Untertanen, denen er durch ihren Fürsten aufgedrängt wird, zu ihrem Heile dienen will, um Unrecht in Segen zu verwandeln. Er scheint auf dem bequemen Standpunkte zu stehen, daß es alleinige Sache des Fürsten sei, sich seine Gehülfen zu wählen. Jedenfalls ist er von seinem Innern aus auch jetzt noch kein Staatsmann oder Patriot oder im sittlichen Sinne Bürger.

Auch abgesehen vom Kapitel der Pflicht gegen die politische Gemeinschaft, erkennt er eine lehrbare und feststehende Moral so wenig an wie eine ebensolche Religion. „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ wiederholen der Pfarrer, der Lehrer und alle ordentlichen Leute unaufhörlich; eben diese Imperative aber reizen den jungen Menschen, der das Althergebrachte als eine Verfilzung von Unsinn und Mißbrauch erkannt hat, zu trotziger Auflehnung. Das Erbe von Vätern her gleicht der Masse bei einem Bankerotte. Laßt uns doch ein-

mal von vorn anfangen und den Dingen auf den Grund gehen! Die Moralisten fordern von uns, daß wir anders sein sollen, als uns die Natur hingestellt hat: warum aber sollten wir solchen Moralisten mehr gehorchen, als dem Gotte, der in uns spricht und durch uns handelt? Hier ist zu wählen zwischen der Wirklichkeit und der Forderung des Lehrers oder Tyrannen. Soll ein jedes Wesen sein, wie es ist — wodurch eine höchst unterhaltsame, bunte, vielstrahlige Gotteswelt erhalten bleibt — oder soll dies Naturwesen nach Schablonen zugerichtet werden, wie die preußischen Rekruten so lange gedrillt werden, bis sie in tadellosen Brigaden die Beine heben und die Arme schwenken? Es läßt sich Viel für und gegen die Erziehung sagen; Goethe aber ist jedenfalls zu sehr Einzelgänger, um sich unter einen Drillmeister zu stellen oder selber einer zu werden. Wer sich als einen Besonderen kennt und von Anderen Sonderling genannt wird, wird alle Regeln und Vorschriften mißtrauisch abwehren. „Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder, wie er's treibe!“

Auch bedarf Goethe der angelernten Sittenregeln schon als ein Dichter nicht, denn der Dichter rechter Art ist ja selber eine Quelle der Moral. Was ist die Voraussetzung und zugleich die Hauptlehre alles ethischguten Verhaltens? Doch wohl die Einfühlung. Vor allem sittlichen Urteilen oder gar Handeln müssen wir das große Gebot vernehmen: Versetze dich in den Andern! Denke seine Gedanken, fühle seine Freuden und Leiden, sein Lieben und Hassen nach; schaue mit seiner Phantasie! Und nimm seine Vorgeschichte, seine Umgebung zum Untergruud dieses stellvertretenden

Denkens, Fühlens, Vorstellens, Wünschens und Wollens! Fürwahr: eine schwere Aufgabe! Aber sobald der Dichter über den Versmacher und Schönredner hinauswächst, leistet er sie. Und welcher Dichter hatte sich zu solcher Seelen-Einschlüpfung fähiger erwiesen als der junge Mann, der nach dem ‚Götz' die ‚Leiden Werthers' hatte ausgehen lassen und jetzt die ergreifendsten Szenen aus einem Faust-Drama vorlas?

Es gibt noch andere Gründe, weshalb Goethe als sittlicher Mensch seinen eigenen Weg geht. Oft sieht er in seinem Innern etwas Krankes, Beängstigendes; er glaubt Polypen zu entdecken, die man ausreißen oder ausbrennen müßte; aber wenn er sich dann mit den Mitmenschen vergleicht, so findet er zwar Viele günstiger, aber Keinen edler veranlagt als sich. Und da darf er zu denken fortfahren: Ein guter Baum wird gute Früchte bringen. Allerdings fragt sich, ob der Mensch sich selber für edel erklären darf. Würden wir da nicht alle adlig? Nun abgesehen davon, daß Goethe auch von den unfreundlichsten Beurteilern nicht zum Haufen gerechnet wird, so kann er bei gewissenhafter Prüfung seiner selbst feststellen, daß er wahrhaftiger, reiner, selbstloser, uneigennütziger lebt und handelt als die Menschen, denen er zusieht. Er braucht sich diese guten Eigenschaften nicht als Verdienst anzurechnen; wir kommen ja zu mancher Tugend so unzurechnen; wir kommen ja zu mancher Tugend so unschuldig wie zu einer festen Gesundheit oder schön geformten Gliedern. In Goethes Falle: den Söhnen wohlhabender Väter wird eine vornehme Lebensführung viel bequemer gemacht und reichlicher eingeflößt als den sogenannten armen Teufeln. Aber sei die Ursache,

welche sie sei: Goethe kann sich eine Reihe von ethischen Vorzügen zugestehen und daraufhin mutig sich selber gewähren lassen, denn der Trieb des guten Menschen geht auf das Gute. Die unreineren Nachbarn haben jedenfalls kein Recht, sich zu seinen Lehrern und Richtern aufzuwerfen.

Nun pflegen kluge Tadler und Aufseher sich seltener auf ihre eigene Tugend, als auf ihr Alter und daraus folgende Erfahrung und Abgeklärtheit zu berufen. Aber gerade Goethe war früher sehr bereit gewesen, diese höhere Reife anzuerkennen. Die Erzählungen von Mentor und Telemach waren damals geläufig; der Knabe und Student Goethe verlangte sehr nach einem Mentor, und so führte ihm das Leben auch diese älteren Freunde und Führer zu. Je länger ihre Reihe wurde, um so mehr erfuhr der neue Telemach, daß unsere Vorgänger und Lehrer, die uns zuerst leicht als eine einige Körperschaft erscheinen, doch auch nur Einzelne und Vereinzelte sind. Namentlich wenn man mit ihnen im Vertrauen redet und sie um ihre aufrichtige Meinung fragt, nach welchem Kompaß wir uns am besten durch das Leben hindurchfinden können, da gehen sie doch sehr auseinander. Als Goethe im Alter eine Skizze über seine Jugendjahre niederschrieb, dachte er an diese damals begehrte Magnetnadel.

Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmütigkeit und Zartheit; der Andere in eine gewisse Gewandtheit; der Dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn; der Vierte in Frömmigkeit; der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Tätigkeit; der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit, und immer so fort . . . Diese Lehren widersprachen

einander öfter, als daß sie sich untereinander hätten ausgleichen lassen.

Gewiß, die älteren Freunde werden auch oft übereinstimmen, am öftesten in der Warnung vor allem Übertreiben und Unmaß. Ja, glücklich, wer von Natur zur Mäßigkeit veranlagt ist! Der junge Goethe aber ist es nicht; keine gütige Fee hat in seine Wiege die Tugenden der Temperantia und Sophrosyne als Angebinde gelegt: wie soll er sie da von seinem Innern aus begreifen und ergreifen? Die besten Lehren sind ziemlich kraftlos, wenn ihnen in uns nicht schon ein Wunsch und eine Fähigkeit entgegen wächst. „Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein" schreibt der rückschauende Greis.

Als dieser soviel einsame Goethe nun mit Karl August von Weimar ein Bündnis plant, das ähnlich wie eine Ehe, also vielleicht und hoffentlich auf Lebenszeit gemeint ist, da muß der Enkel eines Schneiders und eines republikanischen Stadtschultheißen den jungen Herzog, der von lauter Fürsten abstammt und mit den größten Herrschern Europas verwandt ist, zuvor auf seinen Adel prüfen. Und Goethe findet in dem fürstlichen Jüngling zwischen den Schlacken genug Gold und neben dem Krankhaften genug Gesundheit. Also kann Goethe der Form nach einen Diener dieses Fürsten darstellen, indem er in Wahrheit sein Freund, Begleiter, Warner und Lehrer wird. Und die Beiden dürfen nun auch wohl in ihrer Vereinigung den alten Philistern trotzen, die gewiß in vielen Fällen Recht behalten, aber im Ganzen nicht den Beweis bringen werden, daß sie von besserer oder gleich guter Art sind.

So beginnt Goethe in seinem siebenundzwanzigsten Jahre im neuen Orte ein neues Leben. Bewundert und berühmt wegen seiner Dichtungen, ist er dieses Ruhmes fast schon überdrüssig; jetzt entfernt er sich von dem literarischen Getriebe; ja, er schiebt die poetische Tätigkeit, der er alle Auszeichnungen verdankt, beiseite. In seinem neuen Berufe ist er ein Rätsel, ein Unbekannter auch für sich selber. Als Mensch wird er von Einigen geliebt, von den Meisten gescholten, verspottet und abgelehnt. Äußerlich gesehen ist er ein sehr stolzer junger Herr; er übernimmt ein hohes Amt und bewohnt seit kurzem sein eigenes Haus. Er selber aber fühlt sich noch oft wie in einem Boote, das auf wilder See mühsam einem noch nicht erkennbaren Hafen zustrebt. Festigkeit und suchendes Schwanken sind wunderlich in ihm gemischt. „Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen." Also wird auch der Schiffer auf und ab gehoben; aber es ist Etwas in ihm, das an dem Schwanken und Schleudern nicht teilnimmt.

> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild, nS.: neben Seite

2. Orte und Länder

3. Sachen

4. Werke

Dramatische Form

Epische Form

Lyrische Form

Aufsätze und Flugschriften

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

VOLUME 4

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Am Bau der Pyramide seines Daseins

1776 - 1780

GB B632
4

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

SEP 2 1930		
MAY 20 1933		
2 De '61		

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1776–1780

Am Bau der Pyramide seines Daseins

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.
Copyright 1924 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Goethe
Nach der ersten Büste von Martin Klauer 1778/79

Goethes Leben

Von
Wilhelm Bode

1776–1780
Am Bau der Pyramide seines Daseins

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1925

24-2985 (cont.)
vol. 4

Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schweerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünscht ich's den grössten Menschen gleich zu thun, und in nichts grösserm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseyns, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Lufft zu spizzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babilonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräffte bis hinauf reichen.

Goethe an Lavater. 21. September 1780

GB
B63R
4

Nov 25 1924

Vorwort

Im Nachlaß meines Vaters fand sich ein Blatt, das offenbar Gedanken zum Vorwort dieses Bandes enthält:

„Eine Pyramide ist eine Treppe, mathematisch ausgedrückt: Treppe dritten Grades, eine Treppe von allen Seiten, eine Nichts-als-Treppe. Sie führt nicht von einem Raum zum andern, sie gewährt dem Menschen, der sie benutzt, einen höheren Stand und einen weiteren Blick . . . Als Goethe im Alter neben den anderen weimarischen Dichtern sich selbst zu kennzeichnen hatte, nannte er sich den Freund und dachte sich als einen Besteiger der Pyramide:

> Weltverwirrung zu betrachten,
> Herzensirrung zu beachten,
> Dazu war der Freund berufen,
> Schaute von den vielen Stufen
> Unsres Pyramidenlebens
> Viel umher, und nicht vergebens:
> Denn von außen und von innen
> Ist gar manches zu gewinnen.

Aber um 1778 war die Pyramide noch etwas anders gemeint als 40 Jahre später. Nämlich als ein Stufenbauwerk, das man selbst zu bauen hat."

Davon gibt das Wort Goethes, das diesem Bande als Motto vorangesetzt ist, Kunde. Es wird auch den zunächst vielleicht seltsam anmutenden Titel „Am Bau der Pyramide" erklären.

Mein Vater hat den vorliegenden und auch den noch ausstehenden fünften Band seiner großen Goethebiographie in der Handschrift vor den bereits erschienenen Bänden 6 und 7 vollendet. Die vorauseilende Veröffentlichung der „Flucht nach dem Süden“ erfolgte hauptsächlich, um seinen Lesern, denen er Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt schon mehrfach geschildert hatte, einen bisher von ihm noch nicht behandelten Stoff darzubieten.

Bei der Beschaffung von Bildern für diesen Band, unter denen sich eine Anzahl bisher wenig bekannter befindet, haben wir viel freundlichen Beistand erfahren. Den Leitern der Landesbibliothek, des Goethe-National-Museums und des Schloßmuseums in Weimar sind wir für Beratung und Überlassung der Vorlagen zu großem Dank verpflichtet. Ganz besonders haben die Herren Prof. Dr. W. Deetjen und Dr. Hans Wahl uns mit sachverständigem Rat und immer bereiter Hilfe zur Seite gestanden. Herr Prof. Rasch stellte aus eigenem Besitz mehrere Vorlagen zur Verfügung. Ihnen allen sei herzlich gedankt. Der gleiche Dank gilt Herrn J. v. Kulas für seine wohlgelungenen Umzeichnungen einer ganzen Anzahl alter Vorlagen.

Da der vorliegende Band die Schilderung der größten Schweizerreise Goethes enthält, darf hingewiesen werden auf meines Vaters Werk „Die Schweiz, wie Goethe sie sah“, das außer einer Darstellung der Schweizer Zustände jener Tage 133 Tafeln mit Nachbildungen von zeitgenössischen Stichen enthält.

Nach dem Tode meines Vaters sind uns zahlreiche Beweise der Teilnahme und des Verständnisses für seine

Lebensarbeit zugegangen. Es ist sein Wunsch gewesen, in dieser Biographie Goethes Leben so zu schildern, wie es wirklich war, über alle wesentlichen Vorkommnisse im äußeren und — soweit erkennbar — inneren Leben des Dichters getreu Bericht zu erstatten. Er wollte dies tun in einer Form, die den Leser in den Stand setzt, die Vorgänge und Personen nach Möglichkeit als gegenwärtig zu empfinden und alles nachschaffend mitzuerleben. So ist es ganz in seinem Sinne, wenn ein Archivrat sagt: „Diese Biographie wird das Nachschlagewerk über Goethe werden“ oder wenn die „Schlesische Zeitung“ schreibt: „Die Bücher Bodes sind große Sammelbecken, aus denen Goethe-Freunde und Goethe-Forscher immer neues Material schöpfen können“. Noch mehr aber hätte ihn die Äußerung eines um die Deutschlandhilfe hochverdienten Schweizers erfreut: „Bode läßt uns mit Goethe verwachsen“. Und wenn er den begeisterten Brief einer jungen Kielerin gelesen hätte, in dem es heißt: „Man lebt ganz in Weimar, denkt jeden Augenblick, unser Dichter werde hervortreten,“ dann hätte er das Gefühl gehabt, in seinem Wollen verstanden zu sein, und darin reichen Lohn gefunden. Wir aber möchten, nachdem er uns genommen ist, allen denen danken, die verständnisvoll seine Absichten erkannt haben und willig seiner Führung gefolgt sind.

Hannover, im September 1924

Victor Bode

Inhalt

Seitenzeiger.

Abbildungen

Personen

Orte

Karten:

Ansichten:

Verschiedenes

Urheber der Abbildungen

Zeichnungen Goethes

Erstes Kapitel

Weimar und Ilmenau

Sommer 1776

An demselben elften Juni 1776, wo in Weimar Goethes Eintritt in den Geheimen Rat des Herzogs öffentlich bekanntgegeben wurde, erzählte man sich in Göttingen, daß er auf der Jagd vom Pferde gestürzt sei und sich den Hals gebrochen habe. Auch nach Gießen drang das Gerücht, und von da schrieb es die Professorin Höpfner an ihre Busenfreundin, die schöne Albertine v. Grün in Hachenburg. „Ich bin halb tot über die Nachricht“ erwiderte das warm empfindende Mädchen.

> Goethe, guter Goethe, könnte ich dich doch der Vorsehung abdringen, wenn du dahin bist! Du warst gewiß ein guter Mensch! Du hättest unmöglich so viele Empfindungen haben können, wenn du nicht auch eine große, edle Seele gehabt hättest . . . .
>
> Nie sind heiligere Tränen um ihn geweint worden, als ich um ihn weine; ich habe ihn mit Ehrfurcht wie meinen weit über mich erhabenen Bruder geliebt.

Diese Albertine v. Grün hatte den so berühmten und doch noch so jungen Mann nur einmal von ferne gesehen, aber sie bewunderte nicht nur den Dichter, sondern

auch den Menschen. Höpfner hatte ihr Einiges von ihm erzählt, viel mehr aber Friedrich Klinger, den Albertine ganz besonders in ihr Herz geschlossen und für den sie das nächste Glück gerade von Goethe erwartet hatte, denn Klinger bedurfte eines helfenden Freundes sehr.

Um eben diese Zeit, wo Goethe tot gesagt, wo aber nur die kleinere Umwandlung vom Dichter zum Geheimen Legationsrat vor sich gegangen war, erschien Klinger in Weimar mit der Frage, ob sein bisheriger Wohltäter und Führer ihm noch weiter beistehen wolle. Und nach ein paar Tagen schrieb Klinger an seine Freunde seine ersten Berichte aus dem jetzt so viel beredeten Städtchen: es sei nichts Wahres an all den üblen Geschichten, die man aus der Schweiz und sonstwo über Goethe verbreite. Denn Goethe werde in Weimar durchaus geliebt und sei des Landes Heil; der Herzog sei ebenfalls ein vortrefflicher Mensch.

Mit Goethe steht's fest wie Felsen, und geht Alles den großen, simpeln Gang, den's geht, wo er ist.

Auch Wieland verkündete nach allen Seiten, sein Freund Goethe werde als Minister so groß sein, wie er bisher als Autor gewesen. Der junge Mann habe freilich in den ersten Monaten in Weimar durch sein wildes Auftreten viele Zuschauer skandalisiert und gleichsam dem Teufel Gewalt über sich gegeben; seitdem er aber entschlossen gewesen sei, ein Amt zn übernehmen, führe er sich durchaus „mit untadelicher Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit“ auf.

In dieser freundlichen Weise legten jedoch nicht alle Nachbarn ihr Zeugnis ab. Wer bei der letzten Einrichtung zu kurz gekommen war, wer sich von

Goethe verdunkelt sah, und auch Mancher, der ebenso wohl hätte zufrieden sein können, spottete, lästerte und klagte jetzt über diesen Eindringling und dessen Gefolgsleute Lenz und Klinger. Oder er trug Geschichten weiter, wahre, halbwahre und falsche. Die bald zum Lachen, bald zum Weinen waren. Graf Görtz, Graf Putbus, Siegmund v. Seckendorff gehörten zu diesen Kritikern im eigenen Hause, und selbst Frau v. Stein ließ sich einmal zu dem Satze hinreißen: „All unser Glück ist von uns gewichen“, wobei sie an den Hof im engsten Sinne dachte; „Ein Herr, der mit sich selber und mit aller Welt unzufrieden ist, der täglich sein Leben und sein bißchen Gesundheit auf's Spiel setzt, um diese letztere zu stärken — sein Bruder noch haltloser — eine bekümmerte Mutter — eine unzufriedene Gattin: alle zusammen gute Leute, aber Nichts, was in dieser unglücklichen Famile zusammen stimmt“. Auch nach ihrer Meinung war Goethe an diesem Unheil stark beteiligt. Er verursache einen großen Umsturz, drückte sie es aus: „Wenn er auch wieder Ordnung machen kann, um so besser für sein Genie“. Halb freute sie sich, daß er jetzt durch sein Amt und seinen Garten an Weimar geknüpft wurde, jedoch nur halb.

Ich habe aber doch noch einen Unglauben an seinen unstäten Sinn, wenn ich ihm gleich herzlich wünsche, an irgend einem Eckchen der Welt Ruhe zu finden.

Draußen in der gelehrten Welt und unter den „schönen“ Geistern wurden erst recht die buntesten Geschichten weitergetragen. Nachdem Goethe auf der Jagd das Genick nicht gebrochen hatte, hieß es, er sei von einem weimarischen Adligen im Zweikampf getötet

worden. Denn daß diese Adligen auf ihn die größte Wut hätten, galt für selbstverständlich. Und da er auch dann noch weiter lebte, entrüstete man sich über sein skandalöses Treiben. Seinen „Faust" habe er freilich fertig, aber im übrigen dürfe man jetzt von Goethe nichts mehr erwarten, versicherte sein Nachdrucker Himburg. Warum nicht? Weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besaufe. Auch der gute Grieche aus Mecklenburg, Johann Heinrich Voß, der kürzlich noch mit seiner Braut für den Dichter des „Werther" geschwärmt hatte, schrieb ihr jetzt, in Weimar gehe es erschrecklich zu. „Der Herzog läuft mit Goethen wie ein wilder Pursche auf den Dörfern herum; er besäuft sich und genießet brüderlich einerlei Mädchen mit ihm." Anderwärts wußte man, daß diese Beiden einer ehrsamen Frau die Röcke über dem Kopf zusammengebunden hatten, und nach solchen Geschichten brauchte man kaum noch hinzuzufügen, daß Goethe bei allen verständigen und gesitteten Leuten in Weimar gehaßt werde.

Ganz unschuldig an diesem schlechten Rufe war er keineswegs. Großen Schaden hatte er sich durch seine allzustolzen Antworten an Zimmermann und Klopstock getan. Beide waren durch ihre Liebe zu ihm, durch ihre reiferen Jahre, durch ihr Ansehen in der literarischen Welt, durch ihre beste Absicht wohl berechtigt gewesen, den jungen Freund zu warnen. Nun verziehen ihm Beide die kurze Abfertigung nicht. Zimmermann war bisher unter seinen sehr zahlreichen Bekannten ein begeisterter Lobredner Goethes gewesen; jetzt sang er in einer andern Tonart. „Was aber ganz Deutschland weiß" las Herder, der seine neue Stelle nun bald antreten mußte, in einem Briefe Zimmermanns, „nämlich die Wirtschaft in Weimar!" Und der unwiderlegliche Beweis für den üblen Zustand dort war jene Briefstelle der Frau v. Stein, „der größten Freundin, die Goethe in Weimar hat". Klopstock gab eine kurze Antwort auf Goethes Schreiben, aber nur, um ihm den Bruch ihres Verhältnisses anzuzeigen: Goethe sei nicht wert, daß er ihm einen solchen Beweis redlicher Freundschaft gegeben. Und der zornige Messias-Sänger fügte hinzu: „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört". Nun mußte Goethe sich sorgen und Woche für Woche abwarten, ob auch sein geliebter Fritz Stolberg von ihm abfallen werde, und je länger er, und der Herzog mit ihm, auf ein Lebenszeichen des zum weimarischen Kammerherrn ernannten jungen Grafen harrten, desto klarer mußte es ihnen werden, daß sogar dieser Freiheitsschwärmer und Philisterverächter jetzt ihr weimarisches Wesen verachtete oder fürchtete. In der Tat erwartete Stolberg nichts Gutes mehr von den Beiden, die er kürzlich noch so warm gerühmt hatte. Goethe und der Herzog seien gleich unbändig, erklärte er jetzt, und daher sei Beiden ihr Bündnis höchst gefährlich. „Goethe weiß es sehr wohl, daß er den Umgang mit sanften, weiblichen Seelen bedarf: wie hat er sich mit dem Herzog, dem wilden, rohen Jungen, so verbinden können?" Stolberg klagte ehrlich, daß in diesen Beiden das edle Metall so innig mit dem unedlen verschmolzen sei. Der Herzog habe viele Anlagen zum Guten und Bösen, und wie oft habe er Goethe in einer Viertelstunde schmelzend und wütend gesehen.

Starrkopf ist er im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich schon oft für ihn zittern. Gott, welch' ein Gemisch! Ein Titanenkopf gegen seinen Gott — und nun schwindelnd von der Gunst eines Herzogs! ...

Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde! Aber wenn Gott nicht Wunder an ihm tut, so wird er der Unseligsten einer.

*

Am 28ten Juni nahm Goethe zum ersten Male an einer Sitzung des Geheimen Rates teil. Von nun an hatte er die Sorgen der Landesverwaltung mitzutragen; oft kleinliche und doch keine kleinen Sorgen.

Seinem nunmehrigen Herrn gehörten vier Gebiete: das Fürsten- oder Herzogtum Weimar, das Herzogtum Eisenach mit Allstädt, das ehemalige Herzogtum Jena und das vormals hennebergische Amt Ilmenau. Jena und Ilmenau wurden von Weimar aus mitverwaltet, hatten aber besondere Rechte; Eisenach stand durchaus unter eigenen Behörden; da aber das Geheime Konsilium den Rat des gemeinsamen Herzogs bildete und in seinem Auftrage die Ausführung seines Willens überwachte, so waren seine Mitglieder auch als eisenachische Vorgesetzte zu betrachten; eins von ihnen, Schnauß, hatte früher in dortigen Diensten gestanden. In allen Ländern des Herzogs zusammen lebten rund 90000 Menschen, wovon zwei Drittel auf Weimar, Jena und Ilmenau, und das andere Drittel auf Eisenach kamen.

Es ist leicht genug zu erkennen, daß für dieses kleine, in Thüringen zerstreute Völkchen von 90000 Seelen der

Oberbau seines Staatswesens: eine fürstliche Familie und eine sehr zahlreiche hohe und niedere Dienerschaft, viel zu groß und schwer war; man kann sich leicht ausrechnen, daß die ganze Verwaltungstätigkeit in erster Linie dazu dienen mußte, die große Schar von Herren und Aufsehern zu ernähren. Allerdings besaßen diese Herzogtümer und einige ihrer Anstalten, z. B. die Universität Jena, ihre eigenen Landgüter, und zwar nicht wenige: aus bloßen Steuern wäre ja auch ihr Bestehen gar nicht möglich gewesen; aber auch wenn diese Kammer- und Stiftungsgüter gute Erträge erzielten, was oft nicht zutraf, so stellten doch letzten Endes die Untertanen eine misera contribuens plebs dar, die zum Leisten und nicht zum Empfangen diente. Ihre Wohlfahrt zu befördern, wünschte man von oben her aufrichtig, aber woher auch dazu noch die Mittel nehmen? Denn zur geringen Zahl dieser Untertanen kam noch ihre und des Landes Armut hinzu. Die Herzogtümer Weimar und Eisenach hatten keinen Handel, keinen Verkehr, keinen schiffbaren Fluß; von wichtigen Straßen berührte sie nur diejenige von Frankfurt nach Leipzig und auch nur am Rande in ein paar kleinen Ortschaften. Die Herzogtümer hatten auch keine Industrie von Belang; die Strumpfwirker in Apolda wären gern fleißiger gewesen, aber der Absatz ihrer Waren konnte sich nicht heben, da sich Preußen, Österreich und andere Länder gegen die Einfuhr solcher „ausländischen" Waren verschlossen. Es verblieb als Nahrungsquelle nur die Land- und Forstwirtschaft. Holz war genug in Thüringen, aber die Fortschaffung zu günstigen Märkten kam zu teuer; das gleiche galt für das Getreide, wenn einmal Überfluß daran war.

Die Landleute lebten in ihrer Armut dahin und trauten so leicht keiner Neuerung. Seit einiger Zeit verminderte der Anbau der Kartoffel die Gefahr der völligen Mißernten und kam namentlich dem Gebirge zugute; er verminderte aber auch den Absatz und Preis des Getreides. Am besten wäre der Landwirtschaft geholfen gewesen durch Aufhören der Dreifelder-Bestellung, wobei immer ein Dritteil brach lag, durch Anbau von Klee und andern Futterkräutern und Übergang zur Stallfütterung, also durch Hebung der Viehzucht und bessere Düngung. Teils sträubten sich die Bauern aus Unverstand und Unbeweglichkeit dagegen, teils waren sie zu arm, um Neues einzurichten; die Besitzer der Rittergüter widerstrebten auch aus Eigennutz, denn sie hatten auf den Brachäckern der Bauern das Weiderecht und wollten ihre Einnahmen aus Schafen und Wolle nicht geschädigt sehen. Da nun auch der Staat selbst eine Anzahl solcher Großwirtschaften, die Kammergüter, besaß, deren Schafe auf Bauernland weideten, so wußten die Staatsverwalter selber nicht recht, ob sie dem Fortschritte im Ackerbau entgegentreten oder ihn begünstigen sollten. Von blühenden Dörfern war also auch keine Rede, und die Städte waren sämtlich nur Landstädtchen, deren Bewohner mittelbar und unmittelbar auf solchen schlechten Ackerbau angewiesen waren. Unter diesen Umständen sah man überall die Gebäude größtenteils nur von Holz, Lehm und Stroh gebaut, woraus dann wieder folgte, daß jedes Jahr ein nicht geringer Teil des kleinen Volksvermögens vom Feuer aufgefressen wurde, zumal auch die Lösch-Vorrichtungen sehr mangelhaft waren. Andere Vertilger des angesammelten Wohlstands waren von jeher die

Kriege gewesen, zuletzt der Siebenjährige, unter dessen Nachwehen die thüringischen Länder jetzt noch litten. Man lebte wohl im ganzen nicht allzu schlecht, weil keine reichen Leute die Preise verdarben und die wichtigsten Lebensbedürfnisse bei guter Ernte reichlich im Lande selbst vorhanden waren: Korn, also auch Mehl, Brot und Bier, Fische, Wildpret, Geflügel, Eier, ferner Wolle, Holz usw.; auch reichte der Viehbestand für die Bewohner aus, so daß Fleisch, Milch, Butter und Käse ebenfalls wenig kosteten. Die Armut des Landes trat also erst dann recht zu tage, wenn man solcher Dinge bedurfte, die nicht in Thüringen wuchsen, also namentlich der Metalle und des Geldes, und wenn die öffentlichen Kassen mit hartem Gelde gefüllt werden mußten, um die vielen Verwalter und Aufseher zu besolden. Schlechte Ernten erlaubten keine Ausfuhr, und bei guten Ernten lohnte sie sich nicht. Der Pfarrer in Schwabsdorf schrieb 1780, als der Turmknopf seiner Kirche erneuert wurde, in die bei solcher Gelegenheit übliche Zeitschilderung den Satz hinein: „Im bürgerlichen Leben fehlt es allenthalben wegen der wohlfeilen Früchte an Nahrung und Geld; die Abgaben steigen mit jedem Jahr, und der Landmann, so fleißig und arbeitsam er seinen Acker bearbeitet, bringt kaum soviel vor sich, daß er sich und die Seinigen dürftig erhält.“

Für den Staatsschatz hatte namentlich die „Kammer“ zu sorgen, also jetzt der junge Herr v. Kalb, des Herzogs und Goethes Freund, den sie zum Vorsitzer des weimarischen Kammer-Kollegiums erhoben hatten; er schien auch den anschlägigen Kopf zu haben, der zum Entdecken neuer Geldquellen gehört. Zunächst erklärte er, daß für

den Hofhalt und den Marstall 44000 Taler im Jahre zur Verfügung ständen. Es ward eine Kommission eingesetzt, diese Summe auf die Menschen und Pferde richtig zu verteilen; Fritsch, Goethe, Kalb, Stein nnd Klinckowström gehörten ihr an. Aber sie konnten nur herausrechnen, daß Hof und Stall mit weniger als 54000 Talern nicht auskommen konnten. Der Herzog betonte selber, daß es „dem Herrn und seiner Dienerschaft zu weit mehr Ehre gereiche, wenn es mit denen Finanzien und denen Untertanen wohl stehe, als durch das größte Lustre bei einer Hofhaltung, zumal wenn solches mit Unstatten unterhalten werden müßte, nur immer zu erlangen sei"; aber bei allem guten Willen, Aufwand zu vermeiden, blieb es doch dabei, daß zum Nötigsten bei Hofe 10000 Taler im Jahre fehlten. Sie zu beschaffen, wurde also dem erfindungsreichen Herrn v. Kalb übertragen[1]).

*

Goethe hatte durch seine Teilnahme an diesen Geschäften recht viele neue Gedanken, aber noch wenig Arbeit. Gewöhnlich schien es, als sei sein ganzes Dasein der Freundschaft gewidmet, und es schien nicht nur, es war wirklich so. Ganz vorn in seinem Herzen standen der Herzog und die liebe Frau v. Stein, in der zweiten Reihe die drei Dichter Wieland, Lenz und Klinger. Charlotte hatte sich über die törichten Reden der Leute, die sie mit diesem Verehrer neckten, wieder beruhigt, und Goethe war mit seinen Besuchen und Liebeszeichen auch vor-

[1]) Ich folge hier öfters einem vortrefflichen Aufsatze: „Das erste Jahrzehnt der Regierung Karl Augusts" von Fritz Hartung. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, 2.

sichtiger geworden. Aber sein Bedürfnis nach ihren Augen, ihrer Stimme, ihrer schwesterlich-ehrlichen Aussprache ward nicht geringer, und deshalb war es ihm ein großer Schmerz, daß sie auch diesen Sommer das Pyrmonter Bad aufsuchen, also eine lange Zeit ihm entrückt sein mußte.

Charlotte hatte einige Begabung zum Zeichnen, Goethe gleichfalls; also zeichneten und tuschten sie oft mit und für einander. Goethe ermunterte die Freundin in der liebreichsten Weise und ward nicht müde, ihre Landschaftsskizzen und andere Bildchen sehr zu loben und für sich zu erbitten. Er selber zeichnete abwechselnd örtliche Ansichten, zumeist aus dem Ilmtale, und die Bildnisse seiner Freunde. Außer der geliebten Charlotte bildete er ihre jüngere Schwester Luise v. Imhoff ab, die diesen Sommer im väterlichen Hause die Geburt ihres ersten Kindchens erwartete, und unter anderen Männern den guten Wieland. Dieser rühmte sein Bildnis sehr: „Es ist wunderbar charakteristisch und unstreitig das einzige, das mir ganz ähnlich sieht." Goethe habe es „mit einer Liebe und Wahrheit gezeichnet, womit er allein es zeichnen konnte". Gegen Merck, gegen Gleim, gegen Lavater, gegen alle verteidigte und pries er seinen vielgescholtenen Freund.

Lenz

Über den gemeinsamen Freund Lenz urteilte Wieland, er sei ein halber Dichter, womit nicht etwa ein mittelmäßiger gemeint war, sondern ein abwechselnd starker und schwacher;

leider war dieser halbe Dichter auch nur halb bei Verstande. Goethe hatte ihn manchmal sehr gern in seinem Garten neben sich sitzen; auch Wieland, Einsiedel, der Herzog, Frau v. Stein und einige andere Damen liebten die „seltsame Komposition von Genie und Kindheit"; aber sie litten auch nicht wenig unter seinen törichten Streichen, die den Gegnern soviel Stoff zu Grimassen und Spottreden gaben. Lenz selber fühlte sich bald nicht mehr am Platze in dieser Hofgesellschaft, in die er vor kurzem so liebe- und hoffnungsvoll eingetreten war; er verließ die Stadt und wollte nun als ein Einsiedler in Berka leben, einem Waldorte zwei Stunden südlich von Weimar, wollte dort den ganzen Tag nur dichten, lesen und träumen. Goethes Diener Philipp versorgte ihn mit dem Wenigen, was er aus der Stadt brauchte. „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen" berichtete Goethe an Merck, „er sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann". Und etwas später: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind: wir wiegen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will."

Friedrich Klinger war kein krankes Kind; ihn schätzten Männer und Frauen — wenn sie ihn schätzten — wegen seiner strotzenden Kraft und Gesundheit. Die Herzen der Fräulein, Mamsellen und Jungfern flogen dem raschen Sieger gar bereitwillig zu, wenn er auf Beute ausging; die Männer fanden wohl auch Gefallen an dem schönen, gewandten, frischen Burschen; aber sie schüttelten doch den Kopf, wenn nach seinen Kenntnissen und künftigen Absichten, nach seiner Tauglichkeit für einen Beruf gefragt wurde. Er war in Gießen Student

der Rechte gewesen, hatte aber nur Fechten, Schießen und andere ritterliche Künste gut gelernt. Er hatte zwischendurch ein paar Theaterstücke in der wilden Manier geschrieben, die Goethe und Lenz aufgebracht hatten; so konnte er neben ihnen als der dritte deutsche Shakespeare gepriesen werden, aber wovon sollte so ein neuer Shakespeare leben! Hätte er sich Friedrich von Klinger nennen dürfen, so wäre alles in Ordnung gewesen, denn zu einem Offizier hätte ihm dann nur die Uniform und ein wenig Drill gefehlt, aber seine rechtschaffene Mutter, die jetzige Krämerin und Wäscherin, hatte ihn wirklich nur von ihrem Manne, dem frühverstorbenen Stadtsoldaten, empfangen: Gott allein wußte, wie dem in der Armut großgewordenen Jungen das adlige Wesen angeflogen war! Immerhin, dieser vornehme Schwung war eine Empfehlung, nicht bloß bei dem jungen Frauenvolk, sondern hier in Weimar auch bei der fürstlichen Familie. Prinz Konstantin, der sich jetzt mit seinem gelehrten Hauptmann Karl v. Knebel im nahen Tiefurt ein Sommerparadies einrichtete, unterhielt sich gern mit Klinger; auch Konstantins Mutter, die verwitwete Herzogin, sah ihn gern und sann nach, wie man ihn trotz alledem zum Offizier machen könne. Vielleicht ginge es bei den deutschen Hilfstruppen, die nach Amerika verkauft wurden, oder bei einem andern Militär von minderer Güte.

Goethe hatte sich herzlich gefreut, als Klinger plötzlich vor ihn getreten war. „Närrischer Junge! Toller Junge!" nannte er ihn in dieser Überraschung, indem er ihn umarmte und küßte. Denn in diesem Landsmanne, der nur um drei Jahre jünger war, spiegelte sich Goethe

wie ein Halbgott; er war sein Wohltäter dem irdischen Gute nach und zugleich sein Lichtbringer und Führer im Geiste. Wohl glich Goethe selber noch oft einem stürmischen Jünglinge, der Rat und Leitung bedarf; dennoch war schon seit einigen Jahren das Väterliche in ihm merkbar, zum Beispiel, wenn er sich mit den Kindern der Frau v. Stein abgab: bei geringem Altersunterschied zeigte sich dies Väterliche als das Verhalten des älteren Bruders. Seine angeborene Schwester zwar, die Schlosserin, vernachlässigte er jetzt, denn ihm blutete das Herz, wenn er an diese Unglückliche dachte; er kannte ja für ihre Nöte kein Heilmittel und mit ihrem Gatten durfte er um sie nicht kämpfen. Dagegen war er schon in Frankfurt ein beratender, beschützender, hilfreicher Bruder für Klinger und Kayser und Lenz gewesen, und hier in Weimar war es ja geradezu sein Beruf geworden, an dem Jünglinge, der der Herr des Landes hieß, wie ein älterer Bruder zu handeln. Goethe freute sich also an Klingers jüngerem, aufblühenden Wesen, an dem gläubigen Vertrauen, womit dieser dankbare Schüler ihm, seinem Meister, in die Augen schaute, an den Hoffnungen, die dieser kraftvolle Jüngling für seine Zukunft erweckte, und schließlich auch an seinem Vergnügen, jetzt in Weimar atmen zu dürfen. „Hier sind die Götter der Erde beisammen" schrieb Klinger an seinen Gießener Kameraden Schleiermacher, „und ist ein wahres Götterleben". Nach Goethe pries er Wieland am meisten; sogar den neuen Kammerpräsidenten v. Kalb rechnete er mit zu den Göttern; nur auf den armen Lenz blickte er mitleidig hinab: Der sei noch der alte, „der in ewiger Dämmerung herum-

geht und dumme Streiche macht, wo er brav dafür geschoren wird".

Aber nach wenigen Tagen schon mischte sich in Goethes Freude an Klinger einige Verlegenheit. Dieser muntere Freund glich dem träumerischen Lenz darin, daß er weiter nichts mit nach Weimar brachte, als ungedruckte oder unvollständige Dichtwerke; der Wert dieser Klingerschen Ergüsse war aber trotz der Shakespeare-Verwandtschaft recht unsicher. Nun schien es sich dem jungen Menschen von selbst zu verstehen, daß in der Genie-Kolonie Weimar, wo sein Gönner und Abgott Goethe das Wetter machte, auch für ihn die Tür zu einer guten Stätte eröffnet werde. Aber gerade der Eindringling Goethe durfte jetzt nicht daran denken, hier nun auch alle seine Freunde und Mitläufer zu versorgen. Und außerdem fing er an, des Geniewesens müde zu werden. Er stellte also dem Friedrich Klinger vor, daß er in ihrer gemeinsamen Heimat Frankfurt sein Brot suchen, seine Rechtskenntnisse verbessern und durch fleißigen Dienst am Gemeinwesen sich nützlich machen sollte. Solche prosaischen Ratschläge hörte aber Klinger gar nicht gern; bald zeigte er sich bei dem vielbeschäftigten Goethe nur noch selten; er fand ja auch Freunde genug, die ihn nicht bevaterten, und erst recht Freundinnen, die ihm schmeichelten und süße Augen machten. „Klinger kann nicht mit mir wandeln" schrieb Goethe nun an den gemeinsamen Landsmann Merck; „er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstand und ich's nicht erklären konnte noch mochte."

*

Unterdessen entbehrte Goethe die kleinen Besuche bei seiner geliebten Frau v. Stein. „Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden“ schrieb er ihr nach Pyrmont; „wenn Sie nicht bald wiederkommen, mach' ich dumme Streiche.“ Im Scherz meldete er ihr schon einen solchen: „Gestern auf dem Vogelschießen zu Apolda habe ich mich in die Christel von Artern verliebt.“ — Das war vermutlich ein weit und breit bekanntes, frechmäuliges Frauenzimmer, wie sie bei Volksfesten als Kellnerinnen oder Harfensängerinnen die Groschen und Pfennige sammeln. „Du fehlst uns allen“ schrieb er weiter. Frau v. Imhoff erwartete immer noch ihre schwere Stunde; Goethe sah sie nur selten. „Es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt! Ich bin des Herzteilens überdrüssig.“ Er teilte sein Herz auch jetzt schon nicht mehr — aber leider gehörte seine Einzige längst einem andern! Als er eines Tages an der Ilm saß und eine Ansicht für Charlotten zeichnete, fiel ihm sein beständiges Mißgeschick in der Liebe wieder einmal schwer auf das Herz.

Luise v. Imhoff, geb. v. Schardt
Schattenriß aus Karl v. Knebels Nachlaß

Hier, bildend nach der reinen, stillen
Natur, ist ach! mein Herz der alten Schmerzen voll:
Leb' ich doch stets um derentwillen
Um derentwillen ich nicht leben soll!

Vor einem Jahre trug diese versagte Liebe den Namen Lilli. Ihr Bild war nun ganz in den Schatten getreten. Am 8ten Juli bekam er aus Frankfurt einen Brief: Lilli Schönemann habe sich mit einem vermögenden Kaufmann Bernard aus Straßburg verlobt. Die Neuigkeit machte kaum einen Eindruck auf ihn! Oder doch: den beruhigenden Eindruck des nötigen und erwünschten Abschlusses:

Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So alles zur rechten Zeit!

*

Ilmenau von Südosten
von J. v. Kulas nach einer Zeichnung von G. M. Kraus 1776

Die schöne Jahreszeit reizt alle beweglichen Menschen zu Reisen und Unternehmungen; für den neuen Herzog von Weimar war es außerdem Pflicht, sein eigenes Land kennen zu lernen. Kein anderer Ort lockte ihn so an wie Ilmenau. Ein armes Gebirgsstädtchen von 1500 Seelen, aber man dachte bei diesem Namen nicht so sehr an diese Seelen und die paar Straßen im Orte, sondern an weite Wälder, blaue Höhen und grüne Wiesentäler; man dachte auch an die verlassenen, ver-

kommenen, geheimnisvollen Bergwerke, die dem tatkräftig Wagenden große Reichtümer versprachen. Und so bedeutete Ilmenau eine Märchenwelt.

Ein kupfer- und silberreiches Schieferflöz breitet sich durch Thüringen aus, hat sich aber nirgends so ergiebig gezeigt wie in Ilmenau. Schon im 12. Jahrhundert soll hier Bergbau betrieben sein, aber es geschah nie auf die Dauer, wobei denn fraglich blieb, ob infolge von Fehlern der Berechtigten oder von Unglücksfällen oder vom Unwert des Gebirges. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gehörte das Unternehmen einer Gewerkschaft, deren Kuxe größtenteils in die Hände eines Geheimerats-Direktors v. Gersdorf zu Dresden gelangten, so daß seine Erben für die eigentlichen Besitzer gelten konnten. Durch viele Fehler und Mißgeschicke kam nach einer zeitweise recht guten Ausbeute das Ganze zum Erliegen; von 1739 an war es tot. Es blieben aber die Stollen übrig, und sowohl die Ilmenauer Bürgerschaft wie die vollständig verarmte Familie v. Gersdorf bat die Landesherrschaft, diese Stollen in Erwartung besserer Zeiten vor dem Verfall zu bewahren, und so kam es, daß die weimarische Herrschaft an diese Überreste mit der Zeit eine hübsche Summe Geld wandte und vor die Frage gestellt wurde, wie sie dem Dinge ein Ende machen solle.

Die Jugend liebt Hoffnungen und kühne Pläne; der neue Herzog wollte gern hören, daß in seinen grünen Wäldern eine Geldquelle zu erschließen sei.

In seinen beiden Herzogtümern hatte Karl August keinen Bergbau-Verständigen höheren Ranges, aber der Bergkommissionsrat v. Trebra in Zellerfeld stammte aus

Allstädt, war also Landeskind. Der Herzog ließ ihn kommen und die Verhältnisse in Ilmenau untersuchen; das Gutachten fiel ganz nach Wunsch aus. Nun wurde in Weimar beschlossen, die Ilmenauer Sache in Angriff zu nehmen. Am 3ten Juli wurde eine Bergwerks-Kommission gebildet: Goethe, der junge Kalb und der Jenaische Professor Eckardt, ein Jurist, waren ihre Mitglieder. Für Goethe bedeutete der Eintritt in diese Kommission sein erstes bestimmtes und besonderes Geschäft in der Landesverwaltung. Weitere und endgültige Beschlüsse wollte man an Ort und Stelle treffen. Am 18ten Juli verlegte Karl August seine Residenz in die Wälder und Berge; der größere Teil seiner Freunde und obersten Berater zog mit ihm oder stattete ihm dort Besuche ab.

Gleich in den ersten Tagen suchten die weimarischen Herren die Trümmer der alten Bergwerke auf und krochen in die Stollen hinein, so gut es noch ging. Sie erkundigten sich nach den letzten Versuchen, die Gruben wieder instand zu setzen: Solche Bemühungen waren 1752 und 1765 unternommen worden, aber ohne rechte Kraft und Zähigkeit. Sie ließen sich von einem alten Bergmeister Häcker die Silberprobe vorführen und unterrichteten sich, so gut es gehen wollte, in den verschwisterten Wissenschaften der Steinkunde und Scheidekunst. Auch wurden ähnliche Unternehmungen der Nachbarschaft aufgesucht: die Steinkohlengruben zu Kammerberg, eine Glashütte zu Stützerbach, ein Eisenwerk in Günthersfelde bei Gehren usw. Goethe war überall der eifrigste im Lernen; er hatte chemische Kenntnisse und sich überhaupt mit Naturwissenschaften schon etwas mehr ab-

gegeben, als die Regel war. Er versuchte, selber die Silberprobe zu machen, nämlich das im Kupferschiefer enthaltene Silber nachzuweisen. Er übte sich im Glasschleifen, kroch in den Schächten herum und versenkte sich zu Hause in die alte Hennebergische Bergordnung. So konnte er mitreden unter den Laien, die sie fast alle waren. Trebra, der einzige Fachmann, war ihr Führer und riß mit seinem fröhlichen Vertrauen alle mit sich: Wer gern tanzen will, dem ist leicht gepfiffen. Schon am 20ten Juli, als man auch den allein noch zugänglichen Schacht „Treuer Friedrich" bei Roda befahren hatte, wurde die Begründung einer neuen Gewerkschaft zu Ilmenau beschlossen, und bald waren 165 Kuxe zu 25 Talern untergebracht; die fürstlichen Herren und Damen zeichneten die ersten und meisten. Goethe unterschrieb sich auf 2 Anteile. Trebra schätzte die ganzen Kosten der Wiederaufnahme des Bergwerks auf 22500 Taler; nach 3 Jahren meinte er, könne der große Silberstrom zu fließen beginnen.

Der Herzog und seine Freunde blieben noch wochenlang in den Bergen. Sie gingen in Bergmannskleidern, der Herzog am meisten, sie hielten Sommerferien, lagen und streiften in den Wäldern herum, trieben alle Arten Scherz, feinen und groben, geistvollen und jungenhaften; bald war es harmloses Spiel: Blindekuh und dergleichen, bald artete es aus zu Balgereien, bei denen die fürstlichen Personen stärkere Püffe austeilten, als man ihnen mit Anstand wiedergeben konnte. Diese fröhlichen Gäste foppten die Menschen oder hetzten die Gänse vor sich her, wenn sich nicht gerade eine bessere Unterhaltung bot. Sie vergnügten sich drei Tage lang

auf dem Ilmenauer Vogelschießen; sie hielten Gelage in den Wirtshäusern der Nachbarschaft. Namentlich in Stützerbach, das nur zum kleineren Teile auf weimarischem Gebiete lag, wurde alle Vorsicht und Rücksicht beiseite gesetzt. Als sich in späteren Jahren der Herr v. Trebra diese Wochen wieder ins Gedächtnis zurückrief und seine Erinnerungen aufschrieb, um diejenigen Goethes aufzufrischen, da brauchte er das Wort „studentikos" für diese Gesellschaft von Ministern und Hofleuten, die doch eigentlich zu einem sehr ernsthaften Unternehmen sich hier versammelt hatten:

> Frohheit war die Losung, und es schien wohl, als ob man nur darum mit Gefahr des Kopfes und Kragens mühselig genug in die Tiefe der mit Stölln durchschnittenen Felsen mehrmals hinabsteige, damit an der Mittagstafel nachher das muntere „Glückauf!" in vollen Bechern die Runde laufen könnte.

Trebra hatte wohl bemerkt, daß Goethe ernsthaft genug angelegt war und manchmal Bemerkungen machte, die heiße Köpfe etwas abkühlen konnten; aber er sah doch auch den berühmten Dichter an solchen Studentenstreichen sehr tätig beteiligt. So auch, als man in Stützerbach den Krämer Gläser aufsuchte, den die Herren schon beim Vogelschießen zu Ilmenau als eine zwar tüchtige, aber auch etwas komische Persönlichkeit kennen gelernt hatten. Dieser Mann, den man bei dem neuen Unternehmen auch wohl zu allerlei Besorgungen brauchen konnte, bildete sich ein, schon so etwas wie ein Handelsherr in Hamburg oder Amsterdam zu sein. In seiner oberen Stube hielt die vornehme Gesellschaft aus Weimar nach der Besichtigung der Glashütte ihr Mittagsmahl,

ohne daß der Hausherr hinzugezogen wurde; nur in effigie war er zugegen, denn er hatte sich in Öl malen lassen, in Lebensgröße, sehr würdig, „die eine Hand mit langer Manschette im Busen, das kaufmännisch breite, zahme Gesicht durch sehr weiß gepuderte buschige Perücke sehr herrlich verziert. Manche Gesundheit wurde diesem gemalten Herrn Gläser zugetrunken, so lange die Tafel dauerte, und sie dauerte lange.

Nun sie aufgehoben war, suchte man das Original im unteren Teil seines Hauses, in seinen Warengewölben, auf, und da, um es auch an handgreiflicher Verspottung nicht fehlen zu lassen, wurden ihm von der Gesellschaft manche leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen Waren, die mit Pfeffer und Ingwer, Zucker und Kaffee und Toback überschrieben und mannigfachen kaufmännischen Bezeichnungen von Ankern und Triangeln geziert waren, vors Haus getragen und manches gar den Berg hinunter gekollert.

In diese etwas weit getriebenen, zudringlichen Späße der frohreichen Gesellschaft hatte sich der ernstere Geselle nicht eingelassen. Dieser hatte während des Unfugs im Handelsmagazin der unteren Region des Hauses ein Gemälde im oberen Zimmer vorbereitet, das, sehr eigen in seiner Art, ganz darauf abgemessen war, die höchste Lächerlichkeit darzustellen. Von jenem bürgerlich-eleganten Kaufherrnporträt hatte er das breite, blonde, fade Gesicht ausgeschnitten. Durch die hiermit erlangte Öffnung schob er sein eigenes männlichbraunes, geistiges Gesicht mit den flammenden schwarzen Augen, zwischen der weißen, dicken Perücke durch, setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde im goldenen Rahmen vor sich auf die Knie und verhing die Beine mit einem weißen Tuche. Sowie die lustige Gesellschaft endlich wieder heraufgetobt war, um in dem Speisezimmer Kaffee zu trinken, öffnete sich die Tür der dranstoßenden Kammer, und das Kontrast-Porträt zog überraschend hin, beides zum Gelächter und zum Denken zugleich.

Trebra zweifelte schon damals nicht daran, daß Goethe solchen Rückfall in unreifere Jahre, ja solchen Unfug, der redliche Leute ärgern oder kränken mußte, bei sich selber durch seinen guten Zweck rechtfertige, nämlich durch die Absicht, den jungen, wilden Herzog in der Hand zu behalten, bis er ausgetobt haben würde. So ungefähr legte sich's ja auch Frau v. Stein zurecht. Am meisten dachten diejenigen, die sich um den Herzog sorgten, an die unmittelbarste leibliche und Lebensgefahr, der er sich reitend, jagend, kletternd, springend aussetzte. Darauf zu achten, ihn von tollkühnen Wagnissen zurückzuhalten, wurden seine Begleiter immer wieder ermahnt. Jetzt war auch in Tiefurt eine fröhliche Gesellschaft versammelt: Herzogin Amalie, Prinz Konstantin, Graf Putbus, Knebel, Kraus und die Hofdamen v. Nostitz, v. Stein, v. Göchhausen; sie sandten einen vom Grafen Putbus gereimten gemeinsamen Schreibebrief an die Ilmenauer Bergstudenten und baten darin den Herzog flehentlich, die Vorsicht nicht zu verscheuchen.

Wir folgen Dir bei jedem Schritt:
O das vertrackte Reiten!
Glaub', unsre Herzen reiten mit
Und sollen Dich begleiten.
Und kletterst Du in dunkeln Schacht,
Nimm — sieh, wir zittern alle! —
Nimm, bester Fürst, Dich ja in acht;
Dein Land fällt mit dem Falle!
Und klimme nicht allein hoch — witsch!
Ein Unfall könnt Dich töten!
Wir flehn Euch an, Gott, Prinz und Fritsch,
Kalb, Wedel, Staff und Goethen:
Bringt uns den Herrn ganz und gesund!
Euch sei er anbefohlen;
Wo nicht, so soll Euch in der Stund
Der leid'ge Teufel holen!

Wer könnte solche Mahnungen trotz ihrer scherzhaften Form auf die leichte Achsel nehmen? Goethe litt selber oft genug, wenn er sich diese so häufig wiederkehrenden Gefahren, die aus der Jungenhaftigkeit eines Herzogs herrührten, vorstellte und nach Trost suchte. Wie oft machte er, wenn auf einen lauten Tag eine stille Nacht folgte, sich Gedanken über diesen allzu lange eingezwängten und nun freigelassenen Jüngling:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen . . .
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft!
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster-wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indessen ich hier still und atmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb in schwerem Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre.

Aus Voigt, Goethe und Ilmenau, Xenien-Verlag zu Leipzig

Dampfende Täler

Blick von der Höhe des Gickelhahns. Handzeichnung von Goethe 22. Juli 1776

Aus Voigt, Goethe und Ilmenau, Xenien-Verlag zu Leipzig

Ein Tal vor dem Schloßberg zu Stützerbach

Handzeichnung von Goethe 3. August 1776

Aus Voigt, Goethe und Ilmenau, Xenien-Verlag zu Leipzig

Der Manebacher Grund

Handzeichnung von Goethe 30. August 1777

Eine ganz bestimmte Nacht stand hier dem Dichter vor Augen, wenn auch solche Sorgen ihm gar häufig kamen. Als man nach dem wilden Treiben bei Glasern, der übrigens die Geldkosten sicherlich bald wieder hereinbrachte, nach Ilmenau zurückkehrte, ward für den ersten Abend Pirschen auf dem Gabelbach beschlossen und daran schloß sich eine Nacht bei den Köhlern, damit man doch auch einmal wie diese Söhne des Waldes und fast wie die freien Tiere des Waldes die Ruhezeit verbringe. Die Einleitung dieser Ruhe war, wie gewöhnlich, das Gegenteil: eine laute Zecherstunde. Hier im dunkeln Forst!

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schar?
Von wannen kommt sie? Um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar;
Soll ich sie grüßen? Soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner Wald? [1])
Soll ich Verirrter hier in den verschlung'nen Gründen
Die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?

[1]) Ägyptier: Zigeuner. Flücht'ger Fürst: der Herzog in „Wie's euch gefällt" von Shakespeare.

Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht, ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Ein wenig später liegen die Trinkgenossen schlafend am Feuer oder unter den Reisigdächern, die sie sich rasch aufrichteten. Für den Herzog war die Hütte ein wenig besser gebaut; Goethe hockt neben ihm, schlaftrunken und doch zu wach, um zu schlafen. Um den geliebten Fürsten sorgt er sich: welche schwere Verantwortung hat er auf sich geladen, indem er sich zum Ratgeber und Lenker dieses Jünglings aufwarf! Wie sonderbar, daß er sich jetzt an dieser Stelle befindet, der vor einem Jahre weder an die Wälder Thüringens noch an ein Hofleben und Fürstendienst dachte! Hatte er recht getan und tat er recht, hier zu bleiben? Er schwankte von einer Antwort zur andern:

Ich bin dir nicht imstande, selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hieher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.
Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegnes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen. —
Ich brachte reines Feuer vom Altar:
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme!
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr:
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft und schuldig und beglückt.

Über alles Vergangene können und müssen wir uns beruhigen, eben weil es vergangen und nicht mehr zu ändern ist; aber rätselhaft, höchst rätselhaft blieb für unsern jungen Dichter doch sein jetziger Zustand, daß er einen sächsischen Geheimen Legationsrat vorstellte und einem fürstlichen Jünglinge gleichsam angetraut war. Können wir aber eine Klarheit durch Denken und Forschen gar nicht gewinnen, so bleibt uns nichts andres übrig: wir müssen uns dumpfen Gefühlen und einem bloßen, allgemeinen Vertrauen anheim geben. Goethe wußte das längst, zum Geniewesen gehörte es ja, dieses „dumpfe" Leben, dies ergebene Warten auf Eingebungen aus himmlischen Höhen zu rühmen.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält?
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und ach! ich fühl's: im stillen werden wir,
Zu neuen Szenen vorbereitet.

Er redete jetzt dieses „Schicksal" betend an:

Du hast uns lieb. Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen,
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir von Lebenskraft erfüllt
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

*

Wenn Goethe von Ilmenau aus einem so vertrauten Freunde wie Merck schrieb, dann gestand er zu, daß er bei allem Vergnügen doch viel in sich gekehrt sei, und: „freilich hab' ich was auszustehen gehabt". Dem Herzog gehe es ebenso. „Wir halten zusammen und gehen unsern eignen Weg." Immer fester wurde ihr Glauben an die Natur, an die Heilsamkeit des Erdgeruchs, und wir wissen schon, daß beide sich so wenig als möglich in den künstlichen Gebäuden der Menschen aufhielten. „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen" schrieb Goethe an Herder, „und weide mich aus in Gottes Welt". Eine Höhle (unter dem Hermannstein) nannte er seinen geliebten Aufenthalt, wo er gern „wohnen und bleiben" möchte. Bei dem Herzoge offenbarte sich dieser Bund mit der Natur mehr als ein Jägerleben; Goethe nahm wohl auch einmal die Büchse über die Schulter und lief bei einer Jagd unter der Gesellschaft mit; aber er wurde kein guter Schütze und machte sich im Grunde nichts aus diesem Vergnügen[1]).

Wir lesen sonst wohl, daß er ein paar Enten im Flusse schoß; andere Beute wird nicht erwähnt. Nur am 31. Dezember 1778 notiert Goethe, daß er auf einer Jagd „leidlich geschossen" habe. Seine Lust und Leidenschaft war das Auffinden schöner Landschaftsbilder und

[1]) Daß er kein guter Jäger war, läßt sich freilich nur daraus schließen, daß er an diesem Hauptvergnügen seines Freundes, seines ganzen Bekanntenkreises nur selten teilnahm; als ein schlechter Schütze zeigte sich Goethe beim Ilmenauer Vogelschießen; er hatte 6 Loose genommen, trug aber weder beim Schießen auf den Vogel noch auf die Scheibe einen Preis davon. (Julius Voigt, Goethe und Ilmenau.)

das Übertragen dieser Blicke auf sein Papier. „Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne" meinte er gegen seinen früheren Kunstgenossen Merck; „der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus, und selbst zur Jagd führe ich mein Portefeuille mit". Zuweilen war er mit seinen Bildern sehr zufrieden, in anderen Zeiten verzweifelte er, daß er je ein Künstler werde. Woran aber lag es, daß manches Blatt gut ausfiel und anderes mißlang? Nicht am Gegenstande, sondern oft gewiß an ihm, an seiner Gestimmtheit.

Die Liebe gibt mir alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh. Das malerischste Fleck gerät mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich ...

Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, den Menschen.

Einige Male zeichnete er weite Aussichten; dampfende Täler, von der Höhe des Kickelhahns gesehen, oder ein Tal vor dem Schloßberge zu Stützerbach; öfter kleinere Ansichten: den Eingang zum Kammerberger Stollen oder seine geliebte Höhle am Hermannstein. Immer machte er dieselbe Erfahrung: wenn er in liebeleerem Augenblick daran arbeitete, ward die Zeichnung „verpudelt"; der rechte Weg zum Gelingen war: vom Auge durch das Herz in die Hand.

Ein Mittel hatte er, seine Liebe am Werke zu steigern; er brauchte sich nur vorzunehmen, das Blatt der Geliebten zu senden, es als eine Freude für sie auszuführen. Aber wenn er ihrer gedachte, so versank er

leicht in untätige Melancholie. Da grinste ihn schon wieder sein altes Mißgeschick an, daß seines Herzens Liebe immer in die falsche Richtung ausstrahlte.

Ach, so drückt das Schicksal mich,
Daß ich nach dem Unmöglichen strebe!
Lieber Engel, für den ich nicht lebe,
Zwischen den Gebirgen leb' ich für Dich!

*

Eines Tages ward ihm in Ilmenau ein Brieflein aus Meiningen gegeben: Seine Geliebte war auf der Rückreise von Pyrmont und hatte den Weg über Meiningen, wo sie Freunde besuchte, gewählt, um nach ihrem Gute Kochberg zu gelangen; nun fragte sie, ob er und die Gesellschaft des Herzogs noch in Ilmenau seien. Dann komme sie dorthin, denn es sei für sie kein großer Umweg.

Am 5ten August des Abends traf sie ein. Endlich hatte Goethe mit seiner Wohltäterin wieder ein Gespräch von Auge zu Auge, von Mund zu Mund. Sie war voller Liebe gegen ihn, weil sie ihn so lange nicht gesehen, also auch seine Fehler nicht bemerkt hatte; auch erschien er ihr jetzt wohl besser, weil sie draußen, in der Welt, andere Männer mit ihm verglichen hatte. Sie war mit Herder ein wenig bekannt geworden; sie hatte mit Zimmermann die frühere Freundschaft erneuert und ihm auch von Goethe versöhnliche Worte gesagt; aber sie war mit dem berühmten Arzte nicht wieder so warm geworden als sonst; er empfand sie und sie empfand sich selbst jetzt als Goethes Verbündete.

Den nächsten Tag verbrachte sie ganz in Ilmenau; sie sah auch die andern Freunde, aber zumeist leistete

ihr Goethe Gesellschaft. Er zeigte ihr die Stollen des viel beredeten Bergwerks, führte sie zum Hermannstein und in die Höhle, dann nach Unterpörlitz, wo Kraus eben eine Landschaft zeichnete, und zum Oberforstmeister v. Staff. Der ganze Tag war eitel Harmonie. Auch Tanz, Musik, Illumination wurden veranstaltet: gar anmutig bewegte sie sich darin; in weißem Taftkleide, eine dunkle Rose im braunen Haare, vom Blondenschleier fast bedeckt, rosafarbene Schuhe an den zierlichen Füßen. Goethes Auge hing immer an ihrer Gestalt und, wo es sein konnte, an ihrem Auge; sein Herz, das sonst so oft wie von Geistern verschlossen schien oder zugefroren wie ein Bach im rauhen Winter, taute auf. „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt" schrieb er ihr am Tage nach ihrer Abreise.

Heut' will ich auf den Hermannstein und womöglich die Höhle zeichnen. Hab' auch Meißel und Hammer, die Inschrift zu machen, die sehr mystisch werden wird[1]).

Ich schwör' Dir: ich weiß nicht, wie mir ist. Wenn ich so denke, daß sie mit in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indes sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb! Es ist, wie in der Geisterwelt! Ist mir auch wie in der Geisterwelt. Ein Gefühl ohne Gefühl ...

Dein Verhältnis zu mir ist so heilig-sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden; Menschen können's nicht sehen.

*

Konnte er es vielleicht als Dichter ausdrücken oder andeuten? In einer Erzählung oder einem Schauspiel? Gleichnisweise? Ihn beschäftigte jetzt eine Geschichte,

[1]) Ein großes S., das später „von ruchloser Hand" abgesprengt wurde.

leicht in untätige Melancholie. Da grinste ihn schon wieder sein altes Mißgeschick an, daß seines Herzens Liebe immer in die falsche Richtung ausstrahlte.

Ach, so drückt das Schicksal mich,
Daß ich nach dem Unmöglichen strebe!
Lieber Engel, für den ich nicht lebe,
Zwischen den Gebirgen leb' ich für Dich!

*

Eines Tages ward ihm in Ilmenau ein Brieflein aus Meiningen gegeben: Seine Geliebte war auf der Rückreise von Pyrmont und hatte den Weg über Meiningen, wo sie Freunde besuchte, gewählt, um nach ihrem Gute Kochberg zu gelangen; nun fragte sie, ob er und die Gesellschaft des Herzogs noch in Ilmenau seien. Dann komme sie dorthin, denn es sei für sie kein großer Umweg.

Am 5ten August des Abends traf sie ein. Endlich hatte Goethe mit seiner Wohltäterin wieder ein Gespräch von Auge zu Auge, von Mund zu Mund. Sie war voller Liebe gegen ihn, weil sie ihn so lange nicht gesehen, also auch seine Fehler nicht bemerkt hatte; auch erschien er ihr jetzt wohl besser, weil sie draußen, in der Welt, andere Männer mit ihm verglichen hatte. Sie war mit Herder ein wenig bekannt geworden; sie hatte mit Zimmermann die frühere Freundschaft erneuert und ihm auch von Goethe versöhnliche Worte gesagt; aber sie war mit dem berühmten Arzte nicht wieder so warm geworden als sonst; er empfand sie und sie empfand sich selbst jetzt als Goethes Verbündete.

Den nächsten Tag verbrachte sie ganz in Ilmenau; sie sah auch die andern Freunde, aber zumeist leistete

ihr Goethe Gesellschaft. Er zeigte ihr die Stollen des viel beredeten Bergwerks, führte sie zum Hermannstein und in die Höhle, dann nach Unterpörlitz, wo Kraus eben eine Landschaft zeichnete, und zum Oberforstmeister v. Staff. Der ganze Tag war eitel Harmonie. Auch Tanz, Musik, Illumination wurden veranstaltet: gar anmutig bewegte sie sich darin; in weißem Taftkleide, eine dunkle Rose im braunen Haare, vom Blondenschleier fast bedeckt, rosafarbene Schuhe an den zierlichen Füßen. Goethes Auge hing immer an ihrer Gestalt und, wo es sein konnte, an ihrem Auge; sein Herz, das sonst so oft wie von Geistern verschlossen schien oder zugefroren wie ein Bach im rauhen Winter, taute auf. „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt" schrieb er ihr am Tage nach ihrer Abreise.

Heut' will ich auf den Hermannstein und womöglich die Höhle zeichnen. Hab' auch Meißel und Hammer, die Inschrift zu machen, die sehr mystisch werden wird[1]).

Ich schwör' Dir: ich weiß nicht, wie mir ist. Wenn ich so denke, daß sie mit in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indes sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb! Es ist, wie in der Geisterwelt! Ist mir auch wie in der Geisterwelt. Ein Gefühl ohne Gefühl ...

Dein Verhältnis zu mir ist so heilig-sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden; Menschen können's nicht sehen.

*

Konnte er es vielleicht als Dichter ausdrücken oder andeuten? In einer Erzählung oder einem Schauspiel? Gleichnisweise? Ihn beschäftigte jetzt eine Geschichte,

[1]) Ein großes S., das später „von ruchloser Hand" abgesprengt wurde.

die Boccaccio in seinem „Decamerone" erzählt hat: ein armer Edelmann, Federigo, wirbt lange Jahre um die ebenso schöne wie tugendsame Monna Giovanna; diese aber, ungleich andern verheirateten Italienerinnen, verschmäht es, sich einen Liebhaber zu halten; und auch als sie Witwe geworden ist, versagt sie sich ihm noch. Er hat nun all sein Gut verschwendet, um ihr zu gefallen; nur ein Bauernhof ist ihm geblieben und ein Falke, den er sehr liebt und den er zu seinem Lebensunterhalt braucht, denn Federigo ernährt sich jetzt von der Vogeljagd. Da erkrankt der kleine Sohn Giovannas gefährlich; sie sucht alle Wünsche des Kindes zu erfüllen, um es aufzumuntern, und siehe, das wunderliche Kind verlangt nach nichts als nach Federigos Falken. Die Mutter überwindet sich und sucht den verschmähten Mann in seinem Bauernhause auf. Er bietet ihr ein Mahl an, und da er nichts andres im Hause hat, was er ihr vorsetzen könnte, tötet er den Falken und läßt ihn zubereiten. Nach dem Essen erst bringt sie ihre Bitte vor; die Tränen rollen dem erschrockenen Manne über die Wangen; sie vernimmt das Geschehene und weiß nicht: soll sie verzweifeln oder über dieses Opfer selig sein? Der Knabe stirbt, Giovanna wird nun sehr reich; ihre Brüder drängen, daß sie sich wieder verheiratet; da wählt sie den armen Federigo, der ihr solchen Liebesbeweis gegeben, zum Gatten.

In diesem Federigo, dem es so lange schlecht geht, konnte Goethe sich selber darstellen und „seine verklungenen Leiden als Drama verkehren". Unter dem Bilde der Giovanna erschien ihm die vergeblich erstrebte, durch die Umstände ihm versagte Lilli; aber einige Züge zur Heldin seines Stückes wollte er auch von seiner

jetzigen Königin ablesen. „Du erlaubst mir doch" fragte er sie, „daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur soviel es braucht, um zu tingieren[1])."

Er schrieb ziemlich viel an diesem Falken und zweifelte schon nicht mehr daran, daß er das Stück vollenden werde; aber dann blieb die Arbeit liegen, und die fertigen Blätter gingen verloren.

Weimar. Wälscher Garten, v. Steinsche Wohnung, Bibliothek
Nach G. M. Kraus 1794

Dichten, Zeichnen, Träumen, Schwätzen mit den Freunden, Herumstreifen, Felsen-Erklettern, Chemie-Studieren: das alles folgte sich in sehr bunter Reihe. Aber der Abschluß des romantischen Treibens fiel prosaisch aus. Denn die Voraussage der Philister traf ein; immerhin war es nur ein schlimmes Bein, das sich Karl August bei seinen tollen Fahrten holte. Da sich die Wunde in einigen Tagen nicht besserte, wollte der Herzog die noch nötige Zimmerhaft lieber in Weimar verbringen. Am 14ten August des Abends fuhren die Reisewagen wieder in die gewöhnliche Residenz.

1) Die Farbe geben.

Zweites Kapitel

Die neue Gesellschaft in Weimar

Spätjahr 1776

Kaum war Goethe in den fürstlichen Dienst eingetreten, so zeigte der doch noch sehr junge Mann für gewöhnlich auch schon das ernsthafte zurückhaltende, steife Wesen, das andere als Beamtenstolz oder Geheimrätlichkeit empfinden. Man konnte in Weimar nicht wissen, daß er schon als Knabe dazu geneigt hatte, und an ihm fiel dies Gravitätische, Kalte, Verschlossene sehr stark auf, weil man ihn doch zuerst als einen ungestümen und heiß empfindenden Dichter kennen gelernt und außerdem allerlei Geschichten über ihn gehört hatte, die auf einen sehr lebhaften, lauten, lustigen, ja übermütigen und wilden Gesellen schließen ließen.

Wer ihn näher kannte, wußte nun allerdings, daß seine Ruhe die Maske der Unruhe war. Wir verbergen den Fehler am meisten, der uns selber am meisten zu schaffen macht, und indem wir ihn verbergen, suchen wir ihn zu überwinden. Die nächsten Freunde mußte Goethe allerdings mit seiner Unrast plagen, weil

er ihren Beistand brauchte; deshalb wußte Frau v. Stein ganz genau Bescheid über seinen wahren Zustand, und deshalb fügte Wieland, wenn er nach seiner Art diesen jungen Freund als einen Herrlichen gerühmt hatte, den die Welt verkennen müsse, weil sie dergleichen Größe und Adel nicht gewohnt ist, wohl unvermittelt eine Stelle aus Fielding hinzu: Orandum est, ut sit mens sana — man möchte beten, daß der Geist gesund bleibe. Und selbst ein Zuschauer wie Graf Putbus, der nicht mehr zu den nächsten Freunden gehörte, sah diesen inneren Wurm in Goethes so großen Vorzügen und Erfolgen, nur daß er ihn nicht ganz richtig benannte. „Ein maßloser Ehrgeiz wird ihn jederzeit hindern, völlig glücklich zu sein“ urteilte Putbus; an maßlosen Ehrgeiz glaubte er namentlich deshalb, weil er diesen jungen Mann nach den verschiedensten Richtungen hin sich betätigen und nach Auszeichnung streben sah. Aber dies Anklopfen an alle Türen war gerade wieder ein Zeichen von Goethes Suchen nach endlicher Befriedigung.

Auch wer sich seines körperlichen oder seelischen Kränkelns bewußt ist, empfindet doch oft die äußeren Dinge als Ursachen seiner Leiden. Ein Liebender wird immer geneigt sein, sein Weh und Elend auf die Geliebte zurückzuführen, auf ihr Verhalten oder darauf, daß er sie nicht besitzen kann. So empfand es auch Goethe jetzt:

> Alle das Neigen
> Von Herzen zu Herzen,
> Ach, wie so eigen
> Schaffet das Schmerzen!

„Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrlich noch zu lebendigen Schatten“ schrieb er seiner

Auserwählten; „es ist mir lieb, daß wir wieder auf eine abenteuerliche Wirtschaft ziehen, denn ich halt's nicht aus". Das war am ersten September, wo der Herzog seinen Geburtstag, den ersten in der Ehe, fern von der allzu ernsten Gattin, droben im Gebirge, in Ilmenau und dem Jagdschlosse Ernsttal, zu feiern beschlossen hatte; seine jungen Freunde ritten auch diesmal mit ihm.

Das ehemalige Schloß zu Ilmenau. Nach einer Zeichnung von Chr. Hertzog aus dem 18. Jahrhundert. Landesbibliothek Weimar

Hierher getrabt, die Brust voll tiefem Wühlen
Planvoller Aussicht, sehnt sich nun
Mein Herz, ein Weilchen auszuruhn ...

So schrieb Goethe schon von Kranichfeld aus. Aber wenn der Reiter alles hinter sich läßt, so doch nicht sein eigenes Herz.

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Kaum war er von dieser Fahrt zurück, so klagte er schon wieder: „Ich war gestern sehr traurig und wußte nicht warum. Es war mir, als wenn ich Sie heut nicht sehen sollte. Ich ließ mir Klarinettisten kommen, ging in meinem Garten herum; sie bliesen bis acht. Es war alles so herrlich, aber mein Herz taute nicht auf." Und ebenso befreite ihn die schönste Natur nicht völlig. Er kam nach Jena und Dornburg zu der Zeit, als die

Ilmenau. Schloßeingang 1752

Trauben reiften, und zeichnete die drei Dornburger Schlösser über dem schroff abfallenden Rebengelände; aber auch dies Beruhigungsmittel wirkte nicht.

Ich bin eben nirgend geborgen:
Fern an die Saale hier
Verfolgen mich manche Sorgen
Und meine Liebe zu Dir.

Auch zu dem besten Mittel gegen innere Erregung, der körperlichen Anstrengung und Abmattung, nahm er oft seine Zuflucht. „Ich muß nun noch nach einem Pferde

schicken" schrieb er eines Nachmittags, „denn die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren".

Diese Unruhe und Leidenschaftlichkeit, die Goethe vor den andern so völlig verbarg, gegen die Freundin und in ihrem Hause aber um so freier erscheinen ließ,

Jena
Nach Roux

zwang diese Freundin nun wiederum, sich vor ihm durch eine häufige Strenge oder Härte oder Kälte zu schützen, die sie im Innersten nicht fühlte, wenigstens nicht auf die Dauer fühlte, denn manchmal mochte sie freilich über seine Erregtheit, Wildheit, Ungleichmäßigkeit, sein rücksichtsloses Vergessen aller Schranken, aller bestehenden Ordnung, zornig werden. Sie mußte ihm oft zu verstehen geben, daß er sie an den nächsten Tagen nicht zu besuchen brauche, und als sie diesen Herbst nach Koch-

berg ging, um dort die Erntezeit zu verbringen, ließ sie ihn merken, daß er dorthin nicht eingeladen sei. Ja, sie wünschte ausdrücklich, daß Lenz dort bei ihr leben und das Englischlernen, das sie unter Goethes Anleitung angefangen hatte, und ebenso das Zeichnen, das sie sonst mit Goethe betrieben, mit ihr fortsetzen möchte. Jener arme, nur halb verständige Träumer war nicht der Mann, daß man auf ihn eifersüchtig sein durfte, und dennoch konnte sich Goethe der Eifersucht kaum erwehren. „Ich schick' Ihnen Lenzen, endlich hab' ich's über mich gewonnen" schrieb er ihr. „Er soll Sie sehen, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein!" Und zum ersten Male schrieb auch er sich in Zorn hinein: „Von mir hören Sie nun nichts weiter; ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp schreiben."

Zwei Tage später klang es freilich schon wieder anders: „Mein Herz ist doch bei Ihnen, liebe Einzige, die mich glücklich macht, ohne mir weh zu tun — doch freilich auch nicht immer ohne Schmerz."

*

Als ein „krankes Kind" wurde Lenz damals noch von seinem Freunde beurteilt. Und Goethe rühmte Lenzens letzte Dichtwerke, wenn es auch nur „kleine Schnitzel" waren. An Klingers neuen dramatischen Arbeiten konnte er sich jedoch in keiner Weise erfreuen und auch am ganzen Klinger nicht. Er sei ihnen ein

Aus: Goethe in Dornburg, Verlag von H. Costenoble, Jena

Schloß Dornburg an der Saale. Handzeichnung von Goethe 1776

Aus Goethe in Dornburg. Verlag von Hermann Costenoble, Jena

Die Dornburgen zu Goethes Zeit

Nach einem Bilde im städtischen Museum zu Jena

Charlotte v. Stein
Von ihr selbst gezeichnet
Aufnahme nach dem Original auf Schloß Kochberg

Splitter im Fleisch, meinte er gegen Merck und Lavater; „er schwürt und wird sich herausschwüren, leider!"

Auf einem Ausfluge nach Gotha und Eisenach, wo er Verehrerinnen seiner frischen Männlichkeit hatte, traf Klinger mit dem Schweizer Christoph Kaufmann zusammen, der ebenfalls ein Genie war und als ein kraftvoller junger Kerl vielen Männern und Weibern wohlgefiel. Er schien ein ganz Großer zu sein oder demnächst zu werden. Er bekannte sich demütig zu Jesus Christus, aber unter den Dienern des Heilands war er ein auserwählter Apostel, der die reinen und unreinen Geister unterschied, wie sein göttlicher Lehrer, und gleich wie Christus zu dem Lahmen sprechen durfte: „Stehe auf und wandle!" und zum Reuigen: „Deine Sünden sind dir vergeben".

Klinger

Kaufmann zog nun mit Klinger (und seinem bisherigen Reisegenossen Flachsland, dem Schwager Herders) in Weimar ein, um dort den Goethe zu begrüßen und das neue Wesen in diesem jetzt viel beredeten Orte zu prüfen.

Seiner Herkunft nach war er aus Winterthur; sein Vater verwaltete dort das Amt eines „Statthalters und Säckelmeisters" und war ein wohlhabender Mann. Christoph hatte zu Bern, zu Freiburg im Breisgau und

Straßburg die Arzneibereitung und Heilwissenschaft soweit gelernt, daß er als Kurpfuscher manche hübschen Erfolge erzielte. Seine Selbstsicherheit flößte vielen Kranken jenes Vertrauen ein, das unter allen Arzneien die wirksamste ist. Aber ihm lag nicht sehr viel am Kranken-Kurieren; er ging viel mehr darauf aus, das Geistige in dem Menschen zu schütteln — so drückte er es aus — ihre inneren Kräfte, wenn sie welche hatten, an den Tag zu bringen, aus dem Schlummer zu wecken. Das Leben der ersten Christen schwebte ihm als das Ziel vor, zu dem wir uns retten müßten. In Straßburg hatte er als ein Apothekergehilfe von 21 Jahren mit vier anderen jungen Menschen: Schweighäuser, Simon, Ehrmann und Mochel einen Bund geschlossen: sie wollten die wahren Erzieher der künftigen Menschheit durch die herankommende Jugend werden und womöglich gemeinsam eine Schulanstalt begründen, die dem bisherigen Elend auf diesem Gebiete ein Ende mache. Als nun Basedow in Dessau sein Philanthropin begann, gingen Schweighäuser und Simon zu ihm, um zu helfen, aber auch, um sich für das künftige Werk einzuschulen; sie redeten dort soviel und in so hohen Tönen von ihrem schweizerischen Freunde, daß Basedow das größte Verlangen nach diesem Wundertäter bekam. Kaufmann hatte unter seinen Kameraden eine ähnliche Stellung wie Goethe unter den seinen: Sohn eines reichen Mannes, den anderen mit Geld aushelfend, selbstherrlich in seinem Auftreten, feurigen Wesens, gut aussehend (Goethen auch im Gesicht sehr ähnlich), zum Führer geboren. Fertige große Leistungen fordert man erst vom älteren Manne; die aufblühende Jugend zahlt mit Ver-

sprechungen. Kaufmann aber machte sich einen Namen besonders dadurch, daß er überall die Männer von Wert aufsuchte; er berichtete ihnen von seinen und seiner Freunde Zukunftsplänen und erbat ihren Rat viel öfter,

Christoph Kaufmann
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

als er ihn innerlich begehrte. So wuchs er in die Freundschaft hinein bei vielen Vortrefflichen, zuerst in jenem oberrheinischen Bezirke von Zürich bis Straßburg: bei Pfarrer Oberlin im Steintal, Pfeffel in Kolmar, Schlosser im Emmendingen, Iselin und Sarasin in Basel, Lavater in Zürich. Dieser besonders bekam eine

ganz hohe Meinung von seinem feurigen Verehrer aus Winterthur, und schnellfertig wie er war, sang er das Lob Kaufmanns sogleich in den nächsten Lieferungen der „Physiognomischen Fragmente". In sechs Abbildungen auf einmal zeigte er diesen „Jüngling, der ein Mann ist"; er wollte „wenig oder nichts" von ihm sagen, „denn er gehört in den innersten Kreis meiner Geliebten", und dann schrieb er doch über dies Gesicht und seine Teile, besonders die Nase und Nasenwurzel, so viel, daß dieser Kaufmann Tausenden über alle deutschen Lande als ein ganz merkwürdiger empfohlen war.

Die Aufforderung Basedows, zu seiner Anstalt hinzuzutreten, benutzte Kaufmann zunächst, um seine Gönner am Oberrhein über diese Angelegenheit abstimmen zu lassen. Lavater wünschte, daß diese herrliche Kraft der Heimat erhalten bleibe; Schlosser urteilte, die philanthropische Erziehung sei vom Ubel, denn Jünglinge, die von solchen edlen Erziehern, wie Kaufmann und seine Freunde, erzogen würden, müßten nachher in dieser verderbten Welt am Ekel zu Grunde gehen und auch unter ihren Mitmenschen als Unbrauchbare dastehen. Andere rieten zu. Endlich im Sommer 1776 machte der Umworbene sich auf nach Dessau; unterwegs besuchte er die Höfe und die Gelehrten, denn eilig, ein Schullehrer zu werden, hatte er es durchaus nicht.

Um eben diese Zeit erschien auch ein Buch von ihm, betitelt „Allerlei, gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer, herausgegeben von einem Reisenden E. U. K." Es war als erstes Bändchen bezeichnet und glich einer Zeitschrift auch im Inhalt; Bemerkungen über neue Bücher, über die Verfasser und

die geistigen Zustände der Zeit, ohne viel Ordnung aneinander gereiht, in genialischem Tone gehalten. Kaufmann bekannte sich zur Genie-Partei; vor allen andern rühmte er Lavater und Herder, nach ihnen Klopstock, Goethe, Lenz, Jung, Merck, Schlosser usw. und wandte sich feindlich gegen deren Gegner, die Aufklärer und Nüchternen, die sich um den Berliner Papst Nicolai scharten.

Zu Goethe kam er also als Bundesgenosse, als Lavaters Liebling und Hoffnung, als ein genialischer Mensch, der die Tugend hatte, sich des Dichtens zu enthalten, und sehr weise seine ganze Kraft auf das Handeln, die Erziehung und die Durchsetzung der rechten Lebensart richtete. Mit Lavater bekannte er sich zum ältesten Christentum, aber während Lavater, wie alle wahrhaft Frommen, nur zur größten Einfachheit in Speise, Trank, Kleidung u. dgl. strebte, wollte Kaufmann, bewußt oder unbewußt, vor den Menschen auffallen. Seine Erfolge unter berühmten und unberühmten Menschen war ihm zu Kopfe gestiegen; Lavater hatte unter eins seiner Bilder die Worte setzen lassen: „Man kann, was man will, und man will, was man kann"; nun kam sich Kaufmann als derjenige vor, der überall mit seiner Willenskraft Wunder verrichten kann, und der von vornherein den Leuten zeigen muß, wie hoch man über ihren Vorurteilen steht. Demgemäß zeigte er sich an den neuen Orten nicht als ein wohlhabender Bürgerssohn, der er war, sondern ritt auf seinem Schimmel in einem groben Gewande, das einen Bauernburschen oder einen Lastträger verkündete; seine Jacke aus grünem Fries ließ die Brust weit offen; seine Hosen, aus demselben Stoff, waren mit Leder besetzt und außen mit Knöpfen versehen; sein langes

welliges Haar, durch kein Zopfband gehemmt, fiel als eine braune Mähne über seine Schultern. Er begnügte sich nicht nur mit Bauernkost, sondern pries sie als die beste Nahrung; in Karlsruhe empfahl er dem Markgrafen, sich fleißig an Erdäpfel zu halten. Er trank nur Wasser und Milch; die gegorenen Getränke verwarf er und ebenso das Fleischessen. Kurz, er war wirklich ein Mann von neuer Art, zumal an den Höfen, an denen er doch als Lavaters Gesandter leichten Zugang fand, denn die Fürsten und ihre Damen liebten in der Regel den frommen Züricher Prediger. Und Menschen von schwachem Willen fühlten sich zu diesem Kraftmann hingezogen, wie das Eisen zum Magneten. Außerdem gelangen ihm ja auch immer wieder Kuren, die ihn um so berühmter machten, da er gar kein Arzt sein und als solcher nicht bezahlt sein wollte.

Wochenlang ward Kaufmann bei Goethe und am weimarischen Hofe gern gesehen und angehört; einige bewunderten ihn, ganz wie man einen Jünger Jesu bewundern würde, der unter uns erschiene. Und auch die Klügeren hatten keine Ursache, lange zu prüfen, wie weit dieser kraftvolle junge Mann schon auf der Bahn zum Scharlatan vorgeschritten war; das mochte man in Dessau tun; hier ging er ja nur vorüber.

Auch Goethe hatte „herrliche Stunden" mit ihm. Kaufmann dichtete nicht, bezahlte seine Rechnungen selber und begehrte keine Versorgung durch den weimarischen Herzog: eine angenehme Abwechslung unter den Genies!

Aber in die Literaturgeschichte schrieb sich auch Kaufmann ein. Er hatte viel Umgang mit Klinger, so daß

dieser ihm sein neuestes Drama in der Handschrift zu lesen gab. Es war ein wüstes, lärmendes, aufgeregtes, ganz und gar unreifes Stück, und sein Titel „Der Wirrwarr" bezeichnete den Inhalt recht gut. Aber Kaufmann urteilte, daß dies Werk „Sturm und Drang" genannt werden müsse; Klinger gehorchte, und so kam ein Ausdruck in die Welt, der sich dann auf alle die jungen umstürzlerischen Dichter jener Zeit ausdehnte, die, von Shakespeare entzündet, von Rousseau und Herder aufgeregt, ihrem Gefühl für Wahrheit und Natur und ihrem „Genie" sich anvertrauten.

Um eben diese Zeit aber, wo der Name für diese Gruppe entstand, ging das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Verfasser jenes Stückes und dem Häuptling des Bundes in die Brüche, teils weil Goethe schon keinen Sinn mehr für solchen „Sturm und Drang" hatte, teils weil Kaufmann bald mit Klinger über Goethe, bald mit Goethe über Klinger schwätzte und bei solchem Hin- und Herreden Mißverständnisse stiftete, die nicht entstanden wären, wenn Goethe und Klinger sich unter vier Augen ausgesprochen hätten. Kurz, Klinger verließ Weimar um Anfang Oktober; in Leipzig tat sich einstweilen bei der Seylerschen Schauspielergesellschaft das Amt eines Theaterdichters für ihn auf.

*

Dagegen klapperte über das weimarische Pflaster am 1. Oktober des Abends spät endlich der Reisewagen, der den neuen Oberpfarrer und Generalsuperintendenten Herder mit seiner kleinen Familie vor sein Amtshaus hinter der Stadtkirche führte. Dieses Haus war unter

Goethes Anleitung und Aufsicht nach einiger Verwahrlosung wieder instandgesetzt worden; Goethe hatte überhaupt bis zuletzt viel Eifer und Liebe bewiesen, um dem Freunde hier eine recht gute Stätte zu bereiten; er hatte ihm sogar seine eigene Stadtwohnung angeboten, während an der Amtswohnung noch gebessert und ausgemalt wurde; ihn vergnügte der Gedanke, daß Karoline in seiner Kammer ihr zweites Kind zur Welt bringen sollte; aber Herders zogen vor, dies Ereignis noch in Bückeburg abzuwarten.

Nun war das geliebte Paar da, und nun war Herder auch schon unzufrieden. Er wurde nicht so ehrenvoll empfangen, wie er sich ausgemalt hatte, und fand auch sonst viele Erwartungen und Ansprüche nicht erfüllt. „Ich bin ordentlich Lutherischer Bischof des Landes, meine Verrichtungen sind alle sehr gewählt und edel“: so hatte er sich vor kurzem gegen einen Freund ausgedrückt; er hatte sich vorgestellt, daß er im Herzogtum Weimar dieselbe geistliche Leitung der maßgebenden Personen haben solle, wie der berühmte Abt Jerusalem sie in Braunschweig seit manchem Jahre ausübte. Nun aber bemerkte er, daß sein junger Freund Goethe, auf den er immer noch wie auf einen Schüler herabblickte, des Herzogs ein und alles war, daß die bisherigen Geistlichen ihm stillen Widerstand leisteten, daß sie unter Hohen und Niederen ihre Partei hatten, und daß überhaupt der Hunger und Durst nach seiner Seelsorge gar nicht groß gewesen war. Dagegen erwartete ihn in diesem ärmlichen Lande recht viel kleinliche Arbeit, die sich für einen Bischof nicht ziemt, unendliche Schreiberei um Groschen und Pfennige und sonstige Plackerei.

Sollte er in diesem Nest bleiben und sein Amt antreten? Es ward ihm mitgeteilt, daß die Minister, Räte, Hofkavaliere und ihre Frauen und Kinder größtenteils ihre bisherigen Beichtväter zu behalten wünschten und daß ihnen das gestattet werden sollte. Dadurch zerfloß ihm halb oder ganz die Gemeinde, auf die er gerechnet hatte. Er erhob entschiedenen Einspruch, berief sich auf seinen Vertrag, und man mußte ihm nachgeben; aber diese Verhandlungen wurden auf beiden Seiten ärgerlich empfunden. In Herder vereinigten sich priesterlicher Hochmut mit dem Dünkel des geistvollen Kopfes, der sich als Entdecker und Lichtbringer fühlt, und mit nicht geringer persönlicher Eitelkeit. Aber er war auch weich und lenksam, und es gelang, ihn zu beruhigen. Am 20. Oktober hielt er endlich seine Antrittspredigt; sie machte allenthalben guten Eindruck; das schmeichelte ihm wieder, und nun gehörten er und seine regsame und erregbare Frau mit zur weimarischen Gesellschaft. Allerdings nur mit halbem Herzen, nur vor der Hand, bis sich Besseres bot.

*

Um dieselbe Zeit ereignete es sich, daß Graf Putbus auf einer Reise starb. Der Herzog hielt es nicht für nötig, einen neuen Hofmarschall einzusetzen. Der junge Kammerherr Friedrich v. Einsiedel: Dichter, Musiker und fröhlicher, freundlicher Mensch, sagte seiner Mutter sehr zu, und da die Pflege der Künste und schönen Wissenschaften einerseits und des harmlosen Lebensgenusses anderseits ihr eigenes und ihrer Gesellschafter Hauptgeschäft war, so konnte sie diesem jungen Manne recht wohl die Leitung ihres Hofes übertragen.

Eigentlich hatte sich Seckendorff auf dies Amt Hoffnung gemacht, wie er auch Hofmarschall der Herzogin Luise werden wollte, als Graf Görtz sich allmählich von Weimar ablöste; aber es war sein Schicksal, Kammerherr des Herzogs zu bleiben, denn auch auswärts tat sich ihm zunächst noch kein besserer Posten auf. In der Regel machte er gute Miene zu dem Spiele, das ihm nur selten gefiel; er leitete namentlich die musikalischen Unterhaltungen bei Hofe und komponierte selber die Lieder der neuen weimarischen Dichter, denn der Hofkapellmeister Wolf fand nicht mehr den gleichen Beifall wie in früheren Jahren; Goethe zumal ließ ihn höchstens für einen Virtuosen gelten; zum wahren Musiker und Tondichter fehlte ihm die innere Ergriffenheit.

Wohl konnte man mit den Leistungen der Hofkapelle zufrieden sein; unter den Instrumentalisten waren sehr tüchtige, wie der Geiger Göpfert, und Hoffnung gebende, wie der junge Friedrich Kranz; auch die Singstimmen waren nicht übel; aber wer die Korona Schröter in Leipzig kannte, vermißte hier in den Konzerten ein Bild wie sie, einen Vortrag wie den ihren. Und es gelang, Korona selber für Weimar zu gewinnen. Ihre Stimme war nicht mehr stark genug für große Konzerte, während sie in den kleinen weimarischen Sälen voll zur Geltung kam. Hier konnte sie auch ihre große Begabung zur sprechenden Schauspielerin zeigen und, ohne ihrem guten Rufe zu schaden, auf der Bühne erscheinen, denn hier wurde sie ja keine Komödiantin in einer Truppe, die dem Publikum auf alle Weise Geld abgewinnen mußte, sondern sie wirkte bei freiem Eintritt der Zuschauer vor den Vornehmsten des Ortes und oft in ihrer Gesellschaft.

*

Wenn Goethe sich an jenem 24. November 1776, wo die schöne Korona zum ersten Male bei Hofe sang, im Saale und in der Stadt umschaute, konnte er das Gefühl haben, nun sei die neue Gesellschaft Weimars vollständig, und dies sei nun der Kreis von Menschen, in dem er zu leben habe. Genug und reichlich für Kopf und Herz!

Aber in diesem Kreise war noch ein Unnützer, Überflüssiger, Gefährlicher: Der arme kleine Lenz. Je länger, je mehr drückte es Goethe, daß ein halber Narr hier als sein Freund und als Freund des Fürsten herumlief und den Leuten immer neue Geschichten zwischen die Zähne gab. Man konnte wohl betonen, daß Lenz, was er auch anrichte, es nie böse meine, aber darum war er nicht harmlos. Zum Beispiel verehrte er die junge Herzogin nach seiner Weise, also mondscheinhaft und überspannt; da er alles bedichtete, so stellte er seine hoffnungslose Liebe zu ihr in einer dramatischen Szene dar, worin er sich selber wirklich hübsch verspottete. Aber ist nicht solche bald witzelnde, bald sehr ernsthaft klingende Dichterei an und über die fürstlichen Personen und ihre Freunde ein gefährliches Spiel? Der weltfremde, unkluge und alle Klugheit verachtende Lenz konnte leicht auch solche Saiten berühren, die nicht erklingen durften, und unausgesprochene Dinge dem allgemeinen Gerede preisgeben. Das blieb denn auch nicht aus. Am 26. November geschah eine solche „Eselei“ Lenzens: sie betraf offenbar das Verhältnis zwischen der alten und der jungen Herzogin und ging auch die Frau v. Stein an, die ehemalige Hofdame Amaliens und nunmehrige Freundin Luisens. Diesmal griff Goethe

rücksichtslos ein: durch ihn war Lenz nach Weimar gekommen, durch ihn mußte er entfernt werden. Er hatte sich am ernstesten mit Lenz abgegeben und oft genug mit dem törichten Freunde gerungen, damit er brauchbarer, weltfähiger, verständiger werde; aber Lenz hatte sich nicht zusammennehmen wollen: so schien es Goethe; wer unterscheidet stets richtig ein Nichtwollen vom Nichtkönnen? Ja, Goethe glaubte schließlich, in dem Dichterspiel, das Lenz mit den Personen seiner Umgebung trieb, eine wirkliche Lust am Unheilstiften, einen angeborenen Hang zur Bosheit zu erkennen. Wenn solche verkehrten Gedankensprünge mit einer faulen, schlaffen Lebensführung zusammenhängen, da ist ein scharfes Zuschlagen der Verletzten vielleicht heilsamer als ein ewiges Entschuldigen aus Mitleid.

Nicht Alle billigten Goethes plötzliche Härte; aber er ließ sich nicht beirren. Lenz mußte die Stadt verlassen; das Reisegeld drängte man ihm auf. Er wandte sich zum Oberrhein zurück und suchte nun eine Zuflucht bei Goethes Schwager und Schwester in Emmendingen. Dort kam der Wahnsinn, der längst in ihm heranwuchs, bald völlig zum Ausbruch.

*

Von den Unterhaltungen der höheren Gesellschaft Weimars berührte das Theaterspiel den Dramatiker Goethe, der durch den Geheimen Legationsrat doch nicht ganz unterdrückt werden konnte, am stärksten. Er hatte ja selber schon als junger Knabe und als Leipziger Student einige Male mitgespielt; seine Frankfurter Freunde und Freundinnen liebten diesen Zeitvertreib.

Erst recht hatte er den Berufskomödianten schon viele Jahre genau zugesehen und über das ganze Theaterwesen so gern nachgedacht und mit Freunden geredet, daß er jetzt mit dem Plane umging, dies wichtigste und verbreitetste Spiel der Menschheit in allen seinen Formen zu einer Darstellung zu bringen. Es sollte ein großer Roman werden; als dessen Helden dachte er sich einen Jüngling von seinem eigenen Fleisch und Blut, der unter die Komödianten verschlagen werden und dann versuchen sollte, unter ihnen seine Ideale durchzusetzen.

Herzogin Amalie

Das gesellschaftliche, zur eigenen Unterhaltung gemeinte Theaterspiel wurde damals von Erwachsenen und Kindern fast überall betrieben, wo nicht der Kampf um das tägliche Brot die Kräfte allzusehr in Anspruch nahm. In den Orten, wo Berufsschauspieler erschienen, hielten dann die Dilettanten eine Zeitlang inne und stellten die eifrigsten Zuschauer, um nachher, wenn die Gäste abgezogen waren, die eigene Kunst mit neuem Eifer hervorzuholen. Weimar hatte bis zum Mai 1774 eine recht gute Gesellschaft von Schauspielern im Dienste des Hofes gehabt, so daß fast jedermann im Städtchen an diese Kost gewöhnt worden war; als dann der Schloßbrand den Theatersaal zerstörte und zugleich der Herzogin-Regentin die Geldmittel zu solchem Luxus raubte, da

zweifelte man nicht, daß der künftige Herzog unter andern neuen Dingen auch wieder einen Schauspielsaal einrichten und eine Komödiantentruppe berufen werde; es sagten ja sogar die Frankfurter, als sie von der Freundschaft zwischen Karl August und Goethe hörten, ihr Landsmann werde deshalb nach Weimar berufen, daß er dort das neue Theater einrichte und leite.

Ob solche Pläne bestanden oder nicht: zunächst mußten die Liebhaber in die Lücke treten. Brauchbare Personen gab es genug: unter den Hofleuten, im sonstigen Adel, unter den Staatsdienern und den Gelehrten. Um nur einige zu nennen: Josias v. Stein, Siegmund v. Seckendorff, Friedrich v. Einsiedel, Karl v. Knebel, Bertuch, Musäus, Kraus, Buchholz; dazu kamen die singenden Mitglieder der Hofkapelle, worunter ein ehemaliger Schauspieler, Aulhorn, war, der sich auf Hanswurst-Possen verstand, und schließlich die ganze männliche und weibliche Hofgesellschaft, fast ohne Ausnahme, wenn es sich nämlich darum handelte, den höchsten Herrschaften eine Ehrung oder ein Vergnügen zu bereiten. Ja, die höchsten Herrschaften selber waren auch nicht abgeneigt, auf die Bühne zu treten; nur bei der Herzogin Luise war dergleichen undenkbar. Um eben die Zeit, wo Korona Schröter diese Gesellschaft von Gelegenheits-Komödianten durch ihren Hinzutritt erst recht zu mannigfaltigen Leistungen befähigte, denn bisher hatte für viele Stücke eine Trägerin der großen und schwierigen weiblichen Rollen gefehlt, da übernahm auch Goethe häufiger eine Aufgabe und gewöhnlich auch die große und schwierige. Auch sein Spiel wurde gelobt; Musäus wenigstens berichtete an Goethes berlinischen

Gegner Nicolai, daß der junge Poet als Schauspieler viel wahre Aktion habe und eine angenehme Figur mache. Nach andern Zeugnissen war er auf der Bühne ungleichmäßig; auch hier zeigte es sich, daß er zu den entgegengesetzten Fehlern der Steifigkeit und des leidenschaftlichen Ungestüms neigte.

Solche Liebhaber-Aufführungen sind in der Regel nur ein flüchtiger Zeitvertreib, den selbst die Teilnehmer bald vergessen. Aber hier in der schöngeistigen Residenz hatte schon das frühere Komödiantenwesen auch die poetischen erfinderischen Kräfte der Ortsbewohner in Tätigkeit gesetzt; solche Folgen mußten sich, nachdem noch ein Goethe hinzugetreten war, auch bei dem bescheideneren Gesellschaftstheater einstellen. In jeder Residenz, wo überhaupt gespielt wurde, war es Sitte, die fürstlichen Geburtstage durch Gala-Aufführungen zu ehren; dazu wählte man gern noch unbekannte Stücke und am liebsten solche, die ganz oder teilweise zu diesem Feste erst gedichtet waren; Gesang und Ballett wurden ein- oder angefügt, wenn es irgend möglich war. Aber auch ohne solche Aufforderung durch die festliche Gelegenheit fühlten sich manche Zuschauer getrieben, nun auch selber Stücke zu dichten. Schon vor Goethes Zeit kam in Weimar auf tausend Einwohner mindestens ein dramatischer Dichter, indem wir die Schauspieler, die gleichfalls Stücke machten, als Gäste gar nicht mitrechnen. Was diese weimarischen Poeten, Wieland, Bertuch, Einsiedel, Musäus, Herrmann und Schmidt, schufen, war oft nur Nachahmung oder Bearbeitung nach fremdländischen Mustern; aber zuweilen erklang ein neuer Ton darin; nicht selten hatte die Bühnensprache dieser weimarischen

Schule eine einfache Vornehmheit, die klassisch genannt werden konnte. Einige ihrer Stücke gewannen auch anderwärts Beifall.

Für Goethe bedeutete dieses neue weimarische Ge-

Erwin und Elmire. Nach Chodowiecki.

sellschaftstheater, daß er seine bisherigen Schauspiele, die man zu spielen begehrte, hergeben, neu durchsehen, selber einrichten und üben mußte, daß er ihre Bühnenbeschaffenheit also in nächster Nähe beobachtete, und weiterhin, daß er gereizt wurde, neue dramatische Einfälle auf das Papier und also gleich auch auf die Bühne

zu bringen, es sei denn, daß diese Einfälle mehr Kräfte und Mittel voraussetzten, als hier bereit standen. Von seinen bisherigen Arbeiten kam zuerst das Singspiel „Erwin und Elmire" in Betracht; Herzogin Amalie setzte selber die Melodien dazu; das Stückchen gefiel und wurde immer wieder gern gesehen. Auch seine „Mitschuldigen" hielt Goethe für geeignet; er hatte zu dieser Jugendarbeit eine besondere Liebe; die Aufführung machte ihm aber ziemlich viel Plackerei, ehe er zufrieden sein konnte. Er selber übernahm den Alzest, Bertuch den Söller, Musäus den Veit und Korona die Sophie.

Das erste neue Stück, das er sogleich für eine weimarische Aufführung erdachte, hatte eben deshalb nur drei Personen oder vier, wenn man einen Briefboten mitrechnet. Am 26ten Oktober, als er von einem zweiten Ausfluge nach Waldeck hinter Jena zurückkehrte, bildete sich die Fabel dieses Einakters in ihm. „Die Geschwister" nannte er ihn, denn Wilhelm und Marianne gelten für Geschwister, ohne es zu sein; der Mann weiß den Sachverhalt, das Mädchen nicht; erst als ein Dritter um Marianne anhält, kommen die wahren und heißeren Gefühle der Beiden zu Tage, und nichts hindert sie nun, Eheleute zu werden. Schon am dritten Tage hatte Goethe das Stück fertig und schon am 21ten November wurde es aufgeführt. Malchen Kotzebue spielte die junge Schwester, ihr Bruder August jenen Briefträger, der ganze sieben Worte zu sagen hat — für einen Fünfzehnjährigen war es aber doch ein Erlebnis, zum ersten Mal auf den erhöhten Brettern vor das Publikum zu treten — ein Registrator Schmidt machte

den Bewerber, der unerhört bleiben muß, und Goethe selber den Wilhelm. Einige Zuschauer fanden diesmal sein Spiel so natürlich und leidenschaftlich, daß sie ihm am liebsten eine echte Liebe zu dem hübschen Malchen nachgesagt hätten.

*

„Ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm' in beiden fort": dies Zeugnis gab Goethe sich selber gegen Freund Merck. Zum eigentlichen Hofmann hätte ihm schon der gute Wille gefehlt; wenn er dem Tagesverlauf der Herren und Damen zusah, die beständig um die Durchlauchtigen Personen ihr Scheinwesen führten, bedauerte er sie von Herzen und wunderte sich, „daß nicht die Meisten gar Kröten und Basilisken werden". Und dennoch gehörte auch er zum Hofe, nämlich in der lockeren Form der Freundschaft. „Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber," berichtete er im November nach Darmstadt, „werden täglich ganzer zusammen". Zum Geschäftsmann — wir Heutigen sagen dafür: Beamten — ging ihm vor allem die Stetigkeit ab; er war nicht dazu gemacht, Tag für Tag zur bestimmten Zeit eine Aktenstube zu betreten, dann Stunde für Stunde am Schreibtisch zu verbringen und erst wieder ein freier Mensch zu werden, wenn die Glocke den Feierabend verkündet. Nein, sein Leben blieb auch jetzt noch höchst ungleichmäßig, nicht bloß was seine Beschäftigung, sondern sogar was seinen Aufenthaltsort anging. Er schien sein halbes Leben unterwegs zuzubringen, zu Pferde, im Wagen oder als Fußwanderer; nur Wenige konnten den Leuten, die ihn zu

sprechen wünschten, Auskunft geben, wo er jetzt gerade zu suchen sei. Solche Wanderungen und Ausflüge führten in diesem Herbste bis Tennstedt, bis Naumburg, bis Ilmenau. Ein regelrechter Geheimer Rat zu sein, bemühte er sich also gar nicht; auch pflegte er zu dichten oder zu zeichnen oder Theaterspiel zu betreiben, während die Regelrechten über den Akten hockten. Und dennoch durfte er sagen, daß er als Geschäftsmann „fortkomme". Sein besonderes Amt war es ja, beständig in nächster Nähe des Herzogs zu weilen und die Verbindung zwischen den übrigen Ratgebern und ihrem Landesherrn herzustellen; sein häufiges Herumreisen rechtfertigte sich also großenteils schon daher, weil der Herzog gleichfalls reiselustig war und nach alter Auffassung die Pflicht hatte, alle Teile seines Landes selber kennen zu lernen, in jedem Winkel selber nach dem Rechten zu sehen. Bei dieser Herumzieherei wurde aber auch Goethe allmählich sachverständig. Seine Kollegen wußten vortrefflich, was in den Akten stand, was früher beschlossen und was Rechtens war; er aber war oft vor kurzem an Ort und Stelle gewesen und hatte von den Leuten selbst vernommen, wo sie der Schuh drückte. In den Sitzungen des Geheimen Konsiliums blieb er also nicht lange der Schweigende und Jasager. Und in der Kommission für das Ilmenauer Bergwerk waren von Anfang an die andern ebenso neu wie er; er aber übertraf sie an Eifer, dies Unternehmen von allen Seiten her zu studieren.

Auch wenn er in der Stadt blieb, so fand man ihn gar oft nicht zu Hause. Am liebsten suchte er nach wie vor die Steinsche Familie auf, danach die Wielandsche

oder die Gesellschaft des Herzogs; als ein neuer Magnet wirkte jetzt Korona Schröter auf ihn. Wenn eine Theater-Aufführung im Gange war, hatte er einen guten Grund, sich mit ihr zu besprechen und ihre Rolle mit ihr durchzugehen. Nebenbei achtete er darauf, daß der junge Herzog sein gleiches Wohlgefallen an der schönen Sängerin nicht gar zu stürmisch kundgebe.

Ach, was hatte er überhaupt für unzählige Geschäfte bloß aus dieser einen starken Quelle der Geschäfte: den Zuneigungen und Abneigungen, den Verständnissen und Mißverständnissen unter den Menschen! Er als Dichter, als Verfasser des „Werther", als Lavaters Mitarbeiter an dem großen physiognomischen Werke, denn daran nahm er auch immer noch teil, als Präger so mancher philosophischen Denksprüche, mußte immer wieder Klagen anhören, Fragen beantworten, Rat geben, Frieden stiften.

Wir wissen schon, wie zuträglich ihm dies Herumschlagen mit fremder Not war. „Es mag so lang währen, als es will" meinte er jetzt wieder gegen Lavater, „so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Not, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Torheit, Freude, Erwartetes und Unverseh'nes, Flaches und Tiefes: wie die Würfel fallen. Mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffiert: es ist eine treffliche Wirtschaft!" Gegen Merck drückte er es noch burschikoser aus: „Es ist ein wunderbar Ding ums Regiment dieser Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbewege zu säubern und in Ordnung zu halten." Und als er bei einem Rückblick auf sein erstes weimarisches Jahr auch seiner

Mutter von dieser Art Geschäften schrieb, fügte er hinzu: „Davon hab' ich den Vorteil, daß ich nicht über alles das Zeit habe, an mich selbst zu denken, und wie sich Frau Aja erinnert, daß ich unleidlich war, da mich nichts plagte, so bin ich geborgen, da ich geplagt werde. Übrigens hab' ich alles, was der Mensch sich wünschen kann, und bin freilich doch nicht ruhig: Des Menschen Treiben ist unendlich, bis er ausgetrieben hat."

*

Zu den Liebes- oder Lieblingsarbeiten, deren er immer mehrere betrieb, gehörte das Herumgehen, Hausvatern, Anordnen und Zugreifen in seinem Garten und seinem Häuschen. So mangelhaft und unfertig auch alles noch war, hier überkam diesen Unruhigen und Umgetriebenen immer wieder das Heimatgefühl, die Eigentumsfreude. Hier umgaben ihn seine Hausgötter, auch die sicht- und greifbaren, nämlich die Abgüsse nach antiken Bildwerken, die er bei jeder guten Gelegenheit vermehrte. Hier reizten ihn immer wieder neue Aufgaben oder Pläne. Als er damals im Mai in das Häuschen übergesiedelt war, hatten es alle Freunde als einen Sommeraufenthalt verstanden, hatten ihn gelobt und sich auch für sich selber gefreut, daß sie manchmal mit im Garten sitzen und ihre kleinen Ausgänge hierher richten konnten. Aber als die schlechte Jahreszeit heranrückte, wohnte Goethe immer noch draußen. Im Spätherbst muß der Gärtner das Frühjahr vorbereiten. „Ganz im Garten" schrieb Goethe über den 6. November in seinen Tageskalender, „auf die Arbeiter gesehen; immer die schönsten Tage". Am nächsten Abend: „Mit den Bienen

beschäftigt und sie zur Winterruh gebracht ... Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit." Und den folgenden Tag: „Im Garten aufgeräumt und Anstalt zum Winterbleiben." Zum Winterbleiben? Der Frau v. Stein und allen Bekannten kam es zuerst unglaublich vor, daß er den Winter da draußen verbringen wollte. Sein Häuschen war viel zu wenig gegen Sturm und Kälte geschützt, der Weg dahin zur schlechten Jahreszeit oft schmutzig und dunkel, und außerdem hauste er dort so weit ab von allen Freunden! Frau v. Stein wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt und schätzte die Entfernung auf eine halbe Stunde oder mehr; „Akkurat zwanzig Minuten brauch' ich von Ihrer Stube in meine" meldete ihr Goethe triumphierend, als er den Weg nach der Uhr gemacht hatte: leugnen konnte er aber nicht, daß er neulich vor der Stadt von Landstreichern belästigt worden und ein andermal im Dunkeln gegen einen Schlagbaum gerannt und gestürzt war. Man konnte sein Draußenwohnen jetzt nur symbolisch verstehen: er wollte im Hof- und Welttreiben nur als ein Gast mitspielen und danach immer wieder in seiner Einsiedelei sich absondern. „Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen" drückte er dies Doppeldasein gegen Merck aus, und ähnlich gegen die Fahlmer: „Ich bin beschränkter als jemals, sitze im Schnee im Tal uud brüte über mir selbst; die bunte, dumme und tolle Wirtschaft um mich fühl' ich gar kaum."

In solcher Einsamkeit grübelte er dann auch wieder über die alten Fragen: wie er hierher geraten und wie lange er hier bleiben werde? Und weiter: ob er mit

seiner ungewöhnlichen Lebensart das Rechte treffe, ob nicht vielleicht bei den Andern mehr Weisheit aufgespeichert sei, bei den Philistern, den Hofleuten, den Amtsverwandten und anderen Gewohnheitsmenschen. Die Natur herum schien eine Antwort zu geben: alle ihre Geschäfte sind verwandt und also einander ähnlich, und doch wie unterschiedlich sind ihre Bedürfnisse, ihre Wohnstätten, ihre Nahrung, ihr Verhalten zu den Jahreszeiten und zu den Landschaften! So zerfallen auch wir Menschen des gleichen Volkes in gar verschiedene Abteilungen; man kann uns nicht alle über einen Maßstab glücklich machen. Der Einzelne empfindet sich nicht als ein Gleicher unter Tausenden von Gleichen, sondern als eine eigene Art. Und deshalb muß jedem die Freiheit gelassen werden, auf selbstgewählten Wegen seine eigene Befriedigung zu suchen.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben!

Es gibt wirklich kein allgemeines Ja oder Nein auf solche Fragen.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe!
Sehe jeder, wo er bleibe!
Und wer steht, daß er nicht falle!

*

Der Sommer reizt zu Reisen, aber auch der Winter schreckt keinen ab, der ernstlich nach Luftwechsel verlangt. Die Fahrt nach Dessau, die der Herzog und sein Freund im Frühjahr hatten aufgeben müssen, geschah nun im letzten Monat dieses für Goethes Zukunft entscheidenden Jahres 1776. Am 2. Dezember verließ man Weimar, und schon am andern Abend war das Ziel erreicht.

Auch diese kleine Residenz, von der Natur nur zu einem Ackerstädtchen bestimmt, stellte jetzt eine Versammlung geistig-lebhafter, in's Neue vordringender Menschen dar. Goethe konnte gleich drei Bekannte hier wieder sehen: Behrisch, Basedow und Kaufmann. Hier hatte Basedow seine Musterschule der Menschenfreunde, Philanthropin benannt, ins Leben rufen können. Teilweise gedieh sie, teilweise stand es recht übel. Am wenigsten bewährte sich ihr Gründer; er taugte wohl zum Ausdenken des Wünschenswerten, nicht zum Ausführen. Ausdauernde Pflichterfüllung war seine Sache gar nicht, und in eine Gemeinschaft konnte gerade er sich nicht einordnen. Er zeigte sich immer wieder unverträglich, unberechenbar, unordentlich, unzufrieden. Wie er aber bei den Großen immer viel Glück gehabt hatte, so auch hier. Der Fürst versetzte ihn, damit er der Anstalt nicht noch schlimmer schade, in den Ruhestand und gab ihm für sein Nichtstun ein hohes Gehalt. Zeitweise geriet Basedow auch in eine Arbeitswut hinein und diktierte neue Schriften; sehr oft trieb er sich in den Gasthöfen herum, spielte Karten, betrank sich, lärmte, schimpfte, tobte, fiel auf dem Heimwege in den Kot und blieb liegen, bis ihn ein Mitleidiger zu seinem Hause

Leopold III.
Friedrich Franz Fürst von Anhalt-Dessau
Nach einem Gemälde von Maron 1766, Schloß Wörlitz

Friedrich Wilhelm v. Erdmannsdorf
Nach einer Büste von Martin Klauer in der Landesbibliothek Weimar

schaffte. Dabei hielt er sich noch immer für einen zweiten Herrgott und kam aus dem Renommieren, Bramarbasieren gar nicht heraus. Jedermann würde ihn unter andern Umständen gemieden haben, aber in so einem kleinen Neste spielt ein berühmter, gut gestellter und auch zuweilen recht unterhaltsamer Mann immer seine Rolle. Auch der Fürst wendete seine Gnade nicht ganz von ihm.

Am Philanthropin traten jüngere, bessere Menschen für diesen Rabenvater in die Bresche. Sein vieljähriger Gehilfe Wolke trug die Hauptlast; seit kurzem unterrichtete auch der vortreffliche Campe an der Anstalt. Die drei Elsässer, die als Kaufmanns Freunde genannt worden sind: Schweighäuser, Simon und Mochel, halfen gleichfalls, und seit kurzem war auch Kaufmann selber da, nicht um mitzuarbeiten, sondern um das Geleistete zu prüfen und allen Beteiligten über Ziele und Mittel der Erziehung erst recht die Augen zu öffnen. Und sonderbar! er stand auch hier schon oder noch in Ansehen und Macht. Der Fürst und die Fürstin hatten eine große Meinung von ihm; sein derbes und dreistes Auftreten verschaffte ihm Gehorsam, denn Diener finden sich allemal, wo ein Herr erscheint. Auch ist es eine alte Erfahrung, daß recht viele schaffende Menschen ins Mäuseloch kriechen, sobald ein Kritiker seine Stimme erhebt; sie sind sich ihrer Unzulänglichkeit bewußt und denken nicht daran, daß der Tadler noch viel unfähiger sein könnte. Kaufmann konnte hier außerdem sein Spiel unter Berufung auf die Wünsche des Fürsten spielen, in dessen Gesellschaft er in der Tat viel gesehen wurde. Er kleidete sich so wunderlich wie zuvor. Ein Knabe, der ihn in Dessau hatte einreisen sehen, glaubte, es sei

ein Lappländer, den man berufen habe, das Schlittschuh-Laufen zu lehren; bei den Erwachsenen zog der kluge Schweizer durch seine „Faquins-Uniform"[1]) erst recht die Aufmerksamkeit auf seine wunderbaren Eigenschaften. Kurz, der kräftig Wollende gewann sich auch hier einen vorderen Platz.

Die dritte bekannte Gestalt, die Goethe in Dessau wiedersah, gehörte wie Basedow und Kaufmann zur pädagogischen Provinz, glich aber beiden so wenig wie möglich. Neun Jahre waren es jetzt, daß der Hofmeister Behrisch seinen jungen Studentenfreund Goethe in Leipzig allein gelassen; der anfangs lebhafte Briefwechsel war sehr bald eingeschlafen. „Hab' ich es dir nicht gesagt?" begrüßte jetzt Behrisch seinen nunmehr berühmt gewordenen Freund; „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest du auch die anderen nicht drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre ebenso gut gewesen".

Seine Abneigung gegen den Buchdruck hatte Behrisch also beibehalten; er war auch sonst der alte. Immer noch Junggeselle, hatte er jetzt seine verwitwete Mutter zu sich kommen lassen. Höchst elegant, gravitätisch, pedantisch bewegte er sich bei Hofe und in der Stadt; für gewöhnlich sprach er in kurzen Sätzen und langsam, wie wenn er einem Schüler diktierte. Zu andern Zeiten

[1]) Frz. faquin, it. facchino, Lastträger, grober Kerl.

fielen seine Launen und sein Eigensinn auf, und zuweilen freute man sich an seinen hübschen Gelegenheitsgedichten. Immer war er ein harmloser, wohlwollender Mensch. Man hatte ihn gern bei Hofe und unter den Gelehrten; auch war er zum Erzieher des Erbprinzen, der jetzt acht Jahre zählte, und zum Vorleser des fürstlichen Paares aufgerückt. Seinen Zögling strebte er zu einem gesunden und gewandten Menschen zu machen; auf das gewöhnliche schulmäßige Lernen legte er keinen Wert. Behrisch war eigentlich Ursache, daß Basedow nach Dessau eingeladen worden war; auch wurde der Erbprinz eine Zeitlang in Basedows Schule geschickt, aber der feine Sonderling Behrisch und der Bierstubenmann Basedow paßten nicht auf die Dauer zusammen.

In jeder kleinen Residenz richten sich alle Augen auf den allergnädigsten Herrn; wenn jetzt auch Goethe immer wieder auf den Fürsten des Landes blickte und lauschte, so hatte das seinen besonderen Grund. Hier war der Erste auch der Gehaltvollste. Franz von Dessau hatte nichts Genialisches an sich, auch nichts, was ihn unter anderen Edelleuten auffällig gemacht hätte; er war äußerlich eine lange Figur mit schwarzen Haaren und moralisch; ein Mensch, wie man sein sollte. Gutherzig, verständig, stets des besten Willens, und recht gediegen in seinen Kenntnissen. Von einem Vormund vortrefflich erzogen, hatte er sich seine letzte und beste Bildung noch selber erworben, nachdem er schon die Regierung angetreten. Da hatte er noch große Reisen gemacht, um für seinen Beruf tüchtiger zu werden. Die britischen Inseln, die so wenige Deutsche kannten, waren seine hohe Schule gewesen. „In England", sagte er, „kann

man ein ordentlicher Mensch werden, in Frankreich geht man unter". Ein Edelmann bester Art, Friedrich Wilhelm v. Erdmannsdorff, hatte ihn in diesen Ländern und später auch nach Italien begleitet; er stand ihm jetzt noch als kunstverständiger Freund und ehrlichster Ratgeber zur Seite. In Rom hatte der Fürst auch Winkelmanns Belehrung und Freundschaft gesucht. Auch nach diesen Wanderjahren war der Fürst immer wieder beflissen, Menschen, die Neues zu sagen hatten, anzuhören; dabei wandte sich sein Geist jedoch immer wieder auf das Praktische, auf die Wohlfahrt seiner Untertanen und die Verschönerung seiner Umgebung. Durch Gottes Willen war er der kleine Nachbar des großen und hochberühmten Königs von Preußen, der ihm nicht wohl wollte und den er nicht in allen Stücken bewundern konnte. Nach den Lorbeeren des Kriegers und Eroberers dürstete dieser Enkel des „alten Dessauers" keineswegs; also brauchte er nicht seinem Völkchen den Saft auszupressen, um eine Menge Soldaten zu ernähren; sein ganzes Streben ging vielmehr auf die Begünstigung aller redlichen Bauern und Bürger. Wohl diente auch der alte Fritz mit größter Hingabe seinem Staate und Volke, aber oft genug als Tyrann, hart und eigensinnig, der Belehrung schwer zugänglich und fast immer als ein von seinen Untertanen Entfernter, als ein freiwillig abgeschlossener Menschen-Verächter. Der Kleinfürst Franz von Dessau konnte also in mancher Hinsicht jenen großen Regenten übertreffen.

Ein rechter Mann an der rechten Stelle! Ihm zuzuschauen, wäre in jedem Falle eine Lust für Goethe gewesen; aber alles, was er hier sah, ging ja den

Mentor des neunzehnjährigen Herzogs Karl August ganz nahe an. Dessau war das beste Vorbild für Weimar, oder, hätte man diesen Satz bezweifelt, so mußte man doch auf Schritt und Tritt die eigenen Verhältnisse und Absichten mit diesen anhaltischen vergleichen. Fürst Franz zählte erst sechsunddreißig Jahre; allzuweit war er seinem fürstlichen Gaste aus Weimar also nicht voraus. Auch war er nicht übermäßig reich oder groß oder glücklich; manches Unternehmen war ihm mißlungen oder mit Sorgen belastet. Sein „Philanthropin", das vor drei Jahren eingerichtet und damals als eine Musterschule für ganz Deutschland von den aufgeklärtesten Köpfen mit großer Freude begrüßt worden war, dessen erste Leistungen in der Tat Staunen erregt hatten, litt jetzt schon offenkundig, weil zur klugen Theorie die ausführenden Praktiker fehlten: wo hätten auch aus der armseligen deutschen Gelehrtenschaft die Musterlehrer herkommen sollen? Mit Stein, Holz und Erde läßt sich leichter bauen als mit widerstrebenden, beschränkten und eigenwilligen Menschenköpfen. So erlebte denn Fürst Franz eine viel größere Freude an seiner andern Schöpfung, die den Namen Wörlitz trug. Wörlitz war bisher ein altes Ackerstädtchen gewesen: in der Nähe entstand jetzt aber ein großer fürstlicher Park an einem Nebenarme der Elbe und einem See gelegen. Der Fürst schuf diese Anlagen nach den Mustern, die er in England gesehen; es ward der größte deutsche Park nach der neuen Mode, die jetzt anfing, die bisherigen herrschaftlichen Kunstgärten, wo alle Formen mit Maß und Zirkel bestimmt, mit der Schere geschnitten waren, zu verdrängen. Im Dezember ist es keine günstige Zeit,

einen Park kennen zu lernen; aber die Gäste bekamen doch eine erste Übersicht. In diesem Wörlitzer Gebiete und auch in Dessau und anderwärts errichtete der Fürst nun weiter ein schönes Gebäude nach dem andern, bald in dem normännisch-gotischen Stile, den er aus England kannte, zumeist aber im italienisch-antiken, wobei er bestimmte italienische Vorbilder vor Augen hatte. Sein größter Bau war bisher das Wörlitzer Schloß, außen und innen antikisch gehalten, vom Fürsten selbst und seinem Freunde Erdmannsdorf in jeder Einzelheit aufs liebevollste überdacht. Auch die Fürstin half den Bau zu überwachen; sie saß mit einer Handarbeit in der Nähe, als die Werkleute berufen waren, und achtete wohl darauf, daß nicht Faulenzer oder Pfuscher ihren Herrn betrogen. Luise — so nannte man sie kurz und gut — war eine schöne, gute, angenehme und fromme Frau, etwas zu schwärmerisch für ihren Gatten, der sich gern innerhalb des Vernünftigen hielt: ihr war das Schloß gewidmet, wie eine Inschrift am Fries des Giebels verkündete. Im März 1773 konnte es bezogen werden, und schon waren andere Bauten im Gange, und doch durfte man diesen Fürsten nicht mit Karl Augusts Großvater vergleichen, der aus Freude an schönen Bauten kein Bedenken trug, seine Untertanen auszusaugen und übermäßig mit Fronden zu beladen. Über die Zustände seines Völkchens wachte Franz von Dessau mit der sichersten Kenntnis ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer eigenen Bedürfnisse; er sprach über diese Dinge, alle hochtönenden Wortschwälle vermeidend. Man unterhielt sich über die Feuerlösch-Ordnung, über Brandkassen, Abwehr von Überschwemmungen, Armen- und

Krankenhäuser, Erleichterung der Bauernschaft, Begünstigung gewisser Bodenerzeugnisse und dergleichen mehr. Und solche Gespräche geschahen zwischendurch im Reisewagen oder nach der Jagd oder nachdem Pferde vorgeritten waren, denn Franz von Dessau hatte dieselbe Liebhaberei für Pferde, Hunde und die Jagd wie Karl August von Weimar.

Eines Tages führte der Fürst seine Gäste bis zu dem kursächsischen Städtchen Barby an der Elbe. Dort saß damals die Oberbehörde der Brüdergemeine, die sogenannte Unitäts-Ältesten-Konferenz; an ihrer Spitze stand der Brüderbischof Spangenberg, den Goethe schon vor sechs Jahren in Marienborn gesehen und gehört hatte, ein weitgereister und gelehrter Mann: Goethe staunte diesen Mann an: bald erschien er klug und weise, bald einfältig-kindisch, und so vermischten sich auch Ernst und Vergnügtheit gar wunderlich in ihm; übrigens ward er hier, wie schon seinerzeit in Marienborn, „Bruder Joseph" genannt, obwohl er August Gottlieb getauft war. Die Gäste aus Dessau — außer den beiden Fürsten und Goethe war auch Kaufmann dabei — unterredeten sich zuerst (am 7. Dezember) mit einigen Brüdern über die Verfassung der Gemeine und ihre ausländischen Missionen; dann nahmen sie an den Kommunion-Agapen teil und sahen dem darauf folgenden Abendmahl zu. Agapen hießen in der ältesten christlichen Kirche gemeinsame Mahlzeiten zum Ausdruck der Bruderliebe; die Herrnhuter begingen sie als Gesangsgottesdienste, wobei „Diakone" und „Diakonissen" an die auf den Bänken den Geschlechtern nach getrennten Männer und Frauen Tee und Semmeln zutrugen. Dieses Liebes-

mahl wurde auch dem Besucher gereicht. Bruder Andresen leitete den Gesang und die Instrumentalmusik. Bei dem Abendmahl liturgierte Bruder Gregor[1]). Am nächsten Tage wohnten die Gäste der Kommunion-Liturgie bei und hörten eine Predigt des Bruder Cunow sowie eine Rede Spangenbergs über die Losungen der Herrnhuter mit an. Der Kommunion-Liturgie war wiederum ein Gesangsgottesdienst, eine Danksagung für das heilige Abendmahl, wie das Liebesmahl eine Vorbereitung darauf gewesen war. Nachher besah man ein berühmtes Naturalien-Kabinett: christliche Missionare fördern oft die Wissenschaft, indem sie aus den entferntesten Ländern merkwürdige Gegenstände heimbringen oder schicken.

Goethe mußte eine Menge neuer Eindrücke verarbeiten, als die Reise wieder heimwärts ging. Den 20. Dezember verbrachte man in Leipzig; am nächsten Tage gab es noch einen scharfen Ritt: von früh halb sieben an saßen der Herzog und sein Freund im Sattel, und schon um drei Uhr lag die Heimat ihrer Liebe und Leiden wieder vor ihren Augen.

[1]) Dieser Christian Gregor schickte 1771 aus Nordamerika nach Herrnhut an sein elfjähriges Töchterchen ein halb ernsthaftes, halb scherzhaftes Gedicht, beginnend: „An der Susquehanna, einem großem Fluß, da man indsches Manna stampfen und essen muß.“ Das Gedicht ist nie gedruckt worden; trotzdem konnte Goethe 1808 eine Parodie darauf der Silvia v. Ziegesar zu ihrem Geburtstage schenken: „Nicht am Susquehannah, der durch Wüsten fließt, wo zum irdschen Manna geist'ges man genießt . . .“

Die Muldebrücke und das Schloß in Dessau
Nach einem Aquarell von Westermayer 1799 in der Landesbibliothek Weimar

Das Schloß zu Wörlitz
Nach dem Original von C. Kunz

Schloß Ettersburg

Nach einem Stich von G. M. Kraus in der Landesbibliothek Weimar

Clausthal

Nach einem Stahlstich in der Landesbibliothek Weimar

Drittes Kapitel

Zerstreutes Leben

Januar 1777 bis Mai 1778

Am 21ten Dezember 1776 kam Goethe von jener Reise nach Dessau zurück. Über Weihnachten und Neujahr kränkelte er im Gemüte und körperlich; trotzdem schrieb er ein neues Theaterstück und richtete es ein, um die junge Herzogin Luise zu ihrem Geburtstage zu ehren und aufzuheitern. Zum Alleinsein und Besinnen kam er wenig, und das war auch gut. Immer wieder lenkte ihn Karl August auf neue Bahnen, wenn er sich gern in Ruhe und abseits gehalten hätte; nicht selten erschien auch vornehmster Besuch von außerhalb, dem man aufwarten mußte. So traf am 26ten Februar 1777 Prinz Ferdinand von Braunschweig ein, der Sieger in der Schlacht bei Minden, ein Oheim der Herzogin Amalie, jetzt wirksam als Oberhaupt aller norddeutschen Freimaurer. Goethe war dem Orden noch nicht beigetreten und kam auch nicht viel mit dem Prinzen zusammen, aber zwei seiner Stücke wurden bei dieser Gelegenheit neu eingeübt, was dem Dichter und dem Schauspieler Goethe doch auch viel zu schaffen machte.

Der nächste Fürst von außerhalb war Franz von Dessau; am dritten Juni stand er in aller Frühe in

Goethes Garten; sechs Tage darauf gab ihm Goethe das Geleit bis Auerstädt. In diesen sechs Tagen wurde

Herzogin Luise

die nächste Umgegend von Weimar recht in Augenschein genommen und landesväterlich beredet, zumal gerade groß Wasser eintrat. Man besah in Ettersburg die

neuen Anlagen, mit denen Herzogin Amalie ihren Sommersitz verschönerte; man betrachtete in Tiefurt, was Prinz Konstantin und Knebel aus einem Pächterhause, einigen Wiesen und Wäldchen und einem Flusse, der neben einem steilen Abhange sich schlängelt, schon gemacht hatten, man beriet, was da noch alles möglich sei. Im Belvedere gab es vom Herzog Ernst August her höchst künstliche Anlagen im alten französischen Geschmacke; ganz nahe am Fürstenhause zu Weimar, also in dem Bezirke, wo Goethe täglich vorbei kam, war gleichfalls ein älterer Zier- und Kunstgarten, der nach Erneuerung oder Umwandlung verlangte: jetzt konnte der sachverständige Fürst von Dessau seinen Rat geben.

Ferdinand
Herzog von Braunschweig

Ein paar Tage nachher ritt Goethe auf den Sonntag nach Kochberg, wo Charlotte sich zur neuen Pyrmonter Badereise vorbereitete. Am Montag früh, noch ehe sonst jemand im Hause aufgestanden war, ließ er sein Pferd schon wieder satteln. „Sie können fühlen, wie sauer mir's wird, Kochberg zu verlassen“ schrieb er für die geliebte Wirtin auf einen Zettel:

> Da es sein muß, ist der schnellste Entschluß der beste. Sie fühlen aber auch, daß ich eigentlich nicht weg gehe. Adieu! Möge Freude bei Ihnen sein, wie mein Andenken bei Ihnen ist. Ade, Ade!

Ein paar Stunden später standen ganz andre Zeilen auf einem neuen Zettel:

Um Achte war ich in meinem Garten, fand alles gut und wohl und ging mit mir selbst, mitunter lesend, auf und ab.

Um Neun kriegt' ich Brief, daß meine Schwester tot sei. — Ich kann nun weiter nichts sagen.

Kornelie war nach ihrem zweiten Kindbette gestorben. Es war einer der Fälle, wo man den Tod wie einen Engel empfindet, der Friede und Genesung bringt — aber die Hinweggenommene war ein junges Weib von 27 Jahren, eine Mutter von zwei kleinen Töchterchen! Die tiefe Betrübnis, in die ihr Bruder bei dieser Nachricht versank — „Leiden und Träumen" umschrieb er sie im Kalender — galt in Wahrheit den letzten Jahren oder dem ganzen Leben dieser seiner nächsten Bluts- und Schicksalsverwandten. Sie war zugleich eine Edle und Unglückliche gewesen; sie hatte schwer am eigenen Wesen gelitten, weil sie die Schönheit und Süßigkeit und Fröhlichkeit und Tüchtigkeit, die ein Ehemann von seiner Gattin, die diese Gattin von sich selbst begehrt, auf keine Weise erlangen konnte. Sehr geschadet hatte ihr auch die allzu weichliche Erziehung im Elternhause und ihre daraus folgende Unfähigkeit, einem Haushalte vorzustehen. Sie war eine geachtete und geliebte Freundin für ein paar Menschen gewesen: Das ist viel und reicht doch nicht aus für einen längeren Gang auf dieser Erde.

Goethe mußte sich wohl mit dieser Schwester vergleichen: in welchem Maße hatte er gleiche Eigenschaften geerbt und ein ähnliches Schicksal zu erwarten? Doch nein! Er durfte nicht, wie sie, in untätige, einsame Melancholie versinken. Und der Mutter Korneliens mußte er jetzt wiederum versichern, daß es mit ihrem Sohne noch gut stehe.

Lustschloß Belvedere. Nach Schwerdgeburth

Ich kann Ihr nichts sagen, als daß das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt, daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht.

*

Die nächsten Wochen nach der Schwester Tode vergingen in dem nun schon üblichen gemischten und höchst reichhaltigen Leben: er hatte keine feste tägliche Arbeit und kaum eine feste Schlafstätte. Oft blieb er auch die Nacht in Tiefurt, wenn er dort mit dem Prinzen Konstantin und Knebel ein paar Stunden verplaudert hatte, oder er schlief oben in der Stadt oder er wanderte den weiten Weg nach Kochberg, wo er jetzt aber nur die Kinder und den Hofmeister besuchen konnte, und klopfte dort noch abends spät an, daß man ihm ein Nachtquartier gebe. Sein liebstes Geschäft schien immer noch das Zeichnen zu sein, wobei er beständig zwischen Landschäftchen und den Bildnissen seiner Freunde abwechselte. Einige Male las er den nächsten Freunden auch die neuen Kapitel aus dem angefangenen Romane „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" vor, und sie fanden es „ein sehr fein Werk". Außerdem beschäftigte er sich viel mit den neuen Anlagen in und bei dem vormaligen Welschen Garten; es war aber nur ein langsames Vorrücken. Gar wenig dagegen berührte ihn eine politische Handlung und Verhandlung, die doch für das Ländchen Weimar wichtig genug war. Wie in den meisten deutschen Ländern, so gab es auch in den thüringischen Staaten von Alters her Landstände, und wie anderwärts, so war es auch hier strittig, welches Maß von Mitregiment der Fürst und seine obersten

Räte diesen Vertretern der Rittergüter, der Städte und frommen Stiftungen einräumen und ob sie diese Herren überhaupt zu Tagungen einberufen und ihnen einen Einfluß gönnen müßten. Nach alter Überlieferung hatten diese Stände gewisse Steuern zu bewilligen, und ehe sie das taten, pflegten sie über die bisherige Landesverwaltung ihrer angesammelten Unzufriedenheit Luft zu machen, sowie eine Reihe von Wünschen und Vorschlägen zu Papier zu bringen, die künftig beachtet werden möchten: gravamina und ohnvorgreifliche Desiderien nannte man das. In den preußisch-brandenburgischen Staaten mißachteten die Könige solche alten Ansprüche ihres Adels und der übrigen Stände; Herzogin Amalie hatte während ihrer langen Regentschaft die Landtage nur zweimal, 1763 und 1768, versammelt; Karl August berief sie schon in seinem zweiten Regierungsjahre. Es handelte sich in seinem Reiche gar um drei solche Landtage: für das Fürstentum Weimar, den Kreis Jena und das Fürstentum Eisenach. Der weimarische Landtag verrichtete seine Geschäft im Monat Juli: Goethe, das dritte Mitglied des Geheimen Rates, hatte keine nennenswerten Arbeiten dabei und war auch innerlich kaum beteiligt oder auch nur neugierig. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man solche veralteten Rechte der Vasallen als ein unnötiges Hemmnis des vor Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Fürsten ganz verfallen lassen; denn wie diese Vasallen und Untertanen draußen im Lande räsonnierten, konnte man in dem kleinen Ländchen leicht genug erfahren, ohne die 43 Ritter, die 9 Abgeordneten der Städte und den Prälaten, nämlich den Vertreter der jenaischen Univer-

stät, in Weimar versammelt zu halten. Es war ja nur eine Komödie, da diese Herren schließlich doch ja sagen oder der Anordnung des Herzogs, auch wenn sie gegen ihre Beschlüsse ging, sich fügen mußten. Die Ritter waren von Haus aus mutige Leute, die nicht so leicht vor einem Federfuchser zusammenknickten, aber gerade im weimarischen Adel hatten nur wenige so gute Einkünfte, daß sie dem Herzog ernstlich trotzen durften; die meisten brauchten seine und seiner Räte Gunst.

Die diesmalige wichtigste Aufgabe des Landtags war die Bewilligung solcher neuen Steuern, die die bei Hofe fehlenden zehntausend Taler einbringen konnten. Herr v. Kalb hatte sich für eine Stempelsteuer und namentlich für die Akzise entschieden, also für eine Verbrauchsabgabe, die nebenbei die Verminderung der Wareneinfuhr und damit des Geldabflusses zum Zweck hatte. In Preußen, Kursachsen und anderwärts bewährte sich diese Begünstigung der Innenwirtschaft; ein Blick auf die Landkarte hätte aber bedenklich stimmen sollen: die thüringischen Kleinstaaten bestanden ja nur aus Grenzen! Der weimarische Landtag nahm die Akzise trotzdem an; der jenaische und eisenachische erklärten sie für unmöglich und bewilligten statt ihrer eine Personensteuer, die bisher im Lande unbekannt gewesen; auch Weimar folgte ihnen schließlich. Diese neue Steuer wurde nach Klassen erhoben. Sie begann mit vier Groschen für die Tagelöhner, Lumpensammler und die kleinsten Landleute, und stieg bis zu 16 Talern bei den Wirklichen Geheimen Räten; Goethe hatte als ein Geheimer Legationsrat 14 Taler zu entrichten. Nur bei den Kaufleuten wurden Unterschiede gemacht; sie zahlten je nach Vermögen zwischen zwei und zehn Talern.

*

Am 31sten Juli ward der weimarische Landtag geschlossen; am 12ten August „kam Peter an“: dies Ereignis war für Goethes Hauswesen wichtiger als Alles, was die Ritter und Räte mit einander ausgemacht hatten.

Peters erste Kindheit ist in den Nebel der Sage gehüllt. Seine Heimat war Meiringen im Berner Oberlande; man erzählte sich, daß er als ein verlassener oder verwilderter ganz kleiner Knabe im Grase eines Obstgartens an den Zitzen einer Ziege seine Nahrung gefunden habe, woher ihm der Name Peter im Baumgarten geworden sei. Doch kommt hier wohl die Fabel aus dem ungewöhnlichen Namen, denn Peters Vater und Mutter waren bekannt. Die Mutter starb früh, der Vater heiratete wieder, starb aber auch bald, so daß nun eine Stiefmutter für ihn sorgte oder auch nicht sorgte. Peter wurde ein Hirtenbube, wie alle armen Jungen dort zu Lande; als solcher erregte er eines Tages die Aufmerksamkeit des Herrn v. Lindau, eines reisenden Offiziers aus Niedersachsen. Sei es, daß der Knabe diesem Herrn das Leben rettete, sei es, daß er nur durch seine witzigen Antworten dem Fremden gefiel, jedenfalls verliebte sich Herr v. Lindau in den Gedanken, aus diesem Peter einen tüchtigen Mann zu machen. Er war mit dem Herrn v. Salis befreundet, der zu Marschlins in Graubünden eine ähnliche Erziehungs-

anstalt eingerichtet hatte wie Basedow in Dessau. Zu ihm schickte er den Knaben. Als Lindau sich dann entschloß, mit den hessischen Mietstruppen nach Amerika zu gehen, bat er außer dem Herrn v. Salis auch drei andere Freunde, Lavater, einen Inspektor Greren und Goethe, sich des Knaben anzunehmen für den nicht unwahrscheinlichen Fall, daß er selber in diesem Kriege seinen Tod finde; ein ausreichendes Erbteil setzte er ihm aus. Nicht lange war Lindau abgereist, so ward Salis dieses Knaben, der unter seine vornehmen Zöglinge sich nicht schickte, satt und übergab ihn einem vornehmen Ausländer, der auf einer Reise durch die Schweiz solch einen Jungen gebrauchen konnte. Dann hielt sich Peter bald hier, bald dort auf, jedoch einigermaßen unter Lavaters Augen verbleibend. Als man nun auch Nachricht von Lindaus Tode erhielt, erklärte sich Goethe bereit, die Vaterstelle zu übernehmen. So erschien denn an einem schönen Sommertage vor dem Garten des Herrn Geheimen Legationsrats ein zwölfjähriger, brauner Schweizerknabe, der eine Tabakspfeife im Munde hatte und einen schwarzen Spitz ‚Hänsli‘ bei sich führte. Es traf sich, daß er gleich bei seiner Ankunft einen Soldaten Spießruten laufen und einen andern ausprügeln sah; dergleichen Landessitten sagten ihm keineswegs zu, aber er mußte sich einstweilen in die weimarischen Menschen schicken, und sie sich in ihn. „Der Junge ist nun mein“ schrieb Goethe an Lavater, „und wenn ich's recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zutue oder ihn verlasse oder er mich, von Niemand abhängen, weil er von Allen abzuhängen fühlen muß.“

Leider pflegt bei solchen edlen Unternehmungen der Entschluß und Anfang das Schönste zu sein. Der Knabe brachte ein Zeugnis mit von jenem Herrn, den er zwei Monate lang durch die Gebirgswelt als kleiner Diener begleitet hatte. „Il a les passions un peu vives“ urteilte dieser Herr Ramond; „il est fougueux, mais d'une étonnante intrépidité, honnête, compatissant, attaché.“ Also aufbrausend, wild, unerschrocken, neben den bequemeren Eigenschaften der Anhänglichkeit, Ehrlichkeit und Teilnahme. Goethe und sein Philipp sahen bald, daß ihnen das Erzieher-Amt nicht leicht fallen würde. Goethe selber gab dem Knaben zuweilen Unterricht oder hielt ihm die verdiente Strafpredigt; er war aber viel zu gutmütig für diese Aufgabe. Obwohl gerade ihm aller Tabak höchst zuwider war, duldete er doch das Tabakrauchen dieses Knaben, denn er meinte, dem an dieses Gift Gewöhnten möchte es schaden, wenn er sogleich und gänzlich davon lassen müsse. Jedenfalls nahm er alle Fürsorge für dies junge Menschenkind auf sich. Mit Lindaus Legate, das auf zweitausend Thaler festgesetzt war, sah es, wo nicht zweifelhaft, doch recht langwierig aus.

*

Auch in diesem Jahre wollte der Herzog seinen Geburtstag mit seinen liebsten Gesellen in den Wäldern bei Ilmenau feiern — seine junge Frau begleitete ihn niemals dahin — und nachher einige Wochen in und bei Eisenach und Wilhelmstal zubringen, denn in Eisenach trat der dortige Landtag im September zusammen. Goethe sollte also bei ihm sein und durfte

anstalt eingerichtet hatte wie Basedow in Dessau. Zu ihm schickte er den Knaben. Als Lindau sich dann entschloß, mit den hessischen Mietstruppen nach Amerika zu gehen, bat er außer dem Herrn v. Salis auch drei andere Freunde, Lavater, einen Inspektor Greren und Goethe, sich des Knaben anzunehmen für den nicht unwahrscheinlichen Fall, daß er selber in diesem Kriege seinen Tod finde; ein ausreichendes Erbteil setzte er ihm aus. Nicht lange war Lindau abgereist, so ward Salis dieses Knaben, der unter seine vornehmen Zöglinge sich nicht schickte, satt und übergab ihn einem vornehmen Ausländer, der auf einer Reise durch die Schweiz solch einen Jungen gebrauchen konnte. Dann hielt sich Peter bald hier, bald dort auf, jedoch einigermaßen unter Lavaters Augen verbleibend. Als man nun auch Nachricht von Lindaus Tode erhielt, erklärte sich Goethe bereit, die Vaterstelle zu übernehmen. So erschien denn an einem schönen Sommertage vor dem Garten des Herrn Geheimen Legationsrats ein zwölfjähriger, brauner Schweizerknabe, der eine Tabakspfeife im Munde hatte und einen schwarzen Spitz ‚Hänsli' bei sich führte. Es traf sich, daß er gleich bei seiner Ankunft einen Soldaten Spießruten laufen und einen andern ausprügeln sah; dergleichen Landessitten sagten ihm keineswegs zu, aber er mußte sich einstweilen in die weimarischen Menschen schicken, und sie sich in ihn. „Der Junge ist nun mein" schrieb Goethe an Lavater, „und wenn ich's recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zutue oder ihn verlasse oder er mich, von Niemand abhängen, weil er von Allen abzuhängen fühlen muß."

Leider pflegt bei solchen edlen Unternehmungen der Entschluß und Anfang das Schönste zu sein. Der Knabe brachte ein Zeugnis mit von jenem Herrn, den er zwei Monate lang durch die Gebirgswelt als kleiner Diener begleitet hatte. „Il a les passions un peu vives" urteilte dieser Herr Ramond; „il est fougueux, mais d'une étonnante intrépidité, honnête, compatissant, attaché." Also aufbrausend, wild, unerschrocken, neben den bequemeren Eigenschaften der Anhänglichkeit, Ehrlichkeit und Teilnahme. Goethe und sein Philipp sahen bald, daß ihnen das Erzieher-Amt nicht leicht fallen würde. Goethe selber gab dem Knaben zuweilen Unterricht oder hielt ihm die verdiente Strafpredigt; er war aber viel zu gutmütig für diese Aufgabe. Obwohl gerade ihm aller Tabak höchst zuwider war, duldete er doch das Tabakrauchen dieses Knaben, denn er meinte, dem an dieses Gift Gewöhnten möchte es schaden, wenn er sogleich und gänzlich davon lassen müsse. Jedenfalls nahm er alle Fürsorge für dies junge Menschenkind auf sich. Mit Lindaus Legate, das auf zweitausend Thaler festgesetzt war, sah es, wo nicht zweifelhaft, doch recht langwierig aus.

*

Auch in diesem Jahre wollte der Herzog seinen Geburtstag mit seinen liebsten Gesellen in den Wäldern bei Ilmenau feiern — seine junge Frau begleitete ihn niemals dahin — und nachher einige Wochen in und bei Eisenach und Wilhelmstal zubringen, denn in Eisenach trat der dortige Landtag im September zusammen. Goethe sollte also bei ihm sein und durfte

schon um seines Amtes willen im Geheimen Rate nicht fehlen, dessen Sitzungen für diese Zeit nach Eisenach verlegt wurden. Ihm graute vor diesen Wochen, sowohl wegen der vielen Menschen, mit denen er dort leben und freundlich reden mußte, aber auch wegen der „Sau-Wirtschaft", womit er wirkliche Säue und die immer neuen Jagden meinte, denen sich der Herzog in solchen Waldbezirken mit einer erstaunlichen Lust und Ausdauer hingab.

So war es ihm gar unbehaglich zu Mute, als er am 27sten August von Weimar abritt. Er sah oft nach seinem Garten und Häuschen zurück: was werde alles ihm durch die Seele müssen, bis er das arme Dach wiedersehe! Das arme Dach: es war doch seine Schutzhütte! Seine Heimat! In tiefen Gedanken ritt er — nach Kochberg. Dreimal war er diesen Sommer schon dort gewesen, aber morgen war sein Geburtstag, da durfte er es sich zum vierten Male gönnen: Charlottens Morgengruß sollte ihn für sein achtundzwanzigstes Jahr einsegnen. Sie war seit kurzem aus Pyrmont zurückgekehrt, wo diesmal ihr Mann der ernstlich Kranke gewesen war, denn ein rätselhaftes Kopfleiden hatte den sonst so gesunden Mann plötzlich befallen. Jetzt war Herr v. Stein schon wieder gesund, und auch seine Gattin zeigte sich froh und ruhig. Sie hatte dieser Tage den Peter im Baumgarten zu sich nach Kochberg kommen lassen, weil doch Goethe sein Haus auf sechs Wochen verlassen mußte; Kästner sollte ihn mit ihren eigenen Knaben unterrichten. Auch für diesen Liebesdienst konnte ihr Goethe jetzt danken. Als er am nächsten Morgen die alte Burg verließ, reich bepackt

mit Kuchen und andern Eßwaren, die ihm die Hausfrau für den langen Weg mitgab, sah er das, was jetzt vor ihm lag, schon viel leichter an. Er hatte mit der Freundin über dies Verdrießliche gesprochen: schon die Aussprache und ihre Teilnahme waren ihm eine Stärkung.

In Ilmenau war der Herzog bereits von Eisenach her angekommen, mit großem Gefolge, den Kopf voller Jagdgedanken, und ehe der Tag verging, triumphierte er auch schon über einen Zwölfender. Nun folgte eine Woche in der hier gewohnten Weise. Wenn Goethe allein sein konnte, war das Zeichnen sein Hauptgeschäft; diesmal war es der Manebacher Grund, von des Manebacher Kantors Garten aus gesehen; mußte er sich aber der Gesellschaft anschließen, so stimmte er in den fröhlichen und auch den übermütigen Ton mit ein. So ritt er am letzten August mit Lichtenberg, dem Husaren-Offizier des Herzogs, nach Stützerbach, wo es immer am freiesten herging. „War äußerst lustig den Abend." Am andern Tage dauerte die Jagd von früh bis drei Uhr; dann ein fröhliches Mahl. „Nach Tische mit den Bauernmädels getanzt, Glasern sündlich geschunden, ausgelassen toll bis gegen Eins nachts. Gut geschlafen." Und auch der nächste Morgen war wieder solchen Späßen gewidmet. Der dritte September, des Herzogs Geburtstag, wurde durch einen Besuch des Prinzen Joseph von Hildburghausen und seiner Begleiter, die auch nachbarliche Verwaltungssachen zu besprechen wünschten, ernsthaft genug eingeleitet, aber sobald diese Gäste abgeritten, endete auch dieser Tag mit neuen Possen: man reiste nach Franken und Burgund mit der Extrapost gefüllter Gläser.

Um Vier des andern Morgens ward eine andere Reise angetreten, diesmal im Sattel: über eine Menge kleiner Waldorte ging es, bis Wilhelmstal bei Eisenach. Es war häßliches Regengestöber; ganz durchnäßt kamen die Herren am Ziel an: wie aber sollten in dem kleinen Schlößchen alle diese Menschen eine behagliche Schlafstätte finden? Goethe hatte schon seit jenem wilden Vergnügen in Stützerbach einen Ansatz zu einem Backengeschwür: Das ward nun schlimmer, „ein Monster von dicker Backe bei seiner sonst so dürren Konstitution," und als die Andern am nächsten Tage auf die Jagd zogen, mußte er im Zimmer bleiben und das Buch Hiob lesen, ob vielleicht das größere Elend dieses Unglücklichen ihn trösten könne.

Am folgenden Tage zwang er sich, mit nach Eisenach zu reiten, denn dort fand die feierliche Aufwartung der Landtags-Abgeordneten bei dem Herzoge statt; die Mitglieder des Geheimen Rates mußten zur Stelle sein. Den nächsten Tag aber schloß er sich von der kirchlichen Feier aus und blieb in seinem Zimmer, das ihm im Schlosse angewiesen war. In diesem Schlosse war vor fünfunddreißig Jahren seine geliebte Frau v. Stein geboren: vielleicht im gleichen Zimmer, wo er ihr nun schrieb: „Liebste, ich habe Sie doch ganz allein lieb; das spür' ich an der Wirtschaft mit den übrigen Frauen." Solche Wirtschaft hatte er nämlich schon am nächsten Tage, da seine Schmerzen milder geworden. „Abends die Weiber; getanzt von Sechs bis morgens Drei." Am Dienstag spazierte er mit den „Miesels", stieg auch mit dem Geheimen Rate v. Fritsch zur Wartburg hinauf, aber jetzt ward Zahn- und Backenweh wieder

Die Wartburg
Nach einer Tuschzeichnung von Goethe

schlimmer. Er litt in den nächsten Tagen sehr; jetzt floh ihn auch der Schlaf, auf den er sonst so sicher rechnen konnte. Um so vergnügter fühlte er sich, wenn die Schmerzen zeitweise aufhörten: sogleich fing er an, sich eine dramatische Posse auszumalen, die man in Weimar aufführen könnte, etwa zum nächsten Geburtstage der Herzogin. Und rasch schrieb Philipp die ersten Szenen aus des Herrn Munde auf. Unterdessen hatte der Herzog Mitleid mit seinem Freunde bekommen; er sagte sich, daß auch der gesunde Goethe sich in der großen Jagd- und Tafelgesellschaft nicht eben wohl fühlen werde. Er mochte ihn aber auch nicht ganz entbehren, und so kam er auf den glücklichen Gedanken, daß Goethe oben auf der Wartburg wohnen könnte, wo er leicht erreichbar und doch von dem Trubel enthoben war. Dies alte Festungsschloß war höchst baufällig, es diente fast nur noch als Gefängnis für aufsässige jenaische Studenten; aber ein paar angenehme Räume fanden sich doch auch noch. Am 13ten September zog Goethe hinauf: er fühlte sich wie erlöst. „Wie der lang' Gebundene recke ich erst wieder meine Glieder" gestand er der Freundin. Hier, über dem Rauschen der Bäume, wo an hellen Tagen Thüringen und Hessen wie eine Landkarte unter ihm lagen und wo zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter malerische oder merkwürdige Blicke sich boten, labte sich seine Künstlerseele immer wieder. „In dem grausen, linden Dämmer des Mondes" war diese Welt ebenso schön wie bei lachender Sonne. Und ebenso schön sogar im Morgennebel: „Philipp weckte mich und ließ mich ans Fenster gehen: es lagen unten alle Täler im gleichen

Wilhelmsthal
Nach einem alten Stich

Der Brocken
Am 9. Dezember 1777 von Goethe gezeichnet

Nebel, und es war völlig See, wo die vielen Gebürge als Ufer hervorsahen." Was lockte ihn hier nicht alles zum Zeichnen! Und wie heiterte ihn Alles auf! Luther hatte hier oben zehn Monate als ein Verborgener gelebt und dabei die deutsche Bibel geschaffen: solche Haft wäre Jedem zu gönnen, der große Werke im Busen trägt! „Ich wohne auf Luthers Pathmos und finde mich da so wohl als er" schrieb Goethe an Kestners.

Und weil er sich wohl und fast immer gesichert fühlte, wurde er doch auch wieder freundlicher zu den Menschen. Seine Nächsten unter den Staatsdienern zu Eisenach waren Bechtolsheims: die junge Frau, Wielands „Psyche", hatte er das vorletzte Neujahr bei ihrer Mutter in Stetten kennen gelernt. Besonderes Wohlgefallen fand Goethe aber auch an zwei Bürgern, von denen er gar viel lernen konnte, was die Wohlfahrt der hiesigen Untertanen und die bisherigen Fehler der Verwaltung, aber auch die allgemeine Lebenskunst anging. Der Erste war der Advokat Appelius, Syndikus der eisenachischen Landschaft; der Andere der Handelsmann und Fabrikant Streiber, ein kluger, weltkundiger Mann. Für klüger noch als er galt seine Frau. Sie war die Schwester von Goethes Gartennachbar und Amtskollegen, dem Geheimen Assistenzrat Christoph Schmidt; dieser war Klopstocks Vetter und Jugendfreund: „Schmidt, der mir gleich ist"; seine Schwester aber keine andere als die von Klopstock angeschwärmte „Fanny", die man nach den zarten Seelentönen des jungen Dichters in ganz Deutschland verehrte, ehe Werthers Lotte die Phantasie-Geliebte der deutschen

Leser wurde. Petrarka und Laura hatten damals ihr Gegenstück: Klopstock und Fanny. Aber Fanny — in Wirklichkeit hieß sie Marie Sophie Schmidt und wohnte in Langensalza — war ein verständiges Mädchen, und ihr Bruder riet ihr auch ab, den Vetter und seinen Herzensbruder zu nehmen, denn vom Dichterruhm des Mannes werden Frau und Kinder nicht satt. Der Kaufmann Lorenz Streiber, von Haus aus ein armer Jüngling, der aber im Siebenjährigen Kriege Lieferungen übernommen und den Krieg mit 20 000 Talern Vermögen abgeschlossen hatte, bot bessere Aussichten; an seiner Seite gedieh denn auch Fanny so sehr, daß man sie fast einem Dragoner vergleichen konnte; virago heißt eine solche Dame bei den Schulfüchsen und gleichviel ob sie auf der Lippe einen Schnurrbart trägt, die Seele hat ihn. Streibers Geschäfte waren bei so vortrefflicher doppelter Leitung zahlreich, ausgedehnt und erfolgreich.

Fest stand die Frau, die Klopstocks Verse noch immer umsäuselten, auf dem irdischen Boden und ordnete an, was heute und morgen geschehen solle, zum Beispiel jetzt, um den neuen Poeten Goethe zu bewirten, der wohlhabende Eltern und auch sonst ein leidliches Einkommen hatte, als Schwiegersohn also annehmbar schien. Würde er erkennen, welche vorteilhafte Partie ihre Viktoria sein würde?

Vorläufig spottete Goethe über die eisenachischen Miesels, die jetzt alle Tage Sonntag hielten — sie nahmen den Landtag für eine Art Jahrmarkt — und nicht satt wurden, mit den ledigen Herren von auswärts zu spazieren, zu tanzen, zu mahlzeiten und zu torheiten,

wie Goethe es ausdrückte. Sie grollten dem Herzoge, daß er die Jagd übermäßig liebte; dadurch entzog er ihnen oft die angenehmste Gesellschaft. Goethe bemühte sich doch ein wenig, sie zu trösten. „Morgen habe ich Miesels heraufgebeten“ erzählte der Wartburgbewohner seiner Frau v. Stein; „sie versichern mir alle, daß sie mich lieb haben, und ich versichere sie, sie seien scharmant; eigentlich aber möchte jede so einen von uns, wer er auch sei, haben, und dadrüber werden sie keinen kriegen“. Das Viktorchen gefiel ihm freilich, aber wenn er dann an ihrer Mutter sah, wozu eine Dichterliebe sich entwickeln kann, mochte er den Mut verlieren.

Eines Tages ging der Herzog zu Streibers und ließ sich alles zeigen: die Fabrik, die Färberei, die kleinen Häuschen für verschiedene Handwerke. Goethe war mit dabei. Hier konnte er einer der Erben werden, und, wie gesagt, Viktorchen war eine hübsche Zugabe zu diesem blühenden Geschäftsbetrieb. „Wer rasch zugreift, führt die Braut heim“ sollte das Sprichwort heißen; Goethe aber war ein Zauderer.

*

Der Landtag brachte es mit sich, daß viele Vornehme aus der Nachbarschaft zu Besuch kamen. Goethes eigenster Gast aber war Merck, den die geringere Entfernung und der schöne Herbst antrieben, seinen alten Freund gerade jetzt aufzusuchen. Zwei Jahre hatte man sich nicht gesehen: wie würde der scharfsichtige Mann aus Darmstadt jetzt Goethes Zustand und Leistungen beurteilen?

Acht Tage blieben sie zusammen; oft strichen sie in den schönsten Teilen dieser schönen Gegend herum.

Ob Merck ganz zufrieden war? Über den Fürstendienst dachte er sehr kritisch, denn er stand selber darin und

Merck
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

kannte die hohen Herren schon lange aus der Nähe. Daß der „Geheime Legationsrat" Goethe nicht viel besagte, lag auf der Hand; als Dichter wollte er nichts Erhebliches mehr leisten; im Zeichnen kam er aber auch

nicht recht vom Flecke. Trotzdem blieb Merck sehr gut gestimmt; er fand viel Gefallen an dem jungen Herzoge und dieser an ihm; also wußte er sich auch des Freundes Verbleiben an diesem Hofe zu erklären. Und von nun an trat er noch kräftiger dem Gerede über das tolle weimarische Treiben entgegen. Sogar gegen Goethes Feind Nicolai betonte er, wie sehr er sich dieser auf der Wartburg verlebten Tage freue:

> Der Beste von Allen ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben Das tun, was Goethe tut . . . Ich sage Ihnen aufrichtig: Der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe, und überlegen Sie dabei: ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren!

Nach Mercks Abreise blieb Goethe noch zehn Tage auf der Burg und in Wilhelmsthal. Ansätze zur munteren Geselligkeit nahm er immer wieder, aber mitten darin überfiel ihn ein „tiefes Gefühl des Alleinseins". Als er an einem der letzten Tage zu einem Tanz-Picknick bei dem Hofrat v. Moltcke ging, meldete sich sein kranker Zahn wieder, und da er deshalb nicht tanzen durfte oder mochte, so wußte er nicht: Was gingen ihn diese Leute an und was er sie? „Die Kluft zwischen mir und denen Menschen allen fiel mir so groß in die Augen, . . . ich mußte fort, denn ich war ihnen auch sichtlich zur Last." Er suchte Zuflucht im Zimmer des Herzogs; dort aber überfiel ihn das Heimweh nach Weimar, nämlich nach seinem stillen Garten. Er stieg zur Burg hinauf: in der freien Höhe schien es sich zu verlieren.

Hier nun zum letzten Mal auf der reinen, ruhigen Höhe im Rauschen des Herbstwinds! . . .

Gern kehr ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht.

Und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu teilen habe.

*

In der Mitte November kam die Nachricht, daß sich Schlosser schon wieder verlobt habe. Das war um so sonderbarer, als der Witwer mit dem Haushalt und der Kinderpflege keine Not hatte: Beides besorgten die Gerocks-Töchter jetzt gerade so wie schon bei Korneliens Lebzeiten. Auch beeilte sich Schlosser nur mit der Verlobung, nicht jedoch mit der zweiten Hochzeit, was man schon eher hätte verstehen können. Aber ein anderes überraschte den Bruder der ersten Frau noch viel mehr: Schlossers neue Braut war Goethes eigene vertraute Freundin Fahlmer! Er hatte nie gedacht, daß sie noch heiraten würde! Nun mußte er sich wohl freuen, daß eben dies dreiunddreißigjährige Mädchen, das ihm längst wie eine Schwester und seiner Mutter wie eine Tochter nahe gestanden hatte, ganz an Korneliens Stelle trat. In diesem Sinne antwortete Goethe seiner Mutter, die ihm die Neuigkeit geschrieben:

Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Äste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel, Teilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken.

Und zur Fahlmer sagte er im nächsten Briefe:

Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu: also verzeihe meine Tränen bei Deinem Glück! Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat!

*

Die weimarische Schwester und Geliebte trat ihm um eben diese Zeit noch viel näher, nämlich räumlich, denn sie wurde seine nächste Nachbarin, und das besagte denn doch auch eine innigere Lebensgemeinschaft. Der Herzog hatte in einem alten Wirtschaftsvorwerk, das zwischen seinem Fürstenhause und dem Wälschen Garten lag, das Obergeschoß als Wohnung für zwei Hofkavaliere einrichten lassen und eine Hälfte für die Familie v. Stein bestimmt. Goethe war Mitglied der Baukommission und hatte gerade diese Wohnung mit größter Liebe eingerichtet; alles hatte er bestimmt, bis auf die Öfen, den Herd, die Farbe der Wände. Der Oberstallmeister wurde nicht viel gefragt, und Charlotte brauchte bloß einzuziehen. Am 14ten November geschah es. „Mir war's hold in der Seele" schrieb Goethe des Abends in sein Tagebuch.

Viertes Kapitel

Harzreise im Winter

Dezember 1777

Nicht lange waren die weimarischen Herren aus Eisenach zurückgekehrt, und kaum hatte sich Herzog Karl August von seiner neuesten Verletzung, einem bösen Hundebiß, wieder hergestellt, da entschloß er sich schon wieder zu einer Jagdfahrt ins eisenachische Gebiet, denn die Bauern von Markfuhl verlangten, daß ihr Fürst sie von den allzu zahlreich gewordenen Ebern und Wildsauen wieder befreie, die er selber ins Land gebracht hatte. Er wünschte, daß ihm sein Freund Goethe bei so nützlichem Geschäfte Gesellschaft leiste; dieser aber hatte gar keine Lust, kalte und nasse Dezembertage unter den Jägern zu verbringen. Er weigerte sich nicht ganz, aber er bat um die Erlaubnis, vorher einen Umweg machen zu dürfen.

Am 29ten November ritt Goethe in aller Frühe von Weimar ab, ohne Begleitung. Nach Norden zu, über den Ettersberg. Schon in seinem Häuschen im Tale hatte er heftigen Sturm gespürt. „Der wird schön um mich pfeifen" dachte er. Und wirklich: das Wetter war der Jahreszeit angemessen: ungleichmäßig, unbehaglich. Es regnete auch; mitunter schlugen scharfe Schlossen ihm ins Gesicht; der Kot spritzte bis zu seinen Stiefeln und Schößen auf.

Der Reiter aber fühlte eine reine Ruhe in der Seele. Er war ganz allein, auf Wochen hinaus, den Menschen glücklich entronnen. Sogar der einen Hälfte seines eigenen Wesens entronnen, um der andern desto besser anzugehören. Denn er wollte sich nirgends als den Geheimen Legationsrat Goethe aus Weimar bekannt geben; seine Vorfahren von der Mutterseite hatten Weber geheißen, ehe sie sich verlateinten: so nannte auch er sich jetzt: Weber. Und es war nicht gelogen, wenn er sich für einen Juristen oder einen Maler ausgab; für die meisten aber war er einfach „ein Reisender".

Mittags erreichte er Weißensee und vor Einsinken der frühen Nacht Greußen. Einige Male hatte doch auch die Sonne geschienen. Sein bisheriger Weg deutete auf sein Ziel: den Harz.

War es ihm Ernst? Kein verständiger Mensch begab sich um diese Jahreszeit ohne starke Nötigung in das rauhe unwirtliche Gebirge.

Warum suchte Goethe dies Abenteuer? Zunächst deshalb, weil er in des Herzogs Begleitung gleichfalls viel von Wind und Wetter hätte ausstehen müssen. Da wollte er nun lieber was Rechtes erleben und leisten, ja, den Freunden zeigen, daß er Härteres auf sich nahm, indem er sich die Unbilden des Jagdvergnügens ersparte. Er hatte auch in diesem Jahre viel gekränkelt; nun wollte er auch sich selber überzeugen, daß er immer noch größere Strapazen ertragen könne als Einer vom Durch-

schnitt. Zwar das Abenteuerwesen billigte er eigentlich nicht; vielmehr klagte er er mit den andern, daß der junge Herzog sich manchmal künstliche Abenteuer zubereitete und Gefahren förmlich aufsuchte; nein, er selber hatte jetzt ernstere Zwecke; das höchst Mühsame und Abenteuerliche nahm er nur in den Kauf.

In den Bergwerken des Harzes wollte und mußte er für Ilmenau lernen. Dort war in anderthalb Jahren noch nichts von Belang geschehen, denn ehe man nur die neue Gewerkschaft ordnungsmäßig begründen konnte, mußten die alten Eigentumsrechte ins reine gebracht und abgelöst werden: im nächsten Frühjahr aber konnte hoffentlich die Arbeit über und unter der Erde beginnen. Von seinen beiden Mitkommissarien besorgte Professor Eckardt alles Juristische, und dem Herrn v. Kalb fielen die Finanzen zu; so blieb für ihn das eigentlich Bergmännische übrig, das Handwerk und die Wissenschaft. Um sich darauf vorzubereiten genügten ihm nicht Bücher; dazu brauchte er viel Anschauung und Gespräche mit allerlei Leuten vom Fach.

Aber nicht nur die Bergleute des Harzes zogen ihn dorthin, sondern auch ein gewisser Seelenpatient. Als Dichter des „Werther" hatte er unter andern Plagen auch diese, daß ihm immer noch unglückliche Menschen ihr Herz ausschütteten, um sich als Gleichgesinnte und Leidensgenossen an seiner Freundschaft zu erquicken. So hatte ihm vor kurzem auch ein Plessing aus Wernigerode einen langen Brief gesandt, einen so großen Brief, daß er schon mehr der Handschrift eines Buches glich. Goethe fühlte sich von dem Inhalte dieses Heftes bald ergriffen, bald abgestoßen; auf eine Antwort konnte er sich nicht

einlassen. Plessing schrieb nach einiger Zeit noch einmal; Goethe beharrte in seinem Schweigen, aber beschäftigte sich innerlich gar nicht wenig mit diesem merkwürdigen Menschen. Plessing war gleichen Alters mit ihm, Sohn eines Predigers, hatte auch selber Theologie studiert, war eine kurze Zeit Soldat in Holland gewesen und lebte nun schon einige Jahre als müßiger Haussohn bei seinem Vater, ganz versunken in seinen Welt-Überdruß und philosophische Grübeleien. Er erschien wie ein Mittelwesen zwischen Werther und Faust, tatenlos und zugleich ruhelos, des Unwerts aller Werte, des Unsinns allen Strebens bewußt. Goethe hatte im letzten Frühjahr mit einem andern Verfechter dieser gründlich auflösenden Lehre ein „tolles Disputieren" gehabt, mit August v. Einsiedel, dem jüngeren Bruder des weimarischen Kammerherrn; Plessing war düsterer und ernsthafter als dieser scharfsinnige Leutnant. Goethe hätte dem Mann in Wernigerode gern guten Rat gegeben — soweit sich in solchen Fällen raten läßt — das aber ließ sich nur mündlich tun. Auch war er wirklich neugierig auf die äußere Erscheinung dieses Menschen: ob sie wohl dem Bilde entsprach, das er, der immer noch fleißige Physiognomiker, nach der Handschrift und den seelischen Bekenntnissen Plessings sich gemacht hatte?

*

Als er das erste Nachtquartier noch im Dunkeln hinter sich ließ, war die Erde hart gefroren, und bald ging die Sonne mit herrlichsten Farben auf. Hinter sich sah er jetzt den heimatlichen Ettersberg, in der Ferne den Inselsberg und andere Höhen des Thüringer

Waldes; im Norden tauchte die Spitze des Brockens einen Augenblick auf. In nächster Nähe aber eröffneten sich gleichfalls schöne Landschaftsbilder: Sondershausen, der Kyffhäuser, die goldene Aue, Nordhausen. Das Wetter blieb nicht so sonntäglich; eine Zeit lang verhängte der Regen alle Aussicht, und bald nach der Mittagsruhe kam die Nacht „leise und traurig“. In Niedersachswerfen mußte ein Mann angenommen werden, der ihm an dem Flüßchen Behre entlang mit einer Laterne den Weg nach Ilfeld zeigte. Dort aber war im Gasthofe kein Zimmer mehr frei, denn es hatte hier gerade eine Verhandlung von Abgesandten benachbarter Obrigkeiten stattgefunden: um eine lange Tafel herum saßen jetzt die Gäste und feierten ihr gelungenes Rede- und Schreib-Werk mit Abendessen und Gesundheits-Trinken. Aber der Wirt erbarmte sich doch des müden Reiters; er ließ für ihn sein eigenes Bett überziehen, das in einem Verschlage neben der Gaststube stand. Durch ein Astloch in der Bretterwand konnte nun Goethe, wie sonst der Wirt, die hell erleuchtete Tafel übersehen und vernahm er die Scherze, mit denen die Essenden und Trinkenden an einander ihren Witz probierten, bis der Lauschende trotz des lärmenden Gelages in tiefen Schlummer sank.

Die nächste Tagereise bedeutete den Aufstieg zur Höhe des Gebirges. Ein Bote führte ihn, denn er allein hätte sich in diesen einsamen Gegenden verirrt. Nach fünf Stunden ward Elbingerode erreicht: „Lieb Gold, Wege mitunter!“ fing er hier einen Brief für Frau v. Stein an. „Und wenn nun gleich die allzu gefällige Nacht einem sich an den Rücken hängt!“ Und dennoch:

„Gar hübsch ist's, auf seinem Pferde mit dem Mantelsäckchen wie auf einem Schiffe herum zu kreuzen“. Er hatte auch viel gezeichnet heute, und ein Gedicht bildete sich in ihm: freie Verse wie damals, als er zwischen Darmstadt, Frankfurt und Homburg in den Wind hinein sang:

„Wen du nicht verlässest, Genius ...“

Heute hatte ein großer Raubvogel seine Augen angezogen, der hoch am Himmel das weite Gebiet überblickte:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied!

Nachmittags waren ihm dann neue Verse gekommen; da wanderte er noch auf Felswegen im Tale der Bode nach Rübeland weiter. Er mußte viel an Plessing denken, von dem ihn jetzt nur noch eine kleine Entfernung trennte. Wie ganz anders war doch ihm selber das Los geworfen als jenem Selbstquäler!

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens ...

Er selber fühlte sich jetzt so wohl und frei in dieser selbstgewählten Einsamkeit; aber wie oft ist eben diese

Einsamkeit die Zuflucht verbitterter oder kummervoller Seelen, ein Ziel der Flüchtigen und für sie doch auch noch keine wahre Ruhebringerin!

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Der gewerbefleißige Hüttenort Rübeland war namentlich durch seine beiden großen Höhlen berühmt. Goethe ließ sich noch diesen Abend in die Baumannshöhle führen. Und fast den ganzen folgenden Tag verbrachte er darin. Denn hier konnte er sich zum ersten Male das Walten der Natur unter der Erddecke und die Schichtungen der Gesteine völlig deutlich machen. Auch konnte er den alten Bergmann, der ihn führte, nach vielen Dingen fragen, denn der Mann versäumte ja nichts und verdiente sich ein Trinkgeld gern; Goethe aber liebte den Unterricht solcher unverbildeten Leute.

Am Abend dieses zweiten Dezembers kehrte er nach Elbingerode zurück.

*

Die Marmormühle bei Rübeland

Den nächsten Morgen trug ihn sein Pferd nach Wernigerode. Er suchte Plessing auf, und bald stiegen die Beiden in den Bergen über dem hübschen Städtchen herum und unterredeten sich. Ob Goethe sich bekannt gab oder unter der Maske eines Malers Weber aus Gotha den Andern zuerst zu erforschen und danach zu beraten versuchte, ist uns verborgen. Für die Nennung des wahren Namens spricht der Umstand, daß Goethe bald danach, am 24sten Januar 1778, von Weimar aus an Plessing schrieb und daß dieser ihn am 22sten Februar dort besuchte. Aber in einer Schilderung dieser Zusammenkunft, die Goethe viele Jahre später, 1821 oder 1822, diktierte, staffierte er dies Stück seiner Erinnerungen romanhaft aus, wie er oft tat, und erzählte, daß er auch an diesem Tage unter der Maske geblieben sei.[1])

Der Ritt am vierten Dezember war böser als alle vorigen. Zwar die alte Heerstraße von Halberstadt nach Goslar, über Drübeck, Ilsenburg, Stapelburg, Altfelder Krug und Lukaszok bot keine Hindernisse, aber das Wetter war „ingrimmig“, ja „ganz entsetzlich“.

Goethe war völlig durchnäßt und ganz erschöpft, als er in Goslar vom Pferde stieg. Zwei, drei Stunden brauchte er, ehe sich seine Sinne wieder erholt hatten; aber er genoß doch sogleich die Ruhestätte gerade dieses Gasthofs: es herrschte eine schöne Philisterei im Hause, und der Wirt hatte eine recht väterliche Art, für seine Gäste zu sorgen. Bald wurde ihm so wohl, daß er sich einbildete, er habe nun das Ziel seiner Reise erreicht

[1]) Kampagne in Frankreich unter „Duisburg, Ende November 1792“.

Der Ilsenstein

und alles Schwere hinter sich. Seine Sachen hingen um den Ofen, und er sah in trägem Ausruhen zu, wie sie trockneten; „gar keine Hast“ spürte er mehr in sich.

Am nächsten Tage regnete es wieder arg; ihm machte Das heute nichts aus, denn er kroch unter die Erde. In den altberühmten Rammelsberg hinein, der Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zink und mehr noch liefert. Er befuhr den ganzen Berg, bis ins Tiefste.

Der Rammelsberg bei Goslar mit dem Malterwächterturm

Auch der folgende Tag, der 6te Dezember, gehörte der bergmännischen Ausbildung. Jetzt ging er nach Oker hinaus, sah die Hüttenwerke von außen und innen, auch die Messingarbeit, und sprach mit Fachleuten, soviel es ging.

Nachmittags strich er dann in der höchst altertümlichen Stadt herum, sah die vielen Türme auf den schwarzen, zerbröckelnden Mauern, die hohen Dächer, die geschnitzten und gemalten Fachwerke, den trümmerhaften gotischen Dom und die vielen verfallenden Wohnhäuser. Vermoderndes Mittelalter! Soviele Dinge er gern betrachtete: hierfür war er kein Liebhaber.

„Ich drehe mich auf einem sehr kleinen, aber sehr merkwürdigen Fleckchen Welt herum“ sagte er der Freundin schriftlich zur guten Nacht; aber noch immer

verriet er nicht, wohin er geritten war. Das Wetter hatte sich an diesem Tage gebessert; es wurde zugleich heller und kälter. Der Mond stand im ersten Viertel; wie schön, wenn er in den nächsten Tagen oben in den Bergen den Vollmond genießen könnte! Aber Das ging nun nicht, und: „ich nehm' auch mit der Hälfte vorlieb“. Und er fühlte sich sehr zufrieden. „Eine reine Ruh' und Sicherheit umgibt mich; bisher ist mir noch Alles zu Glück geschlagen.“

Aber am andern Morgen war seine Stimmung umgeschlagen. Heimweh fühlte er nach seinem Tale, seinem Häuschen. Von diesem allzu altdeutschen Goslar, wo früher Alles besser gewesen als jetzt, war er übersatt. „Mir ist ganz wunderlich, als wenn mich's von hier wegpeitschte.“ Er bestellte sich ein sehr frühes Mittagessen; dann ritt er ab, hinauf in den Oberharz, nach Klausthal. Und dort wurde ihm wieder wohl: reine Schneelandschaft statt des Schmutzes bisher und des Abends schöner Mondschein. „Seltsame Empfindung, aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdischem Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen.“ Diese sieben Bergstädte: Grund, Wildemann, Lautenthal, Zellerfeld, Klausthal, Altenau und Andreasberg.

Straße in Goslar

waren in ihrem Bergbau jetzt dem alten Goslar weit voraus. Und ein fröhliches Völkchen lebte hier in schindelbedeckten Häusern aus Tannenholz: arm und nicht zu arm, höflich und nicht zu höflich.

Drei Gruben befuhr er am andern Vormittage: Karoline, Dorothea und Benedikte. Oft ging es durch sehr enge, sehr niedrige dunkle Gänge. Plötzlich, als ihm der Geschworene, der ihn führte, etwas Besonderes zeigen wollte, löste sich über ihnen ein Stück Felsen ab und fiel auf den Geschworenen. Glücklicherweise war dieser ein sehr robuster Mensch; er stemmte sich gegen die Last; sie rutschte, indem sie auseinander brach, an ihm herunter, und der starke Mann konnte sich wieder aufrichten, ohne daß es ihm Schaden getan. „Einen Augenblick später, so stund ich an dem Fleck", erzählte Goethe seiner Freundin, „und meine schwanke Person hätte es gleich niedergedrückt und mit der völligen Last gequetscht." Jetzt endlich sprach er es in seinem Briefe aus, daß er in und um Bergwerken lebe; aber die Leserin hätte auch noch auf Freiberg und das Erzgebirge raten können. Hier im Orte selbst verhehlte er dagegen sozusagen seine Anwesenheit. Als ihm auf der Grube Dorothea das Fremdenbuch vorgelegt wurde, schrieb er hinein: „Johann Wilhelm Weber aus Darmstadt, d. 8. Dez. 1777". Und so log er sich auch am Nachmittage durch beim Plaudern im Rathause — in diesen Bergstädtchen war das Rathaus immer der bessere Gasthof — und beim Herumstreifen. Er hatte seinen Spaß mit andern Fremden: schon der Umstand, daß er den Dr. Goethe ausgezogen und sich in den Darmstädter Weber verwandelt hatte, verschaffte ihm

ein harmloses Vergnügen. Aber er war ja auch wirklich verwandelt: da er hier als einfacher Reisender, als Mann ohne Rang und Titel, unter die Menschen trat, betrug er sich auch sehr höflich gegen Jedermann, und siehe, es lebte sich angenehm unter Menschen, denen man nichts zu befehlen hat! Ein andres Neues war, daß er sich um seine Siebensachen und seine irdischen Bedürfnisse immer wieder selber bekümmern und stets aufmerksam sein mußte, ganz wie ein reisender Kaufmannsdiener. Das Lustigste war, daß sich ihm, dem gleichgültigen Fremden, gegenüber alle Leute ohne Lug und Trug offenbarten; Das gab ein Theaterspiel, wie er es daheim niemals erlebte. Gerade an diesem Abend in Klausthal unterhielt ihn „die Menschenwirtschaft durcheinander" besonders gut. Der nächste Tag verging ähnlich: früh auf die Hütten, nach Tisch zum Apotheker Ilsemann, der seine große Mineralien-Sammlung den Liebhabern zeigte.

Viel Wissens- und Gedankenstoff hatte Goethe in diesen Tagen eingesammelt, der erst noch zu verarbeiten war, teils für den dramatischen Dichter, teils für den Minister, der ein Bergwerk mit einrichtete; aber schon erfüllte ihn ein neues Verlangen und die Angst, daß sich ihm diesmal die Götter mißgünstig in den Weg stellen würden. „Was die Unruhe ist, die in mir stickt, mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben" schrieb er in den Brief an die Freundin hinein und dann philosophierte er wieder über seine Vergangenheit und Gegenwart:

Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf und ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war. Meine Mutter

schlug damals in der äußersten Not ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen." Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche . . .

Ich denke des Tages hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens. Aber den rechten Geschmack davon kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu etwas Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl tut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird.

An diesem Abende ging er noch nach Altenau hinunter — es liegt in einem Bergkessel an der Oker — und dort ward „unendlich geschlafen". Ja, schlafen tat er auf dieser Fahrt, in diesen langen Nächten „ganz ohne Maß".

*

Am andern Morgen — dieser 10te Dezember ward ihm ein unvergeßlicher Tag — marschierte er in tiefstem Schnee hinauf nach dem „Torfhause" oder „Borkenkruge". Das war ein einzelnes Haus in der Mitte des Fahrweges, der von Neustadt-Harzburg über den Harz nach Braunlage führt, in der Nähe eines Torfmoors, zwei Stunden unterhalb des Brockens. Der Bewohner des Hauses, namens Degen, war Forstaufseher in braunschweigischen Diensten und hatte zugleich die Kruggerechtigkeit. Daß jetzt im Winter, als er gerade bei seinem Frühstücksbrote und einem Gläschen Branntwein saß, ein gut gekleideter Fremder in seine Stube trat, mochte ihm wunderlich vorkommen. Der Fremde fing an, vom Brocken zu reden: ob man

zu dieser Jahreszeit wohl hinauf könne. Nein, Das sei ganz unmöglich, erwiderte Degen. Dieselbe Antwort hatte Goethe schon von Andern bekommen, aber er wollte es auch jetzt noch nicht glauben. Im Sommer, ja, da wäre es weiter nichts, fuhr der Förster fort; da sei er oft oben gewesen, er wisse gar nicht, wie oft. Aber im Winter, wo der hohe Schnee alle Kennzeichen zudeckt . . . Wer da nicht Schritt und Tritt kennt, verläuft sich und kommt elend um, weil er zu keiner menschlichen Wohnung zurückfindet. Er erfriert in der langen Nacht.

Degen trat ans Fenster: jede Aussicht war durch Nebelschleier verhüllt. „Und so ist's oben auch", sagte er, „und noch ärger; nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen."

Goethe hatte sich gesetzt und war sehr traurig. Sollte er sich wohl damit zufrieden geben, hier in dieser kleinen Wirtsstube ein Morgenbrot zu essen? Er starrte zum Fenster hinaus. Ihm fiel fast jeden Tag irgend eine Geschichte aus dem Alten Testamente ein, und so dachte er jetzt bei diesem Nebel an den König Joas, den der Prophet Elisa einen Pfeil aus dem Fenster zu schießen hieß, und der Pfeil flog weit, und das bedeutete einen großen Sieg über die Syrer. Nun sprach Elisa: „Nimm die Pfeile und schlage die Erde", und der König schlug dreimal; dann hörte er auf. Da ergrimmte der Prophet: „Hättest Du fünf- oder sechsmal geschlagen, so würdest Du die Syrer besiegt haben, bis sie aufgerieben wären; nun aber wirst Du sie nur dreimal schlagen." Und Goethe fürchtete, dem Joas zu gleichen, der sein Werk nur halb vollbrachte. Aber

was konnte er allein tun? Sein Stubengenosse schien unbeweglich zu sein. So setzte er sich still hin und bat in seinem Herzen Gott, den Sinn dieses Menschen zu wenden — und das Wetter.

Nach einiger Zeit sagte der Wirt: „Jetzt hat es sich aufgehellt; jetzt können Sie den Brocken sehen."

Und Goethe trat wieder ans Fenster: da lag der weiße Berg so klar vor ihm, wie das eigene Gesicht, wenn man vor dem Spiegel steht. Sogleich richtete sich sein Gemüt auf.

„Und ich sollte nicht hinauf kommen?" rief er aus. „Haben Sie keinen Knecht? Niemanden?"

Da sprach Degen: „Ich will mit Ihnen gehn."

Goethe freute sich so, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Und sinnlich, wie er war, schnitt er ins Fensterkreuz ein Zeichen, um diesen Augenblick des inneren Jubels festzuhalten.

Ein Viertel nach Zehn brachen sie auf. Der Schnee lag eine Elle hoch; er war aber hart gefroren und trug die Männer: nur dadurch war's möglich, daß sie den Vorsatz ausführen konnten.

Um ein Viertel nach Eins standen sie oben! Goethe hatte es selber nicht glauben wollen, bis die höchste Klippe erreicht war. Und sie standen in hellem, warmem Sonnenschein gleichsam im klarsten Himmel; unter ihnen bedeckte ein unbewegliches Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend; nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten schienen die Berge und Täler angedeutet zu werden. Hier über den Nebeln, im Sonnenlicht war es so warm, daß aus der Wolle von Goethes dickem Überrock ein branstiger Geruch kam.

Er sah sich um und ward dieser wunderbaren Einsamkeit von Schnee und Klippen und Wolken nicht müde. Nur ein kleines viereckiges Gebäude, eine Art Stall aus grauem Feldgestein, befand sich als Menschenwerk hier oben; es war als Schutzhütte gemeint. Erst dreiviertel Stunden von hier, auf der Heinrichshöhe, gab es ein Wirtshaus, das aber auch nur im Sommer offen stand. Goethe wäre hier auch nur ungern an die gemeinen Bedürfnisse der Menschheit und an die Menschen in größerer Zahl erinnert worden. Die Granitblöcke, die „Teufelskanzel" und die übrigen Klippen dünkten ihm eine vornehmere Gesellschaft. Denn der Granit ist der älteste Sohn der Schöpfung; er reicht bis zu den tiefsten Orten der Erde hinab; er steigt als ihre höchsten Gipfel in die Wolken. Wer auf ihm steht, steht auf dem festen Boden der Urwelt: keine neuere Schicht, keine aufgehäuften, zusammengeschwemmten Trümmer trennen ihn vom ehrwürdigsten Altertum. Jene im Sommer fruchtbaren und lieblichen Täler dort unten sind Erzeugnisse der Verwesung und Gräbern gleich: diese Gipfel aber haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Leben-

Das Wolkenhäuschen auf dem Brocken [1])

[1]) Der Name „Wolkenhäuschen" stammt nach Bode vom Brockenschriftsteller Schröder.

diges verschlungen; sie sind vor allem Leben und über alles Leben.[1])

Goethe ging wie ein Betender herum; die Felsen waren ihm Altäre, und dem Himmel fühlte er sich ganz nahe. Danken und Lobpreisen erfüllten seine Seele. „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!" so sprach er mit dem Psalmisten.

Um vier Uhr war es Zeit, die Flucht vor der Nacht zu ergreifen. Aber ehe die Sonne sank, beglückte sie noch die Augen des Dichters wie nie zuvor. Die weiten Flächen, durch die man jetzt abwärts schritt, waren ganz weiß; alle zerstreut stehenden Bäume und hervorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift. Waren den Tag über bei dem gelblichen Tone des Schnees schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun, bei sinkender Sonne, für hochblau ansprechen, da ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Teilen widerschien. Als aber die Sonne dem Untergange nahe war und ihr durch die stärkeren Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter; man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn Alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet — bis endlich die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und

[1]) Vgl. Goethes Aufsatz: Über den Granit, der 1784 diktiert wurde.

nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor.[1])

So hell war der Mondschein, daß Goethe vom Torfhause den Brocken zeichnen konnte: die weißen Gipfel, darunter die bewaldeten Höhen des Schubensteins, des Quitschenbergs und Königsbergs, davor das Torfmoor, eine Fichtenwaldung und eine große Wiese. Und nach dem Zeichnen schrieb er der Freundin, wie glücklich er sei und wie dankbar dem Vater im Himmel.

Die ganze Nacht lag der Brocken in hellem Mondscheine da; erst in der Morgendämmerung verdüsterte er sich.

*

Ganz früh verließ Goethe das denkwürdige Haus und ging nun bergab, wieder über die Lerchenköpfe, die Engelskrone, Altenauer Glück, Lilienkuppe nach Altenau und gleich weiter nach Klausthal, wo sein Pferd und sein weniges Gepäck auf ihn warteten. Um halb elf war er schon dort: den übrigen Tag hatte er Zeit zum Ruhen und Träumen.

Lebhaft dachte er an den Herzog, der ihn um dies Erlebnis beneiden würde, wärmer noch an die Freundin, ihr schrieb er zu, daß er sich diese Tage so wohl gefühlt hatte und so tapfer gewesen war. Einst hatte er den Enthusiasmus oder den „Genius" als die größte Quelle der Kraft gepriesen, die den Wandrer „über'n Schlammpfad" hebt und im Schneegestöber mit Wärme

[1]) Goethes Entwurf einer ‚Farbenlehre'. § 75.

umhüllt; jetzt wußte er es besser: das Gefühl, daß die Geliebte mit liebenden Gedanken um uns schwebt, gibt uns Mut und Kraft. Möchte es so bleiben! Darum bat er den Gott, der es jetzt so gut mit ihm gemeint:

Den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

*

Am 12ten Dezember brach er um halb sieben von Klausthal auf. Bis zum Sperberhaier Dammhaus, woher die Wasser zu den Bergwerken geleitet wurden, ritt er; dann führte ein Bote das Pferd nach Andreasberg, während er selber die Schlucht nach Kamschlacken hinabkletterte, dann den Bruchberg hinaufstieg, wo die Oker entspringt, und danach in die tiefere Schlucht hinabstieg, nach der die hannoversche Ortschaft Schluft benannt ist. Um elf Uhr traf er im Rathause zu Andreasberg ein, der Rast und Erquickung sehr bedürftig; es war ein kalter, feuchter Tag. Abends befuhr er noch pflichtmäßig die Gruben bei der Stadt; diesmal ward es ihm sauer. In ‚Samson' war die Einfahrt; durch ‚Neufang' und ‚Gottes Gnade' kam er wieder heraus.

Am nächsten Morgen stieg er noch früher aufs Pferd, also noch bei völliger Dunkelheit. Lauterberg war das erste Ziel, dann die Königshütte, wo er sich etwas umsah, und nun lag das Gebirge wieder hinter ihm. Um vier Uhr erreichte er Duderstadt.

Prinz Konstantin

Am 14ten Dezember ritt er, jetzt ohne Führer, in tiefem Nebel und Kot bis Mühlhausen; am 15ten war er schon vor Mittag in Eisenach.

Abends saß er dann mit dem Herzoge, dem Prinzen Konstantin, Knebel und Wedell gar behaglich zusammen und erzählte seine Abenteuer.

Das Brandenburger Tor in Berlin
Nach einer Zeichnung von Chodowiecki

Fünftes Kapitel

Dessau und Berlin

1778

Der Januar 1778 gehörte wieder dem theatralischen Treiben; die ganze vornehme Welt wurde jetzt herangezogen; Goethe aber hatte am meisten zu tun, denn auch diesmal war das neue Stück zum Geburtstag der Herzogin von ihm.

Neben solchem vergnügten Treiben der Vielen schwillt das Elend der Einzelnen zum Unerträglichen an. Eine der Töchter des Obersten v. Laßberg glaubte sich von ihrem Geliebten verraten oder trug sonst ein Herzeleid und war vermutlich auch von der Empfindsamkeitskrankheit angesteckt; am 16ten Januar schlich sie sich des Abends durch die Stadt, aus der Stadt heraus zur Ilm und sprang von der Floßbrücke ins Wasser. Das war nun eine der beiden Brücken, über die Goethe und seine Leute täglich zu gehen hatten. Am andern Vormittage — Goethe lief mit dem Her-

zoge auf dem Schwanseeteiche Schlittschuh — entdeckten seine Diener die Leiche. Sie wurde ins nächste Haus der Stadt, also zur Frau v. Stein, getragen; man rief Goethe hinzu; er mußte gegen Abend auch zu den unglücklichen Eltern gehen.

Er war sehr erschüttert, und es ward ihm tagelang sehr sauer, in dem theatralischen Leichtsinn und seinem übrigen Treiben wieder die Fäden aufzunehmen. Schon seit einiger Zeit waren nun in eben der Gegend, wo die Leiche gefunden, Arbeiten im Gange, um diesen Bezirk an die herrschaftlichen Lustgärten und Spaziergänge anzuschließen. Jetzt hätte Goethe gern der armen Christel v. Laßberg hier an ihrem letzten Wege ein Denkmal errichtet. — Doch nein! hart am Wege durfte es nicht sein: das wäre kein Platz zum Beten und liebenden Gedenken. So machte er sich denn mit dem Hofgärtner Jentsch und dessen Arbeitern daran, in die Felsen einen Gang und eine Höhle zu bauen; es kam auch wohl vor, daß er selber die Spitzhacke und Schaufel ergriff. Es sollte eine seltsame Grotte geben, wo das Andenken des Mädchens, eine Urne oder eine Büste, auf einem Altar gut verborgen stehen sollte.

Aber solcher Empfindsamkeitsanfall dauerte bei ihm nicht mehr lange. Nur keinen Kultus der weichlichen Gefühle und schmerzlicher Weltbetrachtung! Im Gegenteil wollte er ja jetzt erst recht auf dem bevorstehenden Feste der Herzogin Scherz treiben! gerade auch über die begonnenen Parkanlagen. Und er tat es. „Ich nenne mich Askalaphus und bin Hofgärtner in der Hölle." So ließ er eine Figur auftreten, die nun er-

zählen mußte, wie „Pluto selbst den hohen Einfall kriegte, sein altes Reich als einen Park zu sehn".

Der Herzog führte bei der Parkanlage selbst die Oberleitung; Goethe, Bertuch und Kraus waren außer den Gärtnern seine Gehilfen und Berater, und offenbar war Goethe jetzt der Eifrigste und Erfinderischste. Im März und April rückten die Arbeiten gut voran; über die Wochen vor Ostern schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Wühlte ich still an Felsen und Ufern fort."

*

In dieser Zeit ritt er auch einmal wieder nach Ilmenau; Korona Schröter begleitete ihn ein paar Stunden und aß mit ihm in Kranichfelde. Am Ziele angelangt, traf er den Herzog, dem es diesmal um die balzenden Auerhähne bei Stützerbach zu tun war. Goethe wollte dies Schauspiel gern mit erleben, aber in der bestimmten Nacht regnete es so stark, daß sie nicht hinaus konnten. Es entstand also wieder der hier gewöhnliche Zeitvertreib, nur daß er diesmal bloß zwei Tage dauerte: „Leichtfertige Mädels",[1]) „Tags über Torheiten", „Früh in der Glashütte, dann Glasern geschunden."

[1]) Es ist später (soviel wir wissen, erst sehr viel später) Mancherlei geredet über uneheliche Kinder Goethes und Karl Augusts in diesen Bezirken. Aber Goethes vermeintliche Nachkommen können bei genauem Zusehen nicht bestehen, während es möglich ist, daß ein Knabe, namens Klein, auf Karl August zurückgeht, nämlich auf einen Besuch im September 1778, den dieser ohne Goethe im Gebirge machte. Näheres in meinen „Stunden mit Goethe" IV, 275 ff.

Ein besonderes Geschäft hatte Goethe diesmal durch Peter im Baumgarten: Der Knabe brauchte eine andere Aufsicht und Anleitung, als Goethe sie ihm selber oder durch seine Diener geben konnte, und der Weg zu einem Gelehrten oder Schreiber war offenbar für diesen Schweizerbuben nicht der gewiesene. Zur Försterei mochte er taugen. Also machte Goethe es jetzt mit dem Wildmeister Ottelt aus, daß dieser den Peter zu sich in die Lehre nehme.

*

Außer der Jagd hatte der junge Herzog noch eine andere, für Goethe nicht angenehme, aber gleichfalls bei Fürsten gewöhnliche Liebhaberei: zum Militär. „In den Herzog ist anitzt der Soldatenteufel gefahren wie letztes Jahr der Studententeufel", so erzählte im November 1777 Zimmermann nach seinen weimarischen Nachrichten an Lavater weiter; „er mustert und prügelt seine Armee den ganzen Tag".

Dies Militärwesen bedeutete: Uniformen, Aufputz, Drill, Marschmusik, Paraden und Feldübungen, ferner Soldatenmißhandlungen und schließlich übermäßige Ausgaben; mit dem Kriege hatte es weniger zu tun. Vor einem Menschenalter, anno 1741, hatte Weimar seinen letzten Krieg geführt, gegen den Abt von Fulda: solche Fehden waren nicht mehr zeitgemäß. Aber man sprach doch gerade jetzt viel von einem möglichen Kriege; Preußen und Österreich wollten noch einmal gegen einander anrennen, diesmal wegen Bayerns, wo die bisher regierende Linie der Wittelsbacher ausgestorben war und Österreich sich einmal wieder zu ver-

größern gedachte, was der alte König Friedrich nicht zugeben wollte. Die Fürsten der kleineren deutschen Staaten sahen sich bei diesem neuen Kriegsübel schon in Mitleidenschaft gezogen, und Goethe verglich sein Weimar einem Kahne, der zwischen zwei Orlogschiffen gequetscht wird. Der Herzog aber stand nun auch vor der Frage, ob er sich nicht seinem Großoheim als Offizier anbieten und so mit Ernst in die Laufbahn des Heerführers eintreten sollte. Glücklicherweise kam

Das Stadtschloß zu Potsdam 1772
Nach einem Stich von A. L. Krüger. Aus der Landesbibliothek Weimar

um diese Zeit ein Brief des Fürsten von Dessau an, und da war es geraten, mit diesem Vortrefflichen, der über die preußischen Dinge genau Bescheid wußte, mündlich die neue Lage zu besprechen. Eine Zusammenkunft in Leipzig ward ausgemacht.

Am 10ten Mai fuhren der Herzog, Goethe und Wedel in der Frühe ab; schon die nächste Nacht schliefen sie im Hôtel de Bavière zu Leipzig. Am andern Mittag traf Franz von Dessau dort ein; er forderte die weimarischen Herren auf, ihn nach Hause zu begleiten, besonders auch nach Wörlitz, damit sie die Anlagen nun bei günstiger Jahreszeit sähen. Zwei Tage

verbrachte man jedoch in Leipzig; Goethe sah seinen alten Oeser, den Professor Clodius und andere alte Bekannte; abends war man im Theater, auch in Auerbachs Keller ward eingekehrt.

Der 13te Mai brachte die Fahrt nach Dessau und Wörlitz, und schon am späten Nachmittage trug sie ein Wagen auch durch den Park; ein leiser Regen störte den Genuß nur wenig. „Wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbilds" war es. Am andern Morgen

Sanssouci
Nach einer Zeichnung von J. F. Nagel

fuhr man in einem Schifflein herum und sah nun vom Wasser aus alle die neuen Schöpfungen.

Die ganze friedliche Schönheit fühlte Goethe um so tiefer, als er auch den Kontrast schon empfand, denn zwischendurch dachte er an die „Pracht der königlichen Städte", an den Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen". Schon in Leipzig war nämlich der Gedanke aufgetaucht, daß man von Dessau weiter nach Potsdam und Berlin reisen könne, gerade jetzt ganz ohne Umstände und Verdruß, denn der auch von seinen

fürstlichen Vettern gefürchtete Alte Fritz war bereits nach Schlesien, in das Kriegslager, abgereist. Schon am 14ten Mai fuhr man ab und kam diesen Tag bis Treuenbrietzen. Der Herzog gab sich auf den Stationen für einen weimarischen Kammerjunker v. Wedell aus, während sich der echte Wedel den Namen v. Ahlefeld

Daniel Chodowiecki
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

borgte; Goethe nahm diesmal keine Maske vor. Der Fürst von Dessau begleitete sie.

Schon am nächsten Vormittage konnte das berühmte Potsdam besehen werden. Die militärischen Gebäude zogen den Herzog zuerst an; das Exerzierhaus gegenüber der Garnisonkirche, gewöhnlich der lange Stall oder Exerzierstall genannt, das Waisenhaus für Soldatenkinder, der königliche Marstall am Lustgarten. Am Nachmittage Besuch in Sanssouci. „Dem Alten Fritz bin ich recht nah worden", erzählte Goethe

später dem Freund Merck, „da ich hab' sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonnieren hören." Im Tagebuche trug er es kürzer ein: „Kastellan ein Flegel."

Schon um Vier quietschten die Kutschräder von neuem auf der sandigen Landstraße; um Neun war man im großen Berlin. Der späte Abend ward bei einem Bruder des Fürsten von Dessau verbracht, dem Prinzen Hans Jürge, der das Stettiner Infanterie Regiment kommandierte und sich jetzt gerade hier aufhielt.

Graff
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Am 16ten Mai wurden vormittags die Berliner Sehenswürdigkeiten durchgenommen: die königliche Porzellanfabrik, das Opernhaus, die katholische Hedwigskirche usw. Nachmittags wurden Graff, Chodowiecki und Wegelin besucht; Graff, der Dresdner Hofmaler, mag wohl zum Besuche in Berlin gewesen sein; der Apotheker Sulzer war sein Schwiegervater. Auch der Historiker Wegelin war Schweizer, wie Graff und Sulzer. Abends sah man ein Lustspiel im Theater. Es gab damals nur eine deutsche Bühne in Berlin, die Döbbelinsche.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Gelegenheit, eine Predigt des berühmten Kanzelredners Spalding in der Nikolaikirche zu hören, ward nicht versäumt. Außerdem wurden vormittags der Hofmaler Frisch und der Theaterkapellmeister André besucht; dieser Letztere war Goethes alter Freund von Offenbach her; er war der väterlichen Seidenfabrik untreu geworden, um sich völlig der geliebten Musik zu widmen. Nun konnten die Freunde in Berlin über die vergnügte Zeit in der Heimat schwätzen, auch über Lilli Schönemann, die einst mit ihnen beiden musiziert hatte: sie war noch ledig, denn ihr Bräutigam Bernard hatte, als es zur Hochzeit ging, seine Vermögensverhältnisse näher betrachtet, und die Folge war, daß er nach Amerika verschwand.

Prinz Heinrich von Preußen
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Mittags speiste man beim Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs. Der Prinz war selber ein berühmter Heerführer, und gerade jetzt überwog in dieser Gesellschaft und Unterhaltung durchaus das Militärische und Kriegerische. Seiner Kultur nach war Prinz Heinrich ein Franzose. In der königlichen Familie wußte nur einer über Goethes Dichterwert Bescheid, der künftige Thronfolger Friedrich Wilhelm, gewöhnlich der Prinz von Preußen genannt; er war jetzt abwesend.

Nach Tisch spazierte man noch etwas im Tiergarten herum; abends schrieb Goethe seiner Frau v. Stein:

> Durch die Stadt und mancherlei Menschen-Gewerb und -Wesen hab' ich mich durchgetrieben. . . .
>
> Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze F. R., gezeichnet mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.

Als er am nächsten Tage das Zeughaus besehen und wieder im Gasthofe saß, ward ihm ein Briefchen der berühmten Karschin gebracht, einer Dichterin, die aus den untersten Schichten des Volkes hergekommen war; jetzt lebte sie in leidlichen Umständen. Goethe hatte mit ihr schon herzliche Briefe gewechselt, damals in Frankfurt, wo er noch herzliche Briefe schrieb. Nachher hatte er sie vernachlässigt, wie alle dergleichen überflüssigen Bekanntschaften. Jetzt erfuhr sie, daß Goethe mit dem Herzog von Weimar und dem Fürsten von Dessau in Berlin sei, und daß er sie am Sonntagmorgen nicht besucht habe, weil er sie in der Kirche glaubte. Da ging sie zu ihm, um ihn ja nicht zu verpassen, und als sie ihn

Spalding
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

nicht antraf, schickte sie ihm ein Gedicht oder Gereime nach ihrer Art:

Schön-guten, Morgen, Herr Doktor Goeth'!
Euch hab' ich gestern grüßen wollen.
S' ist wider Weiber-Etikett:
Ich hätt's von Euch erwarten sollen,
Daß Ihr, wie sich's gebührt und ziemt,
Mich aufgesucht und mich gegrüßet:
Ihr aber seid gar weltberühmt:
S' war möglich, daß Ihr's bleiben ließet.

Ihr seid des Herzogs Spießgesell,
Habt mehr zu tun und mehr zu schaffen,
Als mit Euren Augen groß und hell
Nach einem alten Weib zu gaffen.
Drum sprang ich über's Zeremoniell
Hinweg mit Leichtmut und mit Lachen,
Zog mir mein Sonntagskleidchen an
Und ging, Euch einen Knix zu machen . . .

Unter den Linden. Nach einem Kupferstich des 18. Jahrhunderts.
Aus der Landesbibliothek Weimar

Sie bat ihn schließlich um eine Begegnung.

Als Goethe am Nachmittage der Einladung folgte, fand er Großmutter, Mutter und Kind beisammen; die Karsch war fünfundfünfzig Jahre; ihre Tochter Hempel hatte ein kleines Töchterchen von vierzehn Wochen[1]). Dies Wickelkindchen sei auch eine Dichterin, wurde ihm gesagt. „So lassen sie dieselbe Dichterin sein, bis sie sprechen kann!“ erwiderte er. — Ob er nicht auch das Vergnügen kosten wolle, Vater zu sein, fragte ihn die

[1]) Eine spätere Tochter dieser Frau Hempel war die Dichterin Helmine v. Chezy.

Großmutter. „Er schien's nicht weit von sich zu weisen", erzählte sie bald darauf ihrem alten Freunde Gleim.

Er ist ein großer Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er auch ein guter Ehemann werden wird..
Ich gab ihm ein paar frische Rosen, und geschwind hub er einen Strohhalm von der Erde auf, band damit die Rosen zusammen und steckte sie auf den Hut . . . Er liebt die freimütigen, offenherzigen Leute und mag's gern haben, wenn er geliebt wird. Das gefällt ihm besser als hohes Lob.

Die Hempelin aber versicherte dem Vater Gleim, daß diesem starken, stolzen Goethe doch eigentlich das Beste fehle: so ein warmes Herz, wie Gleim es habe.

Diesen Mangel verrät er noch bei aller seiner blendenden Größe. Und o! was könnte er sein, wenn er wollte!

Goethe besuchte in Berlin noch mit den Andern ein paar Sehenswürdigkeiten; er war Zuschauer bei einem „Manöver" und hörte ein Konzert bei dem Minister v. Zedlitz, wo er auch jenen Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg sah, bei dem sein Schwager Schlosser einst gelebt hatte. Er besuchte den vortrefflichen Menschen und Künstler Chodowiecki ein zweites Mal, indem er ihm jetzt auch den Herzog zuführte. Aber die eigentlichen berlinischen Gelehrten und schönen Geister, die berühmten Aufklärer, vermied er. In Nicolai sah er seinen Feind, und Moses Mendelssohn soll Goethes Besuch nicht angenommen haben, weil er sich nicht gleich in den ersten Tagen meldete. Goethe mußte sich hier freilich wie in einem feindlichen Lager fühlen. „Mit Menschen hab' ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt", schrieb er an Merck, „und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort her-

vorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen, dafür ich gelegentlich als stolz usw. ausgeschrieen bin."

Nur etwas über vier Tage war man in Berlin. Einige nahe Orte: Schönhausen, Tegel, Charlottenburg, Zehlendorf, wurden rasch besucht; dann folgten noch zwei Tage in Potsdam. Die Gärten und Schlösser wurden besser besehen; die berühmte Wachparade nicht versäumt,

Panorama von Charlottenburg, etwa 1780
nach einem Aquarell von J. G. Rosenberg

wie denn der Herzog seiner Vorliebe für alles Militärische immer nachging.

Daran konnte er sich auch noch einmal in der nächsten Woche erfreuen, die sie im friedlichen Wörlitz wieder beim Fürsten von Dessau zu Gast waren. Denn unter andern Ausfahrten ging da auch eine nach Aken, wo die Preußen am 27sten Mai ein großes Manöver hielten. Bei der Tafel, die der Fürst von Brandenburg gab, sah Goethe eine nicht kleine Zahl hoher Offiziere, die man sich als wichtige Führer in den bevorstehenden Kämpfen denken konnte und die zum Teil schon im Siebenjährigen Kriege sich ausgezeichnet hatten. Es

waren die Generale Knobelsdorff, Marwitz, Petersdorff, Kleist, Lossow, Woltersdorff usw.; auch die jüngeren Prinzen von Nassau-Usingen und Holstein-Beck fielen auf. „Wir sind nun mitten im Soldatenwesen“, schrieb Goethe an Frau v. Stein; „es ist sehr hübsch, so viel neue Menschen und von einer eignen Art zu sehn.“

Im Ganzen war er, als man am ersten Juni wieder in Weimar anlangte, mit der Reise sehr zufrieden. Als Dichter, nämlich als Sammler von Anschaulichkeiten und menschlichen Eigentümlichkeiten, war er auf seine Rechnung gekommen und als Philosoph hatte er sich befestigt. Er war aber auch mit dem Herzoge zufrieden, dessen militärischer Eifer zwar noch gewachsen, der jetzt jedoch in dem wichtigsten Punkte zur Ruhe gekommen war: er wünschte vorläufig nicht mehr, dem preußischen Heere beizutreten. Denn es war angenehmer, den großen König Friedrich aus der Ferne zu bewundern.

Auf eine militärische Laufbahn bereitete sich der junge Fürst freilich jetzt erst recht vor. Sein Großvater war ein Soldatennarr gewesen; seine Mutter hatte dann als Regentin das überflüssige weimarische Militär ein wenig eingeschränkt; doch behielt sie noch eine garde du corps, ein Corps Husaren, eine Infanterie, eine Artillerie und als eine Art Miliz ein weimarisches Landregiment, ein jenaisches und ein eisenachisches Landbataillon. Als Karl August zur Regierung kam, löste er die garde du corps und auch das Landregiment auf, um dem allgemeinen Wunsche nach Ersparnissen entgegenzukommen; nun verblieb das Husarenkorps, bestehend aus dem Rittmeister v. Lichtenberg, 7 Unteroffizieren und 31 Gemeinen, ferner die Artillerie, bestehend aus dem Hauptmann Jean Antoine de Castrop und acht Mann, und die Infanterie, die 19 Offiziere und 500 Gemeine zählte. Dieses verbleibenden Heeres nahm sich Karl August nun mit größtem Eifer an. Er versetzte die alten Offiziere, den Obersten v. Laßberg, zwei Majore usw. in den Ruhestand, setzte einen Hauptmann v. Germar als Major über die Infanterie und machte vor allem sich selber zu ihrem obersten Befehlshaber, welches Amt er zeitweise bis ins Kleinste ausübte. Sein Liebling unter den Offizieren war der Rittmeister v. Lichtenberg, der aus preußischem Dienste zu ihm gekommen war und unter den etwas verlotterten weimarischen Husaren ein strammes Regiment eingeführt hatte. Schon weil er ein vorzüglicher und tollkühner Reiter war, gefiel er dem Herzoge. Der spätere Oberst Karl v. Lyncker, der diese militärischen Dinge als Knabe in nächster Nähe, nämlich als ein Neffe des Herrn v. Lichtenberg, mit erlebte, erzählt, daß Karl August durch seinen Besuch in Potsdam und Berlin erst recht in Feuer geraten sei, seine Soldaten auszubilden[1]).

Bei seiner Rückkehr wurde die weimarische Truppenhaltung bedeutend vermehrt, das Militär neu gekleidet, und zwar blau mit roten Rabatten.

Serenissimus trugen nun häufig die eigene Militär-Uniform, exerzierten die Offiziere wie die Gemeinen persönlich ein und ahndeten die vorkommenden Fehler sehr scharf.

Während der Exerzierzeit versammelte sich das Bataillon, welches bis auf 800 Mann gebracht war, früh 4 Uhr vor dem Fürstenhause und marschierte unter Anführung des gnädigen Herrn auf den Exerzierplatz in der Nähe von dem

[1]) Am weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August. Erinnerungen von Karl Freiherrn v. Lyncker. Berlin 1912.

Webicht. Er führte es gegen zehn Uhr gewöhnlich wieder zurück und gab die Parole vor dem Fürstenhause aus, worauf zuweilen das gesamte Offizierkorps zur Tafel eingeladen wurde.

*

Aber auch Wörlitz und das Vorbild des Fürsten von Dessau wirkten nach. Das Tal, in dem die Ilm sich an Hügeln und Felsen vorbei schlängelt, und die Höhen zu beiden Seiten reizten andauernd zu allerlei verschönernden Erfindungen. Bei angenehmem Wetter streifte der Herzog mit seinem Freunde schon gern hier herum. Als Wieland eines Abends seiner Frau und den beiden älteren Töchtern Das zeigen wollte, was er Goethes neue poemata nannte, „die der Herzog nach Goethens Invention und Zeichnung dort am Wasser anlegen lassen", da begegnete ihnen zuerst der Herzog, und nachher trafen sie „Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganzen simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsengegend aussah". Wieland erzählte dem Darmstädter Freunde weiter, daß Goethe, der Herzog und Wedel hier im Freien oft selb Drei zu Mittag äßen oder „in Gesellschaft der einen oder der andern Göttin oder Halbgöttin" den Abend verbrächten; aber diese Dinge sollte Merck selber einmal in Augenschein nehmen, um sie recht zu verstehen:

Zum Exempel: so wie Du mit Deinen Augen den Herzog, Goethen, die Schröterin und ihre dicke Cypassis, die ihr zur Folie dient[1]), in vorbesagter Felsenszene an der

[1]) Die Freundin Wilhelmine Probst.

Ilm gesehen haben würdest, nota bene so offen unter Gottes Himmel und in den Augen aller Menschen, die da von Morgen bis in die Nacht ihres Weges vorüber gehen, so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen daran haben.

Man suchte auch immer wieder die junge Herzogin aus ihrem verschlossenen Abseitsleben heraus zu locken und auch sie in diese neuen Anlagen hinein zu führen. Dies Jahr kam der Plan auf, ihr zu Ehren am 9ten Juli, dem Namenstag der Luisen, ein Sommerfest im „Stern" zu feiern; aber als man ans Werk gehen wollte, ward es ein arges Regenwetter, und diese niedrig gelegenen Baumgänge verschlammten. Da richtete sich das Auge auf das andere Ufer, das höher liegt. Unter der alten Schießhausmauer lag da ein wüster, aber ziemlich ebener Platz, den eine Gruppe hoher Eschen beschattete. Goethe trommelte seine Gärtner und Zimmerleute zusammen; der Platz wurde gesäubert und gleich daran eine „Einsiedelei" gebaut: ein Zimmer mäßiger Größe, das man eilig mit Stroh deckte und mit Moos bekleidete. In drei Tagen und Nächten ward Alles getan, ohne daß man bei Hofe oder in der Stadt etwas merkte, denn die wenigen Spaziergänger kamen selten hierher. Zugleich ward ein Festspiel ausgedacht, diesen Bezirk einzuweihen; Freund Seckendorff übernahm diesmal das Dichten, weil Goethe ganz vom Bauen in Anspruch genommen war. Zur rechten Stunde ward Alles fertig: die junge Herzogin ward abgeholt und hergeleitet und, als sie mit ihren Damen ankam, von einer Schar würdiger, langbärtiger Mönche in weißen Kutten empfangen. Seckendorff stellte als Pater Orator die Übrigen vor, zuerst den Herzog:

Der dritte Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heilig' und ſtiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloſter zum beſten,
Mit Allem, was lecker und nährend iſt, mäſten.

Dann kam Goethe an die Reihe:

Und Dieſer hier: Pater Dekorator,
Der all unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor.
Der hat nun beinah drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Tal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn, wenn Der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Hänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit und die Länge ...

Es ward ein ſchönes Feſt, und außer der Erinnerung blieb eine Erweiterung des Spaziergebiets übrig. Und die Anregung, noch weiter zu arbeiten. Goethe ſchrieb jetzt der Freundin „Aus den Höhlen“ und erzählte, daß ihn Kraus beredet habe, an dem Felſenwerk die letzte Hand anzulegen; es war aber noch lange nicht die letzte Hand. Seinen Sitz hatte er dabei, um den Arbeitenden ganz nahe zu ſein, in der neuen Einſiedelei, die auch wohl das Luiſenkloſter hieß. Auch ſein Eſſen ließ er ſich wohl dahin bringen: dieſe Einſiedelei lag genau in der Mitte zwiſchen ſeinen beiden Küchenherden, nämlich demjenigen, den ſeine alte Dorothea beſorgte, und dem andern, wo Frau v. Stein die Aufſicht führte.

Die Herzogin-Mutter war bei jenem Luiſenfeſte nicht dabei geweſen; ſie machte damals gerade eine Rheinreiſe. Als ſie zurückkehrte, bereitete Goethe auch ihr ein kleines Feſt. Am 22ſten Auguſt trat ſie abends um Sechs mit ihren Damen und einigen Freunden in

ſein Häuschen, und als der Garten beſehen war, geleitete er ſie über die Brücke zur neuen Einſiedelei. Hier ward ein Eſſen aufgetragen, und es begann ein fröhliches Erzählen von der Reiſe: von Goethes Mutter, die der Herzogin ganz ausnehmend gefallen hatte, von dem trefflichen Merck, der in den Rheinſtädten und ihren Kunſtſammlungen den Führer gemacht hatte. In den Gläſern leuchtete Johannisberger

Luisenkloster oder Einsiedelei
Nach einer Federzeichnung von G. W. Kraus

Sechziger und rühmte in ſeiner Sprache gleichfalls die ſonnigen Ufer des Rheins.

Als dann aber die einzige Tür des Häuschens oder des Zimmers, denn beide ſtellten ja den gleichen Raum vor, ſich auftat, da bot ſich ein Anblick, wie man ihn in dieſer beſonderen Schönheit auch am Rhein nicht geſehen hatte. Das Ufer der Ilm war auf und ab in Rembrandts Geſchmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemiſch von Hell und Dunkel. Herzogin Amalie und Alle waren entzückt; man hatte in letzter

Zeit so viel von Rembrandts Landschaften gesprochen: hier lebte eine! Man stieg die kleine Treppe hinunter und schritt zwischen Felsen und Buschwerk den Fluß entlang und über die Brücke nach dem Stern hinunter: nach und nach zerfiel die ganze Vision in eine Menge kleiner Nachtstücke; man sah die Freunde und sich selber von diesen Fackeln und Feuern bald hell, bald matt erleuchtet, und jeder war dankbar und glücklich gestimmt. „Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen" erzählte Wieland, der auch dabei war, im nächsten Briefe an Merck.

Mit diesen beiden Festen war ein vormaliges Stück Wildnis für die höfische Geselligkeit erobert und eingeweiht. Aus der Einsiedelei ward Goethe aber durch den Herzog verdrängt, dem diese Moos- und Strohhütte gar gut gefiel, so daß er begann, hier halbe und ganze Tage zu hausen und sogar die Nächte zu verbringen. Deshalb mußte man das Häuschen fester und wohnlicher machen; man umgab es mit einer Galerie, führte eine Treppe herab nach dem Flusse, in dem der Herzog nun auch zu baden begann. Goethe und er waren nun die allernächsten Nachbarn und konnten noch vertraulicher die innersten Gedanken austauschen. Manchmal schrieben sie auf ein Blatt ihre Briefe; der Eine begann, der Andere schrieb das Nachwort.

Die Verbesserung dieser einzimmerigen fürstlichen Wohnung wurde fortgesetzt; ein eingemauerter Kamin erlaubte bald, daß sich der Herzog hier den Kaffee kochen lassen konnte, wenn er die Nacht hier geschlafen. Sein Diener hatte im alten Pulverhäuschen der Büchsenschützen, das sich ganz in der Nähe befand,

ein Obdach. Des Herzogs Mobiliar war: ein Tisch, sechs Stühle und eine Ottomane zum Schlafen.

Als diese Fürstenhütte fertig war, hatte sich Goethe als Hausminister oder Baurat mit Änderungen und Nachbesserungen im großen Fürstenhause zu plagen, die Arbeiter anzutreiben und die Kammerdiener auszuquartieren. Ja, sogar das Bettchen für das erwartete erste Kindchen der Herzogin überdachte er mit der Oberhofmeisterin Gräfin Gianini und dem Hoftapezier Schüntzel. Im Anfang November stand die Rückkehr der Herzogin vom Sommeraufenthalt in Belvedere bevor, „und ich werde also auch für diesmal die Sorge für Fußböden, Öfen, Treppen und Nachtstühle los sein, bis es wieder von vorn angeht" meinte Goethe zu seiner Vertrauten. Auch die Wohnung der Frau v. Stein ließ er, während sie in Kochberg war, neu streichen und weißen; daneben aber beschäftigten ihn auch große Baumeister-Aufgaben. Er zeichnete Entwürfe zu einem Theatergebäude für Weimar. Auch „Grillen zum neuen Schloßbau" kamen ihm oft. „Ich schieb's auf die Jahreszeit, daß mich Mauern und Hängewerke mehr unterhalten als die Miesels." Aus der Baukunst machte er jetzt lesend und zeichnend ein förmliches Studium.

Diesen Herbst hielt er sich auch wieder ein paar Tage in Eisenach und auf der Wartburg auf, die er zeichnete — er hatte Lust, eine Radierung aus dem Bilde zu machen — und auch in Wilhelmstal. Eine Jagd des Herzogs, der seine fürstlichen Vettern von anderwärts eingeladen hatte, war die Veranlassung. Aber auch in Jena machte er im September einen kurzen Besuch; es war hohe Zeit, die dortigen Pro-

fessoren auch einmal zu beachten. Steine und Pflanzen hätten ihn dort mit Menschen zusammengehängt, drückte er es aus, denn eben die Menschen übten auf Goethe jetzt gar keine Anziehung. Er sah die Pflanzen in dem sehr schönen großen Garten seines Landsmanns Griesbach, eines sehr angesehenen Theologen, und die Steine in einem Mineralienkabinett des Professors der Beredsamkeit Immanuel Walch.

Jena. Im Paradiese
Nach einer Radierung von L. Heß. 18. Jahrhundert

An fürstlichen Besuchen, die ihm Arbeit verschafften, fehlte es auch jetzt nicht: der Fürst von Dessau und die Herzogin von Braunschweig. Und unter den Liebhaber-Komödianten war zeitweilig ein großes Getreibe, das ihn mit fortriß.

Um so tiefer genoß er dann die übrig bleibenden stillen Stunden in seinem Häuschen: das Zeichnen, das Lesen, das Dichten; aber immer gewärtig, daß der Herzog ihn rief oder daß sonst die Umstände mit ihm Ball spielten.

Sechstes Kapitel

Innere Wandlungen

1777 und 1778

Was die Leute über uns urteilen, dürfen wir zumeist leicht nehmen, weil ihr Gerede oberflächlich ist. Wer gibt sich denn die Mühe, uns zu kennen? Wer denkt sich so lange in uns hinein, bis ihm auch das Ungewöhnliche, Abstoßende, Wunderliche in seinen Zusammenhängen erklärlich und notwendig erscheint? Goethe war nun schon lange in vieler Leute Munde; jetzt erlebte er zum ersten Male das Seltene, daß ein Mann schwarz auf weiß den Beweis einer genauen, andauernden und liebevollen Beschäftigung mit ihm erbrachte; daß ihm also ein Spiegel vorgehalten wurde: so siehst du in einem redlichen Freunde aus! Oder genauer: so sahest du vor einigen Jahren aus, als dieser Freund dich mit großer Liebe betrachtete.

Der Freund war Fritz Jacobi, und sein Spiegel trug den Titel „Allwills Papiere“; es waren erdichtete Briefe von Allwill selbst und seinen Freunden und Freundinnen; abgedruckt wurden sie in Wielands „Merkur“. Der Eingeweihte — aber auch nur dieser — erkannte unter den Abgeschilderten rasch mehrere wirkliche Personen; Eduard Allwill selbst war Goethe, aber von Goethes

Werken, seinem Dichterberuf, seinem Künstlertum war nicht die Rede, auch nicht von seiner äußeren Erscheinung und Umgebung. In Allwill wurde nur das Genie und das entsprechende ethische Verhalten von allen Seiten beleuchtet; Goethe diente hier also nur als Modell zum genialen Menschen, der fast immer das Gegenteil denkt, fühlt und tut vom Philister. Wie Goethe vor ein paar Jahren in Frankfurt, Darmstadt, Düsseldorf usw., so bewegte sich „Allwill" zwischen klugen und sehr gefühlvollen Frauenzimmern und einigen edlen Männern. Jacobi wollte ein großes Zeitgemälde entwerfen; nur schade, daß es Ansatz und Bruchstück blieb!

Fritz Jacobi

Allwill verteidigte seine Person und Sache selber recht gut; So ungefähr mochte Goethe an Fritz Jacobi einst geschrieben haben! Goethes Feuer lohte in diesem Allwill.

Genießen und leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten, seine Wünsche zu verfolgen; der Herzhafte spottet Deß, ruft „Liebe bis in den Tod!" und weiß sein Schicksal zu ertragen . .:

Das Beste ist: wir bleiben eines Sinnes mit *Natur*. Ihr Wesen ist Unschuld, und wenn wir annehmen, was sie uns nach Zeit und Umständen in die Ohren raunt, werden wir uns so wohl befinden als Jemand unter dem Monde.

Wir brauchen starke Gefühle, lebhafte Bewegungen, *Leidenschaften*. Was man gewöhnlich mit einem vernünftigen, klugen Wandel meint, ist eine erkünstelte Sache, und der Seelenzustand, den sie voraussetzt, ist zuverlässig derjenige, der am wenigsten Wahrheit in sich faßt . . .

Ich soll mich um feste Grundsätze bemühen, damit ich zu unwandelbarer Tugend gelange? Nun klingt es mir gerade so, wenn mir Jemand vorschlägt, aus Grundsätzen tugendhaft zu werden, als wenn mir Einer vorschlüge, mich aus Grundsätzen zu verlieben! . . . .

Der einzigen Stimme meines Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, heißt mir Weisheit; ihr mutig zu folgen, Tugend. So ward mir Eigenheit, Freiheit, Fülle des Lebens. Und o wieviel köstlicher Das als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheiten, als der Friede des Heiligen sogar!

. . . Hochweise, hochgebietende Herren, wir sind nicht für einander! Ich sing' ein ganz anderes Lied, als wovon die Melodie auf die Walze Eures heiligen-moralischen Dudeldeis genagelt ist. Auch genießen wir ganz verschiedene Kost, können nicht an einem Tische mit einander sitzen: mein gesunder Verstand, meine gesunden Sinne gingen mir bei Eurer Krankendiät zuschanden! Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmal: aber die freie Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt. Und so immer leichter der Geist, immer mächtiger das Herz! . . . .

O schlage du nur fort, mein Herz! Mutig und frei! Dich wird die Göttin der Liebe, es werden die Huldinnen alle dich beschirmen. Denn du ließest alle, alle Freuden der Natur in dir lebendig werden, vertrautest uneingeschränkt der allgütigen Mutter, schenktest ihrem zartesten Lächeln jedesmal

von neuem dich ganz, strömtest hin in verdachtlosem Entzücken. Lerntest, empfingst darum von ihr, zu geben und zu nehmen, wie sie selbst, wie die Millionen Lichtstrahlen, die auf unzähligen Gegenständen reverberieren, ohne sich zu verwirren dann im Auge sich sammeln, wieder ohne sich zu verwirren: o unaussprechliches Wohltun, unendliche Güte, Leben und Liebe!

Er predigt seine frohe Botschaft nicht bloß für die Höchstbegabten; auch der einfache Mann, die schlichte Hausfrau können in seinem Sinne genial sein, sind es doch alle unverbildete Kinder der Natur. Sie können von Stunde zu Stunde leben: ohne Moralsystem, ohne Scheuklappen, nur ihrer Natur, ihren Trieben folgend: Allwill malt solch ein Beispiel ab: Amalie Clerdon, die er genau so liebte, wie Goethe die Betty Jacobi, Fritzens Gattin.

Was ist's als ein ächtes Gottesgeschöpf in Gesundheit und natürlicher Wohlgestalt? Auferzogen ohne Künstelei, alsdann befangen mit einem Gegenstande, in welchem seine Kräfte sich sammeln, ordnen und zur schicklichsten Wirksamkeit vereinigen konnten. Sind doch alle Tugenden eine freie Gabe des Schöpfers: unmittelbare Naturtriebe, nur verschieden gestaltet nach den verschiedenen Formen und Zuständen menschlicher Gesellschaft. Keine, die nicht da war, ehe sie Namen hatte und Vorschrift! Alle Moral: von jeher bloß philosophische Geschichte, spekulative Entwicklung, Wissenschaft. Und jene innere Harmonie, jene Einheit in Tun und Dichten, das Augenmerk emporstrebender Menschheit: allemal nur die Geburt irgend einer ersprießlichen Hauptneigung, welche dem Menschen Beruf erteilte und Plan. Wo Einheit der Neigungen entsteht, da macht sich die Einheit des Wandels von selbst, da bildet der Mensch seine erwählte Lage aus, formt sich je mehr und mehr zum Ganzen, und nun: je befangener von der einen Seite, je freier von allen übrigen; verletzbar nur in einem Punkte seines Wesens, in ihm selber gewiß, mutig, begnügt und darum unabhängig, edel, gefällig und von ganzer Seele gut. Greif's an allen Enden, du wirst finden: gerader Sinn, dringendes Geschäft und darin Emsigkeit und Treue mit Lust sind die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend.

Sicherlich gab Fritz Jacobi hier recht gut die Reden wieder, die Goethe ihm einst gehalten; aber dieser Freund erzählte unter der Hülle auch, wie der junge Dichter den Andern erschienen war: der Betty, der Fahlmer, den Schwestern Jacobis, den Männern seines Kreises. Sie alle staunten sein „Genie" an, diese höchste und vielseitigste Begabung, diese Zauberkraft; sie liebten ihn auch als einen von Grund aus edeln Menschen; aber fast alle sahen in ihm auch einen Gefährdeten und Gefährlichen, einen Unheilbringer und für sich selbst Unseligen. „Ein unbegreifliches Durcheinander von Mensch" sagte Clerdon, hinter dem sich Jacobi selber verbarg, und, fügte er hinzu: „ein Besessener". Ein „schrecklicher Charakter!" rief Sylli; sie zittere für alle Mädchen, in deren Kreis Allwill trete, schrieb sie; „Der unbändige Mensch mag wohl außerdem ein herzguter Junge sein, mag wohl grundbrav sein und es mit Andern gewöhnlich besser meinen als mit sich selbst; aber Das macht ihn nur gefährlicher, Das gibt ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rat ist." Am deutlichsten und ausführlichsten hielt ihm Luzie sein Bild vor, Luzie, die er geliebt und verlassen wie Andere vor ihr, die seine Freundin blieb, denn sie verstand ihn; sie sagte ihm aber auch rücksichtslos die Wahrheit:

Ein sehr außerordentlicher Mensch sind Sie wahrlich! Wer Sie durchaus kennt, Dem muß es oft eben unbegreiflich vorkommen, daß Sie nicht ein Engel an Tugend oder ein

Satan an Laster geworden. Die Ungereimtheit Ihres Wesens läßt sich nicht denken, läßt sich auf keine Weise darstellen: unbändige Sinnlichkeit und stoischer Hang, weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsinn und der kälteste Mut und die festeste Treue, Tigerssinn und Lammesherz[1]), allgegenwärtig und nirgendwo, Alles und nie Etwas, verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges himmelauf-steigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja, aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt.

... Sie eines Sinnes mit der Natur? Der Sie immerwährend die echtesten Bande der Natur auflösen, wahre, reine Verhältnisse zerstören, um erträumte, schimärische an die Stelle zu setzen, dann sich abarbeiten, alle Schwarzkünsteleien zu Hülfe nehmen, um den wankenden Schatten zu befestigen und, da nichtsdestoweniger die Sonn' ihn verrückt, dem Segenswandel der Sonne fluchen. Sie eines Sinnes mit der Natur? Wenn ich nur Etwas wüßte, das der Natur entgegengesetzter wäre als jene Unmäßigkeit, welche alle Bedürfnisse vervielfältiget und grenzenlosen Mangel schafft mit seinen unendlichen Nöten: Angst, Schmerz, Gewalttätigkeit, Betrug, Arglist und Tücke. ...

Ja, Eduard, Theorie der Unmäßigkeit, Grundsätze der ausgedehntesten Schwelgerei, Das sind die eigentlichen Namen für Das, was Sie mit so vielem Eifer, mit so ungemeinem Aufwande von Witz, Raisonnement und dichterischem Schmuck an die Stelle der alten Weisheit zu setzen trachten! Und Das gewiß nicht auf Anraten Ihres Herzens, das groß und edel ist, sondern Ihrer Sinnlichkeit zulieb, welche Sie unter dem Wort Empfindung so gern mit Ihrem Herzen in Eins mischen. ...

Eine fürchterliche Bestimmung, dieser Eduard Allwill zu

[1]) Im November 1777 schrieb Zimmermann an Lavater: „Die Liebkosungen von Goethe schienen mir die Liebkosungen eines Tigers; man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche!"

sein! Unaufhörlich, auf so mancherlei Weise bis ins Mark erschüttert, und die Menge tiefer Leiden in der Folge! Armer, daß du nicht endlich mit zu Grunde gehst bei den Stößen, da Alles an dir zerschellt, oder erstickst unter dem Schutt. Immer doch ein mächtiger Genius! Wie ich sagte: gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt.

Könnt' ich nur jedes liebe, unschuldige Geschöpf von deinem Bann entfernen! Ach, wie viele der Unglücklichen du noch machen wirst, die du ihrer eigentlichen Bestimmung, ihrem natürlichen Verhältnis entsetzen, sie aller Haltung für ihr künftiges Leben verlustig machen wirst! Gutes Mädchen, Das sag' ich nicht, daß er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiß! Mit mehr Wahrheit vielleicht, als sonst kein Mensch dich lieben könnte; liebt gerad alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade Das, worin deine gut geschaffene Seele ihre angemessenste Tätigkeit, ihre eigenste Wonne fühlet ... Aber, armes Kind, Allwill liebt nie anders! Er ist immer seinem Gegenstand ganz, morgen vielleicht: der Ehre, einem vortrefflichen Manne, einer Kunst, vielleicht — einer neuen Geliebten. Sieh, dieser Allwill, der Elende, muß unstät und flüchtig sein; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen wagt ...

Sie verglichen den großen Haufen unsrer Studierenden mit Leuten, die gar emsig hin und her laufen, um zu suchen — was sie nicht verloren hätten, wessen sie auch weiter nicht bedürften. Es sei eine Schande für den menschlichen Verstand, behaupteten Sie, daß wir Wissenschaft von Tag zu Tag mehr zu einem abgesonderten, absoluten Dinge machten, da sie doch von bestimmten Zwecken allein Ursprung und Wesen habe, nur Bescheid auf eine dringende Frage sei, wie diesem oder jenem Bedürfnis abzuhelfen: Baugerüste, Maschine, Instrument. Ich fand und finde Das noch so wahr, daß man sich nicht bekümmern sollte, Etwas zu wissen, als nur: wie sich Etwas mache oder tue, das einem not ist; belachte gern mit Ihnen die Torheit alles müßigen Lernens

und Spekulierens. Aber sagen Sie mir, lieber Eduard, ist es eine reellere Sache um das müßige Sammeln von Empfindungen, um das Bestreben, *Empfindungen zu empfinden, Gefühle zu fühlen*? Findet hier nicht eine ebenso ungereimte Absonderung statt wie dort beim Wissen? Ich glaube, wer eine große, schöne Seele in der Tat besitzt, hält sich nicht damit auf, die Empfindungen, welche seine Handlungen betreiben, die entzückenden Gefühle, welche sie begleiten, auf solche Weise abzusondern, wird sich ihrer nie dergestalt bewußt, daß er sie in *Ideen* aufbewahren und aus Derselben Betrachtung einen unabhängigen Genuß sich bereiten könnte. Er sagt nicht: es ist Seligkeit in dieser Empfindung, in diesem Gefühl, sondern: es ist Seligkeit in dieser *Tat*. Und Das, Lieber, macht die Bahn des Edlen richtig.

*

Als diese Briefe erschienen waren, fragte Jacobi bei Wieland an, was Goethe darüber sage, und Wieland antwortete: „Nichts!" Aber sicherlich dachte der Schweigende recht viel an dies Bild, das einer seiner besten Freunde von ihm entworfen! Gewiß war es übertrieben, fast verzerrt, aber die Ähnlichkeit konnte er nicht leugnen. So also hatte er sich in Andern abgespiegelt? So hatten sie seine Reden verstanden? Daß er kein Religions- und kein Sittlichkeitssystem anerkannte, sich demgemäß zu keiner Gemeinschaft rechnete, sondern als ein Frei-Schweifender, Sich-selbst-Bestimmender in der Wildnis seine eigenen Pfade treten und seine Höhle allein bewohnen wollte, mochte er manchmal ausgesprochen haben. Nicht daß er die Religion und Moral der Andern bekämpft hätte! Mit den Gottesleugnern machte er sich ja auch nicht gemein, nicht einmal mit den Aufklärern. Aber fiel es nicht auch seinen jetzigen

Mitbürgern auf, daß er den Gottesdienst und das Abendmahl mied? Es mußte um so mehr bemerkt werden, da ja sein Schüler, der Landesherr, das Oberhaupt der Landeskirche, sich auch nur noch selten bei einer Predigt zeigte. Wenn Goethe von den über uns waltenden himmlischen Mächten sprach, konnte es fromm genug klingen, aber es war doch, recht besehen, kein Christentum. Er brauchte das Wort „Schicksal", statt vom alten Gott der Gläubigen zu reden, und Gottes Sohn, zu dem er sich doch früher bekannt hatte, war erst recht in den Hintergrund getreten. Als ihm Lavater einmal ein Gedicht ‚Durst nach Christuserfahrung' schickte, antwortete er: „Dein Durst nach Christus hat mich gejammert; Du bist übler dran als wir Heiden: uns erscheinen doch in der Not unsre Götter." Noch mehr sonderte ihn sein Bezweifeln oder Bestreiten der allgemein angenommenen Sittengesetze von den Mitmenschen ab, und seine Gleichgültigkeit gegen das erhabene Wesen, das man Tugend nannte, da doch alle ordentlichen Leute unter den Protestanten an diese Göttin ebenso fest glaubten wie die Katholiken an ihre heilige Jungfrau. Aber dies Trennende bemerkten die Andern wohl nicht so sehr wie er selber, denn er trug ja seine eigensten Gedanken über solche Dinge kaum je an die Öffentlichkeit. Erst recht trumpfte er nirgends als ein Genie auf, wenn er sich auch im Stillen das Genie-Recht wahrte:

Wieland

nur auf die Stimme im eigenen Inneren zu lauschen und im Zweifelsfalle keiner Regel, sondern seiner eigenen Natur zu folgen.

Daß er ein „unbegreifliches Durcheinander von Mensch" war, wie Jacobi-Clerdon es ausdrückte, fühlte er leider sehr tief. Jene Luzie verglich ihn mit Kain: Das hatte er früher selber getan! Sie malte ihn in seinem Verhältnis zum andern Geschlecht etwa so, wie er seinen Faust gesehen hatte, den jetzt die heftigste Liebe zu Gretchen ergriff und der bald darauf in einen neuen Strudel geriet und das Gretchen ganz vergaß. Zwar hatte er an keinem Mädchen so wie Faust gehandelt, aber treu im Philistersinne war er auch nicht. Also doch ein Gefahren-Bringer und Gemeinschädlicher. Luzie erzählte in ihrem Briefe von einem alten Manne, der in seinem Bezirke wie ein Gesegneter und Segenspender, wie ein geliebter Ahnherr unter tausend Enkeln herum wandelte. Das war gar kein Hochbegabter, sondern er hatte nur als ein Fleißiger, Unermüdlicher, Wohlwollender in jener armen Gegend eine nützliche Industrie gestiftet und in die Höhe gebracht: vor diesem Bilde sollte Allwill-Goethe sich seiner Gefühlsschwelgerei, seines Kräfte-Vergeudens, seines unnützen Reichtums schämen. Aber in diesem Punkte tat das Bild Allwill dem Vorbild Goethe Unrecht, wenigstens dem weimarischen, dem jetzigen Goethe. Dieser widmete sich keineswegs dem Kultus der Wonne- und Weh-Gefühle, wenn er sie auch als ein Höchst-Empfindliches in höchstem Grade erleben mußte, und war längst nicht der Ichling, für den man Allwill in all seiner Pracht und bei all seinen edlen Zügen doch erklären mußte.

Goethe arbeitete hart in und an sich selber. Er lebte durchaus nicht in göttlichem Leichtsinn, noch folgte er seinen jeweiligen Lüsten. Er suchte nach Gesetzen, wenn er auch die allgemein geltenden nicht ohne weiteres annahm. Er grübelte über seine Pflichten. „Viel Arbeit in mir selbst" schrieb er im Dezember 1778 in sein Tagebuch, „zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint." Reinheit hieß eins der Ziele, nach denen er in heißem Bemühen strebte, und Stärke ein anderes. Stärke: nämlich ein Herr werden über die eigenen Schwächen und die Schwierigkeiten seiner Lage.

Zunächst hatte er es da mit dem Körper zu tun, der schon so manchmal versagt hatte und immer wieder mit Verdüsterung oder Krankheit drohte. Man muß diesen geheimnisvollen Feinden, die man an seinem Leibe mit sich trägt, durch Beobachtung beizukommen suchen; man muß eine Festung gegen sie errichten, die Festung der Abhärtung. Goethe ward wegen seines Abhärtungswesens oft getadelt oder verspottet, besonders weil ihm der Herzog auch darin anhing und zwar zu seinem Schaden, wie die Leute glaubten. Aber Goethe blieb der Überzeugung, daß der Schwächliche und Kränkliche sich nicht schonen dürfe, daß vielmehr gerade das Schonen und dessen Folge, die Verweichlichung, ein Nährboden der Krankheit sei. Er brauchte ja nur an seine arme Schwester zu denken! Wir müssen durch den Versuch ausprobieren, was wir alles ertragen können, und müssen durch starke Zumutungen unsere Fähigkeit zu solchem Ertragen steigern.

Wir müssen unsern Körper nicht bloß um seiner eigenen Leistungsfähigkeit willen steigern, sondern auch zugunsten des inneren Lebens, dessen Träger er ist, denn „die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regenwetter". Das hatte Goethe schon mit einundzwanzig Jahren einem noch jüngeren Freunde gepredigt.

Jetzt stand er vielleicht auf der Höhe seiner leiblichen Kraft. Sein Körper war sehr mager und sehnig; er bewegte sich leicht und mit Ausdauer, denn er hatte nun fast alle Leibesübungen betrieben. Am weitesten brachte er es im Wandern, Reiten, Tanzen und Eislaufen. Den Weg nach Kochberg legte er zu Fuß in fünf Stunden, zu Pferde in zwei Stunden fünf Minuten zurück; von Eisenach bis Weimar brauchte er zu Pferde sieben Stunden, von denen eine auf ein Frühstück in Erfurt kam, und das Reiten und Wandern geschah in Thüringen stets auf schlechten Straßen. „Körperliche Ubungen allerlei Art" schrieb er an einem Frühlingstage als den ganzen Inhalt dieses Tages in seinen Kalender. Das Fechten und Schießen übte er gerade jetzt fleißig; vom Baden in der Ilm ging er zu Schwimmversuchen über, zunächst in der Korkweste. Sein eigenstes Abhärtungsmittel war das Wohnen im Gartenhäuschen, denn dieser Aufenthalt bedeutete ein höchstes Miterleben von Klima und Wetter. Im März (1777) ließ er sich an der Südseite ein Angebäude errichten, das unten als Schuppen, oben als Altan diente; an der offenen Tür zu diesem Altane oder in einem Winkel des Altans selbst verbrachte er nun zuweilen auch die Nacht; er lag auf einem Strohsack

oder geradezu auf den Brettern, in einen blauen Mantel gewickelt; wenn er aufwachte, erfreute er sich an den Sternbildern oder den Farben des nächtlichen Himmels.

Aber auch das allgemeinste, jedoch mehr unfreiwillige Abhärtungsmittel seiner Zeit, das Reisen, benutzte er überaus fleißig. Was mutete sich auch der verwöhnte, bequeme Mensch jener Zeit nicht alles zu, wenn er seine gewohnte Häuslichkeit einmal hinter sich

Das Gartenhaus mit Altan im Park zu Weimar
Nach einer Tuschzeichnung von G. M. Kraus

ließ! Und wieviele Plagen wurden ihm außerdem auferlegt! Auch die Vornehmsten mußten sich damals in kalte, schlechte Gasthaus-Zimmer ergeben und mit grober Kost fürlieb nehmen; bei einer Reise zu Pferde waren sie vor Frost und Hitze, Regen und Wind nicht besser geschützt als Andere. Unsere weimarischen Freunde aber suchten solche Strapazen geradezu auf. „Das Schloß gefährlich erstiegen" erwähnt Goethe über einen Ausflug nach Dornburg und der Kunitzburg, „im Regen

zurück", nach Dornburg nämlich; „nachts auf der Streue mit dem Herzog, Prinzen, Dalberg und zwei Einsiedels."

Auch sein fünftes Lieblingsvergnügen, das Zeichnen, bedeutete auf solchen Ausflügen für Goethe manchmal einigen Zwang zur Ausdauer. Oft fror es ihm durch alle Glieder, oder der Regen tröpfelte auf sein Blatt. Gern floh er dann in eine Höhle oder unter ein Gebüsch und zeichnete von dort aus, aber nicht immer war ein Unterschlupf nahe.

Der Nutzen solcher harten Behandlung unserer äußeren Gewandung wird immer angezweifelt werden. Ein Kränkelnder wird bei der sogenannten Pferdekur selten rasch gesunden; so litt auch Goethe immerfort, bald an diesem, bald an jenem Übel. Bald waren es die Augen, bald der Magen, oder ein „Zug in Schenkeln und Seiten" oder Zahnschmerzen oder Fieber ohne deutliche Erklärung. Wieland meinte, der Herzog und Goethe befänden sich bei ihrem Glauben an die Heilmittel der Natur meist so übel, daß er keine Lust habe, ihr Proselyt zu werden. Aber ein Andres mußte man Goethen und seinem fürstlichen Freunde zugestehen: daß sie bei diesem Verfahren in jeder Stunde, wo die Schmerzen sie nicht gerade unter der Zange hatten, ein vollkräftiges Leben führten. Obwohl sie ziemlich viel kränkelten, waren sie doch keine Schwächlinge. Gerade jetzt pflegte Goethe, wenn ihn eine Krankheit ins Zimmer schloß, in den bessern Stunden sich der Dichtkunst zu ergeben; fast immer waren es dann lustige Bilder, die er in solchen Pausen zwischen den Schmerzen gestaltete. Rheuma und die Muse der Dichtkunst unterhielten ihn abwechselnd.

*

Viel nötiger als die körperliche Abhärtung brauchte er die Überwindung der seelischen Weichlichkeit. Einmal, weil er selber viel öfter aus diesem Mittelpunkte her litt, sodann auch weil er nun einmal für die meisten Menschen, die von ihm wußten, der Dichter des ‚Werther' war. Noch immer erfuhr er, daß dieser Roman und die vielen Nachahmungen, die die kleinen Poeten oder eigentlich die Buchhändler auf den Markt warfen, allenthalben die Empfindsamkeit und einen trägen Weltschmerz zu erwecken oder zu steigern schienen. In Fällen, wo sich Jünglinge oder Mädchen wegen unglücklicher Liebe oder aus unbekannten Ursachen das Leben nahmen, waren jetzt die Leidtragenden und Zuschauer sogleich bereit, solchen neumodischen krankhaften Dichtungen die Schuld zuzuschieben. In einem neuen Büchlein, das Christoph Kaufmann jetzt ergehen ließ, wurden deshalb die deutschen Dichter aufgefordert, „keine Wunden mehr aufzuritzen". — „Lieber, teurer Goethe, Lenz und Miller," redete der fromme Jünger Lavaters sie an, „ach, es ist ein heiligeres, göttlicheres Geschäfte, den Leidenden zu stärken und seine Seele für die Zukunft zu stählen als ihn in die Tiefe seines Jammers hinein zu senken und Augen blutrot zu machen, die Ihr hernach nicht mehr trocknet." Goethe bedurfte solcher Mahnungen nicht; er war längst nicht mehr wertherisch gesinnt, wenn er es je gewesen. Als er jetzt eines Tages in diesen seinen eigenen Roman blickte, kam ihm Alles „neu und fremd" vor, und wenn er sich jetzt zu neuen poetischen Arbeiten aufgefordert fühlte, reizte es ihn geradezu, solche wertherische Schwärmerei zu verspotten oder — trotz Nicolai — die Frage zu behandeln, wie dergleichen Seelenkranke zu kurieren seien.

Sein eigenes Leiden war ein unbegreifliches Steigen und Fallen der Stimmung. Oft fühlte er sich sehr glücklich und, was beinahe Dasselbe sagt, vollkräftig. Ganz glücklich sei er und habe keine Wünsche, als die er wirklich mit schönem Wanderschritt ihm entgegen kommen sehe: so versicherte er Lavatern. Ihm gehe es Alles in Allem erwünscht, schrieb er an Auguste Stolberg; wo er leide, sei es um Andere. Auch zur Mutter sprach er von seinen gegenwärtigen, „so glücklichen Zeiten." Und an Kestner: er fühle sich so wohl wie Luther auf der Wartburg; „übrigens bin ich der Glücklichste von Allen, die ich kenne". Aber wenn wir sein Tagebuch aus denselben Monaten lesen, da klingt es auch anders: „Traurig" — „Viel gelitten" — „Fieberhafte Wehmut" — oder in der Geniesprache: „Scheißweh" oder mystisch: „Schwere Hand der Götter" oder in der Art des Wetter-Beobachters: „Vergnügt; seltsame, schnelle, traurige Veränderung" — „Dunkler Tag" — „Dunkler, zerriss'ner Tag". Bald fühlte er sich federleicht, zum Himmel erhoben, bald von Riesenfäusten darniedergedrückt. „Wie die Götter mit mir stehen, weiß ich nicht," drückte er es gegen seine beste Freundin aus, „soviel weiß ich, daß sie Geistern Macht über mich gegeben haben, die denn in ihrem Streit mich treten und treiben." Und ein andermal kam ihm eine Auslegung, die freilich an Allwills „Bestimmung des Menschen" erinnerte:

> Alles geben Götter, die unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz:
> Alle Freuden, die unendlichen,
> Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz!

Ja, er gestand zu, daß der Mensch „eine Art Lüsternheit nach dem Übel und eine dunkle Sehnsucht nach dem Genusse des Schmerzens habe"; denn der gleichgültige Zustand ist derjenige, dem er am meisten zu entfliehen sucht[1]).

Deshalb bleiben die Übel doch Übel, und uns Menschen schaudert's bei den peinlichen Schauspielen und Erlebnissen, die wir freiwillig aufsuchen. Das allgemeinste Mittel, die Seelenschmerzen zu lindern oder ganz zu vermeiden, ist die Hingabe an die Angelegenheiten anderer Menschen oder an die Gegenstände der Natur. Diese Hingabe, sei es ein Zuschauen oder ein Arbeiten, gewährt uns ein Vergessen unseres Ichs, eine Unterdrückung oder Beseitigung Dessen, was uns verdrießen und kränken würde, wenn wir ihm Zeit und Aufmerksamkeit widmen; sie läßt uns zuweilen auch erkennen, wie unwichtig unsere Ehre, unser Vorteil, unser Erfolg, unsere ganze Persönlichkeit ist. Ein deutliches Bild solcher völligen Hingabe ist der Maler vor seinem Bilde. Goethe blieb sehr eifrig im Zeichnen von Landschaften und Bildnissen; auch das Radieren versuchte er nach langer Pause wieder. Einmal fiel ihm ein: „Mir ist's, als wenn das Zeichnen mir ein Sauglätpchen wäre, dem Kind in Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe"; aber der Zeichner erlangt doch Besseres als eingebildete Nahrung, auch noch Besseres als das Selbstvergessen im Zeitvertreib, nämlich den Verkehr mit der großen, stillen Natur, die immer beruhigend und stärkend auf uns wirkt.

[1]) Wilhelm Meisters theatralische Sendung. II, 5.

Von seinem andern, dem poetischen Talent zog Goethe ebenso großen Nutzen. Denn sehr oft ist das Dichten ein erfreuendes Spiel mit schönen, bunten, angenehmen Vorstellungen; es ist selbst da, wo es mit dem Ernsten und Traurigen zu tun hat, dem Humor verwandt. „Den ganzen Nachmittag hab' ich mit tollen Imaginationen gewirtschaftet" schrieb Goethe im gleichen Briefe, worin er seiner Freundin seine dicken Backen und heftigen Zahnschmerzen meldete: er hatte sich in doloribus eine komische Oper ausgedacht, die er ‚Radekiki' nennen wollte, und auch schon angefangen, sie seinem Philipp zu diktieren. Bald danach nahm er ein anderes lustiges Stück vor, um es zu verändern. „In mir viel fröhliche, bunte Imagination" trug er da in seinen Kalender ein. Aber auch wenn der Dichter seinen eigensten und gefühltesten Leiden den ernstesten Ausdruck verleiht, gewinnt er selber eine Erleichterung davon, etwa so, wie der Naturmensch durch Weinen, Wehklagen und Schreien seine Schmerzen lindert, wegschafft. Der Dichter stellt das Leidbringende gleichsam aus sich heraus, verwandelt es in ein Schönes, woran er nun Wohlgefallen hat. Leider kam Goethe in dieser Zeit wenig zu poetischer Arbeit.

Auf sittlichem Gebiete offenbart sich diese heilsame Hingabe an das Werk, dieses Sichvergessen, diese Selbstüberwindung als Freundschaft, fürsorgende Liebe und Wohltätigkeit. Goethe war darin nicht kleiner oder träger als in seinen Künsten. Allerdings in Jacobis Allwill-Briefen ward angedeutet, daß Goethe auch in der Freundschaft nicht treu sei, sehr begreiflich, denn auf die Liebes-Ergüsse, die er mit Fritz Jacobi ausgetauscht, war bald ein hartnäckiges Verstummen gefolgt.

Aber Jacobi war doch auch in diesem Punkte ein trefflicher Anwalt seines „Allwills". Nur „das nichtswürdige lose Wesen", das unter dem Namen Freundschaft gehe, ließ er ihn verwerfen, diese „schwachen Fäden, aus veränderlichen Absichten und flüchtigem Ergötzen gesponnen". Zu einer handfesteren Art Freundschaft bekannte sich Allwill-Goethe, nämlich zu jener, „wo Zween Etwas zwischen sich kriegen, wie rechte und linke Hand, um es zu einem Werke zu bilden, Zween Etwas mit einander fortbewegen, wie beide Füße den Leib". Solche Arbeits- und Zweck-Freundschaft sieht nach Eigennutz aus, aber die Edlen meinen es ganz anders. „Das Objekt, warum sie sich vereinigen, ist ihnen nur Medium, Einer den Andern zu fühlen, Sinn, Organ. Nicht Denjenigen lieb' ich ja am mehrsten, der das Mehrste für mich tut, sondern Denjenigen, mit dem ich das Mehrste ausrichten kann." So ging es Goethen in der Tat. Deshalb vernachlässigte er alle auswärtigen Freunde und nahm nur Lavater aus, weil er an dessen Physiognomik noch weiter half. Deshalb ermattete die Vertraulichkeit, die er in den ersten Monaten mit Wieland gehabt hatte, denn Wieland leistete sein tägliches Geschäft flink und heiter, ohne einen Beistand zu bedürfen. Deshalb hatte er sich auf der andern Seite mit Karl August immer fester verbündet. „Goethe liebt ihn wie Keinen von uns" urteilte der scharfäugige Merck, „weil vielleicht Keiner ihn so nötig hat, und so wird ihr Verhältnis ewig dauern, denn Goethe kann ihn nicht verlassen, oder er müßte nicht mehr Der sein, der er ist". Solche echten Freunde wie Merck und

Wieland bewunderten an Goethe nichts so sehr wie jene Uneigennützigkeit, für die Goethe selber gern das Wort Reinheit brauchte. Auch sein Verhältnis zu der Frau, die man als seine Geliebte oder Geliebteste hätte nennen dürfen, war so rein und selbstlos, wie dem Menschen möglich. Oft begehrte er nur die Erlaubnis, ihr und den Ihrigen dienen und schenken zu dürfen. Auf kleinere oder größere Gaben für sie sann er fast jeden Tag. „Verzeihen Sie, daß ich schon wieder allerlei Zeug schicke“ bat er eines Morgens; „Sie sehen daraus, daß ich von der ältern Kirche bin, da man sich den Göttern ohne Gaben nicht zu nähern traute.“ Es dünkte ihm ganz in der Ordnung, daß sie ihn weniger liebte, als er sie. Da Herr v. Stein, mit dem er sich recht gut stand, oft verreist oder von seinem Hofdienst den ganzen Tag in Anspruch genommen war, so wuchs er in die Rolle des stellvertretenden Hausvaters hinein — aber doch nur, weil gerade ihm kein Geschäft lieber war als der Fürsorge für geliebte Menschen.

Charlotte v. Stein geb. v. Schardt

Das beständige herzliche Verhältnis Goethes mit Frau v. Stein wäre aber auch kaum möglich gewesen ohne die drei Knaben der Dame, mit denen sich Goethe wie ein Oheim abgab. Oft besuchte er die Kinder in Weimar oder Kochberg, auch wenn ihre Mutter oder

gerade wenn ihre Mutter verreist war. Es traf sich glücklich, daß ihr Hofmeister Kästner den Dichter Goethe hoch verehrte und mit ihm der gleichen Liebhaberei des Zeichnens und auch den Naturwissenschaften ergeben war; Goethe verstand sich also recht gut mit ihm. Ein wie großer Kinderfreund Goethe war und wie gut es ihm gelang, die kleinen Menschen zu vergnügen und zu beherrschen, zeigte sich jetzt mehr als je; in seinem großen Garten konnte er einzelne Lieblinge herumspielen lassen, zum Beispiel den August Kotzebue, oder auch eine größere Schar versammeln, etwa zum Ostereier-Suchen.

Daß Goethes Vatertrieb an solchen geliehenen Söhnen nicht satt wurde, wissen wir aus der Geschichte Peters, des Schweizerknaben. Daß er ebenso ein starkes Bedürfnis hatte, an unglücklichen Männern seines eigenen Alters als ein Bruder zu handeln, bezeugt uns der Fall Plessing. Bei allen Wohltaten war er der größten Heimlichkeit beflissen; auch gegen Frau v. Stein ließ er kein Wort darüber verlauten; und nur aus zufällig erhalten gebliebenen Briefen kennen wir einen sehr schönen Fall in seinen Einzelheiten. Ein Mann, der sich Johann Friedrich Kraft nannte — sein wahrer Name ist nie bekannt geworden — wandte sich Ende Oktober 1778 von Gera aus an Goethe, seinen Beistand anflehend. Er war von guter Familie und hatte gelehrte Schulen besucht; sowohl in Deutschland wie im Auslande war er viel herumgekommen und hatte in Staatsdiensten gestanden, vermutlich auch im Preußischen, wobei er den damals nicht geringen Rang eines Sekretärs bekleidete und ein gutes Gehalt bezog; er konnte tausend

Taler im Jahre und mehr verzehren. Von Gemütsart war er ein Verwandter von Faust und Werther, also ein Unruhiger, Unzufriedener, dem das Wirkliche nirgends genügte. Er wußte immer, wie die Dinge sein sollten, und ergrimmte, daß sie erheblich schlechter waren. Durch eigene Schuld kam er um Amt und Eigentum, und schließlich fehlte es ihm am Nötigsten, an Obdach, Kleidung und Brot. Durch sein Schicksal war er nun noch viel bitterer geworden und stand dicht vor der Verzweiflung. Sah man ihm in ruhigeren Zeiten zu, so erwies er sich als ein kluger, namentlich in wirtschaftlichen und politischen Dingen kenntnis- und gedankenreicher und für alles Edle und Gemeinnützige begeisterter Mann; leider war er auch ein Schwarzseher, der gar keinen Humor, keine tröstliche Religion, keine heitere Lebensphilosophie den Übeln der Welt entgegenzusetzen hatte. Nachdem er an manchen andern Stellen vergeblich um Hilfe gebeten und fast menschenscheu geworden war, machte er gleichsam einen letzten Versuch und offenbarte sich dem gefühlvollen Dichter, der ja nun auch als ein Staatsdiener wirkte.

Goethe fühlte, daß hier ein Ertrinkender seine letzte Kraft gegen die Wellen richtete, aber er könne ihm auch nicht helfen, erwiderte er. Doch legte er etwas Geld bei und schrieb weiter:

Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen . . . Ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes und wie weit Sie damit zu reichen denken. Ist Ihnen mit einem Kleid, Überrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie; ich habe zu entbehren."

Auch der nächste Brief Krafts rührte ihn sehr. Goethe schlug dem Unglücklichen nun vor, daß er in Jena leben solle, wo es billig sei; er, Goethe, wolle dort für Alles sorgen: Quartier, Kost und Anmeldung bei der akademischen Obrigkeit. Hundert Taler im Jahr gedachte Goethe auf ihn zu verwenden, von den Beiträgen zu seiner Bekleidung abgesehen. Kraft aber bat, daß ihm sein edler Wohltäter das Wohnen in

Jena. Am Fürstengraben
Nach einer Radierung von L. Heß. 18. Jahrhundert

der Nähe der wilden Sauf- und Raufbrüder ersparen möge. „Sie sollen in Nichts gezwungen sein" antwortete Goethe eilends; „Sie sollen die hundert Taler haben, wo Sie sich aufhalten." Dann fuhr er fort:

Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind. Und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich Nichts weniger als solch' eine hypochondrische Ängstlichkeit wegräsonnieren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat

lang' ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren; die Studenten sind nicht schlimmer wie überall, und viele darunter recht hübsche Leute. Man ist das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein Einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armut kein Merkzeichen und Verachtung ist. Es ist doch immer eine Stadt, wo das Notwendige eh zu haben ist. Wer auf dem Lande im Winter krank würde, ohne Wartung, wie elend wäre Das! Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meinetwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei Allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich imstande, Ihnen durch Diesen oder Jenen zu helfen. Sie wären mir näher gewesen; jeden Markttag konnt' ich Ihnen was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräte, das mich nicht mehr kostete und Ihnen leidlicheres Leben machte; ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal ist die Kommunikation mit Gera; Nie kommt was zur rechten Zeit an und kostet Geld, das Niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena gewesen, ohne daß Sie Jemand bemerkt hätte.

Dies ist die Lage, die mir Jena vor allen vorziehen ließ; Sie würden Ebendas tun, wenn Sie das Verhältnis mit ungetrübten Augen sähen. Wie wär's, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

Es half wirklich nicht. Man mußte mit dem Manne Geduld haben.

*

Merck rühmte Goethes „wahre Liebe gegen die Menschen, mit denen er lebt", und urteilte, darin könne es ihm Niemand gleich tun. Zimmermann aber berichtete an Lavater, daß sein geliebter Freund in Weimar als Minister schlechterdings *nichts* wirke, übrigens ganz

nach seinen Lüsten lebe und nur den Herzog amüsiere, so gut er es neben seinem Rival, dem Husaren-Rittmeister, könne. So hatte man es dem Manne in Hannover erzählt; so redeten manche Leute in Weimar, zum Beispiel auch Herder, und so sah es ja auch manchmal aus! Denn Goethes Arbeit hatte nicht das Aussehen von Arbeit. Es saß in keiner Amtsstube seine

Ansicht am oberen Eingange in den Herzogl. Park bei Weimar
Von J. v. Kulas nach einer Zeichnung von G. M. Kraus 1782

regelmäßigen Stunden ab, hatte keine Akten-Repositorien; nur zu Besuch kamen die Akten-Päckchen zu ihm, und nur einmal die Woche ging er zu einer Sitzung, wenn er überhaupt in Weimar war, worauf man nie rechnen konnte. Er hatte ein höchstes Amt im Staate, bezog das Gehalt dafür und stand doch keiner Verwaltung vor. Aber ist es leicht, der Begleiter eines jungen, unruhigen, noch nicht völlig erzogenen Fürsten zu sein? Ist es immer angenehm, sein Vertrauen zu besitzen und ihm mehr sagen zu dürfen als Andere? Goethe hatte

manchmal der Katze die Schelle anzuhängen, wie man es nennt, und war doch auch wiederum für das Volk der schwarze Mann, der Günstling, der an Allem, was der junge Fürst Unrecht tat oder Rechtes zu tun versäumte, die Schuld tragen sollte. Zum Beispiel: wohin man auch kam, überall im Lande richtete das jagdbare Wild in den Feldern großen Schaden an, und die Jäger wurden grob, wenn die Bauern klagten: warum führt nicht der allmächtige Günstling die Jagdleidenschaft des Herrn auf ein erträgliches Maß zurück? Ja, der dachte wohl lieber an Komödienspielen!

Goethe nahm diese Schmach auf sich; an eine Verteidigung oder einen Hinweis auf seine guten Leistungen dachte er nie. Er nahm sich auch nicht vor, mit seinen Kollegen auf ihren Gebieten zu wetteifern, was ihm als einem sehr Beweglichen und schnell Lernenden, dessen Tag lang war, wohl möglich gewesen wäre. Dagegen stand er bereit für Dienste, die ihnen schwer gefallen wären. Das Bergwerk in Ilmenau versprach eine wichtige Abteilung der Staatsgeschäfte zu werden; Goethe richtete sich darauf ein: das bedeutete juristische, ökonomische, technische, mineralogische und geologische Studien. Zuerst aus Büchern, dann aber auch durch eigenes Sehen ähnlicher Unternehmungen und Gespräche mit auswärtigen Fachleuten. Ein zweites, verwandtes Fach wuchs ihm allmählich zu; die Aufsicht im Bauwesen. Er hatte Sinn und Geschmack dafür, ward also vom Herzog um Rat gefragt und half die Entwürfe machen oder prüfen. Zunächst handelte es sich nicht um viel: Umänderungen und Einrichtungen in herrschaftlichen Gebäuden und Gärten; im Hintergrunde wartete

der Wieder-Aufbau des abgebrannten Schlosses, dessen Überreste so gut als möglich vor gänzlichem Verfall geschützt wurden.

Viel mehr, als Andere ahnten, erzog Goethe sich selber zum guten Besorger solcher neuen Geschäfte. Diese Selbsterziehung aber besagte bei ihm nichts weniger als die Bekämpfung desselben „Genies", durch das er sich in der Welt berühmt gemacht und dem auch er sich bisher anvertraut hatte. Zwar schaden auch dem Staatsverwalter einige plötzliche Lichtblitze von oben oder aus tiefstem Seelengrunde nicht, zumeist aber sieht er sich doch auf Erfahrungen und daraus gewonnene Regeln, auf Vorsicht und Rücksicht und ähnliche Philisterei verwiesen, wenn er mit Ehren bestehen will. Das Genie freut sich an der Empfängnis aus der Höhe, jubelt über den glücklicheu Einfall, den vielversprechenden Gedanken; der erfahrene Mann schätzt dies schöne Spiel nur wenig; in Luftschlössern kann man nicht wohnen, und das Bauen aus Stein und Holz ist mühsam. „Nicht der Projektmacher und Versprecher" schrieb jetzt Goethe in einem Briefe an Kraft, „sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Guts und Dauerhaftes tun möchte". Die Wohltätigkeit scheint so leicht zu sein, wenn man Mittel übrig hat. Aber „es ist mehr eine Wohltat von Gott", versicherte Goethe im gleichen Briefe, „wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt". Und als ihm Kraft allerlei Hinweise, wie die Regierenden Segen stiften könnten, geschrieben hatte, antwortete er wieder im Verzichtertone: „Der Wunsch, Gutes zu tun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß

schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird". Zum Wesen des Genies gehört die Verschwendung und das Hingegebensein dem Augenblicke; zu den obersten Pflichten jedes Verwalters dagegen das Einteilen und Aufsparen. Goethe erkannte jetzt, welch' hohen Wert das Zusammenfassen, das Schonen und vorsichtige Anwenden und Aufopfern der uns gegebenen Mittel für jeden bekommt, der auf die Dauer Großes oder auch nur Löbliches leisten will. Die erste Theaterfigur, die er nach Antritt seines Amtes sich ausdachte, war Wilhelm in den „Geschwistern". Früher ein Sausewind, verdankt dieser junge Kaufmann einer Geliebten, die Charlotte hieß, seine Bekehrung zur Arbeit, Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit. „Diese Woche wieder zwei neue Kunden" so beginnt er seine Reden im Stücke; „wenn man sich rührt, gibt's doch immer Etwas. Sollt' es auch nur wenig sein, am Ende summiert's sich doch, und wer klein Spiel spielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verlust ist zu verschmerzen". Wirklich hatte auch der Dichter des ‚Götz' und der übermütigen Possen jetzt solche gutbürgerlichen Gedanken. „Acht' in der Haushaltung keinen Ritz zu eng; eine Maus geht durch!": diese Philister-Weisheit schrieb er sich in seinen Kalender. Und er erkannte, daß eine freiwillige Einschränkung uns freier und nicht ärmer macht. Vielleicht war es eine poetische Laune von ihm gewesen, daß er sich entschlossen hatte, gänzlich in diesem mangelhaften Gartenhause zu wohnen: wieviel bequemer hatte er es in Frankfurt gehabt, und wie ganz anders dehnten sich auch seine hiesigen Bekannten aus! Aber nun er dies Leben in

den paar kleinen Stuben durchkostete, bewies er sich selber, daß auch der kultivierte Mensch in einer gewissen Armut sich am wohlsten befinde. Je mehr man hat, desto weniger hat man es. Er reiste viel: wie bescheiden muß man sich unterwegs behelfen und man fühlt sich doch wohl dabei! In den Harz unternahm er jene Reise zu Pferde; all sein Eigentum trug er da am Leibe und im Mantelsacke hinter sich. Da erst lernt man Alles recht lieben, was brauchbar ist: den Überrock, die warmen Strümpfe, das Taschenmesser, ja ein gutes Einwickelpapier. „Wie wenig der Mensch bedarf und wie leicht es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf!"

Zum Beispiele studierte Goethe auf seinen Fahrten nebenbei die gute oder schlechte Wirtschaft. Dieselben Regeln gelten für ein Fürstentum wie für ein Bauerngut und sind so simpel, „daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man bei sich was lernte". Aber auch, wenn er zu Hause nachdachte, kämpfte er in sich die phantastischen Wünsche nieder. „Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsere Wirtschaft" schrieb er im Februar 1778 in seinen Kalender; „Bitte und Vorahnung der Weisheit, immer fortwährende Freude an Wirtschaft, Ersparnis, Auskommen", „bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung". Er dachte gern nach über seinen veränderten „vermenschlichten Gesichtspunkt, über Geschäfte, besonders das ökonomische Fach". Es traf eben auch bei ihm das Sprichwort zu: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand"; Goethe war jetzt nicht mehr wie in Frankfurt der Haussohn ohne Verantwortung,

sondern selbst Vorsteher eines Haushalts von vier oder fünf Köpfen und außerdem Mitbesorger eines Herzogtums, wo recht oft die leeren Kassen ihr häßliches Nein schrien, wenn ein größerer Plan ausgeführt werden sollte. Und außerdem ärgerte ihn nicht selten die Verschwendung, die der junge Landesherr in einigen Dingen trieb, denn sie verzehrte die Zeit, Kraft, Aufmerksamkeit und die Gelder, die Goethe besseren Zwecken gegönnt hätte. Fehler erkennen wir immer am ehesten, empfinden wir am stärksten, wenn unser Allernächster damit behaftet ist.

Seine neue Sparsamkeit hinderte ihn nicht, wohltätig zu sein. Als er sich Peters annahm, wußte er nichts Genaues von Lindaus Vermächtnis für diesen Knaben und durfte auch gar nicht sicher darauf rechnen. Als er sich danach mit Kraft einließ, betonte er: „Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen". Er gab seine Beisteuer nicht als ein Reicher, der mit seinem Überflusse prunkt; aber als ihm Kraft seine Besorgnis aussprach, daß er so viel von ihm nicht annehmen dürfe, erwiderter er: „Sie sind mir nicht zur Last; vielmehr lehrt's mich wirtschaften; ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für die Notleidenden sparen könnte." Er sparte also dies Geld immer erst; er hatte die hundert Taler für Kraft nicht liegen, sondern benutzte zuerst seinen Kredit und bezahlte die vierteljährlichen Summen erst nachträglich.

*

Genialität ist oft ein Funkeln in Gesellschaft, ein Aussprühen von Kraft und Wärme, ein Zauberer-Treiben, wie Wieland es damals in Stetten an Goethe gesehen. Wer solche Gaben hat, liebt auch die Geselligkeit, die immer neue Bewunderer zuführt. Goethe aber schien jetzt mit seiner Freundschaft und Unterhaltungsgabe noch viel sparsamer umzugehen als mit dem Gelde. „Reine Entfremdung von den Menschen": er fühlte und er wollte sie. „Tiefes Gefühl des Alleinseins": ihm war mehr wohl wie weh dabei. Es war noch nicht lange her, daß er hier in Weimar in die Gesellschaft höchst lebhaft eingetreten war; jetzt empfand er, wie unnütz und leer die Bekanntschaften zu sein pflegen. Als er in Eisenach und auf seiner Burg Wochen lang von dieser weimarischen Umgebung fern war, ärgerte ihn der Besuch eines Freundes nur, weil dieser Freund die Verbindung mit der ganzen Gesellschaft wieder herstellte. „Mich störte Knebels Ankunft, der mir auch Grüße brachte, in meinem Gefühl gänzlicher Abgeschnittenheit. Seine Erzählungen wie seine Gegenwart zerrten mich in die alten Verhältnisse hinüber." Als er den zweiten Tag mit Knebel in den Wäldern herumstrich, war das Gespräch „über die Armut des Hoftreibens, überhaupt der Sozietät". Am nächsten Tage machte er die Bekanntschaft eines Literaten, der ihn vor wenigen Jahren als eine Quelle der reizendsten und belehrendsten Unterhaltung nicht wenig angelockt hätte. Es war der Deutschfranzose Grimm, Vertreter des gothaischen Hofes in Paris, ein sehr kluger Emporkömmling, seit kurzem geadelt, Freund der großen russischen Kaiserin, Herausgeber der handschriftlichen Correspondance littéraire, die nur für die Spitzen der

Menschheit bestimmt war, Freund von Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert, in alle Pariser Literatur-Histörchen eingeweiht, kurz der anregendste Mensch. Goethe ward wie zugeschlossen, als dieser Mann ins Zimmer trat: „Ich fühlte inniglich, daß — alles Andere bei Seite — ich dem Manne nichts zu sagen hatte, der von Petersburg nach Paris geht". Als er bald darauf durch den Harz strich, freute es ihn jeden Tag, daß er sich unter einfachen, geraden Leuten bewegte: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunklen Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden . . ." Und das Gegenteil empfand er fünf Monate später in Berlin und Potsdam, auf den Höhepunkten der Kultur. „Soviel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce" schrieb er aus Berlin an die Freundin.

Und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durch einander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten wollen, bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Teil des Ziels lausig hinkriechen lassen.

Ihn gelüstete weder nach einer großen Rolle unter den vornehmen Hofleuten, noch auch nach Herrschaft in seiner angestammten Gesellschaft der Gelehrten und Literaten. Ja, er fühlte sich überhaupt nicht mehr der Schriftstellerwelt angehörig. Draußen ward noch viel geredet und geschrieben über seinen ‚Werther', seine

‚Stella', auch noch über den ‚Götz' und ‚Clavigo', aber Das geschah draußen in der Welt, gegen die Goethe bereits die Türen und Fenster geschlossen hatte.

Merkwürdiger noch war sein Verhalten gegen die vormals geliebten Freunde. Mit Klopstock und Zimmermann hatte er es verdorben, und die Brüder Stolberg hielten es mit Klopstock gegen ihn. Da mußte auch der sonst so herzliche Briefwechsel mit ihrer Schwester

Karoline Herder geb. Flachsland Herder
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

einschlafen. Herder, den er so liebevoll herbeigerufen, war nun ein unbehaglicher Nachbar, der unter Vertrauten höchst abfällig über Goethe und des Herzogs Treiben redete. Aber Wieland trug gewiß nicht selber Schuld, daß Goethe gegen ihn abkühlte und ihn und seine freundliche Familie nur noch selten besuchte. In diesem Falle schien es oft, als ob Goethe die Zahl seiner Freundschaften vermindern wollte, um Zeit und Kräfte zu sparen. Den auswärtigen Freunden fiel es sehr auf, wie selten und kurz seine Briefe wurden: seine

herzliche Offenheit war verschwunden. Fritz Jacobi zum Beispiel hatte geradezu ein Liebesverhältnis mit Goethe gehabt; nichts Unfreundliches war zwischen ihnen vorgefallen, aber Goethe zeigte sich auch gegen ihn stumm und kalt. Merck rühmte Goethes „wahre Liebe gegen die Menschen, mit denen er lebt", darin tue es ihm Niemand gleich. Gewiß, aber man kann nur mit ganz wenigen Menschen leben. Goethe schreibe überhaupt keiner Seele, berichtete Lavater und erklärte dies Schweigen so, daß Goethe jetzt seine ganze Stärke darein setze, in einem kleinen, von ihm selbst beschränkten Kreise ganz und allein zu existieren. „Daher ruhet er auf keiner Seele und läßt keine Seele auf ihm ruhen; er will nur sein und tun, was er tun und sein will." Aber auch Lavater konnte es damals nicht fassen, daß Goethe in acht Monaten keine Zeile an die unglückliche Kornelie geschrieben hatte, die er doch mehr als alle Menschen liebte.

Gerade dies Schweigen gegen die Schwester hatte allerdings besondere Gründe — er war ja auch in die Frau v. Stein und in die Gräfin Stolberg gedrungen, sie möchten diese Einsame durch Briefe trösten — aber Goethe hielt sich in der Tat für berechtigt, auch seine Familie zu vernachlässigen. Eben weil der Pflüger gerade vor sich hin schauen, weil jeder tüchtige Mensch seinem jeweiligen Werke gehören muß. Christus lehrt uns das Gleiche durch sein Beispiel: als seine Mutter und seine Brüder gekommen waren und mit ihm reden wollten, während er in der Schule das Volk unterrichtete, da antwortete er: „Wer ist meine Mutter? wer sind meine Brüder?" und wies auf seine Anhänger: „Siehe da! Das ist meine Mutter und meine Brüder." Daß er ebenso, ohne Christus zu sein, um seiner gegenwärtigen Arbeit willen an die Blutsverwandten wenig denke, sprach Goethe geradezu gegen die eigene Mutter aus, als eben von Kornelien die Rede gewesen: „Ich bin zu gewohnt, von Dem um mich jetzo zu sagen: Das ist meine Mutter und meine Geschwister usw." Auch auf die Philosophen der Griechen und Römer berief er sich wohl. Als Kestners sich beklagten, daß er sie ganz vergessen habe, erwiderte er: Das treffe nicht zu, aber er sei im Zustande des Schweigens gegen alle Welt, den die alten Weisen schon angeraten haben und in dem er sich höchst wohl befinde. Er deutete auch einen besonderen Grund an, weshalb er keine Briefe von sich ausgehen lasse. Er wünschte, daß jene Leute, die sich noch mit Märchen von ihm unterhielten, ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenken möchten. Hätte er sich in Briefen ausgesprochen, so wäre in vielen Fällen mit diesen Briefen Mißbrauch getrieben worden, denn solches Herumzeigen von Briefen war sehr üblich.

Wer sich gegen wirkliche und Halbfreunde so sparsam zeigt, wird sich an Fremde und Neugierige erst recht nicht verschwenden. Die Gelehrten nahmen damals die Besuche der durchreisenden Berufsverwandten und Studenten gern an; selbst wenn sie zu ungelegener Zeit kamen, erfreuten solche Gäste doch als ein Beweis eines weit verbreiteten Ruhmes; auch Viele, die Bescheid wissen sollten, hören sich noch gern ins Gesicht loben, und sodann erfährt man von diesen Auswärtigen allerlei Neues. Goethe hatte es vor ein paar Jahren auch

genossen, daß er in Frankfurt wohnte, wo so viele Fremde durchreisten und ihm seinen frischen Lorbeer bestätigten, ja, er neigte damals dahin, diese vielen neuen Freunde für seinen besten Besitz zu halten. Jetzt aber tat er selten Etwas dazu, daß sich der Gast in ihn verliebte oder auch nur zufrieden weiter zog. „Nach und nach merkte ich", schrieb ein katholischer Geistlicher nach einem solchen Besuche in sein Tagebuch, „daß der Dichter sich noch mehr in sich selbst zurückzog, stille wurde, ernsthaft und kalt wie in einem englischen Spleen dastunde."

Siebentes Kapitel

Der Dichter im Winkel

1777 und 78

Seit jenem Herbst 1774, wo Goethe sein poetisches Füllhorn so freigiebig ausgeschüttet hatte, waren nur noch zwei neue Stücke von ihm herausgekommen: ‚Stella' und ‚Claudine von Villa bella'. Von diesen beiden erregte nur ‚Stella' Aufsehen und eigentlich nur, weil der Schluß die Zweiweiberei zu empfehlen schien. „Das schwächste Produkt der Goethischen Muse von denen, die bisher das Licht der Welt erblickt haben", so lautete die erste Begrüßung:

Das Ganze ist mit überspannten Empfindungen, mit Selbstgesprächen usw. nach Goethischer Manier trefflich ausstaffiert; bei Dem allen aber ist es gleichwohl ein langweiliges Gewäsche, das aller Kunst der Schauspieler bedarf, wenn es auf der Bühne einigermaßen gefallen soll. Von der Moral des Stückes wollen wir nichts sagen; es ist schon bekannt genug, daß Herr Dr. Goethe sich über diese Kleinigkeit fast immer wegsetzet.

Schärfer als dieser „Altonaische Postreuter" faßte der berühmte Pastor Götze im benachbarten Hamburg den Dichter an, nämlich gerade von der sittlich-religiösen

Seite. Er meinte den Dr. Goethe als sittlichen oder vielmehr unsittlichen Menschen.

Nach seiner Moral gehört vermutlich Das, was die Rechte malitiosam desertionem nennen und was die heilige Schrift unter dem Namen der Hurerei und des Ehebruchs verdammt, zur edlen Freiheit der Menschen, und Liebende können, wenn sie es nur recht anzufangen wissen, solche als Mittel gebrauchen, den süßen Genuß der Freude dieses Lebens auf eine recht hohe Stufe zu treiben. Er wünschte Proselyten zu machen und schrieb zu dem Ende dieses Schauspiel, und zwar: „Für Liebende". Ich glaube, daß dieses Wort hier in einer sehr weitläuftigen Bedeutung, welche Meineidige, Hurer und Ehebrecher mit einschließet, genommen werden müsse . . .

Dann höhnte er:

Auf diese Art wird unsre Schaubühne, da sie solche Originalstücke aufführen kann, eine Schule der Tugend und der Glückseligkeit, und wenn die Reformation unserer Sittenlehre auf diesem Fuß fortgesetzet wird, so werden wir bald ein Stück unter folgendem Titel erhalten: ‚Aquetta di Napoli, ein Schauspiel für Erben, für Liebende und für Beleidigte'.[1])

Und dann wieder in bitterem Ernst:

Die Hurer und Ehebrecher, also noch viel mehr Diejenigen, welche Hurerei und Ehebruch schmücken und reizend vorstellen, wird Gott richten. Ebräer 13, 4.

„Von der Fabel sage ich gar nichts", meinte ein anderer Rezensent in den gleichen ‚Hamburgischen Nachrichten',

[1]) Aquetta di Napoli oder Aqua Toffana: ein schleichendes Gift, womit im siebzehnten Jahrhundert in Neapel, Rom, Paris usw. viele Menschen aus dem Wege geräumt wurden. Malitiosa desertio: böswillige Verlassung.

„denn wir sind es schon aus andern guten Schriften des Herrn Doktors gewöhnt, daß Diese sehr armselig ist; bin auch billig genug, diese ‚Stella' gar nicht als dramatische Fabel, sondern als bloßes Charakterstück zu beurteilen. Aber sein so sehr gerühmter Dialog (und wie stark, wie Seelen-erschütternd ist nicht zuweilen dieser im ‚Götz von Berlichingen'!) erscheint hier in einer sehr lächerlichen Blöße. Überall hochtrabende Sprache romantischer Liebe, die nirgend in der Natur ein Liebhaber gesprochen, die nur in schlechten Romanen und Tragödien gehört wird."

Die größte Schwäche des Stückes, der Unwert des Helden, um den sich alles dreht, blieb nicht verborgen. Fernando mache eine herzlich einfältige Figur, urteilte die Lemgoer ‚Auserlesene Bibliothek', besonders am Ende, wo er sich zwischen den beiden Weibsleuten nicht zu helfen weiß. Der Eindruck von der Albernheit des Fernandoischen Charakters (das Lasterhafte bei Seite gesetzt) wirft allerdings ein schlechtes Licht auf die Frauen, daß sie in so einen unmännlichen Tropf so lächerlich vergafft sind." Und so sprach es auch das ‚Berlinische Litterarische Wochenblatt' nach der ersten Aufführung des Stückes aus, daß wir unmöglich mit Fernando mitfühlen können wie mit Werther.

Er bleibt unmoralisch; er revoltiert auf der Schaubühne ebenso sehr als beim Lesen. Mehr als einen Zuschauer haben wir bei der Vorstellung im Parterre rufen hören: Fernando ist und bleibt ein Bösewicht! Solche Charaktere sollte uns nie ein Dichter aufstellen.

*

Jeder Dichter, jeder Künstler vergreift sich einmal im Stoffe oder in der Ausführung. Die größere Frage war: wie urteilte man denn jetzt im ganzen über den

Dichter Goethe? Das eben genannte Berlinische Blatt sprach es aus, als ein satirischer „Sechster Akt“ zur ‚Stella‘, verfaßt von Pfranger, einem thüringischen Geistlichen, erschienen war:

Wie es immer geht, wenn sich ein neuer Stern von großer Bedeutung am Gelehrten-Himmel sehen läßt, so geht es itzt auch mit Herrn Goethe. Der eine Haufe, der ihn am wenigsten versteht, staunt entweder nichts als Bewunderung, oder er lacht verächtlich aus Dummheit über Alles, was er schreibt. Der andere Haufe, der gewöhnlich über den allzu starken Glanz, den der neue Stern von sich wirft, eifersüchtig ist, setzt diesen Schriftsteller bloß darum herab, weil er seinen Ruhm bald durch ihn glaubt verfinstert zu sehen. Ist das recht? Ist das billig? Wie manchen Beitrag zum deutschen Theater geben wir für seinen einzigen ‚Götz von Berlichingen‘ hin!

Goethe bleibe „bei allen Ausschweifungen und Auswüchsen in seinen Schriften immer ein schätzbares Genie, dergleichen nicht oft geboren werden“, meinte dieser Rezensent. Viel entschiedener rühmte ihn ein Ungenannter in dem von Boje und Dohm herausgegebenen ‚Deutschen Museum‘. Er handelte vom „Goethisieren“, denn dies Wort war kürzlich aufgetaucht.

Ich möchte gerne wissen, was Goethisieren heißt.

Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch. Ihr Gegenstand ist Handlung, und die Summe der Kräfte, die eine Handlung hervorbringen, ist hier das Maß ihrer Vollkommenheit. Der Würger des keuschesten Weibs, das je in den Armen eines Mannes lag, ist Othello: dichterisch vollkommener als der ganze göttliche Grandison. Werther und Stella gehören aus eben dem Grunde zu der ersten Klasse von Wesen, die die Dichtkunst geschaffen hat . . .

O, ich glaube zu sehr an hohe Urgenien, die ganzen Nationen den Weg zeigen sollten, fühle zu sehr, daß Goethe so ein Liebling der Natur ist, den sie zum Wegweiser ausrüstete . . . Man zeige mir den Mann, der in seiner Sphäre mehr als Goethe in der seinigen oder der in Dieser mehr als Er ist. Aber freilich, wer nun auch nachläuft, nicht weil die Natur, sondern weil Goethe da wandelt . . .

Allerdings, diese nachahmenden Gefolgsleute beschatteten von hinten ihren Vordermann. „Seit Lessing Orsina und Goethe Werthern schuf“, sprach jemand, dem Klingers ‚Sturm und Drang‘ vorlag, im Berlinischen Literarischen Wochenblatt aus: „seitdem sind die wahnwitzigen Damen und die überspannten Kerle so gang und gäbe geworden, daß man auf'm Theater nichts Anders zu sehn bekömmt als Weiber, die rasen, und Männer, die schwindeln.“

*

Goethe zog aus allen Wirkungen, die er auf das Publikum bisher getan, den Schluß, daß Reden Silber und Schweigen Gold ist. Als ein geborener Dichter konnte und mochte er sich das Dichten nicht verbieten; aber er folgte diesem Triebe nur für sich selber, für die Geliebte, für ein paar Freunde, allenfalls für seine Gesellschaft in Weimar. Er lebte überhaupt nicht für die Menschheit oder für ein Volk, sondern nur für einen ganz kleinen Kreis.

Seine dauernde poetische Arbeit, die allerdings oft auf Wochen und Monate versäumt wurde, ging auf seinen Roman. Der Plan war: die Erlebnisse und Entwickelungen eines Schauspieldichters und Theaternarren darzustellen, den er Wilhelm Meister taufte,

den man vorläufig aber nur als Wilhelm Lehrling betrachten durfte, weshalb es denn auch ganz im Unklaren blieb, ob dieser Knabe und Jüngling sich auf dem Exerzierplatz des Theaters zum Korporal oder zum Hauptmann oder zum großen General auswachsen würde. Sicher erkannte man nur, daß er irgendwie zum dramatisch-theatralischen Fach, zu einer Art Dramatiker geboren war, denn in seiner Phantasie formten sich von Kindheit auf alle starken Eindrücke zu Szenen, Reden und Widerreden; und ebenso war er zum kleinen oder großen Schauspieler bestimmt, denn er wurde nicht satt, zu deklamieren, zu mimen und mit Andern Vorstellungen einzurichten, vom Puppentheater angefangen, das ihm die Großmutter zu Weihnachten schenkte. Nach solchen irgendwie ererbten Anlagen gestalten sich unsere Zukunftshoffnungen; also erblickte Wilhelm in sich „den werdenden vollkommensten Schauspieler und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören." Wenn in der Stadt, wo er als Sohn und Nachfolger eines ehrbaren Kaufmanns aufwuchs und auch schon helfend mit im Laden stand, eine Truppe von Berufskomödianten erschien, ward er ihr eifrigster Zuschauer, und da er nun auch in die Jahre trat, wo die Sehnsucht nach dem andern Geschlecht sich stärker und immer stärker regt, so vermischte sich seine allgemeine Theaterliebe mit der ganz besonderen zu einer jungen Bühnenprinzessin. Diese Marianne, im Übrigen ein gutes Geschöpf, hatte die weibliche Unschuld nie gekannt und erlebte die männliche Unschuld jetzt zum ersten Male an dem neuen Verehrer. Sie ward davon gerührt und

gewissermaßen selber ergriffen, soweit die Umstände erlaubten. Sie vergaß, so gut es ging, daß ein gewisser reicher Gönner sie aushielt, und Wilhelm ahnte dies Verhältnis lange Zeit nicht, weil er selber blind und dieser Gönner gerade auf Reisen war. Eines Tages aber, oder vielmehr in einer Nacht, wo der gute Jüngling schwärmend in der Nähe ihrer Tür auf und ab ging, entdeckte er die schreckliche Wahrheit. Er war gerade im Begriff gewesen, seinen Eltern, die er beide nicht liebte, zu entfliehen, sich mit Marianne heimlich trauen zu lassen und sich dann als Schauspieler in einer andern Gesellschaft zu erproben. Nun, infolge dieser Entdeckung, brach er körperlich und seelisch zusammen.

Soweit erzählte der Dichter im ersten Buche, das bis zu Neujahr 1778 langsam genug zustande kam.

*

Die weimarische Theaterprinzessin, Korona Schröter, glich der Marianne darin, daß sie als die Schönste und Begabteste auf der Bühne alle Blicke auf sich zog, aber in keinem andern Stücke. Sie war unter sittsamen Bürgern aufgewachsen und auf ihren guten Ruf ängstlich bedacht; ihr schauderte vor jeder Berührung mit liederlichem Volk. Einer Freundschaft mit den jungen Männern, die ihre Achtung gewannen, versagte sie sich nicht, der Leidenschaft und der eigentlichen Liebe aber war sie nicht fähig. Sie wohnte mit ihrer Freundin von Leipzig her, der dicken Minna Probst, zusammen, und diese begleitete sie auch bei ihren Besuchen. In Goethes Garten kam sie oft, denn Goethe und „Krone" hatten manche und schwierige Theater-Auf-

gaben gemeinsam zu bewältigen; auch brauchten sie kein Hehl daraus zu machen, daß sie einander gut leiden konnten. „Das schöne Miesel“ nannte sie Goethe, wenn er von solchen Besuchen zur Frau v. Stein sprach. Anfangs hatte ihr der junge Herzog nachgestellt; aber auch ihn zwang die keusche Sängerin, sich mit einer gemäßigten Freundschaft zu begnügen.

Korona Schröter

In Goethes dichtender Phantasie war die schöne Korona jetzt die darstellende Heldin der Stücke, die er für eine Aufführung in Weimar plante und zuweilen auch diktierte; bald schwebte sie ihm als die Puppe vor, die er mit Lust aufputzte, bald als die edle Stimme, die seine höchsten Gedanken und zartesten Gefühle in anderen Seelen erschwingen ließ, bald nach ihrer Gestalt, ihren Bewegungen, ihren Blicken und Mienen als die Verkörperung der schönsten Weiblichkeit und Menschlichkeit.

Dem nächsten Freunde des Herzogs lag es jetzt nahe, die Festspiele zum 30sten Januar zu dichten, dem Geburtstag der Herzogin Luise, die man schon deshalb vor Andern ehrte, weil sie unter den vier Personen der fürstlichen Familie die Einsame und Bedauernswerte war. Es handelte sich an solchen Tagen immer um eine Art Prunk- und Ausstattungsstück; das Ballett

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar
Nach einem Pastell von Schröder in Schloß Tiefurt

Herzogin Luise von Sachsen-Weimar
Nach einem Pastell im Wittumspalais

mußte einen großen Raum darin einnehmen. Als Goethe im Anfang Januar 1777 an die Aufgabe ging, beriet er sich also zuerst mit dem Maler Kraus und einem Allerweltskünstler, Mieding, der eigentlich nur ein Schreiner und Drechsler war. Zunächst mußte die sehr einfache Bühne im Saale des Hauptmannschen Kaffeehauses zu einer höheren Leistungsfähigkeit umgebaut werden. Sie wurde vergrößert und um eine Versenkung bereichert, auch besser zu Maschinen eingerichtet; der Zuschauerraum wurde gleichmäßig erhöht und mit Bänken versehen, damit das Stühle-Rutschen nicht mehr störte. Unterdessen diktierte Goethe die ersten Akte des Festspiels; dann konnte auch Seckendorff hinzutreten und die Musik setzen; er verwunderte sich nicht wenig über den großen Plan: »un grand spectacle à choeurs et ballets avec une grande quantité de décorations qui est peut-être unique dans son genre.« Am 20sten Januar war Probe der Tänzer und Probe des ersten Aktes; am 30sten ging Alles zur höchsten Zufriedenheit der Herrschaft und aller Zuschauer von statten.

Dies Stück ward: ‚Die gute Frau‘ oder ‚Sternthal‘ oder ‚Lila‘ genannt. Es war durchaus für das Theater erfunden, und gerade das Theatralische und Gesellschaftliche an diesem Plane hatte den Dichter gereizt, ihn auszuführen. Auch das Gesellschaftliche: hier bot sich nämlich Gelegenheit, seine Mitspielenden und sich selbst in zweierlei Gestalten auf die Bühne zu bringen, von denen die erste ihre natürliche war, die sie jeden Tag bei Hofe darstellten; die zweite zwar eine Maske, aber auch keine unbekannte oder auf Unkenntlichkeit aus-

gehende, sondern eine solche Mummerei, die man auch schon gesehen hatte. Zum Beispiel erschien der Herr v. Stein unter dem Namen eines Grafen Altenstein: in Kleidung, Manieren, Worten ganz so, wie man den braven Oberstallmeister immer sah und hörte. Er bespricht etwa mit seinem Neffen in tiefem Ernst die traurigste Familien-Angelegenheit; auf einmal unterbricht er sich: „Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?“ — „Ich werde ihn weggeben müssen,“ erwidert der Neffe. „Schade für's Pferd! wahrlich schade!“ Und erst als er die Pferde gesehen, hat dieser Stein-Altenstein wieder Teilnahme für das menschliche Leiden. Nachher erschien Stein dann als der böse Geist Oger, mit wilden Tierfellen behangen, doch möglichst nackt verbleibend, eine große Keule schwingend: so ähnlich hatte man ihn wohl schon auf Maskenbällen gesehen. Und wenn er einem jüngeren Freunde zurief: „Friedrich, reite hinüber und schaffe die Masken zusammen; in unsern beiden Häusern müssen sich so viele alte und neue finden, daß man das ganze Kabinett der Feen damit furnieren könnte“ — so empfanden das die Zuschauer als die richtige Bezeichnung der Mittel, wodurch das heutige Schauspiel zustande kam.

Der Gegenstand, um den sich das leichte Spiel drehte, war jedoch eine bitter-ernsthafte Frage: Wie soll man seine Nächsten behandeln, wenn sie einer geistigen Störung, einer Wahnvorstellung verfallen? Man verbrachte solche Kranken damals noch nicht in Anstalten, denn es gab keine; man mußte also selber wissen, ob es besser ist, ihrem Irrwahne beständig zu

widersprechen oder sich ihm anzupassen. Goethes Feenspiel empfahl für den Anfang ein schmeichelndes, lügendes Eingehen auf die krankhaften Vorstellungen, und danach ein freundliches Zurückleiten des Verirrten aus dem Wahn in die Wirklichkeit. Aber in einem Stücke, das vor allem dem festlichen Vergnügen gewidmet war, mußte doch der Scherz überwiegen. Die ernsten Wahrheiten ließen sich nur andeuten: daß in solchen Fällen hingebende Liebe der nächsten Umgebung erfordert wird, daß ein Leben in der einfachen Natur heilsam ist (denn die in der Natur heimischen „Feen“ lieben die Sterblichen) und daß von jedem Menschen immer wieder eine Anspannung seiner Kräfte, ein Niederkämpfen seiner Trägheit und Schlaffheit gefordert werden muß. „Man kann, was man will“ behauptete Freund Kaufmann; Goethe ging nur halb so weit: „Ermanne dich, und es wird Alles gelingen!“ redet er dem Kranken zu. „Was vermag ich?“ fragt Jener. Und der Seelenarzt gesteht ein: „Wenig“. Doch er fährt fort: „Erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen!“

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

*

Auch das Festspiel für den 30. Januar 1778 war in hohem Maße ein Ausstattungsstück. Eine noch größere Menge Menschen als sonst mußte mithelfen, damit Alles zustande komme, und gar eilig und emsig mußten sie sein. Alles Gelingen aber hing vom kunstvollen Mieding ab, der nicht nur die ganze Bühne für jede Aufführung auf- und abbaute, sondern auch all und jedes Kunststück vollbrachte, dem die übrigen Arbeiter und Herren nicht gewachsen waren. Er wurde fertig damit, wenn auch erst in letzter Minute; er war sozusagen ein zweiter Schöpfer, ein Natur-Macher oder directeur de la nature.

> Wer preist genug des Mannes kluge Hand,
> Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
> Vielfältige Pappen auf die Lättchen schlug,
> Die Rolle fügte, die den Wagen trug,
> Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
> Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß?
> So, treu dem unermüdlichen Beruf,
> War er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
> Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
> Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
> Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
> Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
> Der Laube Schatten und des Mondes Licht ...

Das neue Stück hieß ‚Der Triumph der Empfindsamkeit'; hervorgewachsen war es aus dem ‚Radekiki', an dessen Erfindung sich Goethe zuerst in Eisenach zwischen den Zahnschmerzen belustigt hatte. Für Niemand war die überall in deutschen Landen jetzt spukende Empfindsamkeit so verdrießlich wie für den Urheber des ersten und echten Werthers, hinter dem sich eine

Flut von andern Wertheriaden ergossen hatte; wie aber konnte er gegen diese Geister ankommen, die er selber gerufen? Es fehlte nicht an Spöttern, die die überzarten Seelen dem Gelächter preisgaben. Goethe stellte sich in ihre Reihe, indem er, was noch niemand getan, ein ganzes Theaterstück einem solchen schwachen nachgemachten Werther widmete. Eine Posse war es, eine Karikatur, in der die Empfindsamkeit ihren Gipfel erreichte. Prinz Oronaro — so hieß Radekiki jetzt — liebt zugleich die Natur und die Gemahlin des Königs Andrason, Mandandane; bei Lichte besehen liebt er aber weder die Mandandane noch die Natur, sondern seine eigene Schwärmerei und Weichlichkeit; er treibt mit seinem Herzchen und seinem eingebildeten Seelen-Adel einen lächerlichen Kultus. Zuweilen erinnert er an Jakob Lenz, den Genießer der hoffnungslosen Mondschein-Liebe. Zuweilen aber auch an — Wolfgang Goethe. Denn Etwas von seinem eigenen Herzblut muß der Dichter auch dem Don Quixote mitgeben, den er dem Gelächter preisgibt. Und Goethe war auch selber noch nicht ganz fertig mit seiner eigenen Weichlichkeit; auch er hätte noch gern die wirkliche Welt durch seine Phantasiewelt ersetzt. Wie der Prinz Oronaro, so mochte auch Goethe die Götter befragen: „wann denn diese stürmische Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieses tantalische Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich ersättiget werden würde, wann ich, für meine Mühseligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe und diese holde Traurigkeit mit einem bestätigten Herzen würde verbinden können". Die Antwort, die das Orakel dem närrischen Prinzen gab, hatte einen

ganz bestimmten, auf sichtbare Dinge bezüglichen Sinn; sie klang aber auch allgemein genug, daß der Dichter selbst sie beherzigen durfte:

Wird nicht ein kindisches Spiel vom ernsten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und wert, was du besitzend nicht hast,
Gibst entschlossen dafür, was du nicht habend besitzest:
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin!

Doch an solchen Ernst rührte das Stück nur leise. Vielmehr war es so voller Witz und lustiger Laune und auch so ganz für die Bühne berechnet, wie noch keins der vorhergehenden. Auch spielte Goethe seine Rolle, den König Andrason, vortrefflich. Die Zuschauer vergnügten sich sehr, aber „dumme Auslegungen" blieben auch nicht aus. Wie man's auch anfängt, die Tadler finden zu tadeln. „Sagen Sie mir doch etwas von dem seltsamen Stück, das Goethe wieder verfertigt hat", schrieb Frau v. Berlepsch an Herder. „Vermutlich eine Satire auf die armen Mädchen und jungen Herrn, die er erst mit seinen Schriften schwindlig gemacht hat und nun obendrein noch auslacht. Ein wunderlicher Mensch .. Er ist mir ganz zuwider mit seinem ewigen Schwanken zwischen Witz und Gefühl, Schwäche und Kraft."

Drucken ließ Goethe dies Stück ebensowenig wie die ‚Lila': also blieben die Unzufriedenen ein kleines Häuflein.

*

In diesem Stücke spottete Goethe auch über die Mono- und Melodramen, die seit einigen Jahren Mode waren: Rousseau hatte mit seinem 1771 aufgeführten ‚Pygmalion' das erste Muster solcher lyrischen

Szenen aufgestellt; der uns aus Wetzlar bekannte Goué war sein erster deutscher Nachahmer; der Komödiant Brandes, der ein paar Jahre in Weimar sein Brot hatte, dichtete in dieser Weise eine ‚Ariadne auf Naxos', Freund Gotter in Gotha eine ‚Medea', Bertuch eine ‚Polyxena'; Wieland, Einsiedel und Andere versuchten sich ähnlich im undramatischen Drama. Aber indem Goethe spottete, bot er selber nun solche Dichtung an, die er ziemlich gewaltsam in sein Lustspiel einschachtelte: ihr Inhalt war überaus ernst. Proserpina trat auf und sprach — mit schwacher musikalischer Begleitung — ihre Leiden, ihre Erinnerungen aus; nur die Stimmen der unsichtbar bleibenden Parzen antworteten ihr. Es war eine herrliche Aufgabe für Korona Schröter, und kaum eine Andere wäre fähig gewesen, die lange Rede genau zur Musik und mit der gehörigen Schönheit und Würde zu sprechen. Die Geschichte der Proserpina war bekannt genug: zu Enna auf Sizilien ward sie, die Tochter der Demeter, vom Gott der Unterwelt geraubt, als sie mit ihren Gespielinnen ausgegangen war, Blumen zu pflücken. Nun wohnte sie unter den Schatten als Plutos Gemahlin. In die leere Luft mußte sie zu den Menschen sprechen, die ihre Stimme doch nicht vernehmen, ihr nicht freundliche Worte erwidern können.

Gespielinnen! als jene blumenreiche Täler für uns gesamt noch blühten . . . da war uns keine Nacht zu tief, zu schwatzen, . . . und die Sonne riß leichter nicht aus ihrem Silberbette sich auf, als wir, voll Lust zu leben, wieder früh im Tau die Rosenfüße badeten.

Das ist wohl allgemeines Schicksal: aus dem Paradies der Jugendträume gerissen zu werden! Verliert

nicht für uns alle, indem wir älter werden, die Welt an Licht und Farbenglanz? Eins besonders machte uns in der Jugend so glücklich: die Vertrauensseligkeit, die letzten Endes im Glauben an den Vater im Himmel wurzelt. Können wir diesen Glauben bewahren, nachdem unsere Augen geöffnet worden?

Vater der Götter und Menschen, ruhst du noch oben auf deinem goldnen Stuhle, zu dem du mich, klein, so oft mit Freundlichkeit aufhubst, in deinen Händen mich scherzend gegen den endlosen Himmel schwenktest, daß ich kindisch droben zu verschweben bebte! Bist du's noch, Vater?

Dies Monodrama gab Goethe in Wielands ‚Merkur' hinein, damit er diesem Freunde doch auch einmal wieder gefällig sei. Vielleicht reizte es ihn doch auch, sich einer größeren Zahl der Zeitgenossen einmal wieder auf einem neuen Felde zu zeigen, denn antikisch war er vor seinen Lesern bisher noch nicht erschienen. Alle seine größeren Arbeiten aber blieben ungedruckt. Und ihm lag wirklich mehr daran, daß der Geld brauchende Freund Bürger seine Homer-Übersetzung in Jamben herausbringe, als daß seine eigenen Arbeiten fertig würden. Zum Beispiel der ‚Egmont', der doch längst angefangen war. Zum Beispiel der ‚Faust', von dem schon viele Szenen vorlagen und der von allen schönen Geistern seit drei Jahren erwartet wurde.

*

Im Jahre 1778 stieg die weimarische Theaterlust auf's höchste. Eine Aufführung von Cumberlands ‚Westindien' — am 13ten Januar — war durch die Mitspielenden sehr merkwürdig, denn unter den Dar-

Das Neueste von Plundersweilern
Nach dem Aquarell von G. M. Kraus 1781 in Schloß Tiefurt

Luise v. Göchhausen

Nach einer Büste von Martin Klauer in Schloß Tiefurt

stellern sah man den Herzog, den Prinzen, Goethen und den berühmten alten Schauspieler Ekhof. In denselben Tagen fand eine Schlittenfahrt nach Ettersburg statt: dort wurde von der lustigen Gesellschaft eine Komödie im Augenblick erfunden und aus dem Stegreif gespielt, was sich sonst doch nur die geschicktesten Komödianten zumuteten. Im Oktober wünschte sich die Herzogin Mutter auf ihrem Landsitze, der Ettersburg, zum Herbst-Abschied eine glänzende Aufführung; sie wählte Goethes ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' und Molières ‚Arzt wider Willen', das ihr eigener Hofmann Einsiedel übersetzt hatte. Goethes ‚Jahrmarkt' ward vom Dichter und seinen Gehülfen, dem Maler und dem Musiker, jetzt zu einem großen gesellschaftlichen Theaterstücke umgewandelt, bei dem sozusagen die ganze Hofgesellschaft und ihre Freundschaft in kleinen oder großen Rollen mitwirkte. Goethe selber hatte deren gleich drei: Marktschreier, Hamann und Mardochai; Musäus spielte den König Ahasverus: die schöne Esther ward von der Kapellmeisterin Wolf gegeben; Fräulein v. Wöllwarth zeigte sich als Pfefferkuchenmädchen, Frl. v. Göchhausen als Gouvernante, Korona Schröter als Tirolerin; der Geheime Kammerrat v. Lyncker auf Denstedt machte einen Hausierer mit Wagenschmiere, der Hofjunker v. Luck einen Schweinehändler; auch halbwüchsige Knaben traten auf: Ernst v. Stein als Leierspieler, Karl v. Lyncker als Marmottenjunge mit einem sehr künstlich gefertigten Murmeltier. Dessen Bettel-Liedchen war neu:

> Ich komme schon durch manche Land
> Avecque la marmotte . . .

Für neue und alte Melodien war überhaupt reichlich gesorgt, denn Herzogin Amalie war sehr musikliebend. Das Moritatenbild des Bänkelsängers war von Kraus gemalt; ein langes Lied dazu von Mehreren zurecht gemacht. Die ganze Vorbereitung war überhaupt schon ein Fest. „Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus und so weiter purzelten immer über einander her, ob der großen Arbeit und des Fleißes": so berichtete die Göchhausen an die Mutter des Dr. Wolf, die Frau Rat in Frankfurt. Die Proben geschahen zuerst in Weimar, dann oben in Ettersburg, wohin die mitspielenden 24 Personen allemal in 6 Kutschen abgeholt wurden; am 20sten Oktober ging das Fest von statten:

Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszuputzen. O, hätten Ihnen Wünsche nur auf die paar Stunden zu uns zaubern können!

In sein Jahrmarkts-Abbild hatte Goethe 1773 ein Esther-Drama in Knittelversen eingeschoben, angeblich gespielt von reisenden Komödianten auf dem Jahrmarkts-Theater. Das war damals eine Satire auf die neuesten Pietisten, Rationalisten und Atheisten gewesen. Jetzt ersetzte sie Goethe durch ganz neue Szenen, in denen zwar wiederum Esther, Ahasverus, Hamann und Mardochai auftraten; aber ein viel dauerhafteres und wichtigeres Thema wurde behandelt und nicht mehr in Hans-Sachsischen Versen, sondern in den Alexandrinern und geschwollenen Reden, wie sie bisher auf den Theatern üblich gewesen. Das neue Thema aber

war: die Stellung und Wirkung der unter andere Völker verpflanzten Juden. Hamann verklagt sie vor dem König Ahasverus:

Sie haben einen Glauben,
Der sie berechtiget, die Fremden zu berauben . . .
Der Jude liebt das Gold und fürchtet die Gefahr;
Er weiß mit leichter Müh und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen . . .
Und kein Geheimnis ist vor ihnen wohl verwahrt.
Mit Jedem handeln sie nach einer eignen Art.
Sie wissen Jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur einmal eingelassen. . . .
Es ist ein Jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung steht, so lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den fast getuschten[1]) Brand,
Und eh' wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.

War Goethe, der zuletzt in Frankfurt der Sachverwalter von ebensovielen Israeliten wie von Christen gewesen war, jetzt in Weimar zum Judenfeind geworden? Durchaus nicht! Er stellte als Satiriker alle Parteien in ihrer Blöße hin: der Judenverfolger Hamann, der König Ahasverus, die schöne Esther: sie sind genau so erbärmlich wie der Jude Mardochai, dem es an Kopf und Kragen gehen soll. Und gar zu ernsthaft nehmen durfte man in diesem Zwischenspiel eines Jahrmarktstrubels nichts.

*

Als der alte Ekhof, vom Herzoge dringend eingeladen, von Gotha nach Weimar herüber kam, blieb er eine Woche lang. Eines Mittags speiste er bei

[1]) Goethe braucht „tuschen" oder „tüschen" für dämpfen.

Goethe und erzählte ihm nachher bei einer guten Flasche Wein seine Lebensgeschichte.

Wie schön konnte da bei den Reden des alten Mannes der Dichter eines Theater-Romans Stoff, Gestalten, Gedanken ergreifen! Daß Ekhof der größte deutsche Schauspieler oder der erste große Schauspieler der Deutschen gewesen, war diesmal nicht das Wichtigste. Sondern daß dieser Mann, beständig unter Komödianten lebend, mit ihnen leidend, mit ihnen verachtet, seinem hohen Ziele stets treu geblieben war, der selbstgestellten Aufgabe, von der Bühne aus die Seelen der Zuschauer zu reinigen und zu erhöhen, so gut wie irgend ein Geistlicher von der Kanzel herab; seinem Ideale, den Beruf der Schauspieler zu einem ehrlichen, der Ehre werten und gemeinnützigen zu erheben und ebenso das Theater zu einer Anstalt der besten Menschheits-Erziehung. Uber Ekhof gab es ein geflügeltes Wort: ihm sei der Theatersaal bei der Aufführung so heilig wie eine Kirche und die Probe wie eine Sakristei. Jetzt hatte er sein Leben hinter sich: ein entbehrungs- und entsagungsreiches Leben, aber seine Ausdauer war nicht unbelohnt geblieben; ihn selber achteten und rühmten die Besten, und sein Stand war längst nicht mehr so schlimm den Unbilden und Erniedrigungen ausgesetzt wie zu jener Zeit, wo er sich ihm angeschlossen. Goethe konnte diesen ehrwürdigen Mann nicht gerade als Vorbild für seinen Wilhelm brauchen; aber was Ekhof zu erzählen hatte, machte ihm doch die wunderlich bunte Welt viel deutlicher, die er darzustellen wünschte.

Zunächst war er selber sein wichtigstes Modell, indem er nämlich den jungen Wilhelm Meister als

einen ebensolchen ,dramatischen Dichter vorführte, wie er vor einem Dutzend Jahren gewesen war. Er schrieb ihm seine eigenen biblischen Tragödien, seine zahlreichen Bruchstücke zu, sein Bedürfnis, jede lebhafte Vorstellung zu Szenen und Reden auszubilden. Indem nun Goethe über diese seine Anfänge lächelte und auch seinen Wilhelm geringschätzig darüber reden ließ, erinnerte er sich zugleich auch, welche große Befriedigung und Freude ihm die Dichtkunst von jeher gewesen und noch heute war, wenn er sich dieser angeborenen Neigung hingeben durfte. Das Publikum zu bedienen ist allerdings ein verdrießliches Geschäft, aber muß Das der Dichter in jedem Falle? Der einsame Wandrer singt sein Lied, ohne einen Gedanken an Beifall oder Bezahlung, und dieser Wandrer, der für sich allein singt oder summt oder die Mandoline erklingen läßt, ist ja geradezu das Bild des glücklichen Menschen. Wer zugleich das Bedürfnis und die Gabe des Dichtens hat, sollte er in sich den Poeten ersticken oder einschränken müssen?

Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinem geliebten Gegenstande leben. Er, der vom Himmel inwärts auf das köstlichste begabet ist, der einen unzerstörlichen Reichtum von der Natur erhalten hat, er muß auch inwärts ungestört mit seinen Schätzen in der Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht.

Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, Geld und Zeit jagen rastlos, und wornach? Nach Dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat: nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl sein selbst in Andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über

Dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen ... Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen gehet, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag: mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren, auf dem Grund seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen.

So rühmt Wilhelm Meister seinen erwählten Beruf gegen seinen prosaisch gesinnten Freund und Schwager Werner. Er weist es aber auch weit von sich, daß ein Dichter nur in Nebenstunden mit seinem Talente spielen und für gewöhnlich sein Brot verdienen sollte wie Andere auch.

Wie willst du, daß er sich mit einem niedrigen Gewerbe besudle? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überfliegen, in den Lüften zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten zu nehmen! Er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?

Die Antwort des guten Bürgers liegt nahe: wir können nicht leben wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde; der dichtende Träumer wird gar bald verhungern und erfrieren. Aber Wilhelm Meister ist der Schwärmer, solche köstliche Befreiung von den Alltagssorgen zu fordern.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo die Natur noch ehrwürdiger war! Und so sollten sie immer leben! Genüglich in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig. Die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in den süßten stimmenden Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeher die Welt und war für sie ein reichliches Erbteil. An der Könige Hofe, an den Tischen der Reichen, vor den Türen der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles Andere verschloß: wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervorruft ...

*

Goethe lächelte wohl selber über den Schwung, mit dem der junge Wilhelm die Dichter der alten und mittleren Zeiten rühmte. Allemal taugt die Gegenwart nichts; wir malen das uns Wohlgefällige in die Zukunft oder die Vergangenheit hinein. Aber der seßhafte weimarische Hofdichter Goethe beneidete zuweilen die Sänger der Vorzeit, weil sie ein freies Wanderleben führten: sie waren reich in ihrer Armut! Und einmal gestaltete sich in ihm das Bild eines solchen „Minnesingers" zu Versen: wie er dem Königshofe sich nähert, wie die großen Herren sich der Ankunft dieses armen Pilgers freuen, wie er der festlichen Versammlung erst die rechte Weihe gibt, wie der König ihn belohnen will, der Sänger aber eines Lohnes gar nicht bedarf und jenes gleißende Metall verschmäht, nach dem alle Andern verlangen, denn er ist ja reich durch seine innere Welt und durch seine Macht über die Köpfe und die Herzen der Zuhörer. Vor allem aber, weil seine Tätigkeit zugleich seine Lust ist:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet!

Wie dieses Bild des frohgemuten Sängers aus Goethes eigenen Gedanken über seinen Dichterberuf hervorging, so entstanden andere Lieder aus seinem Wohnen am Flusse. Er sah diesen Fluß in seinen wechselnden Zuständen: im Sommer ist er nur ein seichter Bach, in der Schneeschmelze oder nach großem Regen schwillt er zum eilenden Strom; an der einen Stelle schleicht er leise dahin, an der andern vernimmt man sein Murmeln, an den Wehren ein beständiges Brausen; jetzt ist er durchsichtig, an andern Tagen eine braune, dunkle Masse. Goethe sah die Ilm in allen Jahreszeiten und bei allen Lichtern des Tages und der Nacht — und immer war sie für sein Künstler-Auge, seine Künstler-Phantasie reizvoll. Der Mensch scheut vor dem Wasser zurück und fühlt sich von ihm angezogen; unsere Vorfahren dachten sich alle Quellen, Flüsse, Seen und Meere mit Geistern bevölkert, die zuweilen auch mit den Menschen in Verkehr treten und sogar über grobe Menschen, die für gewöhnlich an keiner Empfindsamkeit oder Schwärmerei leiden, Macht gewinnen.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.

So ein Mensch ist der Starke und Harte, ihn rührt es nicht, wie die armen Fische zappeln, die er ihrem Elemente entzieht. Aber es kommt die Stunde, wo die

Natur auch zu ihm spricht und das geheimnisvolle Leben des Flusses sich als ein schönes Wasserweib gestaltet. Da wird auch er weich; ein Traum umfängt ihn; er hört in seinem Wahn ein Lispeln und Locken, ein Singen und Reden:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Das Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm:
Da war's um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

Niemals bemerkte Goethe diese wunderbare Anziehung des Wassers mehr an sich und Andern, als damals, wo Christel von Laßberg dies kühle Bett aufgesucht hatte. Seine Diener mochten jetzt in der Dunkelheit nicht mehr allein über die Brücke gehen; alle drei taten sich immer zusammen: Seidel, Sutor und Götze, um den Wassergeistern besser standzuhalten. Goethe selbst mochte

Goethe vor der Büste und Urne der Christel v. Laßberg um 1778
Nach einer Silhouette in Schloß Tiefurt

eines Abends nicht mehr in die Stadt gehen, wie er versprochen hatte, weil ihm die Christel gar zu deutlich vor der Seele stand: „Es war eben so ein Abend, Orion stand so schön am Himmel . . . Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug und kann nicht wieder aus meinem Hause“. Und er bat die Freundin, daß sie auch sich schone und nicht an den unheimlichen Platz hinunter gehe.

Das sind nur Stimmungen, und andere Erlebnisse, andere Jahreszeiten lassen andre Stimmungen in uns einfließen. Immer wieder aber stand der einsame Bewohner des Gartenhauses, den viele Stunden lang kein einziger Ton aus der übrigen Menschenwelt erreichte, unter dem Banne der Natur. Kein Wunder, daß sie auf ihn die größte Macht ausübte. Der feierliche Frieden der Mondnacht: wo war er reiner zu kosten als hier über den Wiesen und Gebüschen am glitzernden, flüsternden Flusse! Und der Dichter dankte dem Monde:

Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz,
Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Über mein Geschick.

O es war gut, daß dieser Besänftiger am Himmelszelte wandelte, ging es doch seinem Herzen wie dem Flusse, der jetzt so unschuldig, so träge dahin rinnt, und doch vor kurzem erst so wild-gewaltsam schäumte. Und er sprach weiter zum Monde:

Das du so beweglich kennst
Dieses Herz im Brand
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt,
Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt
Und bei Frühlings-Lebens-Pracht
An den Knospen quillt:
Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt . . .

Ja, das war nun sein A und O, seine erworbene Weisheit: sich zurückzuziehen aus der Menge, aus der Weltlichkeit, aus dem Getreibe, die Andersgesinnten zu meiden, ohne sie doch zu hassen. Ist es auch möglich und in welchem Maße? Goethe dachte wieder an die arme Christel, die doch wohl gerade darum den Tod wählte, weil sie sich ganz einsam fühlte. Sie entbehrte den einen Freund, ohne den ein weibliches Herz keine Ruhe findet, mit dem sie alles Fühlen und Erleben teilen möchte. Er dachte auch an seine Freundin, die dort hinter den Bäumen wohnte und die in ihm einen solchen Freund besaß, an dem sie sich immer wieder aufrichten konnte. Jedem guten weiblichen Wesen wünschte er einen solchen Gefährten:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, den Menschen unbewußt
Oder wohl veracht't,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Achtes Kapitel

Kriegskommission und Iphigenie

1779

Im kleinen weimarischen Staate ging nicht Alles nach Wunsch: das Land war arm und der Fürst ein Jüngling ohne Erfahrung. Das Geld langte an keinem Ende; die Beamten murrten, weil ihre bescheidenen Wünsche nach Aufbesserung abgeschlagen wurden, während der Aufwand für die Jagd, das Militär, das Theater und das Herumreisen groß war. Der oberste Diener, Geheime Rat v. Fritsch, war gleichfalls mißvergnügt und konnte doch auch nicht den Entschluß zustande bringen, sein Amt völlig aufzugeben. Goethe hätte es gern gesehen, wenn dieser starre Mann, der auch in seinen Formen nichts Behagliches oder Feines hatte, abgegangen wäre; Fritsch drückte ihn wie ein lästiger Auffeher, hemmte jeden frischen Anlauf und leistete selber nicht viel. Der alte Herr wäre also trotz seiner Tugenden der Gerechtigkeit, Besonnenheit und Uneigennützigkeit wohl zu entbehren gewesen. Einige Abneigung fühlte Goethe jetzt aber auch gegen den

Präsidenten der Kammer, dem er doch selber mit in sein Amt verholfen hatte; ein Votum, das Kalb einmal in einer Bergwerkssache abgab, empfand er geradezu als hundsföttisch. Wenn Kalb auf Sparsamkeit drang und beteuerte, daß für diesen oder jenen Zweck die Mittel fehlten, so tat er sicherlich seine Pflicht, und doch zweifelte man fast an seiner Redlichkeit. Er erwies sich in seinen eigenen Angelegenheiten als Schuldenmacher und sehr unzuverlässig; also war es verdrießlich, die Einkünfte des Landes in seiner Hand zu wissen. Kurz, Goethe durfte nicht an der Schwelle der Geschäfte stehen bleiben. Bei dem großen Mangel an brauchbaren und zugleich dem Herzoge aufrichtig ergebenen Staatsdienern konnte er den Kleinkram der Geschäfte nicht auf die Dauer ablehnen; er mußte nun den zweiten Schritt tun und arbeiten wie die andern Räte.

Seine Wahl lenkte sich auf die Kriegskommission und den Wegebau; sonderbare Arbeitsfelder für einen Poeten! Aber gerade weil er Poet war, wählte er sie; hier war er vor seiner Phantasie und vor allem Drange zum Abenteuerlichen sicher. „Die Kriegskommission werd' ich gut versehen, weil ich bei dem Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur Das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will; so auch mit dem Wegbau." Auf den letzteren verfielen er und sein Herr, weil Goethe von allen höheren Beamten am öftesten auf den Straßen des Landes sich bewegte und außerdem vom Bergwerkswesen aus auf alle Gesteine aufmerksam geworden war. Die Kriegskommission aber lag nahe,

weil man an dem Herzoge gerade seine Militärspielerei am meisten tadelte und weil Dies auch in Goethes Augen die schwächste oder bedenklichste Seite des jungen Mannes war; hier gerade mußte der Freund bei ihm stehen und unmerklich größeren Schaden verhüten. Wir erinnern uns, daß Karl August an seinem aus Preußen herbeigezogenen Husaren-Rittmeister v. Lichtenberg viel Gefallen fand; Andere aber widerstrebten diesem neuen Günstlinge und beschwerten sich über die Grausamkeit, mit der dieser Mann nach preußischem Muster seine Untergebenen behandelte oder mißhandelte; Goethe konnte auch kein Gefallen am Spießruten-Laufen und Dergleichen haben; am meisten Einfluß aber gewann er in dieser Sache, wenn er im Bunde blieb. Herr v. Fritsch wünschte den Vorsitz in der Kriegskommission abzugeben; deren wichtigstes arbeitendes Mitglied war ein Kriegsrat v. Volgstädt, der sich mit Lichtenberg nicht vertrug und dem man Eigennutz auf Kosten seiner Kassen nachsagte; Goethe trat nun an die Stelle dieser beiden Mißvergnügten. Mit dem eigentlichen militärischen Dienst bekam er dabei nichts zu tun; seinem Kollegium unterstanden nur die Kanzleigeschäfte, die Brotlieferung und Dergleichen. Aber auch die Aushebung der Rekruten, die alle drei Jahre geschah, war nun seine Sache.

Sein Amt in der Bergwerks-Kommission behielt er bei, und ebenso war er auch in allen Hochbau-Angelegenheiten als Ratgeber und Aufseher beteiligt. Dazu kamen dann die Sitzungen und schriftlichen Meinungsäußerungen im Geheimen Rat. Vom Januar 1779 an mußte man ihn zu den voll beschäftigten

Staatsdienern rechnen, und zeitweise auch zu den fleißigsten. Namentlich als er die Kriegskommission eben übernommen, schien alles Andere für ihn nicht mehr da zu sein: Eislauf, Dichtkunst und gesellschaftliche Zerstreuung. Er badete sich in den Geschäften, wie er es nannte. Er kramte in Akten, durchstöberte die unordentlichen Repositorien, suchte Alles genau kennen zu lernen und Licht in die Finsternis einer vieljährigen schlechten Verwaltung zu bringen. Er zweifelte nicht am Erfolg, weil er an sein Ausharren glaubte. Und hatte die Freude am eigenen Werk wie andere brave Philister:

> Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens.

Goethe wollte nicht wissen, was man über ihn redete; manchmal hätte er sich vielleicht doch besser danach erkundigen sollen. „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht", schrieb er jetzt einmal auf; „wie man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Kot, und weil ich mich nicht um Lumperei kümmere, nicht Klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm!" Aber er hatte Freunde, die ihn von Zeit zu Zeit aufklärten, Herr v. Stein zum Beispiel oder Knebel. Erst recht gab ihm Frau v. Stein manchen Wink; ja, zuweilen merkte er es den Kindern an, mit denen er sich abgab, ob in ihren Häusern übel von ihm geredet worden war. Auch wußte er im Allgemeinen, wie Kollegen über einander und Untergebene über ihre Vorgesetzten zu urteilen pflegen; also konnte er sich wohl denken, wie man seine Besorgung der neuen Ämter bekritteln würde, zumal da ihm außer

dem Neuling doch auch der „Poet“ immer noch anhing. Er empfand auch selber, daß er innerlich nicht das rechte Ausmaß für seine amtliche Stellung unter den Menschen und seine Geschäfte hatte. Er war nicht klein genug, um die gewöhnlichen Triebfedern bei Andern immer vorauszusetzen, um Neid, Mißgunst, Rache, Schadenfreude, Eigennutz und immer wieder Eigennutz gehörig in Rechnung zu stellen. „Ich bin zu abgezogen, um die rechten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armut Geists und Beutels sind, zu finden und zu benutzen.“ Da er es wußte, suchte er sich durch beständige Vorsicht zu beschützen. Es war nicht leicht, trotz solcher Behutsamkeit fortzuschreiten und Neues zu wagen.

Goethe wußte aber auch, welche Vorzüge er vor seinen Kollegen bei all ihrer Schreibstuben-Erfahrung und angebrachten Kleinlichkeit hatte. Wir erinnern uns, daß er bei seinen vielen Fahrten immer wieder allerlei Leute anhörte und die besprochenen Dinge mit eigenen Augen betrachtete.

Wie anders sieht auf dem Platze aus, was geschieht, als wenn es durch die Filtrier-Trichter der Expeditionen eine Weile läuft!

Von oben herein sieht man Alles falsch, und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um was zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann.

Wir wissen auch, daß er sich vor Andern durch Reinheit auszeichnete und nach immer größerer Reinheit strebte. Hauptsächlich bedeutete dies Wort soviel wie Uneigennützigkeit, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und unbedingte Treue gegen den Fürsten, der ihn an seinen

Platz gestellt. Aber Goethe verstand auch Etwas darunter, wonach er noch zu ringen hatte, Etwas wie Ruhe, Klarheit, Bestimmtheit. Als er am 13ten Januar die erste Sitzung der Kriegskommission leitete, war er „fest und ruhig“, wie er sich vorgesetzt; in der Mitte Februar notierte er, daß er diese Zeit her meist gesucht habe, sich in Geschäften aufrecht zu erhalten „und bei allen Vorfällen fest zu sein und ruhig“. Den Herzog schalt er unter vier Augen aus, wenn er in einer Sitzung vor Fritsch und den Andern unüberlegt oder hitzig oder auch nur zu viel geredet hatte, und um so mehr freute er sich, wenn er dem jungen Fürsten das bessere Zeugnis geben konnte: „Er wird täglich reiner, bestimmter.“

Ist nun die Unruhe, die Hitze, das Schwanken ein Gegensatz der Reinheit, so mußte Goethe nach allen Mitteln streben, sich von diesen Übeln zu befreien. Also nach einem beständig klaren Kopfe, nach einem Vermeiden der Verdüsterungen, die vom Körper aus in unsere geistige Welt dringen. „Möge die Idee des Reinen“, so schrieb er in diesem Jahre auf, „die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden!“ Er wollte nicht den Menschen gleichen, „die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zuviel Wein zu sich nehmen.“

Die böseste Verunreinigung unseres Seelenlebens schrieb er dem Kaffee zu. Im vorigen Jahre hatte er in seinem Romane die schwere Krankheit geschildert, in die der junge Wilhelm Meister verfiel, als er zum ersten Male sich von einem geliebten Weibe betrogen

sah. Er starb nicht an gebrochenem Herzen, aber er genas auch eine geraume Zeit nicht zu der Kraft und Frische, die seinen Jahren geziemt hätte.

Leise, fieberhafte Bewegungen, Nachhälle seiner Krankheit, schlichen in seinem innersten Bau und wurden durch eine falsche Diät Leibes und der Seele unterhalten . . . Der Kaffee, den er bisher noch gar nicht gekannt, schlich sich als Arznei bei ihm ein; dann wurde dieser Lieblingstrank erst einmal des Tages, darauf zweimal genommen und bald unentbehrlich. Dieses leidige und allgemein verbreitete Gift des Körpers (und des Beutels) wirkte bei ihm auf das gefährlichste. Seine Vorstellung wurde mit schwarzen, leicht beweglichen Bildern erfüllt, mit welchen seine Imagination ein rastloses Drama, das die Hölle des Dante zum würdigen Schauplatz erwählet hätte, aufzuführen sich gewöhnte. Die vorübergehende falsche Stimmung, die dieser verräterische Saft dem Geiste gibt, ist zu reizend, als daß man sie, einmal empfunden, entbehren möchte, die Abspannung und Nüchternheit, die darauf folget, zu öde, als daß man nicht den vorigen Zustand durch neuen Genuß wieder herausholen sollte. Der Tee, ein würdiger, obgleich weitläufiger Anverwandter der verderblichen Bohne, ward als ein guter Gesellschafter, die häusliche Langeweile zu ergötzen, auch abends gewöhnlich aufgefordert, und da dann gleichfalls der Wein nicht immer mäßig genommen wurde, wenn gute Freunde zu Tische waren und die Lebhaftigkeit des Gesprächs sich in einem solchen Vehikel am besten ausbreitete, so entstand daraus und aus anderen Verknüpfungen ein widriges Unbehagen in seinem ganzen Wesen. Er ward von falschen Launen gepeitscht; seine Begriffe waren verworren und übertrieben . . .

Kurz, statt zu genesen, wurde Wilhelm Meister infolge falscher Diät ein — Genie. Wirklich!! Goethe deutete an, daß hinter dem Geniewesen oft nichts

Anderes steckt als schlechte Säfte, die wir uns töricht selbst bereiteten.

„Und er wäre auch untergegangen" sagt der Dichter von seinem Wilhelm weiter aus, „hätte ihn nicht die Kraft seiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen strebte, gerettet". Goethe selber hatte sich das Teetrinken nie angewöhnt, vom Kaffee machte er sich wieder frei und arbeitete bei seinen Freunden oft mit Heftigkeit dagegen; der Herzog stimmte ihm bei, während Charlotte sich lange Zeit gar nicht bekehren mochte. Den Wein hatte er nie im gleichen Maße als fremdartig-gefährlich empfunden; aber jetzt nahm er auch ihm gegenüber das Gebot der Mäßigkeit strenger als früher. „Daß ich nur die Hälfte Wein trinke", schrieb er im Januar 1779 in seinen Kalender, „ist mir sehr nützlich; seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät". Und bald danach: Seit drei Tagen keinen Wein. Sich nun vor dem englischen Bier in acht nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wäre ich glücklich". Und als Kennzeichnung eines guten Tages: „War sehr ruhig und bestimmt . . . Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben".

Oft hatte er jetzt das stolze, glückliche Gefühl, daß er nun sicherlich das Rechte ergriffen habe. „War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich", schrieb er nach einer Reihe schöner Frühlingstage auf. Und als er einmal statt des Herzogs zu einem großen Feuer in Apolda reiten mußte und den ganzen Tag „gebraten und gesotten" wurde, daß ihm noch lange die Augen brannten von der Glut und dem Rauch und die Fußsohlen schmerzten, da schrieb er: „Ich danke nur Gott,

daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe".

Dies Gefühl, diese Erfahrung verleiht nun aber wieder Sicherheit, Selbstvertrauen und jene Unerschütterlichkeit, die Niemand nötiger braucht als der Vorgesetzte. Goethe war auf seinen Arbeitsgebieten nur ein Anfänger, aber Haltung, Vornehmheit, Überlegenheit zeichneten ihn jetzt schon aus.

*

Kaum hatte er angefangen, sich mit dem weimarischen militare zu befassen, so mußte er in einer schlimmsten Lage Rat erteilen; man bekam es nämlich mit dem ebenso berühmten wie gefürchteten Großoheim des Herzogs, dem König von Preußen, zu tun. Der Bayrische Erbfolgekrieg war zu keiner großen Entwicklung gelangt, denn im Grunde lag sowohl der Kaiserin Maria Theresia wie ihrem alten Gegner mehr am Frieden als an Siegeskränzen, und nur der Kaiser Joseph der Zweite hatte noch Lust zu großen Kämpfen; trotzdem brauchte König Friedrich noch mehr Soldaten, als er hatte, und um seine eigenen Provinzen nicht zu sehr zu entblößen, schickte er seine Werber in die Länder seiner Nachbarn; die Krieger verwechseln ja immer gern die Begriffe Macht und Recht. So sandte denn ein General des Königs, v. Möllendorf, auch ein paar Offiziere ins Weimarische, um junge Kerle mit Güte oder Gewalt in preußische Musketiere zu verwandeln. Was war da zu tun? Diese Eindringlinge gewähren lassen oder sich widersetzen? Goethe urteilte, das Eine sei so schlimm wie das Andere.

Erwählt man das Erste, so werden diese gefährlichen Leute sich festsetzen und überall Wurzel fassen; sie werden auf alle Weise die beste junge Mannschaft an sich zu ziehen suchen; sie werden mit List und heimlicher Gewalt eine große Anzahl wegnehmen; sie werden an Nichts fehlen lassen, selbst die Soldaten Eurer Durchlaucht untreu zu machen. Will man mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl übereinkommen und ihnen etwa selbst überlassen, die junge Mannschaft nach gewissen zu fertigenden Verzeichnissen aus den Ämtern auszuheben, so kann man nicht versichert sein, daß es dabei bleiben wird. Ein und der andere, der es merkt, wird austreten[1]! sie werden statt dessen nach andern greifen; es werden Händel entstehen, und sie werden davon Anlaß nehmen, was man mit ihnen ausgemacht hat, zu überschreiten. Will man endlich sich entschließen, eine Auswahl selbst zu machen und ihnen die Leute auszuliefern, so ist darin wohl für's Ganze das geringste Übel; aber doch bleibt auch Dieses ein unangenehmes, verhaßtes und schamvolles Geschäft. Und wahrscheinlich ist man mit allem Diesem doch nicht am Ende des Verdrusses. Diese mit Gewalt in fremde Hände gegebene Leute werden in kurzem desertieren und in ihr Vaterland zurückkehren; die Preußen werden sie wieder fordern [und], im Fall sie fehlen, austreten oder sich verbergen, an ihrer Stelle andere wegnehmen. Die Plage wird mit jedem Herbst wiederkommen . . .

Dagegen wird man von kaiserlicher Seite diesen Schritt, den man so sehr wider Willen getan, gewiß übel aufnehmen. Man wird sie niemals überreden können, daß man so notgedrungen und so ungern eine solche Entschließung ergriffen hat. Der alte Verdacht, den man gegen die sächsischen Häuser hegt, daß sie wenig Neigung für das Östreichische haben, wird wieder rege werden . . .

So spräche scheinbar alles dafür, die preußischen Menschenfänger von vornherein aus dem Lande zu

[1]) Über die Grenze gehen.

weisen. Wie aber, wenn ihr König solche Rekruten aus anderen Ländern durchaus nicht entbehren könnte?

Wäre dieses, so würde er seine hinausgeschafften Werber mit verstärkter Macht wieder hereinführen. Man würde Truppen gleichsam auf Exekution hier und da einquartieren, die alsdann auf Unkosten des Landes unterhalten werden müßten. Bei der Unordnung, die solch ein Trupp verursacht, und unter seinem Schutze, würden alle Übel der Werbung sich gehäuft ausbreiten. Und die Rache, die dazu käme, würde alle Mäßigung aufheben und alle Übereinkunft abweisen . . .

Man konnte sich allerdings in solchem Falle an den Reichstag wenden: Das war die Beschwerde vor dem Thron der Ohnmacht! Alle die kleinen Teilnehmer des deutschen Reiches waren eben hilflos gegen ihre beiden starken Nachbarn. Der Gedanke lag nahe, daß, wenn sie alle zusammen stünden, Preußen sowohl wie Österreich sich hüten würden, ihnen auf die Füße zu treten. Solch eine Vereinigung der Schwachen war sehr wünschenswert, aber schwer auszuführen. Goethe hatte, wie der ganze weimarische Hof, ein recht gutes Verhältnis mit dem kurmainzischen Statthalter von Erfurt, dem liebenswürdigen Dilettanten Karl v. Dalberg; man war auch mit dem Fürsten von Anhalt und dem ebenso vortrefflichen Herzog von Gotha befreundet und vertrug sich gewiß auch noch mit einer Reihe anderer Herren, die in eine gleiche

Karl v. Dalberg

Lage kommen konnten. Es konnte jedenfalls nicht schaden, ihnen die gemeinsame Aufgabe zu zeigen.

Zuerst wird man an Hannover, Mainz, Gotha, die übrigen sächsischen Höfe schreiben und ihnen vorlegen daß es Eurer Durchlaucht bei gegenwärtigen Umständen Pflicht, Gesinnung und Wunsch sei, Ihre Lande und Untertanen vor den Beschwerden des benachbarten Krieges auf das möglichste zu schützen und an denen öffentlichen Angelegenheiten keinen Teil als gesamt mit den übrigen Ständen des Reiches zu nehmen. Sie seien es gewiß, daß an jedem Hofe ebensolche Gesinnungen herrschten, und um desto mehr sei es zu bedauern, daß ohnerachtet dieser innerlichen Übereinstimmung man sich bisher nach einem gemeinschaftlichen Plan zu handeln, noch nicht habe verstehen können. Durchlaucht seien jetzo durch einen Vorgang bewogen, mehr als jemals ein näheres Band mit den übrigen Fürsten zu wünschen und eine neue Überlegung der so notwendigen Vereinigung unter sich zu veranlassen, da man preußischer Seits die Werbung in Ihren Landen neuerdings verlangt habe.

Dieser Schritt kann auf jeden Fall sogleich getan werden...

Dies Gutachten war Goethes erster Versuch in der großen Politik. Folgen hatte er nicht. Denn das preußische Gewitter verzog sich glücklicherweise. Der General v. Möllendorf unterließ wegen anderer Geschäfte die Werbung im Weimarischen, und der ganze Krieg neigte sich stark zum Ende. Das wünschenswerte Bündnis der kleinen Fürsten anzuregen, konnte man noch aufschieben, es war ein ebenso vortrefflicher wie naheliegender Gedanke, aber der weimarische Herzog, der erst im zweiundzwanzigsten Jahre stand, eignete sich noch nicht zum Anführer.

*

Es war schon fast eine Gewohnheit Goethes geworden, zum Geburtstage der Herzogin Luise ein neues Schauspiel zu dichten. Diesmal konnte man kein Fest feiern, denn gerade in den Tagen um den 30sten Januar erwartete die Herzogin ihr erstes Kindchen; also mußte und konnte das festliche Drama aufgeschoben werden.

Am 3ten Februar erschien eine Prinzessin: Luise ward sie nach der Mutter genannt. Am 14ten Februar, einem Sonntagmorgen, fing Goethe in aller Frühe an, seinem Philipp die ‚Iphigenie' zu diktieren. Bald unterbrachen ihn die Störungen des Tages; die Steinschen Knaben stellten sich ein, Karl und Fritz; er ging mit ihnen aus und er badete sogar mit ihnen im Flusse — trotz der Jahreszeit. Erst abends setzte er das Diktieren fort, doch war ihm den ganzen Tag über das Gedicht nicht aus dem Sinn gekommen. Er hatte sich Leute von der Stadtkapelle bestellt, „die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden". In Prosa ließ er seine Personen sprechen, doch ihre Sprache erhob sich sogleich über die Prosa: fast hätte man ihre Reden in Vers-Abteilung niederschreiben können, so sehr gingen sie in jambischem Gleichtakt. Schon in der ersten Szene trat seine Heldin auf, Agamemnons Tochter, als Priesterin unter den taurischen Skythen lebend, klagend über das Los, das ihr die Himmlischen bestimmten:

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, hinein in's Heiligtum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer. Und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich, wie im ersten, fremd. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen. Und immer möcht' ich über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen.

Weh Dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führet! Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen. Ihm schwärmen abwärts die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stelle, wo die goldne Sonne zum ersten Male den Himmel vor ihm aufschloß!

Am nächsten Sonntagabend hatte Goethe wiederum vier Mann von Eberweins Gesellen im Häuschen, um den Hippogryphen in Gang zu setzen, wie Freund Wieland gesagt haben würde.

Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber.

Aber wann hätte er bei den unzähligen Störungen hier in Weimar mit diesem zarten Gedichte fertig werden sollen? Als äußerstes Ziel der Aufführung hatte er sich das Osterfest gesetzt. Wunderlicher Weise verdankte er es gerade seinem Amte, daß er die ‚Iphigenie' so rasch ausgestalten konnte: denn eben jetzt war die Zeit, im ganzen weimarischen Lande die Rekruten auszuheben, und Das war nun sein Geschäft geworden. Zwischendurch und unterwegs hatte der Direktor der Kriegskommission genug Muße und Einsamkeit, ein Dichter zu sein.

Am 26sten Februar fing die Aushebung in der Stadt Weimar an. Am 28sten ritt er zum selben Zwecke nach Jena. Mit ihm, damit die Zeit auch völlig ausgenützt werde, der Artillerie-Hauptmann Jean Antoine de Castrop, der sein wichtigster Gehülfe in den

Wegebau-Sachen oder der eigentliche Aufseher des Straßenwesens war. Jetzt wechselten drei Dinge in Goethes Tage ab: Aushebung von Rekruten, Besichtigung von Straßen oder Steinbrüchen oder Durchstichen und Ausbildung des neuen Dramas. Die ersten drei Akte der ‚Iphigenie‘ bekamen auf diese Weise eine ganze Reihe von Geburtsstätten: sein Stübchen in

Jena, Markt
Nach einer Radierung von L. Heß. 18. Jahrh.

Weimar, das Schloß zu Jena, eins der Schlößchen über Dornburg, das Amtshaus zu Apolda, das Geleithaus zu Buttstädt und das Schloß zu Allstädt. Es ward ihm nicht immer leicht, sich zu diesem Werke zu sammeln: das eine Mal mußte er an die jungen Burschen denken, die er unter dem Maße gehabt hatte: die schönsten sperrten sich oft am meisten vor dem Soldatwerden, und doch konnte er weiter nichts tun, als den Herzog bitten, „mit den Rekruten säuberlich zu verfahren“. Ein andres Mal machten ihn die vielen Ge-

schichten noch unruhig, die ihm die Staatsdiener und Honoratioren der besuchten Orte von vormaligen und jetzigen Zuständen erzählten. In Apolda ward ihm das Elend der hungernden Fabrikanten im Einzelnen deutlich[1]) und leider auch, wie schwer es war, ihnen von Amtswegen zu helfen. Oder es störte ihn seine Sehnsucht nach der Freundin und der Wunsch, es möchte ihr einfallen, ihn in Apolda zu besuchen. Oder es erfreute ihn die Ankunft Knebels, der in Buttstädt plötzlich erschien: Niemand nahm an der entstehenden ‚Iphigenie‘ größeren Anteil als dieser Freund, der den König Thoas darin spielen sollte. Aber, wie gesagte, drei Akte wurden bis zum 12ten März, wo er nach Weimar zurück ritt, fertig, und am nächsten Abend las er sie im Gartenhause Knebeln und dem Herzoge vor.

Am 16ten wurde sein Schimmel schon wieder gesattelt; jetzt ging es nach Ilmenau. Am ersten Vormittage besorgte er hier sein Aushebungsgeschäft; dann strich er in der Gegend herum; er suchte den rechten Ort und die rechte Stimmung, seine ‚Iphigenie‘ zu beenden. Am 19ten März brachte er den ganzen vierten Akt in einem Bretterhäuschen auf dem Schwalbenstein zustande: „sereno die quieta mente“, wie er später sagte. Der Schwalbenstein ist ein Felsen über dem

[1]) Diese „Fabrikanten“ waren die Vorgänger der heutigen „Fabrikarbeiter“; sie arbeiteten aber in ihren eigenen Wohnungen und lieferten ihre fertigen Waren an die „Verleger“ ab. In diesem Falle wurde an Strumpfwirker Wolle geliefert; sie mußten sie dann spinnen lassen, gewöhnlich von den Ihrigen, und verarbeiteten das Garn danach zu Strumpfwaren. Das Geschäft litt um diese Zeit sehr durch den Krieg.

Ilmtal, westlich von Ilmenau und der Sturmheide und gegenüber dem Kickelhahn.

Der fünfte Akt ward in Weimar diktiert, wo er am 21sten März wieder eintraf: am 28sten war die ‚Iphigenie‘ beendet, und schon am 6ten April, Osterdienstag, ward sie in Hauptmanns Saale gespielt und am 12ten wiederholt: da waren noch keine zwei Monate verflossen seit Beginn der Niederschrift! Goethe selbst gab den Orestes, Korona Schröter die Iphigenia, Prinz Konstantin den Pylades, Knebel den Thoas, Konsistorialsekretär Seidler den Arkas. Das Stück und die Aufführung gefielen sehr. „Gar gute Wirkung davon“ merkte Goethe in seinem Tagebuche an, „besonders auf reine Menschen.“ Gar sehr fielen die Gewänder auf, denn die Zuschauer hatten bisher noch keine griechischen Kleidungen auf der Bühne betrachten können. Korona bot also ein neues und sehr schönes Bild, und über Goethe berichtete die Göchhausen an seine Mutter: „Ich hab ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehen“. Die Herzogin-Mutter lobte gleichfalls das neue Drama gegen Frau Aja: wenn sie die Abschrift erhalte, werde sie selber fühlen, „wie schön und vortrefflich es ist und wie sehr seiner würdig“.

Das neue Werk glich sonst den bunten, modernen und großenteils lustigen Festspielen der beiden letzten Jahre recht wenig; es behandelte aber wiederum die Frage, die Goethen so sehr am Herzen lag: die Rettung aus geistiger Verwirrung und Verirrung. Der Muttermörder Orest, dessen Schuld am letzten Ende nur sein Unglück ist, daß er einer von den Göttern gehaßten Familie angehört, wird nach seiner grausigen

Tat von den Furien verfolgt, aber in der größten Not, vor dem zu erwartenden Opfertode im Tempel der taurischen Diana, seines Wahnsinns ledig und wieder ein freudiger Mann. Eine Vision heilt ihn, ein Blick in's Überirdische, also eine Erhöhung des Standpunktes, eine Erhebung aus unsern menschlichen Vorurteilen und Irrtümern. Er sieht sich und die Seinen sub specie aeterni. Aber es heilt ihn auch die Liebe der Mitmenschen, herrlich verkörpert im besten Freunde: Pylades, und in der besten Schwester: Iphigenia. Die Seligpreisung, die Goethe vor'm Jahre in dem Liede an den Mond ausgesprochen hatte, wiederholte er hier:

> Seine köstliche Gabe ist des Freundes tröstliche Rede, die der Einsame nicht kennt; denn langsam reift, in seinem Busen verschlossen, Gedank' und Entschluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden leicht entwickelt.
>
> Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie den erschütternden schnellen Wechsel von Freude und Schmerz bereiten, Dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.

Darum „Segnet unsern Pylades!“ ruft Iphigenia aus; „er ist wie der Arm des Jünglings in der Schlacht, wie des Greisen leuchtend Auge in der Versammlung, denn seine Seele ist still; er bewahrt die Ruhe wie einen heiligen Schatz, und aus ihren Tiefen holt er für die Umgetriebenen Rat und Hilfe.“

Solcher treuen Männer wie Pylades bedarf die krankende Menschheit zur Überwindung der Übel; herrlicher aber noch erscheint das Heilbringende in Iphigeniens Gestalt. Als Goethe sie bildete, dachte der Dichter an die schöne Darstellerin Korona, an die zu

ehrende, zu erfreuende junge Herzogin Luise und besonders an seine eigene Besänftigerin Charlotte. Diese drei Frauen, so verschieden voneinander, glichen sich in dem geringen Maße ihrer Geschlechtlichkeit; sie waren aber der Freundschaft, auch mit Männern, sehr fähig und bedürfend. Alle drei waren Schwester-Naturen. Solche vor der Verliebtheit gesicherten und dennoch ganz weiblichen Frauen üben über die Männer eine eigene Macht; sie geraten nicht in jene halbe Sklaverei hinein, mit der das Verlangen nach dem geschlechtlich geliebten Wesen uns umspinnt; diese Leidenschaftslosen zeigen sich dem Manne, auch dem geschätzten Manne gegenüber, von entsetzlicher Stärke. „Unerschüttert wie ein Felsen ist ein Weib, das einmal nicht liebt" ruft Thoas aus, der Iphigenien zur Gemahlin begehrt und nicht verstehen kann, daß sie ihn, den König ausschlägt, da er ihr doch nicht zuwider ist.

Weil das Denken, Fühlen und Handeln solcher Frauen nicht vom Begehren nach dem Manne und der daraus folgenden Gefallsucht und Eifersucht beherrscht und verunreinigt wird, so glauben wir eine höhere Reinheit in ihnen wahrzunehmen; wir vereinigen dann unser inneres Wunschbild nach einem besseren und stolzeren Menschentum mit ihrer Erscheinung. „Goldene Äpfel in silberne Schalen legen" heißt solches Idealisieren im Alten Testament. Goethe hatte jetzt seine Lust daran, die Kenntnis, die er von den drei edlen Frauen seiner Umgebung hatte, mit dem Ziele der Reinheit, das er sich selber setzte, zu verschmelzen; so schuf er nach alten und neuen Vorgängern noch seine eigene Iphigenia. „Ganz unbefleckt, ist nur die Seele ruhig": in diesem Satze spricht seine Heldin ihr Unterscheidendes aus. Ihre Reinheit gipfelt in vollkommener Wahrhaftigkeit, in der Verschmähung von List und Lüge, selbst wenn das gerechteste und geliebteste Ziel durch solche Redlichkeit gefährdet wird. Wohl schwankt auch sie, nach so vielen trüben Erfahrungen, in ihrem Denken über die Götter; aber weil sie selbst edel ist, will und muß sie glauben, daß die Götter dem Guten endlich beistehen werden. Und diesmal haben sie Erbarmen; auf den Barbarenkönig Thoas wirkt die Kraft, die von dem echten Adel ausgeht.

*

In jenen Tagen, wo Goethe in Ilmenau die beiden letzten Akte niederschrieb, sah er auch nach Peter im Baumgarten, der nun seit einem Jahre in diesem Städtchen sich weiterbildete, und er sorgte auch für Kraft. Dieser war den Winter über in Gera geblieben; Das war sein eigener Wunsch gewesen; bald litt er aber darunter, daß er, in einem andern Fürstentum wohnend, seinem Wohltäter Goethe keine Gegendienste leisten konnte, was doch sonst mit seiner bei gereizten Nerven ihm noch verbliebenen Arbeitskraft möglich zu sein schien. Er versuchte es trotzdem, indem er eine Lotterie-Einrichtung für Weimar ausarbeitete, denn er kannte sich aus in diesem Fache; seine Vorschläge wurden dort aber nicht angenommen, vielleicht von Goethe gar nicht vorgelegt. Nun bat er um irgendeine kleine Anstellung; sein Gönner aber scheute sich, einen Fremden in ein Amt zu schieben, auf das schon Einheimische rechneten. Neue Plätze entstanden jedoch, wenn das

Bergwerk zu Ilmenau in Gang kam, und da war es geraten, schon einheimisch zu sein. Am 21sten März riet Goethe seinem Schützling zur Übersiedlung in die künftige Bergstadt:

In Ilmenau hab' ich mich nach einem Aufenthalt für Sie umgetan, und das Notwendige würden Sie daselbst für 100 Taler haben, wofür ich mich von Viertel- zu Vierteljahren verbürgen würde . . .

Sollten Sie mir in herrschaftlichen Aufträgen, deren ich in jener Gegend habe, an Hand gehen können, so würde ich im Falle sein, Ihnen auch Etwas dafür zu reichen; es wäre eine Erleichterung und ein Anfang; vielleicht fügt sich Etwas weiter . . .

Ihre Schrift über Lottos ist recht sehr gut; sie zeugt von Ihren guten Einsichten und Gesinnungen.

Im Mai 1779 siedelte Kraft wirklich nach Ilmenau über; Goethe sagte dort für ihn gut, indem er so tat, als ob eine fremde Rente für Kraft durch seine Hände ginge; er schickte ihm auch über die hundert Taler, die für Wohnung und Kost gerade reichten, noch das Nötige: Tuch, Leinwand, Papier, Federn, Siegellack, Bücher. Namentlich aber nahm er dem unglücklichen Manne das Gefühl der Unnützlichkeit ab, indem er ihm allerlei Aufträge gab. Seine Lebensgeschichte hatte ihm Kraft schon früher gesandt; jetzt regte Goethe an, daß er sie durch die Bemerkungen ergänzen möge, die er als Reisender und Zuschauer in verschiedenen Ländern gemacht habe: „Es ist auch eine Zerstreuung, und mich vergnügt's“. Gerade das tat Kraft sehr gern, denn er war ein geborener Kritiker und Projektenmacher, Goethe zeigte ihm aber auch, wie er sich sogleich nützlich beschäftigen könne.

Rekrutenaushebung in Apolda, 5. und 6. März 1779

Nach einer Zeichnung von Goethe im Goethe-Nationalmuseum Weimar

Goethe als Orest und Korona Schröter als Iphigenie
bei der Aufführung von Goethes Iphigenie 1779
Nach einer Zeichnung von G. M. Kraus

Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht' ich, daß sie einem Knaben, für dessen Erziehung ich zu sorgen habe und der in Ilmenau die Jägerei erlernt, einige Aufmerksamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Französischen: wenn Sie ihm darinnen weiter hülfen! Er zeichnet hübsch: wenn Sie ihn dazu anhielten! Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachstum ein Auge hätten Alles kommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne: der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Sie würden mir einen wesentlichen Dienst erzeigen, und ich würde Ihnen von Dem, was zu des Knaben Erziehung bestimmt ist, monatlich etwas zulegen können. Möchte ich doch imstande sein, Ihren trüben Zustand nach und nach aufzuhellen und Ihnen eine beständige Heiterkeit zu erhalten.

Kraft zögerte nicht, diesem Winke zu folgen, obwohl es etwas gegen den Stolz des ehemaligen Sekretärs ging, daß ihn seine neuen Nachbarn nunmehr für einen Magister hielten. Er gab dem Peter jeden Morgen zwei Stunden Unterricht: Französisch, Rechnen, Schreiben und andere Wissenschaften. Im Anfange ging es leidlich, Peter hatte besonders zum Zeichnen Lust, und da es ihm bei seinem Wildmeister nicht mehr gefiel, so hoffte er nun auf Krafts Fürsprache, um von der Jägerei loszukommen. Aber Goethe wollte nicht schon wieder ändern und bat auch Kraft, in der angefangenen Weise fortzufahren.

Was Sie an Petern tun, dank' ich Ihnen vielmals, denn der Junge liegt mir am Herzen. Tun Sie nur gelassen Gutes an ihm! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet usw., mir ist Alles recht, nur daß er für die Zeit etwas tue.

Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein Erstes und Letztes betrachten! Und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht, und was weiter. Denn glauben Sie mir: Der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen; aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendsten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt.

Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler! Jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen; er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte.

Leider war aber auch Peters Lehrherr der Meinung, daß aus diesem Jungen niemals ein Jäger werde. Der Wildmeister gab ihm überhaupt ein schlechtes Zeugnis: gegen seine Anordnungen sei er widerspenstig, gegen die Jägerpursche und das Gesinde grob, in seinen Sachen liederlich und dazu ein Langschläfer, der von selber vor zehn Uhr nicht aufstehe. Der vierzehnjährige Junge prahlte vor den Leuten, er hätte sechstausend Taler Vermögen [1]) und könne verlangen, Herr von Lindau genannt zu werden. Er zog des Abends in den Wirtshäusern herum, spielte Karten, häufte Schulden an und wurde frech, wenn man ihm Vorhaltungen machte. Sein Tabakrauchen war nun schon sein kleinster Fehler.

Was war da zu tun? Man mußte wohl Geduld haben und abwarten, daß die Eselsjahre vorüber gingen.

[1]) In Wahrheit hatte ihm sein Wohltäter zweitausend hinterlassen, und ein Teil davon war verbraucht.

*

Um diese Zeit wurde Goethe an einen anderen Seelenleidenden erinnert, der ihm viel näher gestanden als alle Plessings und Krafts und den er dennoch hatte von sich stoßen müssen. Der unglückliche Jakob Lenz war zu den oberrheinischen Ländern zurückgekehrt, auch wieder in Straßburg erschienen und ebenso in Sesenheim, denn auch er hatte vormals die Pfarrerstochter Riekchen Brion geliebt. Der Pfarrer Oberlin im Steintal und Goethes Schwager Schlosser hatten sich dieses Verwirrten in einer herrlichen Weise angenommen; nach einiger Zeit der Tobsucht war er in einen Zustand der harmlosen Geistesschwäche gesunken und zu einem Schuster in die Pflege oder Lehre gegeben. Seine Verwandten in Livland wurden aufgefordert, ihn zu sich zu holen, und da ein Bruder Jakobs in Jena studierte, so bekam dieser den Auftrag. Er ging zuerst nach Weimar zu Goethen. Dieser nahm ihn sehr lieb- und hilfreich auf, sprach überaus mild und zart auch über die Schwächen und Streiche Jakobs und verschaffte dem Studenten von der Herzogin-Mutter eine schöne Summe Geldes, womit Karl Lenz dann nach Hertingen an der Schweizer Grenze reiste; von da brachte er den Bruder glücklich durch Deutschland und zu Schiff nach Riga. Man konnte nun in Weimar leichter an diesen Unglücklichen denken, war er doch in seiner Heimat, wo Vater und Brüder in guten Pfarrämtern saßen.

*

Im April 1779 begleitete Goethe den Herzog zu einem Besuche der Akademie in Jena; auch Herder war diesmal in der Gesellschaft. Die alte Universität gedieh

nicht, und der Herzog hatte keine Mittel, aber auch kaum Neigung, sie zu fördern; auch Goethe fühlte in seinem Herzen wenig Liebe zu diesen Buchgelehrten und Burschen. Früher hatte Jena schon tausend Studenten gehabt, jetzt waren es kaum halb so viel. Die Professoren verdienten daher wenig aus Kollegien-Geldern, und ihre Gehälter waren sehr gering, in der philoso-

Jena
Die Tanne und das Geleithaus
Nach einer Radierung von L. Heß. 18. Jahrh.

phischen Fakultät gar nur 157 bis 227 Taler! Die besten Gelehrten kamen also nicht hierher oder gingen bald wieder. Damit nun die Zahl ihrer Zuhörer nicht noch weiter falle, ließen die Professoren sehr viel Unfug der Studenten zu; die sogenannte Gemütlichkeit florierte in ihren rohesten Abarten. Das Leben im Städtchen war billig, und an kostspielige Vornehmtuerei dachte hier niemand. Das war der Grund, weshalb noch manche Eltern ihre Söhne in dem lustigen Jena

beließen. Die dortigen Übelstände hätte auch der Herzog nicht so leicht beseitigen können, denn erstens hatten über diese Angelegenheiten auch die Herzöge von Gotha-Altenburg, Koburg und Meiningen mitzubefinden; zweitens genoß die Universität nach ihrer alten Verfassung ein großes Recht von Selbstverwaltung. Da nun auch die Professoren großenteils überalterte und langweilige Stubenhocker waren, so mochten die neuen jungen Herren in Weimar von dem ganzen Jena nicht gern hören und kümmerten sich um das Schicksal der so wichtigen Anstalt in der so nahen Stadt so wenig wie möglich. Nur in Einzelheiten fingen sie an, mitzuwirken. So berief Karl August 1778 in die medizinische Fakultät einen erst fünfundzwanzigjährigen Dr. Loder aus Riga, der bisher in Göttingen studiert hatte, und das erwies sich als ein sehr glücklicher Griff. Jetzt, am 22sten April, besah der Herzog mit Goethe auch die wenigen wissenschaftlichen Sammlungen oder Kabinette der Professoren und entschloß sich, die Mineralien, die der kürzlich verstorbene Professor Walch hinterlassen hatte, zu kaufen. Der eben genannte Arzt Loder ward zu ihrem Verwalter gesetzt — denn Mineralogen gab es damals an den Universitäten noch nicht — und Goethe sollte den Oberaufseher darüber machen. Das war immerhin ein Anfang zu herzoglich-weimarischen Sammlungen an der Universität, also beinahe auch eine Einleitung zu einer weimar-jenaischen Gelehrten-Freundschaft.

*

Im Monat Mai dieses Jahres 1779 fühlte sich Goethe im Äußern und Innern so wohl und sicher, wie

selten zuvor. Eben jetzt machte der Friede zu Teschen dem Kriege zwischen den beiden deutschen Mächten ein Ende. Das nahm auch den Verwaltern der kleinen Staaten einen Druck von der Seele. Man konnte nun freier und gläubiger an friedliche Aufgaben denken. Das rasche und glückliche Gelingen der ‚Iphigenie' gab ihrem Dichter einen neuen Schwung zu weiteren poetischen Arbeiten; jetzt glaubte er, in ein paar Wochen auch den ‚Egmont' fertig vorlesen zu können. In Hauptmanns Saal würde dies neue Stück freilich nicht mehr gespielt werden. Seit dem 8ten Mai ließ der Herzog einen eigenen großen Saal zu Theater- und Redoutenzwecken bauen; er kam in der Nähe der Erfurter Tore, gegenüber dem Palais der Herzogin zu stehen.

Auch Mercks Besuch war eine Aufheiterung. Am 29sten Mai ritt Goethe dem Freunde nach Erfurt entgegen; am nächsten Tage geleitete er ihn nach Ettersburg, wo Herzogin Amalie, der Herzog, Wieland, Einsiedel und andere den geliebten Mann aus Darmstadt erwarteten. Amalie hatte ihn seit ihrer Rheinreise ins Herz geschlossen und verlangte deshalb einen recht langen Besuch; sechs Wochen blieb er zumeist oben im Waldschlosse, wo dann allerlei kleine und große Feste zubereitet wurden. Man spielte ihm zuerst den „Jahrmarkt zu Plunderswellern" vor, den er nur als eine kurze Scherzschrift kannte, danach den „Arzt wider Willen" und die „Proserpina" und schließlich auch die „Iphigenie"; diesmal stand der Herzog selber statt seines Bruders als der treue Pylades neben dem Orestes-Goethe.

Goethe hatte diesem ersten Besuche Mercks in Weimar nicht ohne Bangen entgegengesehen. Dessen Luchs-Augen entdeckten ja alles Fehlerhafte, Kränkelnde, Hohle, Unwahre und Unhaltbare. Aber das heimliche Examen lief gut genug ab; Merck schien zuzugeben, daß der Freund in Weimar das Mögliche leiste und manchen Nutzen stifte. „Gute Wirkung auf mich von Mercks Gegenwart" stellte Goethe deshalb nach dessen Abreise fest.

Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und in altem Guten mich befestigt . . . .

Bald danach kramte er einmal in seinen alten Papieren, um einen Teil davon zu verbrennen. Er hatte wenig Freude an seinem vormaligen Bildnisse, wie es ihn aus diesen Schriften anschaute. Was war seine Jugend gewesen? Betriebsamkeit, Wißbegierde, Verworrenheit, oftmals ein Herumschweifen, ein irrendes Suchen nach Befriedigung.

Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe — wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen — wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb — wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe — wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig — wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage vertan — wie wenig mir davon zu Nutz kommen und, da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie Einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohltätig abzutrocknen.

Was das Rechte sei, wußte er jetzt und strebte es an. Es ließ sich in einem Worte ausdrücken: Meisterschaft. Nicht die Genies tun der Menschheit not, nicht die einzelnen großen Kerle, die den Himmel einzureißen scheinen, sondern viele, viele Meister. Solche Meister sind oft recht einfache Leute, die in ihrem kleinen Bezirk still die Tage verbringen und kaum bemerkt werden. Aber „man beneidet jeden Menschen, den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor einem unter seinen Händen bald ein Krug, bald eine Schale nach seinem Willen hervorkommt.“ Auch der Landmann wird zu solcher Meisterschaft erzogen. „Gar schön ist der Feldbau, weil Alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache.“ Ein Landwirt höherer Art zog jetzt Goethes Aufmerksamkeit sehr auf sich. Merck hatte einen Engländer Georg Batty empfohlen und mitgebracht, den der Herzog auch sogleich als Landkommissar im Fürstentum Eisenach anstellte; die Ämter Lichtenberg und Kaltennordheim wurden ihm besonders zugewiesen. Er sollte die Bewirtschaftung größerer Güter auf ihre Fehler und Vorteile prüfen, namentlich aber die Wiesen und damit die Viehzucht heben; also hatte er es besonders mit der Wasser-Regelung in den allzu nassen und allzu trockenen Böden zu schaffen. Er ging sehr frisch in's Zeug, und es war eine Lust, zu beobachten, wie dieser Engländer, der das Deutsche nur radebrechte, nach wenigem Umschauen in den Kammergütern mit dem Finger auf die schwachen Stellen wies und die möglichen Verbesserungen angab. Sogar die kleinen Bauern schenkten ihm sehr bald Vertrauen, weil seine

Sachkenntnis und sein guter Wille sich in Allem zeigte. Der Meister ist in seinem Geschäfte so einheimisch, daß er halb im Schlafe das Rechte tut, und sein Beruf gehört so sehr zu seinem Wesen, daß man den Beruf zugleich mit dem Menschen wahrnimmt. „Jedes Werk, was der Mensch treibt, hat, möcht' ich sagen, einen Geruch“, schrieb Goethe um diese Zeit in sein Tagebuch.

Wie im groben Sinne der Reiter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden, so ist's auch im Feinern. Die Materie, woraus Einer formt, die Werkzeuge, die Einer braucht, die Glieder, die er dazu anstrengt, Das alles zusammen gibt eine gewisse Häuslichkeit und Ehestand dem Künstler mit seinem Instrument. Er geht, wenn er bemerken soll, grad auf Das los, wie Batty auf einem Landgut; er träumt nicht im Allgemeinen, wie Unsereiner ehemals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er grad Das an, was jetzt nötig ist.

Ein solcher Meister wäre Goethe auch gern gewesen, aber dazu hatte er gerade das Nötigste versäumt; die Beschränkung auf ein Fach; den beständigen Umgang mit einem Gegenstande. Kriegskommission, Wegebau, Bergwerk, Hochbauten, Garten-Anlagen, Theaterspiel, Dichten, Zeichnen und Malen: Das trieb er auch jetzt noch alles durcheinander. Er erwog, ob er es ändern könne, und Das war eine Frage, die sich immer wieder meldete, auch wenn sie nach langem Grübeln beantwortet war. Zunächst kam er zu dem Ergebnis, daß er in diesem Mancherlei verharren müsse.

Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen; mein Dasein ist einmal nicht einfach. Nur wünscht'

ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen.

Das Verlangen nach einer einfacheren Lebens-Aufgabe, nach einem besseren Zusammenfassen seiner Kräfte blieb, und auch die bewundernde Liebe zur Meisterschaft, wo er sie in seiner Nähe gewahrte. Unter den Staatsdienern sagten ihm Wenige zu, so daß er von Batty, dem neuesten, sagte: „Das ist mein fast einziger lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Besser sah es mit den Dichtern und Künstlern aus. Mit Wieland mußte sich Goethe zuerst vergleichen, und kein Zweifel, daß Wieland ein Meister war, der Tag für Tag sein Maß recht guter Arbeit zu stande brachte. Seinen satirischen Prosa-Roman ‚Die Abderiten' beendigte er jetzt nach sechs Jahren; es war ein Lustwald für geistliebende Leser. Ganz vortreffliche Vers-Erzählungen ließ er daneben in seinem ‚Merkur' erscheinen, zumeist scherzhafte, aber auch die sehr ernste von ‚Geron dem Adligen'. Auch ein sehr großes Märchen- und Ritter-Epos in gereimten Stanzen nach italienischer Art hatte er schon großenteils fertig; ‚Oberon' war es genannt nach dem König der Elfen, der dem Helden Hüon und seiner geliebten Rezia in schweren Gefahren beisteht. Im Juli 1779 kam der württembergische Hofmaler May nach Weimar, um die Dichter Wieland und Goethe für die Geliebte seines Herzogs, die Gräfin von Hohenheim, zu malen. Als Goethe ihm sitzen mußte, bat er Wieland, ihm durch Vorlesung der ersten Gesänge die Langeweile zu vertreiben, und als es geschah,

lobte Goethe von ganzem Herzen. Es war ein Fest für Beide. Goethe war so amüsabel wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, erzählte Wieland dem gemeinsamen Freunde Merck; „Tag meines Lebens habe ich Niemand über das Werk eines Andern so vergnügt gesehen." Und Goethe schrieb seine Freude über Wielands Können sogar in seinen Kalender: „Es ist ein schätzbar Werk für Kinder und Kenner. Sowas macht ihm Niemand nach! Es ist große Kunst in dem Ganzen, soweit ich's gehört habe, und im Einzelnen."

Einen Andern in Weimar, der mit ganz andern Mitteln fabulierte, in seiner Art aber auch der geschickteste Meister war, kennen wir schon: den Hof-„Ebenisten" Mieding; man konnte ihm zumuten, Alles, was Gott geschaffen, nachzumachen, nämlich so, wie man's auf dem Theater braucht. Und außerdem entstand das kunstvollste Hausgerät in seiner Werkstatt. Jetzt zum Beispiel arbeitete er an einer sehr schwierigen Schreibkommode aus Mahagoni-Holz mit Intarsien; Goethe hatte sie mit ihm in allen Einzelheiten ausgedacht; es sollte ein Geschenk für Frau v. Stein werden.

Noch ziemlich neu im Städtchen war der Hofbildhauer Klauer, der vorher in Berka gewohnt hatte. Er machte alle Stein- und Gips-Arbeiten recht gut und billig: Leichensteine, Gartentische, Konsolen, Postamente, Bilderrahmen, Rosetten, Girlanden, Tapetenleisten. Als Goethe im Sommer 1778 einmal in den Trümmern des abgebrannten Schlosses herumstieg, fielen ihm gewisse behauene Steine von bläulich-grauer Farbe auf; er schickte sogleich nach dem neuen Mitbürger;

Klauer versuchte diese Steine mit seinem Werkzeug und bestätigte, daß es ein ausgezeichnetes Material zu plastischen Arbeiten sein müsse, ein Ersatz für Marmor, der in Thüringen schwer zu beschaffen war. Man forschte nach, woher diese Steine stammen könnten, und entdeckte ihre Heimat im nahen Ilmtale, bei dem Dorfe Ottern. Goethe und Klauer teilten nun die Freude über diese Entdeckung und nahmen sich vor, Kunstwerke daraus zu erzeugen. Noch diesen Herbst ließ Goethe seine Büste von Klauer anfertigen: vielleicht war Das der erste ernsthafte Versuch dieses Mannes in Bildnissen. Am 13ten März 1779 bezeugte dann Goethe in seinem Tagebuch: „Klauers Arbeit gut." Unterdessen hatte er ihm auch schon den sechsjährigen Fritz v. Stein, damit dessen Köpfchen nachgebildet werde, zugesandt; während der Arbeit entstand der Wunsch, den ganzen schlanken Knaben ohne die Hülle der Kleider in Stein zu bannen, um ihn in dieser jungen Gestalt auf die Dauer zu besitzen. Goethe hatte antike Figuren im Sinn, mit denen zu wetteifern sei; Klauer, der Schneiderssohn aus Rudolstadt, war in einer Umgebung aufgewachsen, wo man wohlgenährte Gestalten beneidete und schön fand; er wollte also den Körper des Knaben so rund und voll machen, wie die Posaunen-Engel in den Kirchen. Goethe duldete es nicht, und nun schuf er mit Klauer gewissermaßen diese Figur; Klauer konnte Alles genau so machen, wie er es sich vorgesetzt; also war nur sein Geschmack noch zu bilden. „Er findet doch endlich, Gott sei Dank, an dem schönen Körper ein übergroß Studium", schrieb Goethe in sein Tagebuch; „und da er erst die Figur aus dem Kopf machen wollte, weil der Körper zu mager sei, kann er jetzt nicht genug dessen Schönheit bewundern". Man konnte nicht zweifeln, was diesem höchst geschickten Manne zur höheren Meisterschaft fehle: die Erziehung durch die Antike. Aber es ging nicht an, den fünfunddreißigjährigen Vater einer großen Familie nach Italien zu schicken. So sorgte denn Goethe dafür, daß Klauer sich einige Zeit in Mannheim aufhalten konnte, wo die Antiken-Sammlung des Kurfürsten von der Pfalz vor acht Jahren eine erste Offenbarung und große Freude für Goethe selbst gewesen war.

Ein fertiger Meister in den bildenden Künsten war Kraus. Er zeichnete, malte, radierte Landschaften, Bildnisse, Theaterfiguren, Kulissen, Abbildungen zum ‚Merkur' und tausend andere Sachen: Das konnte nicht alles gleich gut sein, und Vieles ward auch rasch abgetan, als für die Vergänglichkeit bestimmt. Aber man mußte die Breite seines Schaffens, das doch immer den Wünschen und Bedürfnissen der Liebhaber entgegenkam, achten, und manche seiner Arbeiten, zum Beispiel Rhein-Landschaften von der letzten Reise der Herzogin-Mutter und Bildnisse, wo die Dargestellten ihm behagten, gerieten doch auch vorzüglich. Dazu erfreute er als ein angenehmer Gesellschafter, der sich von Jugend auf in höheren Kreisen bewegt hatte, und er gab in einer leichten und bequemen Weise Unterricht in seinen Fächern. Als man ihn, den Gast, im Jahre 1774 für Weimar ganz zu gewinnen strebte, ward von Bertuch die Einrichtung einer Zeichenschule vorgeschlagen, der Kraus als Hauptlehrer vorstehen solle. Diese Zeichenschule kam langsam in Gang; sie

war vorläufig im Fürstenhause untergebracht. 1779 veranstaltete sie am Geburtstage des Herzogs zum ersten Male eine Ausstellung, indem Goethe und Kraus nach dem festlichen Frühstück die besten Schüler-Arbeiten auswählten und zur Besichtigung aufstellten. „Es wird gut, weil's angefangen wird, als wär's gar nichts", schrieb er in sein Tagebuch. Und der Freundin meldete er nach Kochberg, daß ihr Karl und Kästner auch kleine Preise davongetragen hätten.

*

Goethe wußte selber am besten, wie gering seine Kräfte im Verhältnis zu den Aufgaben der Weimarischen Staatsverwaltung waren. „Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken", schrieb er nieder, „und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen!"

Seine gute Meinung über das geistige Wachstum des Herzogs ließ ihn immer wieder ausharren, und ebenso stärkte ihn das vollkommene Vertrauen, das der Herzog auf seine Gesinnung sowohl wie seine Fähigkeiten setzte. Immer können auch diese besten Freunde nicht einig sein; Goethe kämpfte gegen die militärischen „Makaronis" des jungen Herrn an, gegen sein gelegentliches Verlangen, es den großen Fürsten gleich zu tun, gegen seine Unvorsichtigkeit, sein Zu-viel-Sprechen in

der ersten Aufregung. Der Herzog nahm den Tadel gut auf, blieb aber manchmal auch seiner Meinung. Er widerstand namentlich, als Goethe den Abgang des ersten Ministers anstrebte; Karl August wollte gegen einen so verdienten Mann weder undankbar sein noch scheinen; also mußte sich Goethe darein finden, daß seine Hoffnung auf angenehmere Gesellschaft im Geheimen Konsilio scheiterte. „Wieder Streit mit dem Herzog über seinen Fritsch", steht in Goethes Kalender in den letzten Tagen des Juli.

Und am 28sten August: „Zum Geburtstage frei und froh; nachmittags sagte mir der Herzog seine Gedanken über Schnaußen und meinen Titel." Karl August hatte sich nämlich entschlossen, an seinem eigenen Geburtstage, am 3ten September, drei neue Geheime Räte zu ernennen: Goethe, seinen Kollegen Schnauß und den Konsistorialpräsidenten v. Lyncker. Schnauß war 59, Lyncker 53 und Goethe 30 Jahre alt. „Es kommt mir wunderbar vor, schrieb Goethe nach Kochberg, „daß ich so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Teutschland erreichen kann, betrete".

Neuntes Kapitel

Mit dem Herzog in die Heimat

September 1779

Seine Eltern zu besuchen, hatte Goethe immer wieder aufgeschoben. Er mochte wohl nicht gern in Frankfurt erscheinen, so lange an seiner Lage und seinem Auftreten in Weimar noch so viel gemäkelt wurde und er selber nicht versichern konnte, daß Alles gut stehe. Er scheute sich vor dem Vater, denn Dieser war mit zunehmendem Alter immer mürrischer, grämlicher und geiziger geworden und war auch gar nicht damit zufrieden, daß sein hochbegabter Sohn die kräftigsten Jahre als Günstling eines kleinen Fürsten verbrachte, wobei man noch Geld zusetzte, statt die Zukunft zu sichern.

Im Frühjahr und Sommer 1779 fühlte sich Goethe endlich so wohl und sicher, daß er der ihrer Tochter beraubten Mutter jetzt die Freude machen mußte, den Sohn in die Arme zu schließen. Ein Besuch seines Vetters Melber, der im Februar durch Weimar kam, und nachher, im Juni und Juli, die Erzählungen Mercks hatten ihm die heimischen Menschen auch wieder so nahe gebracht, daß er nun nicht mehr zögern

Eisenach

Nach einem Stich des 18. Jahrhunderts in der Landesbibliothek Weimar

JOHANN REINHOLD FORSTER
JOHANN GEORG FORSTER

Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

wollte. Ende Juli entschloß er sich zur Reise nach Frankfurt.

Als er dem Herzoge von diesem Urlaub, den er demnächst begehre, redete, bekam Dieser gleichfalls Lust, nach Frankfurt zu reisen, sich dort im Meßtrubel umzusehen und von da aus seine Verwandten in Darmstadt und Homburg zu besuchen. War man so weit, so konnte man auch die schönen Gegenden am Rhein und überhaupt Alles sehen, was die Herzogin-Mutter von ihrer letzten Reise rühmte; als Ziel ließ sich Düsseldorf denken, nämlich die dortige herrliche Bildergalerie des Kurfürsten von der Pfalz. Wedel sollte auch mitreisen: so waren drei frische junge Männer beisammen. Der Herzog würde unter einem angenommenen Namen gehen, wo man ihn nicht von Person kannte: man wollte Vergnügen einheimsen, nicht Ehren.

Am 9ten August fragte Goethe bei seiner Mutter an, ob sie ihr Haus für einige Wochen als Hauptquartier der drei Reiselustigen hergeben möge.

Wir würden bei Euch einkehren, wenige Tage da bleiben, um den Meßfremden auszuweichen, dann auf dem Wasser weitergehn, dann zurück kommen und bei Euch unsre Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. Wenn Sie Dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist Dieses eigentlich das Tüpfchen auf's i Eures vergangenen Lebens, und ich käme das erste Mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde[1], so wollt' ich nichts, als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten, uns zu empfangen und Gott

[1]) Jeremias 31, 5. Vgl. Bd. I S. 307 dieses Werkes.

zu danken, der Euch Euren Sohn im dreißigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen läßt. . .

Das Unmögliche erwart' ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben, und — so sei's! Ich will gern von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie möcht' ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen.

Ich habe Alles, was ein Mensch verlangen kann: ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurück kehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet.

Die Mutter antwortete ihm ganz so, wie er es sich gewünscht hatte, und ihre Vorfreude machte auch die seinige höher flammen. Nun schrieb er ihr Näheres. Sie sollte durchaus das Geheimnis wahren, denn der Herzog wollte zwar zur Messe in Frankfurt sein, aber seinen Tanten und Vettern zunächst ausweichen, und deshalb auch nach wenigen Tagen Rast auf dem Main und Rheine weiter schwimmen. Erst nach der Rückkehr von dieser Wasserreise wollte dann der Herzog sowohl wie Goethe die Bekannten begrüßen.

Unser Quartier wird bestellt, wie folgt: Für den Herzog wird im kleinen Stübchen ein Bette gemacht, und die Orgel, wenn sie noch da stünde, hinausgeschafft; das große Zimmer bleibt für Zuspruch und das Entree zu seiner Wohnung. Er schläft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke. Das Kaminstübchen wird für seine Bedienung zurecht gemacht, ein Matratzen-Bette hinein gestellt.

Für Herrn v. Wedel wird das hintere graue Zimmer bereitet, auch ein Matratzen-Bett usw. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack usw., wie dem Herzog.

Essen macht Ihr mittags Vier. Essen, nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern Eure bürgerlichen Kunststück auf's beste. Was Ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt, wird gut sein . . .

*

Am 11ten September war zum Abschied im Fürstenhause „ein Dejeuner vor sämtliche Noblesse“ mit anschließendem Ball: von diesem Balle fuhren der Herzog, Goethe und Wedel nach Ettersburg hinauf, und von da am nächsten Morgen nach Erfurt und weiter.

Nicht alle Wünsche, die den Reisenden folgten, waren freundlich. Die Beförderung Goethes, der kaum im Staatsdienst zu arbeiten angefangen hatte, zum höchsten Beamten-Range mißfiel, ärgerte, empörte fast überall, und diese Reise schien erst recht ein Beweis, daß der Poet aus Frankfurt den Herzog von Weimar nach Belieben drehen und schieben, vielleicht auch an der Nase führen konnte. Wieland schrieb es an Merck: „Das Publikum ist dieser an sich selbst so simpeln und natürlichen Exkursion selber unglaublich intrigiert und das odium Vatinianum[1]) fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leids getan hat, ist, seitdem er Geheimer Rat heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wut grenzt.“

[1]) Anspielung auf die Heftigkeit von Ciceros Haß gegen Vatinius, einen Anhänger Caesars.

Die Reisenden zogen indes ins weite Land hinaus. In Gotha speisten sie mit dem dortigen Dichter und Theatermann Gotter. Von da ging es in einem Postwagen weiter. In Eisenach wurden abends noch die höchsten Staatsdiener besucht; zufällig war auch der Maler Kraus im Gasthof, der viel vom Gräflich Werthernschen Paare in Neunheiligen bei Langensalza erzählte. Er war schon Lehrer und Freund der Gräfin gewesen, als sie noch eine Freiin vom Stein auf Nassau war; jetzt hatte sie sich mit einem höchst wunderlichen Manne abzufinden. Das Paar war neulich am weimarischen Hofe erschienen, und seitdem verehrte der junge Herzog diese Gräfin fast in der Art des mittelalterlichen Minnedienstes.

In Eisenach begegneten sich die Herren auch mit ihren Dienern, die die Pferde herangebracht hatten, denn von hier aus wollte man die Reise zumeist zu Pferde machen. Der Herzog nahm seinen Kammerdiener Wagner und seinen Reitknecht Blochberg mit, Wedel einen seiner Jäger, Goethe seinen Hausmeister Philipp, der auf diese Weise seine Vaterstadt wiedersehen sollte, und als zweiten Diener den jungen Sutor. Übrigens reiste Goethe in den nächsten Tagen mit dem Oberforstmeister v. Wedel und dem Kammerherrn v. Wedel: der Herzog lieh sich nämlich die eine Wedelsche Hälfte, den Oberforstmeister; es machte ihm Spaß, gerade diesen Namen zu wählen.

Am 13ten September ritten sie vormittags bis Bischhausen; dann fuhren sie mit dem Postwagen, der zwischen Fulda und Kassel verkehrte, nach jener kurfürstlichen Residenz; daß unter diesen jungen Post-

reisenden ein deutscher Reichsfürst sei, ahnte in Kassel Niemand. Sie konnten sich also die Sehenswürdigkeiten, die allen Dreien noch unbekannt waren, recht behaglich besehen: Gemälde-Galerie, Kunstkabinett, Sammlung der Altertümer, Orangerie, Auegarten und in der Nähe den Weißenstein mit dem Winterkasten, die später Wilhelmshöhe und Oktogon genannt wurden. Drei Tage blieben sie. Der Bildhauer Nahl wurde aufgesucht; er arbeitete an einem großen Standbilde des Landgrafen Friedrichs des Zweiten, das auf einem öffentlichen Platze schon bei Lebzeiten dieses Herrn aufgestellt werden sollte. Der Maler Tischbein rühmte die Herzogin Amalie von Weimar und ahnte nicht, daß ihr Sohn seine Worte hörte. Eine andere Bekanntschaft, die man zu machen wünschte, war diejenige mit Georg Forster, den Jacobi neulich an Goethe empfohlen hatte; man bat ihn zum Essen in den Gasthof. Dieser junge Mann von fünfundzwanzig Jahren hatte schon sehr viel erlebt. Als Kind hatte er seinen Vater durch das weite russische Reich begleitet; in den ersten Jünglingsjahren als Gehilfe seines Vaters die dritte große Entdeckungsreise des berühmten Kapitäns Cook von 1772 bis 1775 mitgemacht und war nun einer der Wenigen, die von den Ländern, Menschenarten, Tieren und Pflanzen der Südsee erzählen konnten; hier in Kassel war er als Lehrer der Naturwissenschaft an der Ritter-Akademie angestellt: schon durch dies ungewöhnliche Lehrfach wäre er merkwürdig gewesen! Man plauderte einen Abend lang zusammen, und Forster, der wacker ausgefragt wurde, merkte gleichfalls nicht, daß hinter dem kleinen Oberforstmeister v. Wedel der

weimarische Herzog steckte; er ließ sich also auch recht treuherzig über die Fehler der großen Herren aus. Am übernächsten Tage wurde er wieder zum Mittagessen gebeten: jetzt wußte er Bescheid. „Goethe ist ein gescheuter, vernünftiger Mann, der wenig Worte macht, gutherzig, einfach in seinem Wesen" so berichtete er seinem Vater; „der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, sehr einfach ist und gescheute Fragen tut."

Am 16ten fuhren die weimarischen Herren wieder mit der Post von Kassel ab. In Wabern stiegen sie zu Pferde. Es war sehr schönes Wetter. Am Abend des nächsten Tages erreichten sie Gießen, wo sie in der Post einkehrten. Nun waren sie in dem Bezirke, den Goethe aus jüngeren Jahren kannte: Freund Höpfner lebte freilich nicht mehr hier, und die andern Professoren aufzusuchen, lohnte nicht. Das Mittagessen des folgenden Tages ward in Friedberg gehalten; ein höchst neugieriger Wirt, ganz so ein Kerl, wie ihn Goethe in den ‚Mitschuldigen' abgebildet hatte, belustigte sie mit seinen Versuchen, den Herren „die Würmer aus der Nase zu ziehen". Für solche Fälle war Wedel der brauchbarste Gesellschafter. Harmlos im Innersten, verstand er es doch vorzüglich, die Narren in höheren und niederen Ständen zu schrauben; er ließ sich verspotten, spottete auch selber über sich, brachte aber auch die lächerlichen Seiten der Andern in helles Tageslicht.

Als sie nach dem Abschied von diesem „Söller" dann wieder auf den Pferden saßen und nun ihrem ersten großen Ziele sich näherten, fiel ein Gedanke wie vom

Himmel auf sie: Wir sollten doch von Frankfurt aus viel weiter reiten als nur bis Düsseldorf! Der Herbst ist so herrlich und das Reisen jetzt so lustig wie noch nie! Wir könnten zum Beispiel den Rhein hinauf reiten statt abwärts und dann in die Schweiz hinein, auf die Berge hinauf, wo Erde und Himmel sich berühren! — Und kaum gedacht, war es beinahe auch schon beschlossen.

Abends langten sie bei einem wunderbaren Nordlicht in Frankfurt an. Sie stellten ihre Pferde im Gasthof unter und gingen zum Großen Hirschgraben, der Herzog voraus. Er klingelte an der Tür, die man ihm gewiesen, und ward von der Magd in die blaue Stube geführt; Goethe aber kam gleich hinter ihm. Die Frau Rat saß an ihrem runden Tische: die Tür geht auf, die Rätin erhebt sich, und da hat sie auch schon ihr Hätschelhans in seinen Armen. Frau Aja war wie betrunken, wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte, ob sie auch den Herzog küssen durfte und den schönen Kammerherrn v. Wedel, der unterdessen auch eingetreten war. Auch der alte Vater kam nun

Frankfurt a. M. im Jahre 1777
Nach einer Radierung von J. J. Koller

herunter; „mir war angst, er stürbe auf der Stelle“, meinte Frau Rat, aber auch der Vater war lieb und freundlich. Der Unterschied der beiden Eltern war freilich sehr groß. „Meinen Vater hab' ich verändert angetroffen“ berichtete Goethe nach Kochberg; „er ist stiller, und sein Gedächtnis nimmt ab; meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“

Drei Tage blieben die jungen Männer in Frankfurt. Die Messe war nicht sehr lebhaft, von bekannten vornehmen Leuten traf man nur Diedes. Sie gingen ins Konzert, in die Komödie, ins Vauxhall; Goethe suchte seine Verwandten und Freunde auf, und sie kamen zu ihm: die Großmutter Textor, die Tanten und Oheime von der Mutter Seite. Auch die „Samstagsmädel“ und andere Freundinnen der Frau Rat blieben nicht aus; sie wollten alle des Goethe seinen Herzog sehen und warteten mit Schmerzen, bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunterkam, sich von Allen beschauen ließ und mit Einem und dem Andern freundlich redete. Und sie wollten auch den Wolfgang sehen, der nun schon ein Geheimer Rat hieß, und den Herrn v. Wedel, der schöner sein sollte als alles frankfurtische Mannsvolk. Und die „hochadligen Fräulein Gänschen brüsteten sich“, um recht die Aufmerksamkeit dieser Gäste zu gewinnen. Am glücklichsten aber war die Mutter, daß sie ihren Sohn ohne Sorgen beschauen durfte.

Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden. Sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben. Alle fanden in ihm den alten Freund wieder.

Katharina Elisabeth Goethe

Johann Caspar Goethe

Nach den Biskuit-Reliefs von Joh. Peter Melchior 1779 im Goethe-Nationalmuseum Weimar

Anna Amalie, Herzogin von Weimar
Nach einem Gemälde im Wittumspalais

Mich hat's in der Seele gefreut, wie lieb ihn Alles gleich wieder hatte.[1])

Noch sei ihr Plan unbestimmt, schrieb der Herzog am 19ten heim; aber dann kam auch Merck von Darmstadt herüber und als er von dem größeren Vorhaben

Goethes Vater
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

hörte, redete er mit Eifer vom Genfer See und den Gebirgen ringsum, und nun, am 21ten, eröffnete es Karl August nach Weimar: ihr Ziel heiße nicht mehr Düsseldorf, sondern S C H W E I Z. Und diesen Mittag ziehe man ab. „Hier ist's uns erstaunlich wohl gegangen“, fügte er hinzu. „Die alte Mutter habe

[1]) Elisabeth Goethe an Herzogin Amalie.

ich erstaunlich liebbekommen, und ich denke, sie mich auch."

Der Vergnügteste war auch hier Moritz v. Wedel; hier in Frankfurt erfand er für sich den Titel eines Groß-Enthusiasten und bewahrheitete ihn gegenüber der Mutter Aja und gegenüber dem herrlichen Wildbraten, den sie ihren lieben Söhnen zum Abschied vorsetzte.

*

Am 21sten ritten sie bei mäßigem Regen von Frankfurt ab. An Darmstadt zogen sie inkognito vorüber; nur an Mosers Garten und in die Krappfabrik führte sie Merck, der sie dann auch noch bis Eberstadt begleitete, wo er ihnen am andern Morgen gutes Glück in den Schweizer Bergen wünschte.

Unsere weimarischen Herren ritten nach Weinheim weiter; dort nahmen sie, um diesen Tag noch nach Heidelberg zu kommen, einen zweisitzigen Wagen; der Herzog und Wedel setzten sich darein, Goethe hielt sich auf einem Balken, und so rollten sie durch die Landschaft, deren Schönheit und Fruchtbarkeit sie immer mehr begeisterte. Gerade dieses Jahr gab es eine unglaubliche Menge Obst.

In Heidelberg hielten sie vor dem Roten Ochsen. Am andern Morgen stiegen sie zur Burgruine hinauf; Goethe zeichnete sie, während seine Freunde in den Trümmern herumkrochen. Daß er auch seine vormalige Freundin, die männliche Jungfer Delph besuchte, dürfen wir nicht bezweifeln.

Am andern Tage ritten die Herren zuerst nach Schwetzingen, um die oft gerühmten, oft getadelten

kurfürstlichen Gartenanlagen zu besehen; dann ging es quer über das Rheinthal nach Speyer. Am Flusse angelangt, mußten sie auf die Fähre warten, die sie und ihre Pferde hinüber brachte. Goethe zeichnete unterdessen die gegenüberliegende Stadt rasch ab und begann auch einen Brief an die Freundin, für die das Bildchen bestimmt war. „Wir streichen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Welt hin": so empfand er dieses Fahren und Reiten der letzten Tage jetzt.

Auf diesem Wege rekapitulier' ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alte Bekannte wieder: Gott weiß, was sich am Ende zusammen summieren wird!

In Speyer ward der Domherr v. Beroldingen aufgesucht, ein großer Kunstfreund und Sammler. Karl August war kürzlich durch Merck, der gern allerlei Geschäfte in Kunstsachen vermittelte, in den Kreis dieser Liebhaber mit eingetreten, und Goethe gehörte nach seinen beschränkten Mitteln gleichfalls dazu. Beroldingen lud die Herren an seinen Tisch; es war Freitag, aber man verstand hier sehr gut zu fasten. Dann wurden die Mappen aufgetan; in der Verehrung Albrecht Dürers war man sich besonders einig. Die Reisenden besuchten auch den Dechanten des Doms, der manche gute Gemälde besaß; die Landschaften besah Goethe am aufmerksamsten: er hoffte immer noch für sein eigenes Zeichnen aus solchen Bildern Lehren oder Aufschlüsse zu gewinnen. Der Dom durfte nicht unbesehen bleiben; er war 1689 von den französischen Verwüstern der Pfalz in Brand gesetzt und darum halb alt, halb neu: die Ausmalung und neue Aus-

stattung mißfielen. Der Domschatz enthielt sehr alte Meßgewande, „wo jeder Künstler sein ganz Talent dem Priester auf den Rücken gehängt hat“; eigentlich hatte man hier eine altdeutsche Malerei vor sich.

Erst des Abends fuhren die weimarischen Herren ab, zu Wagen oder im Schifflein, bei schönem Mondschein; die Pferde waren vorausgeschickt. Um Elf erreichten sie Rheinzabern am Erlebach, ein uraltes Städtchen im Amt Germersheim.

Den nächsten Morgen traten sie in's Elsaß ein. Das Wetter war immer noch warm und heiter; die herbstliche Natur trug noch keine Zeichen des nahen Verfalls; man ritt durch liebliche Landschaften, sah ein idyllisches Bild nach dem andern. Auch wer nicht sentimental angelegt ist, denkt sich unwillkürlich als einen stillen Bewohner dieser friedlichen Welt.

Ein ungemein schöner Tag. Eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- und Eichenblatt gelb, die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit: Ein milder willkommner Atem durch's ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauernhaus mit Reben bis unter's Dach; jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft, weich, warm, feuchtlich: man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.

Für die Freundin schrieb er dies Stimmungsbild auf, als sie in Selz die Mittagsrast hielten.

Wollte Gott: wir wohnten hier zusammen! Mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen.

Man ritt auf der großen Landstraße weiter, die hier den Rhein begleitet. Jetzt an den Hagenauer Wäldern vorbei. Und dann, als es dunkelte, fühlte

sich Goethe in der Nähe von Sesenheim, in der Nähe Friederikens, die noch ledig und zu Hause lebte. Er sonderte sich ab von den Freunden, die auf der großen Straße weiterritten; sie wollten in Drusenheim, einem Dorfe, das dem Schwiegervater des Herzogs gehörte, zur Nacht bleiben; ihn aber zog es zu jener einst so freundlichen Familie.

Im Mondenscheine ritt er in das stille Dorf. Er stieg vor dem Pfarrhause ab: acht Jahre waren vergangen, seitdem man ihn hier gesehen. Aber gar freundlich kamen ihm die Pfarrersleute entgegen, als sie ihn erkannten, und nun war auch ihm bei den guten Menschen gleich wieder heimelig.

Mit Riekchen begegnete er sich auf einer Türschwelle, als er hinein- und sie heraustreten wollte, so daß sie fast mit den Nasen auf einander stießen. So lachten sie sogleich, und dann sah sie ihn so lieb und auch so ruhig an, daß ihm gar wohl wurde. Ihm war es bewußt, daß dies Mädchen ihn in jener Studentenzeit schöner geliebt, als er es verdiente, schöner auch als Andere, denen er mehr Dienst gewidmet hatte. Sie war damals bedenklich krank gewesen, so daß man für ihr Leben sorgte; er sprach von dieser Krankheit: sie hatte sie überwunden, nur zuweilen ward sie noch daran erinnert. An den vormaligen Liebestraum rührte sie mit keinem Worte; sie behandelte den Gast nur als einen guten Freund, der sich wieder einmal sehen ließ. Von Lenz ward viel geredet, und so von allen gemeinsamen Bekannten.

Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond.

Ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte. Der Barbier mußte auch kommen. Ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte. Wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig. Man fand, ich sei jünger geworden.

Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnen-Aufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet: daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

*

Am nächsten Tage, Sonntags, langten die Reiter kurz vor Mittag in Straßburg an. Ihr Quartier nahmen sie im „Raben". Auch hier hatte Goethe seinen besonderen Weg, und wiederum zu einer vormals Geliebten, mit der er noch nicht ganz im Reinen für ein gutes künftiges Verhältnis war. Lilli hatte, nachdem ihre erste Verlobung gescheitert war, trotzdem nach Straßburg geheiratet, den Wechselherrn Bernhard v. Türckheim, einen sehr angesehenen und wohlhabenden Mann. Goethe traf ihn nicht an, denn er war gerade verreist; dagegen mußte er sich mit Lillis Mutter begrüßen, die ihn einst schnöde behandelt hatte; sie war aus Frankfurt hergereist, weil ihre Tochter kürzlich ihr erstes Kindchen gehabt hatte. Lilli aber trat ihm jetzt als schöne, junge Frau entgegen, glücklich über ihr Mädelchen, das jetzt sieben Wochen alt war, mit Liebe von ihrem braven Gatten sprechend und stolz, daß sie nun ihrem alten Verehrer Goethe ihr stattliches Haus zeigen konnte. Er mußte auch sogleich zu Tisch bleiben; der Mutter Schönemann war der Herr Goethe nun auch recht; sie sah ja ihre Tochter unter Ihresgleichen in Sicherheit.

Nachmittags bestieg Goethe mit dem Herzog das Münster; auch gingen sie in die Thomaskirche, das berühmte Denkmal des Marschalls von Sachsen zu sehen. Dann suchte der Herzog, der zu seiner Freude hier nirgends erkannt wurde, obwohl er doch schon zweimal sich in Straßburg aufgehalten hatte, seine jungen hessischen Schwäger auf, die hier immer noch mit ihrem Erzieher lebten. Abends gingen sie alle in die Komödie, wo eine Oper von Pasiello, L'Infante de Zamora gegeben wurde. Wedel war ganz hingerissen von einer schönen Sängerin, die in spanischen Mannskleidern spielte und deren Gestalt und Gesang ihn wieder einmal zum Groß-Enthusiasten machte. Der Herzog hatte den größten Spaß an seines Lieblings verzückten Reden und seinen Bemühungen, den Gesang der Schönen nachzuahmen. Goethe aber ging nach dem Theater noch einmal zu Lilli, denn er hatte versprochen, auch das Nachtmahl bei ihr zu essen. In schönem Mondschein schritt er dann durch die alten Gassen zwischen den hohen Häusern zum Gasthofe zurück. Wie froh und dankbar war er, wenn er diese letzten Tage überdachte!

*

Die nächste Station dieser Pilgerfahrt hieß Emmendingen. In Kehl stiegen die Herren am Montagmorgen zu Pferde; mittags waren sie in Dinglingen,

abends am Ziele. Goethe sah Schlossers bekannten Haushalt, nur daß statt seiner kränkelnden Schwester jetzt die vollkräftige Fahlmer hier waltete. Die beiden Freundinnen Gerock waren immer noch da. Korneliens hinterlassene Kinderchen waren schön, munter und gesund: Der Herzog und Schlosser verstanden sich recht gut miteinander. Man ging zusammen zur großen Ruine Hochberg hinauf und aß saure Milch auf dem zugehörigen Vorwerk, das von Wiedertäufern bewirtschaftet wurde. Man konnte auch in Schlossers eigenen Gartenanlagen spazieren gehen. Immer wieder staunten die an Thüringen gewöhnten Augen über die Fruchtbarkeit des Bodens hierzulande. Von der Übermenge des Obstes waren die Bäume fast zerrissen.

Schlosser
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Schlossers Haus war groß und wohlhabend, denn die neue Frau hatte neuen Reichtum zum alten guten Einkommen gebracht. Goethe, der hier seinen Brief an Frau v. Stein vollendete, empfand und sagte von den vier Erwachsenen, die er hier wieder fand: sie seien ihm so nah wie sonst.

Über eine recht verdrießliche Sache mußte er allerdings mit der Schlosserin auch reden. Wir erinnern uns, daß sie mit Fritz Jacobi bluts- und herzensverwandt war und Goethes Verhältnis zu ihm in seiner ganzen Entwicklung mit erlebt hatte. Dieser Freund war durch Goethe selbst zum Schreiben verführt worden, und es machte ihm nun ein großes Vergnügen. Seinem ersten Romane ‚Allwill' hatte er kürzlich einen zweiten folgen lassen; Stücke davon waren unter dem Titel ‚Freundschaft und Liebe, eine wahre Geschichte' schon vorher im ‚Merkur' erschienen; als Ganzes hieß der Roman: ‚Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte'. Es war eine halbgute Dichtung: gerade über das Halbgute aber ergrimmte Goethe leicht. Woldemar, ein wunderbarer Mann von dreißig Jahren, kehrt zu seinen Verwandten zurück und wird dort mit Henrietten, der Schwägerin seines Bruders, sehr vertraut. Sie sprechen sich aus. „O du Eine, du Meine!" ruft er aus, als bei einer Gelegenheit die volle Gleichheit ihrer Gesinnung zutage tritt. Nun vermutet der Leser, daß die Beiden sich heiraten werden, da nicht das geringste Hindernis vorliegt; aber den Jacobischen Paradiesvögeln kommt kein Gedanke an das Ehebett; sie werden sich gar nicht bewußt, daß sie verschiedenen Geschlechtes sind. Sondern:

Es dauerte keine zwei Jahre, da waren beide Seelen so ganz voneinander durchwittert, waren miteinander in so geheime durchgängige Befassung geraten, daß sie nie in Etwas sich mißverstanden. Woldemar erlaubte sich nun gegen seine Freundin nicht die kleinste Zurückhaltung mehr; er wollte nicht höher bei ihr gelten als seinen innerlichen Wert, und da sie ihn so gut zu fassen imstande war, als er nur selber

mochte, so sah er keinen Grund, ihr Irgendetwas zu verhehlen. Sie durfte so leise in sein Zimmer treten, als sie Lust hatte, und bei jedem Geschäfte ihm über die Achsel gucken. Wenn er verreist war, erbrach sie alle seine Briefe ohne Ausnahme, die an ihn kamen, und beantwortete viele davon, auch die von dem vertrautesten Inhalt, an ihres Freundes Statt.

Woldemar fühlte sich wie neugeboren: alle Menschen waren ihm lieber, und er war es allen Menschen und sich selbst. Es konnte nicht fehlen: nachdem er einmal in ein Geschöpf ein unumschränktes Vertrauen gesetzt hatte, daß die ganze Gattung dabei gewinnen mußte.

So genossen sie das Sublimierteste der Ehe ohne Ehe und pflückten süße Datteln von den Fichten. Auf den Einwand der Leser, daß solche Menschen und Verhältnisse nicht möglich seien, hörte man die Antwort des Verfassers: „Bei Euch vielleicht nicht, ich aber habe es erlebt."

Daß diese „Seltenheiten aus der Naturgeschichte" beständig in Gefühlen schwelgten, die mit ihrer Freundschaft zu tun hatten, gehörte zur Sache; Werther war im Vergleich zu ihnen ein roher Barbar. Und das blieb auch so, als diese Henriette ihren teuren Woldemar an ihre Freundin Alwine verheiratete und er ein glücklicher Ehemann wurde. Die drei lebten nun als eine dreieinige Seele. Man hörte wieder den Fritz Jacobi beteuern: „Ich spreche aus Erfahrung!" Wenn aber einmal ein unfreundlicher Hauch diese Freundschaft anwehte, so zitterten die Edlen alle drei; doch nein: „zittern" ist zu schwach, sie standen am Abgrund der Verzweiflung. Woldemar erfährt, daß Henriette ein Geheimnis vor ihm hatte. „O, ich bin ihr nicht, was ich dachte!" schreit er auf.

Er fuhr in die Höhe, stieß in der Angst, um sich zu betäuben, allerhand Töne aus der Brust, zerdrückte mit beiden Händen sich die Stirne, krümmte sich ineinander, wußte nicht zu bleiben.

Wir wissen, wie gerade der Dichter ‚Werthers' seit Jahren gegen solche Gefühlsschwelgerei ankämpfte; hier hatte Goethe aber noch persönlichste Gründe zu Widerspruch und Abwendung. Er mußte an sein eigenes brüderliches Verhältnis zu Charlotte v. Stein denken; also fühlte er seinen und ihren Unterschied von dem Woldemar und der Henriette, die Jacobi pries. Und ferner: Jacobi hatte ihn zu seinem geliebtesten männlichen Freunde erwählt gehabt; hier las man nun, was er von der Freundschaft forderte: eine Seelengemeinschaft, ein Teilen aller Gedanken und Gefühle durch viele Jahre, auf Lebenszeit. Goethe hatte solchen Phantastereien entsagt und sich zur wirklichen Menschlichkeit entschlossen; dies verstiegene Wesen Jacobis haßte er jetzt und nannte es mit einem Worte: Prätension.

Es ereignete sich nun, als man an einem schönen Sommertage nach der Mahlzeit oben auf Ettersburg in vergnügtem Kreise beisammen saß und eben noch die Weinflaschen austrank, daß Jacobis Roman aufs Tapet kam und ein allgemeines Spotten und Höhnen über solchen unerhörten Seelenadel anhub. Da stand Goethe auf, sinnlich, wie er war, und vielleicht angeheitert, hielt eine Rede über Woldemar, schilderte ihn als einen Verbrecher und kam zu dem Schlusse, daß dieser Schuft, dieser Halunke das Leben verwirkt habe: der Teufel müsse ihn holen! Das Buch aber gehöre

an den Pranger; da möchten es Wind und Wetter zerzausen.

Gesagt, getan! Man zog zu einer nahen Eiche und nagelte das Buch, aufgeschlagen, oben am Stamme auf: so wie der Bauer einen erwischten Raubvogel mit ausgebreiteten Flügeln ans Scheunentor nagelt. Es war ein Scherz, weiter nichts, und Goethe hielt sich nach wie vor für Jacobis Freund, nur daß die Freundschaft jetzt ruhte, wie das den besten Freundschaften wohl geschehen mag.

Aber es fanden sich Klätscher, die dieser übermütigen Stunde, in der Gott Bacchus regiert hatte, Dauer verliehen, und die Klätscherei ward bis in Jacobis Stube getragen. Diesen mußte sie nun freilich tief verwunden. Er gab in jenem Buche sein Innerstes und Bestes: eben das war nun verhöhnt. Und wo und von wem? Gerade in jenem Kreise, den er sich als Verein seiner Freunde gedacht hatte. Die Herrin auf Ettersburg, Herzogin Amalie, war mit Einsiedel und ihren Hofdamen voriges Jahr bei ihm gewesen; Wieland stand ihr sehr nahe, und Goethe! Diese Menschen hatten ihn, sein Herz, sein höchstes Streben, verlacht; sie hatten ihn so mißachtet, daß sie ihn öffentlich dem Gespötte preisgaben, öffentlich, denn sonst wäre ja das Gerücht nicht bis zu ihm gedrungen. Frau v. La Roche fragte der Sicherheit halber bei Wieland an, ob diese Geschichte wirklich wahr sei; Wieland konnte es nicht leugnen und wies es nur mit Entrüstung von sich, daß man ihn fähig gehalten, an den Ettersburger „Polissonnerien" beteiligt zu sein; seine Entrüstung war echt, denn kürzlich war auch seine geliebte ‚Alceste' von

den Ettersburgern ganz ähnlich verspottet worden wie Jacobis Roman, und man hatte ihm sogar zugemutet, über die schlechten Witze mitzulachen.

Nun schrieb Jacobi an Goethe einen sehr ernsten Brief. Er fragte der Form halber, ob das ihm Berichtete wahr sei. Dann erinnerte er ihn an einen Vorfall vom April 1775, wo Goethe sich mit Unrecht über Jacobis Unglauben an ihn beklagt habe.

Hätte mir zu jener Zeit ein solches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angespien hätte ich Den, der es geglaubt hätte! Aber seit jenen sind viel andre Tage gekommen. Ich brauche Dir Dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten konnte, erwarten mußte und was alles nicht geschehen ist. Je mehr ich hin und her sinne und mein Gedächtnis erwacht, je tiefer ich, Alles zusammennehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache, wovon die Rede ist, wenigstens eine mögliche Sache sei. Und das wäre vielleicht genug, um mein Herz von Dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen, die gewesen sind!

Er betonte, daß ihm nicht einfalle, sein Buch als ein Schriftstellerwerk dem Tadel eines Berufenen zu entziehen, aber Goethe habe sich gegen den Verfasser als Menschen gewandt.

Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im „Woldemar" mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müßte es mich freilich unendlich schmerzen, wenn Du sie ausgerufen hättest . . . Ich dächte aber, Du müßtest Dich erinnern, wieviel geneigter ich bin, den ersten besten Klotz, als mich selber, anzubeten . . .

Goethe werde auf seinen Brief nicht antworten wollen, schloß er; ein Stillschweigen von drei Wochen werde ihm dann Bescheid genug sein.

Diesen bösen Brief erhielt Goethe im Vaterhause zu Frankfurt, wo ihm Fritz Jacobi einst der liebste Gast gewesen war. Schriftlich antworten mochte er freilich nicht. Er wollte in Emmendingen mit der alten Freundin reden, die immer die Dritte im Bunde gewesen; so werde es sich schon wieder einrenken, vertraute er.

Kaum dort angelangt, erzählte er der Schlosserin von Fritzens scharfem Briefe und dem Vorhergegangenen; sie hatte noch nichts davon gehört. Es sei allerdings wahr, daß er mit dem „Woldemar" seinen Mutwillen getrieben habe. So schöne Dinge, soviel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte, nicht leiden. Und wie lieb ihm der Verfasser sei, so habe er dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß, zu parodieren, sobald es ihm einmal eingefallen sei, daß Woldemar offenbar vom Teufel geholt werden müsse. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei dies unausbleiblich. Diesen Witz habe er nicht bei sich behalten können[1]).

[1]) Die Herzogin Amalie hatte damals mit Hilfe Bodes, des ehemaligen Buchdruckers, sich auf Ettersburg eine Hand-Druckerei eingerichtet, worauf Scherze für Freunde hergestellt wurden. Ende 1779 war es „Das Buch vom schönen Wedel", worin in biblischem Tone diesem Freunde eine derbe Lügengeschichte über seinen Aufenthalt in Straßburg angeheftet wurde, — wir sprachen eben von jener Sängerin, die zur Heldin dieses Heftes ward — und als Nachwirkung von Goethes Reden über den „Woldemar" ein Büchlein, dessen eine Vignette den Teufel zeigt, der mit Jacobis Kopf zur Hölle fährt. Der Titel war: „Geheime Nachrichten von den letzten Stunden Woldemars, eines berüchtigten Freigeistes,

Goethe sprach ganz arglos von dieser Geschichte: Dergleichen Spiele der Phantasie dürften nicht ernsthaft angesehen werden; so ein launiges Treiben sei ja eine ganz abgesonderte Sache. Er schwur: Jacobi hätte ruhig dabei sein dürfen, und, wenn er dabei gewesen, so hätte er es auch verstanden, wie es gemeint sei, und wäre ganz bereit gewesen, die Sache einmal mutwillig im Abstrakten zu nehmen.

Was nun geschehen solle, fragte die Schlosserin.

Dem gekränkten Freunde schriftlich sich verständlich zu machen, sei schwierig, meinte Goethe, und er möge sich nicht gern in solche Auseinandersetzungen einlassen, besonders nach Dem, worauf Jacobis Brief gestellt sei. Aber vielleicht schreibe er ihm trotzdem, vielleicht noch hier in Emmendingen.

Das sollte er ja tun, bat Johanna.

Es kam nicht dazu. Die Schlosserin berichtet ihrem lieben Fritz über das Gespräch:

> Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren, kannst Du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß sein; nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich . . .

Sie fügte als Ergebnis ihres Denkens über diesen Freund einen Satz hinzu, zu dem auch andere schon gekommen waren: „Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden."

Jacobi aber geriet durch ihren Bericht erst recht in tiefen Ärger hinein. Doch Ärger ist kaum das rechte

und wie ihn der Satan selbst gequetscht und dann in Gegenwart seiner Geliebten, unter deren Gewinsel, zur Hölle gebracht."

Wort: es war ein schmerzlicher Kummer, ein Verzweifeln an der Menschheit, fast eine Wut. „In kurzem werde ich der Verschlossenste, Einsamste, Duldsamste unter den Menschen sein“ schrieb er an Forster, der ihm von Goethes Besuch in Kassel erzählt und ihm bei dieser Gelegenheit einen Gruß Goethes übermittelt hatte. Gegen die Schlosserin ergoß er sich ausführlich:

Was Du mir von Goethe schreibst, meine Teure, hat mir den Charakter dieses aufgeblasenen Gecken noch um ein gut Teil ekelhafter und verächtlicher gemacht. Ich kehre ihm auf ewig den Rücken zu, wie fast alle rechtschaffenen Männer unserer Nation lange vor mir schon getan haben. Sein eigener Geist sei mit ihm und lasse ihn glücklich sein: ohne Gott, ohne Freund und ohne Tugend! . . .

Eine Antwort von ihm auf meinen letzten Brief hab' ich keinen Augenblick erwartet; es wäre auch höchst albern und höchst unverschämt von ihm gewesen, wenn er mir eine geschrieben hätte[1]).

Und so möge der gute, brave, große Goethe hinziehen in Frieden, und ziehe ihm nach, wer Lust hat! Ich danke Gott dafür, daß wir geschiedene Leute sind!

[1]) Jacobi war jetzt selbstbewußter als zu jener Zeit, wo er Goethes Freund wurde. Damals hatte er sich eben erst aus einem Düsseldorfer Kaufmann in einen Finanzbeamten verwandelt. Jetzt war er zum jülich-bergischen Geheimrat und Referenten über das Zoll- und Kommerzwesen ernannt worden und hatte sich gegen seinen Herrn, den Kurfürsten von Bayern, mutig-männlich erwiesen. Er hatte auf mehreren Reisen viele Menschen von Rang kennen gelernt, die ihm, dem schönen und edlen Mann von feinstem Betragen, viel Lob zollten; er stand mit den besten Geistern in freundschaftlichem Briefwechsel, z. B. mit Lessing und Klopstock, und seine beiden Briefromane waren doch zweifellos ein Beweis großen Könnens. Goethes Erkalten überraschte ihn, den Aufsteigenden, um so mehr.

*

So schwer hatten die Emmendinger Goethes Husarenstreich gegen ihren geliebten Fritz keineswegs genommen. Vielmehr herrschte die beiden Tage, wo die Gesellschaft bei Schlossers blieb, die schönste Harmonie, und als sie am 29sten September weiter zog, begleiteten sie die beiden Schlossers und die beiden Gerocks-Mädchen bis Freiburg und fuhren auch mit ihnen ein Stückchen in's schöne Tal der Dreisam: ins „Himmelreich“ und „Höllental“ hinein. Zu Mittag aßen sie in Untersteig (Höllensteig) zusammen. Nach der Stadt zurückgekehrt, schieden sie am „Mohren“, wo die weimarischen Herren einkehrten. Ob Goethe den herrlichen Dom viel beachtete, ob in Straßburg seine Liebe zu Erwins Bau von neuem aufgewallt war: kein freundlicher Zufall hat uns darüber Kunde hinterlassen.

Am letzten Tage dieses wunderbar schönen Septembers, wo die himmlischen Wolken über ihnen beständig „wie ein Baldachin am Feiertage“ in lauter Sonnenglanz schwebten, ritten sie gen Basel. Mittag hielten sie „Z' Müllen an der Post“, auf welche „Post“ Johann Peter Hebel den Ausruf „Tausig Sappermost“ gereimt hat.

Trinkt me nit e gute Wi?
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post?

Basel von der Hüninger Schanze
Nach Perignon

Zehntes Kapitel

Von Basel nach Zürich auf Umwegen

1. Oktober bis 16. November 1779

Am ersten Oktober zogen sie über die Schweizer Grenze; der weitbekannte Gasthof zu den Drei Königen gab ihnen in Basel Herberge. Man glaubte in dieser Stadt lauter Gasthöfe zu sehen, denn an jedem Hause zeigte sich sein Name abgemalt; ein weißes Pferd, ein roter Ochs, eine goldne Sonne usw. In neuester Zeit bauten sich die reichen Kaufleute schöne Steinpaläste. Manche von diesen Kaufleuten zeichneten sich auch durch ihre Kunst- und Naturaliensammlungen aus, so z. B. Gedeon Burckhardt vom Kirschgarten, der vor zwei Jahren in Weimar gewesen war: mit ihm hatten die Reisenden jetzt Geldgeschäfte und besprachen ihre weitere Fahrt.

Dieser wohlhabende Kaufmann hatte sich von jener Reise aus Frankfurt am Main den Maler Franz Schütz mitgebracht, der trotz seiner 26 Jahre mehr ein Kind als ein Mann war. Goethe hatte den Vater, der gleichfalls Maler war, von jeher gekannt. Franz Schütz hatte die sonderbarsten Eigenschaften und Talente. Für sich selbst sorgen konnte er nicht; wenn er Geld unter die Finger bekam, vertrank er es; Andere mußten ihn mit Speise, Kleidung und Obdach versehen. Dafür war er der belustigendste Gesellschafter, halb freiwillig ein Narr, halb unwillkürlich. Auf der Straße schnitt er Gesichter wie der beste Komödiant, so daß die Leute stehenblieben. Zu Hause zeigte er sich sehr musikalisch. Wenn er die Violine spielte — er nahm sie oft mit ins Bett, um sich in den Schlaf zu geigen — so begleitete er sich dabei mit dem Munde so, daß man auch ein Waldhorn zu hören glaubte. Als bei einem Konzerte das Horn ausgeblieben war, spielte er die Hornpartie ohne weiteres mit dem Munde! War er in seinem Zimmer dem Malen und Zeichnen hingegeben, so konnte man draußen hören, was er gerade vorhatte. Waren es Handwerksburschen, so johlte und schrie er durcheinander, war es ein Hund, so bellte, oder ein Schwein, so grunzte Franz Schütz. Mit dem Wasserfall rauschte er, und ein Gewitter erst gab ihm hart zu schaffen. Goethe kaufte seinem Landsmanne eine große Kreidezeichnung ab, den Staubbach darstellend: wie mochte Franz dabei gezischt und geschäumt haben! Und noch ein zweites Blatt, das die Reuß unterhalb des Gotthard darstellte.

Zwei Nächte und einen Tag blieben sie, dann ritten sie südwärts. Von mehreren Wegen wählten sie das

Tal, das sich die Birs durch das Juragebirge gebrochen hat. Anfangs war es ein freundliches Hügelland: Burgruinen, geschichtliche Erinnerungen, Dörfer, Schlösser, Sägemühlen, Glashütten, und immer ritt man am Flusse entlang, der bald einen glatten Spiegel zeigt, bald rauschend und sprühend über Felsen herunterstürzt oder zwischen ihnen sich drängt. Allmählich hat sich das Tal verengert, die Dörfer und Weiler werden seltener; immer mehr Felsen wachsen aus den Hügeln hervor oder zeigen für sich allein ihre mannigfaltigen Formen; sie erinnern an Wände, Mauern, Festungen und Türme. Hier fühlt man sich schon im Gebirge. Ein Kohlenmeiler in dieser Schlucht erinnerte unsere Freunde an die vergnügten Tage und Nächte in den Wäldern bei Ilmenau. Zwischen Liesberg und Delsberg, in dem Weiler Saugern (Soyhières) hielten sie Mittag.

Bei Delsberg weitet sich das Tal noch einmal aus; bald aber beginnt, wenn man der Birs weiter folgt, das enge Münstertal, so genannt nach einem alten Klostersitze Münster in Granfelden. Hier hat die Natur, dem Fluß einen Weg zu bahnen, „zween der höchsten Berge von der Höhe bis an die Fläche herab durchgebrochen", wie Fäsi, ein alter Schilderer Helvetiens, es ausdrückt. „In diesen beiden Schlünden können die Reisenden die inneren Teile des Gebirges mit ebenso vieler Bewunderung als Vergnügen betrachten". Unten in diesen Klüften aber führte neben dem Flusse beständig eine wohl gebahnte, gut gehaltene Straße; sie trug unvermerkt dazu bei, daß man mit reinem Genießen an den so nahen Felsriesen die Augen schweifen ließ. „Eine

schöne ruhige Empfindung" begleitete namentlich unsern Dichter durch diese Enge.

Ein junger Mann aus Basel war in der Gesellschaft; er war schon einmal hier gereist und gestand nun, daß ihm diese Natur zum zweiten Male einen geringeren Eindruck mache. Ist es ein Gesetz, daß das Neue stärker wirkt als derselbe Gegenstand, zum zweiten und öfteren Male gesehen? Wird beim öfteren Schauen das Große klein? Ist es damit so, wie mit den Wohnungen unserer Kindheit, die kleiner wurden, weil wir groß geworden sind? Goethe sah es ungefähr so an:

> Wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht Dies ein schmerzlich Vergnügen: eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist zum zweiten Male jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben: er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachstum.

Um das Große noch einmal ganz rein in sich zu trinken, stieg er am Ende der Schlucht vom Pferde und ging für sich allein eine Strecke zurück, betrachtend mit Auge und Seele, als Künstler und als Erforscher der Erdgeschichte:

> Man ahnt im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch Diese nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat

auch nach ewigen Gesetzen bald mehr, bald weniger auf sie gewirkt...

Man fühlt tief: hier ist nichts Willkürliches! Hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz. Und von Menschenhänden ist nur der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Im ‚Weißen Roß' zu Münster endete dieses ersten Tages Reise.

Hinter den Wiesen dieses Dorfes beginnt ein neues Felsental; seinen Namen hat es nach dem Pfarrdorfe Court. Nach zwei oder drei Stunden erreicht man eine andere Sehenswürdigkeit: die Quelle der Birs. Aus Felsen schießt sie hervor und ist bei ihrem Ursprung schon so stark, daß sie nach wenigen Schritten drei Mühlräder treibt. Und diese Quelle sagt das Wetter voraus! Ist das Wasser klar, so bedeutet es schön Wetter, trübt es sich, so wird sich auch der Himmel trüben.

Sie kamen nach dem Dorfe Dachsfelden, und nun war das Felsentor nahe, eine Höhle, die durch einen ganzen Felsen geht und einen großen Umweg erspart. Menschenhände hatten das von der Natur geschaffene Loch durch den Berg erweitert; eine alte Inschrift aus der Römerzeit, über deren Deutung die Meinungen der Gelehrten in gewohnter Weise auseinandergingen, bezeugte, daß ein gewisser Duumvir sich hier einst zu schaffen machte und seinen Namen verewigen wollte; aber gerade der Name verwitterte. Durch dieses Loch führte einst der Weg von Aventicum nach Augusta Rauracorum (bei Basel) oder auch: von Mailand nach Mainz.

Goethe und seine Freunde stiegen beim Felsentor von den Pferden und kletterten in der merkwürdigen

Gegend herum. Bald danach erreichten sie das kleine Örtchen Sonceboz, wo sie die Pferde füttern ließen, indes sie eine Sennerei besahen, die erste auf dieser Reise.

Kaum waren sie weiter geritten, so änderte sich das Landschaftsbild vollkommen. Von Basel an hatten sie sich zwischen Wänden bewegt; oft genug war auch vor

Das römische Felsentor im Birstal
Nach Perignon

und hinter ihnen der Blick beengt gewesen, so daß sie gleichsam aus einem Kessel in den andern schlichen; nun lag auf einmal weites Land vor ihnen: ein großes Tal, ein See, Städte, Dörfer, Landgüter, Weinberge, fruchtbare Felder, allerschönste Matten, nahe und ferne Höhen, im letzten und höchsten Hintergrunde eine Kette weißer Berge, an deren Enden man Luzern und Genf sich denken konnte.

Bald ward Biel erreicht; der Gasthof hieß ‚Zur goldnen Krone'. Seiltänzer waren im Städtchen: solche Heimatlosen erinnern den Reisenden in aller Welt an seine eigene Heimat, wo er dieselben Künste vielleicht von denselben Menschen sah.

*

Am 5. Oktober eilte man in der Frühe zum Gestade des Sees, um mit dem Ratsschiffe zur Petersinsel zu fahren. Diese Insel hat kaum eine halbe Stunde Umfang, und in zehn Minuten durchmißt man ihre Breite; aber sie bietet landschaftlich und wirtschaftlich alles Schöne und Gute. Nach Süden steigt die Insel, deren höchster Punkt 120 Fuß über den See sich erhebt, sanft herab und ist hier mit Kornfeldern, Wiesen und Viehweiden bedeckt; nach Osten liegt am steilen Ufer ein Weinberg, darüber ein Obstgarten und noch höher ein Eichenwald, durch den eine schöne Allee führt. Hier oben stand inmitten der Baumgänge ein Saal; er diente zur Zeit der Weinlese zu den Festen der ringsum wohnenden Landleute. Die Aussicht bietet eine Fülle von mannigfaltigen Bildern. Bis zur Reformation wurde die Insel von Kluniazenser-Mönchen bewohnt; seitdem gehörte sie dem Krankenhause in Bern; die Äcker wurden großenteils an Bauern der nächsten Ufer verpachtet, und im ehemaligen Kloster wohnte nur noch der bernische Schaffner, der auch Gäste bewirtete. Bei ihm konnten jetzt unsere weimarischen Freunde ein fröhliches Mittagsmahl genießen und sich eben jetzt am schönsten in Weintrauben „auf drei Jahre“ satt essen. Gekommen aber waren sie hierher, weil diese Insel und dieses

Die Petersinsel im Bieler See
Mit Genehmigung der öffentlichen Kunstsammlung in Basel

Brienz und Brienzer See
Aus der Landesbibliothek Weimar

Haus vor vierzehn Jahren die Zuflucht des armen Rousseau gewesen waren. Er hatte damals Frankreich verlassen müssen, und seine Landsleute in Genf hatten ihn gleichfalls wegen seiner ketzerischen Schriften vertrieben. Über zwei Jahre war ihm dann hier in der Nähe, im Neuenburgischen, also unter dem Schutze des aufgeklärten preußischen Königs, ein Aufenthalt möglich gewesen, bis ihn dort seine aufgehetzten Nachbarn steinigen wollten. Als er von Motiers-Travers weichen mußte, dünkte ihm dies Inselchen im Bieler See der rechte Platz, um in Ruhe vor den Menschen sein Leben zu beschließen. Der Schaffner und seine Frau nahmen ihn und seine Therese für die kleine Summe, die er zahlen konnte, willig auf, und Rousseau ergab sich nun einem seligen Müßiggange. Aber schon nach 2 Monaten vertrieb ihn ein Befehl des bernischen Statthalters auch von hier.

Das war 1765 gewesen; jetzt ließen sich die weimarischen Reisenden den höchst bescheidenen Raum zeigen, den eine hochwohlweise Obrigkeit einem der Berühmtesten der Zeit mit hartem Befehl entzogen hatte, und sie schrieben ihre Namen an eine Wand zu den vorigen Gästen. Es waren jetzt noch dieselben Schaffnersleute, und sie hatten Rousseaus Zimmer noch im alten Zustande erhalten. Die Wände waren nackt, ohne Tapete oder Bemalung; das Gerät bestand aus einem Bett mit grünen Vorhängen, einem gewöhnlichen Schrank, einem grün überzogenen Tisch und sechs Stühlen. Durch das einzige Fenster hatte man eine Aussicht auf den bebauten Teil der Insel, auf einen schmalen Arm des Sees und das gegenüberliegende Ufer.

Nach Biel zurückgekehrt, suchten die Herren den Maler Hartmann auf, der dort wohnte, besahen seine Bilder und kauften auch davon.

*

Am andern Morgen ritten sie früh ab, den ganzen See an der östlichen Seite bis Erlach und Ins, wo sie sich zwischen drei Seen befanden, denjenigen von Biel, Neuenburg und Murten. Als sie nach La Sange den Weg fortsetzen wollten, verirrten sie sich in dem sumpfigen Gebiete und waren genötigt, auf die Hauptstraße zurückzukehren, wo sie doch auch erst in St. Blaise ein Gasthaus fanden und den Hunger stillen konnten. Hier waren sie am Neuenburger See und erfreuten sich bei einiger Mittagssonne der Aussicht bis Iferten. Dann wandten sie sich wieder ostwärts. Im ‚Schwarzen Bären‘ zu Ins kehrten sie für die Nacht ein. Dieser Ort, der auf welsch Anet heißt, war ursprünglich eine Insel, denn das Sumpfland, das ihn umgibt, war See, ein Teil eines großen Sees, von dem der Murtener und Neuenburger übriggeblieben sind.

Der 7. Oktober war ein arger Regentag, und noch dazu ging es durch den alten Seegrund, also durch Moor und Moos; man mußte oft die Pferde führen und sehr darauf achten, daß sie nicht einsanken. Der Wirt von Ins begleitete die Reisenden, damit sie nicht noch einmal den Weg verfehlten. Das Vormittagsziel war das schlachtberühmte Murten.

Anno 1475 schlugen hier die vereinigten Berner, Züricher und Luzerner den hochstrebenden König Karl

von Burgund und seine sechzigtausend Söldner. Die Leichen wurden damals von den Siegern in breite Gräben zusammengeworfen; später wurden die Gebeine in ein besonderes Haus gebracht, welches man unweit der Stadt, auf einer Höhe an der Landstraße nach Wiflisburg erbaute. Dies Haus stand jetzt noch; 1755 war es erneuert und nach der Landstraße zu ausgeziert worden. Es hatte lateinische und deutsche Inschriften; die beste rührte von Albrecht v. Haller her:

Das Beinhaus bei Murten
Nach einer Radierung von Salomon Geßner

Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr:
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Kennt, Brüder, eure Macht! Sie liegt in eurer Treu:
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Das Beinhaus hatte vergitterte Öffnungen, wodurch die Luft streichen konnte; aber auch ein Arm war durch die Eisen zu schieben, und so konnten sich die Reisenden hier alte Burgunderknochen zum Andenken mitnehmen. Auch Goethe steckte sich einen Hinterschädel bei.

Das Mittagsmahl nahm man im ‚Roten Löwen', der gleich am See lag. Am Nachmittage klärte sich das Wetter auf, und unsere Freunde ritten nach Osten weiter, von der Sprachgrenze ab in rein deutsches Land. In das fruchtbare, wohlhabende Berner Gebiet. Sechs Stunden waren es von Murten bis Bern für den Fußgänger; die Reiter kamen noch vor Nacht im ‚Falken' an.

*

Bern war für diesmal nur als Nachtquartier gemeint. Am andern Morgen sahen sich die Reisenden ein wenig um; dabei kauften sie sich in einem Buchladen ein Heftchen von 20 Seiten: ‚Kurze Anleitung für Diejenigen, welche eine Reise durch einen Teil der merkwürdigsten Alpgegenden des Lauterbrunner Tals, Grindelwald und über Meiringen auf Bern zurück, machen wollen'. Das Büchlein war vor zwei Jahren erschienen, und ein hiesiger Pfarrer, Jakob Samuel Wyttenbach, hatte es verfaßt; er war nun durch dies Büchlein in den nächsten Tagen der Ratgeber unserer Reisenden.

Früh aßen sie zu Mittag, dann gingen sie nach Thun ab. Dort war es gerade noch hell genug, die vielgerühmte Aussicht vom Kirchhofe neben der Kirche und der alten Burg aufzusuchen. Nachher gingen sie

noch ein wenig an der Aar zum Seeufer spazieren. Mit einem biedern Bürgersmann kamen sie ins Gespräch. Er nannte sich Peter Kocher und war bereit, die Herrschaft am andern Tage in seinem verdeckten Schiffe über den See zu fahren und auch weiter in die Berge zu geleiten. Als sie dann bei Licht im Gasthofe saßen — es war der ‚Schwarze Bär' — schrieb Goethe noch einen Brief an Lavater, ihm seine Nähe zu melden.

Bauernhaus bei Thun
Nach einer Steinzeichnung von d'Orschwiller

Recht günstig war der Himmel am andern Morgen nicht gerade, als sie über den See glitten: es regnete oder, milder ausgedrückt, der Nebel fiel. Der Niesen und die andern herrlichen Berge waren also grau verhüllt. Man vertrieb sich die Zeit unter dem Dache des Schiffes, so gut es ging. Goethe las einen Gesang aus dem Homer vor; er hatte ihn in der Übersetzung bei sich, die der achtzigjährige Bodmer im vorigen Jahre

herausgegeben hatte. In Merligen stieg man zum Frühstück aus; in Untersewen hielt man ein fröhliches Mittagsessen; ein Augenarzt oder Scharlatan, Tavaros genannt, saß dort im Wirtshause und unterhielt die Gäste bei ihrem Forellenschmause. Das Städtchen Untersewen, zwischen dem Thuner und dem Brienzer See an der Aare gelegen, war wegen seines Fischfangs weithin bekannt; Holzhäuser mit überhängenden Dächern

Wasserfall am Thuner See
Von Salomon Geßner

bildeten die paar Straßen; Schnitzereien und Inschriften in deutschen Buchstaben verzierten die Balken; von großen Sägemühlen her hörte man das Geräusch des Wassers und der Räder.

Hier in Untersewen mieteten sich unsere Bergfahrer ein enges Leiterwägelchen für die Fahrt nach Lauterbrunnen. Zuerst rollten sie an dem ehemaligen Kloster Interlachen vorbei, das jetzt als Siechenhaus diente, dann zwischen Kirschen-Alleen durch ein fruchtbares

Schwemmland, das Bödeli geheißen, und nun aufwärts in ein hohes Tal hinein, wo ein Bergstrom, die Lütschine, nicht eigentlich floß, sondern stürzte, schäumte und brauste. Bei einem Wirtshause, wo diese Lütschine sich in zwei Quellflüsse teilt, wo also zwei Täler zusammentreffen, behielten sie ihre Richtung nach Süden bei. Bald aber litt es sie nicht mehr in dem stoßenden Wagen, der überdies dem Abhang des spritzenden, tobenden Flusses oft unbehaglich nahe kam. Zu Fuße schauten sie mit größerm Genusse die neue Welt des hohen Gebirges, wo sie den Jungfrauenberg, der dieses Tal beherrscht, und die andern unersteiglichen Spitzen entweder sahen oder doch sich nahe wußten. Das Wetter hatte sich immerhin gebessert.

Goethes Stube in Lauterbrunnen

Um halb Fünf lag das Lauterbrunner Tal vor ihnen. Das Dorf, nach dem es genannt ist, bestand aus weit zerstreuten Bauerngütern; ein leidliches Wirtshaus war nicht vorhanden, und so erbaten sich alle Reisenden besseren Standes Herberge beim Pfarrer. Auch hatte der Pfarrer an solchen Gästen schon soviel verdient, daß er sein Haus geräumig und gediegen hatte

aufbauen und einrichten können und nun imstande war, mehrere Gesellschaften zugleich in sauberen Betten unterzubringen; auch war seine Küche ganz vortrefflich. Wenn man auf der Galerie vor dem Hause saß, hatte man den Blick auf die Berühmtheit des Tales, die außer dem Jungfrauenberg die Fremden vornehmlich hierher lockte, nämlich auf den viel gemalten, viel beschriebenen Staubbach. Es ging nun vielen Reisenden mit ihm ganz so, wie mit dem Rheinfalle und anderen höchst gepriesenen Dingen: sie hatten das Schauspiel noch schöner und großartiger erwartet. Aber es ist auch nicht immer das gleiche; viel kommt auf Jahreszeit und Tageszeit und auf die Beleuchtung an. Sonnenschein oder Mondschein lassen ganz andere Wirkungen hervortreten als trüber Tag. Und immer war auch das vorhergegangene Wetter bestimmend, ob es dem hoch herabstürzenden Bache viel oder wenig Wasser zugeführt hatte. Das Wichtigste aber bei allen sinnlichen und seelischen Eindrücken ist die Bereitschaft und der sonstige Zustand des Beschauers. Goethe gehörte immer

Der Staubbach
Nach einem Gemälde von Wolf

zu den Menschen guten Willens, also zu den an Genüssen Reichen; er war auch hier geduldig genug, die Schönheit zu suchen und zu erwarten. Je länger er der beständigen Bewegung des stürzenden und stäubenden Wassers zusah, um so mehr überkam ihn ein seliges Gefühl der Ruhe: war dies Bild der ewigen Bewegung nicht geradezu das Ideal der Ruhe? Goethe mußte an Verse denken, die er früher gemacht, Verse über das Wasser und das menschliche Schicksal.

Am andern Morgen — es war ein Sonntag und der 10. Oktober — hatte sich der Himmel aufgeklärt. Die Herren schauten zuerst wieder dem Staubbach von ihrem Pfarrhause zu. „Er bleibt immer derselbe und macht einen unendlich angenehmen und tiefen Eindruck."

Auf die eigentlichen Schnee- und Eisberge wollten sie nicht steigen; Goethe nicht, weil er sich verantwortlich für den Herzog fühlte, den er als einen höchst unvorsichtigen Menschen nur zu gut kannte. Also entschlossen sie sich, das Tal der Lütschine weiter aufwärts zu gehen und dann den Steinberg hinauf, der den höchsten Spitzen schön gegenüberliegt, ohne zu ihnen zu gehören. Goethe hat diesen seinen ersten Wandertag im Gebiet der Gletscher und Hochalpen in kurzen Tagebuchnotizen festgehalten:

Über Radschocken. Sahen im Tal gradab die Bleihütten[1]) und Sichellauinen, oben den Breitlauinengletscher, der bis ins Tal fällt und sein Wasser unter dem grau beschaffnen Eis hervorjagt. Hinter uns links der Mönch.

[1]) Eine Schmelze von Bleierz, die bis 1805 betrieben wurde. „Radschocken" wissen wir nicht zu erklären.

Wir stiegen über den Schwendi 23 Minuten auf Zehn. Halb Zehn erschien das Jungfrauhorn. Rückwärts sahen wir Mürren und den Mürrenberg und -bach, auch das ganze Lauterbrunner Tal. Neben Mürren Brundli, Gimmelwald und links das Brundlihorn, wohinter Sewene liegt. Die Sonne ging über Brundligletscher auf.

Eine Weile stieg der Weg über Matten; dann wand er sich rauher den Berg hinauf. Man geht einen Fußsteig über eine hängende Matte, die Steg genannt. Wir kamen über verschiedene Bächli und Wasserfälle. Gegen halb Elf ward das Breithorn sichtbar. Wir gingen an hoher Alp und dem Tschingelgletscher vorbei.

Aber nicht alle konnten den Weg fortsetzen. Der sonst so muntere Oberforstmeister v. Wedel litt an Schwindel; er fühlte jetzt, daß er sich auf solche gefährlichen Pfade nicht wagen durfte, und dem Kammerdiener Wagner ging es ebenso. Diese beiden kehrten also um. Goethe aber, der Herzog, Peter Kocher, Philipp Seidel, der Jäger und ein paar Andere stiegen, immer dem Gletscher gegenüber, auf und sahen den Schmadribach in starkem Fall aus dem Eise abfließen. Nachher aßen sie auf Steinbergsalp, wohin sie sich Speisen und Wein durch Bauern hatten tragen lassen.

Ammerten war unter uns; wir sahen's nicht. Es ward kühl; die Wolken wechselten. Wir aßen und tranken und feierten sehr lustig Saturnalien mit den Knechten und Führern. Philipp wurde veziert, daß er heute früh sehr viel Käsuppe gegessen habe. Es war ein närrisches Original von Thun mit, den wir heraufgeschleppt hatten.

Wir waren um halb Zwei auf dem Tschingelgletscher und machten Torheiten, Steine abzuwälzen. Dreiviertel auf Drei kamen wir auf dem Oberhorn an, zwischen Felsen und Gletschern. Die Sonne schien.

Es war oben leicht bewölkt. Grau die Decke der absinkenden Eise, blau die Klüfte. Der Felsen, der Stein, Alles Granit.

Das war in der Tat ein mühsamer Weg gewesen! Um Drei wandten sie sich abwärts. Es ward wolkig; es regnete; man hörte Eislawinen, sah auch eine. Durchnäßt und müde arbeiteten sie sich drei Stunden lang durch die einsinkende Nacht dem bergenden Pfarrhause zu.

*

Auch am andern Morgen näßte es, als sie nach Grindelwald aufbrachen, und der Weg war vom vielen Regen recht schlimm. Aber als sie in das Tal der schwarzen Lütschine einlenkten, hoben sich die Wolken; die Sonne kam hervor; der schöne blaue Himmel zeigte sich wenigstens zuweilen.

Um Zehn waren sie in Lauterbrunn aufgebrochen, um Vier erreichten sie Grindelwald und sogleich gingen sie die halbe Stunde zum unteren Gletscher weiter, und zu der „herrlichen Eishöhle, woraus das Eiswasser seinen Ablauf hat“. Gleich neben dem Eise stand ein Erlenwäldchen; die Beeren, die darin wuchsen, wurden als ganz besonders würzig gepriesen. Selbst jetzt waren noch Erdbeeren zu finden.

Im Dorfe Grindelwald gab es ein ziemlich gutes Wirtshaus, während der alte und kränkliche Pfarrer nur selten Gäste aufnahm. Wir können nicht sagen, wo unsere Freunde die Nacht verbrachten.

Am andern Morgen hatte es scharf gefroren, und es war sehr kalt. Der Tag aber wurde schön. Goethe

verirrte sich, als sie weiter wanderten, fand sich zu den Gefährten wieder zurück und betrachtete mit ihnen den oberen Gletscher. Dann ging es den langen beschwerlichen Weg zur Großen Scheidegg hinauf; den Wanderern wurde es doch warm! Oben lohnte die schönste Aussicht: neben dem lieblichen Tal von Grindelwald die nackten Wände des steil aufragenden Wetterhorns! Und eine ganze Kette von Schneebergen, die man erst jetzt in ihren richtigen Verhältnissen zueinander erkannte. Auf der Scheideggalp waren noch Senner.

Um Zwölf erreichten die Bergsteiger die Schwarzwaldalp, wo sie bei einem Bauern rasteten, das mitgebrachte Essen verzehrten und dazu wieder die Aussicht genossen: Gerade gegenüber nach Südosten sah man zwischen Wetter- und Wellhorn den Schwarzwaldgletscher. Das Engelhorn, „das in spitzen Türmen und Zacken gar verwunderlich ist", zeigte sich prächtig. Es war jetzt lieblich kühl, und die Sonne stand hoch.

Von dieser Alp führte der Weg durch die Bruchalp in die Rosenlaui-Alp: hier genoß man an der Brücke den herrlichen Anblick des Rosenlaui-Gletschers zwischen dem Well- und dem Nellihorn im Süden und dem Engel- und Kamlihorn im Osten. Das war gewiß der schönste Gletscher nach der Farbe und Reinheit des Eises.

Und nun weiter anderthalb Stunden dem stürmischen Reichenbach nach; an mehreren Käsespeichern kamen sie jetzt und schon früher vorbei: solche Käsehäuser ruhten auf hölzerner Unterlage einige Fuß über der Erde, so daß auch unten die trocknende Luft durchstreichen konnte. Jetzt waren die letzten Hirten im Abtrieb begriffen.

Der Weg über die große Scheidegg
Nach Roux

Auf einer Anhöhe eröffnete sich nun der entzückende Anblick des Oberhaslitales. Jetzt gelangten sie auch zu den berühmten Fällen des Reichenbachs: „himmlisch-schön" nannte ihn der Herzog und konnte sich nicht satt sehen an dem rauchenden, Tropfen sprühenden Wasser, das den Beschauer noch auf zweihundert Schritt benetzte.

Der Reichenbach
Nach der Steinzeichnung eines Unbekannten

Nun zur Aare hinab, aber nicht in den fruchtbaren Garten des unteren Haslitales, sondern aufwärts durch das „fürchterlichst-größte Tal" nach Hof (Innertkirchen), wo man etwas aß. Der Weg an der Aare entlang wurde bei einsinkender Nacht immer schwieriger; oft war nur an den Felsenwänden ein bloßer Pfad ausgeschnitten. Den beiden Gefährten, die an Schwindel

litten, wurde es schlimm zumute, und der Kammerdiener Wagner traute sich schließlich im Dunkeln nicht mehr weiter. Philipp Seidel holte ihn mit einer Laterne, die er sich in einem Bauernhause lieh, wo die Andern rasteten. Um acht Uhr erst erreichte man das Ziel, Guttannen. Man hatte sich in Eckerstein Leute mit Schindelfackeln genommen und leuchten lassen. In Guttannen nahm sie der Hauptmann v. Negeli auf. „Schlechter Wein und schlechte Wirtschaft" war Philipps Urteil.

Am 13. Oktober gingen sie früh im Morgenlichte den Weg zurück, den sie gestern im Dunkeln gemacht hatten. Mit innigem Vergnügen an den Schönheiten der Natur schritten sie jetzt dahin; das Wetter war vom besten. Sie kehrten im selben Bauernhause ein, wo sie gestern gerastet hatten, und frühstückten noch einmal bei der schönen Familie, wie sie sie nannten. Goethe konnte sich gar nicht satt schauen an den hohen Felsen der Schlucht und danach am breiteren, heiteren Tale. „Unbeschreibliche Tage" nannte er bald darauf diese Wanderung am Aare-Flusse. „In der höchsten Klarheit des Himmels, Wärme und Kühle, ein Grün über Alles, und Farben an den abstehenden, noch ganz beblätterten Bäumen!"

In Meiringen, wo das Mittagessen im ‚Wilden Mann' angesichts von drei prächtigen Wasserfällen und unter dem Donner des Reichenbachs gehalten wurde, mußte Goethe Peters, seines Sorgensohnes, denken, der hier einst seinen immer noch sehr rätselhaften Lauf begonnen hatte. Er fragte nach seinen Angehörigen Niemand konnte ihm Bescheid geben. Aber als die

fremden Herren an ihrem Abendziele, Tracht bei Brienz, anlangten, kam ihnen ein Schwager Peters nachgelaufen, um von diesem Versprengten Nachrichten zu erfragen und ein Brieflein für ihn mitzugeben. Er erzählte, daß außer seiner Frau, einer rechten Schwester Peters, noch ein rechter Bruder da sei, außerdem die Stiefmutter und Stiefgeschwister.

Zweierlei Schauspiele genoß man noch an diesem Abende: über dem weiten Haslitale die Schneeberge, beleuchtet von der scheidenden Sonne, die im Tale längst untergegangen war, und im Grase vor dem Wirtshause zwei Burschen, die für ein Trinkgeld das Ringen nach Schweizer Art zeigten.

*

Auch am nächsten Tage war der Himmel wieder wolkenlos; im hellsten Lichte glitt das Schifflein über den Brienzer See, dessen Schönheit denn auch den allergrößten Eindruck machte. Um Elf ward das Kloster Interlachen erreicht. Nun ging es zu Fuße zum selben Wirtshaus in Untersewen, wo sie vor einigen Tagen gegessen; es war sogar auch noch der schwadronierende Augendoktor da und wieder zu großen Reden bereit. Um halb Drei begann die Rückfahrt über den Thuner See; Goethe nahm seinen Homer zur Hand, und wie er auf seine Gefährten und die Ruderknechte blickte, konnte er sich ganz in den Odysseus hineinfühlen, den das Schicksal von einer Küste zur andern treibt, ehe es ihm die Heimkehr gestattet.

Goethe und seine Freunde landeten in der Beatenbucht und stiegen mit vieler Mühe an hohen, steilen

Felsen zu der Höhle empor, wo der heilige Beatus, der Bekehrer dieser Gegend, gewohnt haben soll. Goethe hatte an Tropfsteinen und anderen Höhlen-Herrlichkeiten im Harz Großartigeres gesehen; um so mehr aber genoß er den Blick von oben auf das herrliche Grün des Sees.

Als sie dann weiterfuhren, dunkelte es; der Mond kam hervor; der See ward bewegt und bildete allerlei schöne Wellungen und Kräusel auf der Fläche. Um Sieben erreichten sie Thun.

Goethe schrieb sogleich seiner Freundin in Weimar und war so froh, daß er von vier Tagen schönsten Wetters berichten konnte — denn über dem Ende vergißt man leicht den andersartigen Anfang.

Von den Schönheiten, die Goethe in diesen Tagen gesehen, waren die Wasserfälle in ihrer Lebendigkeit fast die angenehmsten; und was hatte er sonst alles für Formen des Wassers gesehen! Schon seit Jahren suchte er dies Element dichtend zu bezwingen oder zu beschreiben oder seine Wirkung auf die Menschen zum Ausdruck zu bringen. Schon ehe er die Schweiz kannte, liebte er die Bächlein, die auf Felsentreppen hinunter hüpfen:

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.
Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf den Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel!

Der Staubbach
Nach einem Gemälde von Wolf

So begann ein Zwiegesang, der für ein großes Mahomet-Drama bestimmt gewesen war. Ein anderes „Lied der lieblichen Geister in der Wüste" trug er schon lange mit sich, und auch darin war ein Wasserfall gemalt:

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und, leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

In diesen Tagen hatte er schier Alles gesehen, gefühlt und gedacht, was zum Schicksal so eines neugeborenen Baches gehört.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne. . .

Und der Dichter schrieb nun auch die Gedanken über den Menschen hinzu, die ihm bei solchen Naturgemälden immer kamen, und seine Überzeugung, daß die eine Erscheinung zugleich ein Sinnbild vieler Erscheinungen sei:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Der Gießbach
Nach der Steinzeichnung eines Unbekannten

„Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört", schrieb er jetzt an Frau v. Stein, „kann mich aber kaum beiliegender erinnern." Und er bat sie, diese Verse auch dem gemeinsamen Freunde Knebel zu senden.

*

Goethe wäre gern auf der Aare nach Bern weitergeschwommen; aber es bot sich keine Gelegenheit, und die Wagenfahrt durch schöne Fluren und wohlhabende Dörfer war doch auch sehr angenehm. Mittags um Eins langten sie an; es war der 15. Oktober.

Ein Brief der Frau v. Stein lag im ‚Falken' und einer von Lavater. „Bei der entsetzlichen Dürre an lebenden Menschen", schrieb dieser Freund, „kannst Du denken, wie's mir wohl tun wird, mich an Dir zu wärmen."

Die Stadt Bern hatte den Reisenden schon bei der ersten Durchreise sehr gefallen. „Sie ist die schönste, die wir bisher gesehen haben", urteilte Goethe sogleich. Hier war ein mäßiger Wohlstand allgemein; hier beleidigten oder betrübten keine Bilder schmählicher Armut oder üppigen Reichtums; ein stolzer, gesunder Menschenschlag ging hier seinen Geschäften nach. Man spürte die gefüllten Speicher und Geldkisten in den Bürger- wie draußen in den Bauernhäusern. Die Straßen waren sämtlich gepflastert und so breit, daß an jeder Seite des Bächleins, das in ihrer Mitte floß und alle Unreinigkeiten fortschwemmte, zwei Wagen aneinander vorbeikonnten. Sehr angenehm waren die Arkaden oder Lauben neben den Straßen, unter den Obergeschossen; in ihnen konnte

man bei dem bösesten Wetter trocken durch die ganze Stadt gehen; an diesen Gängen waren im Untergeschoß der Häuser die Kramläden und Kaufmannsgewölbe.

Von den staatlichen Gebäuden fiel manchem Fremden das große Kornmagazin am meisten auf; diese Kornhäuser, deren es im Lande draußen noch eine ganze Anzahl gab, sicherten die Einwohner vor Hungersnot oder Teuerung im wichtigsten Nahrungsmittel; sie machten die Anschläge der Wucherer zunichte und verhinderten ebenso eine Wohlfeilheit, bei der der Bauer nicht hätte bestehen können. Wenn nämlich auf dem Wochenmarkte das Maß Korn über zwanzig Batzen stieg, öffnete der Staat seine Magazine und verkaufte für achtzehn; sank aber das Maß unter fünfzehn Batzen herab, so fing der Staat an, aufzukaufen.

Außer diesen Kornkammern hatte der Stand Bern auch Schatzkammern, wo Berge von Silber- und Goldmünzen aufgehäuft und aufs redlichste verwaltet wurden, obwohl man die Buchführung mit Willen so einrichtete, daß Niemand die Endsumme wußte. Einige schätzten sie nur auf zwei, andere auf sieben oder zehn Millionen Taler. Außerdem hatte der Stand sechs Millionen Taler auf Zinsen ausgeliehen, teils nach England, zumeist aber an mittlere und kleine deutschen Fürsten: der weimarische Herzog und sein Geheimer Rat merkten sich diese Hilfsquelle.

Die Stadt Bern besaß drei schöne Promenaden mit herrlichen Aussichten. Als Karl August und Wedel sich zum ersten Male dort ergingen, begegneten sie Goethen. Er war schon für sich unterwegs gewesen und hatte bereits einen jungen bernischen Patrizier bei sich, der ein Sohn des Stadtschultheißen Sinner war. Dieser erbot sich eifrig, die Herren jetzt auf den Wällen zu führen und ihnen alle Auskunft zu geben. Als sie ihm dann einige angesehene Männer der Stadt nannten, die sie besuchen wollten, erfuhren sie, daß Diese noch auf ihren Kampagnen seien, wo die Weinlese sie bisher festgehalten hatte. „Kampagnen" nannte man hier die Landhäuser und -güter der Städter.

Am nächsten Morgen zeigte ihnen der junge Sinner Etwas, was sie ohne ihn gewiß nicht gesehen hätten und nirgends anderwärts hätten sehen können. Nämlich den „äußern Stand". Die Regierung von Bern — trotz einiger Mängel vielleicht die beste Regierung, von der die Geschichte zu berichten weiß — war eine rein aristokratische und lag völlig in den Händen einer kleinen Zahl von Herren, die sich aus den regierungsfähigen Familien der Hauptstadt ergänzten. Obwohl die Zahl dieser patrizischen Familien nicht eben groß war, gelangten doch immer nur ihre älteren Männer in die hohen und wichtigen Stellen; die jüngeren hatten also nichts zu tun und lebten als künftige Regenten eine Art Prinzendasein, da sie es nicht nötig hatten und unter ihrer Würde hielten, Handelsgeschäften oder anderem Erwerbe nachzugehen. Sie machten sich also allerlei Zeitvertreib, und unter ihren Spielwerken war das ernsthafteste eine Nachahmung der wirklichen bernischen Regierung und Verwaltung in allen ihren Formen und Besorgungen. Es war also in dieser Gesellschaft junger Leute ein Kleiner und Großer Rat abgeteilt, der auf genau dieselbe Art wie diese Einrichtungen der Alten seine Schultheiße, Seckelmeister, Venner, Heimlicher und

andere Magistratspersonen wählte, der 66 erdichtete Vogteien besetzte und über eingebildete Gegenstände ratschlagte oder auch über dieselben, die jetzt im Ernste auf dem Tapete waren. Diese Gesellschaft hatte ihr eigenes Rathaus, ein prächtiges Gebäude, und betrieb die politischen Vorübungen bald mit größerem, bald mit geringerem Ernste. Unsere weimarischen Freunde wohnten also einer Sitzung bei und machten sich ihre Gedanken. Das Sonderbarste war, daß diese Komödienrepublik schon seit Jahrhunderten bestand und vom wahren Staate anerkannt und als Vorschule geschätzt wurde. Ihr Wappen stellte einen Affen dar, der auf einem Krebse reitet und sich einen Spiegel vorhält.

Vorher waren unsere Reisenden im Zeughause gewesen. „Das Herz im Leibe tut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh'!" hatte Fritz Stolberg vor vier Jahren hier gedichtet. Sehr reichhaltig war die neue Artillerie und das sonstige Gerät für künftige Kriege, Alles für das Volksheer bestimmt, das jetzt den friedlichen Berufen nachging, denn an eigentlichen Soldaten zählte der ganze Staat nur 360 Mann.

Auch eine Naturaliensammlung sah man noch diesen Vormittag. Der Pfarrer Sprüngli, der eine Viertelstunde vor der Stadt wohnte, besaß sämtliche schweizerische Vögel ausgestopft, 230 an der Zahl; in seiner Steinsammlung zeigte er alle Arten Marmor, die sich in Italien fanden. Goethe sah jetzt solche Sachen sehr gern.

Nach dem Mittagessen im ‚Falken' wurden der Schultheiß v. Sinner und der Landvogt Tscharner auf seinem Gute Kehrsatz besucht; auch den Landvogt Kirchberger von Gottstadt und den Professor Wilhelmi

Oberer Grindelwaldgletscher

Grabmal der Pfarrerin Langhans
in der Pfarrkirche zu Hindelbank

Von Joh. August Nahl
Vorlage aus dem Schloßmuseum Weimar

lernte man kennen. Alle diese Männer erinnerten sich Wielands noch sehr wohl, der einige Jahre in ihrer Nähe gelebt hatte; Wilhelmi erzählte auch viel über seinen großen Freund Albrecht v. Haller — er war noch nicht zwei Jahre tot — und Kirchberger, obwohl erst ein Mann von vierzig Jahren, konnte von seinen Berührungen mit Rousseau berichten, dem er als ganz junger Mensch zu helfen versucht hatte; auch hatte er schon zu den Gründern der berühmten Helvetischen Gesellschaft, die sich alljährlich im Schinznacher Bade versammelte, gehört; von ihr aus war er mit Lavater befreundet.

*

Am 17. Oktober, einem Sonntage, begaben sich die weimarischen Herren nach Langnau, dem Hauptflecken im käse-berühmten Emmentale. Sie wollten dort den Michael Schuppach sehen, einen Bauern, der noch berühmter war als der Chlijogg bei Zürich. Dieser Micheli, der in einem stattlichen Hause auf einem schönen Hügel wohnte, ward nicht wegen seiner Landwirtschaft, sondern wegen seiner Macht über die Krankheiten von Tausenden aufgesucht. Er war in jungen Jahren Gehilfe bei einem Arzt gewesen, hatte dabei das Harnbeschauen nnd einiges Andere gelernt; nachher sahen ihn zuerst seine bäuerlichen Nachbarn als ein großes Licht in Krankheitsnöten an; dann pilgerten die Leidenden aus der weiteren Umgegend zu ihm, und schließlich ward sein Haus ein Wallfahrtsort für die ganze bresthafte Schweiz und angrenzende Länder. Nicht selten fuhren die feinsten Wagen geraden Wegs von Paris

nach Langnau und brachten die vornehmsten Personen zum médecin des Alpes. Der Boten aber mit Uringläsern kamen täglich wohl gegen hundert aus allen Richtungen der Windrose. Der große Micheli selber ging nie aus seinem Dorfe heraus, kümmerte sich nicht um Verfeinerungen und Gelehrsamkeit und blieb auch den feinsten Herren gegenüber ein stolzer dicker Bauer. Seine ganze Bücherei bestand aus operibus des großen Theophrastus Bombastus Paracelsus, lateinischen Schweinslederbänden von 1603. Die Gelehrten pflegen solchen Wunderdoktoren gram zu sein, und der große Haller hatte diesen Fach- und Ruhmesgenossen geradezu einen Betrüger genannt; andere schweizerische Ärzte von Ansehen, die wie Tissot und Zimmermann, selbst nach Langnau gegangen waren, erkannten ihm eine angeborene Anlage zum ärztlichen Berufe zu. Goethe hatte jetzt seine Freude an dem Auge des Zweiundsiebzigjährigen: „Das gegenwärtigste Auge, das ich glaube, gesehen zu haben, blau offen, vorstehend, ohne Anstrengung beobachtend." Michel war ein wohl gemästeter alter Mann von gefesteter Autorität, dem die Leute kommen mußten. Ganz guten Humors war er heute nicht: er hatte Honig gegessen, den er nicht verdauen konnte, und seine Frau war nicht zu Hause. Vielleicht sahen seine Gäste aber seine hübschen Enkelinnen lieber als die alte Bäuerin. Sie blieben die Nacht da, weil es zur Rückfahrt zu spät war, und taten damit einem englischen Ritter Holborn und seiner Schwester einen großen Gefallen; diese beiden waren beim „Doktor Michel" in der Kur und litten sehr unter der Langeweile des Dorfes.

Am andern Vormittage eilten die Herren nach Bern zurück und, nachdem sie im ‚Falken' gespeist hatten, machten sie gleich wieder einen Ausflug auf das Land, denn das Wetter war alle diese Tage sehr schön. Ein Denkmal im Dorfe Hindelbank gehörte zu den Dingen, die der Reisende jener Zeit gesehen haben mußte. Die reiche Familie v. Erlach hatte hier ein Schloß, und einer ihrer Angesehensten, der Schultheiß von Bern Hieronymus v. Erlach, war hier begraben worden. Seine Nachkommen hatten den berühmten Bildhauer Nahl kommen lassen — unsere Reisenden hatten ihn kürzlich in Kassel besucht — und von ihm ein großartiges und prächtiges Denkmal verlangt: auf die Pracht kam es ihnen dabei vor allen Dingen an. Dem Künstler war nicht wohl bei solcher Aufgabe, und erst recht ergrimmte er, als sie ihm sein fertiges Werk noch vergolden ließen, damit der Reichtum der Familie noch auffälliger in die Augen springe. Nahl schloß in der Zeit, wo er hier arbeitete, mit dem Pfarrer des Dorfes, namens Langhans, und seiner Frau eine gute Freundschaft; als er es nun mit erlebte, daß die ganz junge Frau Pfarrerin nach der Geburt ihres ersten Kindes starb, da verbanden sich in dem Künstler Trauer um die Freundin und — Rachlust. Mit Willen schuf er nun für die Freundin ein Denkmal, das durch wahre Schönheit dasjenige des reichen Edelmanns völlig in Schatten stellen sollte, und seine Absicht ging in Erfüllung. Sein Werk stellt eine Grabplatte dar, die über das ganze Grab gedacht ist, aber aufrecht hingestellt wurde; beim Drommetenstoß zum jüngsten Gericht zerbirst sie, und in der entstandenen Spalte sieht man das

junge Weib, freudig aufschwebend zum ewigen Licht; unter ihrer Brust schmiegt sich das Kindchen und jauchzt in seiner Unschuld der Helle entgegen. Albrecht v. Haller steuerte die Inschrift bei:

Horch, die Trompete schallt! Ihr Klang dringt durch das Grab:
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hüllen ab!
Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

Goethe war der angeregteste Beschauer dieses Bildwerks. „Vom Grabmal der Pfarre zu Hindelbank zu hören, werden Sie Geduld haben müssen", schrieb er seiner Freundin in Weimar, „denn ich habe Mancherlei davon, darüber und dabei vorzubringen . . . Man spricht mit einem allzeit fertigen Enthusiasmus von solchen Dingen, und Niemand sieht darauf: was hat der Künstler gemacht? was hat er machen wollen?"

*

Der folgende Tag, der 19. Oktober, wurde in der Stadt verbracht. Goethe besuchte den Pfarrer Wyttenbach und hielt sich zu seiner eigenen Verwunderung drei Stunden bei ihm auf. Der Mann war sehr gefällig, und wieviel konnte man von ihm lernen! Über die Alpenwelt und über die Mineralogie. „Er hat von allen Bergen und Enden der Schweiz die Steinarten zusammengelesen." Das war Einer, mit dem man verbunden bleiben mußte. Nach Künstlern ward auch hier gefragt. Der beste Maler der Stadt war Johann Ludwig Aberli, ein Mann von 56 Jahren, Zeichner, Radierer, Stecher, Landschafter; er hatte eine neue In-

dustrie begründet, die auf die Reisenden berechnet war, indem er die beliebtesten Landschaften der Schweiz in Kupferstichen darstellte, die dann von seinen Gehilfen in Farbe gesetzt wurden. Auch Trachtenbilder und manches Andere fand man bei ihm. Ein junger Schwabe, Marquard Wocher, arbeitete unter ihm; er hatte das Panorama, das man von dem hochgelegenen Thuner

Kleidung der Landleute im Kanton Bern
Nach einer Vorlage aus der Landesbibliothek Weimar

Friedhof sah, vortrefflich aufgezeichnet. Dies und andere Bilder, zusammen für 123 Taler kaufte der Herzog. Goethe war von Aberli entzückt, namentlich von Aberlis Ölbildern, und setzte auch auf Wocher große Hoffnung.

Nachmittags schrieb er Briefe. Als die Sonne unterging, für ihn das letztemal in Bern, lief er noch rasch auf die Terrasse hinter dem Münster: hier waren ja die Alpen fast so herrlich zu schauen wie von Thun

aus. Die Sonne war schon hinunter; aber an den Schneebergen stand noch das Rot, und oben darüber der Mond.

Noch einen letzten Besuch machte er diesen Abend: mit Lavaters Freund, dem Herrn v. Kirchberger, mochte er gern noch freundliche Worte wechseln. Anderthalb Stunden blieb er auf dem Landgute Schoßhalde, und Goethe schloß sich diesem Manne gegenüber viel weiter auf, als sonst seine Gewohnheit war. Man kam auf die christliche Religion zu sprechen. Beide schalten über das Berliner Aufklärungswesen und bekannten dagegen ihr Wohlgefallen an den „Stillen im Lande". Den Landvogt freute es, daß auch der berühmte Dichter eine wirkliche Hochachtung für Personen empfand, die wegen ihrer eigenartigen Frömmigkeit oder ihrer mit der Frömmigkeit verbundenen Sonderbarkeiten von dem gemeinen Haufen der Gelehrten ebenso wie vom niederen Pöbel verlacht und verachtet werden. Auf die Macht der menschlichen Seelenkräfte sprang das Gespräch über. Beide zweifelten nicht, daß ein Aus- und Einfluß der Seelen von Mensch zu Mensch auch bei völligem Schweigen stattfinde, durch die bloße Gegenwart.

Goethe ließ sich hier sogar über die Art aus, wie seine Gedichte und größeren poetischen Schöpfungen zustande kämen. Er sagte, daß er sie außerordentlich lange erst im Busen wärme, ehe sie auf dem Papiere offenbar würden. „Dies ist auch sein Mittel, sein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen" dachte Kirchberger. Sehr fiel es ihm auf, wie ganz verschieden sein Gast sich heute Abend zeigte gegen neulich, wo sie in größerer Gesellschaft gewesen.

*

Am 20. Oktober nahmen unsere Freunde Abschied von Bern und ritten der welschen Schweiz zu.

In Murten aßen sie an schon bekannter Stätte zu Mittag; dann fuhren sie über den See und ritten weiter über Avenches (Wiflisburg) nach Payerne (Peterlingen). Avenches, das alte Aventicum, heißt bei Tacitus die vornehmste unter allen Städten Helvetiens: jetzt gab es in dieser Gegend nur unbedeutende Orte, deren einziger Reiz in den nicht sehr zahlreichen Altertümern bestand, die noch in freier Luft der Zeit und dem Wetter trotzten oder aber dann und wann durch den Pflug oder Spaten aus dem Boden gefördert und dann gewöhnlich schnell zerstört wurden, denn unter den Landeskindern hatten Wenige Sinn für solche verrosteten und halb vermoderten Sachen, solche Reste von Mauern, Säulen und künstlichen Fußböden. Goethe sah mit Verdruß, wie wenig die Altertümer hier geschont wurden; z. B. war ein Mosaikfußboden aus bloßem Mutwillen von Bauern bei Nachtzeit zerstört worden; man konnte eben noch erkennen, daß die Zeichnung herrlich gewesen war. Ein ander Mal mußte er aus einem einzigen Kopfe schließen, daß hier ein sehr schönes Werk uns beinahe überliefert worden wäre.

Nachdem sie die Nacht im Rathaus zu Peterlingen verbracht, ritten sie sich am andern Morgen etwas aus dem Wege, um in Cheire, nahe dem Neuenburger See, ein anderes Mosaikpflaster zu betrachten, von dem sie gehört. Dann ging es durch das schöne Tal der Broye, fast immer unter den Augen des Felsenschlosses Lucens, nach Moudon, wo sie im ‚Großen Hirschen' abstiegen. „Wir machen kleine Tagereisen, wie es neugierigen

Reisenden geziemt" schrieb Goethe seiner Freundin und erzählte von dem Mosaikpflaster zu Cheire.

Es ist ziemlich erhalten, geht aber auch nach und nach zugrunde. Die Schweizer traktieren Soetwas wie die Schweine.

Sein gesamter Seelenzustand sei vortrefflich, konnte er der Freundin versichern. „Sobald eine ewige Abwechslung tausend mannigfaltige Stückchen auf meinem Psalter spielt, bin ich vergnügt." Das war seine Erfahrung schon lange. Aber auch dem Herzoge bekam diese Kur der vielen neuen Eindrücke recht gut. „Ich hoffe, Ihr sollt Deß alle genießen!"

*

Am andern Mittage waren sie schon in Lausanne und hatten auch schon einen Blick auf den Genfer See, „den Meister von allen Seen", gehabt. „Lausanne liegt allerliebst, ist aber ein leidig Nest" war Goethes Urteil; er mußte jedoch hinzusetzen: „Lusthäuser sind umher von trefflichen Aussichten, auch Spaziergänge." Die engen, schmutzigen Gassen dieser auf drei Hügeln und den dazwischenliegenden Tälern erbauten Stadt hätten keinen Fremden angelockt, noch weniger in ihm die Lust erweckt, hier zu wohnen; aber es war ringsherum ein Kranz von Landhäusern entstanden, wo die herrliche Aussicht und Landschaft sich mit großer Fruchtbarkeit des Bodens vereinigten; in diesem zweiten Lausanne lebten seit einiger Zeit vornehme Leute verschiedenster Nationen ihr müßiges Leben. Ihr gesellschaftliches Oberhaupt war jetzt Karoline Luise, Herzogin von Kurland, geborene Prinzessin von Waldeck, von ihrem Manne geschieden, eine kränkliche, aber wegen ihrer

Maria Antonia von Branconi, geb. v. Elsener
Nach einem Gemälde auf Gut Langenstein

Am Col de Balme
Nach einer Zeichnung von Bartlett

Herzensgüte allgemein verehrte Dame. Das Nest Lausanne war aber auch als Stadt der Jugenderziehung berühmt geworden. Es war für die reichen Berner der gegebene Ort, wo ihre Töchter im französischen Geschwätz und feinen Gesellschaftston zugestutzt werden konnten; daher rührte es wohl, daß die Einwohner von Lausanne sich gewöhnt hatten, auf ein tadelloses Französisch und auf ein ungewöhnliches Maß von Anstand und Sittlichkeit zu halten. Als das Städtchen dann auch von den Fremden entdeckt worden war, kamen eine Menge junge Engländer her, um einigen französischen und weltmännischen Anstrich über ihr Britentum zu erlangen.

Unsere Reisenden waren im ‚Goldenen Löwen' abgestiegen, wo deutsche Wirte und Bedienstete walteten. Am Nachmittage gingen sie spazieren und sahen sich satt. Abends machte Goethe der Frau v. Branconi seine Aufwartung; er war an sie oder ihren Hausgenossen Mattei oder an Beide durch Lavater empfohlen. Vor vier Jahren, damals als Goethe aus der Schweiz zurückkehrte, hatte ihm Zimmermann in Straßburg den Schattenriß der Branconi gezeigt (zugleich mit demjenigen der weimarischen Baronin v. Stein) und von seiner Bekanntschaft mit ihr erzählt. Zimmermann sprach immer in Superlativen; allemal, wenn er Hundert sagen wollte, kam Tausend heraus. „Das größte Wunder von Schönheit, das in der Natur existiert" nannte er diese Dame und ebenso rühmte er ihre feinsten Manieren, ihre edelste Sittsamkeit, ihren aufgeklärtesten Verstand.

Diese Frau v. Branconi, drei Jahre älter als Goethe, jetzt also dreiunddreißig, war die Tochter eines

deutschen Offiziers von einer Italienerin. In Genua geboren, wuchs sie in Neapel auf. Schon mit zwölf Jahren wurde das schöne Kind verheiratet. Mit zwanzig Jahren war sie Witwe und Mutter von einem Knaben und einem Mädchen. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der in Italien reiste, bewog sie, seine Geliebte zu werden. Sie hatte bald einen Sohn von ihm, den der Kaiser auf Bitten seines Erzeugers zum Grafen Forstenburg erhob. Auch in der Zeit, wo sie, nun nach Deutschland versetzt, die Nebenfrau dieses Prinzen war, erfreute sie sich eines sehr guten Rufes, denn an die Mätressenwirtschaft der Fürsten war man gewöhnt, und die Braunschweiger konnten Gott danken, daß solch' eine edle, bescheidene, zurückgezogen lebende Frau, die keinem Menschen Übles zufügte, den Posten innehatte. Im Sommer 1777, als sie zehn Jahre beim Herzoge gewesen war, erlebte sie das Schwere, daß Dieser sein Herz von ihr wandte, weil ihn eine neue Schönheit stärker reizte; er erkaltete gegen sie und ihren Sohn völlig, wie er denn überhaupt ein kalter Verstandsmensch war. Die Branconi hatte von ihm ein Gut zwischen Halberstadt und Blankenburg erhalten; aber die Südländerin fühlte sich dort im nördlichen Deutschland nicht mehr zu Hause, und leider hatte sie auch nirgends sonst eine Heimat. In den Grenzgebieten zwischen Frankreich, Deutschland und Italien war sie noch am ehesten unter Ihresgleichen. Ihr älterer Sohn lebte jetzt in Straßburg; ihre Tochter und der nun zwölfjährige Graf Forstenburg wurden bei ihr von einem jungen Gelehrten erzogen, der sich Karl Matthäi oder Mattei nannte, seit er Christ war; er

stammte von nürnbergischen Juden ab. Auf ihren Wanderungen kam die Branconi im Mai 1779 nach Zürich, um Lavater predigen zu hören und sich mit diesem Manne das Herz rein zu sprechen: vielleicht könnte er ihr ein Licht in ihres Lebens Finsternis stellen. Es entstand sogleich die innigste Seelenfreundschaft zwischen den Beiden. „Ein herrlich Geschöpf an Leib und Seele!" rief nun auch der fromme Prediger aus. Der Dritte im neuen Bunde war Mattei; er wurde nicht satt, seine Herrin gegen Lavater zu rühmen. Man hatte Diesem auch abfällige Reden über die Branconi zugetragen, denn welchen Engel lassen die Menschen unbeschmutzt? Und eine abgedankte Mätresse zu höhnen, ist so leicht!

Seit fünf Monaten lebte diese wunderbare Frau nun in Lausanne, und Goethe ging heute zu ihr als Freund ihres Freundes Lavater. Auch er ward entzückt:

> Sie kommt mir so schön und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! Ein Leben! Einen Offenmut! Daß man eben nicht weiß, woran man ist.

Das war am Abend des 22. Oktobers. Am nächsten Vormittage ließen sich Goethe, der Herzog und Wedel nach Vevey und zurück fahren: wie schon viele Reisende vor ihnen, um die von Rousseau gerühmten Stätten: „die heiligen Örter der Heloise", zu sehen: das romantische Vevey, das Schloß Clarens, Schloß Chillon und so viele andere. In Clarens hatte die Heldin von Rousseaus Roman gewohnt; nahe bei Chillon warf sie sich in die Fluten, um ihr Kind zu retten, und ertrank

selber. „Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten" bekannte Goethe der weimarischen Freundin, „wenn ich nach Melleraye hinübersah und den Dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte."

Der berühmte Ryfwein oder la Côte wächst hier; man konnte ihn nach einem Bade, zu dem der See lockte, des Mittags im Gasthause trinken; gerade Vevey war als Weinort hoch berühmt, nämlich auch wegen eines Winzerfestes, das außerordentlich an uralte Bacchus-Feiern erinnerte. Beim Baden im See aber sagten unsere Freunde: das Wasser sei so warm wie daheim im Sommer, und es sei so schön weich.

In Lausanne wieder angelangt, putzten sie sich zu einer Gesellschaft in Mon Repos bei der Herzogin von Kurland; aber lange hielten sie dort nicht aus. Mattei hatte schon vorher eine Botschaft von Frau v. Branconi an Goethe gebracht: wenn er noch eine Stunde für sie übrig habe, werde es sie freuen. Er hatte eigentlich noch andere Besuche hier abstatten wollen, aber wer kann solchem Winke widerstehen? So ging er hin und blieb auch zum Abendessen. Was ward da nicht alles geredet! Goethe sprach von der jetzigen Reise und rühmte von allem Gesehenen den Staubbach fast am meisten. Dann erzählte er von sich selber, zum Beispiel, daß er das große Glück habe, gut zu schlafen und im Schlafe jederzeit völlig auszuruhen. Auf den Kaffee schalt er hier ganz wie bei der Frau v. Stein. Was den Verkehr mit Menschen angeht, so bekannte er sein Unvermögen, gegen Jedermann gesellig und höflich zu sein: ihm wolle bei gewissen Menschen die Sprache nicht fort, und er

wisse nirgends anzuhaken. Mit andern wieder könne man hübsch in gleicher Linie fortgehen, aber es bleibe doch stets ein Graben, über den man nicht hinweg könne. Bei diesem Bilde mußten Beide an die Verhältnisse mit Fürsten denken. Die Branconi wunderte sich über Goethes und Karl Augusts herzliche Freundschaft, nämlich darüber, daß ein Fürst zu solcher Vertraulichkeit und Munterkeit fähig und bereit sei. Ihr gewesener Liebhaber war es freilich nicht gewesen. Aber Beide kannten auch den edlen Franz von Dessau und lobten ihn.

Herder und Lavater wurden gerühmt; mit Zimmermann aber, bekannte Goethe, hätte er die begonnene Freundschaft nicht aufrecht erhalten können. Er liebe nicht ein solches Gemisch von Stärke und Schwäche und könne in nichts den poltron ausstehen. Dabei kam er auch auf die unglückliche Gewohnheit mancher Leute, Wohltaten ausüben zu wollen, indem man Andere in Bewegung setzt, Andere arbeiten oder zahlen läßt. „Wenn ich nicht selbst die Wohltaten ausführen kann," sagte er, „so bin ich nicht bestimmt, Wohltaten zu erweisen."

Mattei geleitete den Gast, als er sich von der Dame verabschiedet hatte. „Ich danke Ihnen" sagte Goethe, „und sagen Sie ihr: ich danke ihr für das Gute, das ich bei ihr genossen habe. Es ist eine treffliche Frau, von Geist und Verstand. Nun sehe ich ein, warum Sie, Mattei, Niemand in Lausanne kennen wollen. Jesus! Was könnte diese Frau aus einem machen!"

Im Gasthause, in seinem Zimmer, mußte er, als das Bild der Schönen noch vor ihm schwebte, an die Sirenen denken.

War denn Goethe bereits von Liebe für dies schöne Weib entflammt? An Lavater schrieb er:

Sie war so gütig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessiere und ihr mein Wesen gefalle, und Das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir ist herzlich lieb, daß ich nicht an Matthäis Platz bin, denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn.

*

Am 24. Oktober setzten sie die Reise fort. Sie ritten westwärts am See entlang, über Morges nach Rolle. Zur Rechten hatten sie Weinberge, die immer höher sich erhoben, ein gesegnetes Gebiet, mit unzähligen Häusern besetzt, und jetzt waren eben noch die letzten Tage der Traubenlese. Leider ließ sich das Wetter nicht gut an: Dunst und Regen. Freund Merck hatte ihnen in Frankfurt oder Darmstadt zugeredet, daß sie von Rolle aus doch ja seine Alten, nämlich die Familie seiner Frau, besuchen und dann auch weiter hinauf in den hohen Jura steigen sollten; Das hatten sie sich auch vorgenommen, aber nun machte sie das Wetter lustlos.

In Rolle kehrten sie im Gasthofe ein, bestellten ein Mittagessen und ließen die Pferde ausruhen. Goethe aber als Mercks nächster Freund nahm sich ein Mietpferd und ritt eine halbe Stunde nach Mont hinauf, um Monsieur und Madame Charbonnier nicht ganz zu versäumen, ihnen vielmehr von ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn doch einigen Bericht zu erstatten. Er traf auch den Schwager Mercks im Hause, den Hauptmann Arpeau, der als Forstmeister nicht weit von hier wohnte.

Goethe mußte sogleich die Mittagsmahlzeit teilen. Dabei erwähnte er; daß sie eigentlich vorgehabt hätten, höher hinauf zu gehen; und nun redeten ihm Arpeau und Charbonnier sehr zu, daß sie es doch ja tun sollten. Das Gebirge sei auch in dieser Jahreszeit keineswegs unwirtlich, mit dem Wetter aber werde es so schlimm nicht werden; die Straße, die der Holzabfuhr wegen angelegt war, sei recht gut, und für die Beleuchtung werde heute Nacht der Vollmond sorgen. Als Hauptmann Arpeau sich vollends erbot, die deutschen Herren zu begleiten, da sandte Goethe sogleich einen Boten nach Rolle: die Freunde möchten sich zurechtmachen. Dann ritten er und Arpeau dem Boten nach und holten den Herzog selber ab. Karl August kehrte nun auch bei Mercks Schwiegereltern ein und versicherte ihnen, wie sehr auch er den Herrn Kriegsrat schätze und liebe; er erschien also auch seinen Wirten als ein Fürst, „dessen Politesse und Menschenfreundlichkeit gar seinesgleichen nicht habe", und in den schönen Wedel verliebten sie sich nicht weniger.

Das Wetter klärte sich auf, wie die Einheimischen es vorausgesehen, und als unsere Reisenden sich auf den Weg machten und den Berg hinaufritten, genossen sie bald die herrlichste Aussicht auf den Genfer See und die hohen Alpen von Savoyen und Wallis; sie konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf.

Drei Stunden ritten sie bergauf; dann ging es abwärts in das Tal des Joches, la vallée de Joux, denn der Jura erscheint hier als hoher Gebirgsrücken, worüber noch einzelne hohe Berge hinausragen. Diese

Berge haben zwischen sich ein langes Tal, worin der Fluß Orbe als See, als lac de Joux, erscheint. Obwohl hier keine Obstbäume mehr fortkommen, ist dieses Hochtal noch angenehm und fruchtbar und wird von sehr betriebsamen Leuten bewohnt. Große Tannenwälder standen hier oben nach Burgund zu, und mit dem Holze hatten es viele Leute hier zu tun; es gab aber auch schönes Mattland, so daß die Viehzucht gedieh. Steinschleiferei und Steinschneiderei für die Genfer Goldarbeiter ward auch betrieben, ebenso die Uhrmacherei. Etwa zweitausend Menschen nährten sich hier; sie gehörten eigentlich alle zu drei Familien, Rochat, Reimond und Chaillet, und waren die Nachkommen von Flüchtlingen, die sich 1571 vor den französischen Glaubenstyrannen hierher gerettet hatten.

An diesem Abend bekamen unsere Reiter von dem Tale, seinen drei Dörfern und den zerstreuten Siedlungen noch nichts zu sehen, obwohl sie sich darin bewegten: nächtlicher Nebel hüllte sie ein. Dagegen zeigte sich ein ganz besonderes Bild: ein Mondbogen, weiß im dunkleren Nebel erscheinend, breiter als ein Regenbogen, niedrig, weil der Mond hoch stand.

In einem recht guten Hause, das Le Brassus hieß oder zu diesem Orte gehörte, kehrten sie ein, bei Leuten, die sonst keine Gäste aufnahmen; diesmal taten sie es, weil der Forstmeister Arpeau die Fremden begleitete. Goethe sah sich im Hause um, soviel es die Bescheidenheit erlaubte; es erschien weniger gebirgsmäßig, als er vermutet hatte, nur daß ein großer Raum in der Mitte zugleich Küche, Versammlungsplatz und Vorsaal war, von dem aus man die Treppe hinaufstieg

und in die Zimmer gelangte. In dieser Küchendiele saß man gemütlich beisammen; der Herd, über dem die Kessel hingen, war mit dem Erdboden gleich. Es waren ein paar junge Mädchen schon vor ihnen zum Besuch gekommen: hübsch geputzte Miesel, ganz wie man sie in den feinen Städten auch sah.

An diesem Tage, den der junge weimarische Herzog in einem hohen Bergdorfe der welschen Schweiz abschloß, vollendete daheim seine Mutter, die Herzogin Amalie, ihr vierzigstes Jahr. Die Reisenden hatten ihrer oft gedacht. Wie wäre es gerade dieser doch noch jugendlichen Dame zu gönnen gewesen, an solchen Ritten und Fahrten teilzunehmen! Aber solche vornehmen Frauen konnten sich wohl in befreundete Residenzen oder in ein paar Badeörter fahren lassen: die großen Landschaften, die Gebirge und Meere, waren für sie

Ein bernisches Bauernhaus
Nach einer Zeichnung von Brandoin

noch nicht erschaffen. Amalie machte in ihrer Phantasie diese Reise ihrer jungen Freunde mit, geradeso wie Herzogin Luise, Frau v. Stein und in Frankfurt die Rätin Goethe.

Herzog Karl August liebte seine Mutter, wie sie verdiente; aber er dachte doch gerade auf dieser Reise auch mit einigem Zorne an sie. In seiner Kindheit und ersten Jugend hatte sie allzu ängstlich über ihn gewacht, hatte sich und ihn gar zu sehr in die Hände der Ärzte gegeben, die sich ihrerseits immer wichtig machten, indem sie beständig an dem Prinzlein herumdokterten und ihn vor allen Schädlichkeiten und allen nur denkbaren Gefahren behüten wollten, also auch verpimpelten. Gewiß, Karl Augusts Vater war schon mit zwanzig Jahren an der Schwindsucht gestorben, und das Söhnchen war nur schwach und kränklich geraten; aber sind die Affenmütterlichkeit und das beständige Medizinieren die rechten Mittel, aus schwachen Kindern starke Menschen zu machen? Karl August hatte sich, endlich herangewachsen, eines Tages von seinen ängstlichen Aufsehern befreit und war nun den umgekehrten Weg gegangen, den Weg der Abhärtung, Anstrengungen und Zumutungen, den Weg zur Natur im Sinne Rousseaus. Er hatte dann das Glück gehabt, in Goethe einen Gesinnungsgenossen zu finden, der ähnliche Erfahrungen hinter sich hatte und mit ihm den besorgten Weibern beiderlei Geschlechts Trotz bot. Jetzt aber bewies die Erfahrung der letzten Wochen, daß der junge Herzog, ebenso wie Goethe, schon recht viel Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Körpers diesem Mute und Willen verdankte; die Freunde triumphierten

jetzt als die kühnen Bergbesteiger über alle steifen Geheimräte im Weimar und alle besorgten Durchlauchtigkeiten in den Residenzen. Nur innen, im seelischen Leben, ging noch nicht alles nach Wunsch; da waren sie noch kranken Stimmungen unterworfen und konnten sich gegen andere Menschen noch nicht so gleichmäßig und fest verhalten, wie ihnen recht schien.

Am 25. Oktober durchschritten unsere Freunde zuerst das ganze Tal; sie wählten die Westseite des Sees, um von der Sonne beschienen zu werden. Es hatte in der Nacht gefroren, und die Wiesen waren bereift. Ein leichter Nebel hinderte nicht, daß man das Tal übersah. Eine gute Straße führte um den ganzen See und das Tal herum; schon die Güte dieser Straße bezeugte, daß hier noch, nahe an Frankreich, die gnädigen Herren von Bern regierten. Merkwürdig einfach waren die Namen der wenigen Dörfer: le Sentier, le Lieu, le Pont.

Bald ward über dem See und dem Nebel der Zahn des Vaulion erkennbar; ihn zu besteigen, war die Aufgabe des Tages. Zuerst ritt man bis ans Ende des großen Sees, an den sich ein kleinerer See (lac de Brenet) anschließt, von jenem nur durch eine Erdzunge und eine Brücke geschieden, mit ihm durch einen Kanal verbunden.

Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Tal, was man „niedlich“ sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte; nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut: das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder; es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine

Stunde von da, in Vallorbe, hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Diese Abzüge müssen rein gehalten werden; sonst würde der See steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es schon mehr geschehen ist.

Als unsere Reiter dahin kamen, waren die Arbeitsleute gerade beschäftigt, den morschen Kalkfelsen teils wegzuschaffen, teils zu befestigen. Die Herren schauten der Arbeit zu und ritten dann an diesem kleinen See, der einen Zufluß und keinen sichtbaren Abfluß hatte, wieder zurück und stiegen bei der erwähnten Brücke und dem danach genannten Orte ab. Hier waren sie am Fuße des Vaulion; sie mieteten sich im Dorfe einen Mann, sie hinauf zu führen. Man hoffte, von dort oben eine große Zahl von Ländern zu sehen; Frankreich im Westen, Preußen — wenn man Neuenburg einmal nach dem großen Lande seines Fürsten so nennen durfte — im Nordosten, Sardinien im Süden und dazu eine Anzahl Schweizerkantone.

Allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar; alle niederen Gegenden mit einem weißen, wolkigten Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön rötete.

Lange genoß man die Aussicht; Karl August fand sie „ganz göttlich."

Abwärts zeigte sich nun auch das Tal wieder in seiner Schönheit: himmelblaues Wasser, von Gehölzen, Felsen, Wiesen, Dörfchen und Meiereien umkränzt. In Pont warteten die Pferde; jetzt ritt man auf der Ostseite, über l'Abbeye, nach le Brassus zurück. Gegen Vier langten sie bei den gastfreundlichen Leuten an; die Hausfrau klagte, daß das Essen schon lange auf dem Herde brotzele, aber auch übergar schmeckte es nach solchem Ritte recht gut.

Nach dem Essen ward noch der kleine Eisenhammer besehen, der den Wirtsleuten gehörte, und dann saß man wieder in der großen Küche zwischen den Stuben, bis es schicklich war, sich gute Nacht zu wünschen.

Beim Frühstück am 26. Oktober ward schön Wetter prophezeit. Sollte man da nicht auch die Dôle besteigen, den höchsten Berg auf dieser Seite? Gar zu weit sei es nicht, ward versichert. Rasch ward der Entschluß gefaßt, und noch vor Acht wurden die Pferde bestiegen, denn den ersten Teil des Weges konnte man reiten. Einem Boten wurden Brot, Wein, Butter und Käse aufgepackt. In der Nacht hatte es wieder gereift und gefroren; auch war anfangs die Kälte empfindlich, zumal da der Weg im Schatten der Berge lag. Nach einer Stunde kam man aus bernischem Gebiete ins französische, nun wurden auf einmal die Wege schlecht, ebenso schlecht wie im Herzogtum Weimar, wo der Poet und Geheime Rat Goethe nebenbei auch Wegebaudirektor war. Es ließ sich auch sonst erkennen, daß man sich nun in einer großen Monarchie bewegte, wo Land und Volk vornehmlich den Zweck hatten, seinen Herren in einer glänzenden Hauptstadt das Erwünschte zu liefern.

Immer an der Orbe entlang erreichten sie den lac des Rousses, den dritten See dieses Flußtals, dann den Ort les Rousses, hinter dem die Sept Moncels, sieben kleine Hügel von verschiedenen Gestalten, das Tal abschlossen. Gleich danach kamen sie an eine wichtige Straßenkreuzung: rechts ging es vollends ins Französische hinein, also schließlich nach Paris, links dagegen zum Genfer See. Sie ritten diesen Weg noch ein Stückchen; dann stiegen der Herzog, Goethe und Arpeau ab, während Wedel, der ja kein Bergsteiger war, mit den Pferden nach St. Cergue weiterritt. Für seine Freunde begann nun das Klettern am Berge empor, zum kahlen Gipfel hinauf. Es war beinahe Mittag; die Sonne schien jetzt heiß, und jeder kühle Windstoß war willkommen.

Endlich betraten sie den oberen Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen sich heute gegönnt, was ihnen gestern versagt war.

Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten wie die Beete eines Parterres[1]. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Teil an unsrer Küste deutlich, den sogenannten kleinen See, wo sich der große

[1] In der damaligen Gartenkunst nannte man Parterre ein flaches, von parallelen Wegen oder sonst in geometrische Figuren zerschnittenes Gebiet. Die Beete waren meist von Buchsbaum umsäumt.

verenget und nach Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, ganz. Uns gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn umschließt. Über Alles aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte.

Bald labten unsere Freunde die bloßen Augen an dem Bilde, bald suchten sie mit dem Fernrohr Einzelnes genauer zu erkunden. Im Windschutz eines Felsens hielten sie ihr bescheidenes Mittagsmahl, das jedoch durch eine Flasche alten Lacôteweins gewürzt wurde: Arpeau hatte sie mitgebracht. Und dann erfreuten sie sich wieder an der Aussicht, die sich immer mehr erweiterte. Jeder entdeckte ein Neues oder glaubte es zu entdecken. Man erkannte nach und nach Lausanne mit allen seinen Gartenhäusern wieder, dann Vevey, und ganz deutlich das Schloß von Chillon. Und schließlich durchreiste man die ganze westliche Schweiz mit den Augen.

Lange blieb man oben, und auch als der nahende Abend zum Absteigen zwang, wandten sich die Augen immer wieder zu den Eisbergen hin, die nun, von der scheidenden Sonne zuletzt berührt, errötend erstrahlten.

Die letzten, links im Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns: nach und nach wurden jene weiß-grün-graulich. Es sah fast ängstlich aus! Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüberglänzte und auch zuletzt uns noch einen rötlichen Schimmer zu behalten schien . . .

Sie schritten hinunter ins dunkelnde Land. Zu St. Cergue fanden sie die Pferde wieder. Hier war Arpeau

zu Hause, nämlich als besoldeter Kommandant eines Schlosses, das nur noch als Ruine dastand; aber er begleitete die deutschen Freunde noch weiter, hinunter zum See. Sie gingen fast den ganzen Weg zu Fuß: so dünkte es ihnen in der Mondnacht am schönsten. Der Gasthof, den sie dann erreichten, war das Weiße Kreuz zu Nyon; es stand hart am See; sowohl aus den hinteren Zimmern wie aus dem Garten, der durch

Nion
Nach einem alten Stich

eine gewaltige Mauer gegen die Angriffe des Wassers geschützt war, konnte man noch länger den breit schwimmenden Widerglanz des Mondes auf den stillen Fluten genießen.

Hier wäre auch der Montblanc am andern Morgen recht bequem zu sehen gewesen, aber da lag die ganze Gegend im Nebel. In dieser Trübe ritten sie, nachdem sich Arpeau von ihnen verabschiedet, nach Genf weiter: der Weg aber führte ohnedies durch reizloseres, geringer bebautes Land, und eine Strecke, wo es durchs Fran-

zösische, das pays de Gex, ging, glaubte man geradezu arme Sklaven von harten Herren zu sehen: zerlumpte Menschen hausten dort in verfallenen Hütten. In Versoix hatte der König von Frankreich einen Hafen und eine Stadt anlegen wollen: der Hafen war gemacht, die Gräben abgestochen, aber erst wenige Häuser gebaut.

Je näher man dem Südende des Sees kam, desto freundlicher ward die Gegend wieder; zahlreiche feine Landhäuser verkündeten einen bedeutenden Mittelpunkt.

*

Es war am 27. Oktober mittags oder bald nach Mittag, als sie in Genf vor dem nahe an der Rhone gelegenen Gasthof zur Wage, aux Balances, von den Pferden stiegen.

Ob dies Genf, das sie zunächst bei trübem und regnerischem Wetter sahen, eine schöne oder häßliche Stadt sei, darüber gingen damals die Ansichten auseinander. Auf Goethe machte die Stadt selbst, innerhalb ihrer Festungsmauern, einen fatalen Eindruck; auch der Herzog fand sie garstig und ungleich, jedenfalls recht schmutzig. Schöne Straßen gab es hier nicht, und die öffentlichen Gebäude konnte man nur für mittelmäßig erklären. Die Häuser der Reichen fielen wenig ins Auge. Ein paar Spaziergänge gab es wohl, auf den Wällen und in einer Lindenallee, die la Treille hieß; doch ihre Aussicht durfte man nicht sehr rühmen; der Montblanc war von dort nicht sichtbar und der See gerade dort versandet und weder reizend noch großartig. Und dennoch war Genf wegen seiner herrlichen Landschaft und seiner schönen Häuser berühmt;

es kamen seit vielen Jahren mehr Fremde hierher als in irgendeine andere schweizerische Stadt; auch lebten hier viele Ausländer auf die Dauer. Ganz wie in Lausanne unterschied sich hier die nächste Umgebung sehr vorteilhaft von der alten Stadt, die von diesen neuen Landhäusern und Gärten umkränzt wurde. Überdies war die Lage der Stadt zu den großen Staaten und Völkern unvergleichlich: nach Frankreich und Savoyen konnte man bequem spazieren gehen, und das deutsche Sprachgebiet lag im Norden und Osten auch nicht weit ab. Daß die Einwohner die französische Weltsprache redeten und manchmal die französischen mit den deutschen Tugenden vereinigten, war auch sehr angenehm.

Nicht als ob diese Genfer dadurch zum Inbegriff der Tugend geworden wären! Ihre Höflichkeit, Betriebsamkeit, Geschäftstüchtigkeit standen außer Zweifel; daheim und in aller Welt verstanden sie Geld zu machen! Sie stellten das klügste Volk der Erde vor. Sie lebten wie die Juden von den Fehlern ihrer Mitmenschen, jetzt besonders von der schlechten Wirtschaft des französischen Staates. Ihr kleines und noch dazu unfruchtbares Ländchen hätte nur den siebenten Teil der Bewohner ernähren können; — es waren 25000 in der Stadt und kaum 10000 draußen — aber die Genfer litten an keinem guten Dinge Mangel; die Reichen unter ihnen statteten sich prächtige Paläste aus, hielten kostbare Equipagen, „noch kostbarere Mätressen", wie Meiners hinzufügt, und gaben Diners und Soupers wie anderwärts die Prinzen, Herzöge oder Marquis. Zu Calvins Zeit hatte man hier solchen Wohlstand

und erst recht solchen Luxus nicht gekannt; damals ging es sehr ernsthaft und feierlich zu; aber flüchtige französische Protestanten brachten die Bürgerschaft in Umtrieb und fortschreitende Bewegung: sie führten neue Künste ein und reizten zu einem bis dahin ungewohnten Fleiße. Der Juwelenhandel entstand; Gold- und Silbergespinste wurden angefertigt; die Kattundruckerei stieg auf eine große Höhe; die Uhrmacherei beschäftigte sehr viele geschickte Hände. Durch die beständige Geldnot des französischen Nachbars wurden dann die Genfer zu Kapitalisten und Geldspekulanten; namentlich kauften sie lebenslängliche Renten auf ihre eigenen Personen oder auf Gruppen junger Frauenzimmer, die ein besonders langes Leben versprachen. Jetzt, 1779, bezog Genf jährlich wohl 10 Millionen Francs Rente aus den französischen Kassen. Aber auch den immer zahlreicher bei ihnen einkehrenden Fremden nahmen sie soviel Geld ab, wie Diese sich gefallen ließen.

Calvins Glaubens- und Sittenstrenge war also in Vergessenheit geraten; nur in Einem hielt man noch fest am alten Gesetz: man duldete keine Komödianten. Doch konnten diejenigen, die den Wunsch hatten, trotzdem recht bequem ein Theater besuchen; sie spazierten nur über die französische Grenze nach dem Dörflein Chatelaine. Unsere weimarischen Herren taten Das sogar schon am ersten Nachmittage. Ein Schauspiel wurde gegeben und darauf eine derbe Posse. Einen besonderen Eindruck empfingen sie nicht.

Sie hatten zunächst keine Bekanntschaften in Genf. Von Basel aus waren sie an einen Bankier Pasteur empfohlen worden; er erwies sich aber als der fatalste

Narr, Schlingel und Hasenfuß: so nannte ihn wenigstens der Herzog sehr bald. Dieser Mann führte sie am Tage nach ihrer Ankunft zur Zitzfabrik und Kattundruckerei der Brüder Fasi, welche Arbeitsstätte in der Tat zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt und der ganzen Schweiz gerechnet werden mußte. Denn wo gab es sonst eine Fabrik, die bis zu achthundert Menschen beschäftigte? Die Arbeiterinnen in den Sälen waren wohl gekleidet und schön gekämmt. In einigen Räumen sah man Kinder damit beschäftigt, Farben auf die Druckformen aufzutragen; da bei dieser Beschäftigung Ruhe und Bewegung abwechselten, so schien sie dem natürlichen Wesen der Kinder mehr angepaßt als stundenlanges Sitzen vor den Büchern[1]). Die weimarischen Herren konnten hier die verschiedensten Arbeiten beobachten: Spinnen, Weben, Farbengeben, Drucken, die Bewegungen der Wassermaschinen und Walzen beim Färben, das Schneiden der hölzernen und metallenen Modelle, das Bleichen, Glätten, Ausmalen usw. Die Erzeugnisse dieser Fabrik konnten in dem teuren Genf nicht anders als teuer hergestellt werden; aber ihr Ruhm war so groß, daß die Herren Fasi sich um den Absatz niemals zu bemühen brauchten.

Nach der Besichtigung dieser Fabrik ließen sich unsere Reisenden zuerst zu einem Bilderhändler Francillion führen, der ihnen gern einen falschen Tizian aufgebunden hätte, und dann zu einigen römischen Altertümern und Inschriften, die an oder in öffentlichen Gebäuden und anderwärts in der Altstadt zerstreut waren.

[1]) So urteilte Sophie v. La Roche, die 1784 hier war, als die Fabrik sogar 1900 Personen beschäftigte.

Nach Tisch besuchten sie den dänischen Bildnismaler Juel, und der Herzog beschloß, sich von ihm malen zu lassen. Goethe suchte aber auch den Pfarrer und Bibliothekar Diodati auf, an den er von Lavater aus verwiesen war. Das war ein freundlicher Mann, sehr willig, die deutschen Gäste über die Dinge und Menschen in Genf zu beraten; nun konnte man den widerwärtigen Bankier laufen lassen.

Bei Diodati hielt sich ein junger Theologe auf, der zweiundzwanzigjährige Georg Christoph Tobler aus Zürich, ein Sohn des Chorherrn Johannes Tobler, dessen Spottverse auf Goethe und die Zürcher Gelehrten wir früher gelesen haben[1]). Der jüngere Tobler war ein großer Verehrer Lavaters; daher kam es, daß Dieser ihm einen Brief geschickt hatte, den er Goethen bei seiner Ankunft in Genf übergeben sollte; den Brief begleiteten zwei Handschriften von neuesten Lavaterischen Werken: eine Bearbeitung der Offenbarung Johannis und die ersten Gesänge einer neuen Messiade: ‚Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn'. In dem Briefe empfahl Lavater dem Empfänger seinen jungen Landsmann und lobte ihn; als Goethe dieses Lob zu Hause las, warf er sich vor, daß er nicht sogleich freundlicher gegen Tobler gewesen war, aber er hatte wieder einmal über seine Steifigkeit in neuer Gesellschaft nicht hinweg gekonnt.

Als er nun auch Lavaters neue Arbeiten ansah — an sich eine gute Unterhaltung, wenn man bei Regenwetter auf ein Gasthofszimmer angewiesen ist — er-

[1]) Bd. III, S. 171.

grimmte er. Warum hatte sich der Freund gerade auf die Offenbarung Johannis geworfen? Sicherlich doch, weil dieses dunkelste Buch der Bibel seiner phantastischen Glaubenslust die meiste Nahrung bot! Ach, warum ließ sich Lavater nicht an den klaren und einfachen Lehren und Geschichten der Evangelien genügen! Schien es nicht, als ob Goethe und Lavater in dieser Religionssache jetzt noch weiter auseinander seien, als früher? Sollte es vielleicht bei dem ersehnten Wiedersehen zu ernstlichem Streite kommen? Mußte man Dem nicht schon jetzt vorbauen und sich schriftlich aussprechen, damit der Andere Zeit zu ruhiger Überlegung hatte? Goethe schrieb Lavatern gleich nach seinen ersten Eindrücken, daß ihm die „Offenbarung Johannis" fatal sei, meinte aber doch:

Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein! Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedne Art dienen, sind wir vielleicht die Einzigen, und ich denke: wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen als ein ganzes Konzilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln.

Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen usw. göttlicher — wenn ja was Göttliches da sein soll — als die sieben Bischofe, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und — Gott habe Geduld mit mir wie bisher!

Am andern Morgen — Freitag, den 29. Oktober — erschienen Diodati und Tobler im Gasthofe, um die Herren zur Bibliothek und zu anderen Orten, wo Kunstsachen zur Schau hingen oder standen, zu begleiten.

Die besten Sammlungen besaßen hier Ratsherr Tronchin, Generalprokurator Tronchin, Mlle Burlamaqui, Herr Sellon und Maler Liotard. Auf der Bibliothek fand man vorzügliche Abdrücke von Rembrandts Radierungen, aber man hatte sie zu Hause in Weimar vollständiger. Bei Ratsherr Tronchin befand sich ein Gemälde von Gerard de Lairesse, dessen Gegenstand wohl geeignet war, sich im Gedächtnis eines Dichters einzudrücken. Ein kranker Prinz war dargestellt, Antiochus, einziger Sohn des syrischen Königs Seleucus; seine Krankheit verzehrte ihn, aber Niemand verstand die Ursache und den Sitz des Leidens. Endlich bemerkte der Arzt, daß der Puls des Kranken schneller schlug, wenn dessen schöne Stiefmutter Stratonika in die Nähe kam. Nun verriet der Arzt dem Könige Seleucus: sein Sohn sterbe aus Liebe zu einer Schönen, die nicht die Seine werden könne. Sogleich verlangte der König zu wissen, welche Schöne seinem Sohne unerreichbar sein könne. „Eines andern Frau." — Wessen? — „Meine Frau" erwiderte der kluge Arzt. Nun drang der Vater in den Arzt, daß er seinem Sohne durch ein so großes Opfer das Leben rette, und machte ihm die schönsten Verheißungen. Der Arzt fragte dagegen, was denn der König tun würde, wenn sein Sohn in die Stratonika verliebt wäre. Das Ende der Geschichte ist die Szene, die der Maler darstellt: Seleucus führt seinem Sohne die holde Gemahlin zu; der Arzt und zwei Hofdamen sind gerührte Zuschauer dieser Opfertat.[1]

[1] Goethe spricht von diesem Gemälde in ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren' I, 17 und VIII, 10.

Mittags aßen Diodati und Tobler bei den deutschen Herren im Gasthofe; nachmittags fuhr man auf das Landgut Genthod zu Bonnet, dem berühmtesten Autor der Stadt. Charles Bonnet, jetzt ein kränklicher Mann von sechzig Jahren, war ursprünglich Jurist gewesen; er hatte sich aber als Erforscher der Pflanzen- und Tierphysiologie einen Namen gemacht, und weil er das Gebiet der Naturwissenschaften auf Kosten des Wunder- und Aberglaubens erweiterte, so war er zu den Materialisten gerechnet worden. Er forschte z. B. über die Fortpflanzung der Blattläuse, das Atmen der Insekten, die Ausdünstung und Einsaugung der Pflanzenblätter und ging von solchen Sonderforschungen zur Abfassung von allgemeinen Werken über das körperliche und seelische Leben weiter. Später, als ihn Augenschwäche bei solchen Untersuchungen behinderte und sein ganzer Gesundheitszustand ihn sehr beunruhigte, richtete er seine Gedanken am liebsten auf die Fortdauer des Menschen nach dem Tode und verfaßte zur Aufrichtung seines Gemüts und zur eigenen Stärkung im Glauben ein Werk: ‚Idées sur l'état futur des êtres vivants ou Palingénésie philosophique.' Dies Buch ward viel gelesen, auch in einer von Lavater besorgten deutschen Ausgabe, und nunmehr galt Bonnet für einen christlichen Philosophen. Jetzt 1779, arbeitete er an einer Ausgabe seiner sämtlichen Werke; in dem Augenblicke aber, wo die deutschen Herren vorfuhren, ließ er sich gerade von Juel malen. Er kam den Gästen freundlich entgegen, zeigte ihnen seinen im französischen Geschmack gehaltenen Garten, der vielleicht die herrlichste Lage der Welt hatte, und drinnen im Hause ließ er sie auch von seinen Versuchen

sehen, mit denen er sich doch auch noch beschäftigte. So zeigte er ihnen einen Salamander: dem armen Burschen wurde ein Körperteil nach dem andern abgeschnitten, um festzustellen, was wieder nachwachsen könne und wo solche Wiederherstellung aufhört.

Als Goethe diese Tage mit Tobler verbrachte, ging er zwar auch noch nicht sehr aus sich heraus, gab ihm aber sein Mißfallen an Lavaters ‚Offenbarung' zu erkennen. Da konnte der junge Theologe seinen Landsmann leicht rechtfertigen. Es war nämlich allen Züricher Geistlichen vor kurzem auferlegt gewesen, über jenes letzte Buch der Bibel zu predigen; Lavater hatte also diese Betrachtungen schreiben müssen; seine Wundersucht war nicht in Frage gekommen. Goethe las nun ohne Vorurteil in der Handschrift weiter; er erbat sich auch den griechischen Text der ‚Offenbarung' und, um Diesen besser zu meistern, die in der Westschweiz übliche Verdeutschung der Bibel durch Piscator. So sah er sich plötzlich in Genf mit einer großen Folio-Bibel auf den Knien.

Am nächsten Tage begaben sich die Reisenden noch einmal in die Naturwissenschaften, und zwar in die hier sehr angebrachten alpinen. Jean André Deluc war einer der angesehensten Genfer Gelehrten: Geologe, Meteorologe, Gebirgskenner; die Anwendung des Barometers zu Höhenbestimmungen hatte er eingeführt. Dieser Deluc wohnte aber nicht mehr in seiner Heimat, sondern machte zu London den Vorleser der Königin; dagegen war sein Bruder Guillaume Antoine in der Vaterstadt geblieben; er hatte gleichfalls große Forschungsreisen in die Ferne, z. B. zu den Vulkanen Siziliens, wie in der

Nähe, im Hochgebirge, gemacht, und sein Kabinett enthielt nun die merkwürdigsten Kristalle, Versteinerungen und andere Schätze. Unsere Freunde mußten ihn als einen der kühnen Männer ehren, die das Gebirge, wohin sie jetzt strebten, erst erschlossen hatten.

Von Deluc aus fuhren sie zu Frau van der Borch, einer angenehmen, aber kränklichen Niederländerin, deren Gemahl in oranischen Diensten stand. Goethe konnte mit ihr über seine liebste Freundin sprechen, denn die beiden Damen kannten sich vom Pyrmonter Bade her. Des abends aber las Goethe dem Herzoge zu einem guten Wochenschlusse aus der Bibel vor: die Geschichte der Ruth und einige Kapitel aus dem Buch der Richter.

Am Sonntag vormittag mußte der Herzog noch seinem Maler sitzen. Zum Mittag und Nachmittag war man auf Diodatis Landhaus geladen. Bei der Rückfahrt zeigte sich die Landschaft in gar herrlichen Farben, und die Gipfel der Berge glühten wunderbar. Man ging nachher noch auf die Promenade und hätte auch da noch gern die Augen an der Schönheit gelabt. Aber: „nicht ein leidlich Weib!" war das Ergebnis der Umschau. Überhaupt wollte es nicht gelingen, daß sie diese Stadt und diese Bürger liebgewannen. Karl August gestand jetzt, wo er die Landgüter kannte, zu: „Schöne Häuser, aber", fuhr er fort: „ganz abscheulich fatale Kerls mit viel Geld."

Am Montagmorgen fuhren sie nach Ferney zu Voltaire. Zwar der alte Gallier hatte seinen vielen Mitbewerbern im Geistsprühen, Dichten und Spotten vor einem Jahre endlich den Gefallen getan, von der Bühne abzutreten; aber noch konnte man sein Ferney ganz so sehen, wie

er es verlassen hatte: die Räume im Schlosse, sein Bett, seinen Stuhl, die Bilder an den Wänden; dazu seine schönen Gärten, die Häuser für Uhrmacher und andere Handwerker, die er hatte erbauen lassen, und auch die kleine Kirche, die dieser schreckliche Feind der Pfaffen dem lieben Gott stiftete: »Deo erexit Voltaire MDCCLXI.« Er soll sogar die Kühnheit gehabt haben,

Voltaires Kirche in Ferney
Nach einer Zeichnung von Brandoin

selber darin die Kanzel zu besteigen und eine Predigt gegen den — Materialismus zu halten. Als Voltaire seinerzeit das Schloß angekauft hatte, waren nur einige elende Hütten dagestanden; bei seinem Tode aber lebten hier zwölfhundert Menschen in achtzig hübschen Häusern; auch hatte sich der einflußreiche Mann um das ganze Ländchen Gex, das eines Schutzpatrons höchst bedürftig war, sehr verdient gemacht. Nun aber war Das alles vorbei: Ferney stand zum Verkauf.

In diesen Zimmern, vor diesen Erinnerungen an Voltaire, den er so oft bewundert, so oft gescholten hatte, mußte Goethe wohl daran denken, daß auch er selber ein Dichter und ein Führer der Geister war. Oder war auch er es schon *gewesen*? Der erst dreißigjährige Goethe geriet bei seinen Landsleuten bereits in Vergessenheit, denn er hatte sich nun schon mehrere Jahre nicht mehr hören lassen. Goethe wunderte sich nicht über das schnelle Verwelken seiner Ruhmeskränze: vielmehr erstaunte er, daß man hier im Auslande fast überall, wo er zu gebildeten Leuten kam, seinen Namen kannte. Freilich ward er immer nur als l'auteur de ‚Werther' begrüßt, und gerade dieser Roman und was diesem Romane unter dem Schreibervolk und im Publikum gefolgt war, hatte ihm die Dichterlaufbahn am meisten verleidet. Und doch, wen freut es nicht, fern von der Heimat, unter Menschen einer andern Sprache gekannt zu sein? „Daß man bei den Franzosen auch von meinem ‚Werther' *bezaubert* ist", schrieb er der Freundin jetzt, „hätt' ich mir nicht vermutet; man macht mir viel Komplimente, und ich versichere dagegen, daß es mir unerwartet ist. Man fragt mich, ob ich mehr dergleichen schriebe, und ich sage: Gott möge mich behüten, daß ich nicht wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können! Indes gibt mir das Echo aus der Ferne doch einiges Interesse mehr an meinen Sachen. Vielleicht bin ich künftig fleißiger und verpasse nicht wie bisher die guten Stunden."

Goethe aß diesen Mittag bei Frau van der Borch; am Nachmittag erlabte sie ihn damit, daß sie mit ihm zu dem Maler Huber fuhr. Das war freilich eine

Überraschung! Man hätte diesen Mann, der den schlichten Namen Johann Huber führte, eher für einen Grafen oder Prinzen halten können! Er wohnte auf

Voltaire von Johann Huber
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten, franz. Beilage

einem Landgute in recht bequemen Verhältnissen, und sein ganzes Wesen war aristokratisch. Er stammte aus Hessen, hatte die Rechte studiert, war Adjutant seines

Landesherrn gewesen, danach Offizier in französischen Diensten und hatte schließlich das Glück gehabt, viele Jahre Voltaires Freund zu sein und mit ihm umzugehen. Jetzt genoß er den Feierabend seines Lebens, abwechselnd sein Stadthaus und sein Gut bewohnend; zwei begabte Söhne lebten bei ihm, von denen Johann Daniel gleichfalls malte. Von den Arbeiten des Vaters waren am berühmtesten seine Bilder zur Aneide, seine zahlreichen Bildnisse von Voltaire und seine Scheerenschnitte, die als Bildnisse, Landschaften, komische Szenen gleicherweise entzückten; durch solche Scheerenbilder, die er verschenkte, machte er sich viele Freunde. Die Kaiserin von Rußland hatte vier reizende Blätter von ihm, die die Jahreszeiten darstellten; Goethes guter Bekannter, der Geheime Rat La Roche, hob eine Silhouette des alten Voltaire auf, der in seinem Garten eine Schnecke betrachtete und darüber philosophierte: Huber hatte sie ihm geschnitten und als Gastgeschenk mitgegeben. Und Goethe konnte zwei schöne Radierungen heimtragen Noch mehr freute es ihn, diesen glücklichen Mann gesehen zu haben, dem das künstlerische Können aus den Fingern zu quellen schien: wie selten trifft man doch so einen ganzen Menschen, der nichts vermissen läßt und selber nichts zu vermissen scheint!

An diesem Abend kam der andere Maler, der Däne Juel, in den Gasthof, um sich Goethes Bild wenigstens mit Bleistift festzuhalten; es geriet gut, wie der Herzog fand, wurde aber noch nicht fertig.

Der 2. November war der letzte Tag in Genf; Goethe begann ihn mit Briefeschreiben. „Mich hat Genf ganz in mich hineingestimmt“ klagte er der Freundin; „um Alles blieb ich nicht noch acht Tage in dem Loche!“ Eins verdroß ihn namentlich hier: daß gewisse Leute ihn und den Herzog bewegen wollten, von ihrer Reise in die Eisgebirge abzustehen. Auch Diodati gehörte zu diesen unbequemen Philistern, die von den savoyischen und wallisischen Bergen nicht genug Schlimmes zu sagen wußten.

Wenn es dort schon so aussähe, wie man es uns hier malt, so wär's ein Stieg in die Hölle. Man kennt aber schon die Poesie der Leute auf den Sofas und in den Kabriolets! Etwas zu leiden sind wir bereit, und wenn es möglich ist, im Dezember auf den Brocken zu kommen, so müssen anfangs November uns diese Pforten der Schröcknisse auch noch durchlassen.

Der geistliche Herr Diodati gefiel ihnen überhaupt nur noch halb, aber sie mußten ihm jetzt doch einen Abschiedsbesuch machen und für seine viele Gefälligkeit danken. Er führte sie auch noch zum Brigadier v. Chauteauvieux, der in früheren Jahren der Prinzessin Luise von Hessen, der nunmehrigen Gattin Karl Augusts, viel Höflichkeiten erwiesen hatte. In diesem Hause kam das Gespräch wieder auf die geplante Bergfahrt. Chauteauvieux eiferte ebenso dagegen wie Diodati; Beide zeigten so eine tantenhafte Ängstlichkeit, daß dem jungen Herzog fast schlecht wurde. Immerhin, wenn man von so würdigen alten Herren ermahnt wird, kann man wohl schwankend werden. Fragte sich nur, ob diese würdigen alten Herren auch gut genug Bescheid wußten. Daß sie schon lange die Genfer Luft atmeten, genügte doch nicht.

Aber es gab hier ja ein Orakel, dessen Spruch eingeholt werden konnte! Professor Horace Benedict de Saussure, ein Neffe Bonnets, hatte in dem großen Ge-

biete der Naturwissenschaften gerade die Erforschung des Hochgebirges zu seinem eigensten Fach gemacht; die Alpen kannte er so gut wie kein Anderer, denn er hatte sie schon vierzehn Male und von allen Seiten bestiegen, und ganz besonders war er in den Eisfeldern von Chamonix sozusagen zu Hause. Er stand jetzt im rüstigsten Alter von vierzig Jahren. Er mochte die Streitfrage entscheiden!

Zu ihm fuhren der Herzog und Goethe am Nachmittag hinaus; Diodati begleitete sie als Vertreter der Gegenpartei; sie trugen ihm ihre Zweifel vor. „O, es hat gar kein Bedenken“ erwiderte er sogleich; sie sollten es ruhig wagen. Es liege ja noch kein neuer Schnee, der die Wege verdecke oder gefährde; sollte aber Schnee fallen, so werde er sie nicht so plötzlich überraschen, daß sie sich nicht auf sichere Straßen zurückziehen könnten. Nur sollten sie sich das nächste Wetter immer von den Landesbewohnern voraussagen lassen und sich nicht auf eigenes Urteil verlassen. Dann liefen sie gar keine Gefahr. Das eben hatten unsere Freunde hören wollen, und besonders Goethen war es lieb, weil er als der Älteste die Hauptverantwortung trug.

Das Wetter war endlich schöner geworden, und Goethe badete nun auch einmal in der Rhone, nämlich in einem artigen Häuschen, wo das grüne Wasser unten durchfloß. An diesem Abende vollendete Juel sein Bild: dem Herzoge dünkte es sehr gut geraten. Goethe schrieb aber auch noch einen großen Brief an Lavater. Er mußte ja sein allzu rasches Urteil über die ‚Offenbarung‘ wieder gut machen; jetzt lobte er diese Schrift unbedingt. Er mußte auch ein Wort über Tobler sagen,

in dem der Freund in Zürich gewiß schon einen neuen Bundesgenossen sah.

Mit Toblern weiß ich nicht, wie's war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir, aber leider fühl' ich meine dreißig Jahr' und Weltwesen, schon einige Ferne von dem Werdenden, Sich-Entfaltenden. Ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah; aber mein Herz ist fremd . . . Wohl ist uns zusammen nicht worden.

Um so mehr hielt Goethe nun an dem früher, in einem flüssigeren Zustande seiner Seele, gewonnenen Lebensgenossen Lavater fest. „Laß uns ja einander bleiben!“ bat er ihn, „einander mehr werden! Denn neue Freunde und Lieben mach' ich mir nicht.“

*

Am dritten November wurde die Gasthofsrechnung von 195 Talern bezahlt, und die Gesellschaft trennte sich. Denn in den nächsten Tagen konnte man die Pferde nicht brauchen und den sonst so tauglichen Freund Wedel auch nicht: also ritt er mit dem größeren Haufen am See entlang, den Weg, den man gekommen war, und weiter ins untere Wallis hinein. Der Herzog und Goethe, nur von dem Jäger begleitet, fuhren in einem hübschen Wagen davon.

Zunächst auf Hubers Landgut: Dessen Segen wollte Goethe auf die Reise mitnehmen, und der junge Fürst mußte und wollte diesen Hochgelobten doch auch mit eigenen Augen sehen. Karl August genoß ihn sehr: welche Originalität, Freiheit und Gabe, den Wein des Lebens ohne die Hefe zu trinken! Huber zeigte ihnen, als es geschieden sein mußte, den Richtweg zu ihrer

eigentlichen Straße, und dann rollten sie durch die „Provinz“ Chablais in die „Provinz“ Faucigny, die beide zu Savoyen und damit zur Krone Sardinien gehörten. Allmählich hoben sie sich aus dem Hügellande den höheren Bergen zu. Bei dem Landhause La Boissière waren zum ersten Male die drei Gipfel des Montblanc zu sehen; die Arve floß unter ihnen, ziemlich still und trüb. Das Wetter war leidlich; anfangs drohte Regen, doch bald wichen die Wolken von den Bergen und zerflatterten als weiße Schäfchen.

Blick auf den Montblanc
Nach S. Malgo 1781

Mittags hielt man in Bonneville, dem Hauptorte des Faucigny; es liegt unter einem ansehnlichen Berge, la Môle. Nun weiter im schmäleren und wilderen Tale, an vielen Kreuzen und Muttergottesbildern vorbei. Die höheren Berge zeigten vortreffliche Matten und Wälder; wenn man in die sich seitwärts eröffnenden Täler blickte, schienen sie aus lauter Obstgärten zu bestehen: so sehr waren die Wiesen mit Bäumen bepflanzt. Sogar Weingärten zeigten sich noch häufig. Goethe genoß es sehr, nun nach der Genfer Enge mit seinem fürstlichen Freunde frei durch das schöne Land zu fahren.

Aber der Abend sank früh herein; in dem Uhrmacherdorfe Cluse, das für den Fußgänger acht Stunden von Genf liegt, kehrten sie für die Nacht ein. Das Gasthaus war nur mittelmäßig, und unsere Freunde mochten noch nicht in der Stube hocken. Sie stiegen einen der beiden Berge, zwischen denen Cluse liegt, zur Hälfte hinan, blickten hinab auf den Ort und zurück auf das Tal, woher sie gekommen waren, setzten sich auf ein abgestürztes Granitstück, plauderten und erwarteten die Nacht. Gegen Sieben gingen sie wieder hinunter und sprachen mit den Wirtsleuten; es waren doch freundliche Menschen, und ihre Mundart war als ein Übergang vom Französischen zum Italienischen vergnüglich anzuhören.

Am 4. November gingen sie, als der Tag erst graute, zu Fuße fort; ihr Wagen folgte ihnen später. In der kühlen Morgenfrische zogen sie dahin; das letzte Mondsviertel ging vor der Sonne auf: ein ungewohnter Anblick!

Eine Felsenhöhle bei einem Dorfe Balme, das an ihrem Wege lag, hatte damals einen Ruf, und man glaubte, sie nicht versäumen zu dürfen. Auch hatte sie die Ehre, von dem vortrefflichen Huber gemalt zu sein.

Als sie in Balme ankamen, benahmen sich die Bauern wunderbar. Die Herren wollten zur Höhle geführt werden. Da sahen sich die Leute untereinander an und sagten Einer zum Andern in ihrer Mundart: „Nimm du die Leiter! Ich will den Strick nehmen. Kommt, ihr Herren, nur mit!“ Und so ging's ab: wie zum Hochgericht! Aber die Übeltäter dürfen doch auf gebahnten Wegen ihren letzten Gang gehen, während

unsere Freunde an steilen Felsen emporklettern mußten, wo sie oft nur weiter konnten, indem sie sich an übergebogenen Büschen oder Baumästen emporschwangen oder die Leiter anlegten. Schließlich standen sie in einem Felsenportal und hatten Dorf und Tal unter sich. Nun wurden Lichter angezündet und eine Pistole geladen; dann begann die Prozession in den dunklen Berg hinein. Es war zuerst ein langer Gang, bald von zwei Menschenbreiten, bald von einer, bald mannshoch, bald zum Bücken oder auch zum Kriechen; so kam man in Klüfte, in einen „Dom", zu Schluchten und Untiefen. Die Tropfsteingebilde waren seltsam genug — nur mußte man nicht vorher die Baumannshöhle im Harz gesehen haben. Man drang so weit vor, wie das Wasser zuließ; im Hinausgehen ward die Pistole abgeschossen: die Höhle ward von einem starken, dumpfen Klang erschüttert und summte um ihre Gäste wie eine Glocke. Die Besucher brauchten eine starke Viertelstunde, um wieder herauszukommen.

In Balme wartete jetzt ihr Wagen, und sie fuhren weiter ins Tal Magland. Links war ein großer Wasserfall zu sehen: die Arpenaz stürzte ganz ähnlich wie der Staubbach 800 Fuß hinunter. In Sallanches, wo sie aufgewärmten Fisch, Kuhfleisch und hartes Brot zu Mittag aßen, schickten sie ihre Genfer Kutsche zurück; sie war für die nunmehrigen Wege zu groß und breit. Von hier aus mußte man sich der Berg- oder Bankwagen bedienen oder auf Mauleseln reiten. Unsere Reisenden luden ihr Gepäck einem solchen Tiere auf; sie selber aber wanderten zu Fuß, fünf gewaltige Stunden. Zunächst führte der Weg durch ein schönes offnes Tal,

wo die Arve früher ein See war und auch jetzt noch zuweilen zum See anschwoll. Goethe hatte seine Augen, wie so oft, fast ebensoviel auf den Himmel wie auf die Erde gerichtet, denn seine geliebten Wolkenstudien beschäftigten ihn täglich.

Immer prächtiger ward die Aussicht auf die Schneeberge. Bei Chedde hörte die Ebene auf; Alles nahm nun das wilde, strenge Ansehen der Hochalpen an. „Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten." Noch einmal kamen sie in ein flaches Tal, das früher ein See gewesen war; das Dörfchen Servoz liegt darin. Bei der Brücke von Pelissier begann ein steiler, in Gestein gehauener Pfad, senkrechte Felsen zur Rechten, die Arve mit mächtigem Tosen unten links. „Die Massen werden hier immer größer; die Natur hat mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen."

*

Die Dunkelheit nahm zu, und in dieser Dunkelheit gelangten unsere Wanderer in das berühmte Tal Chamonix.

Nur die großen Massen waren uns sichtbar; die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts von uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lang unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern, geheimnisvollen Licht durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfel aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblancs war.

Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich, denn da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern, zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu jener höheren Sphäre zu gehören, und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.

In tiefem Dunkel erreichten sie endlich das mittlere Dorf des Tals, das damals le Prieuré hieß. Eine Witwe, Madame Thomas, hatte für die Fremden, die jetzt immer zahlreicher kamen, vor einigen Jahren ein Gasthaus erbauen lassen. Heute ließ sie nur Fastenspeisen auftischen; aber ihr Muskateller aus Aosta schmeckte gut, und ein lustiges Kaminfeuer erwärmte die Glieder.

Der Name des Dorfes zeigt an, daß einstmals Mönche hier die zerstreuten Hirten nnd Bauern zu einer Gemeinde gesammelt hatten. Fast siebenhundert Jahre blieb das Tal der Welt unbekannt. Da drangen im Sommer 1741 zwei Engländer, Pococke und Windham, bis hierher vor; sie rühmten das hier Geschaute. Andere Gebirgsnarren folgten: Genfer, Engländer usw. Die Einwohner lernten bald, von diesen Gästen Nutzen zu ziehen; sie verkauften ihnen Kristalle oder die köstliche Butter und den noch köstlicheren ganz weißen Honig des Tals. Bald gewöhnten sich rüstige Männer des Tals durch die sich bietende Gelegenheit in das bisher unbekannte Gewerbe des Bergführers hinein. Und immer weiter drang die Kunde, daß man von diesem Tale aus das Erhabenste der Alpenwelt am nächsten erblicke: sieben Gletscher, einer immer größer als der andere, eine Reihe höchster Schneeberge und

darüber dann das Wunder des Weißen Berges, dessen drei Gipfel schon wieder oder noch immer in der Sonne leuchteten, wenn es für alle übrige Welt Nacht ist. Ob es möglich sei, diese Gipfel zu besteigen, ob Menschen dort oben in der kalten, klaren, dünnen Luft atmen könnten, ob sie nicht auf halben Wege erfrieren oder erschöpft liegen bleiben würden, ward immer wieder erwogen. Schon 1761 hatte Herr de Saussure eine erhebliche Belohnung Denen versprochen, die einen Weg auf den Berg nachweisen könnten; zweimal hatten daraufhin kühne Männer aus dem Tale das Unternehmen versucht, 1762 und 75; sie hatten umkehren müssen; eine Besteigung des Montblanc schien wirklich außer dem Bereiche menschlicher Kräfte.

Es war ja auch in der nächsten Nähe des Tales unendlich viel zu sehen; der Kanonikus Bourrit in Genf hatte im Jahre 1773 ein eigenes Büchlein darüber drucken lassen; auch Goethe führte diese ‚Description des glaciers de Savoye' bei sich.

Aber nur einen Tag, den 5. November, blieben unsere Freunde völlig hier. Zu Führern erwählten sie sich einen älteren, Michael Paccard, und seinen Neffen Victor Tessac, einen jungen, kräftigen Burschen. Paccard, den man geradezu als einen Gebirgsgelehrten schätzen konnte, versicherte ihnen, daß er seit achtundzwanzig Jahren Fremde zu führen pflege, aber sie seien die Ersten, die so spät im Jahre gekommen seien. Sie sollten jedoch Alles so gut wie im August sehen. Alles: Das bedeutete an einem kurzen Wintertage hier: das Eismeer am Montanvert. Es waren vier Stunden bis dahin; der Pfad meist steil und rauh. Malerisch

war besonders der Rückblick in das immer mehr versinkende Tal mit seinen Liliputhäusern und dann wieder der Blick empor, auf die Kette der Schneegebirge. Goethe mußte die Augen auch immer für alles Naturwissenschaftliche offen haben: für Lärchen- und Zirbelbäume, Alpenrosen und andere Pflanzen, die er mitnehmen konnte. Ein besonderes Vergnügen machte es ihm und seinem fürstlichen Freunde, als sie inmitten einer Ziegenherde einen jungen zahmen Steinbock erblickten; das Böcklein nahm sich unter seinen Kameraden aus „wie der natürliche Sohn von einem großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist."

Endlich erreichten sie die Stelle, wo das Eismeer auf einmal vor den Augen liegt. „Ich würde es eigentlich das Eistal oder den Eisstrom nennen" meinte Goethe. Es ist in der Tat wie ein Strom, wo sich Eisblöcke angestaut und übereinander geworfen haben, ein Strom von einer oder anderthalb Stunden Breite und acht Stunden Länge. Aber nun freilich die wilde, erhabene Umgebung dazu! Goethe genoß denn auch den Anblick sehr. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigten Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Da, wo unsere Wanderer standen, war eine kleine Hütte aus Steinen zusammengelegt; man nannte sie scherzend das Schloß Montanvert; etwas weiter oberhalb hatte ein Engländer Blaire ein etwas besseres Häuschen bauen lassen, das Blaires Schloß hieß; hier konnte man ein Feuer anzünden und aus einem Fenster das „Meer" besehen. Durfte man sich auf dessen erstarrte Fluten wagen? Goethe und der

Das Eismeer am Montanvert
Nach einer Zeichnung von W. H. Bartlett

Herzog hatten keine Fußeisen, nicht einmal genagelte Schuhe; vielmehr waren ihre Sohlen durch die letzte Wanderung ganz glatt geworden; dennoch stiegen sie den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte „auf den wogigen Kristallklippen" herum.

Als sie sich wieder auf sicherem Boden befanden, stiegen sie den Berg hinab und kamen nach anderthalb Stunden an das untere Ende des Les Bois-Gletschers, in den das Eismer endigt, traten auch in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt.

Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sichrer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen.

Zurück nun zur Arve und ins mittlere Dorf. Die Häuschen des Tals waren elend genug und die Menschen zumeist häßlich und schwächlich. An den Anblick von Kröpfen war man ja schon von Genf oder von noch früher her gewöhnt; hier war ein neues unfreundliches Naturspiel zu sehen: zwei Albinos, Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, schroffe Haare und rote, bewegliche Augen, wie die Kaninchen, hatten. Es war noch nicht lange her, daß Goethe gemeint hatte: er würde in einer erhabenen Natur „mit jedem Morgen Nahrung und Großheit aus ihr saugen." Jetzt war es mit Händen zu greifen, daß die Menschen nicht mit ihren Bergen wachsen.

Dem erhabenen Gipfel aller dieser Berge wandten sich immer wieder die Augen oder die Gedanken zu, und die Frage, ob er ersteigbar sei, ward auch von diesen Gästen erörtert. Goethe zweifelte nicht daran

und redete über den Weg oder über die Art, wie man bei diesem Eroberungsfeldzuge vorgehen müsse[1]).

*

Das Tal Chamonix, fünf oder sechs Stunden lang, eine halbe breit, hat für Genf den Zu- oder Ausgang über Sallanches; am andern Ende war es mit dem Wallis durch das Tal Valorcine und die Tête Noire oder durch einen Pfad über den Col de Balme, den Quellenberg der Arve, verbunden.

Unsere Wanderer verließen ihr Gasthaus am 6. November gegen Neun; früher wagten sie sich nicht in das ungewisse Wetter hinaus. Ein Maultier trug ihr Gepäck; Michel Paccard begleitete sie als Führer. Die Wolken waren wechselnd; bald erschienen die Gipfel der Berge, bald waren sie wieder verschwunden. Ihr erster Weg war ihr letzter von gestern, bis zum untern Ende des Eismeers. Nach einiger Zeit erreichten sie den Gletscher Argentière, den höchsten von allen. Sein Ende konnten sie freilich vor Nebel nicht sehen; wohl aber hatten sie den überraschenden Anblick, daß hier Getreidefelder dicht an den Gletscher stießen. Weiterschreitend, hatten sie sich zu entscheiden: links oder vorwärts? Der Col de Balme lag in dunkeln Wolken vor ihnen; dennoch wagten sie es, an ihm emporzusteigen, denn der Weg war nicht schlimmer als der andere, und hier war eine große Aussicht zu gewinnen.

[1]) 1786, am 8. August, brachte der Führer Jaques Balmat sich selbst und den Doktor Paccard aus Chamonix hinauf. Ihr erster Nachfolger war am 1. August 1787 Herr de Saussure, der seinen Bedienten und 18 Führer bei sich hatte.

Bald kamen sie zum Dörfchen Tour, dem letzten des Tals; ein wilder Bergstrom, la Buisme, stürzte von rechts heran; es ist der Ausfluß des großen und breiten Tour-Gletschers, den unsere Wanderer bei leidlichem Lichte sahen. Ein kleines Frühstück und ein Trunk Wein taten gut.

Nun stiegen sie weiter zu den Sennhütten von Charamillon; sie sahen die letzten schwachen Wasserläufe der Arve, die alle diese Tage ihr Nachbar gewesen war, und klommen zu den Sennhütten und weiter, dem Sattel des Balme entgegen. „Und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns völlig aufnahm": so drückte es Goethe aus, als er abends sein Tagebuch für die ferne Freundin schrieb.

Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing ... Wenig dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Tale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen — außer dem Gipfel des Montblancs, der mit Wolken bedeckt war — sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen; von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschründe verdeckt wurden. Über die ganze Wolkenfläche sahen wir, außer dem mittägigen Ende des Tales, ferne Berge im Sonnenschein ... Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergötzt, so schien eine feindselige Gärung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen; allein er überflügelte uns und rollte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Tal zurücktrieb. Dieser wunderbare Streit wiederholte sich öfters, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an.

Eben hatten sie das Hochgebirge auf sich wirken lassen; als es nun bergab ging, bewunderten sie ebenso ehrlich — ihr Maultier. Mit welcher unglaublichen Geschicklichkeit setzt doch so eine Kreatur die Füße auf schwierigen Pfaden!

Das Absteigen zum Rhonetal war bös; auch fing es an, etwas zu schneien, und der Wind ging recht scharf. Vom Dörfchen Trient an war der Weg nicht mehr ganz so rauh und wild, und doch noch unbequem genug. Gegen Sechs trafen sie in Martinach ein.

*

Das Land Wallis ist das größte Tal der Schweiz; es führt vom Genfer See bis zur Furka hinauf; dort oben entspringt die Rhone. Das Tal ist von der Furka bis Martinach achtundzwanzig bis neunundzwanzig, von da bis Sankt Gingolph noch sechs bis sieben Stunden lang; breit ist es in seiner Sohle höchstens eine Stunde, mit den Seitentälern jedoch viel mehr; man zählt dreizehn solche Seitentäler, von denen mehrere zehn Stunden lang sind. Die beiden Felsenketten, zwischen denen das Wallistal liegt, sind die höchsten der Alpen.

Der untere, größere Teil des Landes wurde von Welschen bewohnt, der obere von Deutschen; der Religion nach waren die Walliser alle katholisch, unwissend und abergläubisch. Recht verschieden ist das Klima der einzelnen Teile und Lagen: höchst mild hier,

höchst rauh in nächster Nähe. Sehr verschieden auch die Gesundheit der Bewohner. Hier war ein Großvater Thomas Platters, Hans Sommerauer, zu Hause gewesen, der im hundertsten Jahre seines Alters ein dreißigjähriges Mädchen heiratete und mit ihr einen Sohn zeugte, den er auch noch groß ziehen konnte. Man sah aber auch ungesunde Menschen genug und namentlich viele kropfige; einmal erblickten unsere Freunde eine Frau, der der Kropf bis auf die Herzgrube hing; er füllte ihr ganzes Halstuch aus. Eine noch schlimmere Erscheinung waren die kropfhalsigen, taubstummen, schwachknochigen Blödsinnigen, die sogenannten Cretins. Goethe hatte über sie kürzlich in Wielands ‚Merkur' gelesen: sie lägen, wie alle sinnlosen Menschen, gern in der Sonne, und es sei ein Glück, daß man sie für eine Art Heilige halte, in den Familien verehre und bei Tisch obenan setze. Die Ursache dieser Entartungen war noch unbekannt.

Das uralte Städtchen Martinach, wohin unsere Reisenden von Chamonix gelangt waren, liegt an der Drance, die vom Sankt Bernhard kommt und eine kleine Stunde weiter unterhalb in die Rhone mündet; eine verfallene Burg, la Bâtiaz, erhob sich nahe beim Orte. Berühmt war der Wein dieser Gegend, und während nur Einzelne hier von Julius Cäsar und seinen Befestigungen bei Octodurum redeten, lobten Tausende den Coquempin und den Vin de la Marque. Goethe und der Herzog ließen sich Neuen von diesem Herbst vorsetzen; er sah wie Seifenwasser aus und schmeckte recht gut. Namentlich waren sie jetzt froh, daß sie einen schlechten Weg hinter sich hatten: ein neues reizvolles Kapitel tat sich vor ihnen auf.

Den Herzog freute es namentlich auch, daß er sich nun seinem Freunde Wedel und seinen geliebten Pferden wieder nahe wußte. Am andern Morgen, den 7. November, gingen er und Goethe, den Freund zu suchen, schon in der Dämmerung fort, talabwärts. Michel Paccard begleitete sie auch jetzt noch. Sie kamen am schön geformten alten Schlosse Bâtiaz und dann an der Stelle vorbei, wo der Trient zwischen zwei Felsen hervortritt und gleichsam unter ihnen ins Tal schlüpft. Der nächste Fluß auf derselben linken Seite, die Salanfe, erschien in der Gestalt eines herrlichen Wasserfalls: den unschönen Namen Pissevache mußte man vergessen und vergaß man vor diesem Bilde ganz.

> In ziemlicher Höhe schießt aus einer engen Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man noch weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen, schäumenden Wellen des oberen Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene, und so ist an dem Platze immer eine wechselnde, feurige Bewegung[1].

Der Herzog und Goethe kletterten an diesen Felsen

[1] Bisher zitierte ich nach den ursprünglichen Briefen; für die nächsten acht Tage besitzen wir nur die von Goethe für den Druck bearbeiteten Briefe aus der Schweiz. Außerdem aber benutze ich sein Tagebuch und namentlich auch Karl Augusts Tagebuch, das Hans Wahl teils veröffentlicht, teils in Abschrift mir geliehen hat.

Austritt des Trient aus dem Felsen
Nach einer Zeichnung von Besson

herum, um das Wasser- und Lichtschauspiel in vielen Formen zu genießen. „Wie wenig," sagten sie, „hat doch der Wandrer, der im Vorübergehen nur einige Minuten stillsteht, von solchen Gegenständen! Stunden und Tage sollte man ihnen widmen!"

Aber sie mußten doch auch ihren Weg fortsetzen. Im nächsten Dörfchen kamen sie unter lustige Soldaten und tranken wieder den neuen Wein. Weiterschreitend, näherten sie sich der Stelle, wo das eben noch so breite Tal sich zu einem Engpasse zusammenschließt; der Flecken Sankt Moritzen lag dort, und eine schöne alte Brücke, die von den Römern stammen sollte, überspannte gleich unterhalb die Rhone. An der Westseite dieser Brücke, hart an einem Berge, stand ein Schloß, worin der Landvogt wohnte; auf der Ostseite erhob sich ein Turm: hier grenzte bernisches oder waadtländer Gebiet an das wallisische. An dieser Verengerung kann das Tal Wallis wirklich verschlossen werden, und Das ist auch oft genug gegen feindliche Kriegsscharen geschehen.

Unsere Wanderer kamen zum Flecken: im Wirtshause konnte Wedel sein! Man fand aber nur ein Brieschen von ihm: er sei eine kleine Stunde von hier, in Bex, zu einem Besuche. Ein Bote ward zu ihm gesandt, aber der Herzog ging selber dem Freunde entgegen, während Goethe erst ein wenig essen und dann für sich allein dies Stückchen Landschaft genießen wollte. Sie gefiel ihm außerordentlich: die Brücke selbst, der Blick abwärts und aufwärts, die mannigfaltigen Erker und Türmchen der Burg; auch fand er einen Punkt, von wo aus Huber eine hübsche Ansicht gemalt hatte.

Man könnte hier tagelang sitzen, zeichnen, herumschleichen und Selbstgespräche halten, fühlte er.

Als er nachher wieder im Wirtshause am Fenster stand, kam der Herzog angeritten. Er war nach Bex gegangen, hatte dort Wedeln und die Pferde angetroffen und sich sogleich auf seinen geliebten Braunen geschwungen. Bald darauf traf auch Wedel ein, und nun ging's an ein gegenseitiges Erzählen.

Aber dann taten sie sogleich Etwas, wo der arme Wedel wieder nicht dabei sein konnte; sie kletterten zu einer Kapelle und Einsiedelei auf Treppen, in Marmor gehauen, zweihundert Fuß hoch. Die beiden kleinen Gebäude waren wie dem Felsen angeklebt: im sechsten Jahrhundert soll diese Einsiedelei, Notre Dame du Sex, begründet sein. Der Blick auf den Engpaß hinunter war sehr schön.

Dann aber ritten sie mit Wedeln das Tal wieder aufwärts; der Abend dämmerte und es war fast Nacht, als sie an der Pissevache vorbeikamen. Man hörte das Rauschen und sah die Wassermasse als ein grauliches Etwas; man bemerkte die Bewegung fast gar nicht. Es ward immer dunkler: da leuchtete der Gipfel einer sehr hohen Klippe plötzlich auf, wie geschmolzenes Erz im Ofen glüht. Und roter Dampf lohte empor. Diese sonderbare Erscheinung rührte von der Abendsonne her, die hier im Tale längst verschwunden war, aber das Schneehaupt und die davon aufsteigenden Nebel noch eben traf.

*

Am 8ten November setzten die Wiedervereinigten schon vor sieben Uhr ihren Weg fort. Welchen Weg? Der Herr de Saussure hatte ihnen geraten, über den Simplon nach Domo d'Ossola, Mergozzo, auf den Lago maggiore, nach den Borromeischen Inseln und von da über Airolo auf den Sankt Gotthard und herab nach Luzern zu gehen: diese ganze Reise könnten sie mit ihren Pferden machen. Aber von diesem Rat und ihren eigenen Absichten hing ihr Handeln doch nicht allein ab. Zunächst schien die Hand der Götter sie ein wenig zu narren. Als sie drei Stunden an der rechten Seite des Wallis-Tales hinaufgeritten waren und den Hauptort Sitten oder Sion schon mit Augen erblickten, wollten sie zu diesem Städtchen und auf die andere Seite der Rhone hinüberreiten; als sie an den Fluß kamen, war jedoch die Brücke halb abgebrochen, um neu erbaut zu werden. Nun blieb nichts übrig, als anderthalb Stunden zurück zu reiten, wo sich zwei schlechtere Brücken befanden, die man gern vermieden hätte. Sie behielten trotzdem gute Laune. „Das Land ist so schön," sagten sie sich: „wer hier spazieren reiten darf, soll sich nicht beschweren." Das Schönste vom Lande war leider immer die Aussicht; der Untergrund, worauf Menschen und Tiere ihre Füße setzten, ließ zu wünschen übrig, denn sandige, sumpfige Strecken und allerlei Nebenbetten begleiteten den Lauf des Flusses. Die Brücken, die man nun benutzen mußte, waren sehr bös: aus Knüppeln gebaut, lang, schwankend; man war von Herzen froh, als man die Pferde einzeln hinübergezogen hatte. Und der neue Weg war recht steinig und rauh; aber wiederum erquickten die Blicke

An der Rhone bei Sitten
Nach einer Zeichnung von Perignon

auf die wechselnden Bilder. Besonders von einem alten Bergschlosse herab hatten sie die schönste Aussicht. Diesem Bergschlosse lag eine andere Burg auf der anderen Seite des Flusses gegenüber; man erzählte sich, daß in alter Zeit die Besitzer der beiden Burgen recht gute Freunde gewesen seien und sich jeden Tag in der Frühe, wenn sie sich vom Lager erhoben, einen Guten Morgen mit der Trompete zugeblasen hätten.

Auch an der Sorgfalt, womit das Land ausgenutzt war, konnte sich Goethe zuweilen erfreuen; im übrigen aber lockten ihn die Menschen wenig an; die scheußlichen Kröpfe verdarben ihm den Humor, und ihre Wohnstätten gefielen ihm ebensowenig. Die Dörfer waren armselig. Einmal begehrten sie Brot für ihre Pferde; es war im ganzen Dorfe kein Brot zu haben! Auch die malerische Stadt Sitten sagte ihnen wenig zu. Schön mittelalterlich war sie allerdings mit ihren Mauern, Türmen, Klöstern, Kirchen und Bergen, aber bedeutet das poetische Altertum nicht auch enge Gassen, niedrige Zimmer, kleine Fenster, Gestank, Schmutz und Ungeziefer? Nein, Goethe hatte jetzt kein Herz für das ganze mittelalterliche Wesen und keine Augen für dessen Schönheit!

Auch das Wirtshaus war abscheulich. Die Pferde, die man über neun Stunden, ohne zu füttern, geritten hatte, mußten wohl dort bleiben, aber die Herren mochten hier die Nacht nicht verbringen. Leider entstand jetzt auch ein Streit mit Wedeln; bei einer Meinungsverschiedenheit, wie sie unter den besten Freunden vorkommt, wurde er unartig und ausfallend. Wedel war schon des Herzogs guter Freund gewesen, ehe man

in Weimar an den Goethe dachte. Dessen Übergewicht mochte ihn zuweilen drücken, dessen Geist ihn „schinden", wie man es in jenem Kreise ausdrückte. Auch mochte es ihn wurmen, daß er, der Forstmann, im Hochgebirge weniger aushielt und leistete als ein Herzog und ein Dichter. Kurz, er war jetzt kranker Laune, und man strafte ihn durch Nichtbeachtung.

Um so schöner unterhielten sich Goethe und Karl August, als sie des Abends noch, im Dunkeln, nach Siders gingen, einen Weg von drei Stunden. Ein Bote schritt mit der Laterne voran. Das Beschauen des Sternhimmels und astronomische Gespräche verkürzten die Mühsal. Die Philosophen Kant in Königsberg und Lambert in Berlin hatten über die Entstehung und Gestalt des Weltgebäudes merkwürdige Mutmaßungen aufgestellt: es war eine Lust, solchen kühnen Gedanken zu folgen. Man kam endlich nach Siders; das Gasthaus war auch dort schlecht, aber die Wirtsleute machten sich wenigstens durch gutwilligen Eifer angenehm. Daß man hier das deutsche Sprachgebiet wieder erreicht hatte, heimelte doch auch an. Nicht als ob man das Deutsche dieser Bauern leicht verstanden hätte! Es war überaus altertümlich: so wie unsere Vorfahren vor tausend Jahren gesprochen haben mögen. In den Nebensilben, wo später das tonlose e herrschend geworden ist, erklangen hier noch die volltönenden Laute a, o und u: es mutete fast wie Italienisch an. Im unteren Wallis war das Französische noch viel schwerer verständlich: man wußte oft nicht, welche Sprache man vor sich hatte. Es gab da Worte, die man noch nie gelesen: majo der Greis, mino der kleine Knabe, matta das Mädchen, sage mein Herr. Die Eingeborenen hier, die in den Städten Geschäfte betrieben und auf Fremde rechneten, waren mehrsprachig; sie mißhandelten das Deutsche, Französische, Italienische, Lateinische durcheinander; wirklich lebte auch das Latein hier noch, war es doch das Verständigungsmittel aller katholischen Geistlichen, aller Gelehrten und aller Studierenden, so daß auch wohl der Kaufmann diese allgemeine Verkehrssprache gern lernen mochte.

Man wanderte hier also durch ein Philologen-Paradies; aber unsere weimarischen Freunde achteten wohl auf hundert andere Dinge lieber.

*

Am neunten November machten sich Goethe und der Herzog auf den Weg nach dem wegen seiner heißen Quellen berühmten kleinen Dorfe Baden unter der Gemmi, das man auch wohl das Leuker Bad nannte. Der Bruder ihres Wirtes, ein Tischler aus Mainz, führte sie; auch der Jäger ging mit. Wedel mochte in Siders die Pferde erwarten und mit ihnen das Tal aufwärts ziehen; im Städtchen Leuk konnte man sich wieder vereinigen.

Die beiden Freunde nahmen sich Zeit und hatten doch zuweilen einen sehr sauren Weg; er führte durch eine ebenso schreckliche wie schöne Alpennatur, zunächst drei Stunden aufwärts über die Dörfer Salges und Fuxen zur Varner Alp. Zuerst waren die Rückblicke ins Rhonetal erlabend; bei einem Tannenwalde eröffnete sich ein neues Bild, das Tal oder der Schlund der Dala, und hart unter ihnen lag das Dörfchen Inden

mit einer weißen Kirche. Auch das Bergdorf Albinen war von hier sichtbar; es war dadurch merkwürdig, daß man nur auf acht Leitern dahin gelangen konnte.

In dieser romantischen Gegend gab es auch noch Bären und Wölfe; in einem Dorfe sah man am Giebel des Gemeindehauses einen Wolf aufgehenkt, wahrscheinlich zur Warnung für seine Vettern und

Die Leitern nahe Leuker Bad
Nach einer Zeichnung von Salomon Geßner

Sprößlinge. Übrigens hätten auch unsere Freunde beinahe ein Abenteuer erlebt! In der Nachbarschaft war eingebrochen worden, und nur Fremden war diese Frechheit zuzutrauen. Als man den Herzog von Weimar, den Geheimrat v. Goethe, den Jäger Hermann und den Mainzer Tischler durch das Land streifen sah, durfte man sie von weitem wohl für eine Verbrecherbande halten. Ein Bauer mit einem Saumpferde erzählte es ihnen, unter welchem Verdachte sie standen.

In Inden angelangt, führte sie ihr Bote zu einer Bäuerin, die ihnen für Geld und gute Worte Brot und ein Glas Rotwein gab.

Dann ging es die Schlucht hinauf: ein böser Felsgang zur Seite der herabeilenden Dala, und bald sahen sie dann den so schrecklich berühmten Gemmiberg vor sich und das Leuker Bad zu seinen und anderer Berge

Die Gemmiwand über dem Leuker Bade
Nach einer Zeichnung von Cockburn

Füßen. Gegen Drei langten sie an: einen Gasthof gab es auch in diesem Badeorte nicht, denn hier wurden in allen Häusern Fremde aufgenommen, die Genesung suchten oder, wie unsere Freunde, die merkwürdigen Quellen nur zu sehen wünschten. Diese Quellen traten an den Straßen und auf den Wiesen sehr stark zutage; sie waren so heiß, daß man Eier darin sieden konnte. Die Kranken, die das Wasser tranken, taten es im Freien oder ließen es sich in ihre Zimmer bringen;

für die Badenden waren sehr einfache Badehäuser errichtet, wo Männer und Weiber zusammen stundenlang im heißen Wasser auf Schemeln vor schwimmenden Brettern, die als Tische dienten, saßen und plauderten. Unsere Freunde wollten das Bad versuchen, kamen aber nicht dazu.

Zunächst gingen sie, solange es noch hell war, diese Quellen zu sehen, zu schmecken, zu beriechen. Dann schritten sie weiter zur Gemmi, die ganz nahe schien; aber erst nach einer starken Stunde mühsamen Steigens sahen sie sich am Fuße jener Felsen, wo nun der Weg zum Daubensee und ins Berner Oberland an schroffen Klippen, auf Treppen und Leitern, hinaufführte. Groß ward ihre Lust, am nächsten Tage diesen Pfad und die Höhe der Gemmi auch in ihr Erinnerungsbuch zu schreiben; doch machte es die Jahreszeit ratsamer, morgen auf die Hauptstraße zurückzueilen. Bisher war es zwar immer noch schönes Wetter gewesen; aber die kurzen Tage erinnerten an den November, und wenn dunkle Wolken am Himmel aufstiegen, mußte man Schnee erwarten. Mit den Wolken hatte Goethe es auch an diesem Abend noch viel zu tun; man hätte manchmal glauben können, daß er diese ganze Reise mache, um Wolken und Nebel zu sehen. Hier, am Fuße der Gemmi, war ihm das Gebräu der Wolken ein Schauspiel, dessen er gar nicht satt werden konnte: das wunderbare Weben, das sie vollführten, war außerordentlich schön. Als Goethe und der Herzog dann zum Orte hinunter gingen, eilten ihnen aus der Schlucht von Inden herauf leichte Nebelwolken mit großer Geschwindigkeit entgegen; sie mußten ihre raschen Schritte

noch beschleunigen, um nicht in diesen Nebel eingewickelt zu werden. Und kaum waren sie in ihrem Quartier angelangt, so legten sich diese Wolken ganz ernstlich in einem „kleinen artigen Schnee" auseinander: es war der erste dieses Spätjahrs.

Aber bald trat Goethe wieder aus dem Hause heraus, um dem Treiben der Wolken noch eine Weile zuzusehn; er fand es über alle Beschreibung schön.

Eigentlich ist es noch nicht Nacht; aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen.

Goethe wäre am liebsten auch der Wolken wegen einige Tage hier geblieben, denn ihr Entstehen, Wesen und Leben war in diesem Kessel besonders gut zu beobachten. Aber war er nicht eigentlich ein Dichter, und hat der Dichter es nicht tausendmal mehr mit Menschen als mit Wolken und dergleichen Naturerscheinungen zu tun? An sein Dichtertum war Goethe eben erst erinnert worden, denn heute in der Frühe war ihm plötzlich eingefallen, eine Szene an seinem so lange schon vernachlässigten Schauspiele ‚Egmont' auszuführen; aber daß er in diesen neuen Umgebungen so wenig Acht auf die Menschen gab, so wenig Stoff von ihnen sammelte, mußte ihm selber auffallen. Doch nein! Hier war die Natur gewiß merkwürdiger als ihre Bewohner.

Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaube ich überall zu beobachten: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr

in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden.

Diesen Eindruck hatte er schon im Harze und in Thüringen gewonnen; hier in den hölzernen Hütten des wallisischen Badeörtchens wurde er darin bestärkt. Man hatte es in dem Hause, wohin der Führer sie gebracht, sonderbar getroffen: die Frau hatte gestern ein Kindlein geboren. Aber der Hausvater Braun lud die Herren ein, trotzdem einzukehren, und wirklich sorgte er mit seiner alten Mutter und einer Magd auf das honetteste und dienstfertigste für sie; auch führte man am Abend noch gute Gespräche zusammen. Das Essen hatte geschmeckt, und dem Jäger war der Wein etwas zu Kopfe gestiegen, so daß man ihn auslachte. Goethe ging also recht zufrieden zu Bette, aber o weh! kaum wurde er warm, so war ihm, als ob er über und über von der Nesselsucht befallen wäre! Ein großes Heer hüpfender Insekten überfiel ihn, um sich an seinem Blute zu laben; er hatte ja immer eine fatale Anziehungskraft für Flöhe und Wanzen, und in diesen Holzhäusern gedieh das Ungeziefer. So ward ihm die Nacht sehr, sehr lang, und er schied am andern Morgen lieber von den guten Wirtsleuten, als er sich noch am Abend gedacht.

Vielleicht waren die Menschen hier noch merkwürdiger, als er gleich geahnt. Wie kam es denn, daß an diesem Platze, der wegen seiner heilkräftigen Quellen ohne jedes Zutun so berühmt geworden war, keine feinen Gasthöfe den zahlungsfähigen Gästen sich anboten, und daß man nicht überall leicht gewonnenen Wohlstand spürte? Eine Antwort, die man hier wohl hören konnte, lautete: „Sobald wir hier solche Gasthäuser zulassen, kommen die reichen Fremden, werfen mit Geld um sich herum, gewöhnen uns an ihren Luxus, und in kurzer Zeit würde unser redliches Landvolk verdorben werden."

Etwas weiter oberhalb im Wallis vermutete man Goldadern im Gestein. Ein Prinz Melci aus Mailand bot den betreffenden Bewohnern hunderttausend Silbertaler für das Recht, dieses Goldvorkommen dreißig Jahre auszunützen. Er wurde abgewiesen. Denn, so ließen ihm diese rechtschaffenen Leute sagen, wenn er keinen Erfolg habe, müßten sie sich schämen, ihm im voraus eine große Summe abgenommen zu haben. Sei er aber Gewinner, so würde ihr Land durch den Reichtum verdorben und eine Beute habgieriger Nachbarn werden.

Wir wissen nicht, ob der Herzog und Goethe, die so große Hoffnungen auf ihr Ilmenau setzten, auch diese Geschichte hörten. Auch die aufmerksamsten Reisenden sehen und hören im fremden Lande nur einen sehr kleinen Teil des ihrer Betrachtung Würdigen.

*

Es hatte stark geschneit; nach einer Stunde Steigen aber hörte der Schnee auf, und der Weg ward schlüpfrig. Drei Stunden waren es bis Leuk: Goethe liebte diese alten, an die Berge geklebten Nester, diese Häuser mit schwarzen, gefaulten, vermoosten Schindeldächern gar

nicht; hatte ihm doch sogar das malerische Goslar höchlichst mißfallen, als er aus dem freien grünen Berglande dort einkehrte. „Wie man nur hineintritt," sagte er jetzt von Leuk, „so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber."

Als sie mit Wedeln wieder zusammentrafen, war er der alte, gute Freund, über dessen trockene Witze man lachen mußte; aber was er jetzt erzählte, gab zu denken. Während die Andern den rauhen Weg zum Leuker Bade machten, war er in Siders herumspaziert und hatte dabei in einem Kaufmannsladen einen Menschen getroffen, den er für einen Bedienten nahm, der sich aber als ein Hauptmann v. Court zu erkennen gab und hier ein Schloß bewohnte. Wedel besuchte ihn des Nachmittags und fand die Herrin des Hauses sterbend; aber ihr Gemahl hatte trotzdem Zeit, ihm auseinanderzusetzen, daß er und seine Freunde den weiteren Weg durchaus nicht zu Pferde machen könnten, auch über den Simplon nicht. Es sei kein Hafer zu haben, auch sonst kein Futter; es gebe keine Ställe für Pferde mehr; die Wege seien ganz bös; auch sei die Gefahr, eingeschneit zu werden, jetzt gar zu groß. Wedel hatte sich dann weiter umgehört und überall das Gleiche erfahren.

Es mußte also ein Entschluß gefaßt werden, und er lautete auf abermalige Teilung der Gesellschaft. Der Herzog und Goethe entschieden sich nun für den kürzesten Weg auf den Gotthard, nämlich über die Furka. Wedel taugte nicht für die gefährlichen Gebirge; also traf ihn das Los, mit den Pferden und Dienern bergab zu ziehen: durch das Wallis hinunter

nach Vevey, dann durch die Waadt nach Bern und weiter nach Luzern. Nur der Jäger Hermann blieb wieder bei dem Herzoge und Goethen; er packte jetzt Deren nötigste Sachen in einen Mantelsack, wie ihn ein Maultier tragen kann.

Um elf Uhr an diesem 10ten November trennten sie sich; die Reiter ritten das Tal hinab. Die kleinere Karawane bewegte sich aufwärts; ein Metzgerknecht, der aus Gmünd in Schwaben durch das Schicksal in dies Nest verschlagen worden war, begleitete sie als Ortskundiger; er war ein guter Hanswurst. In Visp kehrte man zu Mittag ein; ein Narr von Wirt rühmte ihnen dort in höchsten Tönen die herrliche Stadt Luzern: er war nämlich selber ein Luzerner.

Weiter! Nur über das nächste Stück Weg war man sich noch sicher. Bis zum andern Morgen mußte es sich entscheiden, ob sie zu ihrem großen Ziele, dem Gotthard, geradeaus und aufwärts, also zum Rhonegletscher und über die Furka, gingen oder vielmehr: ob man in dieser Jahreszeit durch den Schnee dort oben hindurch könne. Herr de Saussure hatte es nicht geglaubt und deshalb empfohlen, daß man von Brig sich südwärts wende, also über den Simplon ins Mailändische, dann nach Osten und danach nordwärts zum Hospiz des Gotthards. Goethe mochte jetzt, wo die Pferde nicht mehr in Betracht kamen, von solchem Umwege nichts hören. Er hatte eine sonderbare Scheu, in das italienische Land einzutreten; zu so kurzem Besuch! Auch hätte es ihn sehr verdrossen, wenn er nach so vielen siegenden Anstrengungen das letzte Stück der Schwierigkeiten als über seine Kräfte gehend hätte

anerkennen müssen. Der junge Herzog fühlte ganz ebenso.

Unterwegs fragten sie mehrmals und konnten doch nicht erfragen, ob die Furka noch passierbar sei. Gewöhnlich sagten die Leute: es würde vom Wetter abhängen. Goethe beobachtete ja auch sonst jedes Wetterzeichen genau; so ängstlich aber wie heute hatte er es noch nie getan. Denn die Wolken hinter ihnen schienen Schnee, viel Schnee zu tragen. Vor ihnen, aufwärts, war es hell „wie im Lande Gosen", aber die dunkeln Wolken reisten hinter ihnen her.

Gegen Abend näherten sich unsere Freunde dem Städtchen Brig, und nun hatten die Wolken sie eingeholt; aber gerade jetzt zwang ein kalter Gegenwind von Osten her diese Wolken zum Stillstand; sie bildeten nun einen großen Bogen über dem Tale, von einem Berge zum andern; in gar schönen Formen zeichneten sich ihre Säume gegen den blauen Himmel ab.

In Brig war das Wirtshaus gut; ein helles Kaminfeuer stimmte behaglich. Der ganze Ort war für solche Gebirgslage recht ansehnlich. Die Alpen am Briger Berg waren noch recht fruchtbar. Aber Goethe hatte hier nur den einen Gedanken im Kopfe: ob man über die Furka könne oder gezwungen sei, von hier ins Herzogtum Mailand abzubiegen.

*

In der Nacht schneite es auf den Bergen; aber der Talweg blieb trocken. Die Reisenden hatten früh fortgewollt, aber diesmal schliefen sie lange, und es war schon Zeit versäumt, als sie sich beritten machten:

Goethe und der Herzog auf zwei gemieteten kleinen Pferden, wie sie dort oben noch eben existieren konnten; Hermann auf einem Maulesel, während ein anderer Esel das Gepäck trug. So sollte es den „Berg" hinangehen; mit dem Berge war hier immer die Furka gemeint. Der Wirt meinte: er werde die Herren wohl bald wiedersehen. Sie jedoch wollten an ihren Sieg glauben.

Das Tal der Rhone, in dem sie immer höher strebten, war nun zumeist ein sehr enger Kessel, und ihr Weg führte nicht mehr in der Sohle, sondern an den Berghängen entlang; sie mußten sich dicht an die Felsen drücken oder schlichen sehr nah an Abgründen vorüber. Es war sehr einsam hier. Dazu kam das Gefühl, daß man trotz aller Erhebung über das flache Land und den Meeresspiegel hier doch beständig zwischen engen Bergen steckte. Wie in einem Sacke befand man sich; man war sehr im Freien und glaubte doch, nicht frei atmen zu können. Dazu dann immer wieder die Angst, daß das Unternehmen mißlinge.

Um so wohler fühlte sich Goethe, als sie sich zur Mittagsrast in ein recht angenehmes Haus versetzt sahen. Es mag in Fiesch gewesen sein. Das Haus war draußen und drinnen sauber und hübsch, die Wirtin freundlich und von einiger Bildung. Überall sah man Arbeiten von der in den Gebirgen heimischen Holzschnitzerei und Drechslerkunst: die Betten, Schränke, Tische waren in sehr liebevoller Weise ausgeziert. Auf dem Brette über einer Stubentür standen sogar Bücher in guten Einbänden; wie in diesem katholischen Lande zu erwarten, enthielten diese Bücher die Legenden der

Heiligen und andere erbauliche Betrachtungen. Der Herzog und Goethe nahmen sich einzelne Bände herunter und unterhielten sich damit; als die Wirtin sie dann beim Lesen der geistlichen Geschichten sah, fragte sie, ob die Herren auch über den heiligen Alexius Bescheid wüßten, und da sie verneinten, so erzählte sie einen ganzen frommen Roman, denn Alexius war ihr Liebling unter den Heiligen. Die beiden Erzprotestanten aber hörten gar andächtig zu und waren weit entfernt, in diesem frommen Bergfrieden Witze nach Voltaires Art zu machen.

Aber sie mußten wieder hinaus! Viel Schönes gab's nicht zu sehen, und „endlich wurd's wirklich scheußlich", schrieb Karl August nachher in sein Tagebuch.

Nicht ein Zug von Bebauung, sondern kahle Felsen und alte kröpliche Fichten. Doch erweitert es sich wieder und führt gegen einen Berg, der Ringelberg genannt. Hier glaubt man das Ende erreicht zu haben! Der Berg liegt gerade vor; ein schmaler, aber schrecklicher Abgrund scheidet ihn von den mittäglichen Bergen, und durch diese Schluchten zwängt sich die Rhone ... Auf einmal öffnet sich das Tal; die Kultur kommt wieder; Alles lebt und Alles ist bewohnt; man findet freundliche Dörfer und gute Häuser.

Immer ging es aufwärts, und immer kämpften sie sich gegen den Ostwind weiter: es war diesen Nachmittag sehr kalt. Sie gelangten nun in den Zehend Gombs, den obersten Bezirk des Landes, der die letzten oder vielmehr die ersten zehn Stunden des Rhonelaufs umfaßt. Der Hauptort heißt Münster: dort im Gasthause „Zum Kreuz" kehrte man zur Nacht ein.

In diesem Dorfe wuchsen noch ein paar Birnbäume: weiter hinauf hielt sich kein Obstbaum mehr.

Manches Jahr lag hier der Winterschnee bis Ende Mai fest; ein Wunder, daß er jetzt nicht schon wieder alle Wege verdeckte! Ihre große Frage, ob man über die Furka könne, wollten die Leute sogar hier noch nicht entscheiden. Es blieb unseren Freunden nichts übrig, als immer wieder ans Fenster zu gehen, nach Wind und Wetter auszuschauen. Sie durften Hoffnung behalten, denn es sah nach gehöriger Kälte, aber nicht nach Schnee aus. Wie ärgerlich wäre es aber auch, wenn sie hier noch umkehren müßten!

In der Nacht wachte Goethe auf und ging sogleich ans Fenster: es hatte nicht geschneit! Der Orion stand am hellen, kalten Himmel.

Noch ehe der Tag graute, erhob man sich aus den Betten, um ja bei Helligkeit sofort abzumarschieren. Die Pferde wurden nicht weiter mitgenommen, wohl aber das eine Maultier zum Tragen des Mantelsacks. Nun war Oberwald, das man in zwei Stunden erreichen konnte, das nächste Ziel. Sicher sah das Wetter nun doch nicht aus: der Ostwind balgte sich mit Schneewolken herum; zuweilen stöberte es, und die Berge waren schon alle weiß.

Oberwald war ganz anders gebaut als andere Dörfer im Gebirge, insofern als die Wohnhäuser alle auf einer Seite der Straße standen; ihnen gegenüber auf der andern Seite lagen die Vorratshäuser, in denen die Bauern ihre Vorräte an Getreide, Heu, Reis, Buchweizen, Käse und anderen Lebensmitteln aufbewahrten. Diese Vorratshäuser waren aus Holz so errichtet, daß die Luft unterhalb und auch sonst freien Durchzug hatte, während den Ratten und Mäusen der Zugang erschwert

war; die Wohnhäuser bestanden nur aus aufeinandergelegten Balken von Erlenholz, die an den Ecken ineinander gefügt waren; sie hatten keine Rauchlöcher, sahen also sehr rußig aus.

In ein solches Haus traten unsere Reisenden, ließen sich Brot, Käse und roten Wein geben und fragten nun zum letzten Male, ob der Weg über die Furka möglich sei. Der Wirt sah sie an und erwiderte: Seine Nachbarn gingen den ganzen Winter hinüber; ob die Herren es auch fertig brächten, könne man nicht wissen.

Es ward ein Mann herbeigerufen, der wohl Fremde begleiten konnte, wenn er wollte. Nach einigem Bedenken erklärte er sich bereit; er brauchte jedoch noch einen Gefährten. Der Andere kam; es war gleichfalls ein Mensch wie ein Roß. Die Landestracht solcher Männer war hier oben: braune Jacke, weißes Kamisol, lange Gamaschen, spitze tuchene Mützen von roter Farbe. Lange Bärte standen ihnen recht gut.

Nun ward der Maultiertreiber samt seinem Tiere entlassen; einer der neuen Führer nahm den Mantelsack auf den Rücken, und der Zug setzte sich in Bewegung.

*

Ein hoher Berg lag vor ihnen: der Längisberg, noch nicht die Furka, wie sie gemeint hatten. Zuerst schritt man noch auf einem deutlich erkennbaren Fußpfade dahin. Bald verdeckte der Schnee jede vorige Spur von Menschenschritten; man sank an Stellen, wohin ihn der Wind geweht hatte, manchmal bis zum Knie hinein; die Führer aber stapften weiter, wie wenn

sie den Weg sähen; ihr Gedächtnis ersetzte die Augen. So ging es zwischen Felsen hindurch, um Felsen herum, durch einen Fichtenwald, bergauf, immer wieder bergauf, zuweilen auch bergab. Als sie einmal den nunmehr so schmalen, aber viel stürzenden, laut rauschenden Rhonefluß auf einem kleinen Stege überschritten, sahen sie den hochberühmten Rhonegletscher vor sich. Er war vor allen, die sie *ganz* hatten übersehen können, der ungeheuerste. Unsere Wanderer gingen ganz nahe an den Gletscher heran; er lag ihnen linker Hand.

Nun stiegen sie höher: keine Bäume unterbrachen mehr die Flächen, die sich vor ihnen ausbreiteten. Auch die Felsen hörten auf: nur langgedehnte Täler und sanft geschwungene Berge lagen vor den Augen, und da der Schnee alle Farben wegnimmt und die Formen ausgleicht, so blickte man, wohin man sich wandte, in die weiße Einöde. Jetzt war der Schnee aber noch viel mehr eine Angelegenheit der Füße und Beine geworden; er trug nicht, man sank recht tief hinein. Einer der Führer brach Bahn, die Andern hatten es leichter.

Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe von Menschen zu sehen, deren Einer in des Andern Fußstapfen tritt ... Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne; breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über Alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin

überzeugt, daß Einer, über den auf diesem Wege seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte.

Auch dem Herzoge war es ängstlich zu Mute, obwohl er doch von Natur ein tollkühner Mensch war. Ein Glück, daß man hier nicht allein war! Solche Stimmungen vertreibt in Gesellschaft immer wieder ein scherzhaftes Wort, eine Erzählung, ein bloßer Ruf und am besten das Bewußtsein, daß man ortskundige und sachverständige Leute bei sich hat. Die beiden Führer berichteten, daß sie den ganzen Winter über auf den Gotthard gingen, um Ziegenfelle hinaufzutragen, mit denen aus dem Wallis ein großer Handel nach Deutschland und Italien getrieben würde. Im eigentlichen Winter, wenn der Schnee noch tiefer liege, könnten sie aber wegen der Lawinengefahr diesen Weg nicht gehen; sie hätten dann einen anderen, der viel beschwerlicher, aber sicherer sei.

Viertehalb Stunden dauerte der Marsch. Dann standen sie endlich im Sattel der Furka und am Kreuz von Uri, das errichtet war, um die Grenze zwischen Wallis und Uri zu bezeichnen. Nun endlich konnten sich unsere Wanderer versichert fühlen, daß sie nicht umzukehren brauchten und daß sie auf dem geraden Wege ihr Ziel, den Gotthard, erreichen würden. Freilich, mit der gelobten Aussicht auf dieser Höhe war es heute bös bestellt. Nach dem Finsteraarhorn und den andern Spitzen der Bernischen und Walliser Alpen brauchte man gar nicht zu fragen, denn man sah noch nicht einmal die beiden Höhen, von denen die Furka, der Gabelberg, den Namen trägt. Was man wirklich erblickte, nannte man unwillkürlich: lappländische Ansichten. Das einzige Lebendige darin war das Schneegestöber. Die Sonne war doch einige Male zu erkennen: wie ein blasser Mond sah sie dann aus.

*

Wer die höchste Höhe hinter sich hat, hält den Rest für leicht; aber diesmal machte der Schnee auf der andern Seite viel mehr Beschwerden. Der Jäger Hermann hatte geprahlt: solchen Schnee wie hier hätten sie im Thüringer Walde auch; jetzt meinte er kleinlaut: „Die Furka ist doch ein Schindluder!" Es war ein saures Hindurcharbeiten. Der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Und immer die Einsamkeit! Nirgends der Tritt eines Tieres, nirgends ein kahler Strauch oder Baum; nur schwarze Steine unterbrachen hie und da die weiße Fläche, oder man sah ein paar halb vom Schnee begrabene Hütten, worin im Sommer die Hirten lagen.

Nur einmal zeigte sich ein lebendiges Wesen. Ein sehr großer Lämmergeier zog, ohne einen Flügel zu bewegen, mit unglaublicher Schnelle über die Berge weg: ach wer doch auch so frei dahin schweben könnte! Aber „Niemand wird gekrönt, er habe denn zuvor gekämpft": Das war einer der vielen Bibelsprüche, die Goethe gebrauchsfertig hatte.

Einmal zeigte sich eine Landschaft im Lichte der Sonne: Goethe erkannte sie: es war das geliebte Urserental!

Mit frischerem Mute schritt man nun weiter, und endlich, viertehalb Stunden vom Kreuze, zeigten sich

die Dächer von Realp: man war wieder in der Nähe von Menschen!

Ein Gasthaus gab es in diesem letzten und sehr kleinen Dörflein des Urserentals nicht, und die Hirten waren auf solchen Besuch nicht eingerichtet. Vielleicht ließen sich die Kapuziner erbitten, die Gäste aufzunehmen, meinten die Führer. Einer von ihnen ging voraus, um die Frage zu tun, und als die Übrigen folgten, stand auch schon ein ansehnlicher Mönch vor der Tür und hieß die Fremden freundlich willkommen. Dies war hier kein Hospiz, wie man es auf dem Gotthard hatte; sondern hier wohnten drei Patres für sich allein beisammen. Sie waren von ihrem Kloster hierher gesetzt, um als Seelsorger und Schulhalter dem Hirtenvolke zu dienen, denn die Weltpriester hatten es in dieser rauhen und einsamen Welt nicht lange ausgehalten. Gäste nahmen diese Mönche nur ausnahmsweise auf, und so spät im Jahre hatten sie auf solche Reisenden gar nicht mehr gerechnet. Auch hielten sie bereits ihr großes winterliches Fasten, das bis Weihnachten dauerte; es hieß also: die Herren müßten vorlieb nehmen. O, sie würden für eine warme Stube, ein Stück Brot, ein Glas Wein schon sehr dankbar sein, war die Antwort. „Das war die ärgste Strapaze, die ich je ausgehalten“ erklärte der Herzog.

Nicht lange dauerte es, so hatte der Bruder Küchenmeister seine Mahlzeit fertig, und er hätte sich nicht zu entschuldigen brauchen, denn es gab so köstliche Speisen, wie sie sich aus Eiern, Milch und Mehl bereiten lassen; auch fehlten nicht gebratene Zwiebeln und andere leckere Sachen. Die ganze Mannschaft saß an einem Tische: Patres, Herren, Knechte und Träger; man ließ es sich schmecken und hatte gute Gespräche miteinander. Die deutschen Gäste freuten sich der großen Leistung, die hinter ihnen lag, und die Walliser lobten die Ausdauer und seltene Geschicklichkeit im Gehen, die die Herren bewiesen hätten. Und nun erzählten sie: als sie heute früh ins Wirtshaus gerufen wurden, weil Fremde nach Führern verlangten, sei erst der Eine von ihnen hingegangen und habe sich die Fremden heimlich betrachtet, ob man es mit ihnen wagen könne. Denn es sei Ehrensache bei ihnen, Denjenigen, dem sie sich zugesagt, auch hinüberzubringen, und sei es auf dem eigenen Rücken und mit eigener Lebensgefahr. Wenn sie auf ihren Bergwanderungen Ermattete, Erkrankte oder Tote am Wege fänden, so hielten sie es für ihre Pflicht, diese Unglücklichen zum nächsten Ort zu tragen; beide Männer hatten es schon erlebt, daß ihnen Menschen auf dem Rücken gestorben waren. Sie zweifelten nicht daran, daß ihnen solche Barmherzigkeitsleistungen im Himmel belohnt würden; behaupteten aber auch: wenn man sich guten Willens einen Toten auflade, so werde die Last ganz leicht. Auch die Mönche waren gesprächig und rühmten ihren Beruf und ihr besonderes Amt als die höchstgestellten Diener und Wächter der großen Mutter Kirche. Als der Bruder Prediger den Gästen sein einfaches Zimmerchen zeigte und auf einen Strohsack mit Wollendecke als sein Lager hinwies, dachte Goethe an sein Häuschen in Weimar: dort pflegte er sich auch nicht weicher zu betten, und der Herzog verlangte es auch nicht besser oder bequemer. Diese Nacht hatte es Goethe

die Dächer von Realp: man war wieder in der Nähe von Menschen!

Ein Gasthaus gab es in diesem letzten und sehr kleinen Dörflein des Urserentals nicht, und die Hirten waren auf solchen Besuch nicht eingerichtet. Vielleicht ließen sich die Kapuziner erbitten, die Gäste aufzunehmen, meinten die Führer. Einer von ihnen ging voraus, um die Frage zu tun, und als die Übrigen folgten, stand auch schon ein ansehnlicher Mönch vor der Tür und hieß die Fremden freundlich willkommen. Dies war hier kein Hospiz, wie man es auf dem Gotthard hatte; sondern hier wohnten drei Patres für sich allein beisammen. Sie waren von ihrem Kloster hierher gesetzt, um als Seelsorger und Schulhalter dem Hirtenvolke zu dienen, denn die Weltpriester hatten es in dieser rauhen und einsamen Welt nicht lange ausgehalten. Gäste nahmen diese Mönche nur ausnahmsweise auf, und so spät im Jahre hatten sie auf solche Reisenden gar nicht mehr gerechnet. Auch hielten sie bereits ihr großes winterliches Fasten, das bis Weihnachten dauerte; es hieß also: die Herren müßten vorlieb nehmen. O, sie würden für eine warme Stube, ein Stück Brot, ein Glas Wein schon sehr dankbar sein, war die Antwort. „Das war die ärgste Strapaze, die ich je ausgehalten“ erklärte der Herzog.

Nicht lange dauerte es, so hatte der Bruder Küchenmeister seine Mahlzeit fertig, und er hätte sich nicht zu entschuldigen brauchen, denn es gab so köstliche Speisen, wie sie sich aus Eiern, Milch und Mehl bereiten lassen; auch fehlten nicht gebratene Zwiebeln und andere leckere Sachen. Die ganze Mannschaft

saß an einem Tische: Patres, Herren, Knechte und Träger; man ließ es sich schmecken und hatte gute Gespräche miteinander. Die deutschen Gäste freuten sich der großen Leistung, die hinter ihnen lag, und die Walliser lobten die Ausdauer und seltene Geschicklichkeit im Gehen, die die Herren bewiesen hätten. Und nun erzählten sie: als sie heute früh ins Wirtshaus gerufen wurden, weil Fremde nach Führern verlangten, sei erst der Eine von ihnen hingegangen und habe sich die Fremden heimlich betrachtet, ob man es mit ihnen wagen könne. Denn es sei Ehrensache bei ihnen, Denjenigen, dem sie sich zugesagt, auch hinüberzubringen, und sei es auf dem eigenen Rücken und mit eigener Lebensgefahr. Wenn sie auf ihren Bergwanderungen Ermattete, Erkrankte oder Tote am Wege fänden, so hielten sie es für ihre Pflicht, diese Unglücklichen zum nächsten Ort zu tragen; beide Männer hatten es schon erlebt, daß ihnen Menschen auf dem Rücken gestorben waren. Sie zweifelten nicht daran, daß ihnen solche Barmherzigkeitsleistungen im Himmel belohnt würden; behaupteten aber auch: wenn man sich guten Willens einen Toten auflade, so werde die Last ganz leicht. Auch die Mönche waren gesprächig und rühmten ihren Beruf und ihr besonderes Amt als die höchstgestellten Diener und Wächter der großen Mutter Kirche. Als der Bruder Prediger den Gästen sein einfaches Zimmerchen zeigte und auf einen Strohsack mit Wollendecke als sein Lager hinwies, dachte Goethe an sein Häuschen in Weimar: dort pflegte er sich auch nicht weicher zu betten, und der Herzog verlangte es auch nicht besser oder bequemer. Diese Nacht hatte es Goethe

immerhin noch etwas schlechter als der Mönch: die Betten für ihn und seinen Herrn standen nämlich an einer ziemlich kurzen Zimmerwand und waren nur für kleine Leute bemessen; der Herzog paßte eben in das seinige; Goethe konnte erst lange nicht schlafen, bis er einen Teil von sich auf zusammengestellte Stühle untergebracht hatte. Und mitten in der Nacht wurde dann dem Herzog übel: er hatte nach der langen Entbehrung und Anstrengung im Schnee zu hastig gegessen und getrunken. Doch jede Nacht geht vorüber.

*

Am andern Morgen — es war der 13te November — gingen zuerst die beiden Wallliser ab; sie wurden reichlich belohnt und traten ihren beschwerlichen Rückweg gar zufrieden an. Den Herren ward von den Mönchen ein kräftiges Frühstück vorgesetzt; dann wanderten sie ein Stückchen weiter in das nun beschneite Urserental, das Goethe seit vier Jahren als grüne Oase im Gedächtnis trug. Der Himmel war ganz klar und das wolkenlose Blau viel tiefer blau, als man es im platten Lande kennt; durch hohen Schnee ging doch eine gute Bahn. Nach anderthalb Stunden erreichten sie Hospental und damit die allgemeine Straße auf den Gotthard; für Goethe begann hier das Wiedersehen des Bekannten. Und weil es die allgemeine Straße war, hörte hier auch die große Einsamkeit auf. Ja, es gab schon richtigen Lärm, denn von Hospental ging gerade ein Trupp von dreiundsechzig beladenen Maultieren bergauf. Unsere Wanderer kehrten schon deshalb erst ein Weilchen im Gasthause ein.

Als sie sich wieder auf den Weg machten, schien die Sonne hell und geradezu heiß: Hitze in dieser Schneelandschaft! Immer wieder labten sie sich am Rückblick ins geliebte Tal; aber auch am Wege zeigten sich doch einige andere Bilder: die Wasserfälle der Reuß, von denen der breiteste wie über schwarzen Marmor sich herabzugießen schien. Nach einiger Zeit holten sie die Maultiere ein: die angenehmste Gesellschaft ist ein solcher Zug klingelnder, breit beladener, recht ungleichmäßig sich fortbewegender Tiere nicht gerade; hier stürzten auch einige auf dem Eise; es gab also auch solche Aufenthalte, an denen die Eselslaunen nicht schuld waren. Unsere Reisenden versuchten, vor allen den 63 Packträgern und ihren Führern den Vortritt zu gewinnen; mühsam genug gelang es ihnen, denn der Herzog fühlte sich noch vom gestrigen Tage und der schlechten Nacht matt. Aber auf einmal kam ein Geist der Eile über die Tiere, und sie überholten wieder die Wanderer, weil Diese doch hier und da stehenblieben, um in der Nähe oder Ferne Etwas zu beschauen. Die Hitze ließ übrigens nach; man spürte einen scharfen Bergwind im Rücken.

Gegen zwei langten sie endlich an dem Ziele an, dem sie seit Wochen unter Bangen und Zweifeln zugestrebt, und sahen sich nun auf jenem seltsamen Berge, der nichts Andres war als ein Tal zwischen einem Kranz von andern Bergen. Goethen kam hier der Vergleich mit einem kahlen Fürstenschädel, den die Zacken einer goldnen Krone umringen. Man war sich damals über die wirkliche Höhe der Berge noch sehr im Ungewissen. Auch kluge Leute hielten den Gott-

hard für das Oberhaupt der Alpen, und Einige erklärten festen Glaubens eine seine Spitzen, den monte Fibbia für die höchste Europas. Andere stritten, ob der Jungfrauenberg, das Wetterhorn, das Schreckhorn oder das Finsteraarhorn die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges seien; und nur die Genfer zweifelten nicht an ihrem Weißen Berge. Auch für Goethe war der Montblanc entschieden der Kaiser der Alpen; aber der

Auf dem St. Gotthard
Nach einer Zeichnung von Salomon Geßner

Gotthard schien ihm doch gleich danach zu kommen und den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen zu behaupten, weil nämlich „die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen."

Dem Behagen, sich an solchem Kreuzpunkte zu befinden, gab man sich drinnen im Hause hin, dessen Herdfeuer ein gar liebes Plätzchen deuchte, denn draußen war es grimmig kalt. Im Hause walteten dieselben beiden Klosterbrüder wie vor vier Jahren, aber das

Haus war nicht mehr dasselbe. Es war noch 1775 durch eine Lawine stark beschädigt worden; die klugen Patres hatten die Gelegenheit ergriffen, ringsum im Lande eine Beisteuer zu sammeln, wodurch sie ihr Gebäude nicht bloß befestigen, sondern auch erweitern konnten. Übrigens war, als unsere Gäste eintrafen, keiner der Wirte zu Hause. Pater Seraphim hielt sich in Mailand auf, Pater Lorenzo war nach Airolo hinuntergegangen. Vor Abend kam er zurück, aber fast als ein Stück Eis. Ehe es dunkel wurde, führte der Pater sie auch einmal vor die Tür und zeigte ihnen die Gotthardspitze, die er für die höchste hielt. Aber lange umsehen konnte man sich nicht: so durchdringend und angreifend war die Kälte.

Abends saß Goethe wieder am Tische und schrieb. Gezeichnet hatte er auf dieser ganzen Fahrt nicht, wozu er doch sonst immer so viel Trieb gehabt hatte; aber in Worten alle diese Erlebnisse und Eindrücke festzuhalten, machte er sich schon seit Wochen zum regelmäßigen Geschäft. Es konnte ja ein Buch aus diesen Tagesblättern zusammenwachsen; in jedem Fall wußte er, daß seine liebste Freundin eine herzliche Freude an seinen Berichten hatte. Heute und hier fühlte er, wenn er das zu Schreibende bedachte, vor allen Dingen wieder die Nähe Italiens. Airolo auf der südlichen Seite war ebensowohl in anderthalb Stunden zu erreichen wie Hospental auf der nördlichen. Goethe spürte aber gerade jetzt kein besonderes Verlangen nach dem Süden oder er hielt sich noch nicht reif genug für dies große Unternehmen. Übrigens hatte er gar nicht zu grübeln, welcher Weg für ihn selber der bessere sei; denn jetzt war

er Begleiter und Berater seines fürstlichen Freundes, der andere Dinge als eine italienische Reise brauchte.

Für diesmal hatte man den äußersten und höchsten Punkt erreicht!

Und nun gingen seine Gedanken zu seinem eigenen jetzt verschlossenen Stübchen im Gartenhäuschen an der Ilm: dort würden bald wieder die Holzscheite knistern und prasseln; die Freunde würden des Abends bei ihm erscheinen; ein duftender Braten sollte dann auf den Tisch getragen werden, und nach dem Essen wollte er als freundlicher Wirt die horchenden Gäste mit Erzählungen erquicken: von tapferen Unternehmungen, Entschlüssen, Freuden und Beschwerden.

*

Abwärts mußte es nun wohl im räumlichen Sinne gehen, aber der Mensch strebt doch immer nach einem neuen Höhepunkte: für Goethe und den Herzog hieß dieser neue Gipfel Lavater. Der Aufenthalt bei ihm sollte die Krönung der ganzen Reise sein.

Der Weg von der Höhe des Gebirges bis zu den Seen und nach Zürich hätte ihnen sonst auch noch eine tüchtige Leistung geschienen, zumal zur Winterszeit; aber jetzt kam sich Goethe vor wie der Leviathan, von dem es im Buch Hiob heißt: „Siehe, er verschluckt in sich den Strom und achtet's nicht groß." Dies Kraftgefühl, diese Sicherheit gegen künftige höchste Anforderungen war ein ganz großer Nutzen der letzten Wochen.

Auf dem Gotthard waren die Betten gut. Neu gekräftigt, begannen unsere Wanderer die neue Woche

— denn der 14te war ein Sonntag — damit, daß sie sich Nägel unter die Schuhsohlen schlugen. Das lohnte sich auch noch für den Marsch bergab. Um Neun begannen sie ihn. In Hospental hielten sie wieder eine Mahlzeit; dann zogen sie bei gutem Wetter weiter durch Ursern an der Matt, das Urner Loch, über die Teufelsbrücke, nach Göschenen, Wasen und bis Steeg: neun Stunden Marsch. Im Gasthof zu Steeg erlabten

Wasen im Canton Uri
Nach einer Radierung von Salomon Geßner

sie sich besonders an schönen Äpfeln und belustigten sich über die Wirtsfrau, die ein wenig betrunken war.

Am 15ten November gingen sie noch die viertehalb Stunden bis Altdorf und Flüelen und erfreuten sich an den neben den Felsen und Schluchten wieder beginnenden heiteren, fruchtbaren Talgefilden. Auch heute war das Wetter günstig genug.

Aber sie spürten doch den Wind sehr, als sie über den Vierwaldstätter See fuhren; sie hatten sich ein Schiff mit vier Leuten genommen. Zuerst zur Tells-

Platte und Kapelle. „Es ist die schönste Landschaft, die ich gesehen habe“ bestätigte der Herzog. Dann weiter nach Brunnen, jetzt in leichtem Schneegestöber.

Hedlinger
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Hier stiegen sie aus und gingen noch eine Stunde weit nach Schwyz, um Hedlingers Medaillen zu sehen. Der jetzige Besitzer wollte sich zuerst wegen eines Todesfalls

entschuldigen; als sie aber anhielten, bestellte er sie zum andern Morgen nach dem Begräbnisse.

Da sie gerade der Kirche gegenüber wohnten, sahen sie am andern Morgen dem Begräbnisse zu; dann gingen sie zum Landammann Hedlinger, der ihnen nicht nur das Haus und die Medaillenschätze seines seligen Oheims und Schwiegervaters zeigte, sondern sich auch selber mit einer großen goldnen Medaille an goldner Kette vorstellte: er hatte sie vom französischen König Ludwig dem Sechzehnten erhalten, da er als Gesandter seines Kantons in Paris gewesen war. Gerade diese katholischen Urkantone lieferten den französischen Königen die besten Soldaten. Mit ihnen war ein Mönch bei Hedlinger, „ein verfluchter Hund von einem Kapuziner“, wie Karl August sich ausdrückte.

Das Städtchen Schwyz und die Landschaft hatten ihnen gefallen. Bei warmer Sonne gingen sie auf hart gefrorenem Boden nach Brunnen zurück; dort nahmen sie wieder ein Boot mit vier Schiffsleuten und fuhren nun westwärts quer über den See, nach Luzern. Als der Abend einsank, erreichten sie die Stadt, gingen sogleich zum Gasthof ‚zum Adler‘ und fanden dort bei einem guten Kerl von Wirt ihren Freund Wedel, ihre Diener und die wohlausgeruhten Rosse.

Luzern gehörte zu den altfränkischen Städtchen, die Goethe nicht liebte. An Einwohnern hatte es gegen 7000; diese ganze Bürgerschaft steckte tief in der katholischen Kultur und Unkultur. Was in den Familien an Kindern über die Zweizahl geboren wurde, ward „geistlich“, oder, wenn es Knaben waren, konnten sie sich als Soldaten ins Ausland verkaufen. Trotz seiner

für den Handel vortrefflichen Lage nahm Luzern nicht zu und war auch nicht wohlhabend. Industrie gab es hier nicht; der Geist der Betriebsamkeit, der in protestantischen Städten wie Genf, Zürich, Basel, Schaffhausen herrschte, war hier ganz unbekannt.

Merkwürdig waren die Spaziergänge der Stadt; als solche benutzte man nämlich die drei hölzernen Brücken über die Reuß, die zwei Stadtteile voneinander trennte. Diese Brücken waren bedeckt und an ihren Seitenwänden mit unzähligen alten Malereien geziert, deren Gegenstände bei der einen aus der Schweizer Geschichte, bei der zweiten aus der Bibel genommen waren; auf der dritten sah man einen Totentanz. Auf der größten dieser Brücken, die 1380 Fuß lang war, zeigte ein Brett die Namen und Höhen aller Berge an, die man auf dieser Stelle sehen konnte; auch ihre Entfernung von Luzern war zu erkennen.

Viel sehenswerter noch war die große plastische Landkarte, an der General Pfiffer, ehemals in französischen Diensten, schon viele Jahre arbeitete. Er bildete seine schweizerische Heimat auf die künstlichste Weise in erhabener Arbeit nach: mit Spiegelglas, das den Vierwaldstätter See bedeutete, hatte er angefangen, dann Luzern daran aufgebaut mit allen Häusern und Brücken, danach die Hügel und Berge, Matten und Wälder, Flüsse, Bäche, Wasserfälle, Stege, Fußpfade und einzelne zerstreute Häuser, kurz die ganze Natur und menschliche Siedlung. Gips, Wachs, Zinn, Wolle, Baumwolle, Nadeln und namentlich Mastix waren seine Baustoffe; die Mühe und Sorgfalt, die er daran wandte, war eine unsägliche, gehörten doch Tausende

Perspektivischer Plan eines großen Teils der Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus mit den Grenzen gegen den Conton Bern. Von Generalleutnant Pfiffer

Nach einer Zeichnung von R. A. Dunker 1777

von größeren und kleineren Reisen dazu, all die Verhältnisse erst richtig zu erkunden! Er hatte die Fünfzig überschritten, als er anfing; Jahrzehnte brauchte er zur Vollendung! Seine Genauigkeit ging so weit, daß der Beschauer Laub- und Nadelwaldungen unterscheiden konnte und wirklich auch die Schönheit der Landschaften bei ihren verschiedenen Beleuchtungen genoß. Ja, man bekam hier erst die rechten Begriffe von der verhältnismäßigen Höhe und Größe der Gegenden, wo man selber gewesen war. Auf einer ungeheuren Tafel, die aus kleineren Quadraten zusammengesetzt war, hatte Pfiffer ein Gebiet von 60 Quadratstunden nachgeformt; auf angebrachten Treppen konnte man in aller Bequemlichkeit die Länder Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Glarus, Unterwalden und einen Teil von Bern überschauen. Pfiffer war der Erste, der auf diese Weise ein Land plastisch nachahmend wiedergab.

Noch zwei Dinge mußten Goethes Augen in Pfiffers Saale anziehen: ein Baumstamm vom Wachholder, den der Hausherr sich hatte herschaffen lassen, weil er diesen ersten Wachholderbaum irgendwo in der Wüste entdeckt hatte, denn: so häufig er in Sträuchen vorkommt, so selten ist er als Baum. Goethe aber besaß in seinem eigenen Garten an der Ilm einen noch viel größeren Wachholderbaum. Sodann war da ein Bild an der Wand, das eine Hexenküche und die Vorbereitung zum Besenritt in der Walpurgisnacht darstellte: Teufel sah man da neben garstigen alten Vetteln, die die Hexensalbe bereiteten, aber auch junge Frauenzimmer, die sich auszogen, um sich zur tollen Fahrt einsalben zu lassen, oder bereits einen schönen weißen Rücken zeigten,

der durch das Zaubermittel von der irdischen Schwerkraft befreit wurde.

Im Gasthofe war Goethe jetzt wieder mit seinem Philipp zusammen und ließ sich Dessen letzte Arbeiten vorlegen. Philipp hatte Goethes Blätter über den Ausflug in den Jura abgeschrieben und hatte selber einen anderen Teil der Reise in seiner Weise dargestellt; sein Herr schickte Beides nach Emmendingen zu Schlossers, seinen letzten Gastfreunden im Reiche. „Ich habe nun des Großen fast zu viel" schrieb er dazu, und: „Seit ich euch verlassen habe, ist kein unbedeutender Schritt geschehen." Nun diktierte Goethe seinem Philipp ein anderes Stück Reisebericht, das er für Frau v. Stein bestimmte; es war die Fahrt und Wanderung von Genf nach Chamonix und Martinach.

Zur Fortsetzung kam er hier noch nicht; Alles drängte nach Zürich. Und jetzt war es wieder einmal ein fröhlicher Ritt in größerer Gesellschaft. Am 18ten November geschah er; in Knonau ward die Mittagsrast gehalten.

Elftes Kapitel

Bei Lavater und an Fürstenhöfen

18. November 1779 bis 14. Januar 1780

Es war eine große Freude für Goethe, daß er seinen fürstlichen Freund zu Lavater führen konnte. Wenn irgendein Mensch den ungen Herzog segnen, reinigen, erhöhen, im Guten befestigen konnte, so mußte Lavater dieser Mensch sein. Aber auch für sich selber ersehnte er den erneuten Umgang dieses Freundes. Er hatte kürzlich das Schwere erlebt, daß ein anderer seiner bisherigen Verbündeten ihn von sich gestoßen hatte als unwürdig der Liebe,

Lavater
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

die er ihm jahrelang gespendet. Um so mehr mußte er wünschen, daß Lavater sich noch weiter zu ihm bekenne. Gegen Jacobi hatte Goethe nur eine Leichtsinns-Sünde begangen, als der Spott- und Hohnteufel ihn eines Tages verführte; aber er wußte, daß er jederzeit auf dem Wege zum Guten und Heiligen, den er doch gehen wollte, immer wieder strauchelte, daß er in seinem Innern gräßliche Kämpfe und Erregungen aushalten mußte. Nirgends aber konnte er neue Kräfte besser sammeln als in der Freundschaft mit dem Jünger Johannes, der jetzt Kaspar Lavater hieß und als zweiter Prediger an der Peterskirche in Zürich die ihm Vertrauenden in das Reich Gottes führte.

Dieser Seelsorger wohnte mit seiner heranwachsenden Familie nicht mehr im väterlichen Hause „zum Waldreis", sondern seit einem Jahre in der „Reblaube", dem Amtshause des Diakons an der Peterskirche. Eine Schlafstelle bei ihm begehrte Goethe für sich, um ihm recht viel nahe zu sein. Die ganze Gesellschaft aber kehrte in dem berühmten Gasthofe zum Schwert ein, wo Herr Ott, der in der Landwehr den Titel eines Rittmeisters führte, mit großem Ruhme den Hausvater machte; auch Goethe nahm dort an den vielgelobten Mahlzeiten teil.

Alle seine Hoffnungen gingen in Erfüllung. Der Herzog und Lavater lernten sich rasch lieben. Die gemeinsame Lust an Kupferstichen, Zeichnungen, Gemälden half ihnen zur ersten Unterhaltung; aber der Fürst und der Prediger wurden zumeist doch durch ihre gleich ehrliche Menschlichkeit verbunden, denn auch Lavaters leicht beweglicher Geist erfreute sich an den verschiedensten

Vorstellungen, und der fromme Mann überraschte seine Gesellschaft oft, auch in kirchlichen und sittlichen Dingen, durch echte Liberalität. Seine Unterhaltungsgabe war sehr groß. Nirgends aber war er so liebenswürdig wie in seinem eigenen Hause. „Die Bekanntschaft von Lavatern“ schrieb Goethe, als sie einige Tage in Zürich waren, an Frau v. Stein, „ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe: Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide am Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus! Er ist der Beste, Größte, Weiseste, Innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne.“

Karl August drückte sich nicht ganz so enthusiastisch aus, aber er fand doch auch, daß Lavaters Gegenwart etwas ganz eigen Balsamisches habe, und meinte, Lavater lasse Höhen erreichen, über die man selbst staune, sie erreicht zu haben. Ganz besonders erfreute er sich am Anblick der vollkommenen Brüderlichkeit zwischen Goethe und Lavater, da er doch sehr wohl die gegensätzlichen Überzeugungen und Richtungen in Beiden kannte. Auch hier überraschte ihn Lavaters hoher Grad von Duldsamkeit. „Sein Verhältnis zu Goethe ist äußerst schön; sie lieben sich außerordentlich und verstehen einander, ohngeachtet sehr voneinander unterschieden, in den tiefsten Falten von Gefühlen und Begriffen.“ Wenn von der Religion geredet wurde, wie oft geschah, so konnte sich Lavater wohl wundern, daß der weimarische Hofprediger Herder, der doch eine Leuchte aller neueren Theologie war, die religiösen Bedürfnisse seines jungen Herrn so wenig zu erwecken oder zu be-

friedigen schien, und daß sich Karl August überhaupt so wenig an diesen nächsten Propheten wandte. Er bat um die Erklärung. Ach, von Herder bekomme man nur Geistesfunken, war die Antwort des Fürsten, gleichsam Blitzlicht in der Religion; da halte er sich schon lieber an Goethen als einen Träger wahren, bleibenden Lichtes.

*

Die Freunde fühlten sich so wohl zusammen, daß sie nur ungern an Besuche bei Andern dachten. Den alten Literaturpapst von Zürich durfte man aber nicht lange warten lassen, und wirklich fühlte Goethe jetzt, da er vor kurzem die wohlgeratene Odyssee-Übersetzung genossen hatte, etwas mehr Neigung gegen Bodmer als sonst. „Kennen Sie Goethen noch?“ fragte er, als er mit dem Herzoge, Wedeln und Lavater in die bekannte Stube trat, und er küßte den Alten sogar. Auch erzählte er sogleich, daß er Bodmers Homer auf dem Thuner und Genfer See gelesen habe; auch oben auf den Alpen habe er den Alpinern daraus vorgelesen, denn so, wie man jetzt durch Bodmers Verdeutschung diesen alten Dichter besitze, könnten ihn Leute von allen Ständen und Altersstufen gut verstehen. Der Herzog führte sich ebenfalls mit einem Lobe dieses Werkes ein; er wünsche, den Vertrauten Homers kennenzulernen, sagte er und fragte, wie lange Bodmer an dieser Übertragung gearbeitet habe. — „Keine achtzig Jahre“ erwiderte Dieser, denn Das habe Jemand im Scherze behauptet; aber sechzig Jahre sei seine Bekanntschaft mit Homer jetzt freilich alt. Die Rede kam dann auf Fritz Stolberg,

der das vorige Mal mit Goethe hier gewesen und der seitdem eine Ilias-Übertragung hatte drucken lassen: Bodmer fühlte sich zurückgestoßen, wenn er Stolbergs Ilias las, und Stolberg — Das wußte er — hatte gar nicht daran gehen wollen, seine Odyssee zu lesen. Dann kam er auf Stolbergs Schutzherrn und seinen eigenen ehemaligen Schutzbefohlenen Klopstock zu sprechen; mehr lästernd als lobend ward über diesen Hochgepriesenen geredet. Der Herzog erwähnte auch Wielands, da er wußte, daß Dieser, sein Lehrer, in früheren Jahren hier im Hause als Bodmers Freund und Schüler gelebt hatte. „Freilich!" antwortete Bodmer, „aber itzt weiß ich nicht, ist er mir oder bin ich ihm abgestorben?"

Dann kam die Rede auf die altdeutschen Dichter: Niemand konnte darüber mit so guter Kenntnis urteilen wie dieser alte Schweizer; auf seinem Pulte lag jetzt eben eine Abschrift der ‚Nibelungen': wer kannte dies alte Gedicht außer ihm? Jawohl, Bodmer durfte mit Recht über Klopstocks und seiner Jünger Skaldenwesen spotten: welche Unwissenheit spreizte sich da im teutschtümelnden Phrasengewande! Unterdessen liege zum Beispiel der ‚Eneit' des Heinrich v. Veldecke vergessen in der Bibliothek des Herzogs von Gotha; er bitte jetzt den Herzog von Weimar, diese Handschrift vor dem Untergange zu retten! Goethe ließ sich sogleich die Namen in sein Taschenbuch schreiben; er übernahm es, daß diese alte Dichtung zu Bodmer gesandt würde.

Im Zimmer hing ein neues Bildnis von Rousseau. Als Lavater es bemerkte, meinte Bodmer: Rousseau werde es jetzt wohl kühler haben als Voltaire, denn er fürchte sehr, dieser alte Spötter müsse jetzt brennen.

Lavater wollte davon nichts hören, mußte aber zugeben, daß bei Voltaire ein Reinigungsfeuer nötig sein möge, ehe er zum Engel Gottes tauge. „Man hat mir oft gesagt" fügte Bodmer hinzu, „ich sähe Voltairen sehr ähnlich." Das mußte also nach Lavaters Lehre eine große Gleichheit der inneren Menschen beweisen; aber Dieser gab die Ähnlichkeit keineswegs zu; sie bestehe nur darin, daß man in beiden Fällen sehr alte geistige Arbeiter vor sich habe; in Bodmers Augen, Lippen usw. sei jedoch eine Sanftmut, von welcher man bei dem Franzosen keine Spur finde.

Indem die Gäste nun aufstanden, forderte Lavater den Alten auf, sich Goethes Gesichtszüge einmal als Physiognom anzusehen, die Augenbrauen, die Stirn, den Mund und alle Einzelheiten: ob er darin nicht einen bösen Menschen erkenne? „O keineswegs!" versicherte Bodmer; „ich sehe da nichts Fürchterliches! Ich sehe nur den Ausdruck eines tapferen Mannes und ich freue mich, diesen tapferen Mann zum Freunde zu haben. Mir geschehen zuweilen Unfugen, wo ich einen Beschützer wohl brauchen kann; da soll der Herr Goethe mein Ritter sein." Gegen den Herzog erwähnte Bodmer auch noch des dritten großen Schriftstellers, der am weimarischen Hofe lebe, denn Herder hatte neulich seinen Homer öffentlich gerühmt.

Als dann der Besuch gegangen war, dachte Bodmer mit großem Wohlgefallen an den bescheidenen und freundlichen jungen Herzog zurück: dieser deutsche Fürst trat lange nicht so stolz und anspruchsvoll auf wie ein Zunft-Vorsteher von Zürich! Auch Wedel hatte ihm gefallen; Goethe war aber doch recht still gewesen und

hatte auch diesmal Manches nicht gesagt, was der junge Dichter dem alten schuldig war. Von Bodmers ‚Noachide‘, ‚Kalliope‘, von seinen politischen Dramen war kein Wort gesprochen worden. Das machte den Geschmack dieser Herren verdächtig!

Von einem Gegenbesuche hatte sich der Einundachtzigjährige wohl entbinden lassen, so schickte er den deutschen Gästen ein Gastgeschenk: dem Herzog seine Übersetzung der ‚Argonautica‘ des Rhodiers Apollonios, Wedeln seine politischen Schauspiele und Goethen außer einer kleinen literarischen Broschüre sein Gedicht ‚Eradne und Kreusa‘. Glücklicherweise hörte er es nicht, als die drei Beschenkten ihre Meinung von diesen Gaben nach kurzer Prüfung in ein einziges Wort zusammenfaßten: „Makulatur!“

Aber sie mußten ihn nun wohl noch einmal besuchen und sich bedanken. Am 26ten November gingen Goethe und der Herzog zu ihm, diesmal in Begleitung des Obersten Escher. Nach den Höflichkeiten kam die Rede auf Campes ‚Robinson‘, ein neues Buch dieses Jahres; Bodmer fand, daß Campe sonst den Kindern kaum mehr als eine Wissenschaft von neuen Wörtern beibringe. Von andern Schriften und Schriftstellern ward wenig gesprochen. Goethe blieb fast die ganze Zeit stumm, aber er bestätigte Bodmers Geschwätz mit Zunicken und kurzem Bejahen. Und als ihm der Alte einen Nachruf für einen seiner Freunde in sauberer Abschrift gab, daß er dies Gedenkblatt in seinem Pulte aufheben möge, schob Goethe die Schrift mit Empfindsamkeit in seinen Busen. Beim Abschiede forderte Bodmer sie als Lavaters alter Lehrer auf, diesem Übereifrigen doch recht ins Gewissen zu reden: daß er sich durch unaufhörliches Predigen, Herumlaufen, Reisen vor der Zeit den Körper abnutze; bei mehr Langsamkeit und Ausruhen würde er mehr Jahre leben und also mehr ausrichten. Goethe zuckte die Achseln und meinte: Lavater sei nun einmal so gemacht.

Wie Goethe und Lavater zueinander paßten, begriff der Alte jetzt so wenig wie vor vier Jahren. „Was für eine Grundfeste mag Lavaters Vertrautheit mit Goethe haben? Goethe ißt bei ihm, geht zu ihm in der Schlafmütze usw. Sonderbar!“

*

Goethe selber wußte recht gut, was er von Lavatern hatte: dieser Freund war ihm geradezu ein Vorbild, wie man leben und sein häusliches, tägliches Leben führen sollte. Konnte er nicht auch auf die Dauer in einer solchen Atmosphäre der Reinheit und Güte bleiben? Sollte es nicht möglich sein, solchen Himmel auf Erden auch in Weimar um sich zu schaffen? Gern hätte er seine dortigen Freunde gebeten: Brüder und Schwestern, helft mir dazu! „Wir sind in und mit Lavatern glücklich“ schrieb er an Frau v. Stein, als er zwölf Tage lang in der nächsten Nähe dieses Mannes verbracht.

> Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an Dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möcht' ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt! Etwas zu arbeiten haben und abends wieder zusammenlaufen!

Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch Dieser uns nach Hause begleite: daß wir unsere Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen!

Den ihm und der Frau v. Stein gemeinsamen Freund Karl v. Knebel dachte er sich als eines der ersten Mitglieder dieser künftigen weimarischen Gemeinde der Heiligen. Auch ihn bat er: Laß uns miteinander liebreicher zusammenleben als bisher!

So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, auch wenn wir wieder näherrücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir aneinander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden! Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Übel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen? Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und wenn ich unhold werde, zeig mir ihn vor, daß ich in mich kehre!

Lavater ward von den Mitmenschen so viel geplagt wie nur einer; um so mehr bildeten seine Freunde und Freundinnen einen festen Wall um ihn. Wäre Goethe des Neides fähig gewesen, hier hätte er Grund gehabt zum Neide. „In dem Kreise seiner Freunde ist Engelsstille und Ruh bei allem Drange der Welt und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Leid.“ So sollte man es auch haben! Aber freilich: Gattenliebe und die Liebe und Achtung zwischen Eltern und Kindern gehört auch zur Notdurft der Seele; an Lavaters Wohlbehagen spiegelte sich jetzt der Junggeselle Goethe, der keine Geschwister mehr hatte und fern von seinen Eltern lebte.

Hätte er sich nicht sogleich eine Züricher Tochter auswählen und durch Lavater antrauen lassen sollen? Vor vier Jahren hatte sich Magdalene Heß, ein schönes, geistvolles und reiches Mädchen, im Augenblick fast in ihn verliebt, als sie ihn nur durch eine Türspalte sah und reden hörte; jetzt war sie mit dem Kaufmann und Phantasten Johann Kaspar Schweizer verheiratet; und jetzt erst achtete er auf sie.[1]) Eine Andere, die er längst liebte und ehrte, war seit einem Jahre Witwe: Barbara Schultheß auf dem Schönenhof. Aber die um vier Jahre Ältere war Mutter von fünf Kindern, war eine Frau ohne weibliche Süße, ernst und schweigsam. Goethe hatte sie sogleich am 19ten November aufgesucht; er liebte sie wie eine reifere Schwester, nicht anders. Es herrschte also die größte Aufrichtigkeit, das vollste Vertrauen zwischen ihnen. Gern ging er jetzt wieder mit ihr um, wie mit allen Nächsten Lavaters, dem Prediger Pfenninger, dem Dr. Hotze usw. Auch seinen Landsmann Christoph Kayser begrüßte er mit alter Liebe: der junge Musiker gedieh in Zürich nicht recht, und Goethe dachte nach, wie man ihm helfen

[1]) Sie ist die Heldin des Buches ‚Johann Kaspar Schweizer‘ von David Heß, das Goethe im Alter noch las. 1779 ließ der Herzog ihr Bild für sich durch Heinrich Füßli malen; Goethe aber schenkte ihr von Rom aus eine Kopie des von ihm sehr geliebten Bildes, das die unglückliche Beatrice Cenci darstellen soll.

könne. Am weimarischen Hofe möchte ein solcher Künstler wohl besser am Platze sein.

*

Den berühmten Kleinjogg mußte der junge weimarische Landesvater ohne Zweifel besuchen. Er fuhr

Prediger Pfenninger
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

mit Goethe, Wedel und Lavater eines Nachmittags zu ihm; Goethe und Wedel blieben die Nacht im Katzenreutihof, während der Herzog und Lavater abends heimfuhren. Der Herzog fand den alten Mann ganz anders, als der Dr. Hirzel seinerzeit den philosophischen Bauern dargestellt hatte, viel beschränkter auf sein sehr

kleines Gebiet, als man einem Philosophen erlauben darf; aber er hatte doch auch Vergnügen an ihm und erfreute sich an seinen „bonmots“.

Goethe wußte recht gut, daß die alten Herren in Zürich noch immer dieselbe Abneigung gegen ihn trugen, wie er sie erwiderte. Bei dem berühmtesten Dichter

Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

und Künstler der Stadt, Salomon Geßner, ward der Anstandsbesuch nicht unterlassen; Goethe rühmte dort das große Gedicht in Ariostens Geschmack, woran Wieland jetzt arbeitete, ‚Oberon‘ genannt, und so vermied man das Näherliegende. Ähnlich blieb man mit andern Zürcher Notabeln in der Höflichkeit der Scheinfreundschaft stecken. Ein Mann von eigner Art, von

dem man sich vergnügliche Geschichten erzählte, war Salomon Landolt, Jägerhauptmann und Landvogt am Greifensee; Goethe machte auch seine Bekanntschaft und erfreute sich seiner Originalität.[1])

Aus eigenem Triebe gingen die weimarischen Freunde zu den Besitzern von Bilder-, Münzen- und Naturalien-Kabinetten, und auch da waren es nicht die Menschen, die sie anzogen. Zum Beispiel den Oberst Escher empfand der Herzog als ein fatales Subjekt; dieser Mann hatte nur zusammengeerbt, was er besaß, und verstand nichts davon. Unangenehm oder doch zweifelhaft war ihm auch Johann Konrad Heidegger, der Sohn des berühmten Schultheißen; seine Sachen waren allerdings vortrefflich, und er beschenkte den Herzog reichlich; anfangs freute sich Karl August sehr über die Bilder, die ihm Heidegger in den Gasthof sandte, aber je länger, je mehr ärgerte er sich über diese Zeichen einer Freundschaft, die er nicht erwidern mochte. Übrigens kaufte man hier in Füßlis und anderen Handlungen auch nicht wenige Kunstblätter; sie waren zum Teil zu Mustern für die weimarische Zeichenschule bestimmt.

Am 18ten November war man in Zürich eingetroffen; am 22ten war eine große Wagenfahrt am See entlang nach Oberried zu Pfarrer Däniker und nach Richterswil zu Dr. Hotze; Das waren fünf Wagenstunden; man blieb also bei Hotze zur Nacht. Außer seiner lebhaften Orts- und Landpraxis widmete sich

[1]) David Heß hat 1820 Landolts Biographie herausgegeben. Uns ist er jetzt als Held von einer der ‚Züricher Novellen' Gottfried Kellers bekannt.

dieser gute Mensch noch der Pflege von Gemütskranken, die in einem Nebengebäude wohnten. Der einzige Sohn Zimmermanns war jetzt darunter, ein junger Mediziner, der zusammengebrochen war, als er seine medizinischen Studien beendete; leider ein hoffnungsloser Fall. Am 26ten fand der Ausflug zu Kleinjogg statt. Im Übrigen hielt man sich in der Stadt, denn das Wetter war fast immer schlecht. Aber die Gespräche mit Lavater ließen kein Mißbehagen und keine Langeweile aufkommen. Einige Male erschien der Herzog auch zum Nachtessen in der Wohnstube der Pfarrerin; kam er unangemeldet, so gab es ein paar gesottene Eier, und als er einmal geladen war, wurden auch nur simpele Speisen aufgetragen, die alle im Hause gekocht waren. In so freundlichem Kreise sehnt sich Niemand nach den Leckerbissen der studierten Köche! Du und Du sagten der Herzog und der Prediger jetzt zueinander.

*

Am 2ten Dezember waren die zwei Feierwochen abgelaufen. Der Abschied war überwunden, und die Pferde trabten wieder nordwärts. Die weimarischen Herrn aber ließen einen guten Geruch hinter sich, wie man sich damals ausdrückte. Auch in der Zeitung las man das Lob des bescheidenen deutschen Fürsten:

> Den 18. Wintermonat langte hier der regierende Herzog von Weimar zu Pferd an. In seinem Begleit war unter andern auch der berühmte, nach heutigem Geschmack gefällige Dichter Goethe aus Frankfurt, der sich als Rat an des Herzogs Hof aufhält und schon vor einigen Jahren, als er in Zürich war, in verschiedener hiesiger Gelehrten Umgang sich vergnügt hat. Der Herzog sowohl als dieser sein Ge-

sellschafter brachten ihre meiste Zeit bei Herrn Kaspar Lavater zu, wurden auch von ihm immer vergesellschaftet, unterhalten und geleitet. — Er schien die Vergnügungen des bürgerlich-häuslichen Lebens und den Genuß der Freundschaft kennenlernen und kosten zu wollen und Dieses zum Hauptzweck bei dieser seiner Schweizer-Reis' gemacht zu haben. Er scheint auch viele Freude an der ungekünstelten Natur, so wie man sie allermeist in der Schweiz noch findet, zu schöpfen. Er besuchte daneben den ehrwürdigsten Greis Bodmer, den Herrn Salomon Geßner und andere hiesige Gelehrte, ließ sich auch verschiedene von den hiesigen sehenswürdigen Naturaliensammlungen weisen, sah die Gemälde- und Kupferstichsammlungen mit besonderm Vergnügen, schaffte sich von Kupferstichen hier auch eine beträchtliche Menge an. Er machte sodann verschiedene Besuche auf der Landschaft bei wohldenkenden Privaten, wollt' auch den Kleinjogg in seiner Hauswirtschaft sehen, sich von dem stillen, eingezogen Leben eines Republikaner und eines freien Bauern Begriff machen und überhaupt Das kennenlernen, was Fürsten von seiner Geburt übersehen und ihrer Kenntnis unwürdig glauben und doch so menschlich ist. In seiner Lebensart war er hier einem Bürger gleich und zeichnete sich weder in Kleidung noch Tafel noch Ehr-Annahm' aus; daher er auch von männiglich unbemerkt in den vierzehn Tagen seines hiesigen Aufenthalts umherging und ganz in der Stille, wie er gekommen war, wieder abreiste.

*

Für den 2ten Dezember war Winterthur das Ziel. Der vortreffliche Zeichner und Kupferstecher Schellenberg ward dort aufgesucht; er hatte an der ‚Physiognomik' stark mitgearbeitet; groß war er in der Abbildung von Insekten. Am Morgen hatte man schon bei Schellenbergs Schüler, dem jungen Lips, in seinem Heimatdorfe Kloten vorgesprochen. Ihr Gasthof in Winterthur hieß ‚die Sonne'.

Am nächsten Tage ging es über Frauenfeld, wo sie im ‚Kreuz' Mittag hielten, nach Konstanz, oder wie man damals sagte: Kostnitz.

Goethe war auf diesem Wege, der sie jetzt aus der Schweiz herausführte, von tiefem Dank erfüllt. Alles war ihnen in diesem Lande geglückt. Als Helden der Willenskraft und als echte, kräftige Männer hatten sie sich in den Gebirgen bewährt und als solche Bewährte fühlten sie sich nun stärker denn vorher. In Zürich waren dann noch ihre Seelen von edler Menschlichkeit getränkt worden. Mit den besten Vorsätzen, mit neuem Mut zu einem reinen, wohltätigen Leben waren sie nun der Heimat zugewandt. Goethe war dankbar für sein eigenes Erlebnis, dankbarer noch, daß er den jungen Fürsten nicht bloß heil und ganz, sondern als einen Stärkeren, Reiferen, Besseren zurückgeleitete. Einst, als er den Brocken gegen alle Möglichkeit im Winter bestiegen, waren ihm Verse der Psalmen in den Mund gekommen, um Gottes Gnade zu preisen. Seltsam, daß er jetzt dasselbe Gefühl in heidnische Bilder kleidete! Aus dem christlichen Predigerhause kommend, malte er sich die Gottheit, die Vorsehung, die Lenkung der Schicksale ganz ähnlich aus, wie die Griechen ihre Tyche oder die Römer ihre Fortuna. Er meinte die freundliche Göttin: „das gute Glück", dem er schon vor einigen Jahren in seinem Garten daheim einen Altar erbaut hatte; er meinte jetzt ganz besonders die Fortuna dux, die günstige Führerin der Reisenden, und die Fortuna redux, die Göttin der glücklichen Heimkehr. Wenn sie in Weimar eintreffen würden, sagte er sich, so sollte man dieser huldreichen Begleiterin

sofort einen Dankaltar errichten. Dieser Altar konnte als ein erstes Bildwerk in den neuen Anlagen des Herzogs stehen. Und die Inschrift? Etwa: „Fortunae duci reduci ex voto.“ Goethe dachte sich den Stein viereckig, etwas höher als breit, mit eingekerbtem Dach. Auf die Vorderseite das Bild der Fortuna, die er meinte, also des guten, heilsamen Glückes, das die Schlachten gewinnen und die Schiffe in den Hafen gelangen läßt; Steuerruder und Kranz mochten dieser weiblichen Figur als Kennzeichen beigegeben werden und ein kleiner Windgott ihr in den Nacken blasen. Zwei Söhne dienen dieser Mutter: so malte er es sich weiter aus; Genius wollen wir den Antreiber, Wegmacher, Wegweiser, Fackelträger nennen; mutigen Schrittes eilt er dahin. Aber er würde auch in den Abgrund rennen und uns in den Rachen aller Gefahren treiben, wenn nicht sein älterer Bruder ihn zurückhielte, Grenzen bezeichnete, zu Maß und Besinnung mahnte. Terminus kann der Name dieses Weiseren sein. Still steht er und bezeichnet mit seinem Schlangenstabe den Grenzstein. Diesen beiden Söhnen sind die Seiten links und rechts gewidmet; auf die vierte Seite des Altars kommt dann die dankbare Inschrift:

Fortunae ∔ Duci reduci ∔ natisque ∔ Genio
∔ et ∔ Termino ex Voto

Den Stein auszuführen, hatte man daheim in Martin Klauer den rechten Mann, aber man mußte ihm von einem großen Künstler eine Zeichnung zur Vorlage geben. Lavaters Freund Heinrich Füßli, den man

leider auch diesmal nicht in seiner Heimat getroffen hatte, würde mit wenigen Strichen das Rechte treffen; Goethe schrieb also dem eben verlassenen Lavater einen Brief, daß er sich verwenden und zur Verwirklichung des Planes helfen möge.

*

Mit solchen Gedanken ritten sie bei scharfem Winde am Abend des 3ten Dezembers in Konstanz ein. Der Gasthof ‚zum Adler‘, in dem sie abstiegen, blieb damals jedem Reisenden unvergeßlich: durch sein Schild. Es war nämlich so groß, daß man scherzen konnte, das Haus hänge mehr am Schilde, als das Schild am Hause; wenn aber der Wind stark ging, wie es heute der Fall war, so drohte dieser laut klappernde Adler den ganzen Gasthof umzureißen. Das altberühmte Konstanz war jetzt ein elendes Nest, ein trauriges österreichisches Landstädtchen, das sich seiner stolzen Erinnerungen eigentlich schämen mußte. Übrigens plauderten unsere Freunde an diesem Abende auch über einen traurigen Menschen, dessen Vergangenheit gleichfalls eine bessere Gegenwart versprochen hatte. Zufällig war nämlich der Prophet oder Kraftapostel Christoph Kaufmann heute vor ihnen hergezogen: er wohnte hier in der Gegend auf einem erpachteten Gute; die Pacht durfte wahrscheinlich unser Bekannter von Goethes erster Schweizerfahrt, Freiherr Kurt v. Haugwitz, bezahlen, den Kaufmann mit seiner Baronin hierher gelockt hatte und im Garne hielt. In Zürich hatten unsere Reisenden böse Geschichten über Kaufmann gehört; nirgends hatte er mehr Kredit, und den ihm noch

getreuen Herrn v. Haugwitz nannte Goethe jetzt „das schlesische Schaf".[1]

Man hatte schon am nächsten Mittage den Weg fortsetzen wollen, aber die Erinnerungen und namentlich die Lage des Ortes verführten sie, einen Tag zuzugeben. Sie stiegen auf den Turm der Domkirche: Das war ja nun auch eine der sehenswertesten Landschaften! Dann gingen sie zu dem Hause, wo das berühmte oder berüchtigte Konzil gehalten worden war; jetzt diente es als Rüstkammer. Die ganze Stadt schien ein Grab der Vergangenheit zu sein, und selbst in ihrem Gasthofe machten die Zimmer und Geräte den Eindruck, als ob sie seit der Kirchenversammlung nicht erneuert worden wären.

*

Am nächsten Morgen ritten sie bei Regen und Schneegestöber einen sonst sehr schönen Weg am Untersee entlang, nach Stein und weiter nach Schaffhausen, wo sie gerade noch bei Tage in der ‚Krone' anlangten. Bei dem Städtchen Stein geschah ihnen eine unerwartete Ehre: auf dem nahen Schlosse, dem alten Stammsitz des Herrn v. Hohenklingen, wurde mit Kanonen geschossen, sie zu begrüßen. Wenn nämlich mehr als drei Berittene oder mehrere Kutschen sich näherten, so ließ jener Schloßherr seine Artillerie hören.

Am Morgen des 6ten Dezembers hatte sich das Wetter glücklicherweise gebessert. Sie begaben sich zum Rheinfall und, nachdem sie ihn eine Weile vom Ufer

[1] Friedrich Wilhelm II. machte diesen Haugwitz 1792 zu seinem Minister; Friedrich Wilhelm III. ließ durch ihn die erbärmliche preußische Politik gegen Frankreich betreiben, die 1806 zum Zusammenbruch führte.

aus betrachtet, setzten sie sich auf zwei zusammengebundene Schiffe und ließen sich unter dem Falle bis an den Mittelfelsen fahren. Das niedrige Wasser erlaubte ihnen, dort auszusteigen, und so klommen sie, was noch Wenige getan, an diesem Felsen bis zur Hälfte empor, bis dahin, wo ein Busch stand: von dessen Zweigen brachen sie sich ein paar kleine als Siegeszeichen ab.

Schaffhausen
Nach einem alten Stich

Lange betrachteten sie dann von ihrem Schiffe aus den Fall von unten auf: so gesehen, war er überwältigend! Und sie hatten Glück: die Sonne schien auch noch durch die Wasserstrahlen. Nachher stiegen sie zum Schloß Laufen empor, von wo man den Fall von Anfang an übersieht; dies Bild aber bot viel weniger: hier waren die Teile, wie so oft, viel malerischer als das Ganze! Sie versäumten auch nicht, auf der Zürcher Seite in jenes Häuschen oder auf jenes Gerüst zu gehen,

das unmittelbar an die Enge des Falls gebaut worden war: Dort war es freilich auch ein großer Anblick! Aber unten, im Flusse, wird man doch noch mehr erschüttert.

Lavater hatte ihnen als seinen Freund in Schaffhausen den Junker Georg Friedrich Im-Thurn genannt; als sie sich bei ihm gemeldet, waren sie sogleich zum Essen eingeladen worden. Wie aber gingen ihnen die Augen auf, als ihnen dort vor der Mahlzeit Lavater selber entgegentrat! Er hatte sich die Freude machen wollen, seine geliebten Gäste auf dem letzten Stück Schweizer Boden noch einmal zu genießen. Nun stieg die Freundschaft noch höher als in Zürich, zumal da ja nun auch Lavater Ferien hatte und frei von den unzähligen Anforderungen war, die er daheim aushalten mußte.

Frau Im-Thurn v. Gyrsberg
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Am 7ten Dezember begaben sie sich alle zusammen wiederum zum „Laufen“: so nannten die Einheimischen hier den Rheinfall. Das Wetter war trüb, und doch tat das Schauspiel keine schwächere Wirkung. Goethe und Lavater hatten miteinander ein großes Gespräch über das Erhabene, und die Andern hörten bald andächtig, bald belustigt ihrem Wortkampfe zu.

Auch im Gasthofe feierte man noch gute Stunden beisammen. Hier war der Wirt sogar ein ehemaliger

Major, und es erwies sich, daß er in sardinischen Diensten mit dem weimarischen Kammerherrn Siegmund v. Seckendorff im selben Regiment gestanden hatte. Der Abend verfloß noch recht schön bei Herrn und Frau Im-Thurn.

Am nächsten Morgen, den 8ten Dezember, mußte geschieden sein: von Lavater und der Schweiz zugleich. Das Wetter war nun ganz bös geworden. Drei Tage mußte man es nun so erwarten, ehe der nächste Aufenthalt, Stuttgart, erreicht werden konnte. Und auch die Herbergen in Schwaben waren schlecht. In der ersten aber erhielt der Herzog schon ein Brieflein von Lavater: Goethe hatte es nämlich in der Tasche mitgebracht. Eine Freundschaft zwischen dem jungen Herzog und dem frommen Lebenslehrer zu stiften, war Goethes großer Wunsch gewesen. Dieses Ziel war aufs schönste erreicht. So floß denn eine Quelle neuer Hoffnungen.

Die Witterung blieb wirklich abscheulich. In Engen auf der Post hielten sie die erste Mittagspause, abends bot ihnen die Post in Tuttlingen Erwärmung und Erholung. Am nächsten Tage Wehingen und Balingen; am dritten Hechingen und Tübingen. Hier, im Gasthof zum Adler, ließ der Herzog den Professor Majer zu sich kommen, der ihm früher von Jena aus Unterricht in den Rechten erteilt hatte.

Man hatte nun keine Lust mehr, dem Wetter noch länger auf dem Rücken der Pferde Trotz zu bieten; ein Mietswagen führte sie am 11ten Dezember nach Stuttgart, wo sie im Gasthof zum Ritter abtraten.

Karl August schrieb sich wieder als ein Herr v. Wedel ein; der Tyrann des Landes erfuhr aber so-

gleich, daß sein fürstlicher Vetter aus Weimar unter diesem Inkognito die Sehenswürdigkeiten seiner Residenz zu genießen anfange, und da jetzt gerade der Stiftungstag seiner Lieblingsschöpfung, der Karls-Akademie, gefeiert wurde, so lag ihm daran, diesen Gästen, zumal auch dem vielberedeten Goethe, recht deutlich vorzuführen, wieviel er für die Künste und Wissenschaften getan habe und noch tue. Denn dieser wegen seiner vormaligen Verschwendung und anderer Sünden so oft getadelte Herzog Karl rechnete sich zu den Gelehrten und zeigte auch wirklich einen großen und anhaltenden Eifer für einige Dinge einer höheren Kultur. Er ließ also den Herzog sogleich zu sich einladen und besuchte ihn selbst; bei einem halben Inkognito mußte es freilich bleiben, schon weil die Reisenden mit ihrer Kleidung nicht zu einer Staatsvisite eingerichtet waren. Zwar ließen sie sich hier die schönsten Prachtkleider anmessen, aber Diese meinte man für den Hof in Karlsruhe.

Die Karlsschule in Stuttgart
Nach einem Holzschnitt etwa 1840

Die Karls-Akademie war eine militärisch geregelte,

allgemeine Hochschule, worin der Landesherr seine künftigen Gehilfen und Diener erzog. Der Herzog machte sozusagen den Schuldirektor; er bekümmerte sich um alle Einzelheiten, auch um alle Studierenden; seine Akademie war also eine viel bessere Lehranstalt als die verschimmelte Universität zu Tübingen oder sonst eine der altersschwachen deutschen Universitäten. Der Herzog selber schloß auch diesmal die Jahresprüfungen mit einer eigenen Rede; in dieser Ansprache versäumte er nicht, die verehrten Gäste aus Weimar zu erwähnen.

Am folgenden Abend fand die feierliche Preisverteilung statt; der Herzog stand unter einem von Gold und Damast strahlenden Thronhimmel, Karl August zu seiner Rechten, Goethe zur Linken; die der Auszeichnung würdig befundenen Eleven erhielten ihre Preise aus der Hand des Herzogs, wobei die Adligen seine Hand, die Bürgerlichen seine Rockzipfel küssen durften; unter diesen Bürgerlichen befand sich auch der zwanzigjährige Friedrich Schiller, ein heimlicher Poet, hier aber als künftiger Landesdiener für die Medizin und Chirurgie bestimmt.

Schiller als Karlsschüler

Auch in der Zeitung war zu lesen, daß der Herzog von Weimar in Begleitung Dero Geheimen Rats Goethe an diesem Feste teilgenommen. Und einige Tage darauf über Karl August:

Seine hochfürstl. Durchlaucht nahmen nicht nur allhier, sondern auch zu Ludwigsburg, Hohenheim und auf der

Solitüde alles Sehenswürdige in Augenschein und belustigten sich einige Male mit der Jagd. Zu Hohenheim waren Seine herzogl. Durchlaucht in Begleitung der Frau Reichsgräfin von Hohenheim Exzellenz Selbst der Anführer, und vor der Abreise dahin wurde in dem Hochgräflichen von Hohenheimischen Hotel allhier das Frühstück eingenommen. Donnerstag und Freitag abends wurden von denen dem Theater bestimmten Eleven der Herzogl. Militärakademie und des Erziehungsinstituts die von den Eleven Gaus und Dieter in Musik gesetzten Singspiele ‚Arsene' und ‚Der Schulz im Dorf' nebst Ballets aufgeführt, welchen des Herzogs von Weimar Hochfürstl. Durchlaucht ebenfalls anwohnten und dero besonders gnädigsten Beifall und Vergnügen zu äußern geruheten.

Unter den Zöglingen, die der Herzog ausbilden ließ und die bei solchen Aufführungen ihre Künste zeigten, waren auch ein Sohn und eine Tochter des unglücklichen Schubart, jenes genialischen Dichters und Zeitungsschreibers, der Goethes erste Werke öffentlich so lebhaft begrüßt hatte wie kaum ein Zweiter. Dieser Schubart war kein Württemberger, hatte aber eine Musikdirektorstelle in Ludwigsburg ein paar Jahre bekleidet, bis er wegen unordentlichen Wandels des Landes verwiesen wurde; danach hatte er in Ulm gelebt und durch seine Zeitung, die Deutsche Chronik, manche braven Philister, namentlich aber die Pfaffen beider Konfessionen und die großen und kleinen Despoten geneckt oder geärgert. Im Januar 1777 geschah das Unglaubliche, daß der Herzog von Württemberg diesen Mann durch Lügen auf sein Gebiet locken, ihn dort festnehmen und in ein Gefängnis auf dem Asberg setzen ließ. Dort hielt er ihn Jahr für Jahr fest, ohne Untersuchung und Verhör, ohne ihm eine Verbindung

mit der Außenwelt zu gestatten. Und Das tat der Herzog wahrhaftig aus lauter gutem Willen, um den hochbegabten Menschen in einen bescheidenen Untertan, gesitteten Hausvater und gläubigen Christen zu verwandeln! Über die allmähliche Besserung dieses Sünders ließ er sich beständig berichten. Für Schubarts Kinder sorgte er unterdessen gut; die Frau ließ er in Stuttgart leben. An dieser Frau hatte sich Schubart gröblich vergangen; in seinem Unglück aber bewahrte sie ihm Treue. Da Kaiser und Reichsstände den Rechtsbruch des Herzogs, wie fast immer, untätig duldeten, so bettelte die Schubartin den Herzog immer wieder um Gnade an und suchte auch nach berühmten Männern, die sich für den Gefangenen verwenden möchten. Lavater hatte es von sich aus schon getan; Klopstock erhob auch seine Stimme; der Dichter des ‚Siegwart', Miller in Ulm, erwies sich lange Jahre als der beste Freund. Als nun Goethe in Stuttgart erschien, glaubte die arme Frau, vielleicht könne dessen Stimme durch des Herzogs Härte dringen. Sie wollte ihn aufsuchen, doch Goethe ließ ihr sagen, er wolle selber zur ihr kommen. Dann aber vernahm die Frau, eine schwarze Seele habe den Herzog gegen Goethe so eingenommen, daß dieser sogar einigen von seinen Gelehrten verbot, mit diesem Gast umzugehen. „Goethe würde darüber lachen, wenn er es erfahren sollte," schrieb sie an den treuen Miller, „aber mir möchte mein Herz zerspringen."

Die größte Sehenswürdigkeit hier war in Karl Augusts Augen die berühmte Mätresse des Herzogs, von der es allgemein hieß, daß sie den besten Einfluß auf ihren Liebhaber ausübe und als ein Segen des

Landes betrachtet werden müsse. Franziska v. Hohenheim, ein wenig älter als Goethe, hatte als ein armes Fräulein v. Bernardin einen reichen, alten, häßlichen und rohen Herrn v. Leutrum heiraten müssen. Diesem Gatten hatte Herzog Karl die junge, leidende Frau weggenommen; er hätte sich gewiß auch mit ihr trauen lassen, wenn nicht schon eine Herzogin da gewesen wäre. Nicht dem Namen nach, aber tatsächlich war Franziska seine Frau und die Mutter des Landes. Karl August fand sie längst nicht so schön, so brillant, wie er nach der Macht, die sie ausübte, erwartet hatte; aber gut sei sie, schrieb er seiner Mutter heim, „und wenn man Sinn für sie hat, sehr schön und verständig."

*

Der Aufenthalt in Stuttgart war sehr kostspielig, derjenige in Karlsruhe, zwei Tage und drei Nächte, außerdem entsetzlich langweilig. Der Markgraf Friedrich, einer der wohlwollendsten deutschen Fürsten, auch im Umgange sonst ein gefälliger Herr, tat so fremd, als ob er den Herzog von Weimar zum ersten Male sähe. Er fand wohl diese Schweizerreise, von der man eben zurückkehrte, allzu genialisch; vielleicht grollte er auch, weil die vor vier Jahren an seinem Hofe geschlossene Ehe Karl Augusts mit der Schwester seiner Schwiegertochter nicht glücklich ausgefallen war. Diese Schwiegertochter war aber auch ein wunderliches Wesen; also konnte es deren Schwester, die weimarische Herzogin wohl ebenfalls sein.

Die andern Personen der regierenden Familien waren auch nicht danach, für die Kälte ihres Ober-

hauptes zu entschädigen. Am meisten Gefühl hatten Karl August wie Goethe noch für eine der Hofdamen, Albertine v. Staff, weil sie aus Weimar stammte und hier einem Pflänzchen glich, das aus seinem Mutterboden in ein hartes Klima versetzt worden ist. „Die verpestete Hofluft drückt sie auch," urteilte der Herzog,

Carl Friedrich Markgraf zu Baden
Von D. Chodowiecki aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

und Goethe: „So ein Würmchen ist doch recht übel dran!" Bei ihnen zu Hause ging es doch sehr viel menschlicher zu; da lebten sogar die Hoffräulein v. Göchhausen, v. Waldner, v. Stein, v. Wöllwarth vergnügt genug. „Was ist Weimar doch für ein Paradies!" Ein großer Nutzen des Reisens ist, daß man die Vorzüge der Heimat deutlicher erkennt.

*

Über Waghäusel und Schwetzingen reisten die Herren am 20sten Dezember nach Mannheim weiter; im Pfälzer Hof kehrten sie ein: damit war glücklicher Weise nur ein Gasthof gemeint, denn der Kurfürst von der Pfalz, der kunstsinnige und verschwenderische Karl Theodor, war seit zwei Jahren hier nicht mehr zu Hause, weil er zu seinen bisherigen Ländern auch noch Bayern geerbt hatte. Aber zu sehen war noch viel in seiner bisherigen Residenz: Kunstsammlungen,

Das Mannheimer Nationaltheater

Bibliothek, Theater. Die Hofbühne stand unter dem Freiherrn Heribert v. Dalberg, einem Bruder des Erfurter Statthalters; man war mit ihm vor wenigen Tagen in Stuttgart bei den Festlichkeiten zusammengetroffen, und der Herzog suchte ihn nun sogleich in seiner Wohnung auf. Die Schauspieler dieses Hoftheaters waren eigentlich die alte Seglersche Truppe, die früher in Weimar und nachher in Gotha gespielt hatte. Der alte Ekhof war nun tot und das Gothaische Hoftheater seit dem letzten Frühjahr aufgelöst. Unter den Mimen, die dann nach Mannheim gerufen wurden,

konnte man Beck, Beil und Iffland loben. Dieser Letztere, erst ein Zwanzigjähriger, war vor drittehalb Jahren seinen braven Eltern in Hannover davongelaufen, nur aus unbezwinglicher Liebe zur Schauspielkunst, und eben noch der letzte Schüler Ekhofs geworden. Jetzt ward Niemand durch Goethes Erscheinen im Theater stärker erregt als Iffland; er spielte einen Alten in den ‚Ehescheuen' und zitterte, den Beifall dieses *einen* Zuschauers zu erlangen. Goethe ließ ihn nachher zu sich bitten. „Liegt Ihnen Etwas daran," sagte er, „so versichere ich Ihnen meine ganze Bewunderung. Mit so viel Wahrheit und Delikatesse sah ich seit Ekhof nicht spielen." Und er rief, der junge Mann solle sich nur zu den äußersten Rollen halten, zu den höchst-tragischen und höchst komischen.

Heribert v. Dalberg
Von J. v. Kulas nach einer Lithographie von V. Schertle

„Bei Gott, ich wundere mich, daß Sie so jung sind und Resignation genug haben, Alte zu spielen. Wenn ich vierzehn Tage da bliebe, so wollte ich Ihretwegen den ‚Cid' von Corneille umarbeiten: so gefallen Sie mir."

Am nächsten Abend war ‚Clavigo' zu Ehren des anwesenden Dichters und bei freiem Eintritt. Den weimarischen Zuschauern wollte diese Aufführung gar nicht schmecken; sie fühlten sich fast angeekelt; die Brandes mißfiel als Marianne; Iffland aber spielte den Carlos

Iffland
Von J. v. Kulas nach einer Zeichnung von M. Klotz

gut, ebenso den Baron Abflut in den ‚Nebenbuhlern'. Am dritten Abend nach dieser Vorstellung kamen der Herzog und Goethe auf die Bühne, um sich zu verabschieden. „Denken Sie zuweilen an Goethe" sagte Dieser; „er hat Sie lieb." Dem jungen Manne war's, wie wenn er gleich gehen müsse, sich einen Rausch anzutrinken. Natürlich hatte er nicht versäumt, die Gesichts-

züge und alle Bewegungen des großen Dichters zu studieren, so gut es ging. „Goethe hat einen Adlerblick, der nicht zu ertragen ist" fand er; „wenn er die Augenbrauen in die Höhe zieht, so ist's, als ginge der Hirnknochen mit."

Goethe trat auch bei jenem Buchhändler Schwan ein, von dem wir früher erzählten, daß er eine Zeitlang in Frankfurt ein Wochenblatt herausgab und bei seiner Übersiedlung nach Mannheim dort wohl eine italienische Oper und ein französisches Theater vorfand, aber keine deutsche Bühne, und auch kaum eine Käufer- und Leserschaft für deutsche Literatur. Das war nun in vierzehn Jahren doch schon ganz anders geworden!

Auch einen neuesten Maler suchten die weimarischen Kunstfreunde auf: der Landschafter und Radierer Ferdinand Kobell mußte alle seine Sachen vorlegen. Die stärksten Eindrücke bekamen sie, wie zu erwarten, in der kurfürstlichen Gemälde-Galerie und erst recht durch die Antiken bei Verschaffeldt. Eine griechische Halbgöttin konnte man übrigens auch lebendig bewundern, denn die schöne und stattliche Friederike Seyler, gewesene Hensel, spielte ihnen Gotters Melodrama ‚Medea' mit der Musik des gothaischen Benda vor.

*

Weihnachten war nun unter solchen Genüssen und Ungenüssen herangekommen: dies Fest mußte man in einer Heimat verleben: bei Frau Aja in Ajaburg!

Am 25sten Dezember fuhren die Reisenden zu Wagen dahin, über Mainz ging es, wo die Mittagsmahlzeit gehalten wurde; Freund Merck war von

Mannheim aus brieflich auf den ersten Festtag nach Frankfurt bestellt. Was waren Das nun für Ruhe- und Freudentage! Als sie dem alten Kaiserlichen Rat und der guten, guten Hausmutter über ihre wunderbaren Taten und Erlebnisse berichteten. Als Merck seine Glossen dazu machte. Als sie ins Rote Haus zum Weihnachts-Konzert gingen, wo auch die Hellmut sich hören ließ, die einst zur weimarischen Theatergesellschaft gehört hatte; als man dort die ganze feine Gesellschaft von Frankfurt versammelt sah und Merck bei jedem Männlein und Weiblein das Lächerliche aufspießte und seinen Nachbarn zuflüsterte. Nachher beim Nachtessen flogen die Witze erst recht hin und wieder, und des Gelächters war kein Ende.

Am zweiten Feiertage fuhr Goethe mit Wedel nach Offenbach; warum eigentlich sagte er dem Herzoge nicht: wollte er die Lotte Nagel wiedersehen, zu der er vor vier Jahren auch die Gefährten seiner ersten Schweizer Reise geführt hatte?

Leider mußten diese Weihnachtsferien durch Besuche an den Höfen zu Homburg, Hanau und Darmstadt unterbrochen werden! Die Landgräfin von Homburg war Karl Augusts Schwägerin; und der Erbprinz von Darmstadt sein Schwager. Die letzten Tage im Dezember war man in Darmstadt, den Sylvesterabend im Schloß Dieburg, das dem kurmainzischen Minister v. Groschlag gehörte; der Statthalter Karl v. Dalberg, dessen Schwägerin aus Mannheim, Graf Nesselbrode, Graf und Gräfin Diede und andere Aristokraten feierten mit ihnen den Antritt des neuen Jahres; mehr oder weniger war Goethe von früher her mit Allen bekannt.

An den nächsten Tagen war es ein Hin und Her zwischen Darmstadt und Homburg. Der Herzog fühlte sich ganz wohl bei seinen Verwandten, im Trubel der Saujagden und andern Festivitäten. In Darmstadt zeichneten sich Erbprinz und Erbprinzessin aber auch durch ihre Liebe zur Musik aus; sie führten sogar ein lyrisches Drama auf, worin die Prinzessin die singende Heldin machte und besser aussah, als sie spielte, während ihr hoher Gatte als Kapellmeister die Violinen führte. Der Landgraf selbst, Karl Augusts nie gesehener Schwiegervater, war glücklicherweise auch jetzt nicht in seiner Hauptstadt, sondern, wie gewöhnlich, bei seinen Feldwebeln in Pirmasens. Dafür wenigstens war man ihm dankbar.

Goethe paßte nur schlecht in die Hofgesellschaften. „Ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab," schrieb er seiner Freundin daheim, „und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes." In Homburg sah es erst recht traurig aus:

> So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute; sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht, und ein Fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich.

Dem Dichter war es bei solchem Zeitvertreib oder Zeitverlust unter verdrießlichen Menschen oft zu Mute, als ob aus seinem Innern all das Große und Gute, was ihm diese Reise gegeben, entwiche; er spürte kaum noch, daß er eben in der Schweiz gewesen war. Manchmal blickte er diese Hofmenschen fast mit Haß an. Aber war er nicht Dramatiker und Roman-

schreiber? Jedes starke Gefühl erweckt den Dichter; es braucht nicht die Liebe zu sein. Konnte er diese Welt nicht col amore del odio zeichnen? Er fing wirklich an, sich die tragischen und komischen und gemischten Figuren, die er in einem dramatischen Abbilde der kleinen deutschen Höfe tanzen lassen konnte, hier zu sammeln.

Schafhirte mit dem Alpenhorn Junge Frau aus Interlaken
Nach Vorlagen aus der Landesbibliothek Weimar

Ein Erbprinz.
Ein abgedankter Minister.
Eine Hofdame.
Ein apanagierter Prinz.
Eine zu verheuratende Prinzeß.
Eine reiche und schöne Dame.
Eine dito, häßlich und arm.
Ein Hofkavalier, der nie etwas Anderes als seine Besoldung gehabt hat.
Ein Kavalier auf seinen Gütern, der als Freund vom Haus bei Hofe traktiert wird.

Ein Avanturier in französischen Diensten, eigentlicher: in französischer Uniform.
Ein chargé d'affaires, bürgerlich.
Ein Musikus, Virtuose, Komponist, beiher Poete.
Ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat als der Meister.
Ein Leibmedikus.
Einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener usw.

Heumacher von Thun
Nach Vorlagen aus der Landesbibliothek Weimar

Nun, das Stück mußte wohl eine Spielpuppe der Phantasie bleiben, eine heimliche Rache des gelangweilten fürstlichen Gesellschafters. Aber ein anderes Werkchen hatte er wirklich zwischen Schaffhausen und Frankfurt erdacht und fertig gemacht, und, sonderbar genug, war diese Frucht der Schweizer Reise eine Operette. Sei es, daß die in Stuttgart gehörten Singspiele ihn zu etwas Ähnlichem angereizt hatten; sei es,

daß seine Seele nach so vielen erhabenen und tiefen Eindrücken unbewußt eine leichte Unterhaltung verlangte; sei es, daß er vornehmlich seinen Freund Kayser zu einer heiteren Leistung verführen wollte; sei es, daß er den weimarischen Theaterfreunden etwas aus der Schweiz mitbringen wollte: jedenfalls lag ein Singspieltext ‚Jery und Bätely' fertig da, noch ehe das Jahr 1779 zu Ende ging. Es bedeutete als Dichtung recht wenig, aber es war ganz für die Vorstellung und die Musik gedacht. Die schönen Schweizer Trachten waren noch nie auf der weimarischen Bühne gezeigt worden; man hatte jetzt einige bei sich in den Koffern. Für die Musik aber bot die kleine Dichtung viel Raum. Ihm sei darum zu tun gewesen, schrieb der Dichter an den Tonsetzer, „eine Menge Gemütsbewegungen in einer lebhaft fortgehenden Handlung vorzubringen und sie in einer solchen Reihe folgen zu lassen, daß der Komponist sowohl in Übergängen als Kontrasten seine Meisterschaft zeigen kann". Zweierlei Dialog brachte er an, außer dem gesprochenen auch einen gesungenen, denn zu Ende des Stückes sollte der Gesang anhaltend fortgehen. „Der Dialog muß wie ein glatter goldner Ring sein, auf dem Arien und Lieder wie Edelgesteine aufsitzen." Zwei Sänger und zwei Sängerinnen sollten das Ganze bestreiten: der Liebhaber Jery, sein Freund Thomas, die spröde Bätely und ihre Mutter.[1]) Die Szenerie war schweizerisch: Hirten, Kühe, Viehhandel über den Bergen; also etwa das geliebte Urseren-Tal. Und ein wenig lebten doch auch die Bilder darin, denen Goethe so gern zugeschaut:

[1]) die bald in einen Vater verwandelt wurde.

Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hin ziehn:
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne:
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geschieht:
Sie wegt sich, sie regt sich
Und ändert sich nicht.

*

Am 12ten Januar verließen die Reisenden das vertraute Haus am Hirschgraben. Ein Lobebrief folgte ihnen: von der Mutter Goethes an die Mutter des Herzogs. „Meine Glorie war fast groß[1]) und meine Freude ohne alle Grenzen" schrieb die Rätin:

Den besten Fürsten tagtäglich zu sehen, war herrlich, aber ihn reden zu hören, ging über Alles! . . . Eine solche Weisheit und Klugheit! Eine solche tiefe Kenntnis der Menschen bis in die innersten, kleinsten Falten des Herzens! Mit Dem-Allen die ganz vertrauliche Entäußerung, als wenn das alles gar nicht da wäre. Und Das in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren! Wenn Er noch länger hier geblieben wäre, hätten mir die Leute mein Haus gestürmt, denn Jedes, das einmal die Gnade gehabt hatte, Ihn zu sehen, wollte das Glück mehr haben. Jedem sagte Er was Verbindliches, Jedem, was ihm Freude machte: besonders

[1]) fast: sehr, engl. fast.

unsere Damen, Frauen und Jungfrauen sind so entzückt, haben in ihrem Leben noch so gar nicht gesehen — so einen Herzog! Diejenigen, die das Unglück gehabt haben, Ihn nicht zu sehen oder zu sprechen, werden von den andern Glücklichern vor halb unehrlich gehalten. Der schöne Wedel hat auch überall Lob und Preis eingeerntet. Herr Geheimer Rat Goethe hat nicht minder bei seinen Landsleuten, Freunden und Bekannten einen guten Geruch zurückgelassen.

Eine Ergänzung dieses Berichtes hatte Herzogin Amalie schon vorher von Merck erhalten; er handelte über den „Popanz", den knauserigen, griesgrämigen Kaiserlichen Rat.

Dieser alte Mensch ist ganz inkorrigibel, und die Filzerei ist so arg, daß, wenn der Herzog vier Wochen in seinem Hause logiert, er der Frau nicht einen Taler Wochengeld mehr gibt. Dieser Mensch ist Goethes Vater und der Frau Aja Eheliebster!

Auch Karl August hatte gemerkt, wie knapp seine freundliche Wirtin mit Geld gehalten wurde. Er schickte ihr also eine hübsche Summe — durch Merck — und betonte diesem gegenüber:

Es ist kein Präsent. Sie hat mir viel Gefallen getan, da ich ihrer sehr nötig hatte, um nicht für mein Geld schlecht im Roten Haus zu wohnen. Ihr macht jetzt das Nichtdasein des Geldes große Unannehmlichkeiten, und ein Gefallen ist des andern wert.

Zweitens erfährt der Kaiserliche Herr Rat nichts davon, sondern dem wird mein versteinerter Kopf zum Aufstellen übermacht.

Drittens erfährt Goethe nichts davon, weder heute, noch je.

*

„Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedar", klagte Frau Rat, „und ihre Harpfe hängt an den Weiden. Einsam wie im Grabe und verlassen wie

Weimar
Zwischen dem Wälschen Garten und der Ilm
Von J. v. Kulas nach G. M. Kraus

ein Käuzlein in verstörten Städten. Alle, die von Herzen fröhlich waren, seufzen; die Freude der Pauken feiert, und die Herrlichkeit hat, wenigstens vor diesmal, ein Ende!"

Unsere Reisenden dagegen wurden, als sie am 13ten zur Nacht in Eisenach und am 14ten zu Mittag in Weimar eintrafen, mit Sang und Klang empfangen; es war ja die Jahreszeit der Redouten; in Weimar aber war soeben das neue Redouten- oder Komödienhaus, das nun dem Herzog gehörte, fertig geworden. Goethe ging in der Maske eines schweizerischen Bauers zwischen der fröhlich bewegten Menge im schönen Saale herum.

Jetzt sprach alle Welt ganz anders von ihrer Reise! Denn der Herzog hatte sich nicht den Hals gebrochen, sondern war noch am ganzen Körper heil, sah wohl und stark aus; er war nicht durch Goethe nach Italien verschleppt worden, sondern hatte sich an andern Höfen und in andern Ländern umgesehen, was einem jungen Fürsten nur dienlich sein konnte. Allerdings viel Geld hatte der Spaß gekostet: 8922 Taler, mit den angekauften Kunstwerken. Aber dafür erhielt man denn auch aus den Städten, wo der Herzog gewesen, allerlei lobende Anmerkungen über seine Höflichkeit, Wißbegier und Klugheit und das meiste Geld war eigentlich erst an den deutschen Höfen, für schickliche Präsente und dergleichen darauf gegangen. Kurz, Goethe konnte nun in sein Tagebuch schreiben, daß Jedermann mit dem Herzog sehr zufrieden sei und daß man die Reise ein „Meisterstück", eine „Epopee" nenne, denn: „Das Glück gibt den Titel".

Zwölftes Kapitel

Die Pyramide

1780

Goethe kam aus der Schweiz und Lavaters Häuslichkeit mit dem Vorsatze zurück, geselliger, gefälliger, und gegen die Mitmenschen auch im Innern gütiger, zutraulicher und duldsamer zu sein. Das spürte Merck bereits, als er in den Tagen um Weihnachten und Neujahr viel in der Gesellschaft der Reisenden war. „Gut wie ein Kind" kam ihm jetzt Goethe vor, viel angenehmer als letzten Sommer, denn damals sei ihm dieser Freund oft mit einer ministeriellen Trockenheit und Kälte begegnet, nicht wie einem alten Vertrauten, sondern wie einem Subalternen oder einem Supplikanten. „Gut wie ein Kind": Goethe hatte in eben diesen Tagen seinen alten Vater zu ehren, der nur noch ein Zerrbild seiner früheren trefflichen Eigenschaften war. Er besuchte auch einmal den alten Organisten Kayser, um ihm von seinem Sohne in Zürich Angenehmes zu berichten; dabei bemerkte er, daß dieser Sohn mit seinem Vater gar wenig Verbindung hielt. „Schicken Sie doch dem Mann Etwas von Ihrer Komposition" mahnte er den jungen, spröden Künstler;

„man muß den Menschen Freude machen, so lang' sie leben."

Ebenso wie Merck fand Wieland, daß Goethe jetzt multum mutatus ab illo sei[1]); er habe angefangen in einem Tone zu musizieren, in den die Andern mit Freuden harmonisch einstimmen würden. Goethe sprach ausdrücklich mit Wieland über ein künftiges besseres Zusammenleben und eine zu gründende Sozietät. Aber es gab ja schon eine Sozietät in der Stadt: die Loge der Freimaurer. Goethe ging deshalb auch unverweilt zu Bode. Vor einem Jahre hatte sich die reiche Gräfin Bernstorf, die Witwe des berühmten dänischen Ministers, in Weimar angekauft, und als ihr Hausfreund und Geschäftsführer war Bode mitgekommen. Ein großer, breiter, dicker Mann von fünfzig Jahren, der drei Frauen und alle seine Kinder schon begraben hatte und nun von mancherlei Schicksalen sich insofern ausruhte, als er keine wirtschaftlichen Nöte mehr kannte. Er arbeitete noch etwas als Übersetzer der besten französischen und englischen Werke; am eifrigsten aber betätigte er sich jetzt in der Freimaurerei, zuweilen durch Reisen in höherem Auftrage und beständig durch einen sehr ausgedehnten Briefwechsel. Den Orden zu verbessern und durch den Orden auf vernünftigere, gerechtere Zustände in der geplagten Menschheit hinzuwirken, das war sein Ziel und Wunsch; doch gehörte er in keiner Weise zu den hohläugigen Antreibern und Unruhestiftern; er nahm auch diese Geschäfte behaglich.

[1]) Nach quantum m. a. i. in Vergils Aeneis: wie viel gegen den Vorigen verändert!

Goethe sagte ihm jetzt, daß er Freimaurer zu werden wünsche; er hatte auf der Reise oft empfunden, wie wünschenswert es sein müsse, an fremden Orten ohne Weiteres vertraute Bekannte zu besitzen, und gerade ein Mann, der so scheu und zurückhaltend war wie er, brauchte einen Zauber, der die Schranken durchbrach. Meister vom Stuhl war in der weimarischen Loge der Freiherr v. Fritsch. Goethe hatte sich längst entschlossen, auch zu diesem vorgesetzten Kollegen ein besseres Verhältnis zu suchen, und hatte ihm schon von Zürich aus recht artig geschrieben. Jetzt bat er ihn um Zulassung in die Loge. Er machte kein Hehl, daß es allein „das gesellige Gefühl" und der Vorteil auf Reisen sei, der ihn um die Aufnahme nachsuchen lasse.

Es dauerte bis zum 23ten Juni, ehe die erste Einweihung des neuen Lehrlings stattfand; Bode führte diesmal den Hammer.

*

Zu den allerersten Arbeiten, die Goethe nach seiner Rückkehr vornahm, gehörte die Fortsetzung seiner Wohltätigkeit. „Früh an Müllers und Krafts arrangements gearbeitet" heißt es im Tagebuche am 18ten Januar.

Für den Dichter und Maler Friedrich Müller aus Kreuznach hatte Karl v. Dalberg im Frühjahr 1778 eine Zeichnungsliste eröffnet; es sollte ihm ermöglicht werden, in Rom zu leben und sich dort in seiner Kunst auszubilden, denn er versprach ein starker Mann in der Malerei, ein neuer Füßli, zu werden. In seiner pfälzischen Heimat fand er wohl Unterstützung, aber sie

reichte nicht aus. Die weimarischen Kunstfreunde unterschrieben sich deshalb auf Jahresbeiträge, die zusammen über 300 Taler ausmachten. Im August 1778 ging Müller nach Italien; ein Jahr darauf hätte ihm die weimarische Beihilfe zum zweiten Male gesandt werden sollen; es kam aber in Vergessenheit, und nun lag ein Notschrei Müllers auf dem Tische des heimgekehrten Goethe. Sogleich besorgte Dieser die neue Einsammlung; er begann aber auch einen sehr freundlichen Briefwechsel: es lag nun ganz bei Müller, die ausgestreckte Hand Goethes festzuhalten. Wiederholt bat ihn Goethe um recht viele Nachrichten über sein eigenes und das gesamte römische Künstlerleben; besonders wünschte er aber auch Proben von Müllers Arbeit zu sehen.

Der mehr geniale als verständige Müller ließ sehr lange Zeit vergehen, ehe er seinen Gönnern in Weimar auch nur ein einziges Blatt Zeichnung sandte. Goethe mußte ihn an diese Pflicht erinnern.

Der Glaube an Das, was man nicht sieht, ist sehr rar. Und eine einzige geistreiche Skizze überzeugt Jeden weit mehr als Alles, was ich erzählen kann, was Müller in Rom tut. . . Nehmen Sie, ich bitte, Dieses ja nicht etwa von einer unangenehmen Seite! Die Menschen sind, und vielleicht mit Recht, so gesinnt, daß sie ihres Säens sichtliche Früchte sehen wollen. Ich weiß wohl, wie es dem Künstler oft zu Mute ist, aber eben deswegen glaube ich wohl zu tun, wenn ich Sie ermahne. Schicken Sie mir ja und schreiben Sie mir bald und sagen Sie ein Wort, was an der Geschichte ist, daß Sie sich zu der katholischen Religion begeben haben. Es verändert in unserer Angelegenheit gar nichts; nur möcht' ich, wenn die Sache wahr ist, Fragenden die wahren Umstände erzählen, und wäre es nicht wahr, mit Grunde widersprechen können.[1])

*

An Kraft schrieb Goethe schon am gleichen Tage, wo er von der großen Reise zurückkehrte. Dieser hatte ihm jetzt wieder lange Berichte über die recht übelen Zustände in Ilmenau ausgearbeitet, sich auch über Peters Eigenschaften und Bedürfnisse ausführlich ausgesprochen — und dann wieder geklagt, daß er selber sein Brot verzehre, ohne seine Kräfte und Kenntnisse nützlich zu brauchen. Goethe dankte ihm in seiner gütigen Weise:

Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge und Ihre Bemühungen mit Petern leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich Alles, was ich etwa für Sie getan habe. Seien Sie wegen der Zukunft ohne Sorgen! Es werden sich gewiß Gelegenheiten finden, wo Sie nützlich sein können.

Ehe diese Zeilen abgingen, traf schon wieder ein aufgeregter Brief aus Ilmenau ein. Kraft gestand, daß er Schulden gemacht habe, und schlimmer noch: er sollte von der geistlichen Behörde wegen eines fleischlichen Vergehens zu einer Strafe verurteilt werden. Hiergegen empörte er sich, und Goethe sollte helfen, daß dies ungerechte Urteil vermieden werde.

„Bleiben Sie ruhig!“ war dessen Antwort; „nächstens schicke ich Geld.“ Und er überwies ihm außer dem regelmäßigen Unterhalte noch 25 Taler, die Schulden zu bezahlen und sich weiter fortzuhelfen.

[1]) Müller, ein Vorläufer der späteren Romantiker, war in der Tat übergetreten.

Die Strafe wegen des leidigen Handels bezahlen Sie nur ohne Umstände! Ich will Ihnen lieber das Geld dazu geben, als daß Sie um Abolition[1]) einkommen. Die Sache wird nur dadurch wieder lebendig, und ich möchte nicht, daß der Herzog Ihren Namen bei so einer Gelegenheit zu sehen kriegte. Bezahlen Sie nur und schreiben, was es macht.

Diesen Rat anzunehmen, gewann Kraft nicht über sich. Und als er die Niederschlagung beantragte, hatte er auch Erfolg. Freilich machte er nun gerade durch diese Sache den Herzog und die Geheimen Räte auf seine Person aufmerksam. Aber Goethe trug es ihm nicht nach. Als Kraft bald darauf sich ängstlich erkundigte, was an den schlimmen Berichten über seines Gönners Gesundheit wahr sei, erwiderte Dieser:

Ich danke für den Anteil an meinem Befinden. Auch darüber bitt' ich, sich zu beruhigen. Denn wir halten durch keine Sorge einen Menschen unter den Lebendigen. Gewohnt, jeden Tag zu tun, was die Umstände erfordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte erlauben, bin ich unbekümmert, wie lang' es dauern mag, und erinnere mich fleißig jenes Weisen, der auch drei wohl genutzte Stunden für hinreichend erklärt hat.

Was Sie selbst betrifft, will ich Sie unter Diejenigen aufnehmen, deren Versorgung ich nach meinem Tode meinen Freunden hinterlasse.

*

Ein Freund unserer Freunde sein: Das ist unsere Pflicht vor aller Wohltätigkeit an Fernerstehenden, und da Goethe keine eigene Familie gründete und anderseits auch von jeher nie mit der Menge lebte, so war er mehr als die Meisten auf die Verhältnisse mit Freunden

[1]) Erlassung der Strafe vor beendigter Untersuchung, also Aufhebung des Verfahrens.

angewiesen. Es drückte ihn daher nicht wenig, von einem edlen Manne wie Fritz Jacobi, der es so gut mit ihm gemeint hatte, jetzt verworfen zu sein und sich gegen ihn schuldig zu wissen. Als Knebel in jene Gegenden reiste, legte Goethe ihm nahe, zuerst bei der Frau v. La Roche und dann bei Jacobi vorzusprechen, um das alte Verhältnis nach Möglichkeit wieder herzustellen. Und die Freundin in Ehrenbreitstein bat er auch schriftlich, ihr gutes Wort einzulegen:

Da Herr v. Knebel auch wohl nach Düsseldorf geht, so gebe Gott, daß er mir mit unserm alten Fritz eine angenehme Vereinigung auswirke. Wir sind ja, denk' ich, alle klüger geworden. Es ist Zeit, daß man auf's Alter sammelt, und ich möchte wohl meine alten Freunde, die ich auf ein oder andere Weise von mir entfernt sehe, wieder gewinnen und, wenn möglich, in einem konsequenten guten Verhältnis mit ihnen weiter und abwärts gehn.

Knebel kam bei Jacobi freilich nicht gut an. Er sehe nicht ein, weshalb er mit dem Gecken geplagt sein solle, antwortete ihm der Grollende; für Goethes Geistesgaben habe er allen gebührenden Respekt, übrigens aber halte er ihn für einen ausgemachten schlechten Kerl und für einen wahren Hasenfuß. Dabei blieb es; aber Jacobi mußte doch anhören, wie Knebel, der nun fünf Jahre Goethes Wirken in Weimar mit angesehen, den Gescholtenen verteidigte. Allerdings wußte Knebel gerade deshalb auch, wie wenig Freunde Goethe dort hatte und wie schwer er auch in seiner nächsten Umgebung zu verstehen war. „Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten“ gestand er zu. „Aber die Summe des Menschen zusammengenommen, ist unendlich gut.

Er ist mir ein Erstaunen, auch selbst von Güte. Ich schwöre, daß seine Richtung grad, seine Absichten rein und gut sind. Verkannt muß er werden. Er ist ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch überwiegt der Held. Wenn er's nicht sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten." So ungefähr sprach Knebel[1]), und er half doch etwas zur Besänftigung. Dagegen hörte Jacobi von anderer Seite recht oft das Echo seiner Beschwerden. Lessing, dem er mündlich den Ettersburger Streich erzählte, ging sogar so weit, Goethen das poetische Genie abzusprechen. Er meinte, wenn dieser junge Mann ausgegoren haben werde und zu Verstande komme, würde er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein. Dieser Voraussagung widersprach aber ein anderer Freund Jacobis, der Dichter Wilhelm Heinse, der überhaupt zum Guten redete. Die Sache in Ettersburg sei als ein Studentenstreich im Rausche anzusehen, wie ihn die Athener, wenn etwa Alzibiades Dergleichen beging, auf die leichte Achsel nahmen. Heinse sprach namentlich auch das Andere aus, daß eigentlich die sogenannten Freunde, die den Vorfall in Ettersburg an die große Glocke gebracht und dem Verspotteten zugetragen hätten, die wahren Übeltäter seien. Auch durch Heinse ließ sich Jacobi nicht sogleich umstimmen; aber allmählich dachte er doch ruhiger über die Sache.

Die Grafen Stolberg und ihre Schwester Auguste waren gleichfalls von Goethe abgefallen, ohne Aus-

[1]) Es ist nicht überliefert, was er zu Jacobi sagte, wohl aber, was er kurz vorher an Lavater schrieb.

sprache und Streit. Dieser Bruch tat ihnen doch auch weh, und als eine Freundin Augustens, Sophie v. Bernstorf, sich nach Weimar an den Herrn v. Schardt verheiratete, und als diese neue Schwägerin der Frau v. Stein in Goethes nächste Nähe trat, brachte sie bald ein Brieflein Augustens an ihn in seinen Garten. Sogleich antwortete er und nahm die Schuld des bisherigen Schweigens auf sich.

Lange hab' ich mir vorgesetzt, Ihnen Etwas zu schicken und zu sagen; es ist aber kein stockigerer Mensch in der Welt als ich, wenn ich einmal in's Stocken gerate. Grüßen Sie die Brüder, schreiben mir wieder einmal von Sich und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an: es ist ja Dies sonst ein weiblich Geschäft.

Auch der Verkehr mit Christian und Lotte Kestner war eingeschlafen; Goethe freute sich ehrlich, als er einmal wieder einen Gruß aus Hannover bekam.

Vor einigen Tagen dacht' ich an Euch und wollte fragen, wie es stünde. Schon lange hab' ich den Plan gemacht, Euch zu besuchen; vielleicht gelingt mir's einmal, und ich find' Euch und Eure fünf Buben wohl und vergnügt. Es wäre artig, wenn Ihr mir einmal einen Familienbrief schicktet, wo Lotte und wer von den Kindern schreiben kann, auch einige Zeilen drein schrieben, daß man sich wieder näher rückte.

Es lassen sich beim besten Willen nicht alle alten Freunde wieder sammeln, und nicht mit allen wünscht man neue Verbindung. Aus den Gestalten der Leipziger Studentenzeit war diejenige Behrischs durch den Zufall wieder aufgefrischt, daß sich die Fürsten von Dessau und Weimar gern besuchten. Behrisch kam dies Jahr einmal in Weimar vor. Mit dem Vater der Breit-

köpfe machte sich auch zufällig ein kleiner Briefwechsel. Eine sehr angenehme Fügung war es, daß die Herzogin-Mutter immer wieder Desers Gesellschaft und Künste begehrte, so daß auch Goethe wieder manche schöne Stunde mit seinem alten Lehrer verplaudern konnte.

Die Menschen im Elsaß lagen viel ferner ab. Ein „guter Brief von Riekchen B.“ traf am 13ten März ein: Das war wohl ein freundlicher Abschluß des Besuchs in Sesenheim. Der Briefwechsel mit Salzmann, Lerse, Jung und den andern Tischgenossen war eingeschlafen. Jung-Stilling hatte in den zwei Büchlein, in denen er sein bisheriges Leben beschrieb, von Goethe ehrend gesprochen, aber dieser ehemalige Schneider, Dorflehrer, Arzt und Staarstecher, der jetzt an der Kameral-Akademie zu Kaiserslautern über Volks- und Forstwirtschaft vortrug, dachte nicht eigentlich freundlich über den öffentlich Gelobten. Dem Pietisten graute vor dem frei und kühn denkenden und redenden Goethe; die Frommen glauben ja immer gern, daß nur auf ihrer Art Frömmigkeit Segen ruhe. Wer sich täglich mit dem lieben Gott bespricht und sich bei jeder kleinen und großen Besorgung von ihm leiten läßt, muß über unstäte Weltkinder wie Goethe mitleidig den Kopf schütteln. Der von Gott Entfernte hat keine Schwerkraft, die ihn nach dem Mittelpunkt zieht; er ist ein Flackerfeuer, daran sich kein Mensch wärmen kann. So urteilte Jung in Wahrheit über Goethe, so sprach er sich gegen den andern Straßburger Freund Lerse aus, der jetzt an Pfeffels Militärschule in Kolmar unterrichtete. Noch sei Goethe kein brauchbarer Mann gewesen. „Weiter hat er noch nichts getan, als daß er wie ein wilder, ungeheurer Mastochse auf der Wiese herumgeeilt und vorne und hinten in die Höhe sprang.“ Der fromme Mann setzte immerhin noch Hoffnung auf diesen Ochsen. „Wird er aber einmal zahm, so daß sein Herzog mit ihm pflügen kann, nun, dann gib Achte, was aus Goethe wird!“

In den Frankfurter Genie-Jahren standen Merck, Schlosser, Kestner, Lavater, Jacobi und Herder als andere junge Männer in nächster Nähe Goethes. Von Jacobi und Kestner war eben die Rede; die Liebe zu Lavater war noch im Wachsen; mit Schlosser fühlte sich Goethe durch die mündliche Aussprache wieder in einem brüderlichen Verhältnisse, wenn sich auch ein Briefverkehr nicht machen wollte. Mercks neuerliche Zufriedenheit mit dem Betragen des Heimgekehrten bemerkten wir gleichfalls. Dieser Freund hatte im Herbst 1780 in Kassel zu tun, als Goethe im Eisenacher Gebiet reiste; sie benutzten die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft in Mühlhausen. „Mit Mercken hab' ich einen sehr guten Tag und ein Paar Nächte verlebt“ berichtete Goethe danach an seine Freundin; „doch macht mir der Drache immer bös Blut: es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wieder sah.“ Nicht Merck war der Drache, sondern Merck hatte wieder einmal von Dem, was in Goethes Lage „nicht just“ war, gesprochen, wie die Schwestern, als sie die Psyche besuchten, ihr zuflüsterten, ihr Gatte, den sie nie gesehen, weil er nur nachts zu ihr kam, sei gewiß ein Drache. Merck war im Grunde mit Goethes verschlittertem Treiben und mit seinem Verbleiben an dem kleinen Hofe nicht zufrieden. Er war sozusagen der

Anwalt der rheinischen Heimat gegen Weimar (obwohl er sich mit Karl August und der Herzogin-Mutter besonders gut stand) und der Anwalt des früheren, im dichterischen Schaffen so üppig fruchtbaren Goethe gegen den jetzigen Vorsteher der Kriegskommission und Wegebau-Kommission und Bergwerkskommission. Aber Merck galt bei Einigen auch für einen schlechten Charakter; er war ein Hasser und Spötter, hatte seine Lust daran, Blößen aufzudecken und üble Geschichten weiter zu tragen. Zum Beispiel betrafen seine Briefe an die Herzogin Amalie gewöhnlich die scandalosa aus den hessischen Ländern, und gerade jetzt bekämpfte er den darmstädtischen Minister v. Moser, den ehemaligen Freund der Fräulein v. Klettenberg, mit wirklicher Bosheit. Einen Mephistopheles nannte ihn auch Goethe jetzt, und als er den Ausflug nach Mühlhausen zum zweiten Male gegen Charlotten erwähnte, meinte er: „Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt: Das läßt sich in dieser Welt nicht trennen.“

Als Goethe 1775 von Frankfurt nach Weimar ging, waren seine ersten neuen Freunde, vom Herzog abgesehen, Karl v. Knebel und Johann v. Kalb gewesen. Knebel wurde ihm mit jedem Jahre noch vertrauter; denn dieser träumerische Offizier und Hofmann verharrte in seiner Tugend, die größere Begabung des Anderen neidlos anzuerkennen: was immer Goethe an neuen poetischen Schöpfungen Wertvolles hervorbrachte, ward von Niemand so herzlich gerühmt wie von Knebel. Er trug die ‚Iphigenie‘, von der er eine Abschrift besaß, gewissermaßen ins deutsche Publikum: in Nürnberg, Zürich, Emmendingen, Düsseldorf und wohin er

sonst unter Gleichgesinnte kam, las er sie vor. Anderseits hatte Goethe oft seine liebe Not mit diesem höchst reizbaren und galligen Manne, der als Hofherr des Prinzen Konstantin nicht an der rechten Stelle stand, der aber auch zu keiner andern Aufgabe recht brauchbar schien und den man doch nicht fortschicken und entbehren mochte. Nur zum Freunde eignete sich Knebel vortrefflich, für die Damen so gut wie für Männer. Er besaß neben Goethe die Gunst der Frau v. Stein; doch gab er sich am liebsten mit der jüngeren Stallmeisterin, der Frau v. Werthern-Frohndorf als ihr Lehrer und Führer ab.

Gerade in diesem Jahre 1780 kam es zu einem Bruche zwischen ihm und dem Prinzen, da sie beide das ständige Zusammenleben satt hatten, und ihr kleiner Hof zu Tiefurt, das Ziel vieler Spaziergänge, löste sich auf. Dabei hatte Goethe den Mittler und Besänftiger zu spielen. Es war halb des Herzogs, halb sein Werk, daß Knebel jetzt eine Schweizer- und Rheinreise machen konnte, um sich vom Ärger rein zu baden.

Ganz anders standen Goethe und Karl August jetzt mit dem Herrn v. Kalb, den sie selbst zum Kammerpräsidenten gemacht. Gerade als Verwalter der Finanzen mußte Kalb jetzt dem Herzoge und dem Günstlinge des Herzogs oft entgegentreten, und so ward die Freundschaft schon durch dienstliche Meinungsverschiedenheiten gefährdet. Aber Goethe wie der Herzog wären groß genug gewesen, den Widerstand eines pflichttreuen Beamten zu ehren — wenn sie nur an die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit des Herrn v. Kalb so recht hätten glauben können. Er sank allmählich in ihrer

Achtung. Seine eigene Hauswirtschaft war keine gute. Nachweisen ließ sich ihm im Amte noch nichts, aber der Verdacht war da, und wenn sich Goethe mit diesem gewesenen Herzbruder auszusprechen versuchte, empfand er nur den Irrtum der früheren Bundesgenossenschaft. In der Bergwerks-Kommission hatten die Beiden die unmittelbarste Berührung; Goethe empfand Kalbs Wirken darin geradezu als „hundsvöttisch"; im März 1780 kam es zum Austrag, und Kalb trat von diesem Geschäfte zurück. Bald danach hatte Goethe zwei Stunden lang mit Kalb eine neue Erörterung. „Er ist sehr herunter" schrieb er danach in sein Tagebuch; „mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe."

In Kalbs Hause hatte Goethe seine Freundschaft mit Wieland begonnen: sie gedieh noch. Wielands größte Dichtung in Versen, der ‚Oberon', lag jetzt fertig vor. Goethe sandte ihm am 23sten März ein Zeichen der aufrichtigen Bewunderung, einen Lorbeerkranz: „Empfange aus den Händen der Freundschaft, was Dir Mitwelt und Nachwelt gern bestätigen wird!" Ebenso warm rühmte Wieland zu gleicher Zeit seines jungen Freundes neuestes Werk, die aus den Briefen aus der Schweiz gezogene Darstellung der Bergfahrt von Basel bis zum Gotthard. Das gegenseitige Lob war vollkommen aufrichtig. Eine solche geradlinige Wiedergabe des Angeschauten und Erlebten wie Goethe sie in seinen Reisebriefen gab, wäre dem sonst so talentreichen Wieland ganz unmöglich gewesen; zu einem ‚Oberon' aber hätte seinem Freunde Goethe mindestens die Stetigkeit gefehlt, denn, von aller Kunst und aller

guten Laune abgesehen, mußte man Wielands Fleiß höchlich bewundern, besonders auch sein unermüdliches Abschreiben und Verbessern: zu solcher langatmigen Schreibtisch-Arbeit fühlte sich Goethe ganz außerstande.

Wieland sprach sonst nicht mehr so enthusiastisch über Goethe, wie im ersten Jahre. Er hörte ihn ja so oft von den Ortsgenossen tadeln und fand, daß die Tadler nicht immer Unrecht hatten. Aber er erklärte immer wieder, daß er des Vielgescholtenen Wirksamkeit in Weimar für nützlich halte. Es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, und in Goethes öffentlichem Benehmen sei eine „Sophrosyne", eine Mäßigung und Besonnenheit, welche die Gemüter nach und nach beruhige und gewiß die Aussicht eröffne, „daß noch Alles so gut bei uns gehen wird, als man's rationabiliter verlangen kann."

Nicht ebenso verhielt sich der dritte große Schriftsteller Weimars, Herder. Er steckte voller Unmut und unbefriedigter Eitelkeit. Wenn er sich gegen seinen preußischen Landsmann Hamann ergoß, so wurden es immer wieder Klagelieder und Zornesausbrüche.

> In der Literatur reizt mich Wenig oder Nichts: Das Meiste ärgert mich ... Keine Kraft ist in meinen Gebeinen und kein Lebenssaft in meiner Seele. Die Lage meiner lieben geistlichen Geschäfte ist auch: Daß Gott erbarm'!

Die beiden Herzoginnen hielten sich freundlich genug zu ihm, aber der Herzog war mit dem ewig unzufriedenen Gottesmanne nie recht vertraut geworden, und die Schuld daran ward im Hause hinter der Kirche Goethen zugeschrieben, der den jungen Fürsten ganz umsponnen hatte. Wie eine persönliche Beleidigung

mußte Herder des Herzogs langen Aufenthalt in Zürich und seine warme Freundschaft mit Lavater empfinden: Das hieß doch, in der Ferne verehren, was man daheim verschmähte! Herder und Lavater waren als religiöse Schriftsteller einander sehr ähnlich; sie wechselten auch Jahre lang die herzlichsten Briefe; eben jetzt erst trat eine Meinungsverschiedenheit zwischen sie. Und gerade jetzt, wo Herders Eifersucht auf Lavater schon anschwoll, fehlte auch der Klätscher nicht, der ihm zutrug, was man in Zürich über Herder gesprochen haben solle. Der Herzog, hieß es, habe dort den Lichtbedürftigsten, Wahrheitsuchenden, Religiösen gemacht, und, als ihn Lavater auf Herder verwiesen, der ihm viele Fragen am besten beantworten könne, habe Karl August erwidert: Herder gebe ihm nur Blitzlicht in der Religion, aber Goethe gebe ihm das wahre, bleibende Licht!

„Ich wollte, daß meine Blitze ihm etwas Anderes als Licht wären!“ rief Herder voller Zornes. Er verurteilte sie überhaupt, den Fürsten und den Günstling: „Ihre Werke, die Arbeit und Verfassung von drei Jahren, zeugen von des Baumes Saft und Wesen.“ Aber so offen ging er doch nur in Briefen heraus, die der Empfänger im fernen Königsberg bei sich behielt. In Weimar bemerkte man zwar sein Schmollen, aber keinen ehrlichen Ausbruch seines Zornes. Und zuweilen zeigte er sich gar sanft und liebenswürdig, so daß es schien, als ob die alten Fäden wieder zu knüpfen seien. Seine Frau entlud ihren Ärger schon öfter und hörbarer. „Ich habe beschlossen, die Frau nächstens bei'm Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung

zu sagen,“ erklärte sich Goethe eines Tages gegen Charlotte v. Stein; „sie mag alsdann referieren! Und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet.“

Gegen Lavater aber klagte er: „Herder fährt fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen.“ Goethe wollte jedoch immer wieder eine Besserung des Verhältnisses erhoffen und versuchen.

> Ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge und einsehen möge, was bei der Sache an mir liegt. Bis dahin ist mir's ekelhaft.

*

Goethes Nächste unter den weimarischen Damen blieb immer die Baronin v. Stein. Die Beiden hegten weder vor dem Gatten, noch vor der Welt Heimlichkeiten — abgesehen von der vertrauten Aussprache, durch die sich Freunde immer von den Übrigen absondern. Charlotte hatte jetzt als Goethes Geschenk einen höchst kunstvollen Schreibtisch in ihrer Stube stehen, den er in allen Einzelheiten erfunden hatte, und sie schenkte ihm dagegen einen Ring, in dessen Innenrand sie auf seinen Wunsch ihre Buchstaben CvS einschneiden ließ. Er ward nicht müde, ihr die süßesten Lobsprüche zu schreiben und ihr zu versichern, daß eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ihm zur

Goethe 1780

Gewohnheit geworden sei, denn nur mit ihr könne er aus dem Innersten reden.

Nur auf dem Gebiete der theatralischen und musikalischen Aufführungen hatte Goethe eine andere Verbündete: Das „schöne Miesel". Als Goethe nach der Reise zum ersten Male bei der Schrötern eine Mahlzeit einnahm, drückte sie ihn durch eine unbehagliche Unzufriedenheit, und er ward sehr traurig; vermutlich hatte sie während der langen Abwesenheit ihrer Gönner üble Erfahrungen bei Hofe gemacht. Wir erinnern uns, daß der Herzog ebenso wie Goethe von ihrer Schönheit entzündet worden war; er hatte die Sängerin auffällig verfolgt, bis eines Tages Goethe ihm entgegentrat und ihn überzeugte, daß er diesen Weg nicht weiter gehen dürfe. Jetzt hatte Karl August eine neue Göttin in der Gräfin v. Werthern auf Neunheilingen; als Diese im März mit ihrem wunderlichen Gatten seinen Besuch in Weimar erwiderte, gab es eine „Gährung bei Hofe". Bald danach stellte sich der Herzog eines Abends bei Goethe ein, als er die Korona mit ihrer beständigen Begleiterin Mina Probst dort wußte. „Da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, ging's recht munter und artig" so schrieb Goethe nachher in seinen Kalender: „Nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren; da brennt's noch."

Ein außergewöhnlicher und starker Angriff auf das Herz des jungen und oft so einsamen Mannes war der Besuch, den ihm im Sommer die schöne Frau v. Branconi machte. Sie war auf ihrem Gute am Harze gewesen und nahm den Rückweg über Weimar, um ihren neuen

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar
Nach einem Gemälde von Jens Juel in der Landesbibliothek Weimar 1779

Jagdhaus auf dem Gickelhahn bei Ilmenau

Bretterwand im Jagdhaus mit dem Gedicht „Wanderers Nachtlied" 6./7. September 1780
Aus dem Goethe-Nationalmuseum Weimar

Freund wieder zu sehen. Am 26sten August kam sie an; er führte sie spazieren und saß mit ihr abends in seinem Garten — diesmal paßte ihm des Herzogs Dazukommen gar wenig. Am andern Tage fuhr er mit ihr nach Tiefurt, aß mittags mit ihr im „Kloster" des Herzogs und begleitete sie abends nach Belvedere hinauf. Am besten gefiel es ihr in Goethes Tale; er mußte ihr ein Bild davon versprechen. Frau v. Stein, die in der Stadt war, wußte ihren Verehrer also in dieser Gesellschaft; er vergaß nicht, ihr ein beruhigendes Zettelchen zu schicken: „Sie ist schön, sehr schön; aber es ist, als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein andres Wesen rühren soll." In sein Tagebuch aber bemerkte er: „Nachklang der schönen Gegenwart," als die Branconi Abschied genommen. Und sofort schrieb er ihr einen Brief, der ihr in seinem väterlichen Hause überreicht werden sollte, denn über Frankfurt reiste sie jetzt nach Lausanne zurück.

Antonia v. Branconi im Reisehut
Aus dem K. Matthäischen Silhouetten-Album im Goethe-Nationalmuseum Weimar

In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seien Sie recht willkommen und nehmen Sie den schönsten Dank für die paar Tage, die Sie uns gegönnt haben! Erst jetzt spür' ich, daß Sie da waren, wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen,

Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich zu finden, daß es dem Himmel nach so viel verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen. . . .

Die „überschöne Branconi", wie sie Goethe um diese Zeit auch einmal nannte, säumte nicht, seine süßen Höflichkeiten zu erwidern. Als ihr Brief in Weimar ankam, war Goethe verreist, wieder einmal nach Ilmenau. Am Abend des 6ten Septembers hatte er sich dort von aller Gesellschaft abgesondert; er wollte die Nacht in dem hölzernen Jagdhäuschen auf dem Gockelhahn verbringen. Da saß er, der sinkenden Sonne zugewandt. Eine große, einfache Aussicht tat sich vor ihm auf; nur aus verborgenen Kohlenmeilern stiegen hie und da blaue Dämpfe über die Wälder empor. Der Abendwind ging durch die Bäume. Als dann der volle Mond in stiller Pracht heraufkam und nun auch in den Zweigen um ihn herum Alles still ward, die Blätter und alles Waldgetier, da wollte sich auch über ihn der Schlaf schon senken, obwohl er noch einen Diener erwartete, der ihm das Abendbrot und vielleicht, wenn die Post von Weimar angekommen, einen Brief von seiner treuen Berichterstatterin, Frau v. Stein, heraufbringen sollte. Endlich kam der Bote, aber der Brief, den er hatte, war von einer fremden Hand. Antonia v. Branconi dankte ihm und grüßte ihn: so anmutig, wie man nur sein kann. Und nun dachte er an diese beiden Frauen: mit sanfter Gewalt bedrängten ihre Bilder einander in seiner Seele. Und manche Fragen stiegen in ihm auf. Vorhin war er so ruhig, so schläfrig gewesen, ja, er hatte schon geschlafen; nun

war sein Geist so wach, während um ihn herum die ganze Natur in lautlosem Schlummer lag.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde . . .
Warte nur: balde
Ruhest Du auch!

Nicht viele Tage danach, als er immer noch in den Gebirgen herumzog, war unter den nachgesandten Briefen auch einer von Lavater, der von dem Besuch der Branconi wußte und nun ein wenig neugierig war. „Deine Frage über die Schöne kann ich nicht beantworten", erwiderte ihm Goethe:

Ich habe mich gegen sie so betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre: ich möchte mir solch' ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre uns für einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde!

Und dann sprach er gegen diesen Freund die tiefen und ernsten Gedanken aus, wie sie in jener Mondscheinnacht über den Ilmenauer Tälern durch seine Seele gegangen waren oder sonst in ihm aufstiegen, wenn er nach seiner Gewohnheit an einem Geburts- oder Gedenktage eine Überschau über sein Sollen und Vollbringen hielt.

Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und — schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich

teurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu tun und in nichts Größerm.

Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht auch das Schicksal in der Mitte — und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Nun fiel ihm wohl ein, da von der Branconi die Rede war, daß solch edles Streben keinen Mann zu hindern braucht, eine angenehme Gefährtin in sein Haus zu führen, und daß der Freund ihn wohl fragen durfte, ob er denn immer in der Ehelosigkeit verharren wolle, ob er darin gedeihe — deshalb fuhr er fort:

Auch tut der Talisman jener schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind.

*

Die Pflicht, die Goethe übernommen hatte, war: als vollkommener Freund einem jüngeren Manne zu dienen, der seinerseits das schwerste aller Ämter, das Fürstenamt, auszufüllen hatte. Lavater stellte sich einmal deutlich vor, wie Karl August und Goethe auf ihren vielfachen Reisen in immer neue Ortschaften kamen; wie sie dort begrüßt und geehrt und gleich danach mit Bitten, Beschwerden, Vorschlägen überschüttet wurden. Was wird da der freundliche Landesherr

antworten? Wahrscheinlich immer wieder die drei Worte: „Wir wollen sehen." Goethe wußte aus Erfahrung noch viel besser, wie sehr ein Regent, der es gut und ernst meint, zu bedauern ist. Wir andern haben doch unsere Berufe mehr oder weniger frei erwählt oder sind nach unsern Kräften, Anlagen und Neigungen hinein geraten; in der Regel paßt uns unser Rock, und wir passen in den Rock. Der Erbe eines Fürstentums wird nicht gefragt, wozu er taugt und Lust hat.

Was da auszustehn ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird Niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer.

In der Regel war Goethe mit Karl August sehr zufrieden, auch mit seinem Hineinwachsen in die fürstlichen Pflichten. „Täglich wächst der Herzog und ist mein bester Trost" schrieb er an Lavater. Und ein andermal:

Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die schönste Freiheit hat.

Noch steckte in dem jungen Mann viel Unreifes, Unbändiges, Unartiges und Queres. Er war zum Beispiel nicht dahin zu bringen, bei Krankheitsanfällen oder Verletzungen sich zu schonen und die richtige Diät zu halten. Besonders in Ilmenau und Stützerbach hätte er gern das wilde Treiben von ehemals wieder aufgenommen. „Es will mir hier nicht wohl werden"

schrieb Goethe aus Stützerbach an ferne Vertraute; „in vorigen Zeiten hat man so manch' Leidiges hier ausgestanden." Und aus Ilmenau geradezu über den Herzog:

Es sind bei seinem vielen Verstand so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten hier und da. Auch ist's kurios, daß ihn, wenn er von zu Hause weg und zum Exempel hier ist, wie gewisse Geister des Irrtums anwehen, die mir sonst soviel zu schaffen gemacht haben, weil ich selbst noch nicht vom Moly gegessen hatte, davon ich nun anhaltende Kuren gebrauche.[1])

Die wohlwollendsten Freunde erkannten und ehrten, was Goethe für den Herzog tat. „Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen", so schrieb jetzt Knebel an Lavater, „so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel von seiner Existenz gegeben."

Etwa dreißig Jahre später sprach Wieland über diese Dinge zu dem damals noch jungen Kanzler v. Müller. Dieser aber gab Wielands Sätze viele Jahre später, am 9. November 1832, wie folgt wieder: „Und wenn ich jemals noch so sehr mit Goethe zu zürnen veranlaßt werden, mich von ihm oder seiner Handlungsweise noch so sehr verletzt fühlen könnte und es fiele mir ein — was Niemand besser als gerade ich wissen kann — welche unglaublichen Verdienste er um unsern Herzog in dessen erster Regierungszeit gehabt, mit welcher Selbstverleugnung und höchsten Aufopferung er sich ihm gewidmet, wie viel Edles und Großes, das in dem fürstlichen Jüngling noch schlummerte, er

[1]) Mit dem Wunderkraut Moly schützte Gott Hermes den Odysseus gegen den Zaubertrank der Kirke.

Rasthaus von Carl August und Goethe in Stützerbach
Nach einer alten Zeichnung

erst zur Entwicklung gebracht und hervorgerufen hat, so möchte ich auf die Knie niedersinken und Meister Goethen dafür mehr noch als für alle seine Geisteswerke preisen und anbeten."

Gerade auf Reisen hatte Goethe aber auch die längsten und tiefsten Gespräche mit Karl August, in denen sie wunderbar einig wurden. Auch eine solche Stunde schilderte er der Freundin, eine der besten Lebensstunden, obwohl er nicht feierlich, sondern spöttelnd davon sprach:

> Da ich zu Werke ging, Ihnen und Ihren Miesels[1]) ein hübsch und neu Lied aufzuschreiben, kam der Herzog, und wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre — Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einemmal herabzustürzen. Nachdem wir uns dann ganz bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmutigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnisvoller Warnungen herum und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Not des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag und wir, im noch irdischen Gewand, schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer Fittige spürten.

[1]) Bei Frau v. Stein lebten um diese Zeit zwei verwaiste Fräulein v. Ilten; in die eine, Karoline, war Prinz Konstantin verliebt und wollte sie durchaus heiraten. Goethe kämpfte mit Andern gegen diese Heirat aus guten Gründen an und bemühte sich, das Fräulein, wie den Prinzen, auf andere Gedanken zu bringen. Es sah dann zuweilen so aus, als ob er selber der Karoline den Hof machte.

*

Sich selbst nannte Goethe in diesem Jahre 1780 einmal einen „Reise-Geheimbderat", und dieser Titel, der nicht im Staatshandbuch stand, bezeichnete sein Hauptamt recht gut. Welcher Andere hätte dazu getaugt wie er? „O daß doch mein Beruf wäre, immer in Bewegung und freier Luft zu sein!" wünschte er sich eines Morgens: da war er schon drei Tage zu Pferde und zu Fuße. Der Herzog fühlte ganz ebenso.

Die größte Dienstreise, die sie dieses Jahr machten, ging im September über Ilmenau, Schmalkalden, Zillbach, Kaltennordheim, Ostheim vor der Rhön, Meiningen, Eisenach, Ilmenau und Kochberg. Man besuchte also den abgelegensten Landesteil, das Eisenacher Oberland, das nach Landschaft und Einwohnern schon zu Franken gehört. Hier lag auch das Dorf Melpers oder Molbers, das Goethe liebte, ehe er es noch gesehen. Er wußte nämlich, daß Batty in dieser Flur am glücklichsten durchgegriffen hatte. Und die Liebe nahm noch zu, als jener tüchtige Mann dort und in der Nachbarschaft seine Anstalten vorzeigte. Goethe hatte von diesen landwirtschaftlichen Dingen sehr geringe Kenntnisse, aber er begriff sogleich Alles, weil das Verständige leicht verständlich ist. „So einen Menschen wie Batty zu haben, ist ein Glück über Alles" schrieb er an die Freundin; „wenn ich ihn entbehren sollte und müßte meinen Garten geben, ihn zu erhalten: ich tät's!" Ausführlicher berichtete er an Merck, da man ihm diesen Mann verdankte:

> Batty treibt seit einem halben Jahre dort seine Anstalten, und ich habe mit dem größten Vergnügen auch endlich einmal Etwas getan gesehen und eine befohlne Einrichtung

ordentlicher, geschwinder und ausführlicher vollbracht, als es das gnädigste Reskript nicht besagen konnte. Dieses Wunder hat bei dem Herzog auch große Freude erregt.

Andere Versuche, die Landwirtschaft und die Gewerbe zu heben, schlugen nicht so rasch ein, wie denn leider auch das Ilmenauer Bergwerk erst gar nicht in Gang kommen wollte. Goethe dachte über diese Dinge und über das ganze Regierungs-Wesen schon halb wie ein Entsagender.

In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu tun, um ihren Mist bei Seite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem ekeln Geschäft: indessen muß es auch sein. — —

Der Herzog wird täglich besser. Nur ist's ein Übel, daß ein Prinz, der Etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alletags-Glanz von unten auf zu sehen. . .

Die Menschen sind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen sollte: sie kriechen auf dem Bauche und fressen Staub. — —

Wenn die Menschen nur nicht so power innerlich wären, und die Reichen so unbehülflich! — —

Wenn nur Jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! — —

Man soll tun, was man kann, einzelne Menschen vom Untergang zu retten. Dann ist aber noch wenig getan: vom Elend zum Wohlstand sind unzählige Grade.

Das Gute, was man in der Welt tun kann, ist ein minimum. — — —

Kraft hatte den löblichen Wunsch, sich nützlich zu machen, und er deckte an seinem Orte auch ganz bestimmte Mißstände auf, die nach Abhilfe verlangten. Leider hat das Recht-haben viel geringeren Wert, als

die Rechthaber ahnen. „Für Kraft ist's schade" schrieb Goethe in sein Tagebuch; „er sieht die Mängel gut und weiß selbst nicht eine Warze wegzunehmen; wenn er ein Amt hätte, würf' er Alles mit dem besten Vorsatz durcheinander; daher auch sein Schicksal. . . In der Nähe ist's unangenehm, so einen Nagewurm zu haben, der, untätig, einem immer vorjammert, was nicht ist, wie es sein sollte." Kraft wollte ja tätig sein; er regte einmal an: „Es müßte Jemand das ganze Land durchreisen, doch ohne Charakter[1]), nur als Privatperson, so viel er als Privatperson könnte, Acht haben, wo Fehler stäken und wo Unordnungen und Sandkörner[2]) in die Maschine des Staats-Rads gekommen. Freilich müßte denn ein solcher Mann nicht mit den Kollegiis, sondern nur mit Einem zu tun haben, der die Macht hätte, die gesammelten Kenntnisse zu nutzen." Aber wäre dem Geheimen Rat Goethe damit gedient gewesen, wenn ihm Kraft nun aus jeder Stadt des Landes so viel Unrat vor die Nase gebracht hätte, wie er jetzt schon aus dem kleinen Ilmenau auseinander legte? Hielt sich Goethe doch jetzt kaum aufrecht! „Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen" bekannte er seiner Freundin: „so schwer wird mir das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Überzeugung, daß Glaube und Harren Alles überwindet." Wohl lockten ihn neue Aufgaben, aber da brauchte er nur an seine Akten-Repositur in der Kriegskommission zu denken, um demütig zu werden. „Hab' ich Das doch in anderthalb

[1]) Amt und Titel.

[2]) „Sandkörner": für ein unleserliches Wort ergänzt.

Jahren nicht können zustand bringen!" Der Anfang verpflichtet; also hielt er in den kleinen Arbeitsfeldern aus, wo er angefangen hatte. „Es wird doch! Und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten." Freilich kommt sogleich die Klage wieder: „Es ist des Zeugs zuviel von allen Seiten und der Gehilfen wenige." Und seinen Mitarbeiter in der Kriegskommission, den darin alt-eingesessenen Kriegsrat v. Volgstedt, mußte er sogar daraus verdrängen und damit noch mehr Arbeit auf die eigenen Schultern nehmen, denn dieser Mann war ihm beständig Hemmnis und Anstoß gewesen.

Goethe verkannte auch seine eigenen Mängel nicht. Daß ihm Erfahrung und Gewandtheit in den Geschäften noch abgingen, brauchte ihm kein Zuschauer anzudeuten. Auch kannte er seine angeborene Scheu vor dem frischen Entschlusse, vor dem Zugreifen; ein voran schreitender Führer konnte er also in Staatssachen nicht wohl sein. Zuweilen schien es ihm, als ob das anfängliche Widerstreben seiner Gleichgestellten und Untergebenen sich allmählich in ein allgemeines Vertrauen verwandelt habe; aber nun spürte er Hinderungen in sich selber. „Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer: man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen." Also Kampf gegen die eigenen unbrauchbaren Triebe! „Niemand als wer sich selbst verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen." Aber mit sittlichen Anstrengungen ist es auch nicht allein getan. Jeder bleibt ein beschränktes Wesen, auch ein so Reichbegabter wie Goethe. Er stand von den gewöhnlichen Naturen genau so weit ab, wie sie von ihm.

Der Hervorragende wird sich kaum in die Alltagsmenschen versetzen können, mit denen und für die er doch wirken soll. Was wir falsch beurteilen, darauf können wir uns nicht verlassen, und dem Gescheuten sollte Alles zuverlässig sein, „wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber Nichts schwerer, als die Sachen zu nehmen für Das, was sie sind." Und „des Lumpigen ist zuviel auf der Welt"; der vornehmere Mensch wird es oft mit dem Glanze seiner eigenen Vornehmheit verschönern und dann verkennen.

Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. Unbegreiflich ist's, was Dinge, die der geringste Mensch leicht begreift, sich drein schickt, sie ausführt, daß ich wie durch eine ungeheure Kluft davon gesondert bin. Auch geht mein größter Fleiß auf das Gemeine.

Diese ungeheure Kluft spürte er oft bei recht peinlichen Dingen. Er durfte nicht wohl gegen eine strenge Gerechtigkeitspflege auftreten und glücklicherweise hatte er amtlich nichts damit zu tun. Aber er stellte doch jetzt mit Anderen die Obrigkeit dar, in deren Namen das Foltern, Stäupen, Einsperren, Hängen und Köpfen ausgeführt wurde. Er, der Dichter, der es wohl wußte, was es mit der Schuld des Menschen auf sich hat. An denselben schönen Tagen, wo er in den rauschenden Wäldern von Ilmenau fleißig an schöne Freundinnen und andere angenehme Gegenstände gedacht hatte, nötigte ihn der Herzog, mit dabei zu sein, als allerlei eingefangene Verbrecher: Mörder, Diebe und Hehler, vorgeführt wurden. „Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine" — aber sein Amt zwang ihn, auch diese Bilder in sich aufzunehmen.

Ein Sohn, der sich selbst und seinen Vater des Mords mit allen Umständen beschuldigt. Ein Vater, der dem Sohn ins Gesicht Alles wegläugnet. Ein Mann, der im Elende der Hungersnot seine Frau neben sich in der Scheune sterben sieht und, weil sie Niemand begraben will, sie selbst einscharren muß, dem dieser Jammer jetzt noch aufgerechnet wird, als wenn er sie wohl könnte ermordet haben, weil andrer Anzeigen wegen er verdächtig ist. Und so weiter.

Nachher hatte dann Goethe mit dem Herzoge ein langes Gespräch über diese Verbrecher und über den Wert und Unwert aller menschlichen Taten.

Glücklicherweise gibt es manchen einfacheren Notstand, dem gegenüber das Verhalten der Oberen nicht zweifelhaft sein kann. Zum Beispiel, wenn ein Brand gemeldet wird. Am 25sten Juni, einem Sonntag, feierte Goethe schöne Stunden oben auf Ettersburg. Deser war dort zu Besuch und mußte still sitzen, weil Klauer eine Büste von ihm bossierte. Goethe las ihm zur Unterhaltung die ‚Mitschuldigen' vor. Nach Tische ging er mit der Göchhausen in ihr Hofdamen-Zimmer; sie machte öfters seine Schreiberin; jetzt diktierte er ihr Szenen zu einer neuen übermütigen Posse. Plötzlich rief Jemand: „In Groß-Brembach brennt's!"

Goethe ritt sofort hin, ein Husar hinter ihm her. Als sie an's Dorf kamen, konnten sie nicht hinein: so sehr trieb der Wind ihnen die Glut entgegen. Sie ritten um die Zäune herum und am andern Ende des Dorfs mit dem Winde hinein.

Alle Einwohner waren aufgeregt beschäftigt, zu retten und zu helfen. Die Einen griffen's geschickt an, Andere sahen nur immer, was dumm getan oder versäumt wurde; sie schrieen und machten die Tätigen nur

noch mehr irre. Goethe eilte hinzu; er war ein „Herr", hatte bessere Autorität und verdiente sie auch, denn er war nun schon bei vielen Bränden dabei gewesen, als lernender Zuschauer, dessen Eigentum nicht in Gefahr stand.

Die Kirche suchte er zuerst zu retten, denn sie war das wertvollste Gebäude und auf ihrem Dachboden lag viel herrschaftliches Korn. Leider wollte Niemand das Wasser dort schöpfen, wo es reichlich war: im Teiche, denn dorthin gerade trieb der Wind die Flammen der nächsten brennenden Häuser. Goethe eilte dennoch hin rief: „Es geht! es geht!" Und so kamen Einige und schöpften mit ihm. Es ging freilich nur ein paar Augenblicke. Aber die Leute waren nun mutiger und widersetzten sich den Flammen eifriger. Bald war das Feuer umstellt.

Nun kamen auch der Herzog und der Prinz angeritten, und der Herzog übernahm die Anordnungen.

Goethe war fast selber glühend geworden: seine Augenbrauen waren versengt, das Wasser, das in seine Schuhe eingedrungen, hatte ihm die Zehen gebrüht; so heiß war es gewesen.

Ohnmächtig sank er nach Mitternacht aufs Bett im Wirtshause; ein Husar mußte wachen, um ihn zu wecken, wenn das Feuer auch bis hierher dringe. Das Wecken war freilich nicht nötig, denn nach den Feuerfunken fielen nun die Wanzen über den Dichter her; da konnte er an das Ungeziefer denken, das ihm im vorigen Jahre im Leuker Bad nach einem harten Wandertage die Ruhe nahm. Gerade wenn man am müdesten ist, sendet Mephistopheles solche Gäste.

Früh stand er auf und beschaffte dem Pfarrer ein neues Quartier. Dann ritt er heim. Nun stand er wieder einmal vor dem Wortkampf mit dem Herzog und Andern über die rechte Feuerlösch-Ordnung und über die Verhütung solcher Brände. Gerade in diesem Jahre waren neue Vorschriften ausgegeben; leider fehlte es am Gelde, um auch außerhalb der Städte einige Spritzen anzuschaffen.

*

„Es ist ein sauer Stückchen Brot“ meinte Goethe zuweilen von seiner Staatsdienerschaft. Mit Kain verglich er sich jetzt nicht mehr, sondern mit dem unschuldigen Sündenbock im Alten Testament, der in die Wüste geschickt wurde, oder er meinte: „Gott gibt mir zur Buße für meine eigenen Sünden die Sünden Anderer zu tragen.“

Sauere Stunden und Tage hatte er sogar, wenn weiter Nichts von ihm erwartet wurde als liebenswürdige Gesprächigkeit. Zum Beispiel, wenn er den Herzog an einen andern fürstlichen Hof begleitete. Ehe Goethe mit den Menschen nicht warm wurde, hatte er nun einmal keine Sprache für sie, und dann fühlte er sein eigenes Versteinern sehr unbehaglich. Seine besondere Not war, daß in dem Geheimde Rat, den er vorstellen wollte, auch ein Dichter wohnte, doch erschien ihm Das halb im tragischen, halb im komischen Lichte.

„O thou sweet Poetry!“ [1]) ruf' ich manchmal und preise den Mark Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden, soviel möglich, die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen; aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und Alles springt und sprudelt. . . .

[1]) Nach Goldsmith, Deserted Village.

Wenn ein Vögelchen sich zum Fluge erheben will und kann es nicht, weil seine Füßchen in Zwirn verwickelt sind: ein schmerzliches Bild! Da verglich sich Goethe schon lieber mit einem Vogel, der sich eines guten Zweckes halber in's Wasser gestürzt hat und dem, da er am Ersaufen ist, die Flügel sich nach und nach in Flossen verwandeln: Nun kann er schwimmen, aber die Fische, die sich um ihn versammeln, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem schönen Wasser gar nicht erst gefallen will. Oder er verglich sich mit einer Mühle für Alles: „In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Öl gestoßen wird.“

Da er so viel unterwegs war, so hatte er trotz aller Amtspflichten doch auch viel Muße zum Dichten in seiner Art, nämlich zum Prometheus-Spiel, zur Unterhaltung mit den Wesen, die er selber bildete. Eines Tages ritt er auf einem langsamen Gaule nach Erfurt und Gotha. Nachdem er sich in Gedanken mit seiner geliebten Charlotte Stein satt geschwätzt hatte — ein sehr häufiger Zeitvertreib bei ihm! — verfiel er auf ein scherzhaftes Gedicht und dann baute er wieder an seinem großen Romane:

Und zuletzt führt' ich meine Lieblings-Situation im ‚Wilhelm Meister' wieder aus. Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam. . . .

Ich wollt' gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von ‚Wilhelm Meister' aufgeschrieben wär. Aber man brächte mich eher zu einem Sprung durch's Feuer. Diktieren könnt' ich's noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte.

Gerade auf Reisen, wo er so vielen Unbilden und Langweiligkeiten preisgegeben war, wurde sich Goethe am meisten bewußt, welche Herrlichkeiten er seiner Einbildungskraft verdankte — ganz abgesehen von Ruhm und Ehren — und wie sehr gerade diese Kraft den Menschen über das Tier erhebt.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde:
Der Phantasie.

— — — —

Hin gehen die armen
Andren Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
In dunklem Genuß
Und trübem Leiden
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Jahr
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt. . . .

In Kaltennordheim schrieb er diese Verse auf, ein paar Tage nach jenen wenigen Zeilen im Jägerhäuschen bei Ilmenau. Aber auch daheim, in seinem Garten, seinem Tale, umschwebten ihn oft die seltsamsten Bilder. Er ging etwa im Mondscheine auf den Höfen herum, die seinem Hause gegenüber lagen; die Dünste stiegen aus dem Flusse auf, schmiegten sich hier und huschten dort, bildeten weiße Gestalten, und diese Elfen sangen:

Um Mitternacht,
Wenn die Menschen erst schlafen,
Dann scheint uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern . . .
Um Mitternacht,
Wenn die Menschen erst schlafen,
Auf Wiesen an den Erlen
Wir suchen unsern Raum
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.

„Auf Wiesen an den Erlen": von Erlkönigs Tochter las man jetzt in Herders Volksliedern oder man sang das Lied nach Seckendorffs Melodie: „Herr Oluf reitet spät und weit zu bieten auf seine Hochzeitsleut'." Goethe kannte selber diese nächtlichen Ritte im Nebeltale, und gerade jetzt erzählte man sich von einem Gutsbesitzer bei dem Dorfe Kunitz, der, seinen schwer erkrankten Knaben vor sich, nach Jena, um dort von einem berühmten Arzte Hilfe zu erbitten, und ohne Trost in der Nacht wieder heim geritten sei: als er seinen Hof erreichte und den fiebernden Knaben vom Pferde heruntergeben wollte, nahm er aus seinem

Mantel eine Leiche! Wie gut konnte sich Goethe in diesen Vater versetzen! Seinen Fritz v. Stein an sich drückend, war auch er schon geritten, über den Webicht nach Tiefurt. Er sah und fühlte alle diese Vorgänge:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Ach, der arme Knabe leidet Schmerzen und fürchtet sich und phantasiert; man hat ihm von Nachtgespenstern, von Elfen und ihrem Könige erzählt; nun graut ihm vor den wunderlichen Schatten und seltsamen Tönen der unbekannten Gegend, durch die das Roß sie trägt.

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"

Wie könnte der Vater die heilenden Worte finden, den kranken Sinn zu beruhigen?

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not:
In seinen Armen das Kind war tot.[1])

*

Nicht alles Dichten ist ein Singen oder ein Träumen oder ein Selbstgespräch, weit ab vom Schreibtische, weit ab von andern Menschen. In der Regel ist Papier

[1]) Wie ein solches Gedicht entsteht, läßt sich nur halbwegs vermuten; vom ‚Erlkönig' wissen wir auch nicht einmal, wann er entstanden ist; an's Licht kam er im Juli 1782; doch werden die Arien zur ‚Fischerin', zu denen der Erlkönig gehört, schon im August 81 erwähnt.

erforderlich. Goethe hatte eine ganz besondere Abneigung gegen den eigenen Gebrauch des Gänsekiels: da mußte er einem Andern diktieren, sobald es ihn zu größeren Werken drängte. Denn auch zu solchen Schreibwerken fand sich Zeit. Als er seinem guten alten Christian Kestner von seinem gegenwärtigen Zustand Bericht erstattete, verglich Goethe sich mit dem alten Fritz:

Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben; doch erlaub' ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel, fast noch einmal so viel als gedruckt. Plane hab' ich auch genug; zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und Langeweile. Verschiedenes hab' ich für's hiesige Liebhaber-Theater, freilich meist konventionsmäßig ausgemünzt.

Er war gegen das früher Angefangene in diesem Jahre recht untreu: ‚Wilhelm Meister' und ‚Egmont' rückten kaum vorwärts. An der ‚Iphigenie' änderte er hie und da ein wenig, weil er fühlte, daß er ihr noch mehr Harmonie im Stil geben müsse. Vom ‚Faust' und ‚Mahomet' war keine Rede mehr. Dagegen ging er an eine neue und schwere poetische Aufgabe heran, wie wenn es ihn gelüstete, die Zahl seiner Bruchstücke noch zu vermehren. Der Dichter Tasso, am Hofe zu Ferrara geehrt, geliebt, verwöhnt, und am Ende scheiternd, reizte ihn zur Darstellung; denn dieser besondere Fall bedeutete viele ähnliche, der erste Akt wurde im Spätjahre fertig, auch ein Stück des zweiten. An das deutsche Publikum dachte Goethe dabei wieder nicht.

Und doch spürte er jetzt einige Lust, wiederum als Schriftsteller aufzutreten, wobei er denn, nach seiner früheren Gewohnheit, die lieben Landsleute in ganz neuen Gestalten überraschen wollte. Seine Briefe aus der Schweiz hätten gewiß, nach einiger Bearbeitung, vielen Lesern ein noch recht unbekanntes Stück unserer Erde gezeigt; Frauen wie Männer wären gern, am warmen Ofen sitzend, mit dem deutschen Dichter und dem „Grafen“, wie Goethe hier seinen jungen fürstlichen Freund nannte, in das Berner Oberland, in den Jura, durch das Wallistal, auf die Furka und endlich auf den Gotthard emporgestiegen. Goethe sah ja, wie neben den Damen bei Hofe auch ein Wieland von diesen Schilderungen entzückt war. „Ich habe aber noch weit mehr damit vor“ berichtete er an Merck; „und wenn es mir glückt, so will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen.“ Ein Roman über ‚Wilhelm Meister‘ oder einen neuen Helden hätte sich in der Tat leicht in diese Landschaftsbilder einflechten lassen.

Zur selben Zeit war Goethe aber auch ernstlich darauf aus, als Geschichtschreiber aufzutreten. Eine Biographie und zugleich ein gar buntes Zeitgemälde sollte es werden. Der Held: Bernhard von Weimar, der abenteuerliche Heerführer des Dreißigjährigen Krieges. Goethe war auf ihn gekommen, weil Bernhard der Merkwürdigste unter allen Vorfahren in dem ernestinischen Fürstenhause war, dem er selber jetzt diente, und weil man in den jetzigen Herzogen zu Weimar, Gotha, Meiningen usw. noch manche Züge erkennen konnte, die sich auch bei Bernhard und seinen Brüdern fanden. Bernhard war aber auch sonst ein

Mann, wie ihn der Lebensbeschreiber schätzen wird: „in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen“ und in steter Berührung mit den größten und sonderbarsten Persönlichkeiten seiner Zeit. „Übrigens versuche ich allerlei Beschwörungen und Hokuspokus, um die Gestalten gleichzeitiger Helden und Lumpen in Nachahmung der Hexe zu Endor wenigstens bis an den Gürtel aus dem Grabe zu nötigen.“ Wallenstein, Gustav Adolf, Mansfeld, Horn, Oxenstierna waren einige dieser Helden. Den Stoff aber hatte Goethe zunächst recht mühsam aus hundert verschiedenen Handschriften und Drucken zu sammeln; in Weimar boten die Bibliothek und das fürstliche Archiv Manches; der Herzog von Gotha sandte ihm eines Tages gleich fünfzehn Bände Urkunden. Goethes Plan war, sich von all diesen zerstreuten kleineren und zusammenhängenden größeren Geschichten durchdringen zu lassen, sie nach seiner Gewohnheit im Innern auszutragen, auf Spaziergängen und Reisen fleißig daran zu denken und dann eines Tages mit dem Diktat anzufangen. Dies Verfahren kam ihm selber so vor, als ob er zuerst allerlei Holzwerk und anderes Brennbare zusammentragen, mit wohlriechenden Kräutern und Körnern bestreuen, dann den Scheiterhaufen bei schöner, trockener Nachtzeit anzünden müsse: „zum Vergnügen des Publici.“

*

Inzwischen aber besorgte er noch hundert andere Dinge nebenbei, bald zur Erheiterung seiner Mitmenschen, bald auch nur zu eigenem Ergötzen. Zum Beispiel ließ er sich im Monat Mai von dem alten

Tanzmeister und Schauspieler Aulhorn über die Fachsprache der Tanzkunst Unterricht geben und nahm an den Proben teil, in denen Händels ‚Messias' eingeübt wurde, was für die wenigen Sangeskundigen in Weimar ein sehr kühnes Unterfangen war; ihm aber kamen dabei neue Ideen von der Deklamation. Die meiste Arbeit hatte er in jenen Wochen jedoch von der Fertigstellung der Bühne in dem neu erbauten Redoutenhause, von den ersten Proben der Beleuchtung

Das Weimarer Hoftheater in der Gestalt von 1779 bis 1825.
Nach einem Stich aus dem Jahre 1800

und der Maschinen und von der Einübung des Dramas, mit dem diese neue Schauspiel-Stätte eröffnet werden sollte. „Das Theater ist eines von denen wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe"; dieses angeborenen Triebes bedurfte es aber auch, denn die ‚Kalliste' von Seckendorff, ein Trauerspiel nach dem Englischen des Nicolas Rove, war ein schlechtes Stück, und seine eigene Rolle darin, der Ritter Lothario, sagte ihm nicht besser zu als das Ganze; auch gab es über die Unzuverlässigkeit der Mitspielenden manchen Verdruß. Am 26sten Mai geschah die Aufführung und

Adam Oeser
Nach dem Abguß der Büste von Martin Klauer 1780
in der Landesbibliothek Weimar

Fall der Läuterquelle im Herzoglichen Park in Weimar

Von Horny. Aus der Landesbibliothek Weimar

damit die Einweihung des neuen Theaters. Es war immerhin ein denkwürdiger Tag, denn nunmehr gehörte dem Herzoge wieder ein Theater-Raum. Und die Gesellschaft der Liebhaber-Schauspieler war auch nicht zu verachten. Neben Goethe als Lothario stand am ersten Abende Korona als Kalliste; Goethe gab sich, nachdem er's überstanden hatte, selber das Zeugnis, daß er die schlechte Rolle in dem schlechten Stücke mit großem Fleiße und viel Glück gespielt habe und allgemein den Eindruck gemacht habe, den er hatte machen wollen.

Am 12ten Juli war endlich auch Goethes eigenes Stück so weit: ‚Jery und Bätely'. Kayser hatte leider versagt; der flinkere Seckendorff setzte deshalb die Musik; dann studierten es die paar Leutchen ein, die zugleich singen und auf die Bühne treten konnten. Der alte Aulhorn gab den Vater, Korona die Tochter, die durchaus keinen Mann haben will, Konsistorialsekretär Seidler den Bewerber, und Freund Wedel den listigen Ochsenhändler. Aulhorn und Seidler spielten schlecht, Wedel um so besser; der vortreffliche Kenner Gotter, der ihn sah, rühmte seinen ungekünstelten, freien Anstand. „Wedel machte den Thomas vortrefflich" berichtete Frau v. Stein an Knebel; „das Ganze paßte sehr gut zusammen; auf mich wirkte die Liebe zum Autor mit." Freilich, als nächste Gabe auf eine ‚Iphigenie' bedeutete diese ‚Bätely' recht wenig.

Vier Tage später las Goethe im Zimmer des Herzogs den fürstlichen Gästen aus Gotha, dem Herzog Ernst und dem Prinzen August, seinen ‚Faust' vor: was für verschiedene Dinge holte doch dieser seltene Mensch aus demselben Schatzkästlein heraus!

Und schon hatte Goethe wieder ein Ungewohntes in der Mache. Eine Posse nach Aristophanes, zunächst eine Satire auf das literarische Treiben, die aber zur Satire auf die Menschheit überhaupt ansteigt. ‚Die Vögel‘ hieß sie nach dem griechischen Vorbilde, weil die Menschen darin großenteils unter Vogelmasken auftreten. Als ein Schuhu erscheint der Kritikus; als Papagei der armselige Leser, der beständig auf das Urteil des Kritikers horcht und seine eigenen Gedanken und Gefühle von diesem Mißgesinnten bestimmen läßt. „Ach ja, wir schicken uns recht für einander“ sagt dieser Papagei-Leser über seinen Herrn, den Kritikus:

> Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts. Er urteilt über Alles, und Das ist mir sehr recht; da brauch' ich's nicht zu tun. Wenn mir so Was recht in der Seele wohl tut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt . . .
>
> Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang, bei Tag und Nacht, kann ich stehen und ihnen zuhören und so entzückt sein, so selig sein, daß ich manchmal meine, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück ist mein Herr auch sehr auf diese Tierchen gestellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, schwaps! hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein paar hat er auf mein inständiges Bitten hier oben leben lassen, und just nicht die besten.

Zu solcher törichten freiwilligen Sklaverei ist das Publikum im Ganzen, gleichviel ob es liest oder nicht liest, also die Menge, die Gesellschaft, das Volk höchst willig. Einige ziehen doch aber das Herrschen vor. Wie gewinnen Diese es der Menge ab, daß sie ihnen dient, Ehre erweist, Gefolgschaft leistet? Goethe hatte jetzt eine Lust daran, Unterricht in der Demagogie zu geben und selber auf der Bühne den Charakter zu spielen, der ihm im Leben der widerwärtigste war: den Demagogen. Die Welt will betrogen sein: Tun wir ihr den Gefallen! Mit zwei Lockmitteln fängt man die Vögel: mit Schmeichelei und Versprechungen. Die Schmeichelei kann nicht grob genug sein, und versprechen darf man nichts weniger als ein Schlaraffen-Reich. Gewaltig schmähen aber muß man nebenher auf die Feinde oder Mitbewerber der Partei, die man gerade gewinnen will. Auch ist es ratsam, den Genasführten zu versichern, daß man selber Ihresgleichen sei; in unserm Falle gaben sich zwei Menschen also für Vögel aus: „Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht“ erzählt Treufreund von sich und Hoffegut. „Dieses ist der otahitische Mistfinke, nach dem Linné Monedula ryparocandula, und ich bin von den Freundes-Inseln, der große Hosenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, Der ist aber nicht so rar.“ Freilich muß man als Lügner so kühn in's Zeug gehn, daß man von dem Winde, den man macht, selber mitgetrieben wird. „Wer lügen will, muß sich erst selbst überreden.“ Oder doch wenigstens einen naiven Freund mitreißen, der der Sache dann von seiner Redlichkeit leiht.

Was Goethe in diesem Sinne der Göchhausen oder dem Philipp diktierte, waren höchst witzige Gespräche. Bald hielt er sich eng an den Aristophanes, bald ließ er die eigene Phantasie frei walten. Am 5ten August las er das Fertige dem Herzoge und der

Frau v. Stein im ‚Kloster' vor. „Ich glaube nicht" urteilte Charlotte, „daß es uns wird so viel zu lachen machen, als er denkt. Der Witz ist nicht platt genug. Doch kann auch die närrische Verkleidung etwas tun." Auf diese Verkleidung eben rechnete auch Goethe, denn allerdings sind die witzigsten Gespräche noch nicht dramatisch oder theatralisch. Er selber und Einsiedel traten in den alten Charaktermasken des Scapin und Pierrot auf, hier Treufreund und Hoffegut genannt, oder Hosenkackerling und Mistfinke. Im Übrigen sah man nur Vögel, große und kleine, von Erwachsenen und Kindern dargestellt, und hinter der Szene hörte man die Lerche und die Nachtigall singen: auf die Bühne kam diesmal kein Frauenzimmer.

Korona zeigte sich nur als Sprecherin des Schlußworts:

Der Erste, der den Inhalt dieses Stücks nach seiner Weise auf's Theater brachte, war Aristophanes, der Ungezogene. Wenn *unser* Dichter, dem Nichts angelegener ist, als auch ein Stündchen Lust und etwa auch Beherzigung nach *seiner* Weise zu verschaffen, in Ein- und Anderem gesündiget, so bittet er durch meinen Mund euch allerseits um Verzeihung. Denn, wie ihr billig seid, so werdet ihr erwägen, daß von Athen nach Ettersburg mit einem salto mortale nur zu gelangen war. Auch ist er sich bewußt, mit so viel Gutmütigkeit und Ehrbarkeit des alten deklarierten Bösewichts verrufene Späße hier eingeführt zu haben, daß er eures Beifalls sich schmeicheln darf.

Auch bitten wir euch, zu bedenken — denn *etwas* Denken ist dem Menschen immer nütze —, daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist, die niemals nach so ganz gemeßnem Maß und reinlich abgezogenem Gewicht gegeben werden.

Wir haben nur, gar kurz gefaßt, den *Eingang* des ganzen Werks zur Probe hier demütig vorgestellt, sind aber

erbötig, wenn es gefallen hat, den weiteren weitläufigen Erfolg von dieser wunderbaren, doch wahrhaften Geschichte nach unserer besten Möge vorzutragen.

Oeser hatte die Dekorationen gemalt und half die Masken erfinden und ausführen; Mieding und andere geschickte Leute nahmen alle ihre Kunstfertigkeit zusammen. „Die Vögel erschienen in pappenem, sehr natürlich gemaltem Federschmuck" erzählt Karl v. Lyncker; „die in den Vogelhüllen befindlichen Personen, unter denen ich auch war, konnten die Köpfe nach Gefallen wenden, die Flügel heben und die Schwänze vermöge eines Zugs hin und her bewegen; der Schuhu und die Eule konnten sogar die Augen rollen lassen; die Stimmen waren auch deutlich zu vernehmen." Durch diese Maskenscherze wurden denn auch solche Zuschauer befriedigt, die den Geist des Stückes nicht so rasch begriffen; die Aufführung geschah oben auf Ettersburg bei der Herzogin-Mutter, am 18ten August. Wieland meldete an Merck, daß das seltsame Ding einen gar possierlichen Effekt gemacht habe.

Außer der mächtigen Freude, die der Herzog und die Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt hat, ist's auch für Goethens Freunde tröstlich zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Sack hat.[1])

[1]) Auslegungen blieben auch bei diesem Stücke nicht aus. Mit dem Uhu sei Klopstock, mit der Ente der junge Kramer gemeint, redeten Knebel und Jacobi unter einander. Später haben die Gelehrten auf Schlözer, Ramler und Bodmer geraten. Aber es ist unnötig, hinter dem Allgemeingültigen noch kleine Persönlichkeiten zu suchen.

*

Das Zeichnen unterblieb doch auch nicht ganz. Manchmal fing der Herr Geheime Rat es nur an, wenn er sich zu andern Geschäften untauglich fühlte; zu andern Zeiten betrieb er es eifriger. Auch nach einem nackten Modell, vermutlich einem Soldaten in der Zeichenschule, versuchte er sich jetzt zum ersten Male: diesseits der Alpen war Das noch gar nicht üblich. „Es fängt an, besser zu gehen“ glaubte Goethe noch immer von seinem Zeichnen überhaupt; er dachte, wenn Oeser das ganze Jahr in der Nähe wäre, würde er rascher fortschreiten, und dann erwartete er immer noch, daß eines Tages die große Kraft von oben her über ihn komme, die er vom Dichten her kannte; denn Fleiß und Übung allein führten ihn aus seiner Schwäche und Unbestimmtheit doch nicht heraus.

Über die Gegenstände, die er zuweilen zum Abzeichnen wählte, mußte er selber lächeln: in drei verschiedenen Jahren übte er sich auf Reisen nach Leipzig dreimal an demselben von einem Strohdach beschützten Schweinekofen. Gegen den Maler Müller äußerte er dann auch, daß ihn verfallene Hütten, Höfchen, Strohdächer, Gebälke und Schweinställe am häufigsten reizten, obwohl oder gerade weil er sie immer sehe.

Als Sammler machte er jetzt größere Schritte. Sein eigenes Fach waren die „geistigen Handrisse“; er hatte deren von seiner letzten großen Reise nicht wenige mitgebracht: von Füßli, Kobell und Anderen. „Wenn Du so ein Blatt findest“ schrieb er an Lavater, „woraus die erste, schnellste, unmittelbarste Äußerung des Künstlergeists gedruckt ist, so laß es ja nicht entwischen, wenn Du's um leidliches Geld haben kannst.“

Zum wissenschaftlichen Sammler aber wurde er jetzt ganz besonders an seinem alten Liebling Albrecht Dürer, dessen Wert er früher als Andere, fast vor allen Andern erkannt hatte. „Ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu Seinesgleichen hat.“ Dürers Beschreibung seiner niederländischen Reise war kürzlich ans Licht gebracht worden, und Goethe hatte sie gelesen: man liebt einen Künstler noch mehr, wenn man für ihn als Menschen empfinden kann. Goethe hatte gesehen, daß Lavater allerlei Kupferstiche und Holzschnitte von und nach Dürer besaß, aber es waren höchst ungleiche Blätter durcheinander; er erbot sich, für den Freund diese Sammlung zu ordnen, durch Kauf und Tausch zu vervollständigen, schlechte Abzüge durch gute zu ersetzen, so weit es möglich war, und die noch fehlenden Blätter zu bezeichnen. Er nahm dabei des Herzogs und seine eigene Sammlung zu Hilfe, bewog auch den Herzog, in Leipzig noch Manches hinzu zu kaufen. „Je mehr man sich damit abgibt und beim Handel auf Kopie und Original Acht geben muß, desto größere Ehrfurcht kriegt man für diesen Künstler. Er hat nicht Seinesgleichen.“ Für Dürer besaß man doch wenigstens einen Katalog seiner reproduzierten Werke, den Hüsgen, ein Frankfurter Landsmann Goethes, verfertigt hatte. Ein gleiches Werk für Rembrandt hatte Gersaint geliefert; Goethe suchte eifrig nach weiteren solchen Handleitungen. Im Freundeskreise war Merck der Kundigste; er warf sich

jetzt sehr auf Vermittler-Geschäfte im Kunstfach, schrieb auch im ‚Merkur' über die Anlage von Kunstsammlungen, über die Kniffe im Kunsthandel, über die großen Wertunterschiede der Abdrücke, der Originale und Kopien. Goethe strebte nun auch sehr danach, ein Eingeweihter in diesen Dingen zu werden, von denen man in Deutschland erst gar wenig wußte.

*

Eine ganz andere Sammlung beschäftigte ihn noch mehr: mit der Mineralogie und Geologie ward es jetzt Ernst. Der Herzog hatte den jüngeren Voigt aus Allstedt — ein älterer Bruder diente ihm bereits als Regierungsrat — auf der neuen und schon berühmten Bergakademie in Freiberg ausbilden lassen. Da man dem jungen Manne dann nicht sogleich eine praktische Aufgabe in Ilmenau stellen konnte, so bekam er den Auftrag, die mineralogischen und geologischen Verhältnisse der Herzogtümer Weimar und Eisenach wissenschaftlich zu untersuchen und weiterhin die Verhältnisse ganz Thüringens und angrenzender Gebiete. Solche Feststellungen, was man eigentlich an Bodenschätzen besaß, waren damals erst in wenigen Gebieten geschehen. Voigt sammelte also zunächst alle vorkommenden Gesteine für sich, für Gönner und für Liebhaber dieses Faches; er konnte die Mineralien namentlich auch mit denjenigen Namen benennen, die von den tüchtigen Freiberger Professoren Charpentier und Werner aus dem Gemisch der unter den Bergleuten und im Volksmunde üblichen Ausdrücke ausgewählt waren und nun für die wissenschaftlichen Bezeichnungen gelten durften. Als Goethe dies thüringische Mineralien-Kabinett erhielt — im Anfang Juli — strebte er sogleich nach Erweiterung. Freund Trebra mußte ihm „Stufen" aus dem Harze schicken, Charpentier die von ihm öffentlich angebotenen kursächsischen Mineralien, Merck Gesteine aus dem Odenwalde; Knebel sollte vom Pfarrer Wyttenbach in Bern mitbringen; Lavater aus seines Bruders, des Doktors, Überfluß schicken, und selbst die Mama la Roche, die vielleicht noch nie einen Stein angesehen hatte, der ungeschliffen war, ward gebeten, seine jetzige Lieblingsneigung zu füttern, da sie doch über so viele dienstbare Geister durch einen Wink gebieten könne.

Von der Gesteinskunde zur Erdschichtenkunde wollte Goethe längst fortschreiten; er hatte sich im Harze, in der Schweiz, in Ilmenau und in der nächsten Umgebung von Weimar viele Gedanken darüber gemacht, oder besser: er hatte Augen dafür gehabt. Von den Freiberger Fachleuten konnte er nun die wissenschaftlichen Bezeichnungen übernehmen, und Voigts wissenschaftliche Reisen ergänzten seine Nebenstudien sehr gut. Aber er benutzte auch selber noch jede Gelegenheit. Als er im September in Ilmenau einen Tag frei hatte, bestieg er, vermutlich mit Voigt, den Schneekopf.

Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefe der Erde eingekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten . . . Auf dem Schneekopf ist die Aussicht sehr schön. . . .

Die Welt bringt mir nun ein neu, ungeheuer Ansehen.

Zwei Fragen drangen auf diese Erdforscher abwechselnd ein: Wie ist's? und Wie ist's geworden? Man konnte sich nicht entbrechen, die plötzlichen vulkanischen Gestaltungen im Westen Thüringens: in der Rhön, nach Fulda und Kassel, nach Frankfurt hin und über den Rhein hinweg, von den ruhigen Werken der Jahrtausende zu unterscheiden. Aber man verbot sich noch, über die Entstehung der Gebirge oder gar über die Erschaffung der Erde viel zu denken. Goethe machte es sich zum strengen Gesetze, die Anschauung, das bestimmte, von unsern Sinnen greifbare Wissen abzusondern von Dem, was man gewöhnlich unter Wissenschaft versteht: vom Generalisieren, Systematisieren, Explizieren und Hypothesieren. Solche wissenschaftliche Pfuscherei kann die Geister ebenso verblenden und irreleiten wie vordem der Aberglaube. Der Wahrheitsforscher soll weniger denken als beobachten!

Weder Fabel noch Geschichte, weder Lehre noch Meinung halte ihn ab, zu schauen. Er sondere sorgfältig das, was er gesehen hat, von Dem, was er vermutet oder schließt. Jede richtig aufgezeichnete Bemerkung ist unschätzbar für den Nachfolger, indem sie ihm von entfernten Dingen anschauende Begriffe gibt, die Summe seiner eigenen Erfahrungen vermehrt und aus mehreren Menschen endlich gleichsam ein Ganzes macht.[1])

*

Mit Recht durfte man diesen Dichter, Minister, und so weiter, der nun auch eine Geologe wurde, ein

[1]) Am 27ten Dezember an den Herzog von Gotha.

Faktotum nennen und mit Recht verglich er seinen Kopf mit jener Mahl-, Schneide-, Walk- und Ölmühle. Wir wissen, daß er selber dieses Übermaß von Beschäftigungen, Anforderungen, Neigungen, dies Getreibe als heilsam für Geist und Gemüt empfand, nicht für alle Menschen, sondern für seine eigene seltsame Beschaffenheit. „Tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab; meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast": so schrieb er von sich an seine Freundin, als er ihr eben gesagt hatte, daß er in ihrer Abwesenheit wie in der Dämmerung lebe. Dann erwähnte er den alten Oeser; aber er meinte wohl sich selber, als er fortfuhr: „Wundersam ist doch jeder Mensch in seiner Individualität gefangen, am seltsamsten außerordentliche Menschen; es ist, als wenn Die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären als gemeine."

Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha

Für gewöhnlich war er „der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte" — so drückte er selber es aus, und Fremden erschien er stets als ein Bild der Selbstbeherrschung. Aber kranke Stunden, wo er in „fliegendem Fieber des Grimms"[1]) wütete und beleidigte, oder wo er Sachen sprach und tat, wovon er kein Bewußtsein hatte, waren doch auch noch möglich. Nach der langen Reise im Oberlande feierte er fünf schöne Tage bei Frau v. Stein auf ihrem alten Schlosse. Am 4ten Oktober saß er wieder einmal an ihrem alten Schreibtische, auf den er am 6ten Dezember 1775 seinen

[1]) An Lavater 7. Mai 1781.

Namen geschrieben hatte. „Eben derselbe" schrieb er jetzt drunter und das Datum. Aber am letzten dieser Feiertage, als auch der Herzog und Knebel in Kochberg eingetroffen waren, verging dieser Getreue sich in harten, ungerechten Worten gegen seine Wirtin. Sie erinnerte ihn daran, als er am folgenden Tage Abschied nahm. „Daß sich doch Zustände des Lebens wie Wachen und Traum gegeneinander verhalten können!" antwortete er ihr schriftlich, nach der Ankunft in Weimar.

Was Sie mir heut früh zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinauf gegangen, ich hätte mich recht satt geweint. Auf ein Übel häuft sich Alles zusammen! Ja, es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mir's bewußt sein könnte! Aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der Andern wie mit einem hell fressenden Feuer verzehre.

Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangnen vorgelegt haben und für die Zukunft in Sich einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von So-Etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe. Mir kommt's entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte. Und dann so blind, so verstockt zu sein! Haben Sie Mitleiden mit mir! Das alles kam zu dem Zustand meiner Seele, darin es aussah wie in einem Pandämonium, von unsichtbaren Geistern angefüllt, das dem Zuschauer, so bang es ihm drin würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darstellte.

Derselbe Mann, der so im Tone eines Orestes, eines Tasso klagte, hatte vor vierzehn Tagen von der Pyramide seines Daseins geredet, die er so hoch als möglich in die Luft zu spitzen begehre. Und damit war es ihm heiliger Ernst. Da er seiner leiblichen Gesundheit mißtraute und zuweilen glaubte, er könne in der Mitte des Lebens abberufen werden, so strebte er um so eifriger nach innerer Reinigung und nach heilsamer Stärkung von außen her. Er mied den Wein strenger; er ermahnte sich selber zum öfteren Reiten und fleißigen Gehen, denn „sitzend bin ich zu Nichts aufgelegt" und „was ich Guts finde in Überlegungen, Gedanken, ja Ausdruck, kommt mir meist im Gehen". Und weil er bemerkte, daß wir bei der besten Diät und bei ausreichender Bewegung doch nicht immer auf der Höhe bleiben, so machte er sich und seine Leistung zum Gegenstand seiner Beobachtung. Er trieb Stimmungskunde zur Steigerung seiner Tauglichkeit!

Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken. Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, Dies oder Jenes zu tun, Erfindung, Ausführung, Ordnung: Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis; Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.

Er führte nun Buch über sich in seinem Kalender, aber es gelang ihm nicht, wichtige Gesetze zu entdecken. Schon weil er nicht Ausdauer hatte, diese Beobachtung und Beurteilung der Tage und Stunden lange genug fortzusetzen. Auch gewann über solche hypochondrische Anwandlungen sein leichter Sinn und froher Mut

wieder die Oberhand. „Es glückt mir Alles, was ich nur angreife“, behauptete er dann. Und wenn er heute wie Prometheus litt, so dachte er am folgenden Tage, er müsse wie Polykrates sein liebstes Kleinod ins Meer werfen, um die Götter mit seinem Glücke zu versöhnen. Am dritten Tage verglich er sich dann vielleicht mit dem Heiland am Kreuze, der Andern geholfen hatte und sich selber nicht helfen konnte. Und wieder ein ander Mal schrieb er in sein Buch:

Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge! Nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsch'.

Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild; nS.: neben Seite

2. Orte und Länder

3. Sachen

4. Werke

Dramatische Form

Epische Form

Lyrische Form

Aufsätze

Zeichnungen

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Goethes Leben

I. 1749–1771. Lehrjahre. Zweite, durchgesehene Auflage. 7. bis 9. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 6,–, in Ganzleinenband Gm. 7,50.

II. 1771–1774. Der erste Ruhm. Zweite, durchgesehene Auflage. 6. bis 8. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 6,50, in Ganzleinenband Gm. 8,–.

III. 1774–1776. Die Geniezeit. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 6,–, in Ganzleinenband Gm. 7,50.

IV. 1776–1780. Am Bau der Pyramide seines Daseins. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 13,50, in Ganzleinenband Gm. 15,–.

Band V erscheint voraussichtlich im Frühjahr 1925.

VI. 1786–1788. Die Flucht nach dem Süden. Mit 32 doppelseitigen Bildertafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In farbigem Pappband Gm. 7,50, in Ganzleinenband Gm. 9,–.

VII. 1787–1790. Rom und Weimar. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 6,50, in Ganzleinenband Gm. 8,–.

Die weiteren Bände werden von Dr. Val. Tornius bearbeitet. Band VIII erscheint voraussichtlich im Herbst 1925.

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen

Auch eine Lebensgeschichte. 3 Bände.

I. 1749–1803. Im alten Reiche. 2. Ausgabe, 6. und 7. Tausend. In Pappband Gm. 7,20, in Ganzleinenband Gm. 9,–.

II. 1803–1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband Gm. 5,50, in Ganzleinenband Gm. 7,–.

III. 1816–1832. Das Alter. Mit Nachrufen 1832–1861 und Ergänzungen 1769–1816. In Pappband Gm. 6,50, in Ganzleinenband Gm. 8,–.

Goethes Leben im Garten am Stern

37.–42. Tausend. 360 Seiten mit vielen Abbildungen. Auf holzfreiem Papier. Pappband Gm. 7,50, in Ganzleinen mit echtem Gold Gm. 9,–, in Halbleder Gm. 14,–.

Goethes Lebenskunst

Achte Auflage. 26. bis 29. Tausend. 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband Gm. 4,80, in schönem Ganzleinenband Gm. 6,–.

Goethes Weg zur Höhe

Dritte, durchgesehene Auflage. 7. bis 11. Tausend. Geschmackvoll gebunden. Gm. 2,50.

Goethe über Freunde und Feinde

Zwei Kapitel aus „Goethes Lebenskunst". Auf Bütten mit Kopfgoldschnitt Gm. 1,–.

Goethes Gesundheitspflege

Essen und Trinken. Zwei Kapitel aus „Goethes Lebenskunst". Gm. 0,30.

Der Weisheit letzter Schluß im „Faust"

Zweite Auflage. Gm. 1,–.

Goethes Sohn

4. bis 6. Tausend. Mit 16 Bildnissen. Ganzleinen Gm. 7,50.

Charlotte von Stein

Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tausend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen Gm. 8,–, in Ganzleinen-Geschenkband Gm. 10,–.

Die Schicksale der Friederike Brion
vor und nach ihrem Tode

Mit 7 Abbildungen. Als Anhang ist beigegeben: eine vollständige Bibliographie der Friederiken-Literatur. Gebunden Gm. 3,50.

Goethes Liebesleben

13. bis 15. Tausend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. In farbigem Pappband Gm. 5,60, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck Gm. 7,–.

Neues über Goethes Liebe

Gebunden Gm. 3,50.

Die Tonkunst in Goethes Leben

Drittes und viertes Tausend. Zwei Bände. Über 700 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln und Musikstücken. Auf reinweißem Friedenspapier. Gebunden Gm. 9,–.

Karl August von Weimar

Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden Gm. 6,–.

Der weimarische Musenhof

20. bis 25. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gm. 6,–, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck Gm. 7,50.

Goethes Schauspieler und Musiker

Erinnerungen von Eberwein und Lobe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. 231 Seiten mit 8 Bildnissen. Gm. 3,–.

Am weimarischen Hofe
unter Amalien und Karl August

Erinnerungen von Karl Frhrn. v. Lyncker. Herausgegeben von Marie Scheller. Mit 8 Bildnissen. Gm. 3,–.

Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe

In drei Bänden herausgegeben im Auftrage Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen von Dr. Hans Wahl. Mit Bildnissen des Herzogs. Auf holzfreiem reinweißen Papier. In Ganzleinen gebunden der I. und II. Band je Gm. 15,–, der III. Band Gm. 17,–, in Ganzlederband mit reicher Goldpressung der I. und II. Band je Gm. 45,–, der III. Band Gm. 48,–.

Goethe und Lotte

Von Prof. Dr. Heinrich Gloël. Liebhaber-Ausgabe auf bestem holzfreien Papier. Stilechter Einband in Sechsfarbendruck. Gm. 7,–.

Die Göchhausen

Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Werner Deetjen. Mit mehreren Kunstdrucktafeln und Bildern im Text. Pappband Gm. 4,–, Ganzleinenband Gm. 6,–, Vorzugsausgabe auf Bütten in Ganzleder Gm. 12,–.

Goethes Kopf und Gestalt

Von Karl Bauer, Maler in München. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln. Gm. 2,40.

Goethe ein Kinderfreund

Von Karl Muthesius. Drittes und viertes Tausend. In Geschenkeinband Gm. 5,–.

Goethes Naturphilosophie im Faust

Ein Beitrag zur Erklärung der Dichtung von Wilhelm Hertz. Gm. 3,–.

Goethes Faust im Lichte der Kulturphilosophie Spenglers

Von L. Jacobskötter. 130 Seiten bestes holzfreies Papier. Gm. 3,25, gebunden Gm. 4,25.

Goethe unser Reisebegleiter in Italien

Von G. von Graevenitz. 250 Seiten bestes holzfreies Papier. Mit 8 Abbildungen. In Halblederband Gm. 6,–.

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin SW 68 / Kochstr. 68–71

13220764
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113220764
BUTLER STACKS

VOLUME 5

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Pegasus im Joche
1781 - 1786

★

GB B632
5

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

J Fo

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

MAY 20 1938

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1781 — 1786

Pegasus im Joche

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1925 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Goethe 1779

Nach einer Bleistiftzeichnung von Jens Juel

Mit Erlaubnis der Nationalbibliothek zu Wien

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1781–1786

Pegasus im Joche

Mit zahlreichen Abbildungen
im Text und vielen Tafeln

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1925

25-2985 (Cont)
5-7

Vorwort

Als mein Vater uns am 24. Oktober 1922 entrissen wurde, hinterließ er außer der gerade fertig gedruckten „Flucht nach dem Süden" drei weitere Bände seiner großen Lebensbeschreibung Goethes in völlig druckfertigem Zustande: „Am Bau der Pyramide", „Pegasus im Joche" und „Rom und Weimar". Der letzte dieser Bände wird hiermit in die Hände der Leser gelegt, so daß nunmehr die Reihe der ersten sieben Bände geschlossen ist. Der erste Band der Fortsetzung aus der Feder von Herrn Dr. Valerian Tornius ist bereits der Vollendung nahe.

Für die freundliche Überlassung der Vorlagen für Bilder und Handschriftenproben haben wir dem Goethe-Schiller-Archiv (Prof. Dr. Wahle), der Landesbibliothek (Prof. Dr. Deetjen) und dem Goethe-National-Museum (Dr. Wahl) in Weimar, dem Nationalmuseum in Wien, dem Museum in Gotha und dem Börsenverein Deutscher Buchhändler zu Leipzig Dank zu sagen. Besonders danken wir Herrn Dr. Wahl, der Frau Anna Bode bei der Bilderauswahl beraten und ihr eine Anzahl bisher nicht veröffentlichter Bilder zugänglich gemacht hat. Durch Zurverfügungstellen von Bildern haben uns ferner Frau Gräfin v. Brühl-Renard auf Seifersdorf bei Radeberg und die Herren Sanitätsrat Dr. Vulpius, Dr. Hartung (Böhlaus Nachfolger) und Prof. Otto Rasch in Weimar geholfen. Ihnen allen sprechen wir unseren Dank aus.

Hannover, im März 1925

Victor Bode

Inhalt

Abbildungen

Personen

Orte

Verschiedenes

Handschriften von Goethe

Urheber der Abbildungen

Zeichnungen Goethes

Erstes Kapitel

Liebe in der Wagschale

Januar bis Oktober 1781

Ende November 1780 erschien zu Berlin eine Schrift des alten Preußenkönigs, die wunderlicher Weise über die deutsche Literatur handelte: des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles sont les causes et par quels moyens on peut les corriger. Allgemeines Staunen und Kopfschütteln war ihre Wirkung. Durch Gespräche mit seinem Minister, dem Grafen v. Hertzberg, und auch mit dem Professor Garve war der König zu dieser Niederschrift gereizt worden. Aber wie konnte er so unbedacht sein, sie drucken zu lassen? Nahm er an, daß die deutschen Schriftsteller und Gelehrten seinen literarischen Winken ebenso gehorchen würden wie Alle, mit denen er in seinen Regierungsgeschäften zu tun hatte? Gewiß war er mehr als ein Kronenträger; er hatte auch außerhalb seiner Staaten das Ansehen eines geistigen Oberhauptes. Aber der Klügste stellt sich bloß, wenn er über Dinge orakelt, die zehntausend Andere besser kennen als er. Friedrich hatte in seiner Jugend an der deutsch geschriebenen Literatur keinen Geschmack gefunden, was man ihm nicht verübeln konnte; er hatte sich damals gegen sie verschlossen, was begreiflich war; er hatte also auch später nichts

für sie getan, obwohl die deutschen Schriftsteller sehr nach einem Mäzen und auch gerade nach seinem Beifall begehrten. Er wußte, daß man ihm aus dieser Nichtachtung einen Vorwurf machte, blieb aber hartnäckig dabei, der neuen Entwicklung im geistigen Deutschland den Rücken zuzudrehen; er kannte also keinen Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Goethe: Nun auf einmal teilte er Ratschläge und Lehren aus, die vor vierzig Jahren einem Schulmeister nicht übel angestanden hätten, und sagte den Deutschen, daß sie von den römischen Klassikern und den vorzüglichsten Franzosen lernen müßten. Von Goethes ‚Götz' hatte der veraltete Lehrer zufällig gehört, denn dies Stück war ja wegen der Ritter-Rüstungen auch am Berliner Hofe beredet worden; vielleicht hatte er auch selber in das Buch hineingesehen, die unordentliche Szenenfolge und gemeine Sprache bemerkt; er wußte also, daß hier ein Deutscher von jenem wüsten Engländer Shakespeare angesteckt worden war, den Freund Voltaire gar nicht leiden konnte und dessen Theaterstücke auch der König verachtete: „farces ridicules et dignes des sauvages du Canada".

Für Shakespeare konnte man noch ein mitleidiges Verzeihen haben, denn die Geburtszeit der Künste ist nicht die Zeit ihrer Reife:

Mais voilà encore un ‚Goetz de Berlichingen' qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le Parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoutantes platitudes!

Es war gut, daß der alte Fritz keine neuen Lorbeern mehr verlangte. Schmeichler hielt er sich nicht,

also pries kaum jemand diese seine Schrift. Er war wie anderwärts mehr berühmt als beliebt. Wer lange herrscht, wird überlästig; seine Einseitigkeit erscheint je ungerechter, je länger sie ertragen werden muß; der Alte steht neuen Menschen und neuen Zielen im Wege. Des Königs Kirchenfeindschaft hatte ihn bei der Hälfte aller Gelehrten mißliebig gemacht. „Das heißt sich doch nun auch prostituiert!" rief Lavater aus, als er das Werkchen las. „Kann auch ein Student ignoranter und ein parisisches Schöngeistlein süperfizieller sein? Er wird, Gott weiß, noch ein Narr, wenn er es nicht schon ist."

Friedrich der Große
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Goethe nahm die Sache freundlicher, schon weil er selber einen Hieb abbekommen hatte, der doch gar nicht schmerzte. Er konnte sich recht gut in den alten Despoten hinein denken; der Geschichtschreiber Schlözer sah im Souverän einen „Maschinendirektor", und sicherlich war dieser Kabinetts-Regent in Sanssouci, der Herr der Potsdamer Wachtparade und der magdeburgischen Manöver, mit Willen ein Direktor von Maschinen und Puppen: man brauchte nur den ehemaligen preußischen Leutnant Knebel darüber schimpfen zu hören. Einem solchen Oberkommandierenden zu gefallen, konnte Goethe nicht erwarten, selbst wenn der Alte sich Zeit nehmen würde, die Goetheschen

Schriften zu lesen, die sein Untertan, der Berliner Verleger Himburg, so säuberlich nachgedruckt hatte. Also: Achselzucken und Lächeln.

Aber nachdem der König auf dem literarischen Marktplatze laut geworden war, mußte wohl jemand, der besser Bescheid wußte, auf seine Rede antworten. Suaviter in modo, mit schuldiger Ehrfurcht vor dem großen Manne, aber fortiter in re, tapfer gegen einen Tapferen. Sollte Goethe im Namen des jungen Deutschlands das Wort nehmen? Aber er stand ja nicht mehr auf diesem Markte und war seit fünf Jahren ein deutscher Schriftsteller eigentlich nur gewesen? Und dennoch gelüstete ihn, eine Antwort abzufassen: Gespräche über die Literatur, in einem Gasthofe zu Frankfurt zwischen einem Deutschen und einem Franzosen geführt. So recht in Zug kam er nicht, und als er das, was fertig wurde, die Freunde lesen ließ, merkte er wohl, daß sie Stärkeres und Eigenartigeres von ihm erwartet hatten.

Eine Gegenschrift vom Abt Jerusalem in Braunschweig kam ihm zuvor; Goethe fand sie: „wohlgemeint, aufrichtig, alt, kalt und arm.“ Es erschienen noch ein paar dergleichen Schriften; merkwürdig war an allen, daß sie unter den Größen der deutschen Literatur den Dichter des ‚Götz‘ und ‚Werther‘ nicht erwähnten: so sehr war er schon vergessen! Oder die Verfasser waren keine Leute, die den lärmenden Genies die Stange halten mochten. Nur der alte Möser in Osnabrück fand den rechten Ton gegen die Herren und Damen, „die eine Pariser Pastete dem besten Stück Rindfleisch vorziehen,“ und auch gegen die Ausländerei des Königs:

„Ich sehe in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters, und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.“ Möser sprach aus, was Lessing — der gerade um diese Zeit starb — für die Deutschen wert gewesen war; er wußte auch Goethes ‚Götz‘ zu verteidigen, nämlich gegen die französischen Kunstgärtner, die unsern deutschen Wald in einen geschnitzelten und zugestutzten „Stern“ verwandeln möchten.

Vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre seine eigenen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmt sind, so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen, und, wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden, denn Alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück ‚Götz v. Berlichingen‘ ist immer ein edles und schönes Produkt unseres Bodens; es hat recht Vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollten; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe und welche er auf seiner Tafel nicht verlange; aber Das entscheidet ihren Wert noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volksstück die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute beiseitesetzen.

Möser führte aus, daß unsere geringere Kultur in Sprache und schönen Wissenschaften, worin wir doch zur Zeit der Minnesänger einen allerbesten Anfang

gemacht hatten, sich wohl daraus erkläre, „daß wir immer von lateinisch-gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise Nichts hervorbringen könnten, was Jenen gefallen und uns Ehre bringen könnte".

Nach einem bisher unveröffentlichten Schattenriß mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Möser sah in Klopstock, Bürger und Goethe die bewußten Begründer einer wahrhaft deutschen Dichtung; er hatte den ‚Götz' aufgefaßt als erstes Stück einer „Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unsrer Vorfahren", um uns zu zeigen, „was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal derartigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären."

Goethe hatte vor sechs Jahren, als Mösers Tochter Jenny v. Voigts die gesammelten Aufsätze ihres Vaters unter dem Titel ‚Patriotische Phantasien' der großen Öffentlichkeit vorlegte, dieser Dame Worte der Huldigung geschrieben. Jetzt schickte sie ihm die neue Schrift und schrieb einen freundschaftlichen Brief dazu. Dem Dichter mußte bei Mösers Verteidigung sonderbar zu

Mute sein; er hatte seit ‚Götz' und ‚Werther' gar wenig getan, das Lob des Deutschtums zu verdienen; trotzdem war seine Freude groß und seine Antwort ausführlicher, als er sonst zu schreiben pflegte:

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu tun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegenteils.

Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen? Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen, denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen und verrückte Gesichtspunkte wieder zurecht stellen. . . .

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrot einlädt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herum liegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu tun ist, danken muß.

Was er von meinen Sachen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden. Denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller und auch bezüglich auf

das Jahrzehent, um nicht zu sagen: Jahrhundert unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja: er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, Demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde. Vielmehr dünkt mich: das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht!

Goethe schwankte noch einige Zeit, ob er sein fertiges Gespräch über die deutsche Literatur, das ihm nicht genügte, durch ein zweites ergänzen und das Ganze drucken lassen solle; aber weil er säumte, ging die erste Lust vorbei, und sein Hang zum Schweigen gewann die Oberhand. Nur in einem Briefe an Merck sprach er sich noch einmal offen aus:

Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte, wie er ist. Wenn das Publikum von einem Helden hört, der große Taten ge-

tan hat, so malt es sich ihn gleich nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung: fein, hoch und wohlgebildet. Ebenso pflegt man auch einem Menschen, der sonst viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt sich ihn ohne Vorurteile, unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige. Und wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen.

*

Goethes Lust, sich dem deutschen Publikum noch einmal zu zeigen, war schon wieder vergangen. Das Werk über Herzog Bernhard rückte nicht vorwärts, und seine Reisebilder aus der Schweiz gab er nur einzelnen Freunden zu lesen, wenn sie darum baten. Alle seine neuen Werke gingen nur handschriftlich um; in Zürich war Barbara Schultheß eine Aufbewahrerin, in Frankfurt die Mutter, in Weimar die Frau v. Stein; auch Herder, der sich etwas freundlicher zu stellen anfing, schrieb sich jetzt eine ziemliche Anzahl Gedichte Goethes ab. Selbst die ‚Iphigenie' sollte nicht gedruckt werden; sie hatte den rechten sprachlichen Glanz noch nicht. Von ‚Egmont' waren vier Akte im Rohbau fertig. An den ersten Akt des ‚Tasso' wuchs ein zweiter an; dies Drama war wie die ‚Iphigenie' in einer poetischen Prosa gehalten. Die ‚theatralische Sendung' ruhte.

Mit Wahrheit bezeichnete Goethe sein Dichten durch die Worte, daß er sich von Versuch zu Versuch leiten lasse. Er erprobte sich selber in allen Dichtungsarten und erprobte zugleich seine Freunde als Publikum. Sein

Neuestes waren jetzt Maskenzüge, also Erfindungen, Anordnungen, Ausstattungen, Bilder und Scherze, bei denen der Dichter zwar mittelbar das Schönste leisten kann, aber gar wenig auf Papier bringt und also auch wenig Ehre einheimst. Solche Maskenzüge waren zuweilen Ansätze zu großen Opern. Dergleichen größte Theaterwerke mußte Goethe gewiß auch noch einmal hervorbringen! Vorläufig aber sah es wie Tändeln aus, und gegen Lavater entschuldigte Goethe sich jetzt deswegen:

Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not; ich traktiere diese Sachen als Künstler, und so geht's noch . . . Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmück' ich die Aufzüge der Torheit; es ist billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben.

Aber sicherlich ergötzten solche Spiele seine Freunde am Orte sehr und am meisten Denjenigen, in dessen Phantasie sie sich zuerst bildeten. Und wie schön war die Gelegenheit, gehaltvolle Verse erklingen zu lassen! Es erscheint etwa die Nacht und spricht aus, was sie ist:

Der Menschen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Gefürchtet und geliebt.

An ihrer Hand der Schlaf:

Ein treuer Freund, der Allen frommt;
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein,
Mit seinem sanften Schleier decken;
Und selbst das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Oder es erscheint die Tragödie:

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich spielend jede Brust,
Und euren tiefbewegten Herzen
Sind Tränen Freude, Schmerzen Lust.

Worauf ihr die Komödie erwidert:

Magst sie immer weinen machen!
Das ist, dünkt mich, gar nicht schwer.
Doch ich mache sie zu lachen:
Das ist besser und ist mehr.

‚Aufzug des Winters' nannte sich das Spiel, in dem diese und andere Figuren auftraten; es ward zur Fastnacht aufgeführt. Vorher schon, am 30sten Januar, erschien, der Jahreszeit gemäß, ein Zug Lappländer, um die Herzogin Luise an ihrem Geburtstage zu begrüßen:

Wir kommen in vereinten Chören
Vom fernen Pol in kalter Nacht
Und hätten gerne Dir zu Ehren
Den schönsten Nordschein mitgebracht.

Und noch vierzehn Tage früher ließ Goethe am Epiphaniastage vor der Herzogin Mutter, ihren Damen und Freunden die heiligen drei Könige singend aufmarschieren, obwohl oder gerade weil im Wochenblättchen das Verbot des „Sternsingens" und damit verbundenen Gabenheischens wieder in Erinnerung gebracht war.

Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken und bezahlen nicht gern.

Die heil'gen drei König' sind kommen allhier;
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heil'ger drei König mehr.

In einer dieser phantastischen Männermasken steckte Korona Schröter:

Ich Erster bin der weiß' und auch der schön':
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Spezereien
Werd ich sein Tag kein Mädchen mir erfrei'n.

Der Zweite war der schöne weimarische Tenorsänger, Konsistorialsekretär Seidler:

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Spezerein,
Da werd' ich überall willkommen sein.

Nun trat der lahme Tanzmeister Aulhorn vor:

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht lustig sein.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Und dann sangen sie zusammen, Sopran, Tenor und Baß:

Die heil'gen drei König' sind wohlgesinnt;
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herr'n und Frau'n,
Aber keine Ochsen und Esel schau'n,
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehn unsers Weges weiter fort.

Ein neues großes Festspiel zum Geburtstag der jungen Herzogin hatte Goethe auch diesmal nicht fertig gebracht; es wurde außer jenem Lappländer-Zuge seine ‚Iphigenie' wiederholt, die gerade Luise nach Gebühr zu schätzen wußte. Um so mehr nahm sich Goethe vor, zu ihren Ehren nach der Geburt des Erbprinzen — den man jetzt ganz sicher erwartete — ein Festspiel von derselben Gattung zu dichten. ‚Elpenor' sollte es heißen: die Namen im Stücke waren griechisch, der Gedankenkreis ebenso, die Sprechweise wie in der ‚Iphigenie', also eine gehobene und metrisch fließende Prosa; es wurden auch die drei Einheiten nach griechischer Art inne gehalten; aber die Fabel war diesmal keine alt-überlieferte, sondern Goethe erfand sie. Die Grundlage war fast so grausig wie bei der ‚Iphigenie': Brudermord, Kindesraub, Kindesvertauschung, alles von einem Könige aus übermäßiger Gier nach Vergrößerung des beherrschten Landes begangen. Es entsteht die merkwürdige Täuschung, daß die Witwe des Ermordeten, der auch ihr einziges Kindchen geraubt ist, dies ihr Kind erzieht und liebt, ohne zu wissen, daß es ihr eigenes ist; sie hält den Knaben für den Sohn ihres Schwagers, den sie nicht als Urheber der gegen sie verübten Schandtaten kennt. Wie diese Verbrechen an den Tag kommen und gerächt werden, hatte der dritte, vierte und fünfte Akt zu zeigen. Zunächst und hauptsächlich kam es dem Dichter in Gedanken an die Mutterhoffnungen der Herzogin darauf an, eine fürstliche Mutter darzustellen und namentlich den herrlichen Knaben zu schildern, den sie bringen wird. Zum Muster für diesen Knaben nahm er sich bald den Erzeuger des

erwarteten Kindes, einen von Schlacken gereinigten und äußerlich verschönerten und verjüngten Karl August, bald seinen eigenen Liebling unter der jetzigen Kindheit, den morgenfrischen Fritz v. Stein. So wollte er einen fürstlichen Knaben auf die Bühne bringen, an dem sich alle Frauen und Männer erlabt hätten; er wollte der oft so ernsten Herzogin die Hoffnung einflößen, daß ihr Neugeborener als ein solcher Genius unter die Menschen treten werde. Aber, wie gesagt, der Grund des Gemäldes, auf dem diese Lichtgestalt sich abhebt, ist überaus düster. Die alten Freveltaten sind ungesühnt, ja unentdeckt, also die schuldigen und getroffenen Herzen noch unberuhigt. Goethe sah und ahnte die Erinnyen wie nur je ein Grieche:

Rastlos streicht die Rache hin und wieder:
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Über der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh' sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend!
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich auf's Haupt ihm — schlägt nicht! —
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schüchternen Verbrecher.

Ungewiß im Fluge, kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Ziehet sich, vom bösen Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.

In diesem Falle ging das Schändliche von einem Könige aus, der nicht die eigenen Hände gebraucht, sondern willfährige Vasallen zum Bösen gezwungen oder verleitet hatte. Es tritt also auch die Not des verführten Dieners, des gegen seinen Herrn nicht Widerstandsfähigen, vor uns.

Ein König sollte seiner kühnen Taten
Mitschuldig Niemand machen!
Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, tut,
Was sich um Kron' und Reich zu tun wohl ziemen mag,
Ist in dem Werkzeug niedriger Verrat.
Doch ja, Den lieben sie und hassen den Verräter!
Weh ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunst,
Und wir gewöhnen uns, leicht zu vergessen,
Was wir der eignen Würde schuldig sind.
Die Gnade scheinet ein so hoher Preis,
Daß wir den ganzen Wert von unsrem Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer Tat,
Die unsrer Seele fremd war!
Wir dünken uns Gesellen und sind Knechte!
Von unserm Rücken schwingt er sich auf's Roß,
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel,
Eh' wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.

Wie wollte Goethe aus diesem schrecklichen Stoff eine tröstliche Dichtung bilden? Er traute sich's zu, war ihm doch das Gleiche bei der ‚Iphigenie' gelungen. Gewiß, der holde Knabe, nach dem das Stück sich nannte, verfällt dem allgemeinen Menschenschicksal, „zwischen Freud' und Schmerzen" dahinzuziehn.

> Niemand tritt auf diese Welt,
> Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre,
> Und den Großen mit großem Maße.
> Doch überwiegt das Leben Alles,
> Wenn die Liebe in seiner Schale liegt.

Das war der Leitsatz für dieses großgedachte Drama. Am 11ten August begann es Goethe, und rasch flossen die Verse — die Handschrift zeigte Prosa, aber man konnte diese Prosa leicht in Verse abteilen. Am 10ten September erfolgte die Niederkunft der Herzogin. Statt des erwarteten Erben: eine tote Prinzessin! Nun hatte Goethe für die Bestattung der kleinen Leiche zu sorgen: seit dem Schloßbrande gab es keine fürstliche Begräbnisstätte mehr; er wählte mit Herder zusammen einen Platz hinter dem Altare der Stadtkirche. Damit begrub er auch seinen ‚Elpenor'. Das hätte nicht zu sein brauchen, aber — neue Jahreszeiten bringen neue Früchte.

*

Es ist schon angedeutet, daß der Dichter und Kunstfreund in Goethe auch zum reichsten, vielseitigsten Kunstgebilde, zur Oper, strebte. Also brauchte er einen Musiker als Weg- und Bundesgenossen. Der einheimische Kapellmeister Wolf war ihm widerwärtig, und der Hofkavalier Siegmund v. Seckendorff nur ein lauer

Herzogin Luise von Sachsen-Weimar
Nach einem Gemälde von Georg Melchior Kraus
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Plan von Weimar 1784
Von F. L. Güssefeld, nachm. Homannische Erben
Mit Erlaubnis der Landesbibliothek zu Weimar

Freund, der sich überdies von Weimar ablösen wollte. Bode, der Freimaurer-Häuptling, kam auch nicht in Betracht, obwohl er in seiner Jugend Militärmusiker gewesen war und auch in reiferen Jahren noch Kompositionen hatte drucken lassen. Der junge Friedrich Kranz aus Weimar versprach gute Leistungen, aber zunächst hatte er noch zu reisen und in der Fremde sich umzusehen. Immer wieder empfand Goethe seinen nach Zürich verschlagenen Landsmann Christoph Kayser als seinen Nächsten in musikalischen Dingen; also wünschte er ihn auch räumlich nahe zu haben. Auch aus seinem Hange zur Wohltätigkeit entsprang dieser Wunsch, denn Kayser brauchte einen Führer, Antreiber, Erwecker, um das Große, was in ihm lag, zu entfalten, um auch äußerlich mehr als ein armer Klavierlehrer zu werden. Und Kayser lehnte sich an den Stärkeren an: er folgte Goethes Rufe; gleich nach Neujahr 1781 traf er ein. Seines Gönners Absicht war namentlich, den jungen Mann bei den fürstlichen Damen und überhaupt bei Hofe und in der Gesellschaft einzuführen und beliebt zu machen, so daß man sein Bleiben wünschen und daß er selber lernen möchte, unter dergleichen Leuten sich frei zu bewegen. Dabei sollte er das weimarische Musikwesen genau prüfen; vielleicht konnte er gute Anregungen geben und bald Wolfs Nachfolger werden. „Ich hoffe, sein Leben hier soll ihn geschmeidiger machen“, schrieb Goethe an Lavater: nach sechs Wochen war es somit noch eine Hoffnung. Am 18ten März schien es Gewißheit zu sein: „Kayser ist recht gut hier; er hört und sieht viel Musik und Menschen. Ich habe Absichten mit ihm.“

Es war jedoch noch nicht viel erreicht, als Kayser am 24sten Mai sich wieder auf den Rückweg machte. „Fahren Sie in dem lebendigen Gebrauch der Welt fort, in dem Sie hier einige Schritte gewagt haben", mahnte Goethe in seinem ersten Briefe nach Zürich. Ein paar Tage später schickte er ihm ein Freimaurer-Lied zum Komponieren: „Da Sie den Geist meiner Maurerei kennen, so werden Sie begreifen, was für einen Zweck ich mit vorstehendem Liede habe und mit mehreren, die nachkommen sollen".[1])

Goethes vorläufiger Plan mit Kayser ging aber noch nicht auf eine Anstellung in Weimar; vorher wollte er ihm noch die Krone der Ausbildung gönnen: einige Wochen oder Monate in der Nähe des größten Tonsetzers der Zeit, des Ritters Gluck. Der alte Musik-König lebte jetzt wieder in Wien, und man durfte nicht hoffen, daß er noch lange ausdauere. Goethe faßte eben einen Brief an ihn ab, als die Nachricht kam, daß Gluck von einem Schlage getroffen sei. Nun schrieb statt Goethes der junge Herzog, der früher mit dem Meister persönlich bekannt geworden war. Gluck ließ antworten, daß er als kranker Mann dem Schützling des Herzogs nicht viel dienen könne, aber Kayser möge nur kommen, denn in Wien sei demnächst recht viel gute Musik zu hören; man erwartete nämlich den russischen Großfürsten Paul, den Thronfolger, mit seiner Gemahlin, und bei dieser Gelegenheit sollten auch einige

[1]) Unter Maurer-Liedern sind nur gesellschaftliche Gesänge zu verstehen, und die damaligen Gesellschaften fanden viel mehr Gedichte sangbar, als wir Nachfahren. Doch weiß Niemand zu sagen, welches Gedicht Goethes hier gemeint ist.

Opern Glucks aufgeführt werden. Goethe meldete es sogleich an Kayser und trieb ihn an, sofort nach Wien zu fahren und von Gluck die angebotenen Ratschläge zu erbitten:

Der Alte kann Ihnen noch seinen ganzen musikalischen Segen hinterlassen — wer weiß, wie lange er noch lebt! Freilich wünscht' ich, daß Sie gleich aufbrächen, um noch bei allen Proben und Anstalten zu sein, um das Innerste kennen zu lernen. Haben Sie Das alles gesehen und gehört, haben Sie den Wiener Geschmack, Sänger und Sängerinnen kennen gelernt, so ist es alsdann wohl Zeit, daß wir auch was versuchen. Einige Monate in Wien können Sie jetzo weiter rücken als zehn Jahre einsames Studium.

Goethe überwies ihm auch sogleich zweihundert Taler zur Reise, damit nicht wegen des Geldes eine Verzögerung geschehe, und versprach ihm in Wien durch den weimarischen Residenten soviel Geld, wie er brauche. „Und Sie sollen zu weiter nichts verbunden sein als: Alles aus sich zu machen, wessen Sie fähig sind."

Kayser war ein glühender Verehrer Glucks, aber er war auch ein großer Zauderer und Versäumer. Jetzt spürte er Goethes Liebe recht gut, aber er konnte den raschen Entschluß nicht fassen, den dieser verlangte.

*

In der Malerei war Friedrich Müller aus Kreuznach der Auserwählte, an dessen Zukunft die Weimarischen glaubten und dem sie helfen wollten, sein Genie zur Reife zu bringen. Seine Briefe aus Rom las man gern, Goethe besonders, der dort doch auch einmal zu leben gedachte. Endlich schickte Müller auch die verlangten Proben seiner Arbeiten; sie waren leider

„Sturm und Drang", ebenso übel wie in der Literatur die dramatischen Schöpfungen Friedrich Klingers. Zu Gegenständen wählte er die großartigsten und gewaltsamsten, ganz wie Füßli: zum Beispiel die eherne Schlange, vor der die gequälten Israeliten knien, oder den Tod Mosis, wie er in einer jüdischen Legende (anders als in der Bibel) geschildert wird: ein Engel und ein Teufel kämpfen um den Hinsinkenden. Das waren keine Aufgaben für einen Lernenden! Leider zeigte die Ausführung, daß dieser Maler sich gar nicht auf's Lernen legte, sondern gar zu sehr sein Genie und den lieben Zufall walten ließ. Goethe hielt es für seine Pflicht, dem irrenden Künstler seine wahre Meinung nicht zu verhehlen.

Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich in Verlegenheit sein, Ihnen zu sagen, daß Ihre Sachen hier kein großes Glück gemacht haben. Und wie sehr wünscht' ich selbst, einige Stunden über Das, was ich dabei zu erinnern finde, mit Ihnen sprechen zu können; doch lassen Sie uns es so machen: ich will Ihnen gegenwärtig nur kurz meine Gedanken sagen; antworten Sie mir darauf, und wir können uns nach und nach hinreichend erklären.

Ich verkenne in Ihren Sachen den lebhaften Geist nicht, die Imagination und selbst das Nachdenken. Doch glaube ich Ihnen nicht genug raten zu können, sich nunmehr jener Reinlichkeit und Bedächtlichkeit zu befleißigen, wodurch allein (verbunden mit dem Geiste) Wahrheit, Leben und Kraft dargestellt werden kann. Wenn jene Sorgfalt, nach der Natur und großen Meistern sich genau zu bilden, ohne Genie zu einer matten Ängstlichkeit wird, so ist sie es doch auch wieder allein, welche die großen Fähigkeiten ausbildet und den Weg zur Unsterblichkeit mit sicheren Schritten führt. Der feurigste Maler darf nicht sudeln, so wenig als der feurigste Musikus falsch greifen darf; das Organ, in dem die größte Gewalt

und Geschwindigkeit sich äußern will, muß erst richtig sein. Wenn Raphael und Albrecht Dürer auf dem höchsten Gipfel stehen, was soll ein echter Schüler mehr fliehen als die Willkürlichkeit?

Doch Sie wissen Alles, was ich Ihnen sagen könnte, besser; ich sehe es aus Ihren Briefen und Urteilen, und ich hoffe, Sie sollen es auch auf Ihre eigenen Sachen anwenden können und mögen. Ich finde Ihre Gemälde und Zeichnungen doch eigentlich nur noch gestammelt, und es macht Dieses einen um so übleren Eindruck, da man sieht: es ist ein erwachsener Mensch, der Vielerlei zu sagen hat und zu dessen Jahreszeit ein so unvollkommener Ausdruck nicht recht kleidet.... Nach meinem Rat müßten Sie eine Zeit lang sich ganz an Raphaeln, die Antiken und die Natur wenden, sich recht in sie hineinsehen, einzelne Köpfe und Figuren mit Sorgfalt zeichnen und bei keiner eher nachlassen, bis Sie den individuellen Charakter und das innere Leben der Gestalt nach Ihren möglichsten Kräften aus dem Papier oder aus der Leinwand wieder hervorgetrieben hätten; dadurch werden Sie sich allein den Namen eines Künstlers verdienen. Das Hinwerfen und Andeuten kann höchstens nur an einem Liebhaber gelobt werden. Ferner wünscht' ich, daß Sie auch eine Zeit lang sich aller Götter, Engel, Teufel und Propheten enthielten.

In diesem Sinne sprach er sich noch ausführlicher aus; er hoffte, den Sünder auf einen besseren Weg zu drängen. Als aber Müllers Antwort da war, sah er, daß er in den Wind geredet hatte. Mündlich, in langen Gesprächen, mit dem Finger auf den einzelnen Stellen, kann man vielleicht bis zu einem gewissen Grade einen Künstler, der nicht von vornherein widerstrebt, zur Umkehr bewegen, eine briefliche Unterredung wird immer Kraftvergeudung sein. Goethe schloß also die von ihm selber angeregte Besprechung.

Am sichersten ist es, wir gehen, Jeder auf seinem Wege, fort, und da uns beiden angelegen ist, das Achte zu erkennen

und zu tun, so wird die Zeit wohl am besten zwischen uns richten oder vermitteln. Wir werden beide, ich in der Betrachtung deß, was jene große Meister getan haben, und Sie in der Nacheiferung dieser vorzüglichen Menschen vorrücken. Wie sehr wünsche ich, Ihnen dereinst mit dem aufgeklärtesten Urteil das lebhafteste Lob erteilen zu können! Und wie sehr beneide ich Sie um Ihre Wohnung mitten unter den Meisterstücken, von denen wir in unserm kargen Lande nur durch Tradition eine neblichte Ahnung haben können, also gar weit zurückbleiben müssen! Schreiben und schicken Sie, wenn und was Sie mögen. Sie werden in mir einen immer wachsenden Anteil an der Kunst und dem Künstler finden.

Das waren freundliche Worte, aber sie bedeuteten einen Abschied.

*

In derselben Geniezeit, wo Goethe mit dem Dichter Friedrich Müller, der jetzt als „Maler Müller" die Unsterblichkeit suchte, zuerst bekannt geworden war, hatte er auch eine rasche Freundschaft mit dem geistesverwandten Dichter Bürger geschlossen. Die Beiden sahen sich zwar nicht von Angesicht, aber sie liebten sich plötzlich als Brüder und sagten Du zu einander. Ohne Zweifel: Die Dichter des ‚Götz' und der ‚Leonore' gehörten zusammen! Als Bürger ein paar Jahre darauf vorhatte, die ‚Ilias' in deutschen Jamben zu übersetzen, lenkte Goethe

Gottfried August Bürger

die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Absicht und sprach öffentlich aus, daß man einen solchen Dichter begünstigen müsse, ein solches Werk auszuführen. Auch sammelte er Geld dafür als einen vorläufigen Ehrensold für den Dichter-Übersetzer. Bald aber schlief die Sache ein; Bürger verbrauchte das Geld, seine dringendsten Schulden zu bezahlen, und so viel Fleiß, wie eine Verdeutschung Homers verlangt, steckte nicht in ihm; auch hatte er viel zu viel mit seinen Leidenschaften, Vergnügungen und Sorgen zu tun. Unterdessen machten sich aber gleich zwei andere Homer-Übersetzer an's Werk, zufällig zwei ehemalige Göttinger aus dem Hainbundskreise, dem Bürger auch sehr nahe gestanden hatte: Graf Friedrich Stolberg und Rektor Johann Heinrich Voß. 1778 erschien Stolbergs ‚Ilias' und 1781 Vossens ‚Odyssee'. Dem alten Bodmer, der immer noch lebte, taten diese jungen Leute nun einmal nicht die Ehre an, seine Arbeit für eine endgültige zu halten, aber unter einander wußten sie sich auch nicht zu schätzen.

Im Frühjahr 1781 ging Herzog Karl August auf ein paar Tage nach Göttingen; er wünschte, bei dieser Gelegenheit den Dichter Bürger kennen zu lernen, und unterhielt sich nach seiner Art menschlich-zutraulich mit ihm. Sofort entstand in Bürger die Hoffnung, daß er nun aus seiner jetzigen Notlage heraustreten und im Weimarischen einen angenehmeren Dienst bekommen könnte; bisher war er Justiz-Amtmann des Gerichts Altengleichen bei Göttingen und auch unglücklicher Pächter eines Landguts zu Appenrode. Er schrieb also an Goethe, daß er seinen Zustand zu verbessern wünsche.

Aber Goethe war nicht mehr der Mann, ohne viel Bedenken aus warmem Herzen ein „Bruder, komm'!“ zu rufen; und über Bürgers häusliche Verhältnisse hatte man so Allerlei gehört, das auf keinen guten Verwalter von Staatsgeschäften schließen ließ. Goethe antwortete also mit der Gegenfrage, weshalb Bürger sich von seiner Stelle fortsehne, was er sich anderwärts wünsche und was für ein bestimmtes Talent er angebe, woran sich ein Amt oder eine Versorgung knüpfen lasse.

Ich bin in Nichts vorsichtiger und habe so viel Anlaß und Ursache es zu sein, als das Schicksal eines Menschen mehr zu übernehmen. Man kann ihnen kaum das Notdürftige geben, und das Notdürftige findet sich überall. Mit Ihnen halte ich es doppelt für Schuldigkeit, aufrichtig und behutsam zu Werke zu gehn.

Bürger hatte eine andere Antwort erwartet, aber er mußte wohl auf Goethes Frage Auskunft geben. Er wußte aber selber nichts Besseres vorzuschlagen, als daß man ihn in einem andern Lande wieder zum Justiz-Amtmann machen sollte, vielleicht mit besserem Gehalte, als er jetzt hatte. Denn seine Eignung zu einem höheren Posten konnte er nicht erweisen, und soviel Glück haben wie Goethe: das läßt sich nicht beantragen. Lange blieb Goethe die zweite Antwort schuldig. Es ward ihm schwer, dem leidenden Manne eine Hoffnung zu nehmen, und als er ihm schließlich die eine Tür verschloß, suchte er ihm eine bessere aufzumachen. Daß ein Mann von Bürgers Kenntnissen und Phantasie in einem kleinen Staatsdienste sich nirgends wohl fühlen könne, war ihm nicht zweifelhaft.

Es ist in unserm ganzen Lande keine einzige Justizbeamten-Stelle, davon nicht der Besitzer an eben den Übeln krank läge, über die Sie sich beklagen. Keine subalterne Stelle ist weder für einen denkenden Menschen, was wir gewöhnlich so nennen, noch dazu eingerichtet, das Leben in einem feineren Sinne zu genießen. Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann, sind allein gebaut, sich darin leidlich zu befinden und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche zu wirken.

Jede höhere Stelle ist nach ihrem Maße unruhiger, mühseliger und weniger wünschenswert.

Für Sie, habe ich immer gedacht, müßte eine akademische Stelle weit die beste sein. Ihr bestimmter Geschmack für die Wissenschaften, Ihre schönen Kenntnisse, die Sie mit weniger Mühe gar leicht zweckmäßig erweitern und nach einem Ziele hinleiten könnten, machen Sie von dieser Seite gewiß vorzüglich dazu geschickt. Wie wenig müßte es Ihnen schwer fallen, als Professor der Philosophie die menschlichen Dinge in einer schönen Ordnung und Vollständigkeit vorzutragen und Sich, indem Sie Sich einem reizenden Studio widmeten, Andern nützlich zu machen. Und wieviel Zierde würden Sie den trockensten Sachen durch Geschmack und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet. Ihr Name selbst, der Ihnen jetzo beschwerlich wird, müßte alsdann zu Ihrem und Ihres Geschäftes Vorteil gereichen.

Diese angenehme Aussicht habe ich mir zeither mehr als einmal und in weit größerem Detail vorgespiegelt; aber mir ist auch die andere Seite nicht verborgen geblieben. Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, in die man sich finden muß, und der Parteigeist, der meistens Kollegen trennt, macht dem Friedfertigsten das Leben am sauersten und füllt die Lustörter der Wissenschaften mit Hader und Zank . . .

*

Bürger hätte nun antworten sollen: „Ich bitte um ein Lehramt in Jena“. Es unterblieb. Manches Jahr später machte er sich einmal auf den Weg nach Weimar:

da war es zu spät. Als Goethe die Sätze diktierte: „das Schicksal eines Menschen mehr zu übernehmen“ und: „man kann ihnen kaum das Notdürftige geben“, ging ihm sicherlich der Nagewurm zu Ilmenau durch den Sinn. Kraft strebte ja auch ein Amt im weimarischen Staatsdienste an, und Goethe konnte ihm diesen Wunsch nicht erfüllen. Und Kraft konnte auch nicht mit den hundert Talern auskommen, die ihm sein Wohltäter (außer allerlei Nebengaben) alljährlich zukommen ließ. Er hatte in seiner früheren besseren Zeit mehr als das Zehnfache verzehrt; jetzt reichten die hundert Taler gerade für Wohnung und Kost. Die Schulden stiegen ihm also bald an den Hals, und wohl oder übel mußte er seinem Wohltäter wiederum seine Not klagen. Goethe antwortete, er wolle ihm für dieses Jahr 200 Taler anbieten: „Alsdann aber stehen Sie für Alles; soviel kann ich entbehren; Sie brauchen nicht bei jeder Kleinigkeit ängstlich zu sein und können einteilen, wie Sie wollen.“ Goethe bezog damals ein Gehalt von zwölfhundert Talern: den sechsten Teil also gab er an einen Bedürftigen, gegen den er gar keine Verpflichtungen hatte! Von seinen Ausgaben, die ja sein Gehalt erheblich überstiegen, war es auch noch der elfte Teil.

Kraft war nichts weniger als undankbar oder unverschämt. Es mag ihm eine große Qual gewesen sein, daß er angesichts so vieler Güte dem Wohltäter die ganze Wahrheit sagen mußte: daß er damit wohl nicht gerettet sei. Goethe antwortete ihm sogleich:

Sie haben wohl getan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken: Ich lege gewiß Alles zurechte, so wenig ich imstande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst Andern Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht, das Mindeste über die 200 Taler für Sie zu tun. Diese sollen Sie richtig erhalten; damit suchen Sie auszukommen und sich nach und nach das Nötige zu schaffen.

Ausdrücklich halt' ich mir vor, daß Sie ohne mein Wissen und Einwilligung nicht Ihr Quartier, noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Mensch hat seine Pflicht: machen Sie Sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir, und es wird Ihnen leicht werden. Wenn Sie von Irgendjemand borgten, würde es mir sehr unangenehm sein. Eben diese unselige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzes Lebens gemacht, und Sie sind mit tausend Talern nie zufriedener gewesen als jetzt mit den zweihundert, weil Ihnen immer noch Was zu wünschen übrig blieb und Sie Sich nie gewöhnt haben, Ihre Seele in den Grenzen der Notwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe. Ich weiß leider zu gut, wie es in Ihnen zusammenhängt, und fühle, wie das Unverhältnis Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß.

Genug aber! Ein Wort für tausend: am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Taler: für's gegenwärtige soll Ihnen Seidel Etwas vorausgeben. Schränken Sie Sich alsdann ein! Das Muß ist hart, aber beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann Jeder!

Kraft hätte nicht so erregbar zu sein brauchen, wie er war, um von dieser Lektion erschüttert zu werden und sie in der Erregung mißzuverstehen. Hatte Goethe ihm gekündigt, oder mußte er selber jetzt kündigen? Solche Seelen-Patienten kommen gar rasch zu dem Schlusse: „Nun ist Alles aus! So geht es nicht weiter!“ Kraft ergoß sich in einem Brief, der, in Töne umgesetzt,

sehr laut und bewegt gewesen wäre. Nun wusch ihm Goethe noch einmal den Kopf, indem er sich alle falschen Deutungen seiner Worte verbat.

Sie sind weder in meiner „Achtung gesunken"; noch hab' ich einen „schlechten Begriff" von Ihnen; noch habe ich die „gute Meinung" fahren lassen; noch hat Ihre Denkungsart in meinen Augen einen „Flecken" bekommen. Dies sind alles übertriebene Ausdrücke, die sich ein gesetzter Mann gar nicht erlauben sollte. Indem ich auch „freimütig" meine Gedanken sage, indem ich einige Züge Ihrer Denk- und Handelsart anders wünsche, heißt Das gleich, Sie für einen „schlechten Menschen" halten und das bisherige Verhältnis aufheben? Eben diese hypochondrische, allzu weiche und gleich aus dem Maß schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's, die ich tadle und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einem Ton Ihre Briefe künftig sein sollten? Befiehlt man Das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brot essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise Etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich oben aus zu sein oder zu tun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?

Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem freilich Wenigen, was ich für Sie tun kann, auch vergnügt und zufrieden wüßte!

Es bleibt also, wenn Sie wollen, beim Alten. Ich wenigstens werde in meinem Betragen gegen Sie nichts ändern.

*

Der unglückliche Kraft war nicht das ganze Jahr über unnütz und sein Berichten über die übeln Zustände in Ilmenau keine bloße Papiervergeudung. Zwar den meisten Beschwerden konnte Niemand sogleich abhelfen; aber an dem ungerechten Steuer-Verwalter des Ortes

Brief an Charlotte von Stein
Aus dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar

ließ sich ein Exempel statuieren, das andern Amtsleuten einen heilsamen Schrecken einjagte und den Bürgern von Ilmenau das Bewußtsein gab, daß sie in Weimar ihr Recht erlangen könnten, denn dies Bewußtsein war ihnen wirklich in langen, bösen Zeiten abhanden gekommen.[1]) Der Steuer-Sekretär Gruner mißbrauchte seit vielen Jahren seine Kasse ungescheut, denn er war mit den andern Beherrschern des Städtchens in gleichen Sünden verbündet; seine Vorgesetzten in Weimar aber neigten sehr zur Geduld und Nachsicht, wenn sie seine Nachlässigkeiten oder Verfehlungen wirklich bemerkten, denn Gruner gehörte zu der Verwandtschaft, in der die meisten fürstlichen Diener mit einander standen. Dies war einer der Fälle, die Goethe im Auge gehabt hatte, als er, der Fremde, dem Herzog glaubte dienen zu können; hier waren Unbefangenheit und strenger Wille zur Gerechtigkeit mehr wert als jene langjährige Kenntnis der Personen und Geschäfte, die so leicht zur Faulheit und Feigheit, zum Augen-Zudrücken und Durch-die-Finger-Sehen stimmt. In Goethes Arbeitsfach gehörte dies Steuerwesen nicht; aber er konnte Krafts Mitteilungen benutzen, wenn im Geheimen Konsilium über Ilmenau beraten wurde, und er konnte, wenn die Andern wiederum die Sache auf sich beruhen lassen oder auf die lange Bank schieben wollten, dem Herzog reinen Wein einschenken und Diesen bewegen, als Herr aufzutreten, der keinen Unfug duldet. Das geschah;

[1]) Näheres bei Julius Voigt, Goethe und Ilmenau, Leipzig 1912, und in desselben Verfassers kleinerer Schrift: „Die Ilmenauische Empörung von 1768".

Gruner wurde abgesetzt und bekam sogar Zuchthaus; ein redlicher Nachfolger stiftete allmählich Ordnung.[1])

*

Es war schon damals so, daß die Regenten ihre Untertanen gern zu Tugenden zwingen wollten, die sie selber nicht hatten. Zum Beispiel wollten die weimarischen und eisenachischen Geheimen Räte das leichtsinnige Schuldenmachen abschaffen, und dabei wandten sie sich auch gegen die Aufnahme allzu großer Kapitalien auf Grundstücke, denn es kam oft vor, daß solche Hypotheken nicht gedeckt werden konnten. 1780 ward nach zwanzigjähriger Vorarbeit ein Gesetz fertig und verkündet, wonach der Richter Hypotheken nur bis zur Hälfte des Wertes eintragen und beibehalten durfte; der Wert der beliehenen Grundstücke sollte alle drei Jahre nachgeprüft werden, und namentlich sollten der Richter und die angestellten Schätzer mit ihrem eigenen Vermögen haftbar sein, wenn die Gläubiger beim Konkurse nicht zu ihrem Gelde kämen.

Goethe verlangte entschieden, daß diese Bestimmungen zurückgenommen werden sollten. Das Gesetz sei leider

[1]) 1824 sprach Goethe mit dem Kanzler v. Müller über diese alten Geschäftssachen. „Den Ilmenauer Steuerkassierer Gruner brachte ich ins Zuchthaus, weil ich im Konseil seinen Proprerest von 4000 Talern, den er durch falsche Restspezifikation maskiert hatte, schonungslos aufdeckte, trotzdem daß der Minister Fritsch, Hetzer, Eckardt usw. ihn protegierten." In demselben Gespräche sagte Goethe übrigens auch: „Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht halten; ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil."

bereits veröffentlicht, aber es lasse sich nicht halten. Man könne nicht den Gläubiger von Staats wegen so vollständig sichern; er habe sich selber um die Sicherheit seines Kapitals zu kümmern, und das Vertrauen auf die Persönlichkeit des Schuldners sei doch eine große Hauptsache bei solchen Darlehen. Die Strenge des Gesetzes werde notwendig den Wert der Grundstücke herabmindern, der nicht allein durch die Nutzung, sondern auch durch die Möglichkeit der Beleihung und des Verkaufs bestimmt werde. Der Kredit sei etwas Geistiges und dürfe nicht allzusehr eingeengt werden; „durch die ehernen Bande der neuen Konstitution" würden Tüchtige und Untüchtige gleich behandelt. — Schnauß schloß sich diesem Gutachten an; die Folge war, daß man das Inkrafttreten des Gesetzes zunächst auf zwei Jahre verschob und schließlich ganz aussetzte.[1]

*

„Auf der Kriegs-Kommission geht's sehr gut", erzählte Goethe im Januar seinem abwesenden Fürsten; „auch ist eine viel freiere Luft oben". Er freute sich, daß er keinem Kollegen Volgstädt mehr begegnete. Als alleiniger Meister konnte er jetzt „Ordnung bis aufs Letzte" halten. Im selben Briefe berichtete er, daß er für die Garnison-Schule eine geräumige Stube im Waisenhause zurecht machen lasse, was auf sechzig Taler kommen werde; „dann wollen wir sehen, ob wir von der feinen äußerlichen Zucht weiter zur innern kommen können." Es handelte sich hier um eine neu

[1]) Nach Hartung, Jahrbuch der G.-G. II 114. Goethes Gutachten ist noch nicht gedruckt.

ins Leben gerufene Spinn- und Strickschule für arme Soldatenkinder.

Gegen den Herbst „rekapitulierte" Goethe einmal, was er bei der Kriegs-Kommission bisher geschafft hatte. Da freute er sich des Erreichten. Gewiß, es war nur ein kleines Departement. „Nun wäre mir's nicht bange, ein weit größeres, ja mehrere in Ordnung zu bringen — wozu Gott Gelegenheit und Mut verleihe!"

Aber zu andern Zeiten sagte er sich, daß er bei noch größerem Beamten-Eifer auf sein Dichten und alles Künstlertum verzichten müßte. „Ich lade fast zu viel auf mich", schrieb er an Lavater, „und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen — und ich möchte doch soviel Anders auch nicht fallen lassen!"

Es war jetzt eine Zeit, wo auch diese kleinen Verwaltungsmänner öfter als sonst an die große Politik und höhere Gesichtspunkte dachten. In Preußen hoffte man auf einen baldigen Tod des berühmten Despoten und auf einen milderen Nachfolger, dachte also schon an dessen Neuerungen. In Österreich war die alte Kaiserin Maria Theresia zur wohlverdienten Ruhe gegangen, und sogleich machte Joseph der Zweite durch seine kühnen Reformen viel von sich reden. In Frankreich hatte Necker in den höchst trübseligen und für den Bestand des Reiches geradezu gefährlichen wirtschaftlichen Zuständen eine wunderbare Wandlung zum Bessern herbeigeführt. Er hatte sich über sein Werk und seine Überzeugungen auch in öffentlichen Schriften ausgesprochen, wodurch auch der Ausländer zum Mit-

fühlen und Mitdenken verführt wurde. Am meisten sprach man jedoch über Joseph des Zweiten starke Eingriffe in die bisherige Ordnung. „Sie haben sehr viel Ähnliches von Meisterzügen“, meinte Karl August, „aber ein bißchen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein.“ Am Gasthofstische klinge es nicht übel, wenn Einer rede: „Der Teufel hole die Pfaffen!“ oder wenn man die Forderung aufstelle, daß niemand Unnützes im Staate leben solle. „Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding“, fuhr der junge Herzog fort. „Man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß Alles unnütz seie, was nicht hacke und grabe und nicht effektive die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanzübersicht vielen Respekt, aber mir dünket doch ...“ Nun eben: die Herrschaft selbst und alle ihre Freund- und Verwandtschaft leistet nicht viel im Hacken und Graben. Goethe las in einem Briefe Lavaters, daß dieser Freund recht viel Gutes und Kaiserliches von dem neuen Herrn in Wien erwartete. „Dem Kaiser gönn' ich allen Segen“, antwortete Goethe kühl. „Gib acht! gib acht! Sein Kopf steht gut; irr' ich nicht sehr, so fehlt's am Herzen, das zum großen Menschen, zur Tat wie zum Kunstwerk, unentbehrlich und durch Vernunft nicht zu ersetzen ist.“ Viel unbedingter war er für den großen französischen Volkswirt eingenommen, und dessen compte rendu au roi dünkte ihm eine köstliche Schrift, „ein ungeheuer Vermächtnis für Welt und Nachwelt“. Von nun an war Necker sein Lehrer — freilich war es schwer, diese Weis-

heit auf die deutschen und zumal auf die sehr kleinen und engen weimarischen und eisenachischen Verhältnisse anzuwenden.

Zu einem Teile seines bisherigen Dienstes verlor Goethe jetzt alle Lust, und es war gerade der Teil, der ihm früher der angenehmste gewesen war: die Begleitung des Herzogs auf seinen vielen Reisen. Schon früher hatte er sich öfters über die Unarten des jungen Mannes geärgert, denen auf solchen Ritten und Fahrten freier Lauf gelassen wurde. Aber er hatte doch mitgemacht, mit Lust und ohne Lust. Jetzt kamen ihm die schönen Gegenden bei Ilmenau und Stutzerbach durch die Erinnerungen an die früheren Streiche „befleckt“ vor, und dabei fiel ihm doch eben auch der Herzog recht unangenehm ein. In diesem Jahre fuhr Goethe mit Karl August bei sehr bösem März-Wetter nach Neunheilingen, dem Gute des Grafen Werthern. Eine ganze Woche blieben sie dort, und so hatte Goethe recht viel Zeit und Muße, seinem Herrn und der von ihm geliebten Dame des Hauses abwechselnd zuzusehen. Die Gräfin entzückte, ja, sie erleuchtete den Dichter, wie er selber es ausdrückte. Noch niemals hatte er soviel angeborenes Geschick zur Menschen-Behandlung und so viel Kultur beisammengesehen. „Es kleidet sie Alles, was sie sich von Jedem zueignet, und was sie Jedem gibt, tut ihm wohl“. — — „Sie traktiert's mit einer Leichtig-

Graf Werthern-Neunheilingen

keit und einer anscheinenden Sorglosigkeit, daß man sie für ein Kind halten sollte, das nur auf dem Klaviere, ohne auf die Noten zu sehen, herumruschelt, und doch weiß sie immer, was und wem sie spielt. Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens." Um so mangelhafter erschien in denselben Räumen ihr Verehrer; er war neben dieser glatt dahinlebenden Frau wie ein Knäuel Garn, das man nur mit Ärger aufwickeln kann, weil so oft verwirrte und verknotete Stellen kommen.

Gräfin Werthern-Neunheilingen

> Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Nicht leicht hat Einer so gute Anlagen als der Herzog; nicht leicht hat Einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er. Und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh' man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Übel hab' ich auch bemerkt. So passioniert er fürs Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel kennt — und doch, wenn er sich Etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter-Zerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt, und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann.

So grimmig wurde Goethe jetzt gegen seinen jungen Herrn, auf den er gerade hier gern recht stolz gewesen wäre, daß er sich weigerte, ihn auf der weiteren Reise

nach Kassel und Göttingen zu begleiten. Karl August mußte sich seinen geliebten Wedel zur Gesellschaft kommen lassen.

Ein paar Wochen danach sollte wieder einmal eine schöne Ferienzeit in Dessau verlebt werden; Goethe weigerte sich, mitzugehen. Er sagte dieses Nein dem

Nach einem bisher unveröffentlichten Schattenriß mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Herzoge schriftlich und sandte das Blatt seiner Freundin, damit sie ihm beistehe, denn sie hatte nicht geringe Macht über den jungen Fürsten.

> Hierbei ist eine Epistel: wenn Sie meinen, so schicken Sie das Blatt dem Herzog. Reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn nicht! Ich will nichts als Ruhe und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu tun. Mach' es nach Deiner Klugheit und Sanftheit!

Wirklich mußte der Herzog allein nach Dessau fahren, nur von einem Kammerdiener und zwei Jagdlakaien begleitet. Und die Folge war, daß auch Goethe, ehe die schöne Jahreszeit vorbei war, sich allein nach Dessau begeben mußte, nur von dem kleinen Fritz v. Stein begleitet. Er ging gerade zur rechten Zeit hin, um der Fürstin an ihrem Geburtstage aufzuwarten, und zeigte damit, daß ihn keine Abneigung gegen die dortige Herrschaft bewogen hatte, im Frühjahr wegzubleiben.

Zuweilen aber schien es ihm, als habe er dem Herzog abzubitten, und er dachte an den Rat der Weisen: „Beurteile Niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast." Zu andern Zeiten jedoch beurteilte er ihn wieder und tadelte ihn nicht wenig:

> Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel. Einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.

*

Auch zwischen Goethe und Lavater trat in diesem Jahre ein Trennendes, wenn sie sich auch beide noch keiner Abkühlung ihrer Freundschaft bewußt wurden. „Eigentlich zärtlich und amoros lieben kann ich ihn nicht", erklärte Lavater über Goethe, „aber sonst stehen wir auf einem herrlichen brüderlichen Fuß". Gegen Jacobi betonte er, daß Goethe ihm immer treue Freundschaft gehalten und niemals Unrecht getan habe. Goethe war in diesem Falle der Wärmere, obwohl auch Lavater an Glut nichts vermissen ließ. „Liebster der Menschen",

redete Goethe seinen Bruder in Zürich an, und ein ander Mal erklärte er ihn gar für so zart gesponnen, daß er, Goethe, bei seiner roheren Natur ihn nicht völlig ergreifen könne. Aber er schalt ihn doch auch, denn Lavater war ein étourdi, wie man damals sagte: zu überstürztem Handeln geneigt, in seiner Vielgeschäftigkeit die nötigsten Überlegungen zuweilen versäumend. Goethe empfand aber auch den stets verbleibenden Gegensatz im Glauben, zumal in der Bereitwilligkeit zum Glauben. Wie eine Biene in alle Blüten fliegt, um Honig zu saugen, so surrte Lavaters Seele herum nach Glaubensstoff und Glaubensbefestigung, denn ein satter, beruhigter Orthodoxer war er keineswegs. Zum Beispiel: als ihm der Herzog die Goethe-Büste von Klauer schickte, war seine erste Empfindung ein Schluß von dem biedern weimarischen Bildhauermeister auf den Weltschöpfer und die Auferstehung:

> Wenn ein Erdensohn so wahr geben und so fein verschönern kann, wirst Du, aller Erdensöhne Bild[n]er — oder Bild[n]erin — Gott oder Natur, wie man dich nennen mag, nicht einst auch mich darstellen und aufs allerdelikateste von allen Flecken der Erde reinigen können?

Und der zweite Gedanke:

> Dies Gesichte ist mir teures, heiliges Pfand der ewigen Einzigkeit meines Goethe! Gereinigt einst von jedem Anhauchen des Grimmes: wie wird er niedersehn, anbeten und anbeten lehren!

Einstweilen war aber Goethe noch kein Religionslehrer in Lavaters Sinne. „Daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, Alles in Einem sei",

erwähnte ihm gegenüber der unvorſichtige Pfarrer einmal als ſeinen Glauben. Raſch gab Goethe ihm recht: „Denn was ſind dieſe Begriffe anders als Konzepte, die der Menſch von ſeiner eignen Natur hat?“ Er ſtellte alſo den Freund geradezu vor die große Frage, ob Gott den Menſchen geſchaffen hat oder der Menſch die ſämtlichen Götter.

Lavater gab um dieſe Zeit den zweiten Band ſeiner ‚Vermiſchten Schriften‘ heraus; Goethe lobte dieſe gedruckten Briefe, aber eigentlich lobte er ſie nur als Abbilder ſeines geliebten Freundes.

Selbſt Deinen Chriſtus hab' ich noch niemals ſo gern als in dieſen Briefen angeſehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den ſchönſten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche, kriſtallhelle Gefäß — denn Das war er und als ein ſolches verdient er jede Verehrung — mit der höchſten Inbrunſt faſſen, mit Deinem eigenen hochroten Trank ſchäumend füllen und den über den Rand hinüberſteigenden Giſcht mit Wolluſt wieder ſchlürfen ſieht. Ich gönne Dir gern dieſes Glück, denn Du müßteſt ohne dasſelbe elend werden. Bei dem Wunſch und der Begierde, in *einem* Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum, [das Dir nahe lebt], genug tun kann, iſt es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und, in ihm Dich beſpiegelnd, Dich ſelbſt anbeten kannſt.

Nur Das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der ſich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köſtliche Federn der tauſendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären ſie uſurpiert, ausraufſt, um Deinen Paradiesvogel ausſchließlich damit zu ſchmücken. Dieſes iſt, was uns notwendig verdrießen und unleidlich ſcheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menſchen und dem Menſchen geoffenbarten Weisheit zu Schülern hingeben

und als Söhne Gottes ihn in uns ſelbſt und allen ſeinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich dadrinne nicht verändern kannſt und daß Du vor Dir Recht behältſt; doch find' ich es auch nötig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigeſt, Dir auch den unſrigen als einen ehernen, beſtehenden Fels der Menſchheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Chriſtenheit mit den Wogen Eures Meeres vielleicht einmal überſprudeln, aber weder überſtrömen, noch in ſeinen Tiefen erſchüttern könnt.[1])

Lavaters Chriſtusglaube erklärte ſich aus ſeinem Durſte nach einem göttlichen Freunde und Helfer, und er konnte ſeinen Durſt — wenigſtens zeitweiſe — in

---

[1]) In dieſem Sommer entſtand in Weimar das ‚Fragment über die Natur‘, das in Goethes Werken abgedruckt zu werden pflegt. Verfaßt iſt es jedoch, wie Goethe und Frau v. Stein 1783 bezeugten, von Georg Chriſtoph Tobler (1757—1812), jenem hochbegabten jungen Theologen aus Zürich, den Goethe in Genf kennen gelernt hatte, der ſich nachher in Straßburg bei der Branconi aufhielt und dann nach Weimar kam, wo er Knebels Wohnungsgenoſſe wurde und auch Goethes Neigung genoß. Vorher ein großer Anhänger Lavaters, war er jetzt ganz der Antike ergeben — er überſetzte Stücke der griechiſchen Tragiker — und religiös ein Freidenker und Pantheiſt. Als Goethe in hohem Alter dieſe Blätter über die Natur wiederſah, wußte er nicht mehr, wer der Verfaſſer und ob er es ſelber geweſen ſei; aber er habe in jüngeren Jahren ſo gedacht. In ſeinen brieflichen Religionsgeſprächen mit Lavater erklärt er ſich 1781 und 82 nicht eigentlich als Pantheiſt, ſondern als Ariſtokrat, nämlich gegen die Monarchie Chriſti, denn Gott offenbare ſich in *allen* vorzüglichen Geiſtern. Anderſeits nimmt er alle religiöſen Vorſtellungen für Ausſtrahlungen des Subjekts, iſt alſo grundſätzlich Skeptiker, nur daß er für dieſe ſubjektiven Religionen viel mehr Wohlwollen hat als Voltaire, Friedrich der Große und ihre Geiſtesverwandten.

den Evangelien löschen, bei deren Lesen ihn immer wieder ein Wahrheitsgefühl durchdrang. „So erfindet man nicht!“ rief er dann aus. Das Subjektive, das Menschlich-Unzulängliche seines Glaubens leugnete er gewiß nicht; er war sich seines eigenen Schwankens und Zweifelns bewußt; ja, er bezeugte eigentlich den Heiland so laut, um sich selbst völlig zu seinem Dienste zu überreden. Er durfte und mochte also Keinen verachten, der seinen Glauben nicht teilte; wohl aber durfte er mit Recht gegen alle Theologen als „schwache Köpfe oder Schurken“ eifern, die das evangelische Christentum zu lehren vorgeben und behaupten, dies Evangelium hänge nicht Alles an Christus oder gar: das Christentum, die Welt, die Christen, die Regierung der Welt hänge gar nicht von der Person, der Wirksamkeit, dem Einfließen Christi ab. Voll heiligen Zornes gegen den Fälscher, und dabei höchst geduldig gegen den Andersdenkenden, Andersfühlenden: so konnte Lavater die Freundschaft mit dem ungläubigen Goethe fortsetzen. Dieser seinerseits dachte ja auch nicht daran, Irgendeinem seinen Gott oder Christus zu rauben.

Aber, von Gott und Christus abgesehen, ward ihm freilich Lavaters Gläubigkeit je länger je ärgerlicher, nämlich seine kindische Leichtgläubigkeit, seine Wut, alle wunderbaren Berichte für wahr zu halten. Um diese Zeit redete man viel über den „Grafen Cagliostro“, einen geheimnisvollen Mann von etwa vierzig Jahren, der übersinnliche Kräfte und Kenntnisse erwiesen und viele Wunderkuren und andere unbegreifliche Taten verrichtet haben sollte. Dieser Mann hatte sich durch halb Europa bewegt; unzählige Menschen kannten ihn, und Niemand wußte, wer er eigentlich war und woher er kam. Spanier, Italiener, Ragusaner, Jude, Araber: Alles sollte er sein nach den Gerüchten, die über ihn gingen; aus seiner Sprache ließ sich die Herkunft nicht ablesen, denn er sprach viele Sprachen gleich schlecht. Er sah aus wie ein Hausknecht, aber sein Auftreten war so stolz wie Das eines großen Königs; also hielt er sich auch alle Neugierigen und Übelgesinnten vom Halse; von Fremden ließ er nur Kranke vor. Von den wunderbaren Kuren, die ihm zugeschrieben wurden, waren manche unbestreitbar; aber da mochten die Krankheiten solche sein, wo Magier und Wundertäter alter und neuer Zeiten Großes ausgerichtet hatten, also Leiden der Nerven, des Gemüts, der Einbildung, die den Körper mit ergriffen hatten. Über ein Rätselhaftes kam Niemand bei Cagliostro hinweg. Er verbrauchte bei seinem vornehmen Leben viel Geld: woher nahm er es? Denn jede Bezahlung lehnte er ab; konnte er ein Geschenk nicht zurückweisen, so machte er größere Gegengeschenke; nie erhielt er Geld von der Post; man sah durchaus keine Einnahme. Verstand dieser Zauberer die Goldmacherkunst? So hätte er doch das rohe Gold gegen gemünztes eintauschen müssen? Vielleicht war er Oberhaupt oder Werkzeug einer geheimen Gesellschaft, die ihm zu ihren verborgenen Zwecken das Geld zufließen ließ. Eine Sage ging, daß er vor vielen Jahren als Erzieher einen asiatischen Prinzen begleitet und diesen auf hoher See hingerichtet habe; aber der so erworbene Reichtum hätte längst verbraucht sein müssen.

Der geheimnisvolle Mann wohnte jetzt in Straßburg. Er ging dort mit dem königlichen Prätor und

dem Kardinal Prinz Rohan wie mit Freunden um, die ihm viel zu verdanken hätten. Auch der Frau v. Branconi, die seit kurzem ebendort wohnte, gönnte er seinen Umgang. Im Januar 1781 machte sich deren Freund Lavater mit seinem guten Dr. Hotze aus Richterswyl auf die Reise nach Straßburg, um die übernatürlichen Kräfte dieses Menschen zu prüfen und daran seinen Glauben an die biblischen Wundergeschichten zu stärken, denn Das war immer sein letzter Wunsch und Zweck. Goethe war nun ehrlich neugierig auf Lavaters Bericht über diese Straßburger Reise; aber als er ihn hatte, sah er nur, wie schrecklich unkritisch sein Freund wieder einmal gewesen war. Denn so schilderte Lavater, der sich doch schon öfters mit Wundertätern abgegeben hatte, den schlauen Italiener:

Alexander Graf von Cagliostro
(Joseph Balsamo aus Palermo)
Nach einem Stich von Christophe Guerin

Cagliostro ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabener und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner[1]) Mensch, ein parazelsischer Stern-Narr, ein hermetischer Philosoph, ein Arkanist, ein Antiphilosoph: Das ist nun wohl das Schlimmste, was von ihm gesagt werden kann — ohne Alles, was von ihm erzählt wird. So, wie er dasteht, gewiß ein erzfester,

[1]) alltäglicher.

höchst prägnanter Mann. Was mir die Recke von Mitau von ihm erzählt und an sich allen Glauben überstieg, wenn sie's nicht umständlich und zum Teil als Augenzeugin erzählte, wird einem sogleich wahr, wenn man den Mann eine Viertelstunde gesehen und gehört hat. Die sieben Geister Gottes stehen ihm zu Dienste, sagt er; Diese könn' er sehen, hören, fühlen wie mich. Auf den Wahrsagergeist macht er unzweideutigen Anspruch. Ich glaube ganz ruhig provisionell[1]), was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinaus will und anprellt. Ohne Scharlatanerie ist er gewiß nicht, obgleich er dennoch kein Scharlatan ist.... Eigentlich Anziehendes, Amuroses hat er nichts. Übrigens steht er neben andern Menschen, wie ein ewiger Fels neben Strohhütten. Seine Stimme ist physisch so stark, daß es einem wie natürlich scheint, daß ihr die Geister gehorchen müssen ... Es ist doch ein scharfes Schicksal, daß alle großen Menschen solchen Zusatz von Roheit oder Narrheit haben müssen, daß man ihnen nicht nahe kommen kann, ohne gedrückt, verwundet oder befleckt zu werden.

Lavater hatte den „Grafen" gefragt, worin seine Wunderkräfte beruhten, und Cagliostro erwidert: „In verbis, in herbis, in lapidibus."[2]) Er hatte dem wißbegierigen Prediger einen Briefwechsel versprochen, antwortete aber nicht, als ihm Dieser schrieb. Als ihn die Branconi an sein Versprechen erinnerte, äußerte er große Hochachtung für Lavater; er werde ihm, wenn er wiederkomme, zwei, drei, vier Abende ganz geben und werde auch schriftliche Fragen beantworten. Nun ließ ihm Lavater durch die gemeinsame Freundin eine Anzahl ernstester theosophischer Fragen vorlegen, aber Cagliostro hütete sich, seine Phrasen schriftlich zu geben.

[1]) vorläufig.
[2]) In Worten, Kräutern, Steinen.

„Auf meine Fragen hat er mir nicht geantwortet", berichtete Lavater nach Weimar, „und er scheint sie mißverstanden zu haben. Ich lass' itzt Alles ruhig gehen. Antwortet er: wohl und gut! Wo nicht, so laß ich den Geistern ihre Freiheit, von meiner Unwürdigkeit ungesehen zu bleiben." Und im nächsten Briefe: „Er schreibt mir keinen Buchstaben als den Namen Jehovah, den er sogleich wieder verbrennt."

Frau v. Branconi, die den Dingen näher stand, ließ Lavatern den Wink geben, daß er mit Cagliostro abbreche, denn sie kam allmählich hinter Dessen Lügen. Unterdessen war Lavater aber wieder für ihn gestimmt worden, weil er die Gattin seines Baseler Freundes Sarasin von schwerer Krankheit heilte, wo vorher alle Ärzte und Bäder versagt hatten. Auch kamen von Mitau her wieder Nachrichten, die es „außer allen Zweifel setzen, daß er in der Magie stark ist."

Goethe hatte schon als Dramatiker einen offenen Sinn für alle diese Berichte; Cagliostro war ja eine Figur wie für einen Dichter gemacht. Auch „lassen solche Menschen Seiten der Menschheit sehen, die im gemeinen Gange unbemerkt bleiben." Aber er rief dem Freunde zu, daß so ein kraftvoller Narr dem Lumpen gar nahe verwandt sein könne. Und als Lavater wieder im Glauben an den Magier wuchs, weil ihn wiederum aus dem fernen Kurland Gläubige ansteckten, warnte Goethe mit Entschiedenheit:

Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten, besonders von Mitau her. Ich habe Spuren, um nicht zu sagen: Nachrichten von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht, von der Du noch keine Ahndung zu haben scheinst: Glaube mir: unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken minieret, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl Niemand denkt und sinnt. Nur wird es Dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Schlucht aufsteigt und hier wunderbare Stimmen gehört werden. Glaube mir: das Unterirdische geht so natürlich zu wie das Überirdische, und wer bei Tage und unter freiem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe. Glaube mir: Du bist ein größerer Hexenmeister, als je Einer, der sich mit Abracadabra gewappnet hat.

Das Denken und Reden über Cagliostro hielt noch einige Zeit an; zufällig geschah der erste öffentliche Angriff auf ihn aus Goethes Nähe, nämlich durch Bode. Inzwischen war Lavater aber schon wieder in neue Wundergeschichten verstrickt. Graf Franz Joseph v. Thun aus Wien, der als kaiserlicher Beauftragter im Juli 1781 in Zürich zu tun hatte, erzählte ihm von einem Geist „Gablidone", und Lavater war sogleich entzückt. „Hier wäre mehr als Cagliostro, wenn nur der Masson gefunden würde!" Der Masson war der durch einen Taschenspieler dem Grafen Thun angekündigte Magus, der dem Grafen die letzten Aufschlüsse geben sollte. Lavater schrieb Alles auf, was er über diese merkwürdige Sache erfuhr, und sandte die Handschrift über andere Freunde auch an Goethe. Dieser ließ sich jetzt erst recht nicht mitreißen, und sein Dank war keine Ermunterung.

Daß ich die Sache um ein gut Teil roher nehme, als Du sie nehmen magst, begreifst Du wohl. Ich lasse sie, wie

billig, auf sich beruhen, und wenn ich ja Etwas drüber denken oder sagen soll, so muß ich Ihnen für einen betrogenen Laffen und die beiden Andern für ein paar Schelmen halten. Dieses ist nun freilich keine zierliche und befriedigende Auflösung des Problems; doch zerfallen alle Taschenspieler-Streiche in diese grobe Bestandteile, sobald man an der einen Seite die überraschte Unbesonnenheit und an der andern die vorbereitete List hinwegnimmt.

Ich bin geneigter als Jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Schwedenborgischen Geister-Universum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gährung abgesondert und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde. Was soll ich aber zu Geistern sagen, die *solchen* Menschen gehorchen, *solches* Zeug vorbringen und *solche* Handlungen begehen? Ich weiß wohl, wie Du solche Dinge zusammenhängst, und will Dich weder widerlegen noch bekehren; mir aber wenden sich die Eingeweide bei dergleichen Torheiten um, besonders da mir das Schädliche davon so oft sichtbar geworden ist.

Zugleich mußt Du mir erlauben, daß ich über das Kostüm, worinnen der Geist sich gemalt, eine chicane[1]) mache. Es ist Dies die gewöhnliche Kleidung, in welcher unsere Juden am Schabbes zu gehen pflegen, und ich zweifle sehr, daß die Seher jener Zeiten, woher sich Gablidone schreiben will, in einem solchen Putze aufgetreten seien. Daß die Stückchen vom wahren Kreuze mir nun noch völlig den ganzen Handel verdächtig machen, kannst Du Dir leicht einbilden.

Genug: ich kehre von dieser überirdischen Bekanntschaft um Nichts klüger und um Nichts besser zurück — welches die einzige Bedingung wäre, unter welcher ich einige Ehrfurcht für jene unbekannten Freunde haben könnte.

[1]) Mäkelei, spitzfindiger Einwand.

*

Charlotte v. Stein

Nach dem Medaillonbild von Imhoff

Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Goethes Wohnung 1779—1781
Nach alter Vorlage von Otto Rasch

Nur das Verhältnis mit Frau v. Stein wurde noch immer inniger. Von ihr fühlte sich Goethe kaum mehr getrennt, auch wenn ein großer Raum zwischen ihnen lag. „Süße Unterhaltung meines innersten Herzens!" redete er sie dann an.

Ich sehe und höre nichts Gut's, das ich nicht im Augenblick mit Ihnen teile. Und alle meine Beobachtungen über Welt und mich richten sich nicht wie Mark Antonins an mein eigenes, sondern an mein zweites Selbst. Durch diesen Dialog, da ich mir bei Jedem denke, was Sie dazu sagen möchten, wird mir Alles heller und werter.

Sie wurde nicht müde, es anzuhören, und er nicht müde, es zu sagen, daß er ihr eigen sei. Wenn er seinem Boten sonst keine Mitteilung mitzugeben hatte, so schrieb er Dies als die letzte Neuigkeit:

Schon seit dem frühesten Tag verlangt mich nach einem Worte von Dir. Ich kann's nicht erwarten, vor Dir zu knien, Dir tausend-tausendmal zu sagen, daß ich ewig Dein bin. — —

Ich bin ganz Dein und hab ein neues Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen, seit ich weiß, daß Du davon überzeugt bist. — —

Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen; ich mag keine Worte machen: Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte; wie wert sollte es mir sein! — —

Noch schöner war für die Leserin dieser Grüße die Versicherung, daß er durch ihre Liebe reiner, besser und brauchbarer werde, und Das wiederholte er oft. So damals, als er die Gräfin Werthern rühmte:

Sie liebt den Herzog schöner, als er sie, und in diesem Spiegel hab' ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können. Doch ich

geb' es nicht auf! Ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt. — —

Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln: so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig: vollende Dein Werk! Mache mich recht gut! Du kannst's! Nicht nur, wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe.

Ihre Liebe macht ein immer schönes Klima um mich, und ich bin auf dem Wege, mich durch sie von manchem Übermaß der Sünden und Mängel zu kurieren. — —

Wenn die Menschen Dir zur Freude Gut's von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen Etwas tun. Führe Dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten! — —

Den Frauens und Dir besonders hab' ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten. Eure Neigungen sind immer lebendig und tätig, und Ihr könnt nicht lieben und vernachlässigen. Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein. Und alles Gute, was Andren und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaub' mir: ich fühle mich ganz anders! Meine alte Wohltätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Guts-tun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich tat's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei. — —

Zuweilen waren seine Zettelchen kleine Gedichte in Prosa. Oder Knospen zu Liebesliedern. Wie alle Liebenden verwandte er dann auch alle Himmelskörper:

Der graue Tag will mir nicht schmecken. Hab' ich doch, wenn auch die Himmelssonne sich verbirgt, eine andre, die sich nicht versteckt, noch untergeht. — —

Liebe mich mit Deiner bleibenden Liebe, denn Die ist doch der Sonnenschein, bei dem mir jetzo Alles gedeiht. — —

Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern; er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das, nie untergehend, über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen. — —

(Aus Ilmenau:) Jeden Abend grüß' ich das rötliche Gestirn des Mars, der über die Fichtenberge vor meinem Fenster aufgeht. Es muß Dir über meinem Garten steh'n, und bald seh ich's mit Dir an einem Fenster.

In jenem Herbst, wo er dies schrieb, war sogar noch im mittleren Deutschland ein schönes Nordlicht sichtbar. Auch Dies strahlte in seine Liebe hinein, und bei so außerordentlicher Gelegenheit steigerte sich seine Rede zu Versen:

Den Einzigen, Lotte, welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz für Dich und mit Recht;
Auch ist er einzig Dein. Denn seit ich von Dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich Deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

*

Mit Goethes Gesundheit stand es schon seit der Rückkehr aus der Schweiz nicht gut. Alle Erkältungen setzten ihm stark zu: am Hals, an den Zähnen und sonst; auch am Magen mußte er oft kurieren. Durch Willenskraft unterdrückte er solche Zustände manchmal, wie er denn einmal seinen Orest spielte, als er eigent-

lich ins Bett gehörte; zuweilen neigte er aber auch zur Hypochondrie und rechnete mit einem baldigen Absterben. Nach auswärts schrieb er selten etwas über seine Gesundheit, aber als Lavater einmal seinen eigenen Husten erwähnte, der wieder einmal schlimmer geworden sei, antwortete Goethe: „Ich bin auch zeither krank, meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage und der Kredit aufrecht bleibe. Ich halt es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen."

Daß er blaß und mager aussah, ließ sich nicht verhehlen, und wenn weimarische Leute auswärts nach ihm befragt wurden, konnten sie nicht behaupten, daß er in seiner Günstlingsstellung sehr gedeihe. Merck traf einmal mit den Herren v. Kalb und v. Seckendorff in Kassel zusammen; sie klagten ihm, daß mit dem Herzoge gar nichts mehr anzufangen sei, und als die Rede auf Goethe kam, meinten sie, er werde sich hoffentlich bald von Weimar retirieren, weil er gewiß einsehe, daß er sich geirrt habe und nichts in dieser galère, verloren hätte. Das war Mercks eigene Meinung schon längst, und er hielt damit auch am Großen Hirschgraben in Frankfurt nicht zurück.

Dort regierte jetzt die Frau Rat völlig, die in früheren Zeiten so sehr eingeschränkt gewesen war. Ihr Mann lebte zwar noch, aber nur wie eine Pflanze, und lag zumeist im Bette. Wie hätte sie jetzt die Gesellschaft ihres Sohnes, ihres einzigen noch übrigen Kindes, genossen! Am 17ten Juni legte sie ihm die Rückkehr in die Heimat nahe. „Du mußt am besten wissen, was Dir nutzt", schrieb sie.

Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du Dir leicht denken, wie sehr mich Das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kräfte in Deinem Dienst zusetztest; das schale Bedauern hintennach würde mich zuverlässig nicht fett machen . . .

Doch Dich ohne Not aus Deinem Wirkungskreis herausreißen, wäre auf der andern Seite ebenso thöricht. Also Du bist Herr von Deinem Schicksal: prüfe Alles und erwähle das Beste!

Der Sohn trug den Brief einige Wochen mit sich herum. Es erwärmte ihn, die Mutterliebe zu spüren, aber er wußte nicht so recht, was er antworten sollte. Als freier Mann im Vaterhause wohnen: Das hatte viel Lockendes! Die alten Fragen waren nun gründlich wieder aufgerührt. Und zuweilen sah er seine weimarische Lage wie der ärgste Schwarzseher an. Sogar einmal, als er mit Knebel eine sehr hübsche kleine Reise in schönste Gegenden Thüringens gemacht hatte: von Ilmenau nach Schwarzburg, Blankenburg und Rudolstadt:

Die Welt ist voll Torheit, Dumpfheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit! Es gehört viel Mut dazu, Diesen nicht das Feld zu räumen und sich beiseite zu begeben.

Gewiß, Das ging gegen die ganze Welt, aber er schrieb es doch nach langwierigen Verhandlungen in ilmenauischen Bergwerksfachen; also bezog es sich auch auf sein jetziges Amt. Und ein paar Tage später klagte er aus demselben Ilmenau seiner Freundin, daß er ohne ihre Zusprache ganz mutlos zu werden drohe.

Mein Geist wird kleinlich und hat an Nichts Lust. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut,

und ein böser Genius mißbraucht meiner Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten.

Doch Das waren Stimmungen, die er bald wieder abschüttelte. Als er seiner Mutter endlich antwortete, konnte er ihre Sorgen verscheuchen, ohne unaufrichtig zu sein.

Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um Dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu tun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein.

Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen Das nur, was ich aufopfre, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich soviel hingebe.

Sie erinnern Sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte: unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein! Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst

und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war! Und noch jetzt: wie könnte ich mir nach meiner Art zu sein einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat! Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden.

Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unbehaglichkeit bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte.

Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir Manches viel saurer werden.

Nur Das sagte er der Mutter nicht ausdrücklich, daß ihn seine Freundschaft mit der Frau v. Stein aufrechterhalte und immer wieder verleite, die weimarische Bürde weiter zu tragen. Der Geliebten selber verschwieg er es nicht, und sogar in das dramatische

Gedicht dieses Jahres, den ‚Elpenor‘, schrieb er es hinein. Von den Gefahren ist dort die Rede, die Jeden auf seinem Lebenswege bedrohen, „und den Großen mit großem Maße“.

> Doch überwiegt das Leben Alles,
> Wenn die Liebe in seiner Schale liegt!

Das rief er vor Andern seiner Freundin zu, und dann fuhr er fort, sie mit Liebesworten anzureden, wie er auch im ‚Tasso‘ gewohnt war, sie dichtend zu rühmen. „Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden!“ ermahnte er sie und sich:

> So lang ich weiß, du wandelst auf der Erde,
> Dein Auge schaut der Sonne teures Licht
> Und deine Stimme schallt dem Freunde zu,
> Bist du mir gleich entfernt, so fehlt mir Nichts zum Glück.

Zweites Kapitel

Stadthaus und Adelsbrief

Oktober 1781 bis Juni 1782

Am ersten Oktober kam Goethe von Dessau und Leipzig zurück. Sein Erstes war, der Freundin zu melden, daß ihr Fritz, den er mitgehabt, gar brav gewesen sei.

> Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich hab ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht.

Auch von sich selber konnte er Gutes berichten. Er hatte in Dessau, Leipzig und anderwärts gute Bekanntschaften gemacht und war selber nicht zu stöckig gewesen, sondern nach Wunsch aus sich herausgegangen: „Ein halbes Jahr in der Welt würde mich sehr weit führen“. Bei seiner Rückkehr fand er eine sehr verbindliche Einladung des Herzogs von Gotha vor: er möchte sogleich herüber kommen, weil Grimm da sei, „l'ami des philosophes et des grands.“ Goethe gehorchte; er hatte jetzt ein ganz anderes Verlangen als damals auf der Wartburg, mit diesem Weltbürger zu plaudern. „Durch seine Augen wie ein schwedenborgischer Geist will ich ein groß Stück Land sehn.“ [1])

[1]) Die Arcana coelestia von Swedenborg lehren, daß die Geister und Engel nichts mit eigenen Augen zu sehen ver-

Auch war man wirklich in Gotha recht gut beisammen; wiederum freute sich Goethe über seine eigene gesellschaftliche Gewandtheit und Unterhaltsamkeit — im Vergleich zu früher!

Ich lerne endlich der Welt gebrauchen. Die Bekanntschaft mit dem „Freunde" hat mir die Vorteile gebracht, die ich voraussah; es ist keiner ausgeblieben, und es ist mir viel wert, auch ihn zu kennen und ihn richtig und billig zu beurteilen. Meine ehemalige Geschichten hier sind mir so lebhaft mit ihren Effekten, denn es sind dieselben Menschen, derselbe Ort und die gleichen Verhältnisse. O Lotte, was für Häute muß man abstreifen? Wie wohl ist mir's, daß sie nach und nach weiter werden! Doch fühl' ich, daß ich noch in manchen stecke.

Gar glücklich fühlte er sich aber auch, als er wieder allein war und das Winterhalbjahr in seinen eigenen Räumen antrat. „Wie freundlich mich Tal und Garten empfangen hat, kann ich mit Worten nicht ausdrücken"... „Mein Haus wird mir aufs neue lieb und wert; wenn ich auch eine Wohnung in der Stadt hätte, ich zöge nicht hinein!"

Oft stand er nun an seinem kleinen Südfenster und blickte nach den Höhen, hinter denen Kochberg lag. Die Freundin blieb ihm im Herbste immer zu lange beim Abernten. Ihre Nähe brauchte er doch in der sonst so erwünschten Weltferne.

Ehe sie diesmal kam, schickte ihm „der Himmel eine neue Prüfung der Geduld in einem sehr beschwerlichen Auftrag": er mußte in einer sonderbaren Gesellschaft nach Jena fahren; er mußte es, weil er sich erbot,

mögen, sondern sich, so oft es Gott erlaubt, der Augen von Menschen bedienen.

oder weil die Herzoginnen keinem andern zutrauten, daß er sie und den Hof von einer großen Verlegenheit befreie. Von ihm glaubten sie, daß er Selbstbeherrschung, Klugheit, Seelenkenntnis und Aufopferung genug besitze, einen Halbverrückten richtig zu behandeln. Der Herzog war gerade nicht im Lande; Goethe berichtete ihm über die Sache, als er sie hinter sich hatte:

Ich habe indessen als moralischer Leibarzt[1]) einen verworrnen Handel zwar leider nicht ans Ende (denn wenig

Groß-Kochberg. Dorf und Schloß

menschliche Dinge endigen sich, außer durch den allgemeinen Schluß), doch bis zur Entwicklung führen helfen. Eine alte Krankheit zerrüttet die Einsiedlische Familie. Der häusliche, politische, moralische Zustand hat auf den Vater so gewirkt, daß er nahe an der Tollheit wahnsinnige, wenigstens schwer erklärliche Handlungen vorgenommen hat, endlich zu Hause durchgegangen ist[2]) und seinen Sohn hier aufgesucht hat. Ich

[1]) Es gab noch keine Nerven- und Irrenärzte; moralisch bedeutet in jener Zeit (wie im Französischen) oft so viel wie geistig.

[2]) Er wohnte auf Burg Lumpzig im Altenburgischen. Sein Sohn Friedrich war Kammerherr der Herzogin von Weimar.

habe mich, um kurz zu sein, des Alten bemächtigt und ihn nach Jena in das Schloß gebracht, wo ich ihn unterhielt, bis seine Söhne ankamen, die indes zu Hause mit Mutter und Onkel negotiiert und die Sache auf einen Weg geleitet hatten. Die ganze Woche ist mir auf diese Besorgnisse aufgegangen.

Auch mit einem leichtkranken Seelen-Patienten hatten Goethe und der weimarische Hof eben jetzt viel zu tun: mit dem guten Knebel. Seine Trennung vom Prinzen Konstantin war erfolgt, und der Prinz in fremde Lande abgereist, um sich zu belehren oder zu vergnügen. Knebel bezog sein Gehalt weiter, hatte aber nun schon lange nichts mehr zu tun; er schämte sich seines unnützen Daseins vor den Leuten wie vor sich selber. Lud man ihm aber ein Geschäft auf, so paßten er und das Geschäft auch gewöhnlich nicht zusammen. Er wurde immer empfindlicher, reizbarer, unglücklicher. Schließlich erklärte er dem Herzog, daß er es nicht mehr aushalte, als ein Nichtstuer beredet zu werden, der Semmeln esse, wo andere kaum Grobbrot hätten. Karl August schrieb ihm nun einen wunderschönen Brief, aus dem hervorging, daß der junge Herzog sich auch bereits zum Seelen-Arzt eignete und über den Wert der Menschen höhere Begriffe hatte als der Nützlichkeits-Philister; aber auch er kam im Falle Knebel zu dem Schlusse: „Ist's deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise!“

Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde. Gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfnis von Bewegung und Luftwechsel nach. Kehre dann rekonvaleszierend wieder zu uns; sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich Ulyssen, dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleischs oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns Deine Abenteuer und Begebenheiten! — Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade getan ist?

eine genialische Natur; ein anderer Sohn, der gleichfalls ebenso absonderlich wie begabt war, widmete sich jetzt dem Bergfach in Freiberg; es waren noch mehr Söhne da.

Von dieser Erlaubnis, zu reisen, machte Knebel jetzt Gebrauch; von Goethe nahm er in Jena Abschied. Er kehrte mit sehr unbestimmten Aus- und Absichten in seine fränkische Heimat zurück. Leider wußte Goethe auch nicht, wie diesem edeln und einsichtigen und herzlich gefälligen Menschen geholfen werden könnte; Tugend bedeutet Tauglichkeit; Knebel aber war bei großen Tugenden nicht brauchbar.

Wenn er den Übeln so gut abhelfen oder sie tragen könnte, als er sie sieht, so würde er bald unentbehrlich sein. In seinem jetzigen Zustande wirkt Alles auf ihn, ohne daß er widerstehn oder gegenwirken möchte. Er hat sich Begriffe vom Leben und vom Zustande gemacht, die eines ehrlichen Mannes nicht unwert sind; nur, scheint mir, besteht sein Hauptunglück darinne, daß er teils einmal ganz allein handeln und sich selbst überlassen sein will und gleich darauf wieder eine vormundschaftliche Sorge von Andern fordert.

*

Goethe hatte, als ihm der alte Herr v. Einsiedel dazwischen kam, in seinem Stübchen daheim gerade angefangen, Anatomie zu zeichnen, um sich auch auf dieser Seite in der Malerkunst zu verbessern. Als er nun acht Tage in Jena sein mußte, benutzte er die Gelegenheit und erbat von dem jungen, klugen Professor Loder

Unterricht in der Knochen- und Muskellehre. Gewöhnlich war man in Jena mit Leichen sehr knapp daran; jetzt waren aber gleich zwei da, und Goethe half nun mit, sie abzuschälen und die unschuldigen Knochen von dem sündigen Fleische zu befreien. Er sah den Bau des menschlichen Körpers bald als Naturforscher, bald als Zeichner und Kunstfreund an.

Professor Loder

In diesem Herbste war die weimarische Zeichenschule oder Akademie in andere Räume übergesiedelt, aus dem Fürstenhause in einen Flügel des Roten Schlosses[1]. „Der neue Saal ergötzt einen Jeden, der hinein tritt, und alle Schüler sind sehr vergnügt": Dies schrieb Goethe dem Herzoge, und zugleich teilte er die Neuigkeit mit, daß er sich selber durch diese äußerliche Verbesserung der Anstalt und durch seine jenaischen Studien zu einem ungewöhnlichen Geschäft hatte verführen lassen: zum Unterrichten und Vortraghalten. — Im Anfang November fing er an, „den jungen Leuten das Skelett zu erklären und sie zur Kenntnis des menschlichen Körpers anzuführen". Er tat es nach dem alten Satze docendo discimus, um einen Zwang zu haben, sich selber genau zu unterrichten.

[1] Dieser Flügel steht nicht mehr; man hat sich inzwischen der Hauptwache und der Bibliothek zu denken, wo jetzt die Straße vom Schlosse auf den Fürstenplatz führt.

Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden[1] und mich über Dinge, die mir wert sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten: ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß.

Am siebenten November begann er mit diesen Vorträgen; die Schüler mußten den jedesmal besprochenen Körperteil in verschiedenen Ansichten abzeichnen. Einmal kam Loder von Jena herüber, um den neuen Lehrer in seinem frischen Wissen noch etwas zu bereichern; den Arm und das Herz nahmen sie durch. Am sechzehnten Januar konnte Goethe seinen osteologischen Lehrgang abschließen. Vor elf Jahren war er als Straßburger Student aus Neugier mit zu Lobsteins Unterricht gegangen; später hatte er mit Lavatern Physiognomik gespielt, wobei sie denn auch über Schädel und Gerippe mancherlei Betrachtungen machten; jetzt war ihm die Sache ernsthafter geworden. Er hatte jetzt für jeden Knochen, der ihm vor Augen kam, eine Aufmerksamkeit, die weitere Folgen nach sich ziehen konnte.

*

Goethe hatte kürzlich versichert: er brauche keine Stadtwohnung und wenn er eine hätte, zöge er nicht hinein. Man betont dergleichen, wenn man schon zweifelt und schwankt. Seine Freunde sorgten sich um seine Gesundheit; seine Erkältungen hingen aber gewiß mit den

[1] Damals redete Niemand öffentlich außer dem Prediger: auch ein Grund, weshalb das Hochdeutsche eine schwerfällige Büchersprache geblieben war.

allzu dünnen Wänden, in denen er wohnte, zusammen, noch mehr aber mit dem Wege dahin, den er bei nassem und kaltem Wetter öfter zu machen hatte als bei schönem. Sodann war es mit Händen zu greifen, daß der Platz in dem Häuschen für ihn und seine Dienerschaft durchaus nicht mehr ausreichte. Goethe war ja zum Überfluß noch ein Sammler von Kunstsachen und Naturalien geworden: Da stand nun hier ein allzu großer gipsener Gott oder Held im Wege, und dort lag Allerlei übereinander, das eine bessere Ordnung verlangte. Allerdings konnte er auf das Drängen der Freunde mit der Frage antworten, ob sie denn eine wünschenswerte Stadtwohnung für ihn wüßten, denn sehr selten wurde eins der besseren Quartiere frei. Im Spätjahr 1781 erfuhr Goethe, daß das bisher vom Landkammerrat v. Hendrich bewohnte Stockwerk in dem stattlichen Helmershausenschen Gebäude am Frauenplan zu Ostern greifbar sei; kurzerhand entschloß er sich, es zu mieten. Denn diese Wohnung hatte einen ganz besonderen Vorzug: eine Hintertür nach der „Ackerwand". Das bedeutete, daß er zu Frau v. Stein sowohl wie zu seinem Garten im Ilmtale gelangen konnte, ohne die Stadt zu berühren.

Eben hatte seine Mutter bei der Herzogin Amalie brieflich gebeten, sie möge doch dazu helfen, daß ihr Sohn eine Stadtwohnung bekomme, denn: „so oft wir hier schlimme Witterung haben, so fällt mir's schwer auf's Herz, daß der Doktor Wolf in seinen Garten gehen muß, daß allerlei Übels daraus entstehen kann usw." Die Herzogin konnte nun sogleich an die Frau Rat berichten, daß ihr geliebter Hätschelhans sich in Gnaden resolvieret habe, ein Haus in der Stadt zu mieten. „Er ist recht wohl und brav" fügte sie hinzu; „auch habe ich versprochen, einige Möbel anzuschaffen, weil er so hübsch fein und gut ist". Als Goethe bei dieser Gelegenheit mit der Herzogin-Mutter eine Aussprache über seinen ganzen Zustand in Weimar hatte, erwähnte sie auch, ihr Sohn müsse und wolle ihn adeln lassen. Das war in der Tat angebracht, wenn Goethe auch fernerhin so viel wie in den letzten Jahren mit Fürsten und Hofleuten verkehren sollte. Karl August hatte ihm neulich zweihundert Taler Gehalt zugelegt. Das war auch nötig gewesen. Aber damit er in Weimar sich wirklich wohl fühlen und festwachsen konnte, brauchte es noch einige andere Dinge, und Goethe hielt mit der Aussprache nicht zurück, als die Mutter seines Fürsten ihm Vertrauen schenkte und von ihm forderte. Aber freilich konnten Beide nicht beschließen, daß der junge Herzog seine Fehler in Tugenden verwandle. Bei Fürsten kann man noch weniger als bei kleinen Leuten auf Besserung hoffen, denn man kennt die Eigenschaften ihrer Vorfahren; wenn deren üble Seiten im Enkel wieder zum Vorschein kommen, so erscheinen sie als angeboren und unabänderlich.

Schon in den nächsten Wochen hatte Goethe wieder recht sorgliche Gedanken über den Herzog. Dieser ging zu großen Jagden bei Eisenach; Goethe begleitete ihn nicht, aber er besuchte ihn dort nach der ersten Woche und sah als Gast dem Treiben zu. Er fand die weimarischen Hofgenossen, z.B. den Oberstallmeister v. Stein, bereits recht unzufrieden mit ihrem Herrn; sie legten ihm nahe, er, Goethe, möchte doch Serenissimo wieder

einmal eine Lektion geben. „Ich mag nicht immer der Popanz sein" erklärte dieser dagegen, „und die Andern frägt er weder um Rat, noch spricht er mit ihnen, was er tun will". Die Klage war diesmal über den großen Zeit-, Kraft- und Geldaufwand für ein Nichts und über die Langeweile bei so großen Kosten. Goethe stimmte mit ein:

Der Herzog ist vergnügt und gut; nur find' ich den Spaß zu teuer. Er füttert 80 Menschen in der Wildnis und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyiert die Seinigen, unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und Das alles mit dem besten Willen, sich und Andere zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt tut! . . .

Auf den Sonntag gibt der Herzog ein Gastmahl, um dem Vater im Himmel auch einmal gleich zu werden, nur mit dem Unterschied, daß die Gäste von den Zäunen gleich anfangs mit auf dem Furierzettel stehn. Des Hin-und-wieder-fahrens, Schleppens, Reitens, Laufens ist keine Rast. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt, und am Ende geschieht Alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben. Da es aber nur auf ein paar zerbrochne Rippen, verschlagene Pferde und einen leeren Beutel angesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen.

Aber Goethe hatte immer mehr Mitgefühl mit Karl August als die Andern. „Der Herzog tut was Unschickliches mit dieser Jagd", gab er zu, „und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden". Goethe teilte die Menschen in zwei Klassen: echte Charaktere und Rollenspieler. Zumal an den Höfen kamen ihm die meisten Personen wie Marionetten vor; Karl August aber war eine Natur.

Aber auch Mitleid hatte Goethe mit dem jungen Fürsten „Sein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist". Und wie man der vierundzwanzigjährigen Herzogin Jugendmut und Wärme einflößen könnte, damit ihr

Oberstallmeister Freiherr Josias v. Stein

Gatte ihrer Gesellschaft froh würde, wußte er nicht. Auch bei ihr kannte man leider gut das Blut, aus dem sie stammte; ihr Narr von Vater lebte ja noch.

So schalt denn Goethe nicht viel, sondern zog für sich eine Moral, als er den „allzu kostspieligen Ausschweifungen des Herzogs" zusah:

Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod.

*

Um die Weihnachtszeit pflegten die gesellschaftlichen Feste in Zimmern und Sälen so recht in Gang zu kommen. Die Herzogin-Mutter lud zum heiligen Abend außer ihrem Hof auch wohl einige Freunde ein, zumal die ledigen; diese wurden dann mit kleinen Geschenken erfreut oder auch geneckt. Diesmal verband sich Goethe mit dem Maler Kraus und mit dem alten Aulhorn, um der Gastgeberin ein Vergnügen als Gegengeschenk zu machen. Kraus malte ein großes satirisches Bild, das die deutsche Literatur darstellte, alle Einzelheiten nach den Angaben Goethes, der die erklärenden Verse dazu dichtete. Das Bild ward mit goldenem Rahmen versehen und am festlichen Tage in einem Zimmer des ‚Palais' aufgestellt, wo vierzehn Lichter es beleuchten konnten. Goethe putzte sich als Marktschreier von Plundersweilern heraus: rote Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeistersweste, desgleichen Manschetten, Chapeau und Halskrause, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perücke; Aulhorn ging hinter ihm als „lustige Person", ganz ebenso gekleidet wie früher im ‚Jahrmarktsfest', auch mit einer Maske vor dem Gesicht; seine Aufgabe war, mit einem Stabe auf die einzelnen Figuren und Gegenstände des Bildes zu deuten. Als es so weit war, gingen die Beiden der Herzogin entgegen, und der Marktschreier redete sie an: sie möge Deren Vornehmen zu Plundersweilern die hohe Ehre nicht abschlagen, sie im Vorbeigehen zu besuchen,

da ihnen diese hohe Gnade bei dem vorigen Jahrmarkt schon einmal widerfahren sei. Doch lasse sich der Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sei, Ihre Durchlaucht willkommen zu heißen. Weil seine Glieder alle Kinder hätten, denen sie jetzt einen heiligen Christ bescheren müßten, hätten sie nur ihn armen Hagestolzen abgeschickt, vor Durchlaucht aufzuwarten.

Und nun plauderte der Marktschreier über den Literatur-Markt zu Plundersweilern oder Deutschland. Zum Beispiel über die neumodische Lesewut, die Leihbibliotheken, den Nachdruck und natürlich auch über die Rezensiererei und die großmächtige „Frau Kritik", die in einem recht stattlichen Hause wohnt.

Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Kapital noch Pfand,
Sie bringt auch selber nichts hervor
Und lebt und steht doch groß in Flor.
Denn was sie reich macht und erhält,
Das ist eine Art von Stempelgeld;
Drum sehen wir alle neuen Waren
Zum großen Tor hinein gefahren.
Am Fenster läßt sich Einer blicken,
Der reißt gar Alles grob zu Stücken;
Ein Andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein Dritter läßt's auf der Wage schnellen;
Ein Vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenster sind auch zu:
Das deutet nicht auf inn're Ruh;
Die Meisten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen selten an frische Luft.

Machte es Goethe wie Andre auch, die sich über die Kritik ereifern und doch gleich selber kritisieren? Nun,

er scherzte und spielte nur. Er schulmeisterte nicht, sondern lachte. Auch über seine eigenen Werke, über den ‚Werther‘ und sein sentimentales Gefolge, über den Messiasdichter und seinen albernen Bewunderer Cramer, über Ramler, über die Göttinger Oden-Dichter, über Wielands ‚Merkur‘ und dann wieder über seinen eigenen ‚Götz‘ und die nachfolgenden Ritter-Dramen.

*

Als der Geburtstag der jungen Herzogin herannahte, hatte Goethe kein neues Drama ganz oder beinahe fertig. Dem ‚Egmont‘ fehlte zwar nur der fünfte Akt, aber seinem Dichter war der vierte Akt „fatal“; er haßte ihn beinahe und wußte doch zunächst keinen Rat. Der ‚Tasso‘ aber war noch nicht zur Hälfte gediehen. Um dennoch eine des Tages würdige große Schaustellung zu bieten, entschloß sich Goethe wieder zu einem Tanz- und Zauberspiel, und diesmal war es eins, wie man es so prächtig und ausgedehnt in Weimar selbst früher nicht gewagt hatte, als noch Berufsschauspieler und -tänzer die Bühne im alten Schlosse belebten. Das große Unternehmen konnte nur gelingen, weil zu jener Zeit in allen besseren Familien die Tanzkunst von Kindesbeinen an mit Ernst geübt wurde und weil der Herzog das Geld nicht sparte, wenn noch so viele Masken und Dekorationen rasch hergestellt werden mußten. Man brauchte gar viele Personen zu Goethes Plan: sie fanden sich, weil es sich zumeist um Kinder handelte, die als alte Weibchen, Gnomen, Berggeister und andere kleine Wesen nichts zu sprechen hatten. Redend traten nur ein Zauberer und eine Zauberin auf, vermutlich

Goethe und Korona; doch erschienen Erwachsene auch als schöne Nymphen und dumme Bauern. Ungeheures mußte in der Bühnen-Dekoration und den Maschinen geleistet werden; hundert Menschen oder mehr wurden zu rascher Arbeit mitgerissen und in jenen Eifer versetzt, der die Vorbereitung von Festen selbst zum Feste macht.

> Welch’ ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
> Welch’ ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
> Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag;
> Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
> Was die Erfindung still und zart ersann,
> Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
> Ich sehe Hauenschild gedankenvoll:
> Ist’s Türk, ist’s Heide, den er kleiden soll?
> Und Schumann froh, als wär’ er schon bezahlt,
> Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
> Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
> Der lust’ger wird, je mehr er auch verschnitt.
> Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest . . .

Auch die Musiker hatten brav einzuüben; mit einem von ihnen, namens Schubert, der die Komposition übernommen hatte, saß Goethe in diesen Wochen manche Stunde zusammen.[1])

Seine Dichtung, die er all diesen Künsten Vieler zugrunde legte, hieß: „Der Geist der Jugend!“ Eine der Hauptwirkungen, die er anbrachte, war, daß alle die auftretenden alten Männchen und Weibchen plötzlich verjüngt wurden und in strahlender Frische dastanden, wobei ihre ganze Umgebung sich gleichfalls verwandelte. Nur Einem kann solche Verjüngungs- und Verwand-

[1]) Von diesem Schubert wissen wir sonst nichts. Er war offenbar nur kurze Zeit in Weimar.

lungskraft zugeschrieben werden, dem Liebesgotte. Hier ist die Fabel, daß Amor lange Zeit verschwunden und unwirksam war; als ihn die Berggeister aus einem großen Steine, in den er verzaubert lag, endlich befreien, erscheint seine Kraft um so wunderbarer, und alle Welt singt ihm den Huldigungsgesang:

Dich freundlichen Knaben,
Dich zeugten und gaben
Die seligen Götter,
Ein König zu sein.
In himmlischen Lüften,
In Tiefen und Grüften,
In Meeren und Strudeln
Ein König zu sein.
Die Jungen erhalten,
Verjüngen die Alten,
Das Leben beleben,
Vermagst du allein!

*

In dieser Karnevalszeit gab es in Weimar eine ganze Reihe von Vergnügungen: die Vornehmen und Fürsten der Nachbarschaft stellten sich auch immer häufiger dazu ein. Goethe war fast immer als Erfinder und Einrichter beteiligt: Verse machend, Ballette wie ein Tanzmeister einstudierend und dazu auch Berater des Tonkünstlers, der die passende Musik auswählte oder verfaßte. Bald mußte er zur Probe eilen, bald zur Aufführung: Aufzug der weiblichen Tugenden, Aufzug der vier Jahreszeiten, Aufzug der Herzoginnen, Aufzug der vier Weltalter, Aufzug des Winters. „War ich sehr müde und hatte den Kopf durch das tausendfache Zeug verwüstet" schrieb er am vierundzwanzigsten Januar ins

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar
Nach dem Gemälde von J. H. Lips
Aus dem corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg

Korona Schröter
Nach einem bisher unveröffentlichten Gemälde
von Johann Schulz, 1791
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Tagebuch; neben den Scherzen gingen ja auch die Dienstgeschäfte vor sich, und sie waren gerade jetzt recht schwierig. „Noch nie hab' ich den Schluß des Karnevals so sehnlich gewünscht als diesmal" seufzte er endlich am letzten Tage, dem zwölften Februar.

Es ward auch in diesem Jahre in die so wohl vorbereiteten Freuden von dem stets rücksichtslosen Schicksal eine Störung getragen, wie damals, wo sich Christel v. Laßberg in die Ilm stürzte. Als für die drei Akte ‚Geist der Jugend' das Aufbauen, Einrichten, Aufputzen im Theatergebäude am lebhaftesten vor sich ging, und alle Fleißigen durcheinander liefen, Hauenschild, Schumann, Thiele, Elkan usw., da sah sich Goethe vergebens nach seinem besten Manne um.

„Wo ist Mieding?" —

„Krank, schlimm krank!"

Nächsten Mittwoch sollte die Aufführung sein; drei Tage vorher starb er. Auf der Bühne ward trotz des Sonntags gearbeitet: dorthin brachte Jemand die Nachricht.

„Wie? Mieding tot?" erschallt bis unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit stockt, die Hand wird jedem schwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein Jeder steht betäubt an seinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Der Karneval nahm seinen Lauf, aber in all dem Trubel mußte Goethe an diesen Handwerker denken, der bei den Festen und Spielen, die den Namen Weimar so anlockend für Viele gemacht hatten, bisher so unentbehrlich gewesen.

O, Weimar, dir fiel ein besonder Los:
Wie Bethlehem in Juda klein und groß!
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwei Extreme nah verschwistert sind.
Eröffne du, die du besondre Lust
Am Guten hast, der Rührung deine Brust!
Und du, o Muse, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns still erbaut!
Wie manchen, wert und unwert, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück:
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn,
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!

Und nun pries er den Künstler und den immer unermüdlichen, hilfsbereiten Menschen, dessen Wunderbauten so oft das Publikum entzückten, „indes der Zaubrer sich im Winkel drückt", und der mit dem besten Staatsmann verglichen werden darf, denn auch er ging an große Aufgaben mutig heran, „mit Lust zum Werke mehr als zum Gewinn". Jeder Gestorbene muß ersetzt werden, und doch empfinden wir den Verlust solcher Menschen als unersetzlich.

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der einen Hand?
Hier, wo sich Jeder seines Weges treibt,
Wo ein Faktotum unentbehrlich bleibt,
Wo selbst der Dichter, heimlich, voll Verdruß,
Im Fall der Not die Lampen putzen muß!
O sorget nicht; gar Viele regt sein Tod!
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brot,
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann!

Noch einmal rief sich der Dichter alle die Aufführungen zurück, die Mieding zur Erscheinung gebracht hatte;

Das Tiefurter Schattenspiel vom letzten Sommer, Minervens Geburt darstellend, die Possen von Plundersweilern, den ‚Triumph der Empfindsamkeit', ‚Lila', dann alle die Stücke nach dem Französischen und Englischen und schließlich die Maskenzüge und Ballette der letzten Wochen:

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mytholog'schem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Brite sich erdacht,
Wird, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz
Dem armen Dialog Gesang und Tanz.
Des Karnevals zerstreuter Flitterwelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland.
Und sittsam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Priesterin ihr Opfer dar.

Dianens Priesterin! Jetzt sah Goethe die edle Korona Schröter aus der Menge der Gestalten sich nähern: Dank sei den Göttern, daß er sich ihrer noch erfreuen durfte! Sie blieb ihm die Zuverlässige, die mit gleicher Hingabe wie Mieding, aber als ein schönstes Bild vor dem unansehnlichen Handwerker ausgezeichnet, immer bereit war, des Dichters Träume in Anschauung und Leben zu verwandeln.

Ihr Freunde Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst! Die Gute fehlt uns nie!
Wir sind erhört, die Musen senden sie!
Ihr kennt sie wohl! Sie ist's, die stets gefällt:
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.

Zum Muster wuchs das schöne Bild empor.
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Korona, dich!
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.
Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft vom Trauerband.

Denn der Dichter sah sie jetzt am offnen Grabe Miedings stehen, willig und verpflichtet zum ehrenden Nachruf im Namen aller Kunstgenossen.

Sie spricht: Den Dank für Das, was du getan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an!
Der Gute wie der Böse müht sich viel,
Und Beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du, krank, als wie ein Kind gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein Jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh' dein Sarg in wohl gegönnter Ruh!
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu!
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

*

Ein Ausruhen nach dem Karneval konnte Goethe nicht genießen; eigentlich hätte er der Ferien bedurft,

denn die Influenza zog durch die Lande, und er selber ging auch bleich und gelb umher. „Das alberne Geschäft der Auslesung junger Leute zum Militare setzt mich in die Notwendigkeit, nächstens vier Wochen im Lande herum zu reiten", so schrieb er an Knebel, der nun untätig in seiner Heimat saß. Dieser Freund hatte ihm neulich ein scherzhaftes Lob über seine Vielseitigkeit und Arbeitslust geschrieben, er meinte besonders die plötzlichen anatomischen Vorträge in der Zeichen-Akademie. „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest, konnte ich mir wohl vorstellen", antwortete Goethe.

Doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.

Diese Aushebungsreise im Monat März war keine kleine Aufopferung: Kot, Stöberwetter, kalte Zimmer, langweilige Gesellschaft. Im Mantelsack war die Handschrift des ‚Egmont', doch es ging nicht so gut damit wie seinerzeit mit der ‚Iphigenie'.

Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu chreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, so mag es stehen; ich will nur das Allzu-Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstands widerspricht.

Jena, Dornburg, Apolda, Osmannstädt, Buttstädt, Allstädt, Kalbsrieth, Großrudestädt: Das waren die Stationen vom 14ten bis 25sten März. Nach drei Ruhetagen in Weimar ging es nach Eisenach. „Ich habe viel vom Sturm ausgestanden auf meinem Wege", meldete er der Freundin von dort; „doch es freut mich, daß ich gegen alle Unbequemlichkeit völlig gleichgültig bin, sobald es sein muß und das Unternehmen einen Zweck hat: das Zwecklose macht mich rasend, und ich hab' ihm eine ewige Feindschaft angekündigt."

Weiter nach Kreuzburg, wo er mit dem Herzog zusammentraf, und Gerstungen; dann nach Berka an der Werra und Tiefenort, wo Goethe seinen Batty wiederfand. Nun besahen sie zusammen das Geologische und das Landwirtschaftliche. Frühlingsbildchen mischten sich in das Graue und Weiße des Winters: Krokus, Leberblümchen und das Grün der Stachelbeerbüsche. Aus Kaltennordheim schickte er am 9ten April die ersten Veilchen an die Freundin.

Noch weiter ging's: nach Ostheim, also in's fränkische Gebiet, wo Goethe sich in der Mitte zwischen seinen Eltern und der Frau v. Stein fühlte. Aber, vom absterbenden Vater nicht zu reden, seine gute Mutter übte viel schwächere Anziehurg auf ihn aus als die Geliebte. Sogar glaubte er, dieser Freundin viel mehr Erziehung zu verdanken als der Pflegerin seiner Kindheit. Ihr schrieb er in jeder ruhigen Stunde:

Wenn ich vor mir allein bin, erzähl' ich mir, was ich gesehn habe, als wenn ich Dir's erzählen sollte, und es berichtigt sich Alles. Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig! Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben Andern duldetest, so wär' ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblings-Irrtümern entsagen mögen? —

Ich bin vergnügt, weil ich mitten durch die vielerlei fremde Menschen mich an dem Faden der Liebe zu Dir sachte und sicher winde. Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lern' ich leben, indem ich das in mir Verschloßne sacht auseinander lege. Ich versuche Alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt. . . . Wenn ich wiederkomme, sollst Du meiner ganzen Ernte teilhaftig werden. — —

Seit ich in Deiner Liebe ein Ruhen und Bleiben habe, ist mir die Welt so klar und so lieb. Unter den Menschen nenne ich Deinen Namen still für mich und lebe auch entfernt von Dir nur um Deinetwillen. — —

O Du Beste! Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht. Nun da mir die Welt täglich klärer wird, find ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann. —

O liebe Lotte, was sind die meisten Menschen so übel dran! Wie eng ist ihr Lebenskreis! Und wo lauft's hinaus! Wir beide haben dagegen Schätze, daß wir Könige auskaufen könnten. Laß uns im Stillen des Bescheerten genießen! —

Ich schäme mich, Dir zu wiederholen, wie und wo immer ich an Dich denke. Du bist mir in alle Gegenstände transsubstanziiert; ich seh' Alles recht gut und seh' Dich doch überall; ich bin weder abwesend, noch zerstreut und doch immer bei Dir und immer mit Dir beschäftigt.

Solche Treue und Verehrung wünscht sich freilich das liebende Weib! In einem der vielen Brieflein, die sie ihm an alle Hauptorte vorausschickte, wohin die Reise ging, schrieb sie: sie möchte wohl so lange Arme haben, wie man den mächtigen Königen zuschreibe; dann

könnte sie seine Seele erfassen und an sich halten. Er kleidete ihren neckischen Einfall in antikes Versmaß:

Königen, sagt man, hab' die Natur vor andern Gebornen
Zu des Reiches Heil längere Arme verliehn.
Doch auch mir Geringem gab sie das fürstliche Vorrecht.
Denn ich fasse von fern und halte Dich, Psyche, mir fest.

Zweierlei ganz verschiedene Bilder prägte Goethe sich jetzt ein, um sie nach der Heimkehr der Freundin vor die Phantasie zu malen: die Personen der Höfe zu Gotha, Barchfeld[1]) und Meiningen und sodann die Landschaft, die er bald als Künstler, bald als Naturforscher, bald als Diener der Volkswirtschaft betrachtete.

Es ist ein erhabenes, wundervolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird. Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige!

*

Am 18ten April traf Goethe wieder in Weimar ein und schon am 8ten Mai trat er eine zweite Frühjahrsreise durch ganz Thüringen an. Diesmal als Gesandter des Herzogs in einer kleinen Angelegenheit der gemeinsamen Universität Jena; der Hauptzweck war, daß der Geheime Rat Goethe, demnächst v. Goethe, sich bei allen verwandten und benachbarten Höfen als einer der ersten Staatsdiener der Herzogtümer Weimar und

[1]) Ein Örtchen an der Werra und Schweina; im dortigen Schlosse residierte ein Landgraf von Hessen-Philippstal.

Eisenach vorstelle. Diesmal ging es zu Pferde von Gotha über Friedrichroda nach Meiningen, Hildburghausen und Koburg, wo er noch nie gewesen war: in dieser herrlichen Gegend konnte er seines Vaters gedenken, der hier seine Schuljahre verbracht hatte und jetzt in Frankfurt auf dem letzten Lager lag, denn er starb am 25sten Mai. Von Koburg ritt Goethe über Sonneberg und Schalkau nach Schwarzburg und Rudolstadt. An den Höfen war es überall einiges Komödienspiel, eben weil er als feierlicher Gesandter sich anmeldete, zum Beispiel in Meiningen, wo zwei Brüder regierten: „die Livree auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Türflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach.“ Nachher war man dann aber auch ganz natürlich miteinander. „Es ist ohnmöglich, mehr Attention, Freundschaft und Gefälligkeit zu haben“, rühmte Goethe von den Meiningern[1]). Und allgemein:

Wäre das, was ich gewinne, Geld, so wollt' ich bald eine Million beisammen haben. Verschiedne sind auf Verschiednes in der Welt angewiesen: goldreich werd' ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüter.

Dies angenehme Bewußtsein, geliebt und geehrt zu werden, hatte er sich namentlich am Gothaer Hofe erworben. Dort gab es wie in Meiningen zwei fürstliche Brüder, Ernst und August, aber nur der ältere

[1]) Der eine der beiden Herzöge war jener Karl August, mit dem sich Goethe schon in Frankfurt und Straßburg anno 75 unterredet hatte. Sein Bruder Georg aber war vorigen Sommer in Weimar gewesen und hatte dort den Hof mit ombres chinoises unterhalten.

regierte. August war ein kleiner, schwächlicher und kränklicher Prinz, Kunstliebhaber und Dilettant, er war in seiner Jugend so verweichlicht worden, daß er nicht gehen konnte, ohne geführt zu werden. Sein Bruder dagegen, der regierende Herzog, zeichnete sich durch seinen elastischen Gang und hohen Wuchs aus; er war so stark, daß er silberne Teller mit der Hand zusammenrollte und schwerste Gewichte hob. Wie er heldenhaft aussah, so fühlte er auch zuweilen heldenhaft; eigentlich aber war er in seinem Innern sehr zart. Er lebte den größeren Teil des Tages wie ein stiller Gelehrter; seine Kenntnisse waren auf verschiedensten Gebieten sehr groß. Man konnte sich keinen besseren Landesvater denken; auch war er von trefflichen Räten und Dienern umgeben; seine beiden Herzogtümer Gotha und Altenburg gediehen deutlich vor ihren Nachbarländern. Sein Hof wurde musterhaft verwaltet. In größerer Gesellschaft war er sehr zeremoniös; immer hielt er auf Sitte und Pflicht. In Geldsachen vorsichtig und sparsam, hatte er für Künste und Wissenschaften eine offene Hand; seine Kassen waren viel besser versorgt als etwa die weimarischen. Glücklich war er bei so vielen Vorzügen gar nicht. Von seinen Söhnen starb der älteste und beste, der ihm am ähnlichsten war, in der ersten Blüte; die andern waren minderwertig. Mit seiner Gattin, einer Schwester der meiningischen Herzöge, konnte dieser Mann, der nichts so sehr gewünscht hätte als ein glückliches Familienleben, nicht auf die Dauer Gemeinschaft haben; sie war klug und kenntnisreich, aber häßlich und frech; ihr Gatte war viel zu edel für ihre Unterhaltung. Auch

Herzogin Charlotte — Prinz August — Prinz Friedrich — Herzog Ernst II.

Die herzogliche Familie von Sachsen-Gotha-Altenburg. Original im Schloß Dornburg bei Jena

litt Ernst der Zweite oft unter seiner ernsten Auffassung des Fürstenberufs; er seufzte, daß ihm das Schicksal so große Verantwortung zugeteilt hatte; sein Traum war, später einmal unter Schweizer Bauern oder im freien Amerika als ein Privatmann leben zu können.

Als Goethe in Thüringen auftauchte, sahen ihn die beiden fürstlichen Herren in Gotha ungern. August hielt sich in der Literatur zur französischen Schule, und Herzog Ernst konnte das wilde Treiben um den jungen Vetter in Weimar nicht billigen. Mit der Zeit aber lernten sie besser über den neuen Mann denken, und die gemeinsame Liebe zu Wissenschaften und Künsten führte sie oft zusammen. Im Jahre 1780 war Goethe mehrere Male bei Hofe in Gotha gewesen und so herzlich aufgenommen worden, daß er nun bei jeder guten Gelegenheit als Freund vorsprach, ganz ohne Umstände, wie schon längst in Erfurt beim Statthalter. Sowohl der regierende Herzog wie seine Gemahlin, sein Bruder, die höchst angesehene Oberhofmeisterin Frau v. Buchwald und der Staatsminister v. Frankenberg zeichneten ihn sehr auffällig aus und waren auch in Geschenken so freigebig, daß es dem Herzog von Weimar und seinen Hofleuten gewaltig auffiel. Die Weimarischen hatten sich längst an Goethe gewöhnt, da sie ihn immer um sich hatten; sie lächelten und spöttelten sogar manchmal über ihn wie über einen Kollegen in menschlicher Unzulänglichkeit, zumal da sie ihn in seinem Dienste wohl übersehen konnten; erst auf dem Umwege über Gotha erinnerten sie sich daran, daß Goethe eigentlich als ein seltener Vogel Phönix anzusehen war. Goethe hatte auf seinen

Ruhm als deutscher Dichter verzichtet, um dem Herzoge von Weimar zu dienen: dafür dankte ihm eigentlich Niemand! Jetzt, als die Gothaer ihm solche Ehre erwiesen, meinte er gegen die Vertraute: „Es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe."

Übrigens kamen diese immer näheren Bekanntschaften mit fürstlichen Personen und andern Hochgestellten ihm besonders als Dramatiker und Dichter zu gute, oder was hier Dasselbe sagt: als Moralisten und Menschenkenner. Das philosophische Ergebnis war, daß die Großen gar nicht zu beneiden sind. Ein Unstern waltet über ihrer Erziehung, ihrer Eheschließung, ihrer Wirksamkeit, ihrem Verhältnis zu ihren Untertanen, ihrem Essen und Trinken, ihrer ganzen Tageseinteilung und Lebensweise. „Liebste Lotte, mich wundert nicht, daß die Reichen so krank und elend sind", schrieb Goethe einmal aus Gotha; „mich wundert, daß sie nur leben." Es ist angedeutet, daß die Herzogin von Gotha keine Achtung verdiente. Jetzt gab sie sich schon sechs Wochen für krank aus und ließ sich tragen; Jedermann hielt es für Verstellung, und doch verstand man nicht, warum oder wozu. Um in seinem Herzen doch auch ein freundliches Bild zu tragen, hegte der einsame Fürst eine zarte und reine Liebe zu einem Bürgermädchen, Auguste Schneider; aber diese kränkelte ernstlich, so daß man für ihr Leben zittern mußte.

Wenn Goethe über solche Verhältnisse an seine Vertraute schrieb oder ihr das Neueste über die Gräfin Werthern berichtete, die Karl August eben wieder besucht hatte, dann erwiderte Frau v. Stein wohl mit

einer Bemerkung über Karl Augusts Ehefrau: sie glich einer Pflanze, der schon lange das Lebenswasser entzogen wurde. Und Goethe antwortete:

Die arme Herzogin dauert mich von Grund aus. Auch diesem Übel seh' ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfin ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Der Zugeschlossne schließt Alle zu, und der Offne öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in beiden ist.

*

Der Dichter sammelt beständig ein: Bilder, Charakterzüge, kleine und größere Geschichten, glückliche Worte und Wendungen; in seinem Busen bildet sich bald dieser, bald jener Gegenstand aus der Menge der Eindrücke; in guten Stunden drängt das Lebendigste zur Geburt, zur äußeren Erscheinung auf dem Papier, aber diese guten Stunden pflegen nicht so häufig zu sein, wie die Poeten wünschen. Goethe hatte den kühnen Plan, einen Roman über das Weltall zu schreiben; er wünschte den ‚Meister' fortzusetzen, den ‚Tasso' und den ‚Egmont' zu vollenden. Aber er brachte von seinen Reisen, wo er doch am meisten mit sich allein war, wenig heim. Das Gedicht auf Mieding gefiel den Freunden ungemein; sogleich wünschte er deshalb ein ganz ähnliches Gedicht aus dem eigenen Leben, aus der nächsten Nähe niederzuschreiben, ein Abschieds-Gedicht auf seinen Garten, den er nun verlassen sollte. Aber auch hier blieb es beim Wunsche.

Kleinere und leichtere Sachen entstanden jedoch: „Inschriften", die man sich an bestimmte Stätten in

Die Sphinxgrotte im Park zu Weimar
Von J. v. Kulas nach einem Stich von C. Horny
im Besitz von Dr. Hartung, Weimar

Weimar oder Tiefurt denken konnte, in große Steine gemeißelt oder angebracht unter Figuren, die uns das Altertum überlieferte oder wie sie der brave Klauer

als Garten-Verzierungen machte. Jener Zürcher Theologe Tobler, der im vorigen Sommer das Altertum unter den weimarischen Damen etwas in Mode gebracht hatte, sandte jetzt noch weitere Übersetzungen, worunter auch kleine Gedichte aus der Griechischen Anthologie waren. Goethe fand auch viel Gefallen daran. Er hatte schon im vorigen Herbst Verse gemacht, die „aus dem Griechischen“ zu sein vorgaben; jetzt sann er über Inschriften im griechischen Geschmack. Meist war der Gegenstand vor der Inschrift da, die ihn beleben sollte; in andern Fällen strebte die Inschrift erst nach einem Platze, wohin sie paßte, oder sie bedeutete erst noch eine Aufgabe für den Bildhauer. In seinen Garten, den er nun bald nicht mehr bewohnen würde und den er eben deshalb zu einem häufigen Aufenthalt der zunächst wohnenden Frau v. Stein bestimmte, dachte er sich auch so einen redenden Stein hinein. Und Dies konnte die Inschrift sein:

Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein.
Doch erhebe dich nicht! Du hast noch viele Gesellen!
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
„Denkmal bleibe des Glücks!“ ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

*

Das Zeichnen und Malen gedieh nicht mehr recht. An einem Ofen- oder Bettschirm für die Herzogin Luise arbeitete er schon lange; ein paar Tassen und Blumen-

Das Schloß in Gotha
Nach dem Aquarell von Charles Gore
Mit Erlaubnis der Landesbibliothek zu Weimar

Meiningen
Aus der „Chronik der Stadt Meiningen“
Mit Erlaubnis der Landesbibliothek zu Weimar

„Hier gedachte still der Liebende seiner Geliebten"

Aufnahme von Prof. Otto Rasch in Weimar

töpfe für die Freundin wollten nicht viel besagen; ein Portefeuille, das für Auguste Stolberg bestimmt war, mußte er, weil er viele Wochen lang nicht dazu kam, von Frau v. Stein malen lassen: die Stickerei daran rührte von ihrer Schwägerin Sophie her. Am meisten bedrückte ihn, daß er in den Landschäftchen, die er doch auf Reisen und daheim immer wieder versuchte, keinen Fortschritt feststellen konnte.

Es ist Alles vergebens! Ich bringe nichts vor mich im Zeichnen. Jetzo seh' ich täglich mehr, wie eine anhaltende mechanische Übung endlich uns das Geistige auszudrücken fähig macht, und wo Jene nicht ist, bleibt es eine hohle Begierde, Dieses im Flug schießen zu wollen.

Unwillkürlich sah er sich nach einem Stellvertreter in dieser geliebten Kunst um, nach einem Strebenden, der in der glücklichen Lage war, sich ihr ganz zu widmen, aber es mußte ein Artverwandter sein, in den er sich hineinfühlen, dessen Leben er in Gedanken mit erleben mochte. Friedrich Müller hatte versagt; ein freundlicher Zufall zeigte sogleich den besseren Nachfolger. Wilhelm Tischbein, zwei Jahre jünger als Goethe, aufgewachsen in einem oberhessischen Walddorfe, aber Brudersohn zweier bekannter Maler, die in Kassel und Hamburg lebten, hatte früh das Handwerkliche der Malerei gelernt und auch sehr früh sein Brot darin erworben, zumeist also durch das Anfertigen von Bildnissen. Er setzte sich aber höhere, ja die höchsten Ziele. In die Niederlande war er auf eigenes Wagnis gegangen; in Italien leben und lernen konnte er aber nur, wenn er unterstützt wurde. Sein Fürst, der Landgraf von Kassel, gewährte ihm das Nötige auf ein

Jahr, und er verbrachte nun in Florenz, in Rom, in Neapel und in der Landschaft um Rom eine glückliche Zeit. Aber im Herbst 1780 mußte er sein Paradies verlassen, weil nun die Hilfe ausblieb. Er kam in die Schweiz, ging dort zu Lavater, dessen Namen er durch Merck kannte, ward freundlich aufgenommen und schlug sich einstweilen in Zürich wieder als Bildnismaler durch; aber dies beständige Abmalen von gleichgültigen Menschen ward ihm unausstehlich. In seiner Not wandte er sich an Merck:

Ich kann Niemand finden, der mir hilft! Sie werden wissen, wie ich in Kassel stehe. Denken Sie einmal: ich habe mich angeboten, Alles, was ich mache, für sie umsonst zum Gebrauch der Akademie und sonst zu machen, wenn sie mich noch einige Jahre wollten studieren lassen; nachdem wollte ich ihnen zeitlebens dienen für Das, was sie mir geben wollen. Aber sie machen sich so wenig aus mir, daß sie mir nicht einmal antworten. Ich habe es ihnen so deutlich geschrieben, als mir möglich war, und doch können sie es nicht oder wollen's nicht begreifen, daß nämlich in diesen Jahren, worin ich bin, eine Unterstützung helfen kann. . . . Was hilft's mir nun, daß ich in Italien gewesen bin? Das ist nicht halb und nicht ganz! Ich habe nur einsehen lernen, wie schwer die Kunst ist, und daß ich ein unglücklicher Stümper bin.

Merck schickte diesen Brief nach Weimar, und Goethe erkannte sogleich, daß Tischbein sein Mann war. Man hatte, ohne es zu wissen, schon Briefe von ihm gelesen, nämlich in Wielands ‚Merkur', wohin Merck, ohne Tischbeins Wissen, seine Berichte aus Italien gegeben hatte. Auch in diesem letzten, handschriftlichen Briefe bekannte der junge Maler sich unumwunden zur Antike: die Statuen der Griechen seien gewiß das Vollkommenste, was Menschen hervorgebracht haben, „und gewiß sind sie in der Malerei ebenso groß gewesen", behauptete er. „Ein antikes Bild habe ich gesehen, was mir besser gefallen als Alles, was ich noch von Malerei kenne, und doch glaube ich, daß es nicht von denen besten ist, denn es ist nur mit Leichtigkeit auf eine Mauer gemalt." Dergleichen las Goethe gern, denn sein Sinn neigte sich mit jedem Jahre mehr zur Antike, die er leider so wenig kannte. Ein andermal las er lächelnd, wie sich dieser Maler zum Homer stellte. Er habe diese Gedichte so lieb, schrieb Tischbein, daß, wenn er die Sünde nicht fürchtete, der Welt ein Exemplar davon zu rauben, er wohl Diejenigen, die bei seinem Tode um ihn sein würden, bitten möchte, daß sie ihm im Sarge die Ilias auf die Stirn legten und die Odyssee auf die Brust.

Tischbein sandte auf Mercks Antrieb Proben von seinen Arbeiten nach Weimar, auch sie gefielen. „Welch ein Unterschied gegen den Müller, der den Titel Maler zu früh vor seinen Namen gesetzt hat!" Leider aber war des Herzogs Kasse jetzt so leer, daß er diesen Künstler, der ja sein Landeskind nicht war, in keinen Etat zu schreiben wußte. „Mich jammert's, daß ich den Menschen aus den Händen lassen muß" klagte er. Goethe wandte sich also an den reicheren Herzog von Gotha, und Dieser sagte nicht Nein.

Hundert Dukaten wolle er ihm jährlich geben, damit er in Italien etwas Tüchtiges lerne. Welche Freude für Goethe! Er drückte sie dem edlen Fürsten sogleich aus.

Ich bin völlig überzeugt, daß er jede Unterstützung verdient, und es war mir nie deutlicher, wie hohl und eitel der

ganze kasselische Kunst- und Altertumskram sei, als in dem Augenblicke, da ich den Wert dieses verschmähten Zöglings erkenne . . .

Zu allem Vergnügen, das Eurer Durchlaucht durch diesen jungen Mann bevorsteht, der nach seiner Kunst und seinem Herzen ein wahrer Schatz ist, wünsche ich zum voraus Glück. Und ich bin versichert, daß auf diesem Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, Eure Durchlaucht eine wohlgegründete Schule aufrichten werden. Die Liebe und Freundschaft, womit mein gnädigster Herr Eurer Durchlaucht zugetan ist, hält ganz allein den kleinen Neid zurück, der bei diesem Anlasse beinahe hervorsprießen möchte.

*

Mit den Finanzen des Herzogs und des Staates stand es schlimm, und dem Grundschaden war schwerlich abzuhelfen. „Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstentums auf so einem guten Fuß als meine eigne, so könnten wir von Glück sagen" schrieb am zweiten April Goethe von Eisenach aus an seine Vertraute: „Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen!" Und als er am nächsten Tage hinzufügte: in Eisenach sei ein mehr genießender Geist als am weimarischen Hofe, da sprach er die harte Wahrheit aus: „Die Verdammnis, daß *wir* des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen".

Zwei Tage nachher war er in dem armen, von Brandschaden schwer heimgesuchten Städtchen Kreuzburg: „Man ist beschämt, wie man vor vielen Tausenden begünstigt ist" setzte er dort die Eisenacher Gedanken fort.

Man hört immer sagen, wie arm ein Land ist und ärmer wird. Teils denkt man sich es nicht richtig, teils schlägt man sich es aus dem Sinn, wenn man denn einmal die Sache

mit offnen Augen sieht, und sieht das Unheilbare, und wie doch immer gepfuscht wird!

Kurz darauf schilderte er auch dem Freunde Knebel, wie er die geologischen Schichten des Thüringer Landes jetzt im Umherreiten studiere, und zugleich bemerke er die Schichten der Menschheit.

So steig' ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber: wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter. Und wir haben's so weit gebracht, daß oben in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.

Man brauchte ja nur an die großen Jagden des Herzogs zu denken, an seine beständigen Reisen, an die weimarischen Karnevals-Lustbarkeiten: Pomp und Pracht war das nicht gerade, aber es kostete mehr, als dem armen Lande ohne Schaden zu entziehen war. Denn die Güter-Erzeuger mußten ja Tag für Tag eine allzu große Zahl von Amtleuten, Amtsdienern, Advokaten, Räten, Präsidenten, Offizieren und Soldaten erhalten. Der Herzog erkannte wohl an, daß auch der Fürst sich nach der Decke strecken muß, aber er war leichtsinnig genug, es immer wieder zu vergessen. Er ging nicht auf in seinem fürstlichen Amte, hatte keine Geduld zur Kleinarbeit und konnte den Taler nicht ehren wie Derjenige, der ihn vorerst verdienen und nach dem Ausgeben auf's neue erwerben muß. Goethe versäumte nicht, ihn zu warnen. „Mit dem Herzog gegessen" steht am neunzehnten Januar 82 in seinem Tagebuche:

„sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falsche Ideen, die ihm nicht aus dem Kopf wollen". Am nächsten Tage begann seine Eintragung: „Kalbs Betrachtungen gelesen; kam Bertuch und klagte mir seine Not". Bertuch verwaltete die Privatschatulle des Herzogs, und Kalb war für die Finanzen des Landes verantwortlich. Dieser hatte seine ‚Betrachtungen' wohl auch an seinen Vater, der vorher sein Amt verwaltet hatte, geschickt, und der Alte antwortete ihm in eben diesen Tagen mit einiger Schadenfreude: jetzt stehe den Ministern das Messer an der Kehle.

Goethe wird nun einsehen, daß man mit Genie allein kein Land regieren kann, sondern daß außer Diesem auch Kenntnisse desselben, der angestellten großen und kleinen Diener, und gesammelte Erfahrungen nötig sind. Und daß man, wenn man dies alles nicht hat, sich Männer, die solche haben und uns unterstützen können und wollen, attachieren muß. Sein Mißvergnügen und Unruhe über den Lauf der Dinge wundert mich nicht. Denn da die Welt, die Weimar kennet, weiß, daß er allein Herrn und Sachen geleitet, so fällt auch ganz natürlich Lob und Tadel auf ihn, und da hier der letzte Fall eintritt, so kann man leicht ermessen, wie einem Mann, der soviel Ambition hat, zu Mute sein muß.

Der Rat dieses alten Herrn — Goethe mußte ihn zufällig einige Wochen danach in seinem Kalbsrieth begrüßen — förderte aber auch nicht weiter, denn ein souveräner Herr von Karl Augusts Art ließ sich keine Vormundschaft auflegen und freiwillige Fügsamkeit setzt Vertrauen voraus. Eben daran fehlte es aber zwischen dem Fürsten und dem Kammerpräsidenten. Kalb war ein Mann von Ideen und Unternehmungsgeist; er hatte

ja bei des Herzogs Regierungsantritt auch zur Geniepartei gehört; aber es ging ihm wie vielen Erfindern: an ihrem geistreichen Werke fehlt irgendwo ein Häkchen oder Schräubchen, und deshalb kommt die ganze Maschine nicht in Gang. Dem klugen Präsidenten ging eben auch die genaue Kenntnis der Einzelheiten in seiner Verwaltung und die Sorgfalt im Kleinen ab. Daß so viele Steuer- und andere Kassen in den vorgeschriebenen Ablieferungen sehr rückständig waren, kam doch auch mit auf seine Rechnung. Sodann aber; weil der Herzog nicht auf ihn hörte und sich nicht einschränkte, war Kalb mit ihm unzufrieden und verhehlte das Daheim und außer Landes nicht; der Herzog erfuhr es und empfand nun seinen gewesenen Jugendfreund als einen malcontent und Widersacher. Es fragte sich schließlich nur noch, wer von Beiden kündigen sollte.

Am siebenten Juni teilte der Herzog dem Herrn v. Kalb seine Entlassung mit, eben weil das beiderseitige Vertrauen verloren gegangen sei. Da sich kein ernstlicher Vorwurf erheben ließ, so bekam Kalb, ein junger Mann von vierunddreißig Jahren, das sehr stattliche Ruhegehalt von tausend Talern. Ein tüchtiger Fachmann als Nachfolger war zur Zeit nicht zu erlangen; deshalb erließ der Herzog am elften Juni an die Kammer folgende Anweisung:

Wir lassen Euch andurch ohnverhalten, welchergestalt Wir, da bekanntlich durch den Abgang des vormaligen Präsidenten v. Kalb das Direktorium in Eurem Kollegium erledigt worden, bis wir Uns in Ansehung desselben völlig entschließen, folgende interimistische Anordnung zu treffen für gut befunden haben. Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung unter Leitung des jedesmal vor-

sitzenden Geheimen Kammerrats fort. Ihr zusammen expediert die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, sowie zeither geschehen. Soviel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhn- Bahn heraustretenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Verfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unseren Geheimen Rat Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fache in der Folge nützliche Dienste zu leisten verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache zu halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nötig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet. Wir begehren solchernach, Ihr wollet Euch hiernach gehorsamst achten.

Wieland
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Kalbs plötzliche Entlassung, sein hohes Ruhegehalt und Goethes etwas undeutliche Nachfolgerschaft erregten allenthalben begreifliche Verwunderung. Irgend ein Grund für diese Veränderung ward nicht bekannt. Goethe sprach auch gegen seine besten Freunde nur oberflächlich davon. Der Schritt sei notwendig gewesen, versicherte er in einem Briefe an Knebel.

Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt, und wenn Du nun meinest, daß ich diese Dreie wohl mit der Feder sondern kann, im Leben es aber nur Einunddderselbe ist, so denke Dir! Doch Du kannst Dir's und brauchst Dir's nicht zu denken: es ist vorüber.

Die Zuschauer redeten freilich anders. „Groß und Klein verachtet und verflucht den Goethe" schrieb Karoline Herder, die in ihren Mädchenjahren eben diesen Goethe geliebt, verehrt und mit Wärme verteidigt hatte. „Der Kammerpräsident", fuhr sie fort, „ist darum fortgeschickt, weil er ihnen schon seit vier Jahren Vorstellungen getan, sie müßten sich einschränken, er könne so nicht bestehen. Die besten Leute werden verachtet, disgustiert, und die ganze Dienerschaft ist dem Herzog verächtlich gemacht worden; darum nimmt Goethe alle bedeutende Stellen ein". Kalbs Schwager, Siegmund v. Seckendorff, der doch auch mit Goethe immer ein gutes Verhältnis gehabt, berichtete seinem Bruder, die weimarischen Angelegenheiten würden immer außerordentlicher.

Die Dinge werden dadurch nur verworrener werden. Die große Ordnung, worin Kalb diesen Zweig zu halten gesucht, hat nicht allein die Maschine erhalten, sondern auch das auf seine Verwaltung gegründete Vertrauen. Man muß sehen, wie ein Mann sich aus der Sache zieht, der von diesen Dingen so wenig versteht, wie ich vom Syrischen.

Selbst der immer wohlwollende Wieland sagte in seiner gelehrten Weise zu Goethes anderem aufrichtigen Freunde Merck das Nämliche:

Homer war wohl auch a man of genius, nicht wahr? Und baut auch in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot

so gut als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi

Goethe vor seinem Haus am Frauenplan
Original im Goethe-National-Museum zu Weimar

oder das Kommando einer Flotte übergeben oder er, wenn sie es getan, sich dazu verstanden hätte? Was meint der Herr Bruder?

Kurz, Goethe hatte die Menschen wieder einmal gegen sich aufgebracht und zu vielen Aufgaben und Bürden sich eine neue und schwere aufgeladen.

*

Seine Stadtwohnung stand ihm seit Ostern zu; nur langsam ward sie hergerichtet. Am zweiten Juni erst zog er hinein. Das Erste, was er darin schrieb, war ein Zettelchen an die Freundin, am neuen Platze die alte Versicherung seiner Liebe: „Es ist mir ganz einerlei, wo ich bin, wenn ich Dir nur nahe wohne". Als er die erste Nacht dort schlief, merkte er freilich den Unterschied: „Eine Kutsche, die Wielanden nach Hause brachte, und das Rufen der Wache hat mich schon fühlen lassen, daß ich von meiner schönen Einsamkeit getrennt bin". Am nächsten Tage ward ihm das aus Wien eingetroffene Adels-Diplom gebracht. Er könne sich gar nichts dabei denken, meint er gegen die Freundin, aber er fühlte doch: seine Geheime-Rats-Existenz, seine Fürstendienerschaft war damit beurkundet und besiegelt.

Wieviel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!

Der in einen höheren Stand Steigende stößt seine bisherigen Genossen hinter sich. „Herr Geheimer Rat Goethe ist geadelt worden" schrieb der sehr tüchtige Regierungsrat Voigt einem Freunde; „wollen sehen, was er als Herr von Goethe leisten wird". Kräftiger sprach sich Herder gegen Hamann aus — diese zwei Menschen hatte Goethe als große Lehrer verehrt — denn Herders

Neid auf den erfolgreichern Goethe war immer gewachsen, seit er ihm am selben Orte zusah.

Er ist also jetzt wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegskollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, Direktor des Bergwerks, dabei auch directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Balletts, Redouten-Aufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken usw., Direktor der Zeichen-Akademie, in der er den Winter über Vorlesungen über die Osteologie gehalten, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz: das factotum des Weimarischen und, so Gott will, bald der major domus sämtlicher Ernestinischen Häuser, bei denen er zur Anbetung umherzieht.

Er ist baronisiert ... Er ist aus seinem Garten in die Stadt gezogen und macht ein adlich Haus, hält Lese-Gesellschaften, die sich bald in Assembleen verwandeln werden usw. usw.

Bei dem allen geht's in Geschäften, wie es gehen will und mag. Meine Gegenwart wird mir von Tag zu Tag lästiger. Was anderswohin weiß, sehnt sich weg.

Drittes Kapitel

Dichterspiele und Religionsgespräche

Mitte bis Ende 1782

Nun hab ich von Johanni an zwei volle Jahre „aufzuopfern" schrieb Goethe an Knebel „bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam quod quaerimus.[1]"

Ein wenig Antwort gab er doch auch auf die allgemeine Frage, warum er sich denn diese neue und höchst verdrießliche Bürde der weimarischen Finanzen aufgeladen habe:

Nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu tun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt Nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell, gleich grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen.

[1]) Hier oder nirgends ist, was wir suchen.

Der Einwurf, daß gerade ihm viele Vorkenntnisse fehlten, war ihm bekannt, auch gehörte er nicht zu den Leuten, die etwa die Landwirtschaft verbessern wollen, nachdem sie in ein paar Gutshöfe hineingesehen haben; aber er glaubte in jedem Falle erkennen zu können, ob ein Berichterstatter oder Ratgeber auf seinem Gebiet Vertrauen verdiene. Schon vor zwei Jahren erklärte er einmal, es sich zur Richtschnur gemacht zu haben: „in Sachen, die ich nicht verstehe, und es tut Einer Etwas, das ich nicht begreife, so macht er's dumm und greift's ungeschickt an. Denn Das, was schicklich und recht ist, begreift man auch in unbekannten Dingen; wenigstens muß es Einer Einem leicht und bald erklären können". Immer drang er auf Klarheit, Aufhellung, Verständlichkeit, und das kam gewiß dem Ganzen zugute.

Ursprünglich war er, um dem jungen Karl August beizustehen, auf diese Galeere gegangen (und auch ein wenig aus Begier nach neuen Geschäften, Aufregungen und Kämpfen); jetzt hatte der Staatsdienst selbst Macht über ihn; er gehörte seinem angefangenen Werke. Er dachte zuweilen: nur sein Garten und die geliebte Frau v. Stein hielten ihn in Weimar fest oder, nachdem er den Garten verlassen, nur die Geliebte. „O liebe Lotte, wenn ich Dich nicht hätte, ich ginge in die weite Welt". Aber er war auch der Erste, zuzugeben, daß kein Mensch sich selber kennt, denn man fühlt für gewöhnlich nur, was man entbehrt. Den Herzog rühmte er auch jetzt noch über andere Fürsten, zum Beispiel seine Liberalität: „Sie sind nicht alle wie der Herzog von Weimar, der Jeden gern auf seine Weise das Gute tun läßt und

doch daran teilnimmt". Aber das Freundschaftsband mit ihm war doch lockerer geworden.

Der Herzog ist wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nötigte, über sein Wohl und Weh gleichgültig zu werden. Es ist eine kuriose Empfindung, seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indes viele Sorgliche abgehen.

Goethe wollte nun ein Geheimer Rat sein wie Andere, deren Dienste gelobt werden. Daneben aber auch ein Privatmann, der, unbekümmert um die Welt, in seinem eigenen Winkel das Spiel treibt, das ihn erfreut. Zum äußeren Zeichen dieses doppelten Wesens diente jetzt der Umstand, daß er eine geheimrätliche Stadtwohnung hatte und drunten an der Ilm doch auch noch sein Häuschen und seinen Garten. Es meldete sich bald ein Käufer, der der Meinung war, daß Goethe diesen Garten nicht mehr brauche; durch Frau v. Stein machte er sein Angebot. Goethe war nahe daran, Ja zu sagen. Er wollte es sich mit der Freundin noch einmal überlegen, denn sie betrachtete er fast wie eine Miteigentümerin. Als er zu solcher Besprechung zu ihr gehen wollte, hatte sie andern Besuch; nun schritt er weiter, zum Garten hinunter. Und dort ward er des Nachdenkens mit einem Male überhoben. Denn:

Jede Rose sagte zu mir: „Und du willst uns weggeben?" In dem Augenblicke fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte. Ich hatte Dich zwei, drei Tage immer gesehen und so glaubt' ich mir das Übrige

nicht notwendig. Hab' ich Dich denn immer? Nein Lotte, ich gäbe viel weg und gäb ihm nichts.

So genoß er denn Eins um's Andere: Pflichtarbeit und Künstlerlust. Auch wenn in der rauhen Jahreszeit der Garten draußen nur selten aufgesucht wurde, hielt er doch sehr auf sein Doppel-Dasein. Er lebe seit einiger Zeit sehr glücklich, berichtete er im November dem Freunde Knebel.

Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin . . .

Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich, versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Woche gebe ich einen großen Tee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Sozietät auf's wohlfeilste. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größeren Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter seh ich manchmal. Usw.

Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich: er nimmt einen willigen und leidlichen Teil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus usw. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben. Beide seh' ich selten.

Und so fange ich an, mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht

Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar
Nach zwei Miniaturen
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Der Garten des Wittumspalais in Weimar
Nach einem der Herzogin Anna Amalia zugeschriebenen Aquarell
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß' ich jetzt den Geheimderat und mein andres Selbst, ohne das ein Geheimderat sehr gut bestehen kann. Nur im innersten meiner Plane bleib' ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen.

*

Das Oberhaupt der weimarischen Geselligkeit blieb die Herzogin-Mutter. Jugendlicheren Wesens als ihre Schwiegertochter, allen Künsten zugetan und auch den Wissenschaften mit so viel Lernbegier ergeben, daß sie jetzt sogar griechischen Unterricht nahm, zog sie alle Gelehrten und Künstler des Städtchens und alle merkwürdigen Gäste an ihren kleinen Hof, bald Jeden für sich genießend, bald zu gemeinsamen Unternehmungen oder auch nur zu größerer Geselligkeit allerlei Männer und Frauen verbindend, die sich ohne sie ganz vereinzelt hätten. Sie hatte dabei zwei vortreffliche Gehilfen: ihren Kammerherrn Friedrich v. Einsiedel und ihre jüngere Hofdame Luise v. Göchhausen. Mit ihnen zusammen pflegte sie die hohe Kunst, etwa dargestellt durch Händels und Hasses Oratorien und durch Goethes ‚Iphigenie'. Sie hatte aber auch mit denselben Gefährten große Freude an allerlei Possenspiel und witzigem Schabernack; das Derbe war nicht ausgeschlossen.

Als Amaliens jüngerer Sohn auf Reisen ging, bemächtigte sie sich des Pächterhauses in Tiefurt, wo Konstantin und Knebel sich so hübsch eingerichtet hatten, und setzte Deren verschönerndes Werk an der Umgebung fort. Tiefurt hatte vor dem hoch gelegenen und andert-

halb Stunden entfernten Ettersburg den Vorzug, daß die weimarischen Freunde es viel bequemer und in der halben Zeit erreichen konnten; Herren und Damen spazierten denn auch fleißig hinaus. Und Viele halfen dann gern mit, wenn die Herzogin, die Göchhausen und Einsiedel einen neuen Plan hatten, ihr Parkwäldchen mit schönen Plätzen zu bereichern oder ihr idyllisches Dörfchen wie eine Weltstadt zu traktieren. „Konzerte" konnte man allenfalls auch die Musik im Zimmer nennen, wenn Korona Schröter oder die Herzogin oder Einsiedel oder ein durchreisender Virtuos sich hören ließ. Um eine Bühne und auch Zuschauer-Sitze herzugeben, war aber kein Zimmer groß genug; doch verzichtete man nicht auf die Komödie, denn die Natur draußen bot ja sehr viel Raum. Am 28ten August 1781 geschah die „solenne Eröffnung und Inauguration des neu erbauten Tiefurtischen Hof- und Waldtheaters". Diesmal handelte es sich um eine „skiagraphische Schaubühne", nach chinesischem oder spanischem Muster. Die Darsteller bewegten sich zwischen Lichtern und einer durchscheinenden Leinwand, so daß die Zuschauer größere oder kleinere Schatten sich auf dieser weißen Tafel bewegen sahen. Weil die erste Vorstellung: ‚Minervens Geburt' auf Goethes Geburtstag fiel, ward seiner zum Schlusse mit großen Ehren gedacht. Im zweiten Stücke dieser Art, das die alte Midas-Sage karikierte, machte Goethe den Kammerdiener und Haarschneider Amyon, der als Einziger von des Königs Geheimnis, den Eselsohren, weiß. Erfunden und gedichtet waren beide Scherze von Seckendorff.

Aber auch ihre eigene Zeitung wollten die Tiefurter

Minervens Geburt
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

haben. In der Hauptstadt der galanten Welt schrieben und lasen die Franzosen ihr Journal de Paris; das Schreiben und Lesen verstand man auch an den Ufern der im Wiesental sich schlängelnden Ilm. Zuerst war das ‚Tiefurter Journal' ein gesellschaftlicher Scherz; die erste Nummer kam am 16ten August 1781 heraus: elf Exemplare, sauber mit der Hand geschrieben. Aber eine Nummer folgte der anderen, und da die Herzogin Amalie so viele kluge Freunde und Freundinnen besaß, die nun alle ihr Scherflein beisteuern mußten, so wurde das Tiefurter Journal immer ernsthafter und gehaltvoller. Wieland, Herder, Goethe, Knebel, Einsiedel, Seckendorff, Tobler, Prinz August von Gotha, Merck in Darmstadt, Karl v. Dalberg in Erfurt, die Damen Schardt, Werthern, Göchhausen und die Herzogin selbst: sie bildeten wohl ein Symposion edler Geister. In Deutschland war solch' eine geistreiche Gesellschaft noch nicht beisammen gewesen. Wer nicht aus Eigenem schöpfte, trug Übersetzungen bei; man las gewissermaßen die Weltliteratur miteinander. Goethe gab Kleines und Großes her: Liebesverse und feierliche Oden.

Sein Spazieren im Tiefurter Tal brachte aber noch eine besondere Frucht. Das Auge überblickte dort auf engem Raum ein Vielerlei: Wasser, Gebüsch, Abhang, freien Platz. Ein paar Strohhütten lassen sich leicht dazu denken und auch leicht genug aufbauen. Hier ist eine gar hübsche Szenerie für ein Stück, das neben und auf dem Wasser spielt. Also für ein Fischer-Drama. Ansehen konnte man es von einer gewissen Mooshütte aus und ihrer Nachbarschaft. Bei Dunkelheit mußte es gespielt werden, weil dann mit Fackeln, Laternen

und Herdfeuer die schönsten Lichtwirkungen entstanden; im Wasser, am Wasser, im Gebüsch, in der Nähe und Ferne. Darauf hin war also die Handlung zu erfinden. Gesang würde die Schönheit steigern; so mußten die Rollen auf Korona, Aulhorn und Seidler zugerichtet werden. Korona mußte die Heldin sein; also hieß das Stück: ‚Die Fischerin'! Eine Fabel war bald ersonnen: das Mädchen ist zornig auf Vater und Liebhaber, weil sie immer so spät nach Haus kommen; sie spielt ihnen einen Streich, indem sie den Schein erweckt, als sei sie beim Wasserholen ertrunken. Die beiden Männer suchen sie, rufen alle Nachbarn herbei; alle Lichter werden angezündet und bewegen sich den Fluß abwärts und in die Büsche an den Seiten, bis Dortchen, die allgemeine Angst mit Schrecken wahrnehmend, sich wieder zeigt, um Verzeihung bittet und zu ihrer Buße verspricht, daß morgen die Hochzeit sei.

Am 22ten Juli 1782 war die Vorstellung; sie ging sehr glücklich von statten. Kein kleiner Schmuck des sonst so sehr auf das Malerische berechneten Stückes waren die Gesänge. Da nur Fischersleute auftraten, mußten es Volkslieder sein. Goethe entnahm sie zumeist aus der Sammlung Herders und den Kompositionen Seckendorffs; aber auch seinen eigenen, von nordischen Volksliedern angeregten ‚Erlkönig' sang Korona jetzt zum ersten Male; sie summte und sang ihn in einer schlichten Weise, die sie selbst erfunden hatte.

*

Im Übrigen hielt sich der Dichter Goethe jetzt zumeist im epischen Fahrwasser. Mit seinem ‚Werther' gab er

sich wieder ab, wie wenn er das Kind zum zweiten Male und besser gebären wolle. Seinen vor dem Publikum noch verborgen Roman von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung hatte er so breit angelegt, daß allerhand Menschen aus allerhand Schichten der Gesellschaft darin auftreten konnten, Kinder und Alte, Kluge und Narren, Fürsten und Bettler. Wo dem Dichter eine merkwürdige Art Mensch vorkam, achtete er aufmerksam auf alle großen und kleinen Eigentümlichkeiten und hielt sie in seinem vortrefflichen Gedächtnis fest. Zum Beispiel den Graf Werthern in Neunheilingen, bei dem es nicht selten rappelte, studierte er förmlich; ein andermal hielt sich ein berühmter Berliner Münzjude, Heyne Veitel Ephraim, in Weimar auf: auch er konnte für eine Romanzierde gelten. „Bald hab' ich das Bedeutende der Judenheit zusammen" schrieb Goethe der Freundin „und habe große Lust, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen".

Die Hauptsache war, daß der Roman jetzt wieder ins Fließen kam. Zuweilen diktierte Goethe der Frau v. Stein, öfter seinem Philipp; die Freundin aber bekam allemal das Fertige zuerst zu lesen. Er selbst fühlte sich bei diesem Geschäft wie ein Fisch im Wasser.

Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich Etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe.

Das zweite Buch ward fertig und rasch auch das dritte. Der Dichter erzählte darin, wie sein Wilhelm Meister zum zweiten Male in eine Schauspieler-Gesellschaft gerät, diesmal nicht durch jugendliche Liebesschwärmerei für eine Theaterprinzessin; vielmehr wieder

durch seine Lust, den Bedrängten zu helfen, ebenso angezogen und festgehalten wie durch den unüberwindlichen Trieb, zur Verbesserung des Theaters das Seinige beizutragen. Wie Goethe in dem andern Romane, den er plante, die Entstehung der Erdoberfläche von allen Seiten her behandeln wollte,[1]) so zeigte er hier im ‚Meister' alle Formen, in denen die Schauspielerei bisher unter seinen Landsleuten auftrat, um dann auch zu erörtern, wie sie aus ihrem jetzigen noch unwürdigen Zustande zu erhöhen sei. Also ein Lehr-Roman; aber der Leser ward sich dieser Absichten kaum bewußt, weil die auftretenden Figuren rasch seinen Anteil erweckten, und besonders auch, weil er begierig wurde, zu erfahren, wo das mit dem allzu gutmütigen Wilhelm hinaus wolle. Am Schlusse des dritten Buches wurde es deutlich, daß der Held sich auch noch mit einem sonderbaren zwölf- oder dreizehnjährigem Kinde bepackte, einem Wesen, von dem man nicht weiß, ob man davon mit er oder sie oder es reden soll. Es trägt eine phantastische Knabentracht, muß aber doch mehr für ein Mädchen gelten. Auch von dieser Geschlechtslosigkeit oder zwiefachen Geschlechtlichkeit abgesehen, ist Mignon ein eigenartiges und oft auch eigensinniges Kind, anziehend nur durch seine Rätselhaftigkeit und durch seinen grenzenlosen Eifer, Demjenigen zu dienen, als dessen Eigentum es sich betrachtet. Von einem rohen Kunstreiter ist es an die Prinzipalin einer Schauspieler-Truppe abgetreten worden; jetzt will es von Wilhelm angekauft werden, der zu solcher Wilhelmiade auch ganz bereit wäre, wenn

[1]) Vermutlich, und zwar durch Erzählung von Reisen.

er das halbe Mädchen in einen ganzen Knaben verwandeln könnte. Kurz, der Leser bangt nun auch: was wird aus Mignon?

Sicherlich hatte Goethe ein ähnliches Kind irgendwo beobachtet, denn aus blauer Luft griff er seine Gestalten nicht, wenn es nicht gerade Feen, Wassernixen und Erlkönige sein mußten. Bei einigen andern Figuren, zum Beispiel der Prinzipalin der Schauspieler-Truppe, konnten die Eingeweihten erkennen, wer gemeint sei. Und ganz unverkleidet trat Freund Knebel auf, nämlich als Leutnant, wie er vor zehn, zwölf Jahren in Potsdam gewesen war; der Herr v. K. war nur in einen Herrn v. C. umgetauft worden.

> Der Offizier war eine von den guten Seelen, die an Dem, was Anderen widerfährt und was Andere leisten, einen herzlichen Anteil zu nehmen von der Natur bestimmt sind. Sein Stand, der ihn zu einem harten trotzigen Geschäfte verdammte, hatte ihn, indem er ihn mit einer rauhen Schale umzog, in sich noch weicher gemacht. In einem strengen Dienste, wo Alles seit Jahren in der bestimmtesten Ordnung ging, wo Alles abgemessen, die eherne Notwendigkeit allein die Göttin war, der man opferte, wo die Gerechtigkeit zur Härte und Grausamkeit ward und der Begriff von Mensch und Menschheit gänzlich verschwand, war seine gute Seele, die in einem freien und willkürlichen Leben ihre Schönheit würde gezeigt und ihre Existenz würde gefunden haben, gänzlich verdruckt, seine Gefühle abgestumpft und fast zu Grunde gerichtet worden.
>
> Das unschuldige Vergnügen, das ihm übrig blieb, war die aufkeimende deutsche Literatur. Er war darinnen bis auf jede Kleinigkeit bekannt; er wußte, was wir hatten und nicht hatten; er hoffte, er wünschte, und ob er gleich einige fremde Sprachen besaß und ihre besten Schriftsteller las, so gab er doch in seinem Herzen dem engen Haushalte seines Vaterlandes vor jenen Reichtümern den Vorzug, indem er sich ihnen näher fühlte.
>
> Er war auf so eine gute Weise parteiisch und versprach sich Alles, was er nicht vorzeigen konnte, von dem nächsten Geschlechte. Man konnte ihn einen wahren Patrioten nennen, einen von Denen, die in der Stille zur Aufnahme und Aufmunterung der Wissenschaften bei uns, ohne es zu wissen und zu wollen, so Vieles beigetragen haben.

So schrieb Goethe dem gerade jetzt verzagten Knebel, der einer der ersten Leser dieser Fortsetzung sein sollte, eine schöne Aufrichtung und Ehrung hinein. Und so schlug er nebenbei einen scharfen Hieb nach dem alten Tyrannen in Sanssouci, den er satt hatte, wie die Andern alle.

*

Goethe wurde jetzt mehr als sonst in die Angelegenheiten der Akademie zu Jena gezogen. Jene Reise an die Höfe betraf die Besetzung von Lehrstühlen, über die Koburg und Meiningen gern anders verfügen wollten, als Weimar, man mußte also ein Mittleres suchen. Ein andermal half Goethe, einen tüchtigen Juristen in eine frei gewordene Professur zu suchen, und holte sich Körbe, denn die Gehälter waren in Jena noch schlechter als an andern Universitäten; auch Goethes vormaliger Gießener Freund Höpfner lehnte nach einigem Bedenken ab. Eine gute Erwerbung machte Jena dagegen durch die Bibliothek und die Person des alten Natur- und Sprachforschers Christian Wilhelm Büttner, der bisher Professor in Göttingen gewesen, sich und seine Bücher nun aber gegen eine Altersrente an den Herzog von Weimar abtrat. Goethe war in dieser Sache nur Beirat, besonders auch in der Platzfrage für diese Bücher-

menge. Gern befaßte er sich mit den nunmehr vereinigten Naturalienkabinetten im Schlosse zu Jena; der von ihm geschätzte Mediziner Loder war zu ihrem Aufseher ernannt worden, aber auch der Unteraufseher, Magister Lenz, entwickelte sich zu einem Manne, mit dem man sich unterhalten konnte. Ursprünglich gelehrter Theologe und Prediger, dann der klassischen Philologie ergeben, spürte Lenz nun auch eine Neigung zu den Naturwissenschaften; sobald er bei den Kabinetten — für 50 Taler im Jahre — angestellt wurde, beschäftigte er sich lebhaft mit der Pflanzenkunde, der Tiergeschichte, am nachhaltigsten aber mit den Gesteinen; von dem neuen Mineralogen und Geologen Werner in Freiberg ließ er sich so sehr erwärmen, daß er Werners Posaune genannt wurde. Daß er seine Mineralien nach Werners System anordnen konnte, erleichterte ihm die Arbeit und vermehrte den Wert der Sammlung.

Goethe arbeitete in der Gesteinskunde und Erdgeschichte zunächst noch häufiger mit dem gründlicher geschulten jungen Voigt, der immer weitere Studienreisen machte und nun auch die Nachbarschaft Thüringens, das Fuldische und den Harz, geologisch erforschte. Ein merkwürdiger Zufall war es, daß Merck, mit dem Goethe sich einst auf den Gebieten der Literatur und Malerei verbündet hatte, jetzt gleichfalls den Knochen und Steinen ergeben war und besonders auf Versteinerungen Jagd machte; Merck stand sogar mit dem Holländer Petrus Camper in Briefwechsel, dem berühmtesten Anatomen der Zeit. Goethe bat den Freund um Einsicht in diese Briefe und erzählte ihm von seinen eigenen Fortschritten.

Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Tierskelett die Teile nach dem Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir ein großes Vergnügen, und Du wirst wohl tun, mich manchmal damit zu unterhalten.

Das war also schon vergleichende Anatomie, von der doch zu jener Zeit noch Niemand redete. Vereinigt wurde sie mit der Geologie durch die in den Erdschichten eingebetteten, durch den Pflug oder in Steinbrüchen

Das alte Schloß zu Jena 1763, Hofseite
Von J. v. Kulas nach einer Vorlage aus dem 18. Jahrhundert

zum Vorschein kommenden Knochen, unter denen auch solche von Elephanten und Rhinozerossen und Alligatoren waren oder sein sollten — bei uns in Deutschland! Goethe sagte jetzt schon voraus, was damals noch kein Gelehrter gefordert oder versucht hatte. „Es wird nun bald die Zeit kommen, wo man Versteinerungen nicht mehr durch einander werfen, sondern verhältnismäßig zu den Epochen der Welt rangieren wird“. Alle die

menge. Gern befaßte er sich mit den nunmehr vereinigten Naturalienkabinetten im Schlosse zu Jena; der von ihm geschätzte Mediziner Loder war zu ihrem Aufseher ernannt worden, aber auch der Unteraufseher, Magister Lenz, entwickelte sich zu einem Manne, mit dem man sich unterhalten konnte. Ursprünglich gelehrter Theologe und Prediger, dann der klassischen Philologie ergeben, spürte Lenz nun auch eine Neigung zu den Naturwissenschaften; sobald er bei den Kabinetten — für 50 Taler im Jahre — angestellt wurde, beschäftigte er sich lebhaft mit der Pflanzenkunde, der Tiergeschichte, am nachhaltigsten aber mit den Gesteinen; von dem neuen Mineralogen und Geologen Werner in Freiberg ließ er sich so sehr erwärmen, daß er Werners Posaune genannt wurde. Daß er seine Mineralien nach Werners System anordnen konnte, erleichterte ihm die Arbeit und vermehrte den Wert der Sammlung.

Goethe arbeitete in der Gesteinskunde und Erdgeschichte zunächst noch häufiger mit dem gründlicher geschulten jungen Voigt, der immer weitere Studienreisen machte und nun auch die Nachbarschaft Thüringens, das Fuldische und den Harz, geologisch erforschte. Ein merkwürdiger Zufall war es, daß Merck, mit dem Goethe sich einst auf den Gebieten der Literatur und Malerei verbündet hatte, jetzt gleichfalls den Knochen und Steinen ergeben war und besonders auf Versteinerungen Jagd machte; Merck stand sogar mit dem Holländer Petrus Camper in Briefwechsel, dem berühmtesten Anatomen der Zeit. Goethe bat den Freund um Einsicht in diese Briefe und erzählte ihm von seinen eigenen Fortschritten.

Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Tierskelett die Teile nach dem Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir ein großes Vergnügen, und Du wirst wohl tun, mich manchmal damit zu unterhalten.

Das war also schon vergleichende Anatomie, von der doch zu jener Zeit noch Niemand redete. Vereinigt wurde sie mit der Geologie durch die in den Erdschichten eingebetteten, durch den Pflug oder in Steinbrüchen

Das alte Schloß zu Jena 1763, Hofseite
Von J. v. Kulas nach einer Vorlage aus dem 18. Jahrhundert

zum Vorschein kommenden Knochen, unter denen auch solche von Elephanten und Rhinozerossen und Alligatoren waren oder sein sollten — bei uns in Deutschland! Goethe sagte jetzt schon voraus, was damals noch kein Gelehrter gefordert oder versucht hatte. „Es wird nun bald die Zeit kommen, wo man Versteinerungen nicht mehr durch einander werfen, sondern verhältnismäßig zu den Epochen der Welt rangieren wird". Alle die

Knochentrümmer, von denen Merck sprach, rechnete er zur neuesten Epoche, welche aber doch gegen unsere gewöhnliche Zeitrechnung ungeheuer alt sein muß.

In dieser war das Meer schon zurückgetreten; hingegen flossen die Ströme noch in großer Breite, doch verhältnismäßig zum Niveau des Meeres, nicht schneller und vielleicht nicht einmal so schnell als jetzt. Zu derselbigen Zeit setzte sich der Sand, mit Leimen gemischt, in allen breiten Tälern nieder, die nach und nach, als das Meer sank, von dem Wasser verlassen wurden und die Flüsse sich in ihrer Mitte nur geringe Bette gruben. Zu jener Zeit waren die Elefanten und Rhinozerosse auf den entblößten Bergen bei uns zu Hause, und ihre Reste konnten gar leicht in jene großen Stromtäler oder Seeflächen heruntergespült werden, wo sie, mehr oder weniger mit dem Steinsaft durchdrungen, sich erhielten und wo wir sie nun mit dem Pfluge oder durch andere Zufälle ausgraben. In diesem Sinne sagte ich vorher, man finde sie in dem oberen Sande, der durch die alten Flüsse zusammengespült worden, da schon die Hauptrinde des Erdbodens völlig gebildet war.

Und nun folgt die oben angeführte Prophezeiung.[1])

Die Anfänge zu geologischen Landkarten zu verbessern, war eine besondere Liebhaberei Goethes. Durch Charpentier besaß man eine solche Karte von Kursachsen, durch Voigt von Thüringen und Nachbarschaft; allerlei

[1]) Zehn Jahre später entdeckten der Engländer William Smith und der Deutsche Schlotheim das „Leitfossilprinzip". Manche Gelehrte möchten Goethe zum eigentlichen ersten Entdecker machen; dieser hat aber die Tragweite, die Ausbildungsfähigkeit, seines glücklichen Einfalls nicht erkannt und hat Andere nicht angeregt, weil er die wichtige Bemerkung bei sich behielt. Erst viele Jahre später, 1823, wurde er auf den Wert der Idee aufmerksam, als sie Graf Sternberg ihm nahe brachte.

zerstreute Nachrichten ließen sich in eine große durchgezeichnete Landkarte von Deutschland oder auch Europa eintragen. Das wäre das sicherste Mittel, bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen, meinte Goethe. Ja, er hatte große Lust, selber eine solche geologische Karte von ganz Europa zu veranstalten. Zwar konnte es nur eine vorläufige sein, die in wenigen Exemplaren nur verbreitet werden durfte; die Platte war aufzuheben und für spätere, verbesserte Drucke zu verwenden, indem man nachträglich alle hinzukommenden Angaben hinein stach.

*

Mit Merck konnte sich Goethe über die werdende Kosmogonie unterhalten, wie aber paßte er jetzt zu dem Freunde in Zürich?

Lavater hatte im vorigen Jahre erwähnt, daß er an einem ‚Pontius Pilatus' schreibe und daß er Alles in ihm finde; Himmel und Erde und Hölle, Tugend, Laster, Weisheit, Torheit, Schicksal, Freiheit. Als das Buch im März 1782 herauskam, zeigte schon der Titel die ganze Lavaterische Überschwenglichkeit: „Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal-Ecce-Homo, oder Alles in Einem". Natürlich war Christus der wahre Held des Buches, zu dem Lavater alle Leser und eigentlich auch sich selbst noch bekehren wollte. Bei Goethe mißlang es ihm völlig. „Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt," war dessen erster Eindruck, „daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm

selbst hören möchte". Als er dann mehrere Bogen gelesen hatte — denn er bekam das Buch bogenweise — äußerte er sich gegen Frau v. Stein ausführlich.

Wenn Unsereiner seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht's hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil dran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisierens, wie sie's nennen, allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O und Heil und Seligkeit dran: da wird's abgeschmackt und unerträglich! . . .

Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wundert's nicht; freilich ist's Tausenden so gegangen.

Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine akkurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedruckt, bewiese Das auf's bündigste und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe. Was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: „Schließlich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir auf's genauste dargetan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde".

Verzeih' mir das Gleichnis! In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der krasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen. Verzeih' meine Invektiven! So oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so oft müssen wir uns wenigstens protestando verwahren.

Er war auch gegen den Freund vollkommen offen: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch

ein dezidierter Nichtchrist bin", schrieb er ihm am 29ten Juli, „so haben mir Dein ‚Pilatus' und so weiter[1]) widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst". Der alte Gott? Goethe hatte sich neulich schon einmal in einem Zettelchen an die Frau v. Stein, die noch öfters in die Kirche ging, einen Heiden genannt; der Heide aber ist der wahre Altgläubige; er kann das Christentum als einen verunglückten Versuch einer neuen Weisheit bei Seite schieben. Jetzt stellte sich Goethe mit deutlicher Entschiedenheit zu den Philosophen des Altertums. Und warf dem Freunde „ausschließende Intoleranz" vor.

Gerade diesen Vorwurf wollte Lavater nicht auf sich sitzen lassen; Toleranz war sein Bestreben und sein Ruhm nun schon viele Jahre, und hatte er sie nicht gegen Goethe von Anfang an bewiesen? Und eben jetzt von neuem? Auf einer Reise nach Frankfurt und Umgegend, von der er eben zurückgekehrt war, hatte er eben erst über Goethe hundertmal nichts weniger als unduldsam oder unverstehend geredet. Er forderte also Bezeichnung der intoleranten Stellen seiner Schrift:

Mein ganzes Leben wenigstens ist das notorischste, möglichste Gegenteil dieses ausschließenden Sinnes. Alles, was ich inner den letzten drei Wochen öffentlich von Dir sprach, ist das Gegenteil dieses Sinnes. Ja, ich getraue mich zu behaupten, daß unter allen Schriftstellern Deutschlands kein toleranterer, allgemeiner duldender, alle Gute schätzender Schriftsteller und Mensch sei als ich. Ich finde millionen

[1]) Gemeint: ‚Brüderliche Schreiben', erschienen im Mai 82.

Sachen neben dem Evangelio schön, ob ich gleich noch nichts gefunden habe, das so schön sei wie das Evangelium.

Goethe hatte ihm vorgeworfen, daß er den jungen Grafen Wartensleben, der Lavatern zur Konfirmation übergeben war, ermahnt habe, keinem Menschen zu trauen oder Gemeinschaft mit ihm zu haben, der kein Christ sei. Lavater schickte daraufhin seine gedruckten Reden an diesen vornehmen Konfirmanden: ob man Dergleichen darin finde. Und er wandte sich klagend gegen den alten Freund;

Ich sehe einen fremden Geist um Dich schweben. Das hat nicht Goethe geschrieben! Lieber, wenn ich genau noch bin, was ich vor neun Jahren war, warum bist Du es nicht mehr?

So sah sich der Angreifer in die Rolle des Verklagten gedrängt, der sich wegen Friedensbruchs entschuldigen mußte. Er wollte keineswegs einen solchen herrlichen Menschen, wie Lavater war, aus seinem Lebenskreise verlieren — trotz der nur teilweise genießbaren und sehr übermäßigen Lavaterischen Schriftstellerei. Am 9ten August schrieb er ihm so versöhnlich wie möglich.

Wenn ich vor Dir stände, so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlich sein. Wir berühren uns beide so nahe, als Menschen können: dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sicheren Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Grenzen unsers Daseins: ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich um und sehe Dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich: ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Empfindungen und Ideen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe

nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur menschlichdunkel.

Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht[1], daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter.

Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie Dir in Deinem, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Überzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst. Müßte ich nicht alsdann das Gegenteil von Vielem behaupten, was Dein ‚Pilatus' enthält, was Dein Buch uns als unwidersprechlich-ausfordernd ins Gesicht sagt?

„Ausschließliche Intoleranz": verzeih' mir diese harte Worte! Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möcht' ich sagen: sie ist nicht in Dir, sie ist in Deinem Buche. Lavater, der unter die Menschen tritt, ist das schonendste, toleranteste Wesen, Lavater als Lehrer einer ausschließenden Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben: nenn es, wie Du willst — Du gestehst es ja selber. Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das Andere nicht oder Nichts wäre; es ist die Rede vom Hinaus-Schließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herrn Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind. Verzeih' mir; ich sage dies ohne Bitterkeit! Und so

[1]) Das bezieht sich auf einen früheren Brief.

ausschließlich ist Dein ‚Pilatus' von Anfang bis zu Ende; es war ja Deine Absicht, ihn dazu zu widmen. Wieviel Ausforderungen stehen uns darinne! „Wer kann . . .“ „wer darf . . .“ usw. Worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes und auch wohl ein unwilliges „Ich!“ entfahren ist.

Glaub' mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe Manches darüber geschrieben und Dir nichts schicken können, denn wie will ein Mensch einen andern begreifen?

Laß mich also hierdurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist ohnmächtig, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe Dir: wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest Du eher Ursache, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo Dich. Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer [Seite.]

Dieser gute Wille zur Freundschaft: wird er auf die Dauer zwischen zwei Männern von verschiedener Religion eine Brücke bilden? Nicht, als ob der Eine gläubig, der Andere ungläubig gewesen wäre! Vielmehr fand auch Lavater den Glauben Goethes allzu kühn, um nicht zu sagen: anmaßend. Denn Goethe mitsamt seinen Philosophen und Naturforschern steuerte auf Gott selbst zu und verlangte, daß Gott sich ihnen stückweise und immer herrlicher offenbare. Lavater dagegen hielt sich bescheiden an den Gottmenschen Jesus Christus, weil uns Erdenkindern nur der Gottmensch noch eben faßlich ist. „Ich kenne keinen Gott als in der Menschheit“ betonte er. „Der Universalgeist des Universums ist unerbittlich und ungenießbar. Es ist Lästerung, sich vermessen, ihn unmittelbar anzubeten“.

Im Oktober schloß Goethe das Religionsgespräch für diesmal. Er konnte nur auf gegenseitige Duldung dringen.

Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann — und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir: in unsers Vaters Apotheke sind viel Rezepte.

*

Wenn er über Freundschaft und Treue dachte, so spürte Goethe zwei wunde Stellen: das Ehepaar Herder und Fritz Jacobi. Wohl war gegen Herders sein Gewissen

Herder und seine Frau beim Frühstück

rein, aber es schmerzte, daß er sie räumlich so nahe wußte, sogar auf seine eigene Veranlassung ihm räumlich so nahe und geistig doch so fern und ohne äußeren Kampf innerlich feindlich. Er hätte diesen Zustand gern geändert. Wie gar böse sie über ihn redeten, wußte er glücklicherweise nicht; einige Reden von der Frau, die ihm hinterbracht wurden, verzieh er ihr bald, weil sie nun einmal zu den heftigen oder Elektra-Naturen gehörte.

Ostern 1782 gab Herder zum ersten Male ein Buch unter seinem Namen heraus: ‚Vom Geiste der hebräischen Poesie'. Dies Werk war gehaltreich und außerordentlich fördernd für alle Betrachtung ältester Literatur. Warum konnte der bedeutende Mann, dessen Führerberuf doch gerade Goethe von jeher erkannt hatte, nicht sein guter Nachbar sein?

Als Goethe Lieder zu wählen hatte, die in seinem Tiefurter Wasser-Schauspiele die Fischerin und die beiden Fischer singen konnten, nahm er sie mit Absicht aus Herders Volkslieder-Sammlung, also die fremdländischen auch in seiner Übersetzung. Vor der Aufführung wurde der Text des Stückes auf Kosten der Herzogin Amalie gedruckt und verteilt; einen ersten Abzug sandte Goethe an Karoline Herder, indem er sie ganz besonders nach Tiefurt einlud:

> Dies kleine Stück gehört, so klein es ist,
> Zur Hälfte Dein, wie Du beim ersten Blick
> Erkennen wirst, gehört Euch beiden zu,
> Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum
> Verzeih, wenn ich so kühn und ohngefragt
> Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
> Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück

> Gegeben habe. Denn wir Andern, die
> Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn
> Und dennoch, kleine, ausgestopfte, bunte
> Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
> Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
> Gefordert werden, können's wahrlich nicht
> Aus eignen Mitteln immer, müssen still,
> Was da ein Pfau, ein Rabe dort, und was
> Ein Andrer hier verloren, sammlend schleichen. . .

Vor wenigen Tagen erst hatte Herder seinen bitterbösen Brief über Goethes glänzende Laufbahn an Hamann abgesandt; da konnte dieser freundliche Gruß des Erfolgreichen den neidischen Zorn noch nicht auslöschen; aber Herder dürstete nach Ehre und Anerkennung, also rechnete er Goethes diesmalige Höflichkeit ihm zum Guten an.

Gegen Fritz Jacobi war Goethe der Schuldige. Lavater, der mit Jacobi nur wenig bekannt war, erfuhr erst sehr spät von der Ettersburger Sache; ehe er sie für möglich hielt, fragte er bei Goethe an, ob die Geschichte wahr sei. Als ihm dieser das Faktum bestätigen und über die „verjährte Albernheit" sich entschuldigen mußte, verhehlte Lavater nicht, wie sehr solche Dinge ihn, den weiblich Veranlagten, um seines Freundes willen verwundeten. „Für Nichts und wieder Nichts würf' ich weder eine Stunde noch Etwas von meinem guten Rufe weg" fügte er ernst hinzu, „am allerwenigsten, um einem Menschen wehe zu tun, mit dem ich in meinem Leben auch nur eine Suppe aß". Kein Zweifel, Goethe mußte sich von seinem leichtsinnigen Freundschafts-Verrat noch besser rein waschen.

Er hatte vor Jahren, wie von Merck, so auch von

Jacobi Geld geliehen, weil er seinen Vater nicht darum angehen wollte. Er hatte es noch nicht zurückgezahlt, als das Zerwürfnis mit Jacobi eintrat, und nachher mochte er teils nicht an diese Geldschuld denken, teils wollte er sie nicht erledigen, weil das wie ein völliges Abbrechen gedeutet werden konnte. Der Zürnende, der von ihm abgewandte ehemalige Freund blieb also sein Gläubiger: verdrießlich genug für beide Teile! Im Herbst 1782 machten nun Schlossers einen Besuch in Düsseldorf, und als die Rede auf Goethe oder auch auf Jacobis sehr verschlechterte Vermögens-Verhältnisse kam, erwähnte Fritz auch dies Darlehen. Auf ihrer Rückreise sprachen Schlossers in Frankfurt bei der Rätin Goethe vor und sagten ihr von dieser Geldsache, worauf sie sich sogleich willens erklärte, statt des Sohnes sie ins Gleiche zu bringen. Das berichtete sie denn auch nach Weimar. Nun hatte Goethe einen guten Anlaß, an Jacobi zu schreiben: „Lieber Fritz — laß mich Dich noch einmal und, wenn Du dann willst, zum letztenmal so nennen, damit wir wenigstens in Friede scheiden". Er sagte das Nötige über die Schuld und dankte für diese Hilfe aus großer Verlegenheit „und für Alles, was Du mir Gutes erzeigt hast". Dann gedachte er des Ettersburger Streiches:

> Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.

Das war ein deutliches Bekenntnis: Bruder, ich habe gesündigt.

Jacobi hielt sich Mitte Oktober, als dieser Brief unterwegs war, in Münster bei der edeln Fürstin Gallitzin auf. In einer Nacht träumte ihm, Goethe habe ihm sein Bild in Gips gesandt. Am andern Morgen erzählte die Fürstin beim Frühstück, daß sie kürzlich in Osnabrück beim alten Möser gewesen sei: dort habe sie eine Büste Goethes gesehen, die Dieser dahin gestiftet. Jacobi wunderte sich, daß er gerade diese Nacht von solch einem Bilde geträumt hatte; als man nun Weiteres über Goethe redete, nahm sich die Fürstin seiner mit großem Eifer an; sie wollte seinem Genius vertrauen, trotz seiner Verirrungen. Und diesen Mittag traf Goethes Brief ein, von Düsseldorf nachgesandt! Der warmherzige Jacobi war rasch überwunden. „Lieber Goethe" erwiderte er ohne Besinnen: „es fällt mir auf, indem ich diese Worte hinschreibe, wie lange ich sie nicht geschrieben habe und wie wenig ich vermutete, sie jemals wieder zu schreiben". Und der Schluß: „Ich umarme Dich mit vollem Herzen".

Fürstin Gallitzin
Nach einem bisher unveröffentlichten Schattenriß, mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Goethes Antwort offenbarte nun erst recht den tiefen Ernst, das eigentliche Innere seines Wesens. Er schickte dem wiedergewonnenen Freunde eine Handschrift

der ‚Iphigenie‘, damit auch sie in ihrer Sprache von dem Dichter zeuge, der nur in trunkenen Momenten gegen die Freundespflicht sündigen konnte. Er sprach aber auch unmittelbar von sich, geradezu und bildlich, indem er von seinem Leben in Weimar berichtete:

Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo Andere genießen, genieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß Du mit Vertrauen nach mir hinsiehst.

Laß mich ein Gleichnis brauchen! Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wieviel, wieviel Unrat weiß sich auch noch da zu verstecken!

*

Solchen Gedanken über seine Fehler und Schicksale hing er gerade in diesen Tagen nach, wo sich sein siebentes weimarisches Jahr vollendete, weil er es sich jetzt zum Geschäft gemacht hatte, die seit zehn Jahre erhaltenen Briefe und entstandenen Niederschriften zu ordnen, wobei er denn auch Vieles wieder durchlas. Es wurde ihm manchmal heiß dabei. Warum, wozu dies Hin und Her zwischen den Menschen, ja im einzelnen Menschen selbst? Aber er wollte diese Jahre vor sich liegen sehen wie ein langes Tal von der Höhe des Passes.

Gar ernst stimmte ihn auch zuweilen sein häufiger Spaziergang von seiner Stadtwohnung zu seinem alten

Garten. Da lag sein Häuschen zwischen den entblätterten Bäumen so verlassen, dem Regen und Schnee preisgegeben, so leer und entseelt. „Wieviel hab' ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte!“ seufzte er, und doch war es ein Wohnungswechsel aus sogenanntem freien Willen.

Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich nichts weiß.

Unnütz waren die Jahre in diesen kleinen Zimmern sicherlich nicht gewesen: sie hatten ihn vom Genie-Wesen befreit, ihn zur Entsagung, zur beständigen Arbeit, zur Sparsamkeit, zur Friedlichkeit und Zurückhaltung, ja zur Demut erzogen. „Soviel kann ich Sie versichern“, schrieb er an Plessing, als sich dieser wieder einmal meldete, „daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind“. Er war kein Prometheus mehr, der die Faust ballt gegen die Olympier, sondern spürte seine Kleinheit und Ohnmacht,

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde . . .

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln:
Ein ewiger Strom.
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken...

Und doch: der kleine, vergängliche Mensch ist ein Beweis, daß Götter sind und daß sie mehr sind als gewaltige Kräfte. Donner und Blitz, Sturm und Wasserflut: sie werfen uns zu Boden, können uns zerschmettern und ersticken — aber weiter auch nichts! Die Natur, so ungeheuer und herrlich sie ist, sie bezeugt doch von der Gottheit nicht Das, woran uns am meisten liegen muß: ihre Gerechtigkeit und Liebe.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.
Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den Andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nur im Menschen offenbart sich das Göttliche im höheren Sinne, und so begibt sich das Wunder, daß mit uns Menschen und durch uns die Götter aus wüsten Riesen zu lichten Olympiern heranwachsen. Und Ebendas hebt den Menschen von aller andern Natur und Kreatur ab: um so mehr, je mehr er in sich dies Göttliche nährt.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn Das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns,
Jene glauben.

*

Das kleine Weimar sah mit jedem Sommer und Winter eine größere Zahl von Gästen. Sogar zwei Franzosen von Ruf erschienen in diesem Jahre, Abbé Raynal und Villoison. Raynal war wegen Freigeisterei aus Frankreich verbannt, jetzt besuchte er die aufgeklärten deutschen Fürsten; sein berühmtestes Buch hieß: „Histoire philosophique des Indes"; es wurde jetzt in Weimar von einem kleinen Kreise, dem auch Goethe angehörte, gesellig-gesprächsweise gelesen. Villoison war ein sehr begabter Philologe; ihm gefiel es in Weimar so gut, daß er sich fast ein Jahr lang dort auf Kosten des Hofes verpflegen ließ; er bezahlte mit französischen und lateinischen Schmeicheleien. Unter den deutschen Edelleuten, die in Weimar vorsprachen, zeigten Graf

und Gräfin Brühl eine ähnliche Anhänglichkeit; sie wären gern eingeladen gewesen, für immer da zu bleiben, denn dieser Graf Moritz Brühl, ein Sohn des berüchtigten und ungeheuer reichen kursächsischen Ministers, war ganz arm; er verstand sich auf allerlei Späße und gefiel gut genug, aber seine Gemahlin „Tina", eine elsässische Feldwebelstochter, führte ihre Talente und Liebenswürdigkeit zu aufdringlich vor, so daß der Herzog schließlich vor ihr aus Weimar entfloh. Diese Unart, zu verreisen, wenn er Besuch hatte, erlaubte er sich öfters, jetzt auch gegen den Prinzen August von Gotha. Wir erinnern uns dieses kleinen, kränklichen, äußerst bescheidenen, höflichen, liebenswürdigen Herrn, der den Sturm- und Drang-Spektakel gar nicht schön fand, sich mit der Zeit aber zu Goethe bekehrte. Dieser fand großen Gefallen an der Unterhaltung des Prinzen und lebte einen Monat lang mit ihm wie mit einem Freunde. „Der Prinz ist gar verständig und lieb", urteilte er; „ich bin ihm herzlich gut und wollte, er wäre unser; es wär' ihm nütze und uns auch; er hat die Kenntnisse

Nach einem bisher unveröffentlichten Schattenriß aus dem Beust-Album des Goethe-National-Museums zu Weimar

und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um Das in Bewegung zu setzen, was so reichlich vorrätig ist und was außerdem Jeder für sich behält". Es fiel Goethe auf, daß dieser Prinz sich mit Herder und Wieland genau so gut verstand, wie mit ihm, ohne doch unselbständig zu sein; eigentlich war er französisch gebildet und ein Anhänger der westlichen Freidenker; soeben hatte er einen hübschen Aufsatz geschrieben, in dem er Rousseaus Charakter gegen Diderot verteidigte. Gerade weil der Herzog jetzt die sächsischen Manöver der Gesellschaft dieses Prinzen vorzog, widmete sich ihm Goethe um so mehr. Einmal lud er ihn und mehrere Andere, besonders junge Damen, zu einem Frühstück im Zeughause ein. An den sonderbarsten Stellen Mahlzeiten einzunehmen, gehörte ja zum höfischen Zeitvertreib: warum nicht einmal inmitten der aufgestellten Ritter-Rüstungen? Der Spaß aber, auf den es Goethe abgesehen hatte und der auch nicht ausblieb, war dieser: während man aß, bemerkte Jemand, daß sich einer der Gepanzerten ein wenig bewegte, und schrie auf: Man kann sich das Weitere denken. Goethe hatte in eine Rüstung einen Kerl gesteckt, der sich zuweilen bewegen und dann wieder mäuschenstill halten mußte. Vielleicht waren es auch mehrere belebte Eisenmänner an verschiedenen Stellen des halbdunkeln Saals. „Morgen führe ich die Mädchen an und den Prinzen dazu" schrieb er am 12ten September an Frau von Stein; „wenn's gelingt, gibt's eine Geschichte auf Zeitlebens".

Der Fürst von Dessau kam dies Jahr auch zweimal durch Weimar; er reiste wieder nach dem Westen und Süden weiter. Als Lavater ihn in Karlsruhe sah,

rühmte er ihn gegen Goethe über alle die Großen der Erde, und Lavater kannte Deren nicht wenige. Vielleicht war Das der Grund, weshalb Goethe sich bewegen ließ, den Herzog kurz vor Weihnachten wieder zu einer raschen Reise nach Dessau zu begleiten. Aber er wußte selbst nicht warum; eine wirkliche Freundschaft entstand nicht zwischen ihm und dem Fürsten, obwohl er den Fürsten hoch achtete, und Dieser keineswegs zu stolz gewesen wäre, mit dem Geheimen Rate v. Goethe brüderlich zu reden. Die Saiten wollten nicht zusammenklingen. Und sonderbar: Dem Fürsten wollte es scheinen, als ob von ihnen beiden der Dichter der stolzere, härtere, kältere wäre.

Die Rückreise ging auch diesmal über Leipzig, und Goethe blieb über Weihnachten und Neujahr dort, während der Herzog nach Hause eilte. Desers Gesellschaft war Eins, was ihn festhielt; er mochte gar gern gerade mit diesem Manne die Leipziger Kunstschätze noch einmal betrachten. Oeser, der jetzt fünfundsechzig Jahre zählte, stand auf der Höhe seines Ansehens und war noch bei vollen Kräften. Zu den großen Malern konnte man ihn nicht stellen, aber vielleicht gehörte er in eine noch höhere Gruppe: zu den weisesten und glücklichsten Menschen. Hätte Goethe zu wählen gehabt, in welchen von seinen Bekannten er sich verwandeln und welches Leben er statt seines eigenen führen wolle, so hätte er sich für Oeser entschieden. „Ein Mann voll Geschmack und Geist und stiller Künstler- und Weltmanns-Klugheit“: so urteilte er über den Alten, als Oeser kürzlich wieder in Weimar gewesen. Und jetzt, als er ihm in Leipzig zusah, rühmte er ihn gegen Frau von Stein noch herzlicher:

Leipzig, nordwestliche Ansicht
Von J. v. Kulas nach einem alten Stich

Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Lebens anmutig zu genießen, keine superlunarische Aufschwünge nötig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen Glücklicheren denken können.

Man kann sich nicht in einen Andern verwandeln; wohl aber konnte sich Goethe fragen, ob ihm nicht ein ähnliches Künstler-Dasein erreichbar gewesen wäre oder noch sein könnte.

Sein zweiter Zweck war, Leipzig kennen zu lernen! Wirklich: Leipzig kennen zu lernen! Denn daß er als unreifer Knabe drei Jahre hier zugebracht hatte, was wollte Das besagen! Nachher war er wohl oft genug, aber immer nur in der Eile, hier gewesen und hatte seine vormaligen Bekannten wieder begrüßt. Jetzt besah er sich Menschen und Dinge wie etwas Neues. Jetzt war ihm auch die vornehme Welt erschlossen: die höchsten Beamten und der Adel. Einmal ein großes Mittagessen beim Kommandanten Grafen Vitzthum, ein andermal ein vornehmer Ball, danach ein großes Konzert. Aber auch in die Kreise der Gelehrten, Künstler, Buchhändler und Kaufleute blickte er fleißig. Schon seines Romans wegen. Wilhelm Meister konnte ja mitsamt seinen Schauspielern hierher geraten; dann hatte der Dichter das Leipziger Theater und Publikum zu schildern. „Gestern habe ich recht schöne Data zu meinem Wilhelm gesammelt" schrieb er am 29ten Dezember nieder, „und verschiedene Lücken, die mir fehlten,

Prinz August von Sachsen-Gotha 1790
Nach einem Gemälde im Museum zu Gotha

Die Pleißenburg in Leipzig mit Oesers Wohnung

Der Marktplatz in Goslar
Nach einem Gemälde von Mithoff
Mit Erlaubnis der Landesbibliothek zu Weimar

ergänzt". Aber er dachte nicht bloß dies sein poetisches Teilbild, sondern auch sich selber in diese Gesellschaft hinein. Sein ganzes Leben in einer kleinen Hofstadt zuzubringen, konnte nicht seine Absicht sein; also kam doch auch solch eine sehr kultivierte mittelgroße Stadt in Frage.

Es stickt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen.[1]) Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen

Das 1599 erbaute Rathaus zu Leipzig
Von J. v. Kulas nach einem Holzschnitt von A. Kretzschmar

fort. Kein Obrer gibt einen allgemeinen Ton an, und Jeder produziert sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, tätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann. Er muß sich nur im Allgemeinen halten und keinen Anteil an ihren Leidenschaften, Händeln,

[1]) „moralisch" hier wieder in heutiger Sprache: geistig.

Vorliebe und Abscheu nehmen. Es leben hier einige Personen im Stillen, die, wenn ich so sagen darf, vom Schicksal in Pension gesetzt worden sind, von denen ich großen Vorteil ziehen würde, wenn es mir die Zeit erlaubte.

Höchst sonderbar war es ihm freilich, daß er diese Stadt jetzt wie ein Entdeckungsreisender betrachten konnte. Er sah sich doch oft als Studenten dieselben Straßen gehen.

Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinauf arbeiten muß! Ich dachte gestern: warum hast du nun die Menschen vor fünfzehn Jahren nicht so gesehen, wie du sie jetzt siehst? Und es ist doch Nichts natürlicher, als daß sie sind, was sie sind!

Er schrieb alle diese Betrachtungen für Frau v. Stein nieder und in seinen Briefen an sie vergaß er nie hinzuzufügen, was sie am liebsten las:

Von dem allgemeinen Betragen gegen mich kann ich sehr zufrieden sein. Sie bezeigen mir den besten Willen und die größte Achtung; dagegen bin ich auch freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen Jedermann. . .

O liebe Lotte, ich bin Dir mein Glück zuhause und mein Vergnügen auswärts schuldig, denn die Stille, der Gleichmut, mit dem ich empfange und gebe, ruht auf dem Grunde Deiner Liebe.

Viertes Kapitel

Ein Erbprinz, ein Pflegesohn, ein versöhnter Freund

1783

Der Januar brachte diesmal nicht so viele Belustigungen wie sonst, und der Geburtstag der Herzogin Luise ging still vorüber, denn sie war wiederum in jenem Zustande, den man „guter Hoffnung" heißt, der aber auch oft genug nach großer Angst benannt sein könnte. Luise hatte in sieben Jahren ihrem Gatten keinen Sohn, dem Lande keinen künftigen Herrn geschenkt. Bei einer nochmaligen Totgeburt — man mochte die Folgen für diese Ehe nicht ausdenken!

Am 2ten Februar fiel die Entscheidung; Frau v. Stein und Karoline Herder waren in der schweren Stunde zugegen. Ein anscheinend toter Knabe drang ans Licht; mit großer Mühe gelang es, ihn zum Leben zu bringen. Und nun war der Jubel groß: der Erbprinz ist da! Die Kanonen dröhnten, die Glocken erschallten laut. Tausende wallten in die Kirchen, um Gott zu danken, oder falteten daheim ihre Hände in inniger Ergriffenheit.

In den nächsten Tagen erschienen die nächsten fürstlichen Freunde des weimarischen Hauses: Herzog Ernst und Prinz August von Gotha und Fürst Franz von

Dessau. Am 6ten war die Taufe. Karl Friedrich ward das Kindchen genannt.

Am 9ten war feierlicher Dankgottesdienst, und Herder benutzte diese Gelegenheit, wo er den Herzog und alle die Vornehmen still vor sich sitzen hatte und wo von einem künftigen Fürsten geredet werden sollte, seinem Herzen Luft zu machen und den Großen von Weimar einmal die Wahrheit zu zeigen. Er hatte eine ruhige Art zu sprechen und geriet auch diesmal nicht ins Eifern oder Poltern; dem aufmerksamen Zuhörer aber sagte er deutlich genug, daß der Fürst, wie ihn ein kleines Land brauche, ganz anders sei als der jetzige Herr von Weimar. Nicht die Wissenschaften und Künste zu pflegen, ist der oberste Beruf eines Fürsten, und bei auswärtigen Unterhandlungen läuft er die Gefahr großer Verluste. Der neugeborene Prinz möge weder Gelehrter, noch Künstler, sondern ein weiser Regent werden!

Er wird unterscheiden lernen, was zur Last und zur drückenden Zierde oder was zum Wohle des Landes gehöre. Was dem Staate diene oder was ihn untergrabe oder von ihm zehre. Die blendendste Pracht wird er für viel zu teuer erkauft halten, wenn auch nur der Seufzer eines einzigen gedrückten Untertanen daran klebte.

Ja, ich hoffe es, und jeder Gute hofft es, und jeder Gute, Fürst oder Weiser, arbeitet darauf auch in unsern Zeiten, daß einst eine bessere, glücklichere Zeit kommen möge! Eine Zeit, da die Einsichten, womit sich jetzt tote Bücher schmücken, die aber Jeder anerkennet und lobpreiset, da diese Einsichten ersprießliche Taten werden!

Mich dünkt, ich sehe diese glückliche Zeit voraus! Ich sehe Menschen, ich sehe Fürsten aufstehen, die bestrebsam sind, zum schönsten Glücke auch den leichtesten Weg zu wählen und die Vorurteile abzuwerfen, die jetzt noch so oft ihren er-

Herder, die Predigt studierend

habenen Stand als eine Bürde drücken, als ein Nebel umgeben. Die Menschheit wird aufwachen und sich sagen: welche Schatten haben uns verführt! in welchen *Wahn von Vorzügen und Blendwerken setzten wir einst Fürstenwürde!* Und das einzige Gott-gleiche Vergnügen: Kräfte der Menschen zu wecken, ihr Gefühl der Freiheit rege zu machen, ihr Wohl durch eigene Wirksamkeit zu erweitern — diese Sonne, die uns so nahe war, hat uns nicht erwärmt! Wir wähnten, daß Regierung ein Joch, eine Bürde sein müsse, daß Gesetze nur einschränkend, verbietend, drohend, strafend sein könnten, da doch alle Gesetze Gottes in der Natur von einer anderen Art sind, nämlich Kräfte-weckend, aufmunternd, lockend, belehrend. Die gepriesenste Leidenschaft, das blendendste Vorrecht: wären sie eines Fürsten wert, sobald sie ihn von diesem, seinem einzigen Gott-ähnlichen Zwecke abführten und ihm ein anderes Interesse, ein anderes Wohlsein gäben als Dies, in seinen Untertanen als Menschen, als seinen Kindern, glücklich zu leben!

Glückliche Zeiten, da man so denken wird! Möge sie unser Prinz erleben und befördern! Möge sein edler Vater ihn zu ihnen führen! Daß er das Herz seiner Untertanen gewinne durch ihren Verstand, daß er ihre Glückseligkeit schaffe durch wohlgeleitete Wirksamkeit ihrer Kräfte!

Der Geringste seiner Untertanen werde ihm lieb! Das ganze Volk lieb, an dem er sein Glück bauen, in dessen Zutrauen er seine Freude finden, in dessen Wohlsein allein er die Frucht seines Lebens kann kosten lernen. Sonnenklar sehe er's ein, *daß einem Fürsten viel weniger erlaubt sei als dem schlechtesten Privatmanne,* weil er sich ganz seinem Lande schuldig ist und Nichts verborgen tun kann, das nicht in das Ohr der Menschen und vielleicht auf die späteste Nachwelt käme. . . . . .

Und dann folgten ernste Worte von der Religion und von dem Richterstuhl Gottes. Alle Tugenden wünschte Herder dem künftigen Regenten, vor allem aber Liebe zu Gott und Liebe zur Religion Jesu Christi.

Sein Stand, sein Amt, sein Land und Volk werde ihm lieb! Auch diese Stadt und dieser Tempel werde ihm lieb, in dem die Asche so vieler seiner edeln Vorfahren ruhet. Geziert mit aller Schönheit der Seele, besuche er einst denselben und erfreue sich der Erhörung unserer Gebete!

Gleich nach dem Amen wandte sich Goethe zu Wieland; sie hatten im „Ratsstande" nebeneinander gesessen.

„Was denkst du zu der Predigt?"

„Nun", versetzte Wieland, „es war eine wackere Predigt."

Goethe darauf: „Er hat doch aber so eine harte Manier, die Sachen zu sagen. Nach solcher Predigt bleibt einem Fürsten Nichts übrig als abzudanken."

Und Goethe nahm seinen Hut und ging still aus der Kirche.

Gleich danach sah sich Wieland vor seiner freundlichen Gönnerin, der Herzogin-Mutter, und auch sie fragte ihn, was er von der Predigt halte, so daß er sie wieder für trefflich erklärte.

Wieland

„Mich dünkt aber", meinte Herzogin Amalie, „daß sie doch für diesen Tag unerwartet war. Beim Regierungsantritt oder solchen Tagen könnte sie wohl gehalten werden."

„Je nun!" versetzte Wieland, „weil der Herzog sonst nicht in die Kirche kommt, so hat Herder vermutlich den Augenblick ergriffen, da er ihn hatte."

„Er sollte freilich mehr in die Kirche gehen", gab die alte Herzogin zu.

Am Abende sah sich Wieland dann im großen Saale des Fürstenhauses dem Abgekanzelten selber gegenüber.

„Sind Sie heute in der Kirche gewesen?" fragte ihn der Herzog.

„Ja, Euer Durchlaucht."

„Wie hat Ihnen die Predigt gefallen?"

„Nun, ich meine, es war eine wackere Predigt."

„Ich weiß doch aber nicht", versetzte der Herzog, „was die Leute bei einem Kind für erstaunende Hoffnungen haben. Es ist doch nur ein Kind!"

„Aus dem indessen Alles werden kann, und da hofft Jeder, daß das Beste aus ihm werde."

„Übrigens", meinte der Herzog, „war die Predigt ganz ohne Pieks."

„O! ganz ohne Pieks", bestätigte Wieland. „Sie war, dünkt mich, so rein, wie sie von der Kanzel kommen mußte."

„Ja", schloß der Herzog, „es war eine brave Predigt."

*

Nicht nur alle Prediger, sondern auch alle Poeten des Landes traten bei solcher Gelegenheit auf den höheren Plan. Da war keine Dichterstube, wo nicht die Musen jetzt zum Besuch genötigt wurden, und rasch sah sich die hohe Wöchnerin von lauter beschriebenen und bedruckten Papieren umgeben, die sie und ihren Gatten und ihr hoffnungsvolles Wickelkindchen in klingenden, schwingenden Reden priesen. Wieland und Herder dichteten Kantaten, die Wolf mit Musik um-

Aus Bode, Leben in Altweimar, Verlag von H. Haessel, Leipzig

Weimar

Inneres der Stadtkirche

Aus Bode, Damals in Weimar. Verlag von H. Haessel, Leipzig

Weimar

Hinter der Stadtkirche

kleidete, Wieland für ein weltliches Fest, Herder für die Kirche. Goethe versuchte sich diesmal im Biedermannstone und machte ein Lied, das auf einer Redoute vierzehn Tage nach der Geburt abgesungen wurde:

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieser nächtigen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unser Glück,
Mit zugeschloss'nem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: Endlich ist er da!
Er lebt und er wird leben!

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dies Ständchen wieder bringen,
Zu seiner ersten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu singen.

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar Mancher von uns fehlen,
Doch soll man dann Karl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen.

Er wollte der Herzogin aber auch ein großes, würdiges Geschenk bereiten und sein Schauspiel von dem herrlichen fürstlichen Knaben Elpenor jetzt zu baldiger Aufführung beenden. Als er jedoch seine alten Blätter durchsah, mißfiel ihm der Plan und manches Einzelne; er mußte beinahe von vorn anfangen, und als er dann glücklich wieder die beiden ersten Akte auf dem Papiere hatte, erlahmte er und verlor die Hoffnung, rechtzeitig fertig zu werden. Auch konnte er wohl kaum auf eine befriedigende Aufführung eines solchen klassischen Stückes hoffen. Man war in Weimar der Liebhaberschau-

spielerei, nachdem man alle Arten davon durchlaufen, etwas müde geworden, und gerade Goethe, der Dichter der ‚Theatralischen Sendung', mußte der Unzufriedenste sein, da die Leistungen dieser Dilettanten sich durch alles Zureden nicht verbessern ließen. Jetzt durfte ihm wirklich grauen bei dem Gedanken, daß, wenn er sein schwieriges Stück vollendete, erst noch die größte Mühsal der Einstudierung bevorstand, wobei er sich um Großes und Kleines selber kümmern mußte. Und wenn dann endlich der Vorhang aufging, wurde vielleicht ebenso schlecht gespielt, wie vorigen Herbst bei der zweiten Aufführung der ‚Fischerin'. Nein, er hatte wirklich neben seinen Amtsgeschäften keine übrigen Kräfte mehr zu solchen theatralischen Halbheiten.

Hofrätin Wieland

Das eigentliche Hof- und Volksfest zu Ehren der Mutter, die dem Lande seinen künftigen Herrscher geschenkt, ward zu ihrem ersten Kirchgange, am 9ten März, gefeiert. Große Umzüge, Abendmusiken, Fackelzüge fanden statt; Goethe brauchte sie diesmal nicht in Gang zu setzen; er ritt nur im Umzug mit, als altdeutscher Ritter auf einem Schimmel, aber nicht im Eisenpanzer, sondern festtäglich im Wams von weißem Atlas und Purpurmantel.

Bald danach beschäftigte ihn die Predigt noch einmal. Herder war aufgefordert, sie drucken zu lassen; er hatte

aber auch gehört, wie Goethe geurteilt hatte; als er nun seine Rede nachträglich aufgeschrieben, hielt er es für geraten, diesen Berater des Herzogs um Durchsicht der Handschrift zu bitten, damit bedenkliche Wendungen weggelassen werden könnten. Denn der Druck bedeutete doch eine größere Öffentlichkeit.

Goethe antwortete am 20ten März:

Da ich Deine Predigt hörte, wünschte ich: Du hättest ein tröstlich, wohltätig Wort für den Herzog hinzufügen können und mögen. Du hast Deine Zuhörer an den breitesten Teil der Kluft geführt, die unsere Gegenwart und jene Zukunft trennt, und da suchte Jeder eine Brücke, irgendein Plätzchen, wo wahrscheinlich hinüber zu kommen wäre. Du hast der Hoffnung Nichts übrig gelassen als: sich ihrer Flügel zu bedienen. Da es aber damals nicht geschehen, halte ich es nicht für rätlich, Etwas jetzo hinzuzutun, und bliebe dieser fromme Wunsch auf sich beruhen.

Er sagte seine Meinung aber auch über die Stellen, die auf ihn selber mit gemünzt gewesen waren, und antwortete auch auf Herders ihm wohl bekannten Vorwurf, daß in Weimar mit der Kunst ein Götzendienst getrieben werde. Eine Abhandlung über diese Frage sei gewiß berechtigt, meinte er; in dieser Predigt komme der Tadel unvermittelt.

Ich weiß wohl, daß Jeder, der für sich und Andere zu sorgen hat, wohl tut, sich dem Notwendigen und Nützlichen zu widmen, und daß es gefährlich ist, der Leidenschaft zum Schönen so viel Raum zu geben. Ist es denn aber nicht mit jeder Leidenschaft Dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen? Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten! was für Kapitale von Baarschaft stecken darinnen! Und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Musen um

einen wohlfeilen Preis gewähren! Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höheren Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als Dem, der sich unter den Staubwolken des mühseligen Erdenlebens herumtreibt!

Mich dünkt, man kann nicht bestimmt genug sprechen, wenn man vor dem Übermaß eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will.

Herder empfing diese Winke und milderte gewiß einige Stellen, wie denn der Schreibende immer vorsichtiger und gerechter ist als der Redende; sein Verhältnis mit Goethe ward durch die Aussprache besser, aber seine Klage, daß man ihm immer nur Steine in den Weg lege, war nicht behoben.

*

Als Karl August auf Mercks Glückwunsch antwortete, deutete er an, jetzt, wo „ein fester Haken eingeschlagen" sei, wolle er auch ein recht guter Landesvater werden; „mit Hülfe Goethens und des Guten Glücks". Goethe wußte, was die Zuschauer von ihm erwarteten, nämlich seinen Bankrott als Wirtschafter des Landes; aber er wußte auch, warum er sich zugetraut hatte, eine Ordnung der Finanzen zu bewirken. Eben weil er kein Finanzmann war, hatte er auch hier „keine Imagination", keinerlei Projekte, sondern nur gute Philister-Grundsätze. Und er allein übte über den Herzog die nötige Gewalt aus und somit über alle Umgebung des Herzogs. An seiner Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit durfte man nicht zweifeln, wie das bei den Reden seines Vorgängers fast die Regel gewesen, aber auch nicht an seinem festen Willen. „Ich muß entweder Johanni in Ordnung sein oder abdanken", schrieb er im Januar 83

an Bertuch, den Schatullenverwalter des Herzogs, „haben Sie die Güte, lieber Rat, und machen Ihre Einrichtung darnach." So ungefähr redete er auch mit dem Herzog selbst. Schon im April konnte er seinem Freunde Knebel berichten, daß die Finanzsachen besser gingen, als er vorm Jahr gedacht. „Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen." Das Übel war schon weit gediehen, als er sein Amt antrat. Man hatte zum Beispiel im Jahre 1779 vom Stande Bern 50000 Reichstaler geliehen; der erste Zins war richtig bezahlt worden, aber 1782 erklärte sich Herr v. Kalb außerstande, die nötigen 2000 Taler aufzubringen. Goethe aber säumte nicht, den Gläubiger zu befriedigen.

Mit der bloßen strengen Ordnung und Vorsicht war es freilich nicht getan. Die übermäßigen Schulden der Kammer mußten abgestoßen werden. Es gelang, den Ausschuß der Landschaft, der in diesem Sommer wieder tagte, zur Übernahme dieser 200000 Taler Schulden zu bewegen, indem man zugleich der Landschaft eine große regelmäßige Ausgabe abnahm, so daß sie noch ein gutes Geschäft machte, oder genauer: so daß die Steuerlast der Untertanen trotz dieses zu verzinsenden und abzutragenden Kapitals erleichtert wurde. Es wurde nämlich das stehende Militär wesentlich herabgesetzt. Das Artillerie-Korps wurde ganz abgeschafft; damit verschwanden allerdings nur 1 Offizier und 8 Mann aus den Listen; beträchtlich aber war die Verminderung der Infanterie von 19 Offizieren auf 6 und von 500 Mann auf 136. Damit sanken die Militärkosten von

59000 Talern auf künftig 30000. Nun konnten wirklich einmal die Steuern ermäßigt werden. Die Landschaft stimmte also den Vorschlägen zu, versäumte aber auch nicht, dem jungen Herzoge, der dem Bankrott so nahe gekommen war, einen devotesten Verweis zu geben. Denn „kläglicher ist kaum Etwas zu gedenken als ein derangierter Reichsfürst, und wehe dem Lande, das einem so unglücklichen Herrn zugehört!"

An den gewöhnlichen Arbeitstagen las Goethe jetzt, um in seinem neuen Amte einheimisch zu werden, unzählige Akten, und schon dadurch regierte er nicht wenig. Denn bei allen ihren Geschäften und Entscheidungen mußten nun die Mitglieder des Kammer-Kollegiums bedenken, daß der Geheime Rat v. Goethe sie beobachtete, der Mann, der täglich das Ohr Serenissimi hatte, der auf Freundschaften und Gevatterschaften keine Rücksicht nahm und keine Gnade kannte, wenn eine Unordnung zutage trat. Goethe war ein sehr tätiger Arbeiter. Also wurde auch das Tempo seiner Gehilfen ein klein wenig rascher.

Zum Schaffen und Vollbringen gehört allerdings noch mehr als Fleiß. Die Wegearbeiten waren Goethen nun schon seit Jahren unterstellt, aber wie wenig rückte man vor! Zunächst sollte die Straße von Weimar nach Jena in guten Stand gesetzt werden, dann diejenige nach Erfurt und diejenige nach Eckartsberga, damit es nicht mehr heißen solle, der Handelsverkehr vermeide das Land Weimar wegen der schlechten Straßen. Aber es kam zu keinem gründlichen Neubau; man konnte nicht einmal alle schlechten Stellen rechtzeitig ausbessern. Bald fehlte es an Material, bald an Arbeitskräften. Einmal bestand der Plan, daß die säumigen Steuerzahler zur Wegebau-Arbeit verurteilt werden sollten; dagegen erhob Goethe selbst Widerspruch, weil seine angestellten Straßen-Arbeiter dadurch herabgesetzt und diese Straf-Gehülfen doch auch nur schlechte Arbeit leisten würden. Aber weil nun die Straßen in ärgerlichem Zustande blieben, so versäumten die Tadler und Spötter nicht, den Umstand, daß in diesem Herzogtume ein Dichter über dieses Fach gesetzt war, auszunutzen. „Possierlicherweise", so erzählte Karl v. Lyncker in späteren Jahren, „hatte das Hofpferd, auf welchem Goethe in vorbenannten Angelegenheiten umher ritt, den Stallnamen Poesie erhalten, und wo dieses Pferd, mit seinem geistreichen Reiter erschien, da, sagte man, gab es wunderbare Veranstaltungen." Und der Freiherr v. Knigge, dessen Bücher noch heute bekannt sind, erzählte in einem davon, er müsse bei bösen Wegen immer an den regierenden Grafen v. S. denken, der zu einem quasi-Finanzdirektor einen schönen Geist angenommen hatte: „Es begab sich aber, daß durch ein gewisses Dorf im Lande eine Chaussee sollte gemacht werden, wogegen sich aber der gräfliche Minister aus der Fülle seiner Lunge setzte, und zwar aus der Ursache, weil dadurch Schmiede und andere Handwerksleute lahmgelegt werden würden. Denn da in diesem Dorfe die Fremden fast immer etwas an ihrem Fuhrwerke zerbrächen, welches hier ausgebessert werden müßte, so dürfte man zum bessern Aufkommen des Dorfs die Wege ja nicht bessern. Diese Vorstellung leuchtete dem Grafen ein, und die Straße blieb, wie sie war"[1]).

[1]) v. Knigge, Roman meines Lebens IV, 26. Riga, 1786. Knigge hatte den Titel eines weimarischen Kammerherrn,

In seinem ersten Amte, der Kriegskommission, hatte Goethe mit den Jahren erreicht, was er sich vorgesetzt. Lobenswert war auch die große Verbesserung der Garnison-Schule, die ihm unterstellt war. Hier erwarb sein Philipp Seidel sich große Verdienste. Zweck dieser Schule war, daß die Soldatenkinder unentgeltlich Lesen, Schreiben und Rechnen lernten. Bisher waren von 26 wöchentlichen Unterrichtsstunden 20 dem Bibel- und Katechismus-Unterricht gewidmet worden; Goethe und Seidel gingen mehr auf das Praktische aus. „Außer den allgemeinen Regeln der Moral sollten die Kinder auch allerhand nützliche Lebensregeln lernen, z. B. von der Höflichkeit, von der Reinlichkeit in der Kleidung und der Wohnung, von den verschiedenen Ständen in der Welt und dem Guten, das ein jeder habe; ferner sich einige praktische Fertigkeiten aneignen, z. B. wie man einen Brief faltet und kuvertiert, wie man Etwas in einem Register aufsuchet usw. Besonderer Wert aber wurde darauf gelegt, den Kindern einen Begriff vom Handwerkerstand zu geben und ihre »Einbildungskraft durch Bilder und Erzählungen auf eine angenehme Weise mit dem nährenden und arbeitenden Stand zu

Goethe 1783

hielt sich dort aber kaum besuchsweise auf. Natürlich soll die Geschichte nicht als wahr hingestellt werden; sie bezeichnet aber die damaligen Zustände.

erfüllen, damit nicht ihr höchster Wunsch ein Bedienter, ein Schreiber und Dergleichen sei.« Mit der Schule wurde auch eine Näh- und Spinnschule verbunden“[1]).

*

Für gewöhnlich kümmerte sich Goethe nicht um solche Staatsangelegenheiten, die der Pflege der übrigen Präsidenten und Räte anvertraut waren, aber als Mitglied des Geheimen Konsiliums ward er vom Landesherrn um sein Gutachten befragt, wenn neue Gesetze oder Abänderung von alten vorgeschlagen wurden. Und da mußte er sich dann manchmal besonders anstrengen, den Geheimen Rat und den Dichter Goethe nach Möglichkeit aus einander zu halten. Zum Beispiel im Kapitel der geschlechtlichen Sünden und ihrer Folgen. Das arme Gretchen in seinem ‚Faust‘ war für den Juristen sehr einfach eine Hure und Kindesmörderin, also exemplarisch zu bestrafen, damit andere leichtfertige Dirnen einen heilsamen Schrecken kriegten; die Theaterprinzessin, der Wilhelm Meister seine erste Liebe dargebracht hatte, war für sie gleichfalls eine Hure, und auch der gute Junge war strafbar, wenn er angezeigt wurde. Alle fleischlichen Vergehen unterstanden der geistlichen Gerichtsbarkeit, und die gefallenen Frauenzimmer hatten im Armensünder-Hemd Kirchenbuße zu tun, ehe sie wieder in die christliche Gemeinde aufgenommen wurden. Gegen diese Kirchenbuße kämpften die weimarischen Stände und alle aufgeklärten Leute schon lange an. Viele Mädchen und Weiber fürchteten diese

[1]) Fritz Hartung, Das erste Jahrzehnt der Regierung Karl Augusts. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2.

Strafe so sehr, daß sie, um ihr zu entgehen, ihre heimlich geborenen Kinder töteten; also führte das Schlimme zum Schlimmsten. Höchst ungerecht aber war es, daß nur die Armen diese öffentliche Demütigung erleiden mußten, denn die Reichen konnten sich mit Geld loskaufen oder fanden sonst Mittel und Wege, der Schande zu entgehen. Unter der Regentschaft der Herzogin Amalie war diese Beschwerde nicht zum Austrag gekommen, denn solche alten Ordnungen haben eine Art Heiligenschein, und die Priester sträubten sich gegen eine Verminderung ihrer Macht. Auch Herder tat es, als Karl August den Streit erledigen wollte, und das Oberkonsistorium beantragte auch nur eine Reform. Danach sollte in Zukunft der Geistliche solche Sünder im stillen Kämmerlein, aber in Gegenwart eines Zeugen, vermahnen; in der Kirche sollte nachher der Name des Übertreters, die Art des Vergehens und die erfolgte Buße bekannt gegeben werden — wenn nicht ein Dispens gewährt wurde. So sollten also wieder die Armen vor der ganzen Gemeinde bloßgestellt und die Vornehmen geschont werden, während Herder gleiche Behandlung für Niedrige und Hohe forderte.

Goethe gab sein Votum dahin ab, daß von der alten harten Kirchenbuße nichts übrig bleiben sollte als eine vertrauliche Ermahnung durch den Seelsorger. Er war also gegen die Verlesung vor der Öffentlichkeit[1]). Schnauß schloß sich diesem Gutachten an. Es vergingen noch Jahre, ehe alle Teile zu einer Einigung gelangten.

[1]) Suphan, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1893. VI, 597 ff.

Danach blieb dann von der ehemals furchtbaren Strafe nicht mehr viel übrig.

Auch vom weltlichen Staate wurden die Huren bestraft; ledige Frauenzimmer, die ein drittes Kind gehabt hatten, bekamen Pranger und Zuchthaus und im Zuchthause den „Willkomm" und „Abschied"; waren sie landfremd, so wurden sie gestäupt und aus dem Lande getrieben. Alle solche kirchlichen und weltlichen Strafen verführten manche Unglücklichen, wie schon angedeutet, zur Tötung ihrer Kinder. Darauf stand nun aber wieder die Todesstrafe; man steckte solche Gretchen in einen Sack und ersäufte sie. Dies alte Verfahren schien in das neue humane Zeitalter nicht mehr zu passen; wenigstens befragte Karl August seine Geheimen Räte, ob nicht eine zweckmäßigere Strafe für solche Weibspersonen gefunden werden könne. Etwa: Abschneidung der Haare, Ausstellung am Pranger mit öffentlicher Geißelung und darauf folgendes Zuchthaus auf Lebenszeit. Fritsch und Schnauß waren für keine solche Neuerung. Der Zweck, von dem Verbrechen abzuschrecken, werde durch die Todesstrafe am besten erreicht, meinten sie, denn das Leben, selbst das schmachvollste, sei für die niedrige Volksklasse stets das höchste Gut. Auch Goethe kam zu dem Ergebnis, daß es „rätlicher sein möchte, die Todesstrafe beizubehalten"[1]).

*

Solche strengen Gesetze gegen uneheliche Mütter müssen wir als eine Notwehr der Gesellschaft entschul-

[1]) Nach Hartung, a. a. O. Goethes ausführlicher Aufsatz vom Oktober 1783 ist noch nicht aufgefunden worden.

digen, denn die „natürlichen" Sprößlinge erwuchsen gewöhnlich zu Bettlern, Dieben, Landstreichern oder sonstiger Landplage. In den Fällen, wo solche Gefahr für das Gemeinwesen nicht bestand, wo also wohlhabende Männer für ihre ungetrauten Schätzchen und ihre Bankerte gut sorgten, sah man fleischliche Vergehen um so milder an. Wir erinnern uns, in welchen Ehren die edle Antonia v. Branconi stand, und ebenso hoch geachtet war die Gräfin Franziska v. Hohenheim in schwäbischen Landen. Man bekam diese Dame und ihren herrlichen Schmuck jetzt auch in Weimar zu sehen, denn der Herzog Karl von Württemberg kam mit ihr angereist und erwiderte den Inkognito-Besuch Karl Augusts ebenso inkognito, nämlich so, daß Jedermann Bescheid wußte. Mit Goethe gab er sich viel ab; Dieser begleitete ihn auch nach Jena, wo der gelehrte Herzog sich mit allen Professoren unterredete, wobei denn bald diese, bald der hohe Gast sich Blößen gaben.

Solche hohen Herren durften also Mätressen haben, auch neben ihren Ehefrauen, denn die Schablonen sind immer nur für den Haufen. Bei Karl August war wohl auch zu vermuten, daß er diesen Beispielen einmal nachfolgen würde.

Dessen Bruder, Prinz Konstantin, reiste nun in fremden Ländern. Goethe hatte vorausgesagt, daß diese Reise den jungen Herrn geistig und sittlich stärken werde; Karl August, der seinen Bruder genauer kannte, traute der Sache weniger. Und gerade um die Zeit, wo der Erbprinz geboren wurde, meldete sich eine Madame Darsaincourt sozusagen als eine neue Verwandte des fürstlichen Hauses von Weimar. Sie hatte den

Prinzen von Frankreich nach England begleitet, brachte nun Empfehlungen von ihm und konnte hinzufügen, daß sie in gesegneten Umständen sei. Die Geheimen Räte steckten sogleich die Köpfe zusammen, wie man diesen Besuch unauffällig wieder fortschaffen könne, ohne daß ihre Neuigkeit ins Publikum dringe, und Goethe war auch diesmal der Commissarius für besondere Fälle. Er ließ die Französin zuerst zum Bankier Paulsen in Jena, dann zum Oberförster in Tannroda bringen; in diesem Waldorte wartete sie ihre Entbindung ab. Verschwatzt war das Geheimnis aber doch schon in den ersten Tagen. Nun betrachtete ihn auch die Darsaincourt als ihren Helfer; so hatte er wieder einmal zu den regelmäßigen allerlei unerwartete Sorgen. „Es ist ein sauer Stückchen Brot", meinte er gegen seine Freundin, „wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie in der Welt in Harmonie zu bringen!"

Das Kindchen ward geboren, der Herzog übernahm die Erziehung, und als die Dame wieder rüstig war, geleitete sie Goethes Philipp zunächst nach Frankfurt und dann weiter in ihr Heimatland. Auch Goethes alter Freund Riese ward behilflich. Aber noch ehe dies Werk vollendet war, gab es weitere Neuigkeiten vom Prinzen Konstantin. Er hatte sich nun auch in England umgesehen, wo es sehr schöne Frauen gibt, und war nach Deutschland zurückgekehrt; jetzt saß er in Wiesbaden und brauchte Geld. Der Schatullier seiner Mutter, Rat Ludecus, reiste hin, teils um den Prinzen auszulösen, namentlich aber auch, um ihm einen Vortrag über seine Vermögens-Angelegenheiten zu halten. Als Ludecus beim Prinzen anlangte, fand er eine Engländerin

an seiner Seite, und sie war gleichfalls guter Hoffnung. Ludecus sandte sogleich die nötigsten Nachrichten nach Weimar, und umgehend schrieb der Herzog zurück, daß der Prinz nach Wilhelmstal kommen solle, damit die erste Aussprache fern von Weimar vor sich gehe. Der Herzog und Goethe reisten dem verlorenen Sohn entgegen. In Wilhelmstal war der Prinz noch nicht angelangt, als sie ausstiegen, wohl aber Ludecus, und was dieser erzählte, „läßt sich nicht armseliger denken". Schließlich kam auch der Prinz an. Nicht nur seine Geschichte, auch er selber machte einen höchst traurigen Eindruck. Das war nun ein Mensch von so edler Abstammung wie irgendeiner, und dennoch schlechte Rasse! Sein Bruder verlor jetzt ein für allemal das Vertrauen zu ihm. Indessen mußte der böse Handel geordnet werden; die englische Schöne ward im nahen Markfuhl untergebracht; der Prinz begleitete seinen Bruder auf einer kleinen Reise. Still schlich er sich wieder in Weimar ein.

Nach kurzer Zeit langte nun auch Hofrat Albrecht wieder in Weimar an, des Prinzen Reisebegleiter, der sich so schön hatte hinters Licht führen und bei Seite schieben lassen. Er wünschte sich vor Goethe zu rechtfertigen, aber dieser lehnte seinen Besuch schriftlich ab:

Das leidige Ende einer mit so vielen Hoffnungen angefangenen Reise hat mir persönlich so viele Kränkungen, Verdruß und Mühe verursacht, daß ich unmöglich unparteiisch sein kann.

Das Geschehene ist vorbei; der Prinz, wieder in dem Kreise seiner Familie, scheint sich selbst und die Maßstäbe wiederzufinden, die er in dem Strudel der fremden Welt, seiner eignen Führung überlassen, notwendig verlieren mußte. Inwiefern sein Geist, seine Gesundheit, seine Kasse wiederherzustellen sind, wird die Zeit lehren und mit Geduld zu erwarten sein. Dazu sind die dringendsten Anstalten, soviel möglich war, gemacht, und man wird ihm Alles zu erleichtern suchen.

Übrigens bin ich fest entschlossen, über die Sache nichts mehr zu hören noch zu reden. Ich mag nicht gerne Jemandem Unrecht tun; ich wünschte auch Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber ich gestehe es: ich kann meine Empfindlichkeit gegenwärtig nicht weiter bringen, als daß sie sich leidend verhalte[1]).

*

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im grünen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und froh der Lorbeer steht?

So begann der Dichter am 12ten November 1782 das vierte Buch seiner ‚Theatralischen Sendung' und verriet seinen Freunden, daß sein alter Plan einer Reise nach Italien immer noch in seiner Seele ruhte.

Wie aber wehte dieser südliche Hauch in die Geschichte des guten deutschen Jünglings Wilhelm Meister hinein? Kaufmann war er von Haus aus, und nur das Theater war seine Leidenschaft; in der Tat dachte er nicht an ferne Länder. Aber von dem sonderbaren Halbmädchen Mignon hatte der Dichter schon früher gesagt, daß dessen Sprache ein Gemisch von Deutsch,

[1]) Albrecht war Sohn eines längst verstorbenen Göttinger Professors, dessen Witwe in zweiter Ehe den berühmten Abt Jerusalem in Braunschweig geheiratet hatte; dadurch war er also Stiefbruder jenes Legationssekretärs in Wetzlar, dessen Selbstmord durch Goethes ‚Werther' verewigt worden war.

Französisch und Italienisch gewesen sei, wie es bei reisenden Meßkünstlern wohl manchmal vorkam. Auch wenn Mignon sang, verstand man den Inhalt kaum. Aber einem seiner welschen Lieder ließe sich doch ein deutscher Text nachbilden:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach.
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?

Wie kam das seltsame Geschöpf zu dem Liede? „Bist du in Italien gewesen, liebe Kleine?" fragte Wilhelm. Das Kind antwortete nicht. Der Roman hatte eine neue Spannung gewonnen.

Die alten Fragen aber verstärkten sich, indem Goethe die Geschichte fortsetzte: was wird Wilhelm mit dem Knaben-Mädchen anfangen und wie wird er sich von der ganzen Komödianten-Gesellschaft wieder ablösen? Denn immer tiefer verstrickt er sich mit diesen Abenteurern, die er doch nicht achtet oder liebt. Ihre ganze „Kunst", in der Nähe gesehen, ekelt ihn an, und dennoch ist sein Traum noch nicht ausgeträumt, daß er selber als Schauspieler, als Direktor, als Bühnendichter Großes leisten und ein Segen für Viele werden könnte. Durch sonderbare Umstände ist er eines Abends plötzlich veranlaßt worden, die Hauptrolle in einem eigenen Stücke zu spielen; sein Stück und seine Darstellung taten starke Wirkung: war dieser Abend nun ein Beweis seines Schauspieler-Talentes oder galt hier das Sprichwort: Einmal ist keinmal?

In solchen Verhältnissen wie bei einem unerwünschten Liebeszauber sollte der tapferste Mann sein Heil in

der Flucht suchen; der unschlüssige Wilhelm aber schiebt sie immer wieder auf: also nimmt er immer neuen und stärkeren Anteil am Schicksal der ganzen Gesellschaft. Ein alter Harfenspieler tritt auf, dessen Musik und Lieder von tiefem Gemüte und unsagbaren Erlebnissen zeugen; Wilhelm verlangt nun immer wieder, ihn zu hören. Und unter den Komödianten gaukelt vor ihm eine junge freche Person, Mamsell Philine, deren Schamlosigkeit fast der Unschuld gleicht; man muß dies Frauenzimmer als Verkörperung des Leichtsinns mit Vergnügen betrachten, wie man den über Blumen flatternden Schmetterling als Sinnbild der Sommerlust ansieht, wie sehr er auch unserm Kohl schadet. Philine verliebt sich nach ihrer Art in Wilhelm und will sich auch an ihm satt küssen; er aber hat ein Keuschheitsgelübde getan, als ihn jener große Schmerz durch Marianne traf: wird er auf die Dauer den Lockungen der reizenden Dirne widerstehn? Und wie wird sich Mignon zu dieser Verführerin verhalten? Denn Geschlechtslosigkeit schützt noch lange nicht vor Eifersucht! Zunächst erkennen wir nur das Eine: Wilhelm ist gefangen! Der Turm, in dem er sitzt, ist seine eigene Gutmütigkeit und Schwäche.

*

Das Vatergefühl des ledigen Mannes gegen ein Kind, das er nicht hervorgerufen hat, und das völlige Vertrauen eines einsamen Kindes zu einem solchen Mann, dem es durch den Zufall zugeführt wurde und dessen Güte es sogleich empfand, wie ein Tier sogleich die Güte eines Menschen spürt: unser Dichter schilderte das Entstehen dieser Art Vater- und Kindschaft an

Wilhelm Meister und Mignon. Zur selben Zeit aber erlebte auch er, daß er immer mehr Vater wurde, ohne den gewöhnlichen Weg der Natur gegangen zu sein. Der zehnjährige Fritz v. Stein war zwar sonst dem rätselhaften Geschöpf Mignon nicht zu vergleichen; er war kein Er-Sie-Es und versprach, einen tüchtigen Mann zu geben; aber sein blondes Haar hing ihm lang auf die Schulter, wo es sich zu Locken rollte, und wenn ihm Goethe ins Gesicht schaute und seiner Plauderei lauschte, so fiel wohl auch an diesem Knaben auf, wie ähnlich sich die Geschlechter in der Kindheit noch sind. Von aller Welt verlassen wie Mignon war das Söhnchen des Oberstallmeisters freilich nicht, und dennoch bedurfte auch er der Leitung eines freiwilligen neuen Vaters. Denn sein Erzeuger war als Hofmann selten in seiner eigenen Häuslichkeit und auch oft verreist; auf „Pferdejagden", wie er es nannte; so war auch seine Mutter, die ehemalige Hofdame der Herzogin Amalie und jetzige beste Freundin der regierenden Herzogin, sehr in Anspruch genommen. In dergleichen vornehmen Familien überließ man damals die Erziehung der Knaben einem Hofmeister, und wir erinnern uns des trefflichen Kästners, der im Steinschen Hause dieses Amtes waltete. Es ereignete sich aber, daß Kästner als Lehrer an die Pagen-Anstalt zu eben der Zeit berufen wurde, wo der mittlere Sohn, Ernst, in diese Anstalt als Schüler eintrat und wo der älteste, Karl, nach Wolfenbüttel abging, da die Herzogin von Braunschweig für seine weitere Erziehung sorgen wollte; nun blieb bloß Fritzchen zu Hause übrig, und es ward ausgemacht, daß er täglich zur Pagen-Anstalt gehen sollte, um dort

Kästners Unterricht weiter zu genießen; er schlief auch bei seinem Lehrer, der damaligen Sitte gemäß. Da er nun aber auch in Goethes Hause und Garten immer heimischer wurde, so hatte der Knabe schließlich nirgends mehr eine feste Stätte, und man wußte oft nicht, wo er war; die Reden und Spiele der Pagen waren dem jüngeren Knaben auch nicht zuträglich. Goethe zog ihn deshalb immer häufiger an sich, und im Mai 1783 sagte er seiner Freundin, daß er nun den Knaben ganz zu sich nehmen wolle; sie möge mit ihrem Gatten darüber sprechen.

Am 25sten Mai räumte der Knabe seine Sachen in eine Kammer neben Goethes Zimmer ein. Dieser und der wackere Philipp Seidel waren nun seine Pfleger, Lehrer und Aufseher. Der Mutter fiel eine Last vom Herzen; sie schrieb die Neuigkeit sogleich ihrer kleinen Schwägerin, die eben ihre holsteinische Heimat besuchte:

> Goethe hat Fritzen zu sich genommen und benimmt sich so verständig und gütig in seiner Erziehung, daß man von ihm lernen kann. Er ist von den Wenigen, der Rousseaus inneren Sinn der Erziehung zu fassen weiß, und weil Fritz von Natur ein hübsches Ebenmaß in sich hat, macht's Goethen selbst Freude, sich mit ihm abzugeben.

Als Goethe vor einem Jahre die große Wohnung am Frauenplan einrichtete, vermuteten die Leute, daß er auf Freiersfüßen gehe, und Einige nannten schon die reiche Viktoria Streiber in Eisenach als Braut. Noch fehlte die Frau im Hause, aber das Söhnchen war da. Frau v. Stein wußte, daß Goethe nicht vorhatte, zu heiraten. Also hoffte sie, daß er ihren Liebling schließlich ganz an Kindesstatt annehmen und zum Erben einsetzen werde.

Wir kehren zum Prinzen Konstantin zurück, der jetzt in der weimarischen feinen Gesellschaft wieder Fuß zu fassen suchte, aber recht oft ihren Ärger zu kosten bekam, daß er seiner Heimat draußen so wenig Ehre gemacht hatte. Minderwertige Menschen nützen nun wenigstens dadurch, daß sie uns unsere besseren Nachbarn schätzen lehren. Was für ein trefflicher Mann war doch der Herzog im Vergleich zu seinem Bruder! Gerade bei diesen Anlässen hatte Goethe wieder vertrauteste Gespräche mit Karl August und gewann ihn wieder recht lieb. Sicherlich hatte auch Dieser mit den fürstlichen Erbsünden zu kämpfen, aber er kämpfte doch und ließ es sich sauer werden.

Der Herzog ist auf sehr guten Wegen. Wir haben über viele Dinge gar gut gesprochen: es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohltätiger werden.

Als diesmal des Herzogs Geburtstag herannahte, nahm sich Goethe vor, seinen Herrn und Freund durch ein Gedicht zu begrüßen, und da er am dritten September gerade in Ilmenau zu tun hatte, lag der Gedanke nahe, diesen Lieblingsaufenthalt Karl Augusts zum Untergrund, zum Körper des Gedichts zu wählen. Es lag auch nahe, die Verse eben dort entstehen zu lassen, wo sich schon mehr als einmal die Waldeinsamkeit als Quelle der Poesie bewährt hatte. So stieg er denn wieder seinen geliebten Berg hinan und weidete sein Auge an der immer mehr sich erweiternden Aussicht.

Anmutig Tal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste.
Entfaltet mir die schwer behangnen Äste,

Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust! . . .

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch' Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Aber wie hätte er hier in die Zukunft schauen können, ohne der Vergangenheit zu gedenken?

Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder.

Und was sie rauschten, waren alte Geschichten. Wie ein Schleier, wie der Vorhang einer Bühne sank es vor dem Dichter hernieder, und als sich dann der Vorhang hob, sah er die Bilder vom Sommer 76 und 77, das lustige Jägerleben, die Nacht im Walde, die Gefährten am Feuer schlafend, den jungen Herzog in leichter Hütte, sich selber daneben in ernsten Gedanken allein noch wach.

„Verschwinde, Traum!“ . . . .
Die Wolke flieht, der Nebel fällt.
Die Schatten sind hinweg — ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne.
Es lebt mir eine schön're Welt:
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen!

Zog ein Dichter jemals die prosaische Gegenwart einer poetischen Vergangenheit vor? Hier tat es Goethe. Er dachte an ganz prosaische Dinge: an Krafts Berichte

über die Mißwirtschaft im Städtchen, an die nachfolgende Absetzung und Bestrafung des Steuer-Einnehmers, an das Aufatmen und neue Vertrauen der Bürgerschaft, an den zunehmenden Gewerbefleiß und an das demnächstige endliche Beginnen der Bergmanns-Arbeit.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wiederkennt,
Ein ruhig Volk in stillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu,
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes irdsches Glück.

Solche Prosa ist die wahre Poesie für einen Landesvater, sollte es sein! Verbesserungen, wie in Ilmenau: sie waren überall und beständig anzustreben. Und noch herrlicher war die innere Reinigung des Herzogs und seines nächsten Freundes, von der diese Wälder und Höhen gleichfalls zeugten!

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.

Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

*

Der reiselustige Herzog hatte seinem Freunde schon lange zugeredet, er möge sich nach so vielem Aktenlesen

Schloß Langenstein
Von J. v. Kulas nach einer alten Zeichnung

und Stubenleben doch auch wieder einmal eine tüchtige Bewegung machen; Goethe fügte sich und wählte den Harz zum Ziele. Jetzt wollte er dies Gebirge als ein reiferer Geologe und in einer schöneren Jahreszeit sehen: Voigts Forschungen konnte er zu Grunde legen; außerdem konnte er seinen Freund v. Trebra, der seit einigen Jahren als Vizeberghauptmann in Zellerfeld lebte, besuchen und dessen Fachkenntnisse ausnutzen. Trebra war im Juli wieder in Weimar und Ilmenau gewesen; die

Freundschaft war also eben wieder aufgefrischt. Aber ein anderer Magnet zog gleichfalls in diese nördliche Nachbarschaft. Frau v. Branconi hielt sich diesen Sommer auf ihrem Gute zu Langenstein bei Halberstadt auf; sie hatte ihn längst eingeladen, den geliebten Harz von ihrer Seite aus anzusehen.

Am 4ten September verließ Goethe Ilmenau, am 6ten Weimar, am 9ten war er schon bei der schönen Frau. Sie hatte in den letzten Jahren ein Reiseleben geführt; jetzt weilte sie auf eigenem Boden, teils um das Schloß oder Schlößchen, was sie dort seit 1777 erbauen ließ, endlich zu vollenden und auszustatten, teils um durch ihre Nähe den nunmehrigen Herzog Ferdinand von Braunschweig an sie und seinen Sohn zu erinnern. Nun war der Sommer vergangen, und der harte Mann hatte ihr nicht das kleinste Zeichen freundlicher Erinnerung gegönnt — während doch ihre ganze Umgebung sie wie einen Engel liebte, auch die Vornehmen und Gelehrten der nahen Stadt ihr Bewunderung und Freundschaft erwiesen.

Als Goethe bei ihr erschien, hatte er außer seinem Diener Sutor noch den elfjährigen Fritz v. Stein bei sich, wie der Vater seinen Sohn. Oder sollte der Knabe ihm ein Schutzgeist sein, daß er, der einsame Mann, sich nicht verlöre an die einsame schöne Frau? Jedenfalls mußte er die Freundin daheim vor aller Eifersucht behüten und ihr versichern, daß er auch in dieser Umgebung jede Viertelstunde ihrer gedenke, nach ihr verlange.

Ich wünsche, Du wärest den ganzen Tag um mich unsichtbar und trätest abends, wenn ich allein bin, wie aus der

Die Felsentreppe im Park zu Weimar
Zeichnung von Goethe
Im Besitze des Sanitätsrats Dr. Walther Vulpius, Weimar

Halberstadt vom Butterberge aus

Nach dem Gemälde von C. Hasenpflug

Mauer hervor: Du würdest fühlen, was ich jetzt mit so vieler Freude fühle, daß ich nur alleine Dein bin und Dein sein kann.

Das Wetter war unfreundlich; gewiß suchte er trotzdem die Felsen der Nachbarschaft auf, auch den größten davon, die Festung Regenstein; sicherlich sah er auch die Troglodyten von Langenstein, denn dort ist eine Anzahl Wohnungen in die Felsen gehauen, so daß man aus deren Klüften den Rauch aufsteigen sieht, wenn die Mittags- oder Abendsuppe gekocht wird.

Am dritten Tage, dem 11ten September, ward das Bodetal aufgesucht und die Roßtrappe bestiegen, bei schönem Wetter. Sein Mittagbrot aß er mitten im Felsenkessel, mit seinem Knaben auf einem großen Granitfelsen sitzend, den der rauschende Fluß umsprudelte. Dies ganze Tal: welch eine Augenweide für einen Geologen! Die Wandrer folgten den Windungen des Flusses aufwärts: Treseburg, Altenbrak, Wendefurth; müde genug sanken sie abends in Blankenburg auf das Lager.

Auch der nächste Tag war sehr schön. Sie wanderten von Blankenburg hinauf nach Rübeland, einen Weg, den auch Goethe noch nicht kannte; am Ziele angelangt, zeigte er Fritzen die Wunder der Baumannshöhle, besuchte auch Marmorbrüche und eine Marmormühle. Nachmittags ging es denselben Weg zurück und auch noch nach Langenstein zur freundlichen Wirtin.

Am 13ten Ausruhen, Plaudern, Briefeschreiben. Abends nach Halberstadt. Dort wollte Goethe seiner Herzogin Amalie aufwarten, die eben einen Besuch in ihrer alten Heimat Braunschweig gemacht hatte; ihr

Bruder, Herzog Ferdinand, der auch Befehlshaber der Halberstädter Kürassiere war, begleitete sie ein Stück des Heimweges; auf diesen viel besprochenen Fürsten und Heerführer war Goethe sehr neugierig. Fast der ganze braunschweigische Hof traf am andern Morgen in Halberstadt ein, und Goethe verbrachte den Tag in der Gesellschaft dieses Hofes und der halberstädtischen Vornehmen: v. Spiegel, v. Berg usw. Bei Bergs war er abgestiegen; er kannte das liebenswürdige Ehepaar von einem Besuche her, den es in Weimar gemacht; auch waren sie nahe Freunde mit seiner Langensteiner Wirtin. Ach, nach ihr zu fragen, ihr einen Gruß zu senden, ließ sich der harte Braunschweiger Herzog auch jetzt nicht herab!

Daß auch der Vater Gleim in Halberstadt wohnte, durfte nicht übersehen werden; Goethe machte dem freundlichen alten Manne einen Besuch. Aber warm wurden sie nicht mit einander, und Gleim wurde doch so gern warm, zumal mit einem Bruder in Apoll! Aber ein deutscher Dichter wollte ja wohl Goethe nicht mehr sein? Gleim machte kein Hehl daraus, daß er bis zu seiner Sterbestunde Verse hervorbringen, daß sein letzter Hauch ein Abschiedslied an die Musen sein würde. Er besaß draußen an dem Gröpertore einen Garten und darin ein Hüttchen; in diesen Garten führte er alle seine Freunde, die der Poesie ergeben waren, und an eine Wand des Häuschens mußten sie ihren Namen schreiben. Dem trockenen Herrn Geheimen Rat v. Goethe wagte er es nicht anzusinnen. Es war noch nicht lange her, da hatte Lessing in diesem Hüttchen mit Fritz Jacobi über Spinoza philosophiert; auch Klopstock, Wieland,

Herder, Ramler, Ewald v. Kleist, Georg Jacobi und ein oder zwei Dutzend kleiner Schöngeister waren in den Poetengängen herumgeführt worden, aber wie gesagt, dem Herrn v. Goethe mochte es der gute Domsekretär nicht zumuten. Herder war sein letzter Gast aus Weimar gewesen, und Herder legte übles Zeugnis ab über den Dichter, dessen ‚Götz' und ‚Werther' vormals auch Gleims Entzücken gewesen waren.

Den 14ten und 15ten September verbrachte Goethe in Halberstadt[1]). Wir verlieren dann seine Spur einige Tage. Am 18ten des Abends langte er mit seinem kleinen Begleiter in Klaustal-Zellerfeld an. Hier sahen sie sich bei Trebras auf's beste empfangen. Er war ein sehr gesprächiger, herzensguter Mann; Goethe duzte sich mit ihm von der tollen Ilmenauer Zeit her, und auch Frau v. Trebra erwies sich als eine liebenswürdige Hausmutter ohne Zwang und Getue. Mit Trebra vertiefte sich Goethe nun stark in die Mineralogie und Geologie.

Gleim

Hier bin ich recht in meinem Elemente und freue mich nur, daß ich finde, ich sei auf dem rechten Wege mit meinen Spekulationen über die alte Kruste der neuen Welt. Ich unterrichte mich, soviel es die Geschwindigkeit erlaubt, sehe viel — das Urteil gibt sich.

[1]) Welche Aufmerksamkeit er dem Dome schenkte, wissen wir nicht. Es hatten damals Wenige einen Sinn für die Schönheit gotischer Kirchen, und Goethe gehörte nicht zu diesen Wenigen — trotz des Straßburger Münsters.

Auch über ihr Söhnchen konnte er der Freundin nur Gutes berichten. Frau v. Trebra besorgte ihn und hätschelte ihn, und „Fritz ist gar lieb und gut und macht mir große Freude; an ihm genieße ich jeden Augenblick im Stillen des Glücks, daß ich ganz Dein bin". Er mußte wohl auch noch einmal versichern, daß er unverzaubert von Langenstein geschieden sei.

Ich werde Dir viel von der schönen Frau erzählen. Sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt: „ich liebe, ich werde geliebt und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig." Vielleicht seh' ich sie noch einmal in Göttingen oder Kassel, denn sie geht in diesen Tagen nach Straßburg.

Der 23ste September war für den Besuch des Brockens bestimmt. Diesmal ritten sie, auch Fritz hatte sein kleines Pferd; Trebra machte den Führer. Als Geologen mußten sie oftmals absteigen und, um ihre Schätze zu erlangen, mit Händen und Füßen klettern. Sie scheuten auch erhebliche Umwege nicht, und so kamen sie auch an die alte Talsperre, die Oderteich heißt, an den Rehberger Graben und an die Rehberger Klippe. Diese hohe Felswand, nahe am Graben senkrecht sich erhebend, war an ihrem Fuße mit einem großen Haufen heruntergestürzter Bruchstücke wie verschanzt: an diese Bruchstücke machten sich Goethe und Trebra mit ihren Hämmern. Unter anderem fanden sie hier von jenen Doppelgesteinarten Granit mit aufgesetztem, eingewachsenem, dunkelblauem, fast schwarzem, sehr hartem, jaspisartigem Tongestein.

„Die können nirgends anders herkommen als von der Klippe" meinte Trebra.

„Dahin müssen wir!" rief Goethe sogleich. Und eilte auch schon fort.

„Behutsam! Vorsichtig" schrie Trebra. „Die moosbedeckten, schlüpfrigen Felsstücke liegen gefährlich durcheinander; wir können die Beine dazwischen brechen!"

„Nur fort, nur fort!" antwortete Goethe, voran eilend. „Wir müssen erst noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen!"

So kamen sie an den Fuß der Felswand, wo sie nun gar deutlich den Abschnitt des schwarzen Gesteins auf dem blaß fleischroten Granit in gar langer Linie sich hinziehend erkennen konnten. Aber, obwohl sie beide von guter Größe waren, konnten sie nicht dahin gelangen, und Goethe mußte doch dieses Wunder mit der Hand befühlen!

„Wenn Du Dich fest hinstellen wolltest", sagte er zu Trebra, „so wollte ich jene in den Felsen eingewachsene Strauchwurzel ergreifen, mich im Anhalten an sie auf Deine Schultern schwingen, und dann könnte ich den Abschnittsstrich mit der Hand erreichen."

Und so geschah es[1]).

Trebra hatte schon in Weimar einmal von Goethe gehört, daß dieser mitten im Winter auf dem Brocken gewesen sei. „Diese Geschichte sollte er Unsereinem nicht erzählen" dachte der Harzbewohner. Als sie nun zum Torfhause kamen, wollten sie dort, aber im Freien,

[1]) Viele Jahre später, 1812, ließ Trebra mehrere solche Granit-Hornstein-Übergänge zu Tischplatten schleifen und schenkte sie Goethen und dem Herzog Karl August. Man findet sie noch in Weimar (Gartenhaus) und Jena (Mineralogisches Kabinett).

ihr mitgebrachtes Mittagessen verzehren, und der Förster Degen trug Tisch, Stühle und Getränk heraus, immer die Augen auf Herrn v. Trebra, als eine Art Vorgesetzten gerichtet. Endlich aber fiel sein Blick auch auf Goethe, der ihn nicht angeredet hatte; er stutzte, sah ihm schärfer ins Gesicht und begrüßte ihn nun als jenen Fremden, der ihn verleitet hatte, im Dezember auf die Brockenkuppe zu steigen. Staunend sah Trebra die Begrüßung und vernahm die Bestätigung des vermeintlichen Märchens.

Erst am Nachmittag erreichten sie den Gipfel des Berges; die Nacht aber blieben sie dort. Nicht auf dem eigentlichen Brocken, denn dort stand nur eine stallartige Schutzhütte, die man später Wolkenhäuschen taufte, sondern eine halbe Stunde davon, nach Schierke zu, auf dem kleinen Brocken, wo in der guten Jahreszeit ein Wirt hauste. Sie schrieben sich alle ins Fremdenbuch; Herr v. Trebra fügte für sich hinzu: „zum 3. mal hier", und nur der Diener Sutor dichtete auch:

Die Rolle ist gespielt, der Vorhang fällt nieder,
Brocken, lebe wohl, dich seh ich schwerlich wieder!

Mit Eindrücken und mit Steinen beladen trafen sie den nächsten Abend wieder bei der Hausmutter in Zellerfeld ein.

Der 25ste war Ruhetag. Am 26sten nahmen die Reiter Abschied vom Harz und ritten nach Göttingen. Goethe war noch nie dort gewesen; er wollte nun doch auch gern ein Bild von der besten deutschen Universität gewinnen. Ja, er nahm sich vor, alle Professoren zu besuchen, ob sie ihm zusagten oder nicht. Also Heyne, Schlözer, Michaelis, Böhmer, Lichtenberg, Meiners,

Göttingen. Der medizinische Garten
Von J. v. Kulas, nach einem alten Stich

Leß usw.; bei dem großen Publizisten Schlözer aß er in Gesellschaft der berühmten Gelehrten. „Und alle unsere schnurgerechten Herren Professoren sind dahin gebracht, den Verfasser des ‚Werther' für einen soliden, hochachtungswürdigen Mann zu halten": so schrieb eine der Professorentöchter, Karoline Michaelis, an Luise Gotter in Gotha. Goethe aber meinte gegen seine Vertraute: „Du glaubst nicht, wie leicht es mir wird, mit den Menschen zu handeln, da ich nicht mit ihnen umzugehen brauche." Übrigens war gerade derjenige Professor, mit dem er die meisten Berührungspunkte hatte, der Naturforscher Blumenbach, jetzt verreist; Goethe hatte vor einiger Zeit in Weimar eine freundliche Bekanntschaft mit ihm begonnen.

Das größte Vergnügen der Reisenden in Göttingen war, daß sie Briefe aus Weimar vorfanden: Frau v. Stein schrieb dem Söhnchen und dem Freunde mit gleicher Liebe. Über des Knaben Garderobe machte sie sich Sorge, da er länger ausblieb, als sie vorausgesehen: „Wenn Deine Kleider nichts taugen und Du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimde Rate Goethe, daß er mein liebes Fritzchen ins Wasser werfe."

Fritz wollte aber noch lange nicht nach Hause. Jetzt bettelte er von seinem Beschützer, daß sie doch auch nach Kassel reisen wollten, um den Riesen auf dem Winterkasten zu sehen[1]). Und als sie in Kassel waren, drängte er, sie wollten doch auch nach Frankfurt gehen; Goethes Mutter würde sich gewiß sehr freuen, wenn sie plötzlich

[1]) Die Nachbildung des farnesischen Herkules auf Wilhelmshöhe.

vor ihr stünden. Aber Goethes Sehnsucht zur Geliebten war stärker. Ihr beteuerte er auch aus Kassel, daß er beständig mit ihr lebe.

Das Wetter ist unendlich schön. Und ich habe Augenblicke und Anblicke, wo ich Dich sehnlich an meinen Arm wünsche. Du bist das Liebste, womit ich alle schönen Gegenden ziere. Du wirst geliebt, wie Du es wünschest, und ich kann allein in Dir finden, was ich mein ganzes Leben durch gewünscht habe. Das wirst Du recht lebendig an der Erzählung vernehmen, die ich Dir von dieser Reise machen werde. . .

Ich bin an Hof gewesen und werde überall sehr gut aufgenommen. Den gleichgültigen Menschen begegne ich nach der Welt Sitte; den Guten begegne ich offen und freundlich, und sie behandeln mich dagegen, als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre.

Am 6ten Oktober trafen die Reisenden wieder in Weimar ein; gerade einen Monat waren sie unterwegs gewesen.

*

Wohl empfand es Goethe mit tiefer Genugtuung, wenn er an andern Höfen, in andern Städten seinen Namen allgemein bekannt und geehrt fand. Aber er war sich klar über den Wert des Ruhms: »Er gleicht an Willkür dem Winde und hält sich hart an den Zufall«: so ließ er in der ‚Theatralischen Sendung' Knebels Ebenbild, den Herrn v. C., philosophieren; das wenigste Gute wird bemerkt oder doch sogleich vergessen; selbst diejenigen Menschen, die der Zufall berühmt werden läßt, sind oft nicht durch ihr Bestes bekannt oder anerkannt, sondern durch Handlungen und Werke, auf die sie selber keinen besonderen Wert legen

würden. Goethe war sich ganz im Klaren, daß sein edelster Teil der Menge unbekannt bleiben und daß er dem Schicksal, mißverstanden zu werden, nicht entrinnen würde. Den Beweis, daß er als Dichter auf die Gemüter wirken konnte, hatte er längst erbracht; aber wenn er seine neuesten Arbeiten, die ihm doch als solche auch die liebsten waren, ansah: ‚Iphigenie', ‚Tasso', ‚Elpenor' usw., so täuschte er sich über ihre geringe Durchschlagskraft nicht. Den Herrn v. C. ließ er ja auch zu dem dramatischen Anfänger Wilhelm Meister sagen: »Daß man nur recht sichtbare, starke, grobe, ausgezeichnete Züge dem Volke aufstellen müsse, und daß das Feinere, Innigere, Herzlichere weniger Wirkung tue, als man denkt, besonders wenn man Effekt auf die Menge machen will, die doch am Ende immer bezahlt.«

Goethe begehrte Liebe von einigen Edlern, aber keinen großen Namen bei den Vielen. Die kleinen Dichter in seiner Freundschaft, Einsiedel und Seckendorff, ließen ihre Werke zur selben Zeit erscheinen, wo sich die Leute von Goethes ‚Iphigenie' erzählten, daß sie bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt werden solle.

An seinem Roman, der ‚Theatralischen Sendung', schrieb er trotzdem weiter. Für wen? Zunächst zur eigenen Freude. Nachher, wenn die neuen Szenen auf dem Papier standen, hatte er den Genuß, sie der Freundin, dem Herzoge und den beiden Herzoginnen vorzulesen; ein paar Hofdamen saßen auch dabei. Nun wurde eine saubere Abschrift auf die Reise geschickt: zuerst an den Prinzen August und den Hof in Gotha; von da ging sie nach Ansbach zu Knebel und seiner Schwester. Diese sandte sie nach Frankfurt zur Mutter

des Dichters, bei der sich auch Freund Merck noch manchmal einstellte; dann wanderte die Kiste nach Zürich zur Barbara Schultheß. Denn diese Frau sammelte immer noch alle handschriftlichen Werke Goethes, die größeren wie auch die einzelnen Lieder; ebenso tat es Frau v. Stein, und der Herzogin Amalie hatte Goethe selber eine vollständige Abschrift des Ungedruckten zum Geschenk gemacht.

Ein halbes oder ganzes Dutzend Menschen: Das war zehn Jahre nach dem ‚Götz' und ‚Werther' Goethes Publikum!

*

Des Ruhmes wegen wird der Verständige sich erst recht nicht allerlei Verdruß und Ekelverhältnisse auf den Hals ziehen, wenn er zweifeln muß, ob er Lob und Bewunderung noch lange genießen kann. Goethe wurde oft daran erinnert, daß sein Leben schon sehr in Gefahr gewesen war. Auf Reisen jedes Jahr. Die Erkältungen zeigten sich als Zahnfluß, dicke Backen, Halsschmerzen, und Goethe hatte oft das Gefühl, daß allerlei Ungesundes im Körper stecke und seinen Ausweg suche. In diesem Jahre fand sich auch eine Schwätzerin, die, als sie durch Frankfurt kam, seiner Mutter zutrug, wie bleich und hohlwangig ihr Sohn aussehe, ganz wie Einer, der es nicht lange mehr macht. Da gehörte er also in mütterliche Pflege, folgerte die Mutter, und heraus aus den anstrengenden Geschäften, in denen sein ehemaliger Mut und Übermut zu lauter Unmut und Mißmut zu versauern drohte. Goethe mußte wieder einmal die herrliche Mutter beruhigen: »Sie haben mich nie mit dickem Kopfe und Bauche ge-

kannt« schrieb er. »Und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.« Dann erinnerte er sie an die schwere Krankheit vor vierzehn Jahren, wo er dem Tode bereits verfallen schien. Er war doch heute noch da und auch recht arbeitsfähig.

Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zugelegt wird, mit Dank erkennen!

Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehn, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein- und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, an Ihrer Seite, vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte! Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig! Vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmutiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.

*

Seine zunehmende Ernsthaftigkeit machte ihn nicht geselliger, was er doch so gern gewesen wäre. Auf Reisen war er in diesem Punkte oft zufrieden mit sich, aber in der gewohnten Umgebung verstummte er, auch zum eigenen Verdruß. Die jungen Frauenzimmer der Bekanntschaft regten ihn nicht mehr zur Gesprächigkeit und Lustigkeit auf; er sei schon lange nicht mehr der

Affen Großmeister, drückte er das gegen Frau v. Stein einmal aus. Bei Hofe fühlte er sich angekältet und gelangweilt. »Der Hof nimmt alle Freude weg und gibt nie Freude.« Die Lust am Theaterspiel war bei ihm und Andern abgezehrt, wie ein Feuerchen langsam erlischt. Da im Spätjahr auch Berufskomödianten sich einstellten, ein paar Italiener, die vierzehn Tage lang mit der opera buffa den Hof und das Publikum ergötzten, dachte man erst recht nicht mehr an eigene Aufführungen.

Auch durch seinen Eintritt in den Freimaurer-Orden hatte Goethe weder an geselligen Freuden, die er gewünscht hatte, noch an Kenntnissen oder Erkenntnissen viel gewonnen. Am 23sten Juni 1781 war er nach einjähriger Lehrlingszeit zum Gesellen, am 2ten März 1782 zum Meister befördert worden und im Dezember desselben

Bode

Jahres wurde er auch noch in den vierten schottischen Grad des Ordens eingeweiht; am 11ten Februar 1783 unterschrieb er sogar auch das Verschwiegenheits-Gelübde zur Aufnahme in den Illuminaten-Orden. Aber, wie gesagt, auf sein Leben hatte diese Zugehörigkeit zu den geheimen Gesellschaften kaum einen Einfluß. Der Freimaurerorden war gerade damals durch System-Streitigkeiten im Ganzen gelähmt, und die weimarische Loge gedieh auch aus persönlichen Gründen nicht; ja, sie stellte um diese Zeit ihre Zusammenkünfte ganz ein. Der Herzog hatte sich aufnehmen lassen und keinen Geschmack an diesem Zeremonienspiel gefunden. Nur Bode blieb auch in den folgenden Jahren in Ordenssachen sehr

tätig, aber als Kosmopolit und nicht am Orte; Goethe kam mit diesem rührigen Manne nicht eben viel zusammen. Es wurde damals über geheime Gesellschaften: Jesuiten, Freimaurer, Illuminaten, Rosenkreuzler usw. gar viel geredet und gefabelt; ganz gescheute Leute waren überzeugt, daß die unbekannten Obern dieser Gesellschaften in Wahrheit über die Völker regierten, die wichtigsten Ämter besetzten, das Glück oder Unglück Unzähliger bestimmten, und auch der andere Glaube, daß sie über wunderbare Kenntnisse der Naturkräfte verfügten, war noch verbreitet. Goethe hatte nun in die „Geheimnisse" hineingeblickt: dies ganze Wesen, wie es war und wie die Phantasie es ausmalte, taugte zwar für seinen poetischen Vorratsraum, aber seine eigentliche Forderung an den Orden blieb unerfüllt; denn er gewann keine verbundenen „Brüder".

Um so tiefer war sein Bedürfnis, die alten Freundschaften zu erhalten oder zu erneuern. Er prüfte sich ehrlich, wieviel er schuld gewesen, wenn ein gutes Verhältnis aufgehört hatte. Voriges Jahr hatte er gegen Fritz Jacobi sein Unrecht bekannt; als er jetzt seinen Roman von den Leiden des jungen Werthers durchlas, um ihn zu verbessern, empfand er deutlich, daß er darin allerdings in seiner damaligen Unbedachtsamkeit dem guten Kestner Unrecht getan hatte. Das war längst verziehen und vergessen worden, aber er benutzte doch den ersten Brief, den er an Kestner und Lotte zu schreiben hatte, zu einer Erklärung, daß er seine Verfehlung jetzt einsehe:

Für Eure Langmut alter und neuer Zeiten danke ich Euch und für Euer gut Betragen gegen mich. Ich habe in meinem Leben viele tolle Streiche angefangen: sie kosten mich aber auch etwas. Sehr angenehm war mir Euer Brief eben zu dieser Zeit. Ich habe in ruhigen Stunden meinen ‚Werther' wieder vorgenommen und denke, ohne die Hand an Das zu legen, was so viel Sensation gemacht hat, ihn noch einige Stufen höher zu schrauben. Dabei war unter Anderm meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt. Dies wird den gewünschten und besten Effekt tun: ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein.

In nächster Nähe war Herder der Unversöhnte. Sein Grimm und Groll entsprang aus unbefriedigtem Ehrgeiz, aus einem Kraftgefühl, das sich nicht in entsprechenden Leistungen offenbaren konnte. Er litt nicht wenig darunter, daß der Herzog und Goethe und andere Obersten des kleinen Staatswesens, wenn sie schon für die Kirche keinen Sinn hatten, auch das Schulwesen ganz und gar vernachlässigten; zum Beispiel war die Einrichtung eines bescheidenen Lehrerseminars längst beschlossen und rückte doch Jahre lang nicht der Verwirklichung näher. Herder sah also nicht nur in seinen Mitarbeitern im Konsistorium, sondern auch in Goethe und dem von Goethe beherrschten Herzog hartnäckige Widersacher seiner besten Bestrebungen. Er war leider zu weich und weiblich, um zu ihnen zu gehen und seine Beschwerden offen auszusprechen; da nun auch Goethe, von Natur zum Schweigen geneigt, ganz besonders in Staatssachen das Schweigen als Pflicht und Weisheit verehrte, so konnten die Mißverständnisse zwischen Beiden hochwachsen wie Brennesseln und Disteln auf wüsten Plätzen, die kein Mensch betritt. Aber Goethe war immer bereit, die Fäden wieder

anzuknüpfen. Und endlich führten im Sommer 1783 seine kleinen Höflichkeiten und Freundlichkeiten zu der offenen Aussprache, die so lange versäumt worden war. Da wurden die Irrtümer richtiggestellt, das Unverstandene erklärt, und neue Freundschaft eröffnet. Denn Herder und Goethe hatten so viel Gemeinsames, daß der Nutzen des Austausches und Zusammenwirkens zu Tage lag. Jeder hatte für des Andern poetisches oder philosophisches Schaffen das feinste Verständnis; Beide waren zugleich Denker und Dichter, die ihre Phantasie auch in den Wissenschaften und Spekulationen walten ließen, und so ergänzten sie sich vortrefflich: Goethe war mehr ein Betrachter der Erde und Natur, Herder mehr ein Historiker der Menschheit und Kultur. Jetzt gerade arbeitete Herder an einer sehr groß angelegten Philosophie der Geschichte der Menschheit; seinen Ausgang nahm er vom Kosmos und Urzuständen der Erde, über welche Dinge auch Goethe gern grübelte und dichtete.

Nun war der Verkehr wieder eröffnet; Karoline Herder und Charlotte von Stein nahmen auch gern daran teil. Goethe aber sah dies neue gute Verhältnis als das Beste an, was ihm das Jahr 1783 gebracht:

> Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte. Wäre ich nicht so ein ehrner Schweiger, so hätte sich Alles früher gelöst. Dafür ist's aber auch für immer und mir eine freudige Aussicht, denn eines edlern Herzens und weitern Geistes ist nicht wohl ein Mensch.

Da er dies an Lavater schrieb, so mußte er auch Diesem sogleich versichern, wie lieb er ihm immer noch

sei und daß der religiöse Gegensatz ihre alte Freundschaft nicht vermindern sollte.

> Wäre es Dir gegeben, mir das nächste Jahr öfter zu schreiben, daß wir einander mehr genössen, so wollte ich auch fleißiger sein. Gib mir vom Menschlichen Deines Treibens und Wesens! Sende mir manchmal Etwas, wie Du sonst tatst!

Über sich selber aber berichtet er:

> Das neue Jahr sieht mich freundlich an, und ich lasse das alte mit seinem Sonnenschein und Wolken ruhig hinter mir.

Fünftes Kapitel

Staatsdiener, Naturforscher, Dichter und Denker

1784

Ich bin fleißig, und meine Sachen gehen gut", berichtete Goethe im Anfange des Jahres 1784 dem Freunde Knebel. „Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde: Das ist der ganze Kreis meines Daseins, in den ich mich klüglich verschanzt habe."

Von seinen Geschäften gedieh das Bergwerk zu Ilmenau endlich zur Eröffnung. Man entschloß sich, nur einen Schacht niederzuführen; die Kosten wurden auf 20 000 Taler geschätzt und auf 1000 Kuxe verteilt. Bis zum neuen Jahre 1784 waren 400 Kuxe gezeichnet worden: 60 in Ilmenau selbst, 100 von Juden und Christen zu Berlin, nicht wenige von den weimarischen Hofleuten und Gelehrten und ihren auswärtigen Freunden; Goethe, der seine Arbeit ohne Entgelt beisteuerte, beteiligte sich nur mit einem Kuxe. Viele Arbeit erwartete ihn immer noch; gut, daß er jetzt zum Mitkommissar statt des Professors Eckardts den Regierungsrat Voigt hatte, einen sehr zuverlässigen, unermüdlichen und kenntnisreichen Beamten.

Da Fastnacht von Alters her bei den Bergleuten als Festtag gefeiert wird, wurde die Wieder-Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks auf den 24sten Februar 1784 beschlossen. Goethe und Voigt fuhren schon drei Tage vorher im Schlitten hinauf; die beiden Knaben Ernst und Fritz v. Stein durften mit ihnen reisen. Als der wichtige Tag angebrochen war, versammelten sich alle Beteiligten und alle Honoratioren der Stadt und Umgegend in einem Saale des Posthauses, wo die Kommissare wohnten; Goethe hatte eine Rede schon in Weimar aufgeschrieben und auch bereits drucken lassen; jetzt hielt er sie.[1]) Er sprach seine Freude aus, daß man diesen Bergmanns-Festtag hier wiederum mit guter Zuversicht feiern dürfe. „Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe." Er sprach dann von den Hindernissen und dem Unglauben, mit dem man bisher hätte kämpfen müssen, auch von den Kunstfragen, die durch die Fachleute verschieden beantwortet wurden. Jetzt endlich heiße es: „Glück auf!"

[1]) „Ganz vortrefflich" — nach dem Urteil seines Mitkommissars. Sehr viel später ist erzählt worden, daß er stecken geblieben, aber nicht in Verlegenheit geraten sei. „Er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang fest und ruhig in dem Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb." So steht's bei Eckermann unter dem 14ten April 1831; der Augenzeuge ist nicht genannt.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Türe werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und Das, was wir uns jetzt nur im Geist vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Mute gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine tun wird. . . .

Er bat alle seine Zuhörer um ihren guten Willen, denn „jeder Ilmenauer Bürger und Untertan kann dem aufzunehmenden Bergwerke nutzen und schaden" und „jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohltat forthilft."

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsre Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge.

Sie schritten zur Kirche: Herren, Beamte, Bergleute. Superintendent Jacobey predigte, eine Kirchen-Musik folgte. Dann bildete sich der Zug vor der Kirche: voran ein Bergmann, der die neue, zierlich mit einer

Inschrift versehene Keilhaue trug, womit der erste Hieb geschehen sollte, dann eine Musik-Schar in bergmännischer Kleidung, danach die Steiger und Bergleute, die beiden Kommissare Goethe und Voigt, die Standespersonen und Bürger und schließlich die Schuljugend mit zwei Fahnen. Links an der Straße nach Roda war der ausgewählte Platz mit Tannenreisern bezeichnet; im Kreise stellte man sich herum; der Berggeschworene Schreiber, der aller Arbeit hier am Orte vorstehen sollte, nahm die Keilhaue, überreichte sie feierlich dem Geheimen Rate v. Goethe, und Dieser schlug damit dreimal in den harten Boden hinein. „Glückauf! Glückauf! Glückauf!" riefen alle Anwesenden. Regierungsrat Voigt folgte, dann Andere von Stand und Würden und zuletzt auch der Fahnenträger der Knaben: ihm schenkte Goethe den Kux 404, zum Zeichen, daß auch die zukünftigen Männer an diesem für ihre Heimat so wichtigen Werke beteiligt seien. Zu Mittag bewirtete er eine ganze Zahl Eingeladener; abends war Ball im Rathause.

Erst am 28sten Februar waren die kleinen und größeren Geschäfte abgetan, und der Schlitten eilte wieder das Ilmtal hinab.

Kaum aber war man in Weimar angelangt, so mußte Goethe nach Jena eilen, wo die von Eis angeschwollene Saale einen Teil der Vorstadt überschwemmt hatte. Die Wasserbauten gehörten ja auch zu seiner Verwaltung; fast mit Vergnügen sah er, daß man gerade ihn hier brauchte oder, wie er es ausdrückte, daß „in einer allgemeinen Not auch ein gemeiner Verstand nütze, wenn er Gewalt hat." Denn: „Alles rennt

durch einander, die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt, die Unglücklichen ohne Rat und die Verschonten untätig." Im Schloßhof stand das Wasser 8 Ellen hoch, in vielen Wohnhäusern 2 bis 3 Ellen; manche Gärten wurden zerstört. „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen", erzählte der Herzog am 6ten März dem gemeinsamen Freunde Merck. Als sich die Flut verlaufen hatte, war das Verschwemmte wiederherzustellen und die Wiederkehr solchen Übels zu verhindern. Im Frühjahr war Goethe gern damit beschäftigt; er hatte Geld genug zur Verfügung: 4000 Taler und dazu geschickte Gehilfen; nicht oft ist es dem Verwaltungsmann gegönnt, so raschen und deutlichen Nutzen zu stiften.

Zum Beispiel: bei den umständlichsten Landtags-Verhandlungen pflegte nicht viel herauszukommen. Im vorigen Jahre waren die Weimarische und die Jenaische Landschaft versammelt gewesen; dies Jahr mußte Goethe vier bis fünf Wochen in Eisenach zubringen, weil sich auch die dortigen Stände über den Gang der Dinge aussprechen und, wenn sie nach dem Rede- und Schriftenkampfe die nötigen Gelder bewilligt hatten, auch tüchtig trinken und tafeln wollten. „Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen tun sollte", meinte Goethe am 9ten Juni, wo man eben erst anfing, und am 20sten schrieb er Herdern, bei solchem Verhandeln sei keine Freude zu pflücken. „Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird."

Noch viel zweifelhafter sind die Bemühungen in der hohen Politik. Für gewöhnlich hatten die Verwalter von so kleinen und armen deutschen Staaten wie Weimar nichts damit zu tun; nur in Kriegszeiten mußte man ungefragt Habe, Gesundheit und Leben der Untertanen opfern. Aber den jungen Herzog Karl August gelüstete doch, seine Hand in das große Spiel zu schieben.

Eisenach
Elisabeths-Brunnen am Fuße der Wartburg
Von J. v. Kulas nach einer alten Radierung

Unter den Gliedern des deutschen Reiches waren Österreich und Preußen übermächtig, und beide verfolgten ihre Pläne für sich allein, gelegentlich auch auf Kosten ihrer deutschen Mitstände. Es lag daher der Gedanke nahe, daß alle die mittleren und kleinen Länder einen Bund schließen sollten, um sich im Notfalle der Großen zu erwehren und deren Eigennutz in Schranken zu halten. Der kasselsche Staatsminister Graf v. Schlieffen und sein Herr, Landgraf Friedrich

der Zweite, hatten solchen Bund gründen wollen, waren aber bald ermüdet. Andere Fürsten hegten die gleichen Wünsche, und es waren gerade auch die Freunde Karl Augusts: der Fürst von Dessau, der Herzog von Gotha, der Markgraf von Baden. Durch die Zeitläufte aber änderte sich der Plan; es schien, daß man sich gegen Österreich schützen, mit Preußen aber verbünden müsse. Mit dem deutschen Reiche war es nämlich so weit gekommen, daß gerade dessen Oberhaupt, der weitgreifende und tatenfreudige Joseph der Zweite, ihm feindselig gestimmt war, weil er von dieser Seite immer wieder Verdrießliches erlebte, ohne dagegen vom Reiche aus die Macht zu haben, das Gute zu fördern. Er wendete daher seine Kraft nur seinen Erblanden zu und trieb österreichische Politik, wie auch alle seine Berater, der Graf Kaunitz vor Andern. Vor der Verletzung alter Rechte schreckte er keineswegs zurück, und so erweckte er in allen schwächeren Nachbarn das Mißtrauen, daß sie Opfer der österreichischen Macht- und Vergrößerungssucht werden könnten. Friedrich der Große aber war, als Bayern von Österreich verschlungen werden sollte, zur rechten Zeit für die deutsche Freiheit aufgetreten: so nannte man nämlich die Erhaltung des alten Rechtszustandes und der alten Machtverhältnisse im Reiche. Durch den Frieden von Teschen, der auch von Rußland und Frankreich verbürgt wurde, war Bayern selbständig geblieben und das Gleichgewicht in Deutschland erhalten worden. Der alte König von Preußen genoß jetzt großes Vertrauen unter den deutschen Fürsten, und ebenso erwartete man von seinem Nachfolger, daß er die deutsche

Verfassung schützen werde. Dagegen mußte das Mißtrauen gegen die Wiener Politiker auf's höchste steigen, als sie den Versuch machten, Bayern jetzt mit List an sich zu bringen, nachdem die Gewalt zurückgewiesen war. Sie boten dem Kurfürsten Karl Theodor zum Tausch ein Königreich Burgund an; darunter waren die südlichen Niederlande zu verstehen, die zu Österreich gehörten, aber wegen ihrer Abgelegenheit wenig zur Macht beitrugen. Der schwache Kurfürst ging auf den Plan ein; Rußland und Frankreich hatten nichts einzuwenden. Es brauchte nur noch der Erbe des Kurfürsten gleichfalls gewonnen zu werden. Dieser Plan machte die deutschen Fürsten und ihre Räte munter. Wenn Bayern zu Österreich kam, wie wollte man das fernere Wachstum dieses großen Landes auf Kosten der kleineren deutschen Stände hindern oder sich gegen Übergriffe des Kaisers wehren? Also war es jetzt höchste Zeit, einen Bund zu schließen. Der alte König von Preußen erwog mit seinem Minister, dem Grafen Hertzberg, den Plan eines solchen Bundes; unterdessen aber rührten sich auch ein paar der kleinen Fürsten sie hatten Verbindung mit dem Prinzen von Preußen, weil sie vor dem alten Fritz sich scheuten. Es galt, die

Kaiser Joseph II. von Österreich
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Idee eines solchen Bundes unter mehr deutsche Fürsten zu tragen, in aller Heimlichkeit, da man sich nicht offen gegen den Kaiser auflehnen mochte; für diese Aufgabe aber taugte der kleine Herzog von Weimar, dessen Besuche an den verschiedensten Höfen nicht weiter auffielen, zumal da seine Reiselust schon nichts Neues mehr war.

Karl August aber übernahm nichts lieber als solche Geschäfte, die ihn der Langweile seines kleinen Landes und auch der Langweile an der Seite seiner kränkelnden und allzu ernsthaften Gemahlin enthoben, die ihm auch das Gefühl gaben, daß er Wichtiges und Folgenreiches betreibe. Wie aber stellten sich Goethe und seine andern Nächsten dazu? Sie sahen, daß der junge Fürst vor dem Publikum, vor seinen Untertanen, die doch ältere Rechte an ihn hatten, in ein schiefes Licht geriet. Er hielt sich schon längst gar zu viel außer Landes auf, gab das einheimische Geld da draußen aus und erschien wie Einer, dem das Vagieren in der Fremde besser behagt als das Regieren daheim. Daß etwas Gutes für Weimar bei dieser kostspieligen Herumreiserei herauskommen könne, war kaum zu erhoffen.

Eine reine Freude konnte auch Goethe an dieser neuen Tätigkeit Karl Augusts nicht haben, obwohl sie ein Wachstum seines Schülers und Freundes bedeutete. Er fühlte sich aber mitgezogen, als der Herzog zunächst eine Woche oder zwei an dem wichtigen und glänzenden Hofe zu Braunschweig zubringen wollte. Der dortige Herzog galt, von seinem Kriegsruhm abgesehn, fast für den klügsten deutschen Fürsten nach Friedrich dem Großen, und er war einer der Wenigen, die Dessen Ohr hatten.

Herzog Karl August in militärischer Ausrüstung

Vom 17ten August bis zum ersten September hielten sich der Herzog von Weimar und sein Minister am Hofe zu Braunschweig auf; ihr Geschäft schien nur zu sein, Feste mit zu feiern und Unterhaltungen in neuer Umgebung zu genießen. Das war namentlich für Goethe keine kleine Arbeit; namentlich das lange Sitzen bei Tafel fiel ihm sehr sauer. Er fand hier einen Bekannten aus Oesers Zeichensaal in Leipzig wieder, den Freiherrn v. Hardenberg, der schon ein ziemlicher Diplomat geworden war; herzlich nahe kamen sie sich nicht. Aushalten konnte er dies Leben eigentlich nur, weil er beständig die Menschen, die Verhältnisse, die Sitten als ein Philosoph und Dichter studierte und sich oft ausmalte, wie er die einzelnen Züge, die er bemerkte, in künftige Romane oder Schauspiele hineintragen konnte. Da war zum Beispiele an diesem Hofe die alte Herzogin Philippine Charlotte: Schwester Friedrichs des Großen und mit ebensolchem Adlerkopf, Mutter der weimarischen Herzogin Amalie und Großmutter Karl Augusts, welchen Enkel sie eigentlich jetzt erst kennen lernte. Da war ferner Luise v. Hartfeld, jene Geliebte des Herzogs, durch die Frau v. Branconi aus seinem Herzen verdrängt worden war; der Dichter suchte zu verstehen, worin ihr größerer Zauber ruhte; es mochte wohl sein, daß die Hartfeld besser als die einfach-edle, einfach-schöne Branconi den Unbeständigen durch das Unbestimmbare, Unberechenbare, Immer-Neue ihres Wesens fesselte, denn die bloße Vollkommenheit eines weiblichen Wesens beschäftigt den Mann nicht genug, wenn sie sich Jahr für Jahr gleich bleibt. Unter den Männern am Hofe war sicherlich

der regierende Herr auch an Geistesgaben der Erste; Goethe achtete um so gespannter darauf, wie Dieser sich zu seinem weimarischen Neffen und auch zu ihm selber bei näherer Bekanntschaft stellen würde. Es war nicht so leicht zu erkennen, denn Herzog Ferdinand spielte ja beständig eine angenommene Rolle. Goethe hielt ihn dermaßen für einen Politiker, daß er ihm auch das Öffnen der Briefe zutraute, die seine weimarischen Gäste durch die Post absandten. Erst als er seiner Freundin durch ihren heimkehrenden Gatten schreiben konnte, sprach er sich aufrichtig aus, auch über den hohen Wirt.

Er hat unsern Herzog recht gut behandelt, und sie haben mehrere Besprechungen gehabt, wo er ziemlich offen gewesen ist. Er scheint seinen Neffen wirklich zu achten, und in der Tat muß ein großer Herr, der ein guter Kopf ist und der seine Standesgenossen in der Regel als dummes Vieh erkennt, sich über einen Verwandten wundern, der mehr als gewöhnlichen Verstand hat. Die Hofleute sprechen recht frei über ihren Herrn, und nach ihren Reden kann ich mir eine ziemlich klare Vorstellung von diesem sonderbaren Wesen machen. Aber sie stimmen alle darin überein, daß sein Ziel groß und schön sei, daß er sich in den Mitteln nicht täusche und daß er in der Ausführung fest und folgerecht vorgehe. . . .

Es ist kaum nötig zu sagen, daß Goethe kein Mann für den Herzog von Braunschweig war und daß er sich beständig fortsehnte, aber doch auch oft genug dem Spiele mit Vergnügen zusah. Und sehr lieb war es ihm doch auch, daß er am Ende der zwei Wochen der Geliebten melden konnte, man habe sich nicht umsonst den Magen verdorben.

Hier geht Alles gut, und der ernsthafte Zweck unserer Reise ist vollkommen gut geglückt. Das ist ein Geheimnis, das

ich Dir anvertraue, denn alle Welt glaubt fest, daß wir nur hierher gekommen sind, um uns zu amüsieren.

Es war also die politische Verbindung der kleinen Fürsten mit Friedrich dem Großen gewonnen worden.

*

Unter den Schauspielen, die der Herzog von Braunschweig seinen Gästen bot, war ein ganz besonderes. Vor der versammelten Hofgesellschaft erschienen eine Menge künstliche Indianer, ganz wie die echten gekleidet, also halbnackt, tätowiert, mit Federn im Haar und Fellen um die Lenden. Sie führten die Lebensweise jener Rothäute vor, kämpften mit deren Waffen und tanzten dann wie die Affen. Die Vorführung war lehrreich genug, und Goethe suchte sich dies Urmenschentum einzuprägen. Noch tiefer aber berührte ihn der Umstand, daß solche Eingeborenen Amerikas recht gut dargestellt wurden von braunschweigischen Landeskindern, die eben aus jenem fernen Lande heimgekehrt waren. Man hatte sie einst als Soldaten an die Engländer verkauft gehabt, die dort Krieg führten, und zu diesem Menschenhandel war ihr Landesvater, Herzog Ferdinand, bereit oder gezwungen gewesen, um die ungeheure Schuldenlast zu vermindern, die sein Vorgänger angehäuft hatte. Wofür aber hatte jener Vater Amaliens und Ferdinands so viele Schulden gemacht? Für die Pflege der Künste und Wissenschaften, die Pracht des Hofes, das Militär und allerlei Projekte. Hier konnte also sein Enkel Karl August gar deutlich sehen, welche Folgen die allzugroße fürstliche Freigebigkeit nach sich zieht, gleichviel

ob sie auf löbliche oder unlöbliche Dinge verwandt wird.

Gerade in diesem Jahre ereignete es sich, daß die Holländer auch nach Weimar das Angebot machten, die leeren Kassen aufzufüllen; „Subsidien-Traktat" nannte man das. Sie wollten für die Darleihung von Soldaten auf den Kopf und das Jahr 50 Taler zahlen und bei der Rückgabe nach ihrem Feldzuge das an lebendigem Material Fehlende so ersetzen, daß für Reiter und Pferd 300, für einen Infanteristen 100 holländische Gulden gerechnet wurden, woraus denn zu schließen war, daß ein kriegsfähiger weimarischer Bursche ihnen halb so viel galt wie ein Soldatengaul. Karl August und Goethe lächelten über den Antrag: ganz so arm waren sie doch noch nicht geworden, um auf die gleiche Weise Geld zu machen wie die Landesväter von Württemberg, Hessen-Kassel, Braunschweig und noch mehreren deutschen Staaten!

Herzog Karl August fuhr von Braunschweig scheinbar in den Harz, lenkte aber sogleich zu seinem Freunde und Mitverschworenen in Dessau ab. Bald darauf begab er sich auf eine große Reise nach dem Westen, wobei er, um seine Ziele zu verschleiern, den Freund Lavater in Zürich besuchte, um unterwegs in Mainz und Zweibrücken einkehren zu können. Der Herzog Karl von Zweibrücken war jetzt fast die wichtigste Figur im deutschen Schachspiel, denn er hatte als Erbe des kinderlosen Kurfürsten von Bayern über das Schicksal dieses Landes mitzureden. Wenn Österreich ihn kaufte — und er brauchte Geld — so war die Vormacht oder Allmacht der Wiener Herren in Deutsch-

land gesichert. Viele Wochen war der weimarische Herr wieder unterwegs. Als er auf der Rückfahrt nach Frankfurt gelangte, begehrte er, daß Goethe dorthin komme. Dieser hätte wohl gern seine Mutter wieder gesehen, zum ersten Male in ihrem Witwenleben, aber ihm graute vor den kleinen Höfen der Nachbarschaft, die er als Karl Augusts Gefährte nicht hätte vermeiden können. Vielleicht mochte er auch vor dem weimarischen Publikum nicht mehr als nötig mit des Herzogs kostspieliger Aushäusigkeit verbunden sein. Er bat also seinen Fürsten, ihn zu entschuldigen, und indem er von sich selber redete, gab er dem unruhigen Freunde einige höflich eingehüllte Lehren. Er fürchte sich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise seiner Bestimmung lägen, meinte er; „der Haushalt ist eng, und die Seele ist unersättlich".

Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hause kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn Das nicht geht, sucht man doch, so viel als möglich, von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen oder passen oder nicht. . . . Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzo so fest hange.

Karl August nahm Goethes Weigerung und kleine Predigt mit gewohnter Gutmütigkeit auf; er vergnügte sich gerade bei den darmstädtischen und anderen Vettern mit dem Weidmanns-Werk, besonders auch mit der Schweinsjagd. Diese Mitteilung aber nahm Goethe

zum Gegenstand einer neuen und viel ernsteren Ermahnung. Man hatte Wildschweine im Weimarischen früher nicht gekannt; erst vor einigen Jahren war eine tragende Sau in den Wäldern des Ettersberges angesiedelt, denn der junge Herzog wünschte möglichst viele Arten Jagd auch im eigenen Lande zu genießen. Aus diesem ersten Tiere war in aller Stille ein Völkchen geworden, das nun gar häufig aus dem Walde hervorbrach und in den Feldern wühlend und fressend den größten Schaden anrichtete. Ein so schlimmes und dabei neues Übel erregte die heftigsten Klagen und Beschwerden aller Nachbarn, und Goethe war es einmal wieder, der dem Herzog die Wahrheit sagen mußte.

Ungern erwähn' ich dieser Tiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestiert und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen zu brechen. . . . Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Herde zu unsrer Gegend sag' ich nichts; ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich Nichts so allgemein mißbilligen sehn; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Untertanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst: Alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehn. . . .

Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die Meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Tiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, Andre gleichsam nur ungern, und Alle vereinigen sich darinne, daß die Schuld an Denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil,

das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrtum geführt werden könnten, um Etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handlensart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. . . .

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Kultur ohne Jagdgeräusch in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberg wieder mit frohem Gemüt ihre Felder ansehen könnten. . . . Ich habe Sie so Manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen. Und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüts, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus. . . .

*

Von einer Schar wilder Schweine erbat er sich allen Ernstes nur, was die andern als wertlos bei Seite warfen; solche seltsame Liebhaberei verrät den Sonderling oder den Naturforscher. Dies letztere wurde Goethe immer mehr; er ging als Solcher seine Nebenwege und auch allgemeine Pfade.

Gar viele Menschen, die sonst die Natur zu studieren sich nie einfallen ließen, wandten jetzt auf einmal einem ganz neuen Gegenstande physikalischer Grübelei große Aufmerksamkeit zu: zwei Papierfabrikanten in der kleinen französischen Stadt Annonay hatten das bewirkt. Im November 1782 war es dem älteren der Brüder Montgolfier gelungen, ein aus Papier verfertigtes Rautenprisma bis zur Stubendecke aufsteigen zu lassen; größere Apparate von Leinwand sandten die Brüder dann im nächsten Jahre in ihrem

Städtchen und in Paris in die Höhe. Bald vertrauten sich auch einige kühne Menschen den vergrößerten Luftbällen an, zuerst auf wenige Minuten, indem der Ballon mit Stricken festgehalten wurde, dann auf Stunden in freischwebenden „Montgolfièren“, wie man diese Erfindungen nannte. In Deutschland ahmte man diese wunderbare Erscheinung zuerst mit ganz kleinen Gegenständen nach, Ochsenblasen und dergleichen. Als Goethe im Oktober 1783 nach Kassel kam, fand er dort den jungen Naturforscher Sömmering gerade damit beschäftigt, einen Kubus von dreiviertel Ellen herzurichten; Goethe half sogleich mit, den Apparat mit gasischer Luft zu füllen; allein die beiden Männer hatten es so eilig, daß der Versuch mißlang. Goethe hatte eigentlich Ursache, mißvergnügt über die Montgolfiers zu sein, denn er hatte selber über Luftarten gedacht und war dieser Entdeckung nahe gewesen; nun konnte er nur an der Fortbildung helfen.

In Kassel trieb Sömmering vier Wochen nachher seinen ersten Ball in die Höhe. In Weimar plagte sich Buchholz mit Versuchen; zuerst wollten seine Kugeln nicht steigen „Eine hat sich gleichsam aus Bosheit bis an die Decke gehoben und nun nicht wieder“ erzählte Goethe in einem Briefe an Merck, und er fuhr fort: „Ich habe nun selbst in meinem Herzen beschlossen, stille anzugehen, und hoffe, auf die Montgolfiers-Art eine ungeheure Kugel gewiß in die Luft zu jagen“. Am 4ten Februar 1784 glückte es dem Herzoge, daß ihm im Palais seiner Frau Mutter ein kleiner Ballon aus Ochsenblase bis an die Zimmerdecke und, als man ihm die Tür aufmachte, im Treppenhause bis zur

Mansarde stieg. Bald nachher ließ Buchholz eine Kugel im Freien steigen, so daß sich „die Menge vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben scharenweise hin und wieder flüchteten“.[1]) Goethe wollte doch noch Neues leisten. Im Mai lud er einmal seine nächste Freundin in den unteren Garten; „Vielleicht versuchen wir den kleinen Ballon mit dem Feuerkorbe“. Dieser Feuerkorb war nötig, weil man die Bälle mit erhitzter Luft füllte. Man war jetzt viel aufmerksamer auf Das, was die Gelehrten Gas nannten. Aber nicht nur von Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff war nun die Rede: viel häufiger beschäftigte sich die Phantasie mit der künftigen Lenkbarkeit der Luftschiffe. Wieviel angenehmer mußte dies Gleiten durch die Lüfte sein als das Geschütteltwerden auf löchrigen Landstraßen! „Nicht wahr“, so plauderte Herzogin Amalie brieflich mit Goethes Mutter, „Das wäre eine Lust, wenn Frau Aja sich in die Luft transportieren und bei mir in Tiefurt »Aus Lüften hoch, da komm' ich her« singen könnte! Was Das für ein Gaudium sein würde“!

Goethes Versuche mit Luftbällen gediehen nicht weit; auch lagen ihm ganz andere wissenschaftliche Fragen mehr am Herzen, solche, wofür die Menge keinen Sinn hatte. Er betrachtete Schweinsschädel und Schädel von hundert anderen Tieren und verglich sie mit menschlichen Totenköpfen.

Als er am 27ten März wegen der Wasserbauten in Jena zu tun hatte, ging er auch zu Loder; die Beiden

---

[1]) So berichtet Goethe 1817.

Jena. Der Fuchsturm
Nach einem Kupfer aus dem 18. Jahrhundert von L. Hell

kamen auf ihre geliebten Knochen zu sprechen, und Loder brachte alte und neue herbei. Da sah Goethe an einem menschlichen Schädel, was er suchte, und über ihn kam das Gefühl eines großen Glückes. Er war so froh, daß er seine Entdeckung sogleich seiner Freundin schreiben mußte, obwohl er sie morgen oder übermorgen sah, und auch an Herder meldete er es schon schriftlich, denn diesen Freund ging die Sache auch an.

Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glück bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden: weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht:

Das os intermaxillare am Menschen!

Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es!

Mit diesem Zwischenkieferknochen hatte es die besondere Bewandtnis, daß er bei der Abgrenzung des Menschen von den Tieren eine große Rolle spielte. Der Mensch, so lehrten die Anatomen, hat alle Knochen mit den Tieren, besonders mit den ihm im Gerippe ähnlichen Affen, gemein, aber er besitzt den Zwischenkiefer nicht, der bei den Tieren die Schneidezähne trägt. Eben an dieser Lehre stieß sich Goethe: warum soll der Mensch gerade durch das Fehlen dieses nebensächlichen Knochens ausgezeichnet sein, zumal da er doch gleichfalls Schneidezähne hat? Und weil er nun genauer forschte, fand er diesen Zwischenkiefer auch beim Menschen, nämlich im Oberkiefer eingelassen, mit ihm verwachsen, aber wirklich noch zu erkennen und abzugrenzen. Man sieht ihn nicht ohne weiteres, sondern erst wenn man die Kiefer einer Reihe von Tieren daraufhin genau geprüft hat und dann den menschlichen damit vergleicht:

wie denn oft der Wissende mit seinen Sinnen mehr wahrnehmen kann als der Nichtwissende.

Goethe stellte sich nun die Aufgabe, andere Anatomen vom Vorhandensein dieses Zwischenkiefers zu überzeugen, und zweifelte nicht, daß es ihm sogleich gelingen werde. Er mußte also eine Schrift über den Zwischenkiefer bei allen Säugetieren und auch bei Vögeln, Amphibien und Fischen entwerfen und, da er sich an die Augen zu wenden hatte, eine größere Zahl von Abbildungen beschaffen. Durch die Bilder war zu zeigen, daß die Verkümmerung dieses Knochens auch bei den Tieren schon ähnlich vorkommt; es war die mannigfache Entwicklung dieses einen Körperteils durch die ganze Tierwelt deutlich zu machen. Als Folgerung ergab sich, daß man den Unterschied des Menschen vom Tiere in nichts Einzelnem finden könne; in seinem ganzen Baue ist er ihnen nahe verwandt. Aber jedes Geschöpf hat besondere Maße und Formen.

Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu Dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie.

Die geplante Arbeit war nicht gering. Die wissenschaftlichen Sammlungen in Jena standen als solche noch in ihren ersten Anfängen, denn ursprünglich hatte man nur Kuriositäten aufbewahrt und zu erlangen gesucht; so besaß man von Alters her Schulterblätter eines Walfisches (die mit Schiffen bemalt waren!), riesige Schildkrötenpanzer, Antilopenhörner und auch

einen großen Elefanten-Schädel; erst seit einigen Jahren sammelte man die Schädel und Skelette überhaupt. Goethe mußte sich also erst noch um sein Studien-Material bemühen. Bei Sömmering in Kassel hatte er den Schädel eines jungen Elefanten gesehen, der ihm brauchbarer war als der ausgewachsene in Jena; er erbat ihn sich leihweise und bekam ihn nach Eisenach geschickt, als dort der Landtag beisammen war. In seiner hintersten Stube stellte er die große Kiste auf, damit die Leute nichts von seiner anbetenden Betrachtung eines Elefanten-Schädels erführen; selbst seine Wirtin ließ er in dem Glauben, daß in der großen Kiste Porzellan sei. Auch Merck mußte ihm Schädel liefern. Um dann die nötigen Abbildungen zu bekommen, gab es keinen andern Weg, als daß ein sehr sorgfältiger Zeichner Monate lang nach den Vorschriften, die man dem großen Camper verdankte, die Schädel-Ansichten auf Papier übertrug. Glücklicherweise war ein Zögling der weimarischen Zeichenschule, Waitz, zu dieser Leistung und Geduldsprobe fähig und willig. Im Dezember hatte Goethe genug Zeichnungen und eine saubere Abschrift seiner Abhandlung beisammen, um sie auf die Reise zu schicken; der Titel lautete: ‚Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemein sei'. Eine Drucklegung war unnötig, da es ja nur darauf ankam, die Autoritäten des Fachs zu überzeugen: Sömmering in Kassel, Blumenbach in Göttingen und vor allem Petrus Camper in Holland; für ihn hatte Goethe eine lateinische Über-

Georg Melchior Kraus
Gezeichnet von F. Jagemann
Gestochen von C. Müller

Hübichenstein
Nach einer bisher unveröffentlichten Zeichnung von G. M. Kraus
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

setzung anfertigen lassen, da er irrtümlich annahm, dieser große Forscher verstehe kein Deutsch.

*

Der seltsame Mensch Goethe, den die meisten als einen feurigen Dichter kennen gelernt hatten, widmete seine Mußestunden ebenso geduldig den Steinen wie den Knochen. Zum Niederschreiben seiner Kenntnisse und Meinungen in der Geologie war er seiner Sache noch nicht sicher genug; doch fing er eines Tages an, Reden über den Granit zu diktieren; sie waren wohl für seinen geplanten Weltall- und Reise-Roman gemeint. Ehe er unter die Gelehrten treten konnte, mußte er noch viel mehr schauen und sammeln, als bisher schon geschehen. Wenn er jetzt nach Eisenach kam, erschienen ihm die Berge und Klüfte nicht mehr so rein poetisch und malerisch wie in früheren Jahren, aber an Reizen hatten sie nichts eingebüßt. Goethe ließ hier bei Eisenach seinen jungen Bergsekretär Voigt zuerst die ganze Umgegend absuchen, damit er selber dann nur die merkwürdigen Stellen zu sehen brauchte; zu Zeiten aber überließ er es aber auch ganz den Göttern, was sie ihm zeigen wollten. „Gestern Abend fing ich einen Spaziergang nach alter Art an“, erzählte er der Frau v. Stein; „geradezu über Zäune, Hohlwege, Täler und Felsen“. Bald danach berichtete er, seine „Felsen-Spekulationen“ gingen sehr gut. „Ich sehe gar viel mehr als Andre, die mich manchmal begleiten und auch auf diese Sachen aufmerksam sind, weil ich einige Grundgesetze der Bildung entdeckt habe“. Ein „ganz einfach Prinzipium“ glaubte er gefunden zu haben und so an-

wenden zu können, daß es die Bildung der größeren Steinmassen völlig erklärte. Bei den meisten Felsen hatten sich offenbar große Massen in Teile getrennt; dieses Trennen mußte nach gewissen Gesetzen geschehen sein. Welche Regeln galten? Hatten die Formen ein Verhältnis zu den Himmelsrichtungen? Er glaubte das oft zu sehen.

Eine bessere Hochschule der Geologie als Thüringen schien ihm der Harz zu sein; eine nochmalige Wanderung im Bereiche des Brockens ließ sich vortrefflich mit der schon berichteten Fahrt des Herzogs nach Braunschweig verbinden; Karl August wünschte Goethes Gesellschaft am dortigen Hofe und nahm den Weg gern über den Oberharz. Auch zu den geologischen Studien und den später möglichen Veröffentlichungen brauchte Goethe viele Zeichnungen, um nicht auf Gedächtnis und Wortbeschreibungen allein angewiesen zu sein; also bewog er seinen Fürsten, auch den freundlichen Maler Kraus mitzunehmen.

Diesmal fuhren sie im bequemen Wagen, mit Wäsche und Kleidern auf Wochen versorgt. Früh am 8ten August begann die Reise: Erfurt, Gotha, Mühlhausen; aber als sie nun ins Eichsfeld eintraten, brach die Achse, weshalb sie in Dingelstedt sich die Zeit vertreiben und übernachten mußten. Als der Schaden ausgebessert war, ging es über Duderstadt nach der Königshütte bei Lauterberg, von wo aus die Scharzfelser Höhle und Nachbarschaft besucht wurden, und weiter nach Osterode. Von dort den Harz hinauf ins Lerbachtal, nach Klaustal und Zellerfeld, wo Freund Trebra sie jubelnd empfing. Das war am 11ten August; am

nächsten Morgen ging es schon um Fünf hinaus, die Berge und Täler zu besehen und mit Kraus zu beraten, was er abzeichnen solle und wie: nicht poetisierend und auf's Schöne zielend, sondern das Wissenschaftliche war hervorzuheben. Das Wetter war heute, wie alle diese Tage, ganz köstlich. Abends gab der Berghauptmann v. Reden den vornehmen Gästen ein Essen, bei dem sich die ganze höhere Beamtenschaft der Gegend versammelte. Am nächsten Morgen ging es im Bergmannskleide unter die Erde: alle Sinne waren anzuspannen, damit man Gutes für Ilmenau lerne. Schließlich stand es im Fremdenbuche der Grube Dorothea bei Klaustal: „Den 13. August 1784 zur Carolina eingefahren und zur Dorothea ausgefahren. Carl August m. p., Goethe m. p." Spät kamen sie erst zur Ruhe. Der nächste Tag gehörte wieder den Bergen und schönen Klippen: Nichts war für Goethe jetzt so reizvoll wie eine Klippe, denn was für die Idee, die uns gerade beherrscht, zeugt, hat unsere Liebe. „Ich finde überall, was ich suche", sagte sich Goethe jetzt, und er glaubte schon den Ariadnischen Faden zu fühlen, der ihn durch alle geologischen Dunkelheiten geleiten würde. Die ganze Umgegend von Klaustal-Zellerfeld wußte er jetzt in Krausens Mappe: Grund, Iberg, Hübichenstein, Wildemann, den Schulenberg, und im Südwesten waren sie bis zur Hanskühnenburg gekommen.

Am 15ten ging es dann über den Harz nach Goslar: Der glückliche Maler durfte dort bleiben und die ihm rasch bezeichneten Ansichten zeichnen; der arme Geheime Rat mußte seinen Fürsten nach Braunschweig begleiten. „Ich bin ziemlich glücklich gewesen in meinen

Entdeckungen im Harz" schrieb Goethe von dort aus heim; „wenn ich mehr Muße hätte, könnte ich gewiß Etwas für die Geschichte der Natur leisten. . . . Die Buchstaben der Natur sind groß und schön, und ich behaupte, daß sie alle lesbar sind. Aber die erbärmlichen Gedanken passen zum Menschen besser, weil er selber klein ist und weil er nicht gern sein kümmerliches Dasein an den ungeheuren Wesen messen mag".

Er gedachte aus Braunschweig noch einmal in den Harz zurückzukehren und hatte sich darauf gefreut, seinen Geburtstag auf dem Brocken zu feiern; aber so bald ließen die Braunschweiger ihren Besuch nicht fort, und Goethe mußte das neue Lebensjahr auf einem langweiligen Hofball antreten. Doch war Kraus vor einigen Tagen angelangt und zeigte neue treffliche Bilder: Das war ein Hauch von Tannenduft in den stickigen Sälen.

Am 31ten August waren die Feste von Braunschweig endlich alle überstanden. Karl August kehrte nun mit nach Goslar zurück, stieg auch mit in den Schacht des Rammelsberges hinunter; dann zog er aber seinen eigenen Weg. Goethe und Kraus wanderten frei und froh in die Berge, zeichnend, Steine anklopfend, Steine sammelnd und um sich schauend mit Künstlerfreude. Das Wetter war andauernd schön.

Es ist schon angedeutet, daß es die Gestalt der Gesteine, die Architektur der Natur war, über die sich Goethe jetzt am liebsten und meisten Gedanken machte; als ein Anschauender wollte er auch auf diesem Gebiete die Wahrheit erkennen, und dabei war er zugleich der Praktiker, der vom Flözbergbau zur Geognosie kam.

Alles Feste ist aus dem Weichen entstanden; die älteste Geschichte der Erde betrifft also ihr Solideszieren, ihr Erstarren. Wenn flockiger Schnee in großen Massen auf die Dauer liegt, bildet er feste Massen, erstarrt zu Eis; da trennt er sich oder formt er sich in regelmäßige Gestalten; denn die Risse und Einschnitte sind nicht zufällig. Das Eis bildet Blöcke. So taten und tun es auch die Massen des Mineralreichs. Die kristallinischen Bildungen zeigen solche Regelmäßigkeit am schönsten. Aber nach welchen Gesetzen entstanden nun z. B. die Formen der Klippen und Felsenwände des Harzes? Goethe glaubte gesehen zu haben, daß die vertikalen oder annähernd vertikalen Felsentrennungen eine Beziehung zu den vier Haupthimmelsrichtungen haben, daß bei der Solideszenz entschieden eine Richtung der Klüfte nach Norden stattgefunden haben müsse. Sie werden jedoch von andern durchschnitten, sehr selten rechtwinklig, meist schiefwinklig, so daß rhombische Bruchstücke entstehen. Die Querklüfte hatten die West-Ost-Richtung. Es entstehen also Parallelepipeden, welche wieder in der Diagonale sich zu durchschneiden geneigt sind.

Diese Tendenzen sind nicht so allgemein zum Ausdruck gelangt, daß sie jeder Laie sofort bemerken könnte; aber Goethe hatte jetzt die Freude, dem älteren Landschaftsmaler die Augen für sie zu öffnen, und Kraus stimmte nun auch darin zu, daß der Zeichner Felsenwände und Gipfel nur dann richtig und wahrhaft darstellen könne, wenn er sich das Unsichtbare durch das Sichtbare verdeutlicht; muß er doch auch bei der Nachbildung der menschlichen Körper von der Anatomie Bescheid wissen.

Als der Herzog sie in Goslar verlassen hatte, blieben Goethe und Kraus noch ein paar Tage dort, der Eine mehr aufsuchend und Steine sammelnd, der Andere mehr zeichnend. Am 1ten September war der Rammelsberg studiert, am 2ten folgte ein Schieferbruch in der Richtung Zellerfeld, eine Sandsteinklippe nach dem Lande zu und ein Kalkbruch dabei, sodann das Okertal: Messingshütte, Ziegenrücken (ein Granitfels) und Treppenstein. Am 3ten wanderten sie von der Messingshütte zuerst auf den Ahrendsberg. Kuhlager, Sandbrinken, Wildenplatz, Drachtal, Lerchenköpfe, Eckertal: dort waren sie und Das sahen sie mit Forscher-Augen, und schließlich standen sie oben: auf dem Gipfel aller Harzberge. Der fleißige Kraus hockte alsbald vor der Teufelskanzel und dem Hexenaltar, um sie mit dem flinken Bleistift in die Mappe zu bannen; Goethe aber hing noch mehr als die vorigen Male seinen geologischen Gedanken nach.

Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meer-umfloss'ne Insel in den alten Wassern dastand. Um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete . . .

Der Dichter und Denker schaute hier im Geiste ein Stück Schöpfungsgeschichte: in der Nähe, in der Ferne.

Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an; schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres. Es senkt sich das Wasser, die höheren Berge werden grün; es fängt Alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörung entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe; sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen. Jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch

sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf über einander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist Nichts in seiner ersten, alten Lage; hier ist Alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! . . .

Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsetze . . .[1])

Der Abend sank; das Bedürfnis nach Speise, Trank und Nachtlager trieb unsere Gipfel-Freunde abwärts zur Heinrichshöhe. Dort legte der Wirt seinen Gästen — es waren außer Goethe und Kraus noch zwei Männer: Schröder und Ritter — das Brockenbuch vor; Goethe schrieb ein lateinisches Distichon hinein.

Am 4ten September stiegen sie nach Schierke und Elend hinab. Die Ahrensklintklippen waren zu studieren und zu zeichnen. Goethe suchte nach dem Serpentinstein, fand aber erst bei Elend eine ähnliche Gesteinsart.

Am andern Tage erfreute er sich an den Granitklippen und andern Felsen bei Elend; auch der Name des Schnarchers ergötzte ihn. Es wurde festgestellt, an welchem Punkte dieser Felsen die Magnetnadel verändert: es war in einer Kluft zwischen zwei Granitklippen auf den Feuersteinen; sie ward nicht scharf von

[1]) Über den Granit 1784.

den Felsen angezogen, sondern richtete sich schief gegen dieselben; sie kehrte sich beständig nach der Sonne.

Nachmittags wanderten unsere Freunde nach Elbingerode, auf der ersten Strecke, bis Königshof, immer wieder das Wasser der kalten Bode nach Steinen durchsuchend.

Am 6ten September ward die Umgegend von Elbingerode erforscht: Bomshey, der Büchenberg, eine alte Grube, Kronprinz genannt. Es war aber auch Brieftag, denn am Abend ging von hier eine Post ab. Der Freundin schrieb er, daß er wiederum auf dem Brocken gewesen sei und alle Felsen der Gegend angeklopft habe.

Wie Deine Liebe mir nah ist, mag ich nicht sagen. Vor sieben Jahren schrieb ich Dir auch von hier. . . . Morgen geht es nach dem Roßtrapp. Krause hat ganz köstliche Dinge gezeichnet.

Wie schön, daß er nun auch mit Herdern sich einig fühlte!

Ihr werdet Freude haben an Dem, was ich mitbringe; wir haben gewiß die größten und bedeutendsten Gegenstände ausgesucht. Die Tage sind herrlich. Eine große Last Steine bringe ich geschleppt. Die kleinsten Abweichungen und Schattierungen, die eine Gesteinart der andern näher bringen und die das Kreuz der Systematiker und Sammler sind, weil sie nicht wissen, wohin sie sie legen sollen, habe ich sorgfältig aufgesucht und habe sie durch Glück gefunden. Es wird Dir gewiß angenehm sein, sie zu sehen, und ich habe alsdann wenig darüber zu sagen.

Der 7te September war wieder ganz mineralogisch und geologisch bestimmt, von Marmor, Granit, Porphyr, Schiefergestein, Kalkspat und Quarz. Der Weg ging kreuz und quer über die Susenburg und Neuwerk nach Wendefurt. Am nächsten Tage war's ebenso, nur

Alte Burg bei Langenstein

Teufelskanzel und Hexenaltar

Nach bisher unveröffentlichten Zeichnungen von G. M. Kraus

Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Der Bodekessel und die Teufelsbrücke unter der Roßtrappe im Harz

daß jetzt die Bode den Weg wies: Treseburg, Kessel, Roßtrappe, Thale.

Der 10te September ward der Teufelsmauer gewidmet, die Kraus mit vieler Liebe abzeichnete; am 11ten ging Goethe vormittags noch einmal ins Bodetal hinein; er mußte seine Idee noch einmal an diesen merkwürdigen Gebilden prüfen.

Die Bode fließt hier von Südwest nach Nordost und hat ein ungeheures Granitgebirge durchschnitten. Ich glaubte regelmäßige Lagen in der großen unordentlichen Mannigfaltigkeit zu erblicken; wäre genauer zu untersuchen. Die großen Massen, die zwar wieder in allen Richtungen durchrissen sind, haben zur Base einen Rhombus, der mit dem einen spitzen Winkel nach Norden sachte einschießt, wobei sich der östliche stumpfe Winkel gleichfalls niederbeugt; die aufwärtssteigenden Seitenflächen stehen nicht rechtwinklig auf der Base, sondern bilden, zwar mit dem spitzen Winkel vorgebogen, aber nicht nach dem stumpfen Winkel hingeneigte Rhomboiden. Dadurch entsteht, daß alle Felsen der linken Seite des Flusses nach dem Berge und nach Norden zu sich neigen; hingegen die Felsen der rechten Seite hereinwärts nach dem Flusse hängen. . . .

Sollte man wohl glauben, daß der von diesen Ideen Besessene eigentlich ein Dichter war, daß er Stanzen eines großen Gedichts in den Gasthöfen aufschrieb und über eine Operette nachsann? Daß er eben jetzt auf dem Wege zur Frau v. Branconi und ihr schon ganz nahe war?

Von Thale ging er zunächst nach Blankenburg und von da nach Rübeland hinauf. Kraus vermehrte seine Zeichnungen; Goethe hatte es wieder mit Marmor, Tonschiefer, Kalkspat zu tun, fand auch eine Versteinerung: Blätterabdruck in Sandstein, und aus der Bode

wurde ihm der schon früher gesuchte Stein gebracht, der dem antiken Serpentin sich nähert.

Zurück ging's nach Blankenburg und weiter nach Langenstein. Zwei Tage saß er dann wieder bei der Fee, die ihn doch nur halb bezauberte. Sie hatte im Frühjahr den bedenklich erkrankten Lavater besucht und, als sie dann auf ihr Gut reiste, Goethen eine Zusammenkunft unterwegs vorgeschlagen. Das ließ sich nicht gut einrichten, und so bewies er ihr jetzt, daß es ihm ein Bedürfnis sei, sie wieder zu sehen. Es war viel zu erzählen: von Zürich, Straßburg, Braunschweig, Dessau und Weimar. Kraus zeichnete auch hier: die Felsen der nächsten Nähe und den Regenstein. Über Quedlinburg, Ermsleben, Mansfeld ging der Weg zum weimarischen Allstedt, und von da war Weimar selbst in einem Tage zu erreichen. Am 15ten September betrat er die eigene Wohnung wieder.

Bald danach hatte er in Ilmenau zu tun und nahm Fritz v. Stein mit. Unterwegs dachte er wieder so lebhaft an seine geologischen Ansichten, daß er auch dem eben zwölfjährigen Knaben davon zu reden anfing.

Ich erklärte ihm die zwei ersten Bildungsepochen der Welt nach meinem neuen System; er begriff Alles recht wohl, und ich freute mich über den Versuch, durch den selbst bei mir die Materie mehr Klarheit und Bestimmtheit gewonnen hatte. Die Kinder sind ein rechter Probierstein auf Lüge und Wahrheit: es ist ihnen noch gar nicht so sehr wie den Alten um den Selbstbetrug Not.

Dort oben in Ilmenau handelte es sich um kleinere, aber praktische Wissenschaft und gleichfalls um die Abwehr von Selbstbetrug. Die Arbeit am neuen Stollen, dem Johannisschacht, war gut genug von statten ge-

gangen; 38 Lachter tief konnte man jetzt hinabfahren[1]); bald hoffte man mit diesem Schachte zum „Nassen Ort" und zum „Martinröder Stollen" der alten Werke durchzuschlagen; Goethe und sein Mitkommissar Voigt befuhren deshalb auch diese alten Stollen, was keine kleine Anstrengung war. Sie brauchten fast einen ganzen Tag, von acht Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags, um hier im Innern der Erde 2100 Lachter zurückzulegen. Viel Gedanken und Gänge erforderte dann noch die Frage der besten Wasserzuführung. Aber auch kleine Verwaltungs- und Aufsichtsnöte zeigten sich schon reichlich: Inventarienverzeichnisse und dergleichen. Zehn Tage lang hatten Goethe und Voigt reichliche Beschäftigung. Aber man konnte der Zukunft mit freudigen Erwartungen entgegensehen. Am Ende des Jahres betrug die Tiefe des neuen Schachtes 46 Lachter, und die Kosten waren nur erst auf 2906 Taler gestiegen.

*

Daß heranwachsende Knaben in die Liebhabereien, Geschäfte und Wissenschaften ihrer älteren Freunde sich einschmiegen, ist die Regel; mehr wollte es schon besagen, daß auch die Mutter des Fritz v. Stein an Goethes Studien Anteil nahm, da diese Studien gerade die toten Dinge betrafen, zu denen sich Frauen noch weniger hingezogen fühlen als Männer; aber Frau v. Stein bekannte, daß ihr Alles interessant werde, was zuvor durch Goethes Vorstellung gegangen sei: „So sind mir's durch ihn die gehässigen Knochen geworden und das öde Steinreich."

[1]) 1 Lachter: etwa 2 Meter.

Es ist allgemeine Erfahrung, daß die Frau gern dem geliebten Manne überall zur Seite bleibt, während unsere männlichen Freunde ihre eigenen Wege wählen. Der junge Herzog, der doch in der bildenden Kunst sich von Goethe hatte anstecken lassen, wollte von seinen Naturwissenschaften lange Zeit nichts wissen, obwohl er sich so gern in der Natur tummelte. Aber jetzt rühmte auch er auf einmal gegen Knebel den Nutzen der Naturbetrachtung. „Sie muß doch endlich", schrieb er, „die armen, unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so un-außerordentlich, so bestimmt-wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, beständigen Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt." Aber auch Knebel, der sich gleichfalls lange gegen diese Wissenschaft der Sinne gesträubt hatte, da er nur an Dichtkunst und Geisteswesen gewöhnt war, schloß ihr langsam seine Herzkammern auf. Er war in der Mitte Juli nach Weimar zurückgekehrt, als es ihm auch in der Heimat nicht mehr behagte, hatte einige Wochen in Goethes Gastzimmer gewohnt und war dann nach Jena gezogen, wo ihm der Herzog im alten Schlosse ein paar Stuben überließ. Da man noch immer keine rechte Arbeit wußte, die zu ihm paßte, so brauchte gerade er eine so zeitraubende Liebhaberei, wie das Forschen und Sammeln in den Reichen der Natur zu sein pflegt. Es war also ein Glück für ihn, daß er sich in die neue Welt des Freundes mitziehen ließ.

Herder brauchte keine Anregung von Goethen, und Dieser nicht von Jenem. Aber Beide ergänzten einander und gingen in derselben Richtung. Sie sahen auf's Ganze und dann erst auf die Teile; sie widmeten sich einem einzelnen Gegenstande, einem Zwischenkiefer oder einer Steinart, nur, wenn große Erkenntnisse zu erhoffen oder zu bestätigen waren. Auf den Zusammenhang aller Dinge und Geschehnisse kam es ihnen an, und die heutigen Zustände deuteten sie durch ihre Vorgeschichte; sie suchten die Welt von der Schöpfung an bis zur neuesten Gegenwart in ihr Fassungsvermögen zu zwingen. Herder war belesener in Allem, was die Kultur anging, Goethe beschäftigte sich mehr mit der Natur. Herder brachte jetzt den ersten Teil seiner ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' zum Druck. Darin zeigte oder lehrte er den Fortgang der Welt vom Chaos bis zur Humanität, bis zur Gottähnlichkeit.

Zuerst war die tote Materie; dann trat das Leben in niedrigsten Organismen auf, schließlich die Tiere und der Mensch. „Des Menschen ältere Brüder sind die Tiere", wohlgemerkt: Brüder, nicht Vorfahren. Der Mensch „ist das letzte Schoßkind der Natur, zu dessen Bildung und Empfang viele Entwicklungen und Revolutionen vorhergegangen sein mußten." Daß die vollkommeneren Wesen aus den roheren Gebilden hervorgegangen, sich aus ihnen emporentwickelt hätten, stand nicht im Buche; vor solchem Widerspruch zum biblischen Schöpfungsbericht schreckte nicht bloß der Geistliche, sondern auch der Naturforscher jener Zeit zurück; höchstens bei Diderot und anderen französischen Freigeistern

fanden sich dergleichen Andeutungen. Aber mündlich redeten Herder und Goethe auch über diese kühne Vorstellung, die den Schöpfer im alten Sinne ausschaltete; als Charlotte v. Stein an Knebel über Herders entstehendes Buch berichtete, glaubte sie deshalb als dessen Inhalt sagen zu dürfen, „daß wir erst Pflanzen und Tiere waren", woran sich die Frage von selber knüpft, „was nun die Natur weiter aus uns stampfen wird." Sie fügte hinzu, daß Goethe jetzt „gar denkreich" in diesen Dingen grübele, „und Jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant."

Bei solchen Studien flossen nicht nur die Bäche aus allen Wissenschaften zusammen, hier vereinigten sich auch Wissenschaft, Philosophie und Religion. Die große Frage nach Gottes Wesen und Absichten war nicht zu umgehen. Herder vergaß nicht sein geistliches Amt, aber als Gelehrter bewegte er sich doch recht frei. Er wagte es, Christentum und Pantheismus zu verquicken.

Die pantheistische Lehre war gerade auf der Tagesordnung, seltsamer Weise durch den toten Lessing. Dieser hatte in seiner letzten Lebenszeit noch mit Fritz Jacobi Bekanntschaft gemacht und in vertrautem Gespräche mit ihm sich als einen Spinozisten bekannt; auch hatte er in Gleims Hüttchen das pantheistische Kredo an die Wand geschrieben: ἓν καὶ πᾶν; Herder hatte die viel sagenden drei Worte[1]) dort kürzlich selber gesehen. Als nun Jacobi nach Lessings Tode von diesen Gesprächen öffentlichen Gebrauch machte, lehnte sich Moses Mendelssohn gegen die Behauptung, daß sein ver-

[1]) Ein und Alles.

storbener Freund Spinozist gewesen, sehr kräftig und zornig auf, denn Spinoza war damals noch bei Juden, Christen und Heiden als ein Gottesleugner verrufen; Pantheismus und Atheismus galten für Einerlei. Nun mußte sich Jacobi gegen den Vorwurf, Lessing verleumdet zu haben, öffentlich rechtfertigen; dabei vertiefte er sich noch viel mehr, als früher schon geschehen, in Spinozas Lehren und stellte sie seinen Landsleuten richtiger dar. Aber er selber lehnte diese Lehren ab. Sein Gemüt bedurfte eines höchsten Wesens, wie es die Christen glauben, und es schmerzte ihn, daß er eines einfältigen christlichen Glaubens doch auch nicht fähig war.

Nicht wenig mag er gestaunt haben, als er einen Brief von dem weimarischen Generalsuperintendenten Herder erhielt, worin Dieser sich als Glaubensgenossen Lessings und Spinozas bekannte, also den außerweltlichen Gott leugnete.

Mit dem persönlichen supra- und extramundanen Gott komme ich so wenig fort als Lessing . . .

Gott ist freilich außer Dir und wirkt in und durch alle Geschöpfe . . . aber was soll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir ist und Du sein Dasein auf eine unendlich innige Art fühlest und schmeckest und er sich selbst auch als in einem Organ seiner tausend Millionen Organe genießt? Du willst Gott in Menschengestalt als einen Freund, der an Dich denkt? Bedenke, daß er dann auch menschlich, d. h. eingeschränkt, an Dich denken muß, und wenn er parteiisch für Dich ist, parteiisch gegen Andere sein wird . . .

So fuhr Herder noch weiter fort, seinen pantheistischen Gott gegen Jacobis Tadel zu verteidigen, und er schloß: „Goethe hat den Spinoza gelesen, und es ist mir ein

großer Probierstein, daß er ihn ganz so verstanden hat, wie ich ihn verstehe."

Ob man in Weimar oder in Düsseldorf den Spinoza richtiger auslegte, ist hier nicht zu untersuchen; jedenfalls lasen jetzt Herder und Goethe und auch Frau v. Stein fleißig in den Werken des lange verfehmten und fast vergessenen jüdischen Denkers; sie nannten ihn sogar ihren Heiligen. Und so wie Lessing im Hüttchen vor Halberstadt auf griechisch das „Ein und Alles" an die Wand geschrieben hatte, so hatte auch Goethe kürzlich an der höchsten Schreibstelle im nördlichen Deutschland, im Brockenbuche, lateinische Verse eingetragen, die gleichfalls ein pantheistisches Bekenntnis enthielten:

Quis coelum posset nisi coeli munere nosse
Et reperire Deum nisi qui pars ipse Deorum est?[1])

*

Religion ist nach Herders glücklicher Fassung „unser innigstes Bewußtsein davon, was wir als Teile der Welt sind, was wir als Menschen sein sollen und zu tun haben". Also Erkenntnis und Anwendung. Der Pantheist fühlt in allem Lebenden das Göttliche und das ihm selber Verwandte, hat also zu allen Wesen abwechselnd ein brüderliches und ein ehrfürchtiges Verhältnis. Aber obwohl alle Wesen in Gott leben, weben und sind, so sind sie doch nicht in gleichem Maße

[1]) Wer könnte den Himmel anders erkennen als durch des Himmels Einfluß und Gottes gewahr werden, wäre er nicht selber ein Teil der Gottheit? — Der Verfasser des lateinischen Textes ist unbekannt.

von Gott durchdrungen; eine Stufenleiter der größeren und geringeren Gottähnlichkeit erkennt auch der Pantheist an. Wie in der ganzen Schöpfung, so auch in der Menschheit. Neben den gewöhnlichen Menschen wohnen die Gereinigten, Abgeklärten, Heiligen. Wenn Goethe mit Frau v. Stein die ‚Ethik' Spinozas durchnahm, so rang er nicht nur mit dem scharfen Denker, sondern auch mit dem edelsten Menschen. „Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige." Schon längst war es sein Streben: ein reines Gefäß der Gottheit zu sein. Viele verkannten ihn, namentlich Solche, die mehr Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit erwarteten, als er für sie aufbringen konnte, und auch viele gute Bürger und Kirchgänger, die sich sein Heidentum nicht zurecht legen konnten; aber wer ihm nahe stand, wußte und bemerkte, wie sehr Goethe für Andere lebte, wie wenig er das Seine suchte. In diesem Sommer geschah es, daß die beiden Grafen Stolberg, die sich im Jahre 1776 als Christen und Moralisten schaudernd von Weimar abgewandt hatten, dies Städtchen wieder besuchten — sie reisten mit ihren jungen Frauen in die böhmischen Bäder —, denn sie waren nun besser unterrichtet. Alles was sie jetzt über Goethe hörten und selber von ihm sahen, zeigte einen Menschen bester Art. Er war nicht mehr so aufbrausend, wie sie ihn gekannt hatten, nicht mehr so feurig nach außen, aber keineswegs kalt im Innersten. „Blaß wie die Wand vor Freude und Rührung" trat er zu ihnen, als er sie zuerst wieder sah. „Wenig Menschen", berichtete jetzt Fritz Stolberg an Voß, „sind so liebevoll, so rein, so liebebedürfend,

so hingerichtet auf's unsichtbare Ideal der Kalokagathia[1]), so sich anschmiegend an alles Liebe und Schöne der moralischen und sichtbaren Natur." Und im gleichen Briefe brauchte er, indem er von Herdern sprach, beiläufig die Wendung: „Goethe, der die Wahrheit selber ist." Einige Monate darauf erschien eine schöngeistige, hochstrebende Dame aus Kurland, die Schwester der dortigen Herzogin, Frau Elisa v. d. Recke, in Weimar. Ihre Begleiterin führte ein Tagebuch; von Goethe war diese, Sophie Schwarz, enttäuscht: „Er hat etwas entsetzlich Steifes in seinem ganzen Betragen und spricht gar wenig"; aber auch sie hörte von Allen, die diesen Mann näher kannten, „daß er in seinem Amte gewissenhaft und redlich ist, auch Arme heimlich unterstützt".

Elisabeth v. d. Recke
geb. Gräfin v. Medem
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

In seiner Wohltätigkeit blieb sich Goethe immer gleich. An dem Jägerburschen Peter im Baumgarten erlebte er noch immer keine Freude, auch nachdem er ihn, da er in Ilmenau so wenig gedieh, in kleinere Forstorte getan hatte. Kraft erhielt noch immer seine

[1]) Vereinigung des Schönen und Guten.

Unterstützung und hörte auch noch öfters den Trost, daß sein Wohltäter seine Dienste schätze. Von den Bedürftigen Weimars, die bei dem Geheimen Rat Goethe Hülfe suchten, ist uns keine Kunde überkommen. Ein rechtes brüderliches und zugleich Wohltäter-Verhältnis hatte er zu zwei auswärtigen Künstlern, die er jetzt eigentlich beneiden mußte, zu dem Maler Tischbein und dem Musiker Kayser. Goethe sehnte sich selber fast so heiß wie sein Geschöpf Mignon nach Italien; er nannte es „das Land, das ich wie ein sündiger Prophete nur in dämmernder Ferne vor mir liegen sehe". Aber gerade deshalb schickte er Geld an Kayser, als Dieser auf der Suche nach alter Musik in Italien reiste, und bettelte noch fernerhin für den guten Tischbein, der noch mehr Unterstützung brauchte, um in Rom auch nach lebenden Modellen malen zu können. Diese seine Brüder, Tischbein und Kayser, sollten genießen, was er entbehrte.

An Kayser schrieb er einmal einen Satz über Wohltätigkeit, der uns erhalten ist, während wir den Zusammenhang nicht erkennen, denn der übrige Brief ist verloren. „Wenn man wohltätig sein will und weiter nichts, so kann Das Jeder am hellen Tage und in seinem Hauskleid." Es gibt zum Beispiel eine Wohltätigkeit, die kein Geld kostet, deren die Menschen höchst bedürftig sind und die sie dennoch viel zu wenig anwenden: das Zum-Guten-Reden, das Alles-zum-Besten-Kehren, oder verneinend ausgedrückt: die Enthaltung von mißgünstigen Auslegungen und üblen Nachreden. Goethe war nicht, was man einen liebenswürdigen Menschen nennt, und machte auch nicht den

Eindruck des bonhomme oder weichen Biedermanns. Aber er war immer neidlos, wohlwollend, friedlich, Jedermanns Recht anerkennend. Als Fritz Jacobi ihm den Tod seiner höchst vortrefflichen Frau bekannt gab, war auch Goethe sehr ergriffen; er und Herder luden den vereinsamten Freund ein, nach Weimar zu kommen, um sich an neuen Gedanken aufzurichten; zugleich aber sorgte sich Goethe um Jacobis Söhnchen Georg, der als ein mißratener Junge zur Fürstin Gallitzin gegeben war, ob sie den Unglücklichen vielleicht retten könne. „Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde zu Münster" bat Goethe. „Ich mische mich nicht gern in dergleichen Sachen, denn die Vorstellungsarten sind zu verschieden, und mit Schreiben ist garnichts ausgerichtet; aber das Kind dauert mich. Es ist doch Dein und Bettys Kind und gewiß nicht zum Bösewicht, zum Nichtswürdigen geboren."

Jacobi hatte auch über den gemeinsamen Freund Schlosser geklagt, und Goethe selber fühlte sich zu diesem ihm durch die Vergangenheit so nahe verbundenen Manne gar nicht mehr hingezogen. Aber er antwortete:

Habt mit Schlossern Geduld! Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich Vieles an sich bilden kann. Schlosser steckt in seiner Haut und Verhältnissen so fest als ein Anderer. Wir sollten alle miteinander Mitleid haben!

Welche Freude hatte Goethe in seinen Übermuts-Jahren daran gehabt, mit Witz, Spott und Hohn gegen einzelne Personen, an denen er sich geärgert hatte, loszuziehen! Jetzt war ihm Dergleichen un-

möglich, und mit kaltem Blute hatte er es auch früher nicht getan. Als er in diesem Sommer einmal wieder nach Gotha kam, vertraute ihm die Oberhofmeisterin dort eine Handschrift zum Lesen an, die man aus Paris erhalten hatte: ‚Mémoires pour servir à l'Histoire de Mr. de Voltaire, écrits par lui-même.' Goethe las diese Blätter mit großem Vergnügen; die Schrift handelte fast ganz über den König Friedrich, der solche Hiebe und Stiche vertragen konnte und auch verdiente, da er selber so viele ausgeteilt; auch wird unser Gerechtigkeits-Bedürfnis befriedigt, wenn die Könige auf ihren Thronen vor das Tribunal der Geistesstarken gefordert werden und ihre Meister finden. Und wer kann unvergnügt bleiben, wenn ihn ein höchst geistreicher und witziger Mensch unterhält? Goethe bewunderte den toten Voltaire, wie nur ein Kunstverwandter die Hervorragendsten seines Faches bewundert. Diese Leichtigkeit, diese Höhe des Geistes und entzückende Sicherheit! Höhe des Geistes, nicht Hoheit! „Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funke Mitgefühl und Honettetät." Als er das Werk der Frau v. Stein versprach, schrieb er dazu: „Du wirst finden, es ist, als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe."

So zog Goethe die ethische Grenze zwischen sich und dem Berühmtesten seines Berufs[1]).

*

[1]) Ob diese Schrift ganz von Voltaire, oder großenteils von Beaumarchais herrührt, tut hier nichts zur Sache.

Das Dichten ist ein vergnügliches Spiel, und alle Kunst, die uns einen holden Zeitvertreib gibt, verdient Dank. Aber der Denker und Forscher Goethe, der sich zu Spinozas Gott bekannte, wünschte doch auch seine Dichterkraft an höchste Aufgaben zu verwenden und seine besten Erkenntnisse in solchen Werken niederzulegen, die durch ihre schöne Form sich einschmeicheln. Mineralogie und Geologie mit Poesie zu verschwistern, ist nicht so leicht, aber jeder Gegenstand ist nur so lange unkünstlerisch, bis der rechte Künstler kommt, der ihn bezwingt. Goethe liebte die schwierigen Aufgaben. Daß er immer noch nebenbei an seinen Roman über das Weltall dachte, zeigte wohl sein Diktat über den Granit. ‚Wilhelm Meister' sollte ein Lehrbuch der Theaterwissenschaft werden. Ein ganz großes Gedicht plante er aber auch, worin er seine Gedanken über die Erziehung und Ziele der Menschheit, über Schicksal und Leitung, über die Offenbarung des Göttlichen in den besten Menschen, über die Mannigfaltigkeit der Religionen und ihre Versöhnung aussprechen wollte. Oft beschäftigten ihn, wie alle seine Zeitgenossen, die Berichte und Vermutungen über die geheimen Gesellschaften: Templer, Maurer, Rosenkreuzer, Illuminaten; auch er malte sich wohl einen geheimen Bund der Auserwählten aus oder verschiedene solche Bünde. Die Mönchsorden sind diesen geheimen Gesellschaften ähnlich, und die katholischen Klöster erscheinen dem Protestanten oft anziehend, wenn er sie sich als Friedensstätten ausmalt, wo der Müde nach hartem Kampfe ausruht, sich vom Weltlichen reinigt und die eigenen Wünsche dem Willen Gottes gern zum Opfer bringt. Goethe dachte noch oft an das Kloster Einsiedeln zurück, öfter noch an die Kapuziner oben auf Realp und dem Gotthard. Nun malte er sich ein anderes Kloster aus, fern ab von Städten und Dörfern in einer Senkung des hohen Gebirgs gelegen, bewohnt von zwölf alten ritterlichen Männern, die viel in der Welt erfahren haben und nun hier gleichsam eine Abendfeier des Lebens halten. Ihr Zeichen ist ein von Rosen umwundenes Kreuz, aus dessen Mitte Strahlen schießen. Ihr Oberhaupt trägt einen andern Ordensnamen, als er in Klöstern üblich ist: Humanus heißt er, denn er ist der Menschliche, der alles Menschliche versteht und dennoch dem Göttlichen zugewandt ist. Jetzt ist er sehr alt und dem Irdischen schon fast enthoben: seinen Lebensgang zu schildern, war eine wesentliche Aufgabe von Goethes Dichtung. Aber auch von den zwölf Genossen wäre viel zu berichten und sodann von ihrem Gast Markus, der durch höhere Weisung ihnen zugesandt, gleichsam den Leser oder auch den Dichter darstellt, dem seine ehrwürdigen Wirte alles Vergangene berichten.

Es war ein sehr großes Vorhaben, was Goethe da in gereimten Oktaven bewältigen wollte, und es ziemte sich wohl, daß er nach dem Vorbild der Alten die Muse um ihren Beistand anrief, ehe er die so weitläufige Erzählung begann. Die Muse; wie hieß seine Muse? Was unterschied ihn zum Beispiel von dem liebenswerten Fabulanten Wieland, der in ähnlichen Stanzen die Abenteuer des Hüon und der Rezia besungen? Daß er, auch wenn er die Phantasie walten ließ, immer wieder von der eigenen Anschauung, dem eigenen Er-

lebnis und dem im wirklichen Leben Gedachten ausging. Seine Dichtung hatte schon längst eine größere Nähe zur Wahrheit, als es sonst die Regel war, und so durfte er wohl die Wahrheit als seine Muse verehren.

In den Gebirgen, aber auch in seinem Tale bei Weimar und in Jena, zwischen den Bergen an der Saale, hatte er manchmal den Nebeln zugeschaut; ihr Wogen, ihr Gestalten, ihr Kampf mit der Sonne: wie phantastisch! Das ist mit den Sinnen wahrzunehmen und doch höchst wunderbar: gleichsam die Vorbereitung einer göttlichen Erscheinung. Goethe dachte an einen bestimmten Morgen in Jena, als er sein großes Gedicht einleitete: Dies geschah am 8ten August 1784, einem Sonntagnachmittage, zu Dingelstedt in Eichsfelde, wo eine gebrochene Achse des Reisewagens zum Verweilen zwang. Und er begann den Vorgesang des großen Gedichtes mit Bildern, die er selber genau so mit Augen gesehn:

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing:
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor;
Er wich, er wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor:
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn,
Hier sank er, leise sich hinabzuschwingen,
Hier teilt' er, steigend, sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Sonnenstrahlen brachen sich durch die Wolke; in ihrer Mitte schaut der erregte Künstler ein göttlich Weib, seine Muse und Göttin! Aus der Wirklichkeit erwächst die Vision! Er spricht mit ihr, und sie mit ihm, und Das war nun wieder nach dem wirklichen Leben: unser Denken ist ja oft wie ein Gespräch mit einem unsichtbaren Wesen — wir können es in uns oder außer uns vorstellen. Über sein Dichtertum redete Goethe mit seiner Muse. Er war ein Poet und war es nicht, denn seit manchem Jahre verschloß er seine Schöpfungen vor der Menge, die ihn mißverstand, die gerade sein Bestes, seine Wahrheitsliebe, nicht ertrug. Das sagt er der Göttin, die die Wahrheit selber war:

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt dich sein;
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein!
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Nun gehen die Gedanken hin und wieder, wie ein Gespräch zwischen einem Helden Homers und der göttlichen Pallas Athene; hier wie dort verspricht die

Himmlische dem irdischen Menschen ihr Umschweben, ihren Beistand.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Das Bild verschwand, und der Dichter wendet sich an seine ersten Leser und Hörer: an die geliebte Frau v. Stein vor allem, an Herders, Knebel, Wieland, den Herzog, die Herzoginnen, die Mutter daheim, die gute Schultheß in Zürich, Lavater, Jacobi, Merck, die Gothaner und wer ihm sonst treu ergeben ist:

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet . . .

Und nun begann er seinen Bericht vom Bruder Markus, der erwartungsvoll zum Kloster der Rosenkreuzer emporsteigt.

Ein guter Anfang ist das halbe Werk; aber man bedenke: dieser Dichter hat jetzt im Harze auch mit den Gesteinen und Erdschichten zu tun, will über ihre Lagerungen eine Aufklärung gewinnen, die noch kein Mensch geben konnte; in Braunschweig soll er mit müßigen Hofleuten und zwei Herzögen die deutsche Politik machen; in seine eigene Stube nach Weimar zurückgekehrt, findet er Fritz Jacobi mit seiner Halbschwester Helene; auch Matthias Claudius langt an. Gleich danach muß er nach Ilmenau eilen, dort Wassergräben und Grubengänge bedenken, und immer neue Akten werden auf seinem Tische abgeladen.

Matthias Claudius

Außerdem lag in der Schublade ja auch sein ‚Wilhelm Meister', der ein älteres Recht auf Wachstum und Vollendung hatte. Vom ‚Faust', ‚Egmont' und andern alten Plänen zu geschweigen.

*

Dem ‚Meister' wandte er sich doch immer wieder zu. Der Roman mußte wachsen, aber auch der Held.

Bisher hatte er sich nur im ehrbaren Bürgertum und unter Komödianten-Volk bewegt und von diesen sehr unterschiedlichen, aber doch allesamt kleinen Leuten zu seiner Bildung angeeignet, was bei ihm einging. Daß er auch in die Gesellschaft der Vornehmen und Reichen eingeführt werde, war jedoch schon vorbereitet, da es einem Grafen, der ein Theaterfreund war, beliebt hatte, jene Komödianten in sein Schloß zu bestellen, um dort seinen zahlreichen Gästen gelegentlich die Zeit zu vertreiben. Wilhelm zog oder geriet mit in das Schloß, halb wollend, halb unfreiwillig, wie seine Art war. Unter den Gästen ist der Höchste ein Prinz, der sich im letzten Kriege großen Ruhm erworben; es ist ein älterer Herr, wie Prinz Heinrich von Preußen, den Goethe in diesem Sommer in Eisenach und früher in Berlin gesehen hatte. Geistig scheint ein gewisser Jarno die Andern zu überragen; er gilt für einen natürlichen Sohn jenes Prinzen. Jarno achtet mehr auf Wilhelm als die übrigen Herren und sagt ihm außer Lobesworten auch Wahrheiten, die einen Stachel zurücklassen. Namentlich aber gibt er ihm zum ersten Male die Dramen von Shakespeare in die Hand. Der Theaterschwärmer Wilhelm betritt damit neues Land; seine Bewunderung für den britischen Dichter, den er bisher nach dem Hörensagen verachtet hatte, ist nun sogleich grenzenlos.

Goethe schilderte also auch in diesem fünften Buche, so erfunden und romanhaft die Vorgänge sonst waren, in zwei Hauptsachen sein eigenes Erlebnis. Ihm war wie Wilhelm Shakespeare einst eine Offenbarung

und von da an ein Lebensbesitz geworden. Und auch er war einst aus den bürgerlichen Geschäften der alten Handelsstadt in die Lebenssphäre der Edelleute und Fürsten emporgestiegen oder gehoben worden.

Als Dichter hatte er jetzt die neue, bedeutende Aufgabe: die Aristokratie darzustellen, ihre verschiedenen männlichen und weiblichen Arten, und sodann: wie sich die unteren und oberen Stände gegenseitig benutzen und bekämpfen. Der Denker ist bei solchem Gegenstande nicht vom Dichter zu trennen. Bedarf die Menschheit solcher bevorrechteten Klassen? Und wo gedeiht unsere Gattung am besten: auf den Gipfeln, in der Mitte oder unten im Tale? Goethe hatte für sich selber, wenigstens zeitweilig, eine Wohnung in der Höhe erwählt, und jetzt, wo er seinen Wilhelm einen ähnlichen Weg zu führen begann, gesellte er sich keineswegs jenen zahlreichen Dichtern bei, die von Rang und Reichtum so verächtlich sprechen, wie der Fuchs von den hochhängenden Trauben.

Dreimal glücklich sind Diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untere Stufe der Menschheit hinaushebt, die durch Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal als Gäste darin zu verweilen brauchen! Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden. Wie leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß Andere nur vor ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtig-

keit gibt ein angebornes Vermögen! Und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch immer in Untätigkeit versetzt! . .

Damit ist freilich über die vornehme Welt nicht Alles gesagt, und wer niedriger geboren ist, wird, schon um sich zu trösten, auch seines Standes Vorzüge erkennen. Wilhelm und die Komödianten sprachen darüber, als sie auf dem Schlosse überflüssig geworden und wieder auf die Reise gesetzt waren. Bei uns Namenlosen, fanden sie, ist mehr Wärme, Herzlichkeit, Biederkeit und Treue.

Personen, welche schon durch ihre Geburt auf einen erhabenen Platz der menschlichen Gesellschaft gesetzt sind, denen ererbte Reichtümer eine vollkommene Leichtigkeit ihres Daseins verschaffen . . . gewöhnen sich meistens, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und verlieren den Begriff des Wertes einer von der Natur allein ausgestatteten Menschheit . . .

Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken; wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben und, wenn es einigen Wert haben soll, dem Freunde dieses Gut auf ewig versichern. Welch' ein Glück! Welch' ein Genuß für den Geber und Empfänger! Welche überirdische Glückseligkeit gewährt uns die Treue! . . .

Mit der Kunst geht es eben wie mit der Liebe. Wie will der Weltmann in seinem zerstreuten Leben die Innigkeit behalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorbringen will, und die selbst Denjenigen umgeben muß, der einen solchen Anteil am Werke nehmen will, wie ihn der Künstler wünscht und hofft? . . .

*

Das fünfte Buch schließt mit einem Überfall im Walde, wo räuberische Soldatenbanden die reisenden Schauspieler, die sich eben selber wie freie Räuber fühlten, ausplündern und zersprengen. Wilhelm liegt schwer verwundet in Philinens Schoße, Mignon hat versucht, seine Wunden mit ihrem Haar zu verstopfen oder zu trocknen; der Harfenspieler holt ärztlichen Beistand herbei: aus diesen vier Ungleichen hat das Schicksal eine Familie gebildet! Ja, um Wilhelms Leben wäre es geschehen, wenn das leichtfertige Mädchen sich seiner nicht angenommen hätte. Und noch unbedingter gehörten zu ihm das alberne, zwitterhafte Geschöpf und der herumziehende Bänkelsänger, wie Jarno sich über Mignon und den Harfenspieler ausdrückte.

Am 16ten Oktober diktierte Goethe dies fünfte Buch fertig; am Tage vorher war er von Kochberg nach Weimar gewandert und hatte sich unterwegs die letzten Szenen deutlich ausgemalt. Und dazwischen an die Freundin gedacht, die er eben besucht hatte. „Es freute mich recht, bei jedem Schritte meine Liebe lebhaft zu fühlen."

In alle seine Dichtungen flocht er Sätze ein, die für seine Lotte ganz besonders bestimmt waren. Wir lasen schon die Stelle über die völlige Hingabe und Treue, womit der Unbegüterte seine Liebe beweist, während die Könige nur Gnaden erweisen und Geschenke spenden. „Du glaubst nicht", hatte er ihr Daselbe kürzlich in einem Morgenbriefchen geschrieben, „wie lieb mir heute Fritzens Anblick war, wie ich Dir ewig neue Treue zugesagt habe, als ich ihn zum Morgengruß an mich drückte. Lebe wohl: Ich bin ganz Dein".

Treue gab sie ihm um Treue, aber konnte auch sie erklären: „Ich bin ganz Dein"? Sie, die Gattin des braven Oberstallmeisters, der selber manchmal die Briefe zwischen den Herzensfreunden hin und wieder trug? Niemand durfte an ihrer reinen Gesinnung zweifeln, aber wallte nicht ihre erlaubte Liebe zuweilen höher auf, ins Unerwünschte, Unerlaubte hinein? Ward die Frau von zweiundvierzig Jahren nicht unbewußt zärtlicher, als gut war, wenn sie diesem Manne in die Augen sah? Als Freunde durften sich die Beiden nach der Sitte der Zeit ganz herzhaft küssen; und eine Umarmung bedeutete damals auch nur Freude, Zufriedenheit, Wohlgefallen. Wer will bei einem tanzenden Paare die sinnliche Liebeslust vom Geistigen scheiden und wer bei solchen Freunden verschiedenen Geschlechts die Grenze ziehen zwischen der platonischen Liebe und der geschlechtlichen?

Eines Morgens im Mai, als er des letzten Abends gedachte, begann Goethe sein Brieflein:

Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich Dich bitten, vermehre nicht durch Dein süßes Betragen täglich meine Liebe zu Dir. Ach, meine Beste, warum muß ich Dir Das sagen! Du weißt doch wohl, wie voll Danks mein Herz für Dich ist.

Und im Spätjahr schließt ein solcher Zettel mit den Worten:

Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir Statt findet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert[1]).

[1]) Goethe schrieb in diesen Jahren öfters Epigramme oder Inschriften nieder. Eins davon lautet:
Wecke den Amor nicht auf! Noch schläft der liebliche Knabe;
Geh, vollbring dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entschläft, denn es erwacht nur zu bald.

Er fürchtete ihre Liebeszeichen, denn sein eigenes Gefühl war längst oder doch zu manchen Zeiten allzu stark. Aus Braunschweig schrieb er ihr französische Briefe und darin sagte er: »Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie!« Schlimmer noch oder angenehmer, wie man's nimmt: »une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guérir.« Aus Gotha erzählte er ihr von des dortigen Herzogs frommer Liebe zu dem schwindsüchtigen Bürgermädchen Auguste Schneider:

Was aus dem Herzog werden soll, wenn sie stirbt, seh' ich nicht. Gott bewahre Jeden für so einer Lage! Er hofft noch; ich würde nicht hoffen können. Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich imstande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und ihn mit ihr zu nehmen.

Und als er in Eisenach an seine lange Entfernung von Lotten dachte, klagte er: „Es wird mir so ein unüberwindlich Bedürfnis, Dich zu sehen, daß mir wieder einmal für meinen Kopf bange wird." Der Knabe Fritz, den er auch hier zu seinem Troste bei sich hatte, sagte von sich, er habe solche Sehnsucht nach Weimar, daß es ihn in den Knien ziehe. Goethe lachte ihn aus, und ihn zog es doch noch viel gewaltiger.

Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, Dir ganz anzugehören!

Gar nicht selten erklärte er, daß er nur ihretwegen in Weimar bleibe.

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

*

Goethe glaubte wirklich an die „übermächtigen Sterne“ oder an das „Schicksal“; er vertraute sich dieser höheren Leitung an. Als Fritz Jacobi diesen Herbst in Weimar war, wünschte er auf der Heimreise seinen Bruder Georg in Frankfurt zu treffen; er schrieb ihm deshalb, Georg erhielt den Brief aber nicht und kam dennoch, rein zufällig, nach Frankfurt, wo die Brüder einander plötzlich im Gasthof begegneten. Goethe nahm den Vorfall als Bestätigung seines Glaubens. „Denn gewiß, man darf sich nur vom Stuhle erheben oder zur Haustüre hinausgehen, Irgendetwas unternehmen, so sieht man, daß es ein gutes Schicksal ist, das sich des Menschen annimmt.“

Ihm war es bestimmt, dem weimarischen Lande zu dienen und einer Frau anzuhängen, die nicht seine Hausfrau sein konnte. So wunderlich das war; er hatte sich auf dem zugewiesenen Platze zu bewähren. „Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat“, klagte er wohl, aber er fügte sich den Göttern. — Das ist der dritte Name

für das Unbegreiflich-Herrschende. Er hatte seine Pyramide in die Höhe zu bauen. So verzichtete er immer mehr auf die Gelüste nach augenblicklichen Freuden und drückte den Ichsinn in seiner Brust immer tiefer hinab. „Soviel kann ich Sie versichern“, hatte er vor einigen Jahren an Plessing geschrieben, „daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind.“ Dies Verzichten und Ausharren hielt er für die größte Leistung des Menschen.

Sechstes Kapitel

Ablösung vom Herzog und erste Badekur

1785

Wenn Goethe über die Schicksale der Menschen dachte, konnte er sich nicht vorlügen, daß den Einzelnen nach ihrem Verdienst geschehe.

„Wind und Ströme, Donner und Hagel,
Rauschen ihren Weg"

hatte er schon früher in seiner Ode ‚Das Göttliche' gesagt:

„Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel."

In seinem großen Romane durfte er es nicht anders darstellen. Zwei entschieden tragische Figuren, der Harfenspieler und der oder die Mignon, waren seinem Helden ganz nahe getreten. Wer sich ihre Vergangenheit und Zukunft ausmalte, sah sie gleichsam als Opfer der himmlischen Mächte, und das Walten dieser Überirdischen war zugleich gerecht und ungerecht.

Trotz solcher Erfahrung behielt Goethe das Bedürfnis, an eine Führung zu glauben. Der Mensch ist nicht ganz den äußeren Zufällen überlassen; sein Erleben wächst auch aus ihm selber; sein Gang ist aus seinem Wesen bestimmt. Oder anders ausgedrückt: er hat einen angeborenen Beruf, eine Sendung. So hat Wilhelm Meister — wunderlich genug für den Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns — eine theatralische Sendung. Er reist ab, um seines Vaters Gelder einzukassieren, gerät unter Komödianten und landet in H. beim Theaterdirektor Serlo, in dessen vortreffliche Theatergesellschaft er alsbald als erster Liebhaber eintritt. Ob er zum Schauspieler wirklich taugt, ist höchst zweifelhaft, aber eine Zeit lang muß er auf der Bühne zu wirken suchen: das Gesetz in seinem Innern will es so.

Was Wilhelm sonst erlebt, folgt, so abenteuerlich es ist, großenteils aus seiner angeborenen Gutmütigkeit, Redlichkeit und Reinheit. Goethe malte diesen jungen Mann stark nach seinem Bilde, so daß wir von Wilhelm fast wieder auf Goethe schließen dürfen. Zum Beispiel in dem für die Jugend so wichtigen Kapitel des geschlechtlichen Lebens. Wilhelm ist von Mariannen, die er liebte, in die Liebesfreuden eingeweiht worden; seit seinem Erwachen aus diesem Traume berührt er kein Frauenzimmer mehr, obwohl er doch in einer liederlichen Gesellschaft lebt. Dieser seltene Mann sieht die Weiber nicht nur mit männlichen Augen an, sondern fühlt sich auch in die Frauen hinein und sieht aus ihren Augen die Männer an, die nach dem Weibe begehren, und fühlt die gegenseitige Erniedrigung. Er

stellte sich ein Frauenzimmer vor, das sich jedem guten Zahler verkaufte, und dann zum Kontrast ein junges unverdorbenes Mädchen, das diesem Treiben zusehen mußte:

Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war ein Jeder, den sie herbei reizte! Wie satt, übermütig und abgeschmackt Jeder, der seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Monate lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen. Was für Begegnungen mußte sie nicht erdulden! Und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja, mit welcher Art noch diese schändlichen Fesseln zu tragen! So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ich's, da ich auch sonst leidliche Menschen in dem Verhältnisse gegen das unsrige jeden Überrest von Gutem verlieren sah.

Infolge seiner schweren Verwundung lebt Wilhelm mit Philinen, die an dem fremden Orte für seine Frau gilt und ihm eine treffliche Pflegerin ist. Wochen lang in einer Kammer; von allen Dirnen-Naturen stellt sie die liebenswürdigste dar; fast könnte man sie wegen ihrer innerlichen Freiheit und Unbekümmertheit rühmen und achten; aber Wilhelm, der ihre Reize wohl empfindet, kann über seinen sittlichen Ekel nicht hinweg. Die reineren Mädchen und Frauen aber, die doch auch zu gewinnen wären, könnte er gleichfalls nicht genießen, weil seine eigene Redlichkeit sie vor seinen Trieben beschützt. „Können Sie sagen", fragt ihn eine Schauspielerin, „daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie Keine mit leichtsinniger Beteurung frevelhafter Galanterie, herzlockenden Schwüren zu Ihren Wünschen zu neigen gesucht?" — „Ich kann es", versetzte Wilhelm.

Brief an Charlotte v. Stein
Aus dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar

Goethe hatte mit seinem Helden das andere Wichtige gemein, daß sie beide irgendwie zum Theater bestimmt waren und daß dies „irgendwie" nicht leicht zu bestimmen war. Wie mußte der Eine und der Andere seine theatralische Sendung erfüllen? Als Schauspieler? Als Direktor und Reformator? Oder als dramatischer Dichter? Und galt die Sendung für das ganze Leben oder nur auf eine Jahreszeit ihrer Entwicklung?

Der Dichter benutzt nicht bloß den Helden als seinen Sprecher; Goethe legte sogar, indem er an seine eigenen dramatischen Erfahrungen dachte, sein inneres Erlebnis einer erfolgreichen Schauspielerin in den Mund. Sie sei mit dem höchsten Begriff von ihrer Nation zum ersten Male auf die Bühne getreten, erzählt sie.

Was waren die Deutschen nicht! was konnten sie nicht sein! Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüste erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennten, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der mir da herauf tönte . . . Lange wiegte ich mich so hin . . .

Es konnte nicht ausbleiben, daß sie die Gönner in der Nähe und die edle deutsche Nation in ihren einzelnen Mannen sah.

Den phantastisch aufgeputzten Studenten, den demütig-verlegenen Gelehrten, den schwankfüßigen genügsamen Domherrn, den steifen aufmerksamen Geschäftsmann, den unwissenden Baron, den freundlich-glatt-platten Hofmann, den jungen, aus der Bahn schreitenden Geistlichen, den gelass'nen Reichen sowie den schnell spekulierenden beweglichen Kaufmann: Alle hab' ich das Vergnügen gehabt, manövrieren zu sehen, und beim Himmel! nur Wenige fanden sich darunter, die mir ein gemeines Interesse einzuflößen im stande gewesen wären. Vielmehr war es mir äußerst verdrießlich, den Beifall der Narren im Einzelnen mit größter Beschwerlichkeit und langer Weile einzukassieren, der mir im Ganzen so wohl behagt hatte . . . Ich fing nun an, sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich durch Abgesandte bei mir hätte prostituieren wollen. Sie kamen mir im Ganzen so links vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so gefälligen Wesens leer, so geschmacklos; denn, sagte ich oft, es kann ein Deutscher keinen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat.

Aurelie vergißt bei solchem Schelten oder Klagen keineswegs, daß sie selber eine Deutsche ist; sie bewies es ja eben. „Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über Allem schwer werden und daß Alles über ihnen schwer wird." Und bald gewinnt sie auch wieder ein anderes Verhältnis zu ihrem Publikum. Wir können das ganze Volk zum zweiten Male lieb gewinnen, wenn aus der Menge Einzelne hervortreten, die uns zur Bewunderung zwingen. Dann spannen wir unsere Kräfte wieder an, um diesen Besten unser Bestes zu geben, und dann erscheint auch die Nation uns wieder unserer Mühe wert, nämlich „als eine Masse von Menschen, unter die eine Menge von Anlagen und Kräften verteilt ist, als ein großer Gliederstaat, der neben Hirn und Herz eine Menge unedle Teile zum Ganzen braucht."

*

Das winzige Weimar war nicht der Ort, wo ein gutes Theater gedeihen konnte, wie in H. oder Hamburg, wo sich jetzt nach Goethes Erzählung Wilhelm Meister mit Serlo und Aurelien verband. Aber seit

Neujahr 1784 besaß die kleine Residenz wieder eine Truppe von Berufskomödianten, die dreimal in der Woche sich hören und sehen ließen. Es war die Bellomosche Gesellschaft, die vorher im Linkeschen Bade zu Dresden gespielt hatte; sie bot Opern so gut wie Schauspiele und mußte im Laufe des Jahres eine große Menge Stücke vortragen, weil das Publikum so klein war. Die einheimischen Dichter kamen leidlich zu Wort; Goethe, dem nichts daran lag, konnte, wenn er wollte, doch auch seinen ‚Clavigo' sehen. Die neuesten Werke aus dem Reiche wurden aufgeführt, z. B. Schillers ‚Räuber'; aber auch an Shakespeare, an ‚Hamlet' und ‚König Lear' wagten sich diese mutigen Leute heran, freilich ohne dergleichen Werke so ernst zu durchdenken, wie der gute Wilhelm Meister Das für nötig hielt. Die eigentliche Stärke der Gesellschaft lag im Singspiel, und zwar im italienischen, das sie jedoch in deutscher Sprache oder oberdeutscher Mundart vortrugen. Madame Bellomo, die aus Italien stammte, machte ihre Sache gut. „Die teutsche Sprache", so urteilte jetzt Wieland, der vor zehn Jahren den Text der ersten deutschen Oper gedichtet hatte, „hat mir noch aus keiner singenden Kehle so gut gefallen als aus der ihrigen; sie verliert das Wiehernde und Polternde und wird eine Art Mittelding von Italienisch und Tudesk, das mir wenigstens tausendmal besser behagt, als wenn sie wie eine geborene Tedesca sänge." Goethe urteilte kühler und besuchte auch das Theater nicht eben häufig, aber die gute Gelegenheit, einen Einblick in die Schatzkammer der opera buffa zu tun, benutzte er doch auch. Die Leute spielten Stücke von

Duni, Monsigny, Piccini, Paesiello, Anfossi, Martin dem Spanier, Dittersdorf, Benda, Mozart. Goethe sagte die strengere Kunstform der opera buffa jetzt mehr zu als das Sprechstück mit Gesangseinlagen, wie er selber es bisher gemacht hatte. Da, wo die Schauspieler von Anfang bis Ende singen, braucht der Zuschauer nur beim Aufrollen des Vorhangs in die künstliche Welt mit einzutreten; dagegen wird er hin und her gestoßen, wenn die Personen auf der Bühne zuerst wie gewöhnliche Menschen reden und danach immer wieder Arien, Duette und Chöre vortragen, was doch sonst gar nicht die Art der Barone, Räuber, Jäger, Viehzüchter und Spitzbuben ist.

Kaum hatte Goethe solche Gedanken gedacht, so bekam er auch Lust, selber einen Text nach dieser strengeren italienischen Form zu dichten. Sein Trieb dazu wuchs noch, als er in Braunschweig nach noch andern italienischen Opern die sehr gefällige ‚Scuola de Golosi' mit der Musik von Salieri hörte. Und was ihn am meisten lockte, war sein alter Wunsch, den Freund Kayser in die Höhe zu geleiten, indem er ihn zu größeren oder doch zu solchen Arbeiten verführte, die seinen Namen in den Mund der Leute brachten. Kayser hatte kürzlich in Italien die opera buffa kennen gelernt und rühmte sie vor der anderen Musik dieses Landes. Also schrieb Goethe sein Stück für ihn ganz besonders. Es wurde ein „Intermezzo" nach alter Art, mit nur drei Personen: Scapin und Scapine, die lustigen Personen der Wälschen, trieben darin ihre Schelmenstreiche mit einem alten habgierigen Doktor. Der Titel hieß: ‚Scherz, List und Rache'.

Kayser, der sogleich nach Empfang des ersten Aktes an die Komposition ging, erkundigte sich nach den weimarischen Sängern, denen er sich anzupassen habe; aber Goethe antwortete, daß er diesmal nicht den engen weimarischen, sondern den ganzen deutschen Horizont im Auge habe. Dieser deutsche Horizont war beschränkt genug: wo gab es denn Sänger für deutsche Opern? In Wien konnte der weimarische Geschäftsträger, Herr Isenflamm, helfen. Goethe fragte zunächst:

Wie steht es mit der teutschen Operette, die, wie ich höre, der Wiener Stadtrat unternehmen wird? Ich kenne einen jungen, wackeren Musikum, dem ich eine Gelegenheit wünschte, sich bekannt zu machen.

Und da Freund Knebel damals sich in München aufhielt, so hätte Goethe auch dort gern ein Fädchen angeknüpft.

Schreibe mir doch vom Münchner Theater ausführlich, besonders von der Operette! Erkundige Dich nach dem Entrepreneur oder der Direktion, und ob es Leute sind, die etwas anwenden können. Ich möchte gar gern meine letzte Oper, die Kayser recht brav komponiert, irgendwo unterbringen, um dem jungen Künstler ein Stück Geld zu verschaffen und ihn in der teutschen Welt bekannt zu machen.

Knebel kannte Goethes Dichtung und glaubte nicht an die Brauchbarkeit dieses Stückes für München. Aber Goethe blieb bei seinem Wunsche und Plane.

Kayser in Zürich hat mich von Jugend auf interessiert. Sein stilles, zurückhaltendes Wesen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen . . . Ich merkte aus seinen Briefen, die er aus seiner italienischen Reise schrieb, daß er den Geist der komischen Oper wohl gefaßt hatte. Ich machte das bekannte Stück, und er ist nun drüber. Nun ist leider das deutsche lyrische Theater überall erbärmlich: wer singen

und spielen kann, zieht sich zum italienischen, und Das mit Recht. Du glaubst selbst, es sei in München für unser gegenwärtiges Stück nichts zu tun. Das schadete aber im Grunde nichts: man könnte ein anderes machen!

Was sagst Du aber dazu: Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern — nur in Konzerten — einzelne Arien ohne Prätension produzieren, da er selbst ein trefflicher Klavierspieler ist. Sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen. Sollte sich empfehlen. Den Geschmack des Publici studieren. Mir seine Gedanken schreiben. Und ich könnte ihm alsdann (wenn ich besonders durch Deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effekt macht, genugsam unterrichtet wäre) ein Stück machen, das gewiß wirken sollte . . . Ein Ähnliches habe ich auf Wien mit ihm vor.

Du tust mir einen wesentlichen Dienst, wenn Du ihm auch Freunde vorbereitest und Dich um die Verhältnisse des Virtuosen Weber erkundigst, damit er in ein bekanntes Land komme. Setze gelegentlich Punkte auf, die ihm zur Instruktion dienen können, damit Alles leichter und geschwinder gehe. Welches ist die beste Jahreszeit? Wieviel braucht er wohl, um ein Vierteljahr zu existieren?

Das ist's, was mir jetzo sehr am Herzen liegt. Hilf mir es ausführen!

Goethe hatte seit neun oder zehn Jahren dem ganzen deutschen Publikum den Rücken gewandt; jetzt auf einmal wollte er die Theaterfreunde zu Wien und München nach ihrem Gusto bedienen, um seinen Liebling Kayser zu einem berühmten Tonsetzer zu machen!

Namentlich unterließ er es auch nicht, den von Natur ängstlichen Musiker durch Lobsprüche zu kräftigen. So, als er die Noten zum zweiten Akt erhalten hatte:

Ich möchte Ihnen, lieber Kayser, recht oft und viel sagen, wie sehr uns Ihre Komposition Vergnügen macht. Ich gehe

sie nun mit den Sängern durch, und es gehen ihnen auch Lichter auf; sie haben Freude daran ...

In diesem Jahre hörte Goethe zum ersten Male ein Bühnenwerk des Musikers Mozart, den er einst als Virtuosen-Knaben in Frankfurt gesehen; es war die ‚Entführung aus dem Serail'. In der ersten Aufführung ward nur mittelmäßig gespielt; Goethe fand den Text sehr schlecht und auch die Musik wollte ihm nicht ein. Das zweite Mal war das Spiel so schlecht, daß er das Ende nicht abwarten mochte. Aber da sich das Lob der Musik bei den Kennern erhielt, so wagte sich Goethe noch einmal hinein; es war die fünfte Aufführung. Nun ging es recht brav von statten; Goethe suchte den elenden Text zu vergessen, erfreute sich am Gesang und begriff den Beifall der Übrigen. Aber es kam ihm kein Gedanke, daß dieser Mozart auch sein Komponist werden könnte; er war viel zu verbunden mit dem schüchternen Christoph Kayser, der an seiner Hand aufsteigen sollte.

Christoph Kayser
Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten

Inzwischen zweifelt Kayser wieder, ob seine Leistung auch genüge. Goethe feuerte ihn also wiederum an.

Über Ihren zweiten Akt ist nur eine Stimme: man wünscht nichts Anders und nichts Bessers. Möchten Sie hören, was Herder darüber sagt, der mir unter allen nahen Musikfreunden der werteste und zuverlässigste ist! Auch verschaff' ich Ihnen seine Gedanken schriftlich, wenn er einst das Ganze gehört hat. Er kann Ihnen mehr sagen als ich; er ist eine musikalischere Natur als ich. Der erste Akt ist ihm und Andern problematischer; er hat ihn aber auch nur einmal gehört ...

Wieland, den ich bei solchen Proben nicht gern sehe, kam zufällig dazu. Der erste Akt wollte ihm nicht zu Halse; beim zweiten kam er, ohne daß ein Mensch ein Wort sagte, so zurück, daß er ganz und gar aufs höchste davon eingenommen ward. Auch von ihm sollen Sie, wenn das Werk fertig ist, ein schriftlich Wort haben. Sonst hat niemand Bedeutendes, außer Herrn v. Einsiedel, die Musik gehört; auch er fand, wie ich, den ersten Akt gefällig und angenehm, wenn auch in einem andern Geschmack wie den zweiten, den er höchlich preist. Die Musici gelten bei mir am wenigsten; es ist Nichts beschränkter als ein mittelmäßiger Artiste, besonders ein Musikus, der nur ausführen sollte und verführt wird, selbst zu komponieren. Doch sind sie das nächste Publikum und nicht zu verachten.

Dem Dichter war jetzt aber das Bedenkliche an seinem Texte vor die Seele getreten. Nur drei Personen vier Akte hindurch! Was für ausdauernde und gefällige Darsteller mußten Das sein! Und wenn sie auch ihre Sache noch so gut machten: sie führten nur Habgierige und Schelme vor, die in uns kein Mitgefühl, keine Neigung erwecken.

Daran war bei diesem Stücke nichts mehr zu ändern; aber der Operettendichter war jetzt im Zuge; er konnte jetzt schon einen neuen und besseren Plan sich ausdenken. Er mußte nur die Bedürfnisse der Operettenbühne oder, wie man damals sagte: des lyrischen Theaters, noch immer klarer erkennen. Er wünschte sich auch dabei Kaysers beständige Teilnahme.

Sie sehen an unserm Stück, wo ich hinaus will. Sie können, wenn Sie es mit ‚Erwin', mit ‚Claudinen' zusammenhalten, sehen und urteilen, wie ich zugeruckt bin und wie ich über diese Art Kunstwerke denke. Auch bei diesem letzten habe ich wieder gelernt und ich wünsche sehr, von Ihnen auch hierüber zu hören. Ich habe schon wieder eine neue [Oper] zu sieben Personen angefangen: also tun Sie bald dazu, ehe ich fortfahre. In dieser werde ich auch für die Rührung sorgen, welche die Darstellung der Zärtlichkeit so leicht erregt und wonach das gemeine Publikum so sehr sich sehnt . . .

Meine sieben Personen und ihr Wesen durcheinander unterhalten mich manchmal, besonders wenn ich zu Pferde Tagereise machen muß und unterwegs nichts Klügeres zu denken habe. Einigen geschmackvollen Personen habe ich den Plan vorgelegt und ich kann Beifall hoffen. Jetzt, da ich Ihre Probe habe, macht mir das lyrische Theater mehr Mut. Könnte ich nur um Ihretwillen meine Sprache zur italienischen umschaffen, damit ich Sie schneller ins große Publikum brächte!

*

Die Aussicht, daß er durch den Komponisten Kayser wieder vor das Publikum kommen könnte, freute ihn; ganz gegen seinen Wunsch aber war es, daß ihm sein Freund Jacobi diesen Dienst, ohne zu fragen, erwies. Jacobi ließ nämlich in diesem Jahre seine an Moses Mendelssohn gerichteten Briefe ‚über die Lehre des Spinoza' drucken und setzte vornan Goethes Gedicht ‚Das Göttliche': „Edel sei der Mensch . . ." mit des Autors Namen; bisher war es nicht gedruckt, sondern nur den wenigen Lesern des ‚Tiefurter Journals' bekannt geworden. Im Texte erzählte er aber auch, daß er im Juli 1779 bei Lessing in Wolfenbüttel diesem ein handschriftliches Gedicht gezeigt habe mit den Worten:

„Sie haben so manches Ärgernis gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." Lessing habe das Gedicht aber ganz ruhig und zustimmend gelesen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich" habe er gesagt, und dann sei das Gespräch über Spinoza entstanden, in dem Lessing sich zur Alleinslehre bekannt habe. Das Gedicht, um das es sich hier handelte, ließ Jacobi in seinem Buche auf einem besonderen Blatte drucken; es war Goethes Prometheus-Ode: ‚Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst . . .' Den Namen des Dichters nannte er nicht; aber es gehörte kein besonderer Scharfsinn zu dem Schlusse, daß beide Oden denselben Verfasser haben möchten. Nun lenkte Jacobi in seinem Büchlein aber die Aufmerksamkeit der Leser noch mehr auf das Gotteslästerliche dieser Verse, nämlich durch folgende Anmerkung für Leser, Buchbinder und Polizei:

Das Gedicht Prometheus wird zwischen S. 48 und 49 eingeheftet. Es ist besonders gedruckt worden, damit Jedweder, der es in seinem Exemplare lieber nicht hätte, es nicht darin zu haben braucht. Noch eine Rücksicht hat mich diesen Weg einschlagen lassen. Es wäre nicht ganz unmöglich, daß an diesem oder jenem Orte meine Schrift des Prometheus wegen konfisziert würde. Ich hoffe, man wird an solchen Orten sich begnügen, das strafbare besondere Blatt allein aus dem Wege zu räumen . . .

Dem Geheimen Rate v. Goethe konnte es nicht angenehm sein, seine alten Verse, die nun schon ein Dutzend Jahre ruhten, gerade auf diese Weise vor die Welt treten zu sehen. Er fand es einen tollen Streich Jacobis und dachte vielleicht, nun sei seine eigene Ettersburger Unbedachtsamkeit gegen diesen Freund ganz quitt. Herder

urteilte, es sei lustig, daß Goethe mit Lessing auf denselben Scheiterhaufen komme. Als aber Mendelssohn öffentlich auf Jacobis Schrift antwortete, da warf er diese Prometheus-Ode als eine Armseligkeit abenteuerlichen Inhalts verächtlich beiseite.

Goethe mochte von dem neuen Sokrates in Berlin ebenso wenig wissen, wie dieser von ihm; den „jüdischen Pfiffen" gegenüber fühlte er sich zu Jacobi gehörig. Aber wenn sie unter sich waren, so erklärten sich Goethe und Herder denn doch viel mehr für Spinoza, als Jacobi es tat. Herder wie ein Philosoph von Fach, Goethe nur als Liebhaber. Er hatte nicht die Geduld, sich lange mit Abstraktem und Deduktionen zu beschäftigen, und das mathematische Verfahren des Spinoza sagte gerade ihm nicht zu; er las also die Werke dieses Mannes immer nur bruchstückweise, niemals mit Ausdauer; also kam er nicht dazu, das ganze Lehrgebäude deutlich zu überblicken. „Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht." „Aber", fuhr er fort: „wenn ich hineinsehe, glaub ich ihn zu verstehen; Das heißt: er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." Ja, sagte er ein ander

Herzogin Luise von Sachsen-Weimar
Original im Goethe-National-Museum zu Weimar

Mal, wenn er ein Buch vorzeigen solle, das mit seinen Überzeugungen am besten zusammenstimme, so müsse er Spinozas ‚Ethik' nennen. Namentlich gab er nicht zu, daß der Spinozismus auf Atheismus hinauslaufe; ihm war es nur eine andere Art der Gottesverehrung, und zwar seine eigene Art, diejenige des Naturforschers. In diesem Punkte fühlte er einen großen Gegensatz zu seinem geliebten Fritz. Viel sei an ihm zu beneiden, schrieb er diesem im Scherze; „dagegen hat Dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde."

Das Wort Physik bedeutete damals die gesamte Naturwissenschaft, und mit dieser Gesamtheit bekam Goethe es je länger, je mehr zu tun. Nicht bloß seine Sammlungen wuchsen, es kam auch ein Instrument und Gerät zum andern. Neue Thermo- und Barometer wurden vom „Nordhäuser Wetterpropheten" bezogen, denn Goethe war auch der Meteorologie schon sehr ergeben. Ein Mikroskop besaß er bereits, aber er wünschte sich das beste, wovon er gehört hatte, und Herzogin Luise ließ es ihm durch Frau v. Stein, Knebel und Loder besorgen. Um die Sterne durch ein recht gutes Fernrohr zu sehen, mußte er einstweilen noch den Mathematiker Lossius besuchen, der eins besaß. Ein chemisches Laboratorium hatte sich der Bergrat August v. Einsiedel in Oberweimar eingerichtet, wo er einige Zeit gewohnt hatte; als dieser sonderbare Mann seinen Weg weiter nahm, standen seine Chemikalien, Apparate, Instrumente und Bücher zum Verkauf, und Goethe

schrieb dem Herzog, daß man um den Preis von 100 Talern eine sehr gute Akquisition machen werde. Goethe wollte zuerst diese Sachen selber benutzen, um seine mineralogischen Ideen aufzuklären und sich zum Hüttenwesen vorzubereiten; man dachte sich dies Laboratorium aber auch als einen Anfang für Jena, wo man künftig einen Lehrstuhl für die immer wichtiger erscheinende Wissenschaft der Chemie nicht entbehren konnte. In der Weimarischen Hofapotheke des Dr. Buchholz stand ein tüchtiger Provisor, ein Mann von dreißig Jahren namens Göttling, der bereits eine Schrift über pharmazeutisch-chemische Operationen herausgegeben hatte; ihn gedachte der Herzog zu einem Professor der Chemie ausbilden zu lassen und sandte ihn einstweilen nach Göttingen, um Medizin zu studieren.

Auf seine eigene Weise kam Goethe jetzt in die Botanik hinein. Er hatte sich in Weimar und auf den vielen Reisen allmählich eine gute Pflanzenkenntnis erworben: als Besitzer eines eigenen Gartens, als Gehilfe bei den Parkanlagen des Herzogs, als Freund der Forstmänner, als Beobachter der in den Gebirgen streifenden Kräutermänner und -Weiber und auch als guter Bekannter des vorhin genannten emsig forschenden Apothekers. Er hatte auch schon eine Liebhaberei für botanische Einzelheiten gewonnen, für die Moose, die Gentianen, die Schwämme, von denen er die wohlschmeckendsten zuweilen für seine Freundin sammelte. Aber die Wissenschaft der Botanik oder auch ihr anerkannter Beherrscher Linné sagte ihm nicht zu: dies künstliche System, in dem alle Pflanzen nach äußerlichen Merkmalen eingeordnet waren und das von den Kennern

vornehmlich ein großes Gedächtniswissen verlangte. Linné hatte die Mikroskopiker und Physiologen als Dilettanten bezeichnet; zu den noch übrig gebliebenen Dilettanten schlug sich Goethe mit Lust. Ein kürzlich verstorbener fränkischer Edelmann, v. Gleichen genannt Rußwurm, war ein solcher gelehrter Liebhaber gewesen; er hatte nach überstandenen Kriegsdiensten sich den Beobachtungen der Natur gewidmet und mit dem Mikroskop neben den Stubenfliegen, Blattläusen und allerlei Insekten auch die Blüten und Früchte genau untersucht und darüber geschrieben. Dessen Berichte las Goethe mit Vergnügen, und da er nun selber ein vortreffliches Mikroskop besaß, so ergriff ihn die Lust, das Aufkeimen der verschiedensten Samen zu beobachten. Auf einem Tischchen häufte er feuchte Erde, in der sich die Samenkörner unter seinen Augen entwickeln mußten. Auf das Werden kam es ihm auch in dieser neuen Wissenschaft an; wenn er die Naturkräfte bei der Arbeit sah, fühlte er sich der Gottheit näher. Wenn er dann nach Jena kam, konnte er über diese Dinge mit Knebeln reden, der ihm recht bereitwillig in jedem neuen Fache als sein Schüler folgte; oder er unterhielt sich mit seinem andern Hausgenossen in dem dortigen Schlosse, dem alten Büttner, der als „Enzyklopädisches Diktionär" auch in allen Naturwissenschaften beschlagen war. „Wir haben Kokosnüsse seziert" schrieb Goethe seiner Freundin aus Jena heim, „und die Anfänge dieses merkwürdigen Baumes untersucht; ich freue mich immer, so oft mir jede Erfahrung bestärkt, daß ich auf dem rechten Wege bin". Schon hatte Goethe Lust, eine Abhandlung über den Samen

zu schreiben, wenn auch nur für sich und für die nächsten Freunde. Er glaubte gar hübsche Entdeckungen und Kombinationen gemacht zu haben, „die Manches berichtigen und aufklären". Aber wohin damit? fragte er Freund Merck. Und woher die Zeit nehmen, Alles gehörig auszuarbeiten? Als er im Spätjahr eine Abhandlung las über die Blüten, die wieder neue Blüten aus ihrer Mitte hervortreiben, seufzte er: „Wer doch neben so vielem Andren auch ein Botanikus sein könnte!" „Wer doch nur einen aparten Kopf für die Wissenschaften hätte!"

In der Mineralogie und Geologie war ihm Freund Knebel jetzt ein Schatz, nämlich als ein geduldiger Zuhörer, anregender Fragesteller, angenehmer Begleiter auf Wanderungen und Gehilfe beim Sammeln. Nicht nur nach Ilmenau ging Knebel zum Steinesammeln mit, diesmal auf einem neuen Wege durch das Saale-Tal, sondern auch ins Fichtelgebirge und nach Böhmen; bald darauf konnte er gar aus Bayern und Tirol von eigenen Funden berichten.

Zuweilen schrieb Goethe auch wieder an seiner Gebirgslehre: es mußten wohl kleine Bruchstücke bleiben!

Seine Abhandlung über den Zwischenkiefer war nun an die paar Fachleute, auf die es ankam, abgesandt. Sie beeilten sich keineswegs, ihm Recht zu geben. „Von Sömmering habe ich einen sehr leichten Brief; er will mir's gar ausreden": so berichtete Goethe an Merck, aus dessen lobenden Zeilen er doch auch erkennen konnte, daß Dieser gleichfalls noch nicht überzeugt war. Diesen Freund gedachte er völlig zu bekehren, indem er ihm eine obere Kinnlade vom Menschen und vom Walroß schickte, das dem Menschen in dieser Hinsicht am ähnlichsten ist, und ihn bat, seine anderen Schädel, besonders auch Affenschädel, zu vergleichen. Aber die Mühe war umsonst. Merck hatte bereits im Januar an Camper in einem Tone geschrieben, daß Dieser annehmen mußte, der Herr v. Goethe brauche nicht ernst genommen zu werden, und im Januar wusch Merck sich noch einmal vor Camper die Hände rein.

Vermutlich wird Ihnen Graf Kallenberg oder mein Freund Job die Abhandlung des Herrn Goethe jetzt überbracht haben. Obgleich Sie über sein System lachen werden, müssen Sie doch finden, daß Alles gut gezeichnet ist. Wenn er nicht in mich gedrungen hätte, es Ihnen zu senden, so würde ich es nicht gewagt haben. Immerhin scheint mir dieser Forschungstrieb bei einem Weltmanne, der in einer Menge von Geschäften lebt und, was noch schlimmer, ein sehr berühmter Dichter gewesen ist, merkwürdig.

Camper las Goethes Arbeit sorgfältig und gab zu, daß das Walroß einen Zwischenkiefer habe, was man bisher nicht gesehen hatte; aber am Menschen konnte er ihn auch nach diesen neuesten Ausführungen nicht erkennen, auch nicht bei Embryonen und kleinen Kindern. Und Blumenbach erklärte sich gleichfalls gegen Goethes Behauptung.

Vor kurzem hatte Goethe noch geträumt, er könnte alle Knochen des Kopfes auf die gleiche Weise behandeln und so sich in der vergleichenden Anatomie ein „Winkelchen" begründen. Diese Wissenschaft stand in den allerersten Anfängen; ja, Goethes Betrachtung des einen Knöchelchens durch das ganze Tierreich war

noch einzig in ihrer Art. Aber kein Willkommen ertönte in den Hallen der Wissenschaft! Das war seine erste üble Erfahrung mit den Fachgelehrten. Fast hätte er an seinen eigenen fünf Sinnen und seiner Denkkraft zweifeln können. Der Zufall aber wollte, daß er jetzt von einem Aufsatze Kenntnis erhielt, den der Pariser Arzt und Anatom Felix Vicq d'Azyr im ‚Journal de Paris' veröffentlichte. Dieser hatte schon 1780 den menschlichen Zwischenkiefer bemerkt und wiederholte jetzt seine Behauptung. Also handelte es sich doch nicht um den Wahn eines Einzigen.

*

Nicht zum wenigsten lieben wir die Wissenschaften, weil eine Beruhigung, ein Wohlbefinden von ihnen ausgeht. Was wir erforschen wollen, wird zwar von unsern Meinungen vielfach umnebelt und verdüstert; manchmal scheint es zu schwanken und bleibt dennoch etwas Festes und Zuverlässiges: „Die Konsequenz der Natur tröstet schön über die Inkonsequenz der Menschen" schrieb Goethe im Frühjahr 1785 an Knebel. Damals hatte er Ursache, die politischen Sorgen hinter sich zu werfen; die Flucht aus der Politik zur Wissenschaft ist ein Heilmittel, wie es die Flucht aus dem Leben zur Kunst ist.

Wir erinnern uns, daß der kleine Beherrscher von Zweibrücken über das Schicksal Bayerns, Österreichs, Deutschlands und Europas zu bestimmen hatte. Ein russischer Botschafter erschien bei ihm; er solle den Vorschlag Kaiser Josephs und damit unter Verzicht auf Bayern eine Million Gulden und die Anwartschaft

Karl von Knebel
Nach einer Büste im Wittumspalais

Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha
Nach einer Silberstiftzeichnung im Museum zu Gotha

auf das künftige Königreich Burgund annehmen; wenn er sich weigere, werde die Sache trotzdem vor sich gehen. Aber dieser Karl von Zweibrücken beugte sich dem Willen von Österreich, Rußland und Frankreich nicht; er bestand auf seinem Rechte und erbat Hilfe vom König von Preußen. Diejenigen kleinen Fürsten, die bereits gegen Österreich mißtrauisch gewesen waren, fühlten sich jetzt in diesem Zweibrücker bedroht; Einige glaubten, es müsse nun zum Kriege für die deutsche Freiheit, nämlich für die alte Verfassung und ihre Kleinfürsten-Rechte, kommen; im Geiste sahen sie sich schon in den Kampf ziehen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig an ihrer Spitze. Selbst der sanfte Herzog von Gotha schrieb an Karl August: „Ich beharre fest und stehe auf der Meinung, daß Wir deutsche Fürsten eine armée auf die Beine stellen müssen, um unsere Länder, unsere Personen vor dem Joche des Josephs zu sichern. Niemand anders als Ihr Herr oncle, der regierende Herzog von Brauschweig, darf sie kommandieren, und ich werde mir's zur Ehre rechnen, unter seiner Anführung zu dienen". Dem guten Herrn in Gotha war jetzt gerade seine geliebte Auguste Schneider gestorben, vielleicht mochte er auch deshalb gern in den Krieg ziehen. „Noch fließt deutsches Blut in meinen Adern", schrieb er weiter, „und gern werde ich's fürs Vaterland vergießen, auch lieber unter den Trümmern der Reichsverfassung mein Grab suchen und finden, als mich kleinmütiger Weise unter ein schändliches Joch schmiegen". Erst recht freute sich Karl August auf diesen Krieg. Das versprach doch mehr als die ewigen Hasenjagden!

Goethe war in die Verhandlungen der kleinen Fürsten eingeweiht, denn wegen ihrer Heimlichkeit mußte er selber zuweilen den deutschen oder französischen Sekretär machen. Knebel wußte auch davon und war gar nicht einverstanden. Obwohl er jetzt von Karl Augusts Gnaden Major hieß, war gerade ihm alles Kriegerische und Soldatische verhaßt. Auf seine Glossen antwortete Goethe den 2ten April:

Die Kriegslust, die wie eine Art von Krätze unsern Prinzen[1]) unter der Haut sitzt, fatigiert mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist's, als wenn ich mit ihnen träumte.

Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug! Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf andrer Unkosten machen möchten.

Das kluge Betragen der Großen: König Friedrich machte durch seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Görtz, den ehemaligen weimarischen Oberhofmeister, auf gewisse Verträge aufmerksam, und erinnerte auch in Paris daran, daß sich Frankreich gleichfalls für den Teschener Frieden und die Aufrechterhaltung der deutschen Verfassung verbürgt hatte. Sogleich ließen nun Katharina die Zweite und Ludwig der Sechzehnte erklären, daß sie gar nicht daran dächten, den Herzog von Zweibrücken zu vergewaltigen; nun sah auch Österreich, daß die Gelegenheit verpaßt war, und wollte den Tausch nur gewünscht haben, wenn er auch dem andern Teil vorteilhaft dünke. Unterdessen

[1]) Prinzen, princes: Fürsten.

hatte aber auch der alte König von Preußen die Fürstenbunds-Sache selber in die Hand genommen; er verband sich mit Hannover und Kursachsen durch feierliche Verträge zum Schutz des deutschen Reichssystems; allen übrigen deutschen Fürsten wurde der Anschluß an diesen Bund angeboten, und die meisten traten auch bei. Der nächste Zweck des neuen Bundes war schon erreicht, ehe die Unterschriften vollzogen wurden: der König von Preußen hatte zum zweiten Male die Selbständigkeit Bayerns und damit das Gleichgewicht der deutschen Mächte gerettet. Sehr deutlich aber hatte sich erwiesen, daß der alte Reichsverband arbeitsunfähig geworden und daß ein Gegensatz zwischen dem deutschen Kaiser und dem Deutschen Reiche bestand. Über den Nutzen des neuen Fürstenbundes aber und die weiterhin einzunehmende Stellung zu Rußland, Frankreich und England gingen die Ansichten der deutschen Politiker auch im nördlichen und mittleren Deutschland sehr auseinander. Der Herzog von Braunschweig wünschte ein inniges Bündnis mit England, auch auf Kosten der französischen Freundschaft. Glücklich aber, wer bei diesen höchst strittigen Fragen abseits stehen konnte!

Goethe widerstrebte nicht gerade diesem neuen Fürstenbunde unter preußischer Führung, gab sich aber mit dieser hohen Politik nicht mehr ab, als er mußte. „Der Traktat selbst wird Ihnen sehr wohl gefallen haben", schrieb er dem gothaischen Minister v. Franckenberg, als die sächsischen Herzogtümer zum Beitritt eingeladen wurden; „es ist gut, daß es so weit ist. Es macht diese Verbindung gewiß Effekt und Epoche in

dem deutschen System; Alles wird Ernst machen, da man sieht, daß es Ernst ist". Sehr betrübend aber war für ihn die Erfahrung, die er bei dieser Gelegenheit stärker als bisher gemacht hatte: daß sein Herzog, Schüler und Freund keine Befriedigung darin fand, seinem eigenen Völkchen zu dienen und sein armes Land in die Höhe zu bringen, sondern außerdem und anderwärts Großes zu leisten begehrte, zunächst doch sicherlich auf Kosten seiner angeerbten Untertanen. Karl August wollte auch fernerhin seine besondere Rolle in dem preußisch-deutschen Bunde spielen und dachte namentlich daran, in dessen zukünftige Kriegsmacht einzutreten, nicht nur mit seinen weimarischen und eisenachischen zwei Bataillonen, sondern als Heerführer im Verband des hochberühmten preußischen Heeres. Man setzte um diese Zeit ganz große Hoffnungen auf den künftigen preußischen König, der seinen berühmten Oheim an Liebenswürdigkeit sehr übertraf; sogar davon war die Rede, daß Friedrich Wilhelm zum Deutschen Kaiser gewählt werden könne. Auf diesem großen Schiffe fuhr nun Karl August in die Zukunft; der weimarische Kahn schlenkerte nur noch nebenher. Der junge Fürst hörte also nicht auf die Mahnung, die sein Freund Goethe ihm zu seinem Geburtstage 1783 in Versen zugeflüstert hatte, auf die Mahnung zu solcher Kleinarbeit, wie Goethe selber sie in Ilmenau trieb.

Wenn Goethe über diese Entwicklung Karl Augusts ergrimmte oder trauerte, so hatte er drei Menschen, gegen die er sich frei aussprach, Herder, die Frau v. Stein und Knebel. Auch Knebel schrieb regelmäßig

an Frau v. Stein; in einem seiner Briefe, am 19ten April, sprach er sich über Goethes Stellung in Weimar aus. Würde der gemeinsame Freund auch unter den neuen Umständen darin ausharren? Welchen Sinn hatte es noch, daß er blieb? Ihm lag ja die Welt offen. Als Charlotte Das las, wurde sie von Angst ergriffen, daß Goethe nun von ihr gehen könnte, und schrieb ihm dies[1]. Er aber erwiderte: „Wir wollen immer zusammenbleiben, meine Liebe; darüber sei ohne Sorge!" Charlotte konnte nun dem braven Knebel ruhiger antworten:

Es ist sonderbar, daß eben, da ich Ihren Brief erhalte, ich still-traurig über denselben Gegenstand nachdachte, davon Sie mir schreiben. Aber leider ist's da auf der einen Seite, wo unser Freund die Hoffnung aufgegeben, Nichts zu ändern, weil Nichts zu hoffen ist und moralisch-unrichtiger Takt und Töne in unserm System herrschen. Aber als ein weiser Mann wird er sich's wohl mit der Zeit zurechtlegen.

Überdies geht unser Freund seinen ihm gehörigen Weg. Sie andern Philosophen wissen ja, daß gewisse notwendige Gesetze in der moralischen Natur so gut als in der physischen mit den Dingen verknüpft sind. So kann ein Verständiger, Edler, Großmütiger, Wohltätiger, Uneigennütziger keinen vergnüglichen Teil mit dieser Welt haben; oder wenn er ihn genießen will, so muß er seinen Himmel verlassen.... Nur ist es notwendig, daß, wenn einmal diese himmlischen Seelen durch Ämter mit den Menschenkindern gebunden sind, sie sich Dieses recht deutlich machen und immer in ihrem Herzen wiederholen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!

Auf diesem Weg müssen wir unserm Freund beistehen. —

[1] Wir haben weder diesen Brief noch Knebels Schreiben, sondern nur die Antworten.

Dazu war Knebel gern bereit, und Goethe ließ sich auch gern von diesem guten Menschen trösten. Er ging jetzt öfter nach Jena, nicht bloß, weil er dort nach den Wasser- und Wegebauten zu sehen hatte, und nicht bloß, um mit Loder, Büttner und Knebel Naturwissenschaften zu treiben. Karl v. Knebel brauchte Goethes Zuspruch, und Goethe sehnte sich auch zuweilen nach den Worten des weichen, hingebenden und philosophischen Freundes. In den letzten Tagen des April waren sie in Jena viel zusammen. „Ich danke Dir" schrieb Goethe nach der Heimkehr, „daß Du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in Dein Dasein verwebt bin; fern sei es von mir, solche Bande vorsätzlich zu trennen"! Und über seine eigene Not: „Wie gut es ist, vertraulich über seinen Zustand mit Freunden hin und wider reden! Ich ging mit viel freierem Mute von Dir weg und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte". Und nach einer Woche fügte er hinzu; „Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will".

Karl August wußte wohl Bescheid über das Ärgernis, das sein Freund an ihm nahm. Als er in diesem Sommer ins Pyrmonter Bad ging — aber wieder mit allerlei Umwegen zu politischen Zwecken — suchte er den Unzufriedenen mit dem üblichen Mittel des Herrn besser zu stimmen. „Der Herzog, der, wie bekannt, ein großer Freund von Gewissensreinigungen ist", schrieb Goethe seiner Geliebten, „hat mir vor seiner Abreise noch eine Besoldungszulage von 200 Talern gemacht und 40 Louisdor geschenkt auf die Karlsbader Reise". Solche Pflästerchen konnten Goethes Schmerzen

nicht heben; aber so weit war er doch auch nicht, daß er seine angefangenen Arbeiten aus der Hand fallen ließ.

Ilmenau, wo er im Juni vierzehn und im November vier Tage zubrachte, hatte mit jedem Jahre ein ernsthafteres Gesicht für ihn bekommen. Zwar zum Botanisieren und Schwämme-Trocknen fand sich dort auch Zeit, und in den dunkeln Stunden des Vorwinters beendigte er hier sogar das sechste Buch und damit den ersten Teil von seinem ‚Wilhelm Meister' — es war am 11ten November — aber den Tag über gab es recht viel Prosa zu bewältigen, zum Beispiel Streitigkeiten anzuhören, wie deren gerade in so kleinen Ortschaften und bei neuen Aufgaben zwischen den Angestellten reichlich entstehen. Da werden Diesem und Jenem die übelsten Dinge nachgesagt oder in's Gesicht vorgeworfen, so daß man sie alle zum Teufel jagen möchte, wenn man nur bessere Leute herbeiwinken könnte. Im Schachtbau war der Durchschlag zum Nassen Ort geschehen; nun bemühte man sich, durch einen andern Querschlag den Martinröder Stollen zu erreichen. Es war kaum noch möglich, aus der immer wachsenden Tiefe des Schachtes das Losgehauene mit Menschenkraft heraufzuwinden; ein Treibrad, das von Wasserkraft gedreht werden sollte, war also zu erbauen und darüber statt der bisherigen Kaue ein richtiges Treibhaus in zwei Stockwerken. Der Beschluß über die Zuführung eines Wassergrabens, der das Rad treiben konnte, war im vorigen Jahre geschehen: zunächst gab es allerdings noch Eigentumsfragen zu schlichten und auch Grenzschwierigkeiten mit gothaischen Nachbarn

zu ordnen. Im Sommer aber war die Arbeit im Gange. Als Goethe am achten November zu diesem Graben ging, hatte er die Freude, daß ihm die Wasser, die das Werk treiben sollten, zum ersten Male entgegenkamen.

Aber auch um das Ilmenauer Steuerwesen bekümmerte er sich in diesem Jahre wieder, denn ihm und seinem Bergwerks-Mitkommissar Voigt war auch darüber eine besondere Aufsicht übertragen. Sie hatten die letzte Entscheidung bei allen Beschwerden. Auch auf diesem Gebiete sahen sie ein gutes Fortschreiten; die alten Schulden wurden getilgt, die Steuerlast vermindert; bald konnte man an eine gerechtere Verteilung der auf den Grundstücken ruhenden direkten Steuern, also an eine neue Katastrierung, gehen. Der alte „Nagewurm", von dem Goethe soviel Schlimmes über die Beamten und Bürger von Ilmenau erfahren hatte, war nun nicht mehr da. Kraft war Ende März 1785 doch noch nach Jena gezogen, wo ihn Goethe zuerst hatte haben wollen, und dort war er am 23sten Juli an einem Schlaganfall gestorben und tot im Bette aufgefunden; sein Wohltäter war sein einziger Erbe, d. h. er durfte auch noch das Begräbnis bezahlen.

Im Ganzen war Goethe recht zufrieden, als er für dies Jahr aus Ilmenau schied. „Es geht gut, was ich angelegt habe, und wird jährlich besser. Wenn ich noch eine Zeit lang dauere und aushalte, dann kann es wieder eine Weile von selbst gehn."

Auch in der Kammer ging Alles seinen ordentlichen Gang. Eine neue Aufgabe setzte man sich: die Zerschlagung von gewissen großen Kammergütern zu

Bauernstellen. Ein schwieriges Geschäft, bei dem der Unkundige leicht Fehler macht, die dann nicht so bald wieder aufgehoben werden können. Im Darmstädtischen betrieb man es schon länger und besaß Erfahrungen; also bewog Goethe den Herzog, Beamte dahin zu senden, die sich dort über die Einzelheiten unterrichteten. Freund Merck war in solchen Dingen immer ein guter Ratgeber. Eine Hauptfrage war bei dieser neuen Landverteilung: welche Eigentumsform die bessere sei. Im Darmstädtischen gab man die aufgeteilten Güter als lebenslängliche Lehen für Mann und Frau weg, also ohne Kindeserbe, während man in Thüringen nur freies Eigentum oder Erblehen kannte.

So gingen im Lauf des Jahres dem fleißigen Beamten die verschiedensten Dinge durch den Kopf, und er hatte oft Berge von Akten vor sich. Als genialer Umstürzler war Goethe vor zehn Jahren nach Weimar gekommen: jetzt tat er seinen Dienst wie ein anderer Geheimer Rat. Er vertrug sich also auch vollkommen mit seinem vorgesetzten Kollegen, dem Herrn v. Fritsch, und mit den Kollegen Schnauß, Schmidt und Voigt. Schmidt: damit ist nicht mehr der Kanzler Karl Achatius gemeint, denn er war im vorigen Jahre gestorben, sondern Goethes Gartennachbar und Klopstocks Vetter Johann Christoph, der seit einiger Zeit mit zu den Mitgliedern des Geheimen Konsiliums gehörte. Zufällig hatten auch diese Kollegen ein liebendes Herz für Wissenschaften und Künste, und umgekehrt: auch Goethe war ein Pedant in Dienstsachen. Wenn der Herzog eine Neuerung vorhatte und zunächst die Gutachten seiner Räte einforderte, da

gab es nie einen auffälligen Unterschied zwischen Goethe und seinen Amtsgenossen. In diesem Jahre nahm der Herzog einmal besonderen Anstoß an dem altertümlichen und unförmlichen Kanzleistil, der dem Spotte aller klugen Leute so offen lag. Er wünschte, daß einfachere, menschlichere, neuzeitliche Formen geschaffen würden. Aber die alten Räte schüttelten den Kopf und baten um Beibehaltung des Gewohnten, gar nicht verhehlend, daß es für die Beamten am bequemsten sei, „in dem alten ausgetretenen Wege fortzuschlendern“. Und Goethe hielt gleichfalls eine Neuerung für mehr „schädlich als nützlich, indem sich an solche willkürlich scheinende Formen so mancherlei Verhältnisse anknüpfen, die nunmehr gerissen werden und sich doch eine andere Gestalt suchen müssen“. Er brachte ganz gute Gründe für das Alte vor und offenbarte doch zugleich, wie sehr der konservative Sinn in ihm gewachsen war:

Eine Kanzlei hat mit keinen Materialien zu tun, und wer nur Formen zu beobachten und zu bearbeiten hat. Dem ist ein wenig Pedantismus notwendig. Man tue die Pedanterie von einem Garnisondienste weg: was wird übrig bleiben? Ja, sollte das „VON GOTTES GNADEN“ nur als Übung der Kanzlisten in Fraktur- und Kanzleischrift beibehalten werden, so hätte es eine Absicht: Und ein großer Herr ist dem Anstande etwas schuldig. Er entscheidet so oft über Schicksale der Menschen: er nehme ihnen nicht durch eilige Expeditionen den Glauben an Gesetztheit der Ratschläge. Ordnung kann ohne proportionierte Geschwindigkeit nicht bestehen; Eile ist eine Feindin der Ordnung so gut als Zögern.

*

So war denn der Dichter Goethe mit sechsunddreißig Jahren ein ganz echter Geheimer Rat; „er ist nur an seinen schönen Augen aus dem großen Haufen auszufinden“ urteilte ein Frauenzimmer von ihm, die ihn diesen Sommer unter anderm vornehmen Volk sah. Er kränkelte ja auch wie andere Aktenherren und mußte zur Auffrischung ins Bad gehen. In diesem Jahre, 1785, tat er es zum ersten Male. In Weimar war auf einmal ein großer Ruhm der Karlsbader Quellen entstanden; Goethe war nur Einer von einem ganzen Trupp, der sich dort erneuern wollte.

Am 22sten Juni begab er sich zu Knebel, der wieder sein Reisegenosse sein wollte, wie erst kürzlich in Ilmenau; sie wollten unterwegs viel Stein- und Pflanzenkunde treiben und deshalb auch einen Umweg über das Fichtelgebirge zusammen machen.

Nachmittags spazierten sie auf dem Burgwege herum, als sie einen jungen Burschen daherkommen sahen, der Pflanzen im Arme und eine Botanisiertrommel auf dem Rücken trug. Sie hielten ihn an, fragten ihn nach seinen Pflanzen, und er benannte sie alle lateinisch und deutsch, wußte ihre Klasse und Ordnung nach Linné und kannte ihren Gebrauch in der Hauswirtschaft und Apotheke. Der siebzehnjährige Jüngling hieß Friedrich Gottlieb Dietrich und war Botaniker von Geburt; seine Familie, die in Ziegenhain wohnte, betrieb das Kräutersammeln von jeher als Broterwerb, und sein Großvater hatte durch einen Brief des großen Linnäus gleichsam den botanischen Adel bekommen. Goethe fand Gefallen an dem frischen Knaben und bewog ihn, gleich mit auf den Hausberg zu gehen, um dort die Merkwürdigkeiten zu

sammeln. Da fand sich denn auch viel Schönes: Federgras, Frauenschuh, Spinnen- und Fliegenorchis, das bleiche Vogelnest usw. Und schließlich fragte Goethe, ob der junge Mensch wohl Lust habe, ihn und seinen Freund nach dem Fichtelgebirge und Karlsbad zu begleiten, gleich morgen. Bei solcher Frage besinnt sich die Jugend nicht lange, und am andern Vormittage saß Dietrich auf dem Rücksitz der Reisekutsche, die um elf Uhr das alte Jena verließ. Auch ihre Bedienten hatten die beiden Herren bei sich.

Sie fuhren diesen Tag nur bis Neustadt an der Orla. Abends im Gasthofzimmer brachte Goethe ein Bildchen mit der Feder ins Reine, das er unterwegs mit Bleistift aufgefangen hatte; es war das Einfahrtstor des Herrn v. Schmerzing zu Hummelshain. Als dann aber auch Knebel sein Vergnügen haben und sich eine neue Pfeife Tabak anstecken wollte, bat ihn Goethe, es nicht zu tun: Der Tabaksrauch erhitze ihn zu sehr. Knebel wunderte sich, denn, wenn auch Goethe nicht selber rauchte, so lebte er doch so viel mit Karl August und andern Pfeifenfreunden, daß er abgehärtet sein mußte. Gleich danach zeigte es sich, daß es dem Freunde nicht ganz wohl war; mit Frost und mit einem krampfhaften Zustande, der ihm starken Schmerz erregte, mußte Goethe sich ins Bett legen. Offenbar hatte er einen Anfall seines alten Übels, das man wohl für gichtisch ansprechen konnte.

Am andern Morgen stand er zwar auf, aber nur, um sich aufs Kanapee zu legen. Reisefähig war er nicht. Knebel ging, die Steine der Nachbarschaft zu studieren; Goethen war das Pflaster des Städtchens

aufgefallen. Da kam ein Reisewagen von Jena her: Frau v. Seckendorff und Fräulein v. Ilten saßen darin, „Herr v. Knebel! Herr Major!" Als die Damen hörten, daß Goethe mit einem dicken Backen im Gasthause sitze, wollten sie ihn sehen und pflegen und bedauern, und so führte denn Knebel seine feinen Damen zum Gasthofe und ins Zimmer hinauf: die Nachbarn machten lange Hälse: war es ein bestelltes Zusammentreffen, ein Liebesroman? Die beiden schönen Damen hatten ihre Herzen unbesetzt. Karoline v. Ilten war die erste Flamme des Prinzen Konstantin gewesen, der sich jetzt als kursächsischer Obristleutnant in Merseburg und Naumburg zu Ehren zu bringen suchte. Frau v. Seckendorff war vor zehn Jahren das erste „Miesel", das Goethe in Weimar erblickte und mit seinem Reden und Augenstrahlen ein wenig trunken machte, Sophie v. Kalb hieß sie damals. Ihr Gatte war dann jener Siegmund v. Seckendorff gewesen, den wir als trefflichen Tonsetzer und unzufriedenen Hofmann kennen. Gewesen! Denn dieser Seckendorff hatte endlich einen bessern Platz gefunden; der König von Preußen hatte ihn zu seinem Gesandten beim fränkischen Kreise ernannt, und auch in Weimar war er mit einer besonderen Sendung in Sachen des Fürstenbundes erschienen: gleich danach aber war er in seiner fränkischen Heimat an seinem alten Lungenleiden plötzlich gestorben. Seine Frau habe er als seine größte Glückseligkeit erfunden, versicherte er in seinen letzten Stunden; jetzt war sie ein Vierteljahr lang Witwe, machte sich mit dem kranken Goethe zu schaffen und umwarb ihn so liebenswürdig, daß er wirklich seine Schmerzen vergaß und mit den Andern

lachte und scherzte. Sie band ihm ein schönes rotgestreiftes Taschentuch um den Kopf und bat ihn, es zu behalten; sie legte sich sogar auf das Kanapee, auf den Sitz des Kranken, hüllte sich in seinen Mantel und war überhaupt anmutig. Die Damen aßen zu Mittag mit ihren unterwegs so glücklich eroberten Herren und ließen sich auch das gemeinsame Teetrinken nicht nehmen. Dann mochten sie aber doch sehen, daß Goethe sie nicht länger brauchen konnte, ließen anspannen und fuhren den Abend noch nach Schleiz. Knebel aber ging mit einem Maurer des Orts und dem jungen Botaniker noch den merkwürdigen Steinen nach, von denen vorhin die Rede war. Goethe erklärte sie nämlich für Lava, also müsse hier ein vulkanisches Gebiet sein, und der Freund mußte es statt Goethe entdecken. Der Maurer führte ihn zu einem Basaltberg, eine Viertelstunde von der Stadt, und Knebel guckte auch bald auf den Krater dieses Vulkans, nämlich auf einen Teich, der wohl der Krater gewesen sein konnte. Das waren Neuigkeiten für Goethe!

Am andern Morgen ging Knebel wieder auf die Steinjagd, und mit großem Erfolg, denn er fand einen alten Schacht, wo Vielerlei herumlag. Goethe mußte an diesem Tage das Bett hüten und die nächsten Tage auch. Knebel schrieb an Loder, ob er nicht herüberkommen und nach dem Kranken sehen wolle, und als Madame Paulsen aus Jena vorüberfuhr, die sich auch ins Karlsbad begab, ließ er sie einen Brief an Frau v. Stein mitnehmen, daß ihre Ankunft dort sich verzögern werde. Auch aus der Nachbarschaft kam Damenbesuch zu dem Kranken hinauf: Frau v. Hendrich und

Fräulein v. Staff, die mit ihm von Weimar her bekannt waren. Am meisten aber unterhielt sich Goethe, soweit sein Zustand gestattete, mit Shakespeares ‚Hamlet'. Es lag in seinem Plan, seinen Wilhelm Meister ausführlich darüber reden zu lassen; jetzt hatte er Zeit, das Stück durchzudenken, und Knebel war ein guter Zuhörer, wenn er durch Aussprechen selber größere Klarheit suchte. Dieser Freund blieb heiter. „Unsere Reise konnte nicht ganz gut ablaufen" sagte er, „sie war zu vorsichtig und klug ausgedacht."

Am andern Vormittage erschien Loder. Der alte Büttner begleitete ihn, und als Loder sein Sprüchlein hergesagt hatte, stiegen sie zusammen — aber ohne den bettlägerigen Goethe — zu den Basaltbergen. Nachher unterhielt sich Goethe mit mikroskopischen Beobachtungen und schrieb auch selber noch an Frau v. Stein in Karlsbad:

> Leider sind wir noch hier und verpassen die schönen Tage. Du kannst denken, wie weh es uns anfangs tat, die so lang gesparten und so glücklich herbeigekommenen Stunden so schlecht zuzubringen. Es war ein Übel, jenem im Winter ähnlich, nur nicht so stark, noch so schmerzhaft. Jetzt ist es meist vorbei, der Backen nur noch geschwollen ... Loder war heute hier und hat mir allerlei zurückgelassen, das weiter helfen soll. Bis hierher habe ich selbst gepfuscht.

Aber auch in doloribus schrieb er der Freundin die gewohnten Süßigkeiten: „Wenn ich Dich nur wohl antreffe" und er spielte auf sein neuestes Liedchen an: „Ach, wer die Sehnsucht kennt ..." Aber auch der geliebten Naturwissenschaft gedachte er zwischen den Zärtlichkeiten: „Mein Mikroskop bring' ich mit. Es ist die beste Zeit, die Tänze der Infusionstierchen zu

sehen; sie haben mir schon großes Vergnügen gemacht." Diese Aufguß-Erzeugnisse wurden erst seit kurzem von den Naturforschern beachtet; man wußte noch nicht, ob sie als Tierchen vom Pflanzenreich zu trennen seien und ob sie als Urzeugung oder wie sonst entständen. Goethe gewann sie, indem er trockenes Heu in Wasser warf und einige Tage stehen ließ. Er beobachtete diese Urtiere sehr aufmerksam unter dem Mikroskop und zeichnete manche Arten sauber auf. So gehörte er zu den ersten Kennern dieser wichtigen Rätselwesen.

Am 28sten Juni fühlte er sich etwas besser und konnte mit Knebel zu Steingruben wandern. An Ort und Stelle verwarf er die schöne Vulkantheorie und erklärte, das rätselhafte schwarze Gestein sei keineswegs basaltisch, sondern eine besondere Art Tonschiefer.

Charlotte von Stein
Schattenriß aus Knebels Nachlaß

Am nächsten Tage fuhren sie über Schleiz und Gefell nach Hof, immer auf die geologischen, mineralogischen und botanischen Verhältnisse höchst aufmerksam. Auch der junge Dietrich hatte das Recht, dem Kutscher ein Halt zuzurufen, wenn er eine Kostbarkeit aus seinem Gebiete zu sehen glaubte. Dann sprang er ab, holte das Merkwürdigste herbei, gab es dem Herrn v. Knebel, der die Pflanzen hielt, während Goethe Linnés Systema vegetabilium auf dem Schoße hatte, darin die Arten aufsuchte und ihre Beschreibungen nachlas. Das Städtchen

Hof gefiel Goethen; Knebel kannte es schon von früher. Es war da Gewerb, Leben und Wirtschaft unter den Menschen, und man bekam Vieles leicht, was in den thüringischen Städten nur mühsam zu erlangen war. Was für ein Gewimmel auf dem Markte, als sie morgens aus ihrem Gasthofe heraustraten!

Am 30sten Juni fuhren sie vormittags bis Marktleuthen: ein gutes, starkes Bier erlabte sie bei einem vortrefflichen Essen, und in den Bezirk des geliebten Granits waren sie nun auch vorgedrungen. Jetzt ging's höher hinauf ins Fichtelgebirge. Um Fünf langten sie in Wunsiedel an: diese Bergstadt hatten sie sich romantischer vorgestellt. Nach kurzem Ausruhen führte sie ihr Wirt auf den Katharinenberg, und sie genossen die Aussicht. Man sah neben der Luchsburg ein Gut des Bayreuthischen Ministers v. Seckendorf, Sichersreuth, und unsere Freunde gaben der Lust nach und wanderten noch dahin; spät und müde kehrten sie heim.

Am 1sten Juli gab es eine tüchtige Bergwanderung: von acht Uhr früh bis zehn Uhr abends. Über Leupoldsdorf ging es hinauf zum Seeberg, einem Vorberge des Ochsenkopfs. Ihr eigentlich Ziel hier war die Zinnwäsche droben. Goethe hatte die Gewinnung des Zinns noch nicht gesehen; hier konnte er zuschauen, wie die Arbeiter die feinen Zinnkörner, die man zumeist mit bloßen Augen nicht erkennen kann, dazu zwingen, sich bei der Wäsche zu Boden zu setzen und liegen zu bleiben. Ein kleiner Bach, den sie nach ihrem Bedürfnis über den Ton hinunterfallen lassen, leistete die halbe Arbeit. Zur Quelle dieses Bächleins gingen unsere Freunde und tranken das schmackhafte Wasser

sehen; sie haben mir schon großes Vergnügen gemacht." Diese Aufguß-Erzeugnisse wurden erst seit kurzem von den Naturforschern beachtet; man wußte noch nicht, ob sie als Tierchen vom Pflanzenreich zu trennen seien und ob sie als Urzeugung oder wie sonst entständen. Goethe gewann sie, indem er trockenes Heu in Wasser warf und einige Tage stehen ließ. Er beobachtete diese Urtiere sehr aufmerksam unter dem Mikroskop und zeichnete manche Arten sauber auf. So gehörte er zu den ersten Kennern dieser wichtigen Rätselwesen.

Am 28sten Juni fühlte er sich etwas besser und konnte mit Knebel zu Steingruben wandern. An Ort und Stelle verwarf er die schöne Vulkantheorie und erklärte, das rätselhafte schwarze Gestein sei keineswegs basaltisch, sondern eine besondere Art Tonschiefer.

Charlotte von Stein
Schattenriß aus Knebels Nachlaß

Am nächsten Tage fuhren sie über Schleiz und Gefell nach Hof, immer auf die geologischen, mineralogischen und botanischen Verhältnisse höchst aufmerksam. Auch der junge Dietrich hatte das Recht, dem Kutscher ein Halt zuzurufen, wenn er eine Kostbarkeit aus seinem Gebiete zu sehen glaubte. Dann sprang er ab, holte das Merkwürdigste herbei, gab es dem Herrn v. Knebel, der die Pflanzen hielt, während Goethe Linnés Systema vegetabilium auf dem Schoße hatte, darin die Arten aufsuchte und ihre Beschreibungen nachlas. Das Städtchen

Hof gefiel Goethen; Knebel kannte es schon von früher. Es war da Gewerb, Leben und Wirtschaft unter den Menschen, und man bekam Vieles leicht, was in den thüringischen Städten nur mühsam zu erlangen war. Was für ein Gewimmel auf dem Markte, als sie morgens aus ihrem Gasthofe heraustraten!

Am 30sten Juni fuhren sie vormittags bis Marktleuthen: ein gutes, starkes Bier erlabte sie bei einem vortrefflichen Essen, und in den Bezirk des geliebten Granits waren sie nun auch vorgedrungen. Jetzt ging's höher hinauf ins Fichtelgebirge. Um Fünf langten sie in Wunsiedel an: diese Bergstadt hatten sie sich romantischer vorgestellt. Nach kurzem Ausruhen führte sie ihr Wirt auf den Katharinenberg, und sie genossen die Aussicht. Man sah neben der Luchsburg ein Gut des Bayreuthischen Ministers v. Seckendorf, Sichersreuth, und unsere Freunde gaben der Lust nach und wanderten noch dahin; spät und müde kehrten sie heim.

Am 1sten Juli gab es eine tüchtige Bergwanderung: von acht Uhr früh bis zehn Uhr abends. Über Leupoldsdorf ging es hinauf zum Seeberg, einem Vorberge des Ochsenkopfs. Ihr eigentlich Ziel hier war die Zinnwäsche droben. Goethe hatte die Gewinnung des Zinns noch nicht gesehen; hier konnte er zuschauen, wie die Arbeiter die feinen Zinnkörner, die man zumeist mit bloßen Augen nicht erkennen kann, dazu zwingen, sich bei der Wäsche zu Boden zu setzen und liegen zu bleiben. Ein kleiner Bach, den sie nach ihrem Bedürfnis über den Ton hinunterfallen lassen, leistete die halbe Arbeit. Zur Quelle dieses Bächleins gingen unsere Freunde und tranken das schmackhafte Wasser

mit Andacht: denn dies Bächlein war der Anfang vom Weißen Main, einem der beiden Quellflüßchen von Goethes Heimatsstrom. Nun stiegen sie den Ochsenkopf hinauf: anderthalb Stunden, zu den dreien, die sie schon hinter sich hatten. Große Stücke zusammengerollten Granits sahen wie ungeheure Leichname aus. Unterwegs kosteten sie nochmals aus einer vortrefflichen Quelle, dem sogenannten Fürstenbrunnen. Auf dem Gipfel ergötzten sie sich dann an der vortrefflichen Aussicht: nach Bischofsgrün, nach dem Schneeberg, der noch ein wenig höher ist als der Ochsenkopf. Sie standen hier auf einem bedeutenden Punkte, denn das Fichtelgebirge ist für Deutschland, was der Sankt Gotthard für die Alpen und Europa ist: ein Mittelpunkt der Gebirge und eine Hauptscheide der Flüsse. Nach vier Weltgegenden und zu drei großen Strömen senden diese Berge ihre Gewässer: die Nab zur Donau ins Schwarze Meer, die Eger und die Thüringische Saale zur Elbe und Nordsee, den Main zum Rhein.

Als unsere Freunde dort oben sich umschauten, verweilten ihre Blicke auch auf einer Bergwiese, die von grotesk geformten Flächen eingeschlossen war: auf dieser Wiese leuchtete im umgebenden Grün ein purpurroter Fleck. Was war Das? Goethe wollte es wissen und in nächster Nähe sehen. Also gingen sie hinab und kamen an ein Torfmoor, das mit Laubmoosen bedeckt war. Auf diesen Moosen aber hatte sich eine kleine Pflanze, drosera rotundifolia, angesiedelt und die anderen Gewächse verdrängt; ihre Blüten sind weiß und unansehnlich, aber ihre runden, löffelförmigen Blätter rot, und daher stand man jetzt vor einer roten Wiese.

Auch ein anderes zierliches Pflänzchen kam hier vor, vaccinium oxycoccus, dessen fadenförmige Stengel auf den Torfmoosen liegen und mit lieblichen roten Blumen sich schmücken. Goethe freute sich sehr an diesen Pflänzchen. Er hielt eine drosera in der Hand und sprach mit Vergnügen über die wunderbare Gestalt und regelmäßige Stellung der Blätter; diese Blätter aber und ihre Stiele sind mit roten reizbaren Drüsen und mit einer glänzenden Feuchtigkeit gleichsam wie mit Tau überzogen, weshalb das Pflänzchen seinen deutschen Namen Sonnentau bekommen hat. Goethe redete nun weiter über die Reizbarkeit gewisser Pflanzen, über ihre Tätigkeit, die nach Absichten und Zwecken aussieht. Wozu hat diese drosera ihre Drüsenhaare oder was macht sie damit? Der botanische Jüngling brachte Pflanzen herbei, in deren Blättern kleine Insekten von den Drüsenhaaren eingeschlossen waren, und Goethe bemerkte nun das Wunderbare: so lange diese Insekten leben und durch das Treten mit den Füßen oder andere Bewegungen ihres Körpers die Drüsen reizen, so lange ziehen sich die Haare desto kräftiger und fester zusammen; wenn das Tier getötet ist, richten sie sich wieder auf. Man kann sich denken, wie Goethe sich dieses Schauspiels erfreute. Eine Pflanze, die Insekten fängt und verzehrt![1]

Nach diesem geistigen Schmause wanderten sie zum Nußhartsberge und hatten nun wieder ihre Augen-

[1] Sie war allerdings schon 1779 durch Dr. Roth in Bremen beschrieben, aber erst Wenigen bekannt. Erst Darwin hat weitere Kreise auf dies kleine Naturwunder aufmerksam gemacht.

weide am Gebäude dieser Granitmassen; es lockte sie auch noch der Rudolphstein, aber jetzt war der halbe Himmel von Gewitterwolken überzogen, und es war ratsam, sich ins Städtchen zu retten.

Die Gewitter kamen am nächsten Tage zum Ausbruch; die praktische Geologie mußte ruhen. Man besuchte eine Zeugfabrik und danach den Garten ihres Besitzers, der Brandenburg hieß; man empfing den Besuch des Leutnants Schütz aus Arzberg, und abends las Goethe seinem Reisegenossen die neuesten Kapitel der ‚Theatralischen Sendung' vor.

Am 3ten Juli setzte der Gewitterregen zwar wieder ein; aber sie wollten die Zeit nicht verlieren und ließen sich zur Luchsburg fahren. Diese Burg ist vom Schöpfer selbst gebaut und auch zertrümmert worden: ein Labyrinth von Granitfelsen. Keinerlei Weg war gebahnt, und es war oder schien unmöglich, an die merkwürdigsten Stellen heranzukommen; man mußte sich zu einem mühsamen Klettern und Kriechen durch die wild zerstreuten, hoch sich auftürmenden Steinklötze bequemen, und heute war zu dieser Mühsal außerdem das schlechteste Wetter. Knebel bekam Sturm und Regen bald satt und ging mit seinem Diener nach Sichersreuth wieder zurück. Goethe aber hielt stand; er mußte das Merkwürdigste zeichnend auf Papier bringen.

Das Beobachten, Zeichnen und Studieren schien er nicht satt zu bekommen; an Gefahren dachte er dann nicht. Und doch war er in mancher Hinsicht anfälliger als Andere. Einmal fand er einen prächtigen Bärenlauch, allium ursinum; er riß ihn an der Wurzelzwiebel heraus: deren Knoblauchgeruch aber war seiner

Eger. Die Hauptkirche
Von J. v. Kulas nach einem Stich von Ch. Rosée

Natur so zuwider, daß er nur mit Mühe ein Unwohlwerden überwand.

Am 4ten Juli verließen sie ihr Dreitagequartier Wunsiedel und wandten sich ostwärts. Sie traten in Böhmen ein, zum ersten Male! Zu Mittag aßen sie in der alten Stadt Eger; die Nacht verbrachten sie in Zwota, wo eine prächtige Wirtin sie unterhielt, aber das Nachtlager schlecht war.

Am folgenden Tage erreichten sie nach einem schwülen Morgen gegen Eins das berühmte Karlsbad. Im ‚Weißen Hasen' waren Zimmer für sie bereit. Sie warfen die verstaubten Reisekleider ab und gingen sogleich im besseren Frack zu Herders und Frau v. Stein. Und abends wandelten sie als Badegäste auf der Promenade. Vor elf Jahren war Goethe schon einmal in einem Kurorte gewesen, in Ems; jetzt war er fast sechsunddreißig, und mancherlei Übel plagten ihn.

Es waren auch sonst viele Bekannte im Städtchen: Regierungsrat Voigt und Frau, Herr v. Schardt, der Bruder der Frau v. Stein, Gräfin Werthern aus Neunheilingen, Graf Marschall aus Erfurt, Herr und Frau v. Schauroth, Herr v. Luck, der abenteuerliche Freiherr v. Grothusen, die kurländische Frau Elisa v. d. Recke, die im Winter in Weimar gewesen war, namentlich auch Graf und Gräfin Brühl, die vor zwei Jahren sich einige Wochen am Hofe Karl Augusts aufgehalten hatten. Goethes Gesellschaft war also gegeben: und mit der lieben Frau v. Stein, dem Ehepaar Herder und Knebel konnte er hier viel behaglicher als sonst die Tage verbringen; zu einem weiteren Kreise gehörten sie gleich, indem sie sich der Elisa und der Tina unterordneten, die hier die geistige Aristokratie gemeinsam zu beherrschen suchten, während die reiche böhmische Gräfin Clam die ganze vornehme Welt zu lenken gewohnt war. Zur Gefolgschaft der beiden geistreichen Damen gehörten der Dichter Göckingk, Kanzleidirektor in Ellrich am Harz, sowie der aus Dänemark stammende Bildnismaler Darbes, den man hier Mephistopheles nannte, obwohl er ein recht guter Kerl war. Den Prinzen Hans Jürgen von Anhalt, einen Bruder des Dessauer Herzogs, sah man auch wieder; eine Rheingräfin zu Salm, Freundin der Gräfin Werthern, lernte man kennen. Namentlich trat Goethe zum ersten Male in einen Kreis der polnischen und osteuropäischen Aristokratie ein: es waren sehr liebenswürdige Damen und Herren: Prinz Adam Czartoriski, Fürstin Lubomirska, seine Schwester, Graf Stanislas und Graf Jan Potocki, Schwiegersöhne der Fürstin, Gräfin Debinska, Gräfin Lastoska usw.

Aber auch der Naturforscher fand seine Gesellen. Da war ein Dr. Scherer, der Experimente über das Wasser machte und an geologischen Wanderungen in die Umgegend gern teilnahm. Ein Bergmeister Lommer aus Annaberg besaß mineralogische Seltenheiten. Namentlich aber konnte man den Steinschneider Joseph Müller in seiner Werkstatt und seinem Laden aufsuchen, da er mit Strudelstein und anderen Mineralien handelte; er war ein schon älterer Mann, in der Welt herumgekommen und in der Steinkunde sehr beschlagen. Auch mit ihm ging Goethe gern zu den Bergen und Tälern ringsum. Welche dieser Berge waren vulkanischen Ursprungs? Wie war die heiße heilsame Quelle

geologisch zu erklären? Solche Fragen wurden oft verhandelt. Daß er sich über diesen Teil der böhmischen Gebirge klar werden mußte, verstand sich von selbst, und wer mit ihm umging, mußte sich anstecken lassen.

Karlsbad. Der Weg nach Freundschaft-Sitz
Gezeichnet und gestochen von Anton Balzer
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

Auch die böhmische Flora durfte nicht zu kurz kommen; dafür war ja der junge Dietrich da. Mit Sonnenaufgang war er schon in den Bergen, so daß er mit seinem Pack Pflanzen zurückkam, wenn die Badegäste noch am Brunnen promenierten. Goethe erinnerte sich noch im Alter gern daran, wie die Freunde und

Hans Moritz Graf v. Brühl
Nach einem Ölbilde von A. Graff, 1796
Mit Erlaubnis der Gräfin v. Brühl-Renard,
Schloß Seifersdorf bei Radeberg i. Sa.

Christina (Tina) Gräfin v. Brühl

Nach einem Ölbilde von A. Graff. 1796
Mit Erlaubnis der Gräfin v. Brühl-Renard.
Schloß Seifersdorf bei Radeberg i. Sa.

Freundinnen sich dann um den weimarischen Geheimen Rat und seinen botanischen Famulus versammelten. „Sie sahen ihre Kenntnisse auf das anmutigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe im kurzen Westchen daher lief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs bezeichnend.“ [1])

Morgens früh vereinigte man sich am Strudel; den Tag über wurde gebadet, ausgeruht, geplaudert, spazieren gegangen oder gefahren, oder auch tüchtig gewandert und geklettert. Wenn nicht schon bei Tage Picknicks oder andere kleine Feste veranstaltet wurden, so kam man doch sicher des Abends zu Musik oder Tanz zusammen. „Prinz Czartorisky tanzt hanakisch mit Gräfin Lastoska“: Das war eins der Bilder, die sich einprägten.

Wie gesagt, unsere weimarischen Freunde gehörten am nächsten mit Brühls und der Recke zusammen. Dem Grafen Moritz Brühl war von dem fabelhaften Reichtum seines Vaters aber nur ein Schlößchen überkommen. Das Schlößchen hieß Seifersdorf und lag hinter der Dresdner Heide über dem Tal der wilden Röder; das Seifersdorfer Tal hatte Graf Moritz mit eigener Hand zu einem Lust- und Musenhain mit

[1]) Der junge Mensch hat später studiert und stand, mit dem Doktortitel geziert, den großherzoglichen Gärten in Eisenach vor. Bei seinem Tode 1850 hinterließ er handschriftliche Erinnerungen, von denen der erste Abschnitt, „Beobachtung und Erforschung der Natur auf Reisen mit Herrn v. Goethe“ betitelt ist. Der Breslauer Botaniker Ferdinand Cohn hat sie 1876 und 1881 für Aufsätze in der ‚Deutschen Rundschau‘ (7. und 28. Bd.) benutzt.

Karlsbad. Das Popische Ballhaus (Böhmischer Saal) um 1790
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

allerlei Denkstätten und Denkmälern umgestaltet, denn er grub, mauerte und zimmerte selber; zu andern Zeiten musizierte und dichtete er mit gleicher Gewandtheit. Vortrefflich war er sodann auch als witziger Erzähler und komischer Darsteller, als Pickelhäring, wie man es damals wohl nannte. Seine Gemahlin Christina, Tina, Tinele hatte er zu Niederbronn im Elsaß, wo der Student Goethe einst die römischen Altertümer an Bauernställen sah, an einem Fenster entdeckt und dann sehr schnell geheiratet, obwohl sie nur die Tochter eines bürgerlichen Soldaten war, der sich bis zum Premierleutnant hinauf gedient hatte. Tina zeigte sich als eine anmutige, feine, mittelgroße Person mit braunen Augen und einer Fülle dunkelblonden Haares, gesellschaftlich und auch in Wissenschaften und Künsten gebildet, talentvoll, guten Herzens und sehr liebenswürdig. Sie hatte nur den Fehler, mit ihren Vorzügen allzu gern, also sehr häufig, zu glänzen, was man der Gräfin Brühl née Schleierweber als Mangel wahren Adels anrechnete; auch ward ihr unschuldiges Kokettieren übel gedeutet. In Weimar hatte sie bei den ernsteren Damen, der Herzogin Luise, der Frau v. Stein usw. einen schlechten Eindruck gemacht. Der Herzog höhnte über ihr Liebeln, und auch Goethe schalt damals über ihr Betragen. Im Bade nimmt man Manches nicht so genau; auch lernte man sich hier besser kennen, und da war denn kein Zweifel mehr, daß Brühls wirklich gute und recht angenehme Leute waren. Bald feierte man auch kleine Feste zusammen. Am 13ten Juli den Geburtstag Göckingks, am 24ten den Namenstag der Gräfin, am 26sten den Geburtstag des Grafen Brühl. Auch Goethe

konnte jetzt nicht umhin, die Gräfin anzudichten; er sagte der Eroberungslustigen scherzhafte Schmeichelei im Karlsbader Kur-Ton:

Warum siehst Du Tina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat sie es verdient an Allen, die sie beschädigt
Und zu heilen vergessen, die an der Quelle der Lethe
Becher auf Becher nun schlürfen, die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu kurieren.

Am lebhaftesten ward der Geburtstag des Grafen Moritz gefeiert. Man leitete ihn zu einer von mächtigen Granitfelsen umgebenen Stelle, wo für ihn eine Bank gesetzt und eine Laube gebaut war. Hier mußte er sich hinsetzen; zwei Musikanten standen auf einem Felsvorsprung, als Juden verkleidet; sein Sohn Karl trat als Bänkelsänger auf mit einer eigens gemalten Tafel auf einem Gestell; er sang nach der Weise solcher Volkssänger ein Lied, worin der Lebenslauf seines Vaters geschildert war, und zeigte dabei mit seinem Stabe auf das zugehörige Bild. Goethe hatte die 12 Bilder angegeben und die Verse dazu gemacht. Zuerst sah man eine aufgehende Sonne und ein Kind in der Wiege; dann einen Knaben, der auf einem Steckenpferd reitet und sich nachher im Kopfstehen übt. Bald ist es ein junger Offizier, der einen Rekruten drillt.

Dann kam der Tag vor vierzehn Jahren, wo die fünfzehnjährige Tinele in Niederbronn am Fenster saß, als der Offizier, seinen Urlaub genießend, vorbei spaziert.

Hier ruht er von Strapazen aus
Und denkt einmal in Ruh zu leben;
Allein Herr Amor lacht ihn aus
Und will ihm was zu wachen geben.
Er zeiget ihm das schönste Bild,
Das einem Zaubrer er gestohlen;
Es eilt der Held, entzündet, wild,
Und will sich seine Schöne holen.

Wie bald sie einig worden sind,
Das kann ich nicht gewiß erzählen.
Genug, er hascht das schöne Kind
Und läßt es nicht an Küssen fehlen.
O große Lust! Doch übergroß
Läßt ihn das Glück die Lust empfinden,
Einmal auf der Geliebten Schoß
Ein artig Murmelchen zu finden.

Das Bild zeigte nun die neue Haushaltung: auf dem Tisch steht ein Topf mit Kinderbrei; die Frau füttert ihr Kindchen, der Gatte betrachtet Beide mit Rührung.

Nun fühlt er seinen neuen Stand
Und fügt sich in den Vater-Orden.
Er gräbt und hacket frisch das Land,
Wie's Adam einst befehligt worden.
Und so versorgt er erst das Haus,
Dann bricht er allerschönste Rosen;
Er schmückt dem Weibchen Lauben aus
Und setzt sich drin, sie liebzukosen.

Schließlich war das Karlsbader Leben des Grafen dargestellt: wie auch er nun botanisiert und sich mit Steinen schleppt.

Doch Nichts geht über seine Lust,
Wenn er den Freunden Feste feiert,
Mit freier Seele, treuer Brust
Der Edlen Seelenbund erneuert.

Man schließt sich an solchen Orten schon deshalb rasch und innig zusammen, weil jeder weiß, daß es nicht auf die Dauer gemeint ist. Zuerst reiste Elise v. d. Recke mit Sophie Schwarz weiter. Am 28sten Juli ging Knebel ab, zunächst nach Mörlach, dem Gute des Herrn v. Imhof. Herders, die drei Kinder bei sich hatten, fuhren am ersten August nach Weimar zurück; Frau v. Stein folgte ihnen bald. Am 7ten August reisten Gräfin Werthern und die Rheingräfin ab, am 13ten die Fürstin Lubomirska. Nun waren Brühls an der Reihe, und noch einmal schrieb Goethe freundliche Verse für sie auf. Er hatte jüngst ein französisches Liedchen gehört, dessen Melodie ihm gefiel; ihr legte er deutsche Worte unter: von Abschied und Wiedersehen.

Auf den Fluren wandeln wir
Und bleiben glücklich ohne Gedanken.
Am Hügel schwebt des Abschieds Laut.
Es bringt der West den Fluß herab
Ein leises Lebewohl.
Und der Schmerz ergreift die Brust,
Und der Geist schwebt hin und her
Und sinkt und steigt und sinkt.
Von weitem winkt die Wiederkehr
Und sagt der Seele Freude zu.
Ist es so? Ja! Zweifle nicht!

Am 16ten August schied auch Goethe, gerade als ein neuer guter Freund in dem Geheimen Rate v. Edelsheim aus Karlsruhe auf die Bühne getreten war.

Auf dem Heimwege verweilte er noch ein paar Tage im sächsischen Erzgebirge, besonders zu Johanngeorgenstadt über und unter der Erde; in Joachimstal und

Schneeberg, wo er auch gern Schüler gewesen wäre, wurde Fremden die Einfahrt nicht gestattet.

*

Am 21sten August war Goethe wieder in Weimar und erzählte seiner Freundin von den letzten Wochen in Karlsbad.[1] Ward sie auf Tina eifersüchtig, der Goethe jetzt seine sämtlichen Werke — Nachdrucks-Ausgabe — in schönem englischen Einband mit grünem Schnitt sandte? Oder etwa auf die Lubomirska? „Du Süße, laß Dich nicht irre machen, ich bin doch Dein", schrieb er ihr. „Alles befestigt mich nur mehr an Dich." Und nach ein paar Tagen noch einmal: „Liebe mich, Du Bestes aller weiblichen Wesen, das ich je kennen gelernt! Behalte mich recht, recht einzig lieb und glaube, daß ich Dein bin und Dein bleiben will und muß."

Fritz von Stein 1785

Zu gleicher Zeit schrieb er auch an seinen und ihren Fritz, der sonst sein Hausgenosse und nun, eine gute Gelegenheit benutzend, nach Frankfurt gereist war und sich dort bei Goethes Mutter vergnügte. Er konnte dem Knaben nachfühlen, wie ihm die Landschaft am Main behagte: Obstbäume, so reich beladen, daß sich

[1] Diese Reise, bei der er Sutor als Bedienten hatte, kostete 530 Taler.

ihre Äste zur Erde bogen, und vor allem ein Fluß mit großen und kleinen Schiffen! Und ein ganz besonderes Glück: Blanchard war da und wollte mit seinem Luftballon aufsteigen! Ehe er das mit angesehen, wollte Fritzchen nicht wieder nach Hause reisen. Goethe war es zufrieden.

Schreibe jeden Tag nur Etwas, damit wir wissen, was mit Dir vorgeht. Deine Mutter ist in Kochberg und Dein Vater hier. Ich bin sehr allein und packe indessen die Karlsbader Steine aus.

Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernsthaft ist wie ich, so wirst Du Dich besser bei ihr befinden. Das gute Obst laß Dir schmecken und grüße Alles fleißig von mir!

*

Die Fürstin Lubomirska hatte sich mit Goethe und der übrigen weimarischen Gesellschaft so gut verstanden, daß sie davon sprach, nach Weimar zu ziehen. Ebenso schrieben Brühls alsbald, daß sie daran dächten, die Wintermonate künftig in Weimar statt in Dresden zu verbringen. Der Herzog hatte in Pyrmont eine reiche, englische Familie Gore kennen gelernt und die eine der Töchter in sein Herz genommen; auch diese Engländer hätten sich in Weimar niederlassen können. Allerlei Vornehme und Literaten fühlten sich dorthin gezogen. Aber es war ja im Städtchen kaum noch eine Wohnung für eine größere Haushaltung freizumachen; auch fehlte es an Lehrern, wie sie Brühls für ihren geliebten Karl brauchten, denn ins allgemeine Gymnasium schickte man solche vornehmen Knaben nicht. So scheiterten die meisten Pläne. Nur durch Imhoffs wurde die weimarische Gesellschaft in diesem Winter bereichert. Frau v. Imhoff war eine jüngere Schwester der Frau v. Stein, ein gutes, angenehmes, einfaches Wesen; ihr Gatte aber — es war schwer, ihn zu bestimmen. Er malte sehr schöne Miniatur-Bildnisse, und um diese Kunst am reichsten bezahlt zu bekommen, war der deutsche Freiherr und ehemalige Offizier einst zu den indischen Nabobs gereist; er war dann auch als ein fabelhaft reicher Mann zurückgekommen. Aber man sagte, daß er das viele Geld zumeist als Abstandssumme für seine sehr schöne Frau bekommen habe, in die sich auf der Fahrt nach Indien der berühmte Warren Hastings verliebt hatte. Trotzdem wurde ihm die gleichfalls schöne Luise v. Schardt nicht verweigert, als der reiche Edelmann um das arme Fräulein warb. In sehr wenig Jahren schmolz der indische Reichtum zusammen, und Ende 1784 war die Not gar so groß geworden, daß die zweite Frau sich entschloß, nach England zu reisen, um die verkaufte erste Frau um Beistand zu bitten. Sie wurde freundlich genug aufgenommen, kam jedoch so arm zurück, wie sie gegangen. Ihre Kinder wuchsen heran, und der Mann taugte nicht dazu, diesen Kindern eine gute Stätte im Leben zu bereiten; er betrug sich auch schlecht oder verrückt gegen seine brave Frau. Deshalb wollte ihr Knebel gern zur Rückkehr in ihre alte Heimat helfen. Imhoff verkaufte sein Gut Mörlich und erklärte sich bereit, bei den Gelehrten in Weimar oder Jena zu wohnen, wenn für seinen Unterhalt gesorgt würde. Knebel legte ein gutes Wort für ihn beim Herzoge ein, und Goethe tat es auch um der unglücklichen Frau und ihrer Familie willen; so versprach denn Karl August diesem Major v. Imhoff — zum Major

ernannte er ihn erst — ein heimliches Jahrgeld von 300 Talern.

Übrigens ereignete sich in diesem Jahre noch eine zweite Geschichte, die mit einem romantischen Lande in Verbindung stand. Der Bergrat August v. Einsiedel, ein höchst gescheuter und ebenso unbrauchbarer Mensch, der zuletzt in Oberweimar Chemie getrieben hatte, ging mit zweien seiner Brüder im Mai auf eine längst gewünschte Forschungsreise nach Afrika; die französische Regierung gab das Geld her, nicht um seiner seltsamen Ideen willen, sondern damit er in ihrer Kolonie edle Metalle entdecke. Einige Wochen, nachdem die Einsiedels abgereist waren, starb in Leitzkau bei Zerbst die junge Frau v. Werthern-Frohndorf, Gattin des zweiten weimarischen Stallmeisters. Diese Nachricht traf ein, als Goethe und Knebel in Ilmenau waren, und Goethe beobachtete Knebels tiefen Schmerz, denn diese Emilie v. Werthern war unter Knebels zahlreichen Freundinnen sein eigentlicher Liebling gewesen, schon weil an ihr moralisch noch zu erziehen war, was Knebel gern tat und was das anmutige Weibchen sich von dem guten Menschen auch gern gefallen ließ. Nun also moderte

Emilie von Einsiedel
geb. v. Münchhausen

auch diese liebenswürdige Freundin, die neben ihrem alten und widerwärtigen Gatten nie zu ihrem Rechte gekommen war, schon im Grabe! Alles Schöne muß sterben! Ja, aber in diesem Falle munkelte man bald, die Werthern möge wohl wieder auferstanden sein, denn man habe sie ein paar Wochen nach ihrem Begräbnis in Straßburg in Gesellschaft der Einsiedels gesehen. Bald zweifelte Niemand mehr, daß sie mit nach Afrika gegangen; in Leitzkau habe man eine Puppe statt ihrer begraben. Der weitere Verlauf der Geschichte war recht prosaisch. An der afrikanischen Küste herrschte die Pest so bösartig, daß an ein Eindringen ins Land nicht zu denken war; unverrichteter Sache mußten nach einigen sehr trübselig verbrachten Monaten unsere Reisenden zurückkehren, und Einsiedel, der eigentlich nur zum Junggesellen taugte, mußte seine Emilie, nachdem sie von ihrem Stallmeister geschieden war, vor den Altar führen und sollte nun für Frau und Kind sorgen, was zu seinem wunderlichen Wesen gar nicht paßte.

Weimar war immer noch ein Städtchen von sechstausend Einwohnern, das nicht einmal an einer richtigen Land- und Poststraße lag, und doch bestanden unzählige Verbindungen mit Menschen, die viele Tagereisen weit zu Hause waren, und namentlich viele mit hervorragenden und eigenartigen Menschen. So machte in diesem Herbste der jüngere Forster hier Station, der als Jüngling schon die fernen australischen Inseln gesehen; der Herzog und Goethe hatten sich in Kassel viel von ihm berichten lassen. Jetzt war er als Professor nach dem fernen Wilna in Polnisch-Litauen

berufen; als seine junge Frau begleitete ihn Therese Heyne aus Göttingen, die Tochter des größten deutschen Philologen.

Wenige Tage nach Forsters erschien die Fürstin Amalie Gallitzin. Sie stand in Goethes Alter und nahm unter den deutschen Frauen denselben Rang ein, wie er unter den Männern, denn sie war das selbständigste, stolzeste, um das Gerede der Mitmenschen unbekümmertste Weib und suchte wie Goethe mit freier Seele das wahre Heil für sich und ihre Nächsten. Ihr Vater, Graf Schmettau, war preußischer Feldmarschall und wie sein königlicher Herr ein starker Freigeist gewesen; seine Tochter war nach ihrer Mutter katholisch erzogen worden, hatte aber im skeptischen Berlin ihren Kinderglauben bald gegen eine oberflächliche französisch-deutsche Philosophie eingetauscht. Ein reicher russischer Fürst warb um sie, und da er auch ein kluger Mann, ein Freund Voltaires und Diderots war, vertraute sie sich ihm an. Die Kaiserin Katharina war nun die Lenkerin ihrer äußeren Geschicke. Man lebte ein paar Jahre in Petersburg und anderen Hauptstädten Europas, bis Gallitzin als Gesandter im Haag einen festen Platz bekam. Amalie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter. Immer mehr hatte sie erkannt, wie leer das Treiben der vornehmen Welt, wie eitel ihr Glanz ist, wie sehr das Beste in uns Schaden leidet, wenn wir uns von diesen Nichtigkeiten und Nichtswürdigkeiten beherrschen lassen, und wie sehr wir in der vornehmen Gesellschaft als ihre Mitglieder in diese Eitelkeiten und Schlechtigkeiten verstrickt werden, so daß uns nichts retten kann, als ein gründliches Losreißen von eben dieser Gesellschaft.

Die Fürstin Gallitzin, Gemahlin des russischen Gesandten, schnitt sich eines Tages ihr Haar vom Kopfe und warf die Schnürbrüste und Reifröcke von sich. Diderot, der gerade bei ihrem Gatten zu Besuch war, half ihr zu ihrer Befreiung, und der Gatte erlaubte ihr, mit den Kindern in ein Landhaus auf dem Wege nach Scheveningen zu ziehen. Ihre neue Wohnung aber nannte sie: Nichtzuhause. Nur mit einem edlen Philosophen, Hemsterhuis, hielt sie Freundschaft. Ihr Tagewerk war Studium, Vervollkommnung ihrer selbst und Erziehung ihrer Kinder. Mit vierundzwanzig Jahren hatte sie der Welt entsagt; fünf Jahre verbrachte sie in jenem Landhause; dann erbat sie sich von ihrem Gatten die Erlaubnis, nach Münster in Westfalen überzusiedeln; dort wußte sie einen großen Mann, der ihrem zweifachen Streben, der Selbst- und Kindererziehung, erst recht noch Kraft und Segen geben konnte. Es war der bischöfliche Generalvikar Freiherr Franz v. Fürstenberg, der sich als Verbesserer des Schulwesens Ruhm erworben und das münstersche Land lange Zeit fast selbständig regiert hatte. Er war nur deshalb nicht selber Bischof geworden, weil das Haus Österreich hier wieder einmal einen Erzherzog zu versorgen und sein Machtgebiet zu erweitern trachtete. In Münster und auf einem nahen Bauerngute wohnte die Fürstin nun in sehr einfachen Räumen; Hemsterhuis besuchte sie auch hier, und ihr Gatte kam auch wohl jeden Sommer auf einige Wochen. Ihr Leben war ein abwechselndes Unterrichten und Lernen; es kam vor, daß sie sich abends völlig erschöpft kaum aufrecht erhalten konnte, weil sie den ganzen Tag das Essen vergessen hatte.

Sechs Schulstunden täglich hielt sie selber mit ihren Kindern. Da ihr Sohn ein großer Herr in Rußland werden würde, so mußte er vielerlei Tüchtigkeiten erwerben; die Tochter aber sollte ihm durchaus nicht nachstehen. Als drittes Kind nahm sie den Knaben Georg Jacobi an, nachdem dessen Vater mit ihr bekannt geworden und ihr seine Angst um diesen Sohn geklagt hatte. Auf körperliche Übungen legte die Fürstin den größten Wert, nicht des Körpers, sondern der Seele wegen. Reiten, Fechten, Schwimmen, Klettern, Turnen an Geräten, kalte Bäder: das Mädchen war ebenso eifrig dabei wie die beiden Knaben. Durch diese Art Erziehung machte sich die Fürstin noch mehr zum Sonderling als vorher durch ihre Kleidung, ihre Verschmähung der weltlichen Ehren und Freuden, ihre unweibliche Gelehrsamkeit. Im Herbst 1781 erschien sie in Göttingen, in der Hoffnung, bei den Professoren der besten deutschen Universität neue Erleuchtungen zu empfangen. Eine der Professorentöchter, Karoline Michaelis[1]), witzelte über sie in einem französischen Briefe an ihre Freundin Julie v. Studnitz in Gotha:

Eine höchstgelehrte Dame, angetan mit einer Art griechischer Draperie, die Haare abgeschnitten, die Schuhe ohne Hacken; selten sieht man sie, daß nicht ihr Diener ein halb Dutzend großer Foliobände hinter ihr herschleppt. Sie badet sich mit einem Gefolge von sechs bis acht Herren bei hellichtem Tage in unserer Leine. Ihre Kinder sind recht wenig bekleidet; der Sohn trägt lange Hosen und ein Hemd, weiter nichts; die Tochter eine Art Nachtgewand, das hinten von oben bis unten offen ist und nur oben zugebunden wird; alle beide gehen barfuß, und die Haare sind nicht abgeschnitten, sondern abgeschoren. Sie sind schwarz wie die Neger. Die Fürstin ist hübsch genug und hat eine schöne Gesichtsfarbe, obwohl sie es der Sonne und dem Wetter aussetzt. . . .

[1]) Die später berühmte: Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling.

In ihrem Wohnorte war man an sie gewöhnt. Selbst daß sie, die geborene Katholikin, sich nicht zur Kirche hielt, ward ihr verziehen. Als sie im Frühjahr 1783 bedenklich erkrankte, sandte ihr Fürstenberg seinen Beichtiger, um ihr die Heilsmittel der Kirche für die Todesstunde anbieten zu lassen; sie lehnte mit freundlichen Worten ab. Aber nach der Genesung schien sich ihre Philosophie dem Christentum mehr als bisher zu nähern. Sie glaubte ja längst an Gott und göttliche Führung; nun rankte sie sich auch am Vorbilde Christi empor. In früheren Jahren war sie der Meinung gewesen, daß außer im Pöbel kein ernstlicher Glaube vorhanden sei, denn die angeblichen Christen der höheren Klassen hätten ja ein ganz anderes Leben führen müssen, wenn sie das Christentum für wahr hielten; jetzt gestand sie zu, daß Fürstenberg und mehrere katholische Geistliche und Laien, denen sie in ihrer Nachbarschaft zusah, einen inneren Schatz besaßen, der ihr fehlte. Aber zunächst war sie noch Philosophin, und als Solche trat sie im Sommer 1785 eine neue Reise an, die sie zu vorzüglichen deutschen Gelehrten und Denkern führen sollte, zum Beispiel in Weimar zu Herder und Goethe, nicht auch zu Wieland, denn dieser spielerische Geist war nicht nach ihrem Geschmack. Sie nahm wieder ihre beiden Kinder mit, dazu ihre beiden Seelenfreunde Hemsterhuis und Fürstenberg

und auch den Professor Sprickmann, der im Unterricht der Kinder half. Die gelehrte Karawane der seltsamen vornehmen Dame erregte nun in neuen Orten die größte Verwunderung.

Goethe und die Fürstin wußten durch Jacobi schon gut voneinander Bescheid. Als sie sich nun auch mit Augen sahen, wollte sich doch nicht sogleich ein vertrauliches Gespräch, ein rasches gegenseitiges Verstehen einstellen. „Sie ist unter uns nicht am Platze", meinte Goethe gegen Frau v. Stein. Auch er ward von ihrem gleichsam geschlechtslosen Wesen und Auftreten zurückgestoßen. Er sah nicht gern, daß sie sich wie ein Mann unter ihren Begleitern bewegte. „Soviel weiß ich, man soll nicht zu sehr aus dem Kostüm der Welt und Zeit, worin man lebt, schreiten, und ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen". Mit Hemsterhuis und Fürstenberg kam er besser fort. Herdern ging es ähnlich. Zum Unglück war die Fürstin auch noch einige Tage krank und konnte ihr Bestes nicht offenbaren. Allmählich kam aber auch Goethe ihr näher; und als die Gesellschaft weiter reiste, hätte er sie gern zurückgehalten. Er reiste ihr auch nach Jena nach, und dort wurden sie erst recht vertraut miteinander.

Bald danach kam die Karawane auf der Rückreise nochmals nach Weimar, und nun konnte Goethe an den gemeinsamen Freund Jacobi berichten, daß Alles gut geworden sei.

Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir diesmal ganz

Goethe 1785

Nach dem Gemälde von Jos. Friedr. Aug. Darbes
Mit Erlaubnis der Gräfin v. Brühl-Renard,
Schloß Seifersdorf bei Radeberg i. Sa.

Amalia Fürstin von Gallitzin
geb. Gräfin von Schmettau

natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Übrige wohl denken.

*

Wenn solche Gäste weitergingen und Goethe nicht durch eigene Reisen abgelenkt wurde, dann sah er sich wieder der verdrießlichen Tatsache gegenüber, daß es in dem Fürstenhause, dem er diente, gar nicht gut aussah. Die junge Herzogin blieb eine arme Frau, die ihres Lebens nicht zu genießen wußte. Ihr Töchterchen war voriges Jahr gestorben; dies Jahr hatte sie wieder ein totes Kind zur Welt gebracht; der kleine Erbprinz war nun als einziges ein rechtes Sorgenkind. Ein angenehmes geselliges Leben gedieh bei Hofe nicht; weder Karl August noch Luise taugten zu Lenkern des Unterhaltungswesens. Hofleute von Bedeutung besaßen sie nicht mehr. Als das fürstliche Paar Ende August aus dem Pyrmonter Bade zurückkehrte, hoben sie sogar die bisherige große Hoftafel auf. Sie aßen nun in einem kleinen Zimmer; es speisten außer drei Hofdamen nun nie mehr als zwei besonders geladene Personen mit ihnen. Goethe schalt auf diese unnötige Ärmlichkeit, die doch gegen eine uralte Gewohnheit, ja gegen den Begriff des Hofes verstieß. Daß jetzt unter andern sein Freund v. Stein zu Hause seine Mahlzeiten einnehmen mußte, also dabei saß, wenn Goethe mit der Dame des Hauses plaudern wollte, war ihm wohl auch lästig.

Unter den Vergnügungen des Herzogs spielte die Jagd immer noch eine übermäßige Rolle. Vielleicht nahm Goethe an ihren Grausamkeiten Anstoß, denn es war viel Tierquälerei dabei, und zwar nicht bloß gegen

das gejagte Wild, sondern auch gegen Pferde und Hunde; sicherlich aber war es ihm ärgerlich, daß jetzt im Spätjahr der Herzog zwei Herren v. Pöllnitz acht Wochen lang bei sich hatte, die ihn und seine Jäger in Parforcejagd unterrichten und eine Meute Hunde erziehen mußten. „Es ist immer dasselbe: viel Lärms, um einen Hasen totzujagen", seufzte er; „und ich brauche beinah soviel Umstände, um einen Hasen zu erhalten". Er studierte in eben diesen Tagen die Schriften Neckers und seiner Gegner über die rechte Pflege der Staatsfinanzen und der Volkswohlfahrt: ihm schien es fast ebenso schwer, im kleinen Weimar Ordnung zu schaffen wie Jenem im großen Frankreich. „Schade für das schöne Gebäude" schrieb er an Knebel, als er eben von Karlsbad nach Weimar zurückgekehrt war, „schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat". Und gegen Jacobi brauchte er das andere Bild: „Es ist eine verfluchte Art von Schiffahrt, wo man oft bei seichten Flecken aussteigen und den Kahn, der einen tragen soll, ziehen muß".

Aber als er am Ende des Jahres über die Zukunft dachte, nahm er sich wohl eine zweite Reise nach Karlsbad vor, denn der dortigen Kur verdankte er „eine ganz andere Existenz", aber sonst hatte er keinen neuen Plan oder mochte nicht daran denken. „Großen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zuwenden. . . ."

Siebentes Kapitel

Der Entschluß zur großen Reise

1786

Von dem Lebenswege des Herzogs ließ sich jetzt, zu Anfang 1786, leicht sagen, daß er die Richtung auf Berlin habe; das Ziel seines schweigsamen Geheimen Rates v. Goethe war noch nicht zu erkennen.

Karl August hatte seinen Großoheim, den berühmten König Friedrich, nur einmal als Knabe gesehen, vor vierzehn Jahren; jetzt endlich ward er zu einem Besuche eingeladen. Am 2ten Januar reiste er ab, von Wedel und Klinkowström begleitet; den ganzen Monat blieb er in Berlin. Der alte König kam allerdings nicht in seine Hauptstadt; er kränkelte, ja, es war schon erkennbar, daß es mit ihm zum letzten ging, denn die Wassersucht trat zu früheren Krankheiten hinzu. So mußte sich Karl August bei ihm — der Überlebendige dem Absterbenden — in Potsdam vorstellen. Was die künftige Politik und Tätigkeit anging, sah er sich schon an den Prinzen von Preußen, die aufgehende Sonne, gewiesen. Goethe aber versäumte nichts, indem er von den Berliner Karnevals-Festlichkeiten und den wenigen politischen Unterredungen fern blieb; mit dem Philosophen von Sanssouci Gespräche zu führen, war nicht ihm, sondern nur noch einem gewesenen Freunde,

dem Leibarzt Zimmermann aus Hannover, vorbehalten. Was die Politik anging, so war jetzt das Hauptgeschäft der gegen Österreich Verschworenen die Sicherung des Mainzer Stuhls vor der Herrschsucht der Wiener Partei. Der alte Friedrich Karl Joseph von Erthal, Erzbischof von Mainz, Kurfürst und Erzkanzler des Reichs, war schwächlich und kränklich; er rechnete selber mit einem baldigen Abscheiden und wünschte sich zum Nachfolger seinen Erfurter Statthalter, den liebenswürdigen Freund des weimarischen Hofes und der weimarischen Gelehrten, Karl v. Dalberg. Dieser schien auch der Fürstenbund-Partei der rechte Mann für ihre Zwecke zu sein, und so kam es ihr darauf an, eine sichere Mehrheit im Mainzer Domkapitel für Dalberg zu gewinnen, denn schon bei Lebzeiten des alten Kurfürsten konnte, wie er selber es wünschte, ein Koadjutor-Nachfolger bestellt werden. Wie aber eine geheime Wahl der Domherren, wenn sie veranstaltet wurde, ausfiel, ließ sich schwer berechnen; an Bestechungsgeldern durfte man sicherlich nicht sparen, denn man zweifelte ja nie am Gebrauch schlechter Mittel durch die Gegenpartei. Man intrigierte, um den Intrigen der Andern zuvorzukommen.

Während so der Herzog mit dem großen Deutschland zu tun hatte, führten Goethes Wege nur nach Gotha, Jena und Ilmenau. Die fürstlichen Personen in Gotha luden ihn oft zu längerem Besuche ein und wünschten immer, daß er ihnen seine alten und neuen Sachen vorlese; auch hatten sie für seine wissenschaftlichen Studien und Kunstfreuden Sinn; sie konnten ihm durch ihre reichen Sammlungen stets behilflich sein. Daß sie

den Maler Tischbein in Rom unterstützten und dessen neueste Bilder empfingen, war noch ein besonderes einigendes Band.

*

In Jena verweilte Goethe gern bei Knebel, der im Februar wieder dorthin zurückkehrte, beim alten Büttner und bei einigen Lehrern der Akademie. Sogar an den alten Wiedeburg, den Mathematiker, machte er sich heran und bat ihn um Privatstunden in der Algebra, denn diese Wissenschaft war ihm noch ganz unbekannt geblieben. Er hatte so oft gehört und gelesen, daß eine gute mathematische Schulung für einen Naturforscher und Philosophen unerläßlich sei; er selber war sich dessen noch nicht bewußt geworden; als er sich nun zur Probe hineinbegeben wollte, machte ihm die Algebra ein „grimmig Gesicht", und als er die vier Spezies durchgearbeitet hatte, war ihm nur noch klarer, daß er nicht zum Mathematiker geboren sei. Die Naturforschung wurde aber trotzdem immer mehr seine Leidenschaft. Seine Aufgußtierchen liebte er zärtlich und kam sich als ein Infusorienzüchter im Großen vor. „Einige Millionen davon" wollte er an Jacobi schicken, wenn ihm etwa damit gedient wäre, und gegen Frau v. Stein rühmte er seine neuesten Arten: „Ich habe nunmehr schon Tiere, die sich den Polypen nahen, fressende Infusionstiere."

Am stärksten fühlte er sich jetzt zur Botanik hingezogen. Denn in seiner alten Liebe, der Gesteinskunde, konnte er ohne Chemie nicht weiter vordringen; die Gelegenheit aber, sich zum Chemiker auszubilden, sah er nicht. Pflanzenkunde ließ sich täglich treiben,

namentlich auch nach seiner philosophischen Weise. Auch war die Pflanzenwelt ein hübscher Stoff zu Gesprächen mit seinen Lebensgenossen. „Die Blumen haben mir wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken gegeben" schrieb er einmal der abwesenden Frau v. Stein; „bald wird es mir gar hell und licht über alles Lebendige. Ich habe Herdern neulich mit der Pflanze, deren Blume zuletzt fortfliegt, bei Tafel regaliert, und sie hat ihm viel Vergnügen gemacht." Ein paar Tage später meinte er, das Pflanzenwesen verfolge ihn und erfreue ihn; so werde es ihm zu eigen. Er fing jetzt an, in den zahllosen Gestalten die Hauptformen zu entdecken.

Es zwingt sich mir Alles auf; ich sinne nicht mehr darüber; es kommt mir Alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann . . .

Das Bild vom Abcschüler, der zum Entziffern der Worte und Sätze vordringt, hatte er schon drei Wochen früher gebraucht:

Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken. Mein langes Buchstabieren hat mir geholfen; jetzt ruckt's auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes; es paßt Alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen.

Wie alle Naturwissenschaften wurde damals auch die Botanik auf den Universitäten nur als ein Hilfsstudium der Ärzte betrieben; also war sie auch in Jena völlig vernachlässigt. Es lebte im Lande aber ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, der die Botanik sehr liebte und sogar schon ein eigenes natürliches

System im Kopfe trug, mit dem er Linnés künstliche Ordnung bekämpfen wollte. August Karl Batsch stammte aus Jena; er war schon mit zwanzig Jahren Doktor der Philosophie geworden, wußte nun aber wegen großer Armut und widriger Schicksalsschläge nicht weiter; jetzt fristete er sein Dasein in Weimar, vielleicht auch mit Goethes Unterstützung, der ihn beim Schlittschuhlaufen kennen gelernt hatte. Denn Dieser war ja immer glücklich, wenn er zugleich einem guten Menschen und einer guten Sache helfen konnte. Jedenfalls machte er sich über die Zukunft des jungen Botanikers Gedanken. Zunächst mußte Batsch wieder studieren und Doktor der Medizin werden. Das war der gewiesene Weg, um mit Ehren Pflanzenkunde lehren zu können. Goethe schrieb an Minister v. Fritsch darüber:

Die Absicht wäre, ihn sobald als möglich nach Jena hinüber zu bringen, damit er wieder in den Gang des akademischen Lebens käme und durch Lehren sich üben und gemeinnützig machen könnte. Er würde zugleich einen Plan zu einem botanischen Garten überdenken und vorlegen können und diese drüben fast gänzlich vermißte Wissenschaft wieder einführen und in die Höhe bringen. Unter seiner Aufsicht könnte ein Teil des Fürstengartens zu diesem Gebrauch gewidmet werden, und man würde nach und nach sowohl dadurch, daß man Das, was hier und in Jena an Pflanzen zerstreut ist, versammelte, als auch durch Tausch und andere Gelegenheiten ohne große Kosten dem Institute einen soliden Grund geben können. Sollte alsdenn der junge Dietrich, den Durchlaucht bei dem Hofgärtner Reichardt in die Lehre getan, wie er sich anläßt, gut einschlagen, so würde man in der Folge auch um einen botanischen Gärtner nicht verlegen sein.

Zu den notwendigsten Bedürfnissen würde Batsch bei seinem jenaischen Aufenthalte gegen 200 Taler brauchen, und es fragt sich nur, was Durchlaucht der Herzog ihm an dieser Summe gnädigst bewilligen wollen, um einen wahrhaft guten und brauchbaren Menschen aus dem Drucke eines ängstlichen Lebens herauszuziehen . . .

Goethe war mit der Zeit doch ein Freund der jenaischen Akademie geworden, die ihn anfangs gar nicht anlockte, und baute nun an ihrer Zukunft mit; die Mehrzahl der Lehrer und erst recht der Studenten mißfiel ihm wohl auch jetzt noch; für Liebhaber der hohen Wissenschaften war es doch ein ärmliches, wildes, rohes oder kindisches Volk. Es wurde viel getrunken und geraucht, viel gepaukt und gelärmt. Verbindungen waren hier wie auf andern Universitäten verboten, bestanden aber trotzdem. Überhaupt ließen die Überwachenden, also die jeweiligen Prorektoren und Dekane, die Zügel am Boden schleifen; man war ein wüstes Treiben von jeher gewohnt und freute sich, daß die Zahl der Schüler sich jetzt wieder hob. Ende 1785 fiel jedoch ein Duell mit tödlichem Ausgange vor,

Fechtlustiger Student
Von J. v. Kulas nach einem Kupfer von J. Nister

das wegen der Umstände den Herzog aufregte. Er verlangte Gutachten von allen Professoren und danach auch von seinem Geheimen Konsilium. Goethe schloß sich den Professoren seines Vertrauens an; das waren Loder, Eichhorn und Griesbach. Er wünschte das Verbot der Verbindungen von oben her, also vom Herzoge als rector magnificentissimus, kräftig eingeschärft und durch einen vergrößerten akademischen Senat überwacht. Die den Pedellen wohlbekannten Mitglieder sollten vorgefordert werden und eidlich erklären, daß sie solche Verbindungen sogleich verlassen wollten, wenn sie ihnen angehörten, und wenn Dies nicht der Fall sei, in keine eintreten wollten. Goethe glaubte zwar nicht, daß die Gesellschaften auf diese oder irgend eine Weise völlig auszurotten seien, aber

Jena. Anatomie, Bibliothek und Karzer
Nach einem alten Stich

man konnte sie einschränken, in die Hinterstuben drängen und zur Sache der wirklichen Liebhaber solchen Vereinswesens machen. Denn Das war jetzt der große Übelstand, daß die Organisierten ihre Mitstudenten belästigten und geradezu dazu zwangen, sich ihnen anzuschließen. Goethe und seine Gesinnungsgenossen forderten ferner eine viel häufigere Säuberung der Studentenschaft von verderblichen Elementen. Bisher war die Wegweisung eigentlich nur bei auffälligem Unfleiß üblich, so daß die Vorsteher der verbotenen Vereine nur Fleiß vorzutäuschen, d. h. die Kollegien zu besuchen brauchten, um ihres Bleibens sicher zu sein. Man sollte künftig in Jena nicht alle bedenklichen Gesellen aufnehmen, forderte Goethe mit seinen akademischen Freunden, und viel häufiger das consilium abeundi erteilen.

Goethes und seiner Gesinnungsgenossen Vorschläge drangen durch, während die Idee des Kollegen Schnauß, einen vom Herzog zu verleihenden Tugendorden für die bravsten Studenten zu stiften, unter den Tisch fiel.

*

Nach Ilmenau ging Goethe auf kürzere Besuche im Mai und im Juni. Das erste Mal begleitete ihn der Landesherr, und da auch der Meininger Herzog Georg dort erschien, so wurde wieder einmal „auf Waldweise" gelebt, „doch ziemlich mäßig". Sein zweiter Besuch galt nur der Arbeit, also dem Steuerwesen und dem Bergwerke, und der große Arbeiter, Hofrat Voigt, war sein Begleiter. Man hatte bei den entstehenden Schächten wiederum Nöte mit den ersten Angestellten gehabt, und der Werkmeister Otto, der die Treib-

maschine bauen sollte, war davongegangen. Auch bereitete der neue Berggraben, der die treibende Kraft werden sollte, einige Sorgen, denn er ließ an verschiedenen Stellen das Wasser fallen, und so gab es noch sonst Schwierigkeiten. Aber Das waren Dinge, die überwunden werden konnten, und man sah im ganzen ein gutes Fortschreiten. Das Treibhaus und

Jenenser Studenten Ende des 18. Jahrhunderts

Treibrad ward fertig, der Graben desgleichen; im Herbste trat die Maschine statt der von drei Männern gedrehten Haspel, die bisher die ausgeschachteten Gesteine heraufbefördert hatte, in Tätigkeit. Am Ende des zweiten Jahres seit der feierlichen Einweihung waren die Kosten auf 12 147 Taler gestiegen; da der Schacht auf rund 100 Lachter getrieben war und man das silberhaltige Flöz bei 136 Lachtern zu erreichen hoffte, so konnte man auch jetzt noch hoffen, daß die 20 000 Taler, die von vornherein ausgesetzt waren,

bis zu dem Tage langten, wo das edle Metall alle Mühe und Kosten reichlich lohnte.

*

Unterwegs und an fremden Orten förderte Goethe seine Dichtungen gewöhnlich besser als daheim. Jetzt beschäftigte ihn das siebente Buch der ‚Theatralischen Sendung'[1]. Darin wollte er eine gute deutsche Bühne zeichnen, wie er sie sich dachte, also Schauspieler mit dem hohen Ehrgeiz Ekhofs und Friedrich Schröders. In Weimar mußte er jetzt beständig der Bellomoschen Truppe zusehen, die wohl oder übel ein Stück nach dem andern hinter sich brachte, ohne jemals nach der erreichbaren Vollkommenheit zu streben. Sie hatte sich am 30sten April 1785 auch an den ‚Hamlet' gewagt: seitdem grübelte Goethe immer wieder, wie dies größte Werk Shakespeares richtig zu verstehen und ebenso wahr wie wirksam auf die Bühne zu bringen sei. Deshalb ließ er seinen Wilhelm Meister, als er Schauspieler wurde, eine mustergültige Aufführung des ‚Hamlet' zur ersten Bedingung seines Vertrags mit dem Direktor machen und schilderte nun die nötige Vorbereitung eines solchen Werkes in vielen Einzelheiten.

Als er noch in dieser Arbeit steckte, sah er eines Tages in Gotha den neuen Theaterkalender durch, den der dortige Schriftsteller Ottokar Reichard alljährlich herausgab. Er erschrak, als er die Gedichte darin

---

[1] Die alte Fassung dieses siebenten Buches ist uns nicht erhalten, aber man kann im fünften Buch der ‚Lehrjahre' das Alte von späterer Änderung ziemlich unterscheiden.

las, die Prologe, Epiloge, Verse auf Schauspieler und Schauspielerinnen. Unter anderen Reimereien standen da schwächliche Verse so junger Leute wie August Vulpius und August Kotzebue aus Weimar. Aber schlimmer noch war der Gesamt-Eindruck des Büchleins, das eine Aufzählung aller deutschen Schauspiel-Gesellschaften und ihrer Mitglieder und ebenso aller aufgeführten Stücke und dramatischen Dichter gab. Reichard hatte seine Arbeit sehr gut gemacht, aber dadurch lag es nur desto klarer zu Tage, daß an dem deutschen Theater „überall nichts ist und nichts sein kann". Fürwahr, Wilhelm Meister war ein bedauernswerter Narr, wenn er sich einem Berufe widmete, in dem ein Ekhof kaum vor dem Bettelstabe bewahrt blieb, der doch ein besserer Rechner gewesen war als der gutmütige Wilhelm. Sicherlich hatte Ekhof seinen Stand und das ganze deutsche Theater gehoben: dennoch ergab jetzt, acht Jahre nach seinem Tode, die große Bilanz, „daß überall nichts ist und nichts sein kann."

Der Dichter hatte aber auch schon längst seine Verzahnungen eingesetzt, wonach das Rad des Schicksals seinen Helden aus dem Komödiantenberufe heraus- und in einen verwandten Stand zu den Edelleuten hinüberführen sollte. Inwiefern Schauspieler und Adlige verwandt seien, wollte er nun ganz ohne Spott und Hohn zeigen. Jedenfalls mußte man ihm zugeben, daß sein Wilhelm, der ehemalige Kaufmannsdiener und heimliche Dichter, die Fähigkeit, sich unter dem Adel als ein Gleichwertiger zu bewegen, kaum anders hätte erlangen können als durch eine ernsthafte Ausbildung zum guten Bühnendarsteller. Daß Wilhelm aber unter

den Adel geriet und aus der Komödianten-Gesellschaft ausschied, war nicht sein Wille und Werk; über ihm waltete eine Führung viel mehr als über Anderen, die, beschränkter als er, viel besser wissen, was sie wollen. Mit seiner theatralischen Sendung war es nun plötzlich aus; als seine Aufgabe galt nun seine eigene Bildung. Nicht mehr die Bildung zu einem Fache, sondern zu allgemeiner Vortrefflichkeit, zur edel sich darstellenden und innerlich gehaltreichen Persönlichkeit.

So schloß der erste Teil des Romans noch einmal ab, als es schien, daß der zweite eben angefangen hatte. Dieser zweite Teil, sieht man voraus, wird nun überwiegend in der vornehmen Welt spielen. Aber einiges Gepäck nimmt Wilhelm dahin mit: die seltsame Mignon, die immer noch Knabenkleidung trägt, den Harfenspieler, der dem Wahnsinn zeitweise verfällt, und außerdem einen kleinen Knaben Felix, dessen Ursprung seinem neuen Beschützer noch verhüllt ist.

*

Als er in Gotha sich an der Hand von Reichards Kalender den Zustand der deutschen Bühnen ganz deutlich machte, fragte er sich auch, wo man etwa auf das Gesangs-Werk warte, das er mit Freund Kayser zubereitete.

Meine arme angefangene Operette dauert mich, wie man ein Kind bedauern kann, das von einem Negersweib in die Sklaverei geboren werden soll . . .

Hätt' ich nur vor zwanzig Jahren gewußt, was ich [jetzt] weiß! Ich hätte mir wenigstens das Italienische so zugeeignet, daß ich fürs Lyrische Theater hätte arbeiten

können . . . Der gute Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache verschwendet.

Den Gehülfen in Zürich durfte er allerdings nicht entmutigen. „Für unser gegenwärtiges Werk lassen Sie sich nicht bange sein“, ermahnte er ihn, „es wird sich schon forthelfen“. In Mannheim wagte man sich jetzt wieder an den ‚Götz von Berlichingen‘, nachdem er zehn Jahre lang für unaufführbar gegolten; an diesem Strohhalm suchte sich Goethe aufzurichten, denn er mochte gar zu gern mit seinem Komponisten die deutsche komische Oper und danach die große oder ernsthafte Oper begründen. „Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen die erste Oper endigen“, schrieb er ihm, indem er ‚Scherz, List und Rache‘ als die erste völlig gesungene deutsche komische Oper meinte; „Sie sollen alsdenn einige Stücke und eine Übersicht von der zweiten erhalten“. ‚Die ungleichen Hausgenossen‘ sollte diese zweite komische Oper heißen.

Sodann bin ich bereit, auch zu einer ernsthaften Oper zu helfen, über deren Manier wir uns zum voraus vergleichen müssen . . .

Im Anfang Mai hatte Goethe die Partitur Kaysers zum ersten gemeinsamen Werke vollständig, und er erlabte sich namentlich auch wieder an dessen Briefen. Noch nie hatte er mit einem Menschen in so innigem gegenseitigen Geben und Nehmen zusammen gearbeitet. Dichter und Komponist leben gleichsam in einer glücklichen und fruchtbaren Ehe; in diesem Falle hegten Beide zu einander eine zärtliche Liebe. „Sie einziger mir aus meiner Jugend Überbliebner, in unglaublicher Stille Herangewachsner“: so redete Goethe den fernen

Landsmann an, und er sprach noch einmal den Wunsch aus, daß sie am gleichen Orte leben möchten. Aber jetzt dachte er nicht an Weimar. Das Land der Oper und Gesänge müßten sie beide aufsuchen und dort ihre Kunst zeigen dürfen:

Hätt' ich die italienische Sprache in meiner Gewalt wie die unglückliche teutsche, ich lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein, und wir wollten gewiß Glück machen.

*

Wenn er zu Gotha am Hofe vorsprach oder auch etwa in Reinhardsbrunn oder einem andern Lustort mit dem Hofe einen Tag verbrachte, so drang man in ihn, seine poetischen Werke vorzulesen, die alten so gut wie die neueren, und diese Zuhörer bewunderten Alles. Er aber schämte sich dann oft, denn er empfand, wie hingeworfen, unüberlegt, unbearbeitet, ungeglättet Das Alles war; das Fertige mußte doch eigentlich zum zweiten Male in einem geläuterten Geschmacke durchgearbeitet und vollendet werden; Vieles aber war auch offensichtlich unfertig und beleidigte das Gemüt wie ein angefangener Bau, den die Bauleute im Stiche gelassen haben.

Viele seiner ungedruckten Dichtungen waren in mehreren Abschriften verbreitet, und Freund Jacobi hatte ihm kürzlich vor Augen geführt, daß sie plötzlich im Druck erscheinen könnten, ohne daß der Verfasser eine Gelegenheit hatte, sie zu verbessern. Ganz ärgerlich war es ferner, daß er selber Himburgs Nachdruck kaufen mußte, als er der Gräfin Brühl seine früheren Arbeiten schenken wollte. Von diesem Nachdruck konnte

eine zweite Auflage erscheinen, ohne daß er die Mängel der ersten beseitigen konnte oder mochte. Kurz, er hatte trotz seiner Abneigung gegen das Publikum alle Ursache, an eine eigene und rechtmäßige Ausgabe seiner Schriften zu denken, und Das bedeutete, daß er sie Alle noch einmal durchsehen und durchempfinden mußte, um sie mehr oder weniger zu verbessern. Er sprach mit Herder und Wieland über die Sache; sie erklärten sich mit Freuden bereit, ihm zu helfen. Sie versprachen, besonders in den älteren Drucken Alles anzuzeichnen, was nach ihrem Gefühl verbessert werden konnte. Und zwei bessere Ratgeber hätte er nicht finden können.

Vielleicht wurde ihm der Gedanke einer Gesamt-Ausgabe aber auch von der Buchhändler-Seite nahe gelegt. In Leipzig hatte sich im vorigen Jahre ein rühriger und gebildeter Niedersachse aus Bremen, Georg Joachim Göschen, als selbständiger Buchhändler aufgetan; einen stillen Teilhaber an seinem Verlagsgeschäft hatte er an seinem Freunde Körner, der seit einigen Jahren in Dresden als Oberkonsistorialrat lebte; auch Bertuch in Weimar war gut mit Göschen bekannt und machte gern den Dritten im Bunde, als der Plan auftauchte, Goethes gesammelte Schriften herauszugeben und eine Subskription darauf auszuschreiben. Bertuch übernahm als Ortsgenosse die Unterhandlungen mit dem Dichter; vielleicht war er auch der Urheber des ganzen Plans.

Goethe besaß selber nicht alle seine Arbeiten; er mußte gelegentlich den ‚Werther' oder die ‚Iphigenie' von der Frau v. Stein leihen. Aber er konnte sie doch alle

zusammenbringen. Er machte jetzt einen Plan auf acht Bände.

1. Die Leiden des jungen Werthers. Davor eine Zueignung an das Publikum, wozu sich die Einleitung der ‚Geheimnisse' verwenden ließ.
2. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen.
3. Iphigenie. Clavigo. Die Geschwister.
4. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel.
5. Claudine. Erwin und Elmire. Lila. Jeri und Bätely. Die Fischerin.
6. Egmont, unvollendet. Elpenor, zwei Akte.
7. Tasso, zwei Akte. Faust, ein Fragment. Moralisch-politisches Puppenspiel.
8. Vermischte Schriften und Gedichte.

Daß ‚Egmont', ‚Tasso', ‚Elpenor' und ‚Faust' als Bruchstücke angeboten werden sollten, fiel dem Dichter sauer genug, und er wünschte sich, daß, ehe diese Bände an die Reihe kamen, das eine oder andere Stück zur Vollendung reifen möchte. Von ‚Wilhelm Meister' aber war nicht die Rede; die erste Niederschrift genügte ihm nicht mehr, und die Umarbeitung der in der Mitte abgebrochenen ‚Theatralischen Sendung' zu allgemeinen Lehrjahren konnte er jetzt noch nicht auf sich nehmen.

Die acht Bände sollten in zwei Ausgaben erscheinen, die gewöhnliche zu 4000, die bessere zu 2000 Auflage. Als Honorar forderte Goethe neben 80 Freiexemplaren die runde Summe von 2000 Talern. „Sie haben die Schraube sehr scharf angezogen", meinte Bertuch, als man mündlich darüber sprach, „Göschen wird zucken". Aber Göschen (und Bertuch und Körner) wagten denn doch die 2000 Taler an Goethes sämtliche Werke; sie hofften ja wenigstens 1000 Subskribenten zu sammeln, ehe der Druck begann. Diese Vorausbesteller sollten 6 Taler 16 Groschen, die späteren Käufer 8 Taler für die acht Bände zahlen. Die ersten 4 Bände wurden für Ostern, die folgenden 4 für Michaelis 1787 versprochen.

Goethe hatte also zunächst die Dichtungen zu erneuern, die in die vier ersten Bände sollten. Beim ‚Werther', an dem er schon vor drei Jahren ergänzend und ändernd gearbeitet hatte, mußte er jetzt ein altes Versprechen erfüllen, nämlich Alles beseitigen, woran sich Christian Kestner und Lotte mit Recht geärgert hatten. Er nahm diesen Roman auch mit Herders durch; Karoline wollte ihn durchaus so behalten, wie sie ihn nun ein Dutzend Jahre liebte; ihr Gatte aber tippte genau auf die Stelle, wo es mit der Komposition nicht just war. Zum ‚Götz' machten Herder und Wieland schriftliche Bemerkungen; über die ‚Iphigenie' ward zunächst mit Wieland ein erstes Gericht gehalten. Arbeit genug, angenehme und verdrießliche!

„Jetzt plagt's mich ein wenig, daß ich meine Schriften herausgeben muß", berichtete der Dichter an Fritz Jacobi.

Es ist mir von jeher eine unangenehme Empfindung gewesen, wenn Dinge, die ein einzelnes Gemüt unter besonderen Umständen beschäftigten, dem Publiko hingegeben werden sollen. Es sei denn — da ich's nicht ändern kann!

*

In diesem Briefe an Jacobi, der am 12ten Juli geschrieben wurde, waren die ersten Zeilen zugleich vielsagend und dunkel. „Du bist in England", begann er,

„wenn Du wiederkommst, werde ich nach einer andern Weltseite gerückt sein; schreibe mir nicht eher, bis Du wieder einen Brief von mir hast, der Dir den Ort meines Aufenthalts anzeigt."

Eine zweite Kur in Karlsbad war schon längst beschlossene Sache. Auch Herders und Frau v. Stein wollten diesen Sommer wieder hingehen, Goethe aber nahm nach dieser Kurzeit noch einen längeren Urlaub in Aussicht, ohne dem Herzoge oder einem Andern zu sagen, was er vorhabe. Daß er eine neue wissenschaftliche Reise plante, konnte man annehmen; er mußte wohl wünschen, seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen zur völligen Klarheit und zum schriftlichen und zeichnerischen Ausdruck zu bringen. Als Geologe mußte er seine Übersicht der Gebirge erweitern. Daß er auch Muße brauchte, um seine angefangenen poetischen Werke zu fördern, womöglich zu beendigen, lag gleichfalls zu Tage. Und man mußte zugeben, daß es im herzoglichen Dienste eine Weile auch ohne ihn ging. In Ilmenau arbeitete Voigt völlig im gleichen Sinne wie er; daß sie immer zu Zweien hingingen, war unnötig. In der Kammer ging Alles ordentlich zu, an den regelmäßigen Geschäften hatte er sich nicht beteiligt und neue Fragen waren nicht zu bewältigen. Im Geheimen Konsilium unterschieden sich Goethes Urteile und Absichten nicht wesentlich von denjenigen der Kollegen v. Fritsch, Schnauß und Schmidt. Die Militärkommission hatte an Bedeutung verloren; im Wegebau aber fehlten nun einmal die Mittel, um Großes zu unternehmen; der Kammerherr v. Hendrich konnte ihn vertreten. Seine eigentliche Aufgabe aber, wofür er

einst in den weimarischen Dienst getreten: als Vertrauens- und Mittelsmann in allen Regierungs- und Lebens-Angelegenheiten neben dem jungen Herzoge zu stehen, hatte er teils erfüllt, und zum übrigen Teile konnte er sie nicht mehr leisten. Sein Telemach brauchte oder begehrte keinen Mentor mehr; Karl August ging eigene Wege, auf denen ihn Goethe nicht begleiten wollte. Wie er den Januar in Berlin und Potsdam verbracht hatte, so fuhr er im Mai nach Magdeburg, um die Frühlingsmanöver zu sehen. Daß der alte König dem Tode zuwankte, ward immer deutlicher; binnen kurzem würde Friedrich Wilhelm der Zweite die Regierung antreten, und dann würde Karl August, der längst seine Sache mit der großen preußischen verbinden wollte, die Verbindung völlig schließen. Goethe mochte diese Entscheidung seines jungen Fürsten weder billigen noch mißbilligen; er konnte sie nicht hindern und machte nicht gern den nächsten Zuschauer. Sein Werk war es nicht, was jetzt geschehen sollte.

Als ihm einst vor zehn Jahren der fürstliche Jüngling zuredete, als sein Vertrauter in Weimar zu bleiben, da ward Goethe ein Zeitlang vom Regierungstaumel ergriffen. Jetzt wußte er, wie wenig der treueste Fürstendiener ausrichtet. „Aut Caesar aut nihil" wiederholte er jetzt mit dem Cesare Borgia; wer nicht der Erste im Staate sein kann, erwarte keinen Genuß des Herrschens und keine erfreuliche Ernte. In diesem Sommer kam einer der vielen Brüder der Herzogin Amalie nach Weimar, ein Ludwig von Braunschweig, der ein Menschenalter hindurch in den Niederlanden als Feldmarschall und Vormund des Erbstatthalters eine sehr große Macht

ausgeübt hatte. Schließlich war er aber doch als ein Fremder von den Patrioten davongejagt worden. Goethe machte sich seine Gedanken über diesen alten Herrn und sein wunderliches Schicksal. Man erhob gegen ihn viele und starke Vorwürfe, aber kaum mehr als gegen seinen Oheim, den großen Friedrich. „Schade, daß er nicht regierender Herr war!“ meinte Goethe gegen Frau v. Stein über diesen Gestürzten.

Denn ich sage immer: wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, Der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein. Diesen, wäre er Prinz von Oranien gewesen, hätten sie vergöttert; so war er des Prinzen von Oranien Verstand: nun haben sie ihn zum Teufel geschickt. Über diese Materie mach' mich reden, wenn ich zu Dir komme; zu schreiben ist's nicht; man sagt zu viel oder zu wenig.

Die Empfängerin dieser Zeilen wußte längst, daß es nicht mehr Karl August und Geheimrats-Amt waren, denen zuliebe Goethe in Weimar ausharrte. Um dieselbe Zeit schrieb er ihr, daß Herder Aussicht habe, nach Hamburg berufen zu werden. „Ich verliere viel, wenn er geht“, fügte er hinzu; „denn außer Dir und ihm wäre ich hier allein.“

Mit Herder und der Herderin und auch mit ihrem ältesten Knaben, dem August, hatte er in der Tat nach so langer Entfremdung das lieblichste Verhältnis, und Herders rühmten ihn jetzt mit ebenso starken Worten, wie sie ihn früher verdammt hatten. Sie hätten nicht sagen können, in welcher Eigenschaft er am höchsten stehe: als Dichter oder als Naturforscher oder als Staatsdiener oder als Freund und guter Mensch. Kam er zu ihnen ins Haus, so erschien er ihnen „wie

ein Stern in der Nacht“; sein Umgang war ihr Trost, und seine Gespräche erweiterten ihre Seelen.

Vielleicht suchte der arme Junggesell Goethe den herzenswarmen Familienkreis hinter der Stadtkirche um so lieber auf, weil er bei seiner nächsten Freundin nicht mehr das alte Behagen fand. Sicherlich gehörte er im Steinschen Hause noch mehr zur Familie als dort; den jüngsten der drei Söhne hatte er ja selber bei sich wohnen und erzog ihn fast allein; um Ernst, den mittleren, der an einem bösen Beinschaden litt, sorgte er sich ebenso viel wie seine Eltern, und wenn an den ältesten, den in Helmstedt und Göttingen studierenden Karl, der gern den noblen Baron machte, über das Maß der möglichen Ausgaben ein ernster Brief geschrieben werden mußte, so faßte Goethe diese Predigt ab. Aber er genoß jetzt seltener, was er doch so nötig brauchte, die Muße-, Studien- und Plauderstunden *allein* mit seiner Freundin; der Oberstallmeister nahm ja jetzt nach der neuen Hofordnung seine Mahlzeiten zu Hause ein, saß also gewöhnlich schon da, wenn Goethe kam, und so unterblieb sehr oft jene freie Aussprache, jene Vertraulichkeit, die nur zwischen Zweien statthaben kann. Goethes Zurückhaltung und Schweigsamkeit hatten ohnedies in den letzten Jahren eher zu- als abgenommen. Frau v. Stein klagte längst, daß er auch ihr gegenüber gar zu oft verschlossen blieb. Durch Reden kann leicht Streit entstehen, durch Schweigen aber Gereiztheit, Unzufriedenheit, Mißtrauen, Eifersucht. Kurz, die Beiden waren nicht mehr so nahe, so einig, wie sie doch begehrten. Er drückte ihr immer wieder seine Liebe, sein vollstes Vertrauen aus; aber die Herzen flossen nicht mehr

so oft zusammen wie früher. Und das Bewußtsein, daß sie doch im Grunde ein unnatürliches, unhaltbares Verhältnis mit einander hatten, stellte sich öfter ein. Goethe kränkelte immer wieder, und Charlotte war im gleichen Falle: wenn wir leiden, gehört es sich doch, daß unser Nächstes bei uns sitzt und uns die Plage lindert. „Ich habe nie sehnlicher gewünscht, mit Dir unter einem Dache zu sein“ schrieb Goethe, als er an seiner häufigen Backen-Geschwulst litt und sie auch krank war. „Sehr wohl wäre mir's, wenn Du bei mir sein könntest“. Ihr Liebesbund war gewiß nichts Halbes, aber auch nichts Ganzes. Und auch deshalb wünschte Goethe eine Zeitlang fern von Weimar zu leben. Früher hatte er geklagt, wenn er seine Lotte nicht täglich sah; jetzt kam es ihm vor, als ob sie einander innerlich wieder näher kämen, wenn sie eine Zeitlang nur durch Briefe und liebende Gedanken miteinander verbunden wären.

*

Am 2ten Juli trat Charlotte ihre Reise nach Karlsbad an; Goethe wäre sogleich mitgegangen, aber es stand wieder einmal eine Entbindung der Herzogin bevor, und so wollte er die paar Tage abwarten. Ein zweiter Prinz ward sehr gewünscht, damit nicht länger alle Hoffnung auf einen einzigen schwächlichen Knaben gesetzt zu werden brauchte. Dies neue Prinzlein ließ aber recht lange auf sich warten.

Um diese Zeit reiste Lavater durch einen großen Teil Deutschlands, in einem Bogen von Zürich nach Bremen, wo man ihn zum Pfarrer begehrte, und da Briefe für ihn nach Goethes Wohnung gerichtet wurden, so war

Georg Joachim Göschen

Nach einer Zeichnung von G. Graenicher

Mit Erlaubnis des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

Pegasus im Joche
Gezeichnet von Bonaventura Genelli
Nach einem Holzschnitt von A. Kretzschmar

deutlich, daß man seinen Besuch in Weimar zu erwarten habe. Jetzt hätte sich Goethe erst recht nach Karlsbad gewünscht! „Wie gerne wär' ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen!“ schrieb er an seine Freundin: „Denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehn, kann nichts Kluges werden“.

Diesen selben Lavater hatte er vor fünf Jahren noch den Liebsten der Menschen genannt und etwas früher den besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die er kenne — und eben Das war eine Ursache, daß er ihm jetzt zürnte. Denn wir lassen es den Andern entgelten, wenn wir eine übertriebene Liebe zu ihm nicht festhalten können; es scheint sein Unrecht zu sein, daß er unserm zuerst gemalten Bilde nicht gleich bleibt und unsere auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

Lavater 1782
Von Wendt in Darmstadt geschnitten

Lavater und Goethe waren räumlich weit getrennt und sahen sich fast sieben Jahre nicht; sie hatten auch kein gemeinsames Geschäft mehr, bei dem sie sich gegenseitig durch ihren guten Willen erfreuen konnten: ihr Briefwechsel ward schläfrig. Das ist das Schicksal unzähliger Freundschaften. Aber diese beiden berühmten Männer hörten und lasen viel von einander, und dabei

bemerkten sie mehr Gegensätze als Gemeinschaft. Sie wünschten sich gegenseitig anders. Zwar Lavater kritisierte nicht eigentlich an ihrer Freundschaft, denn er nahm einen solchen Bund, wie er ihn mit Goethe geschlossen hatte, ganz wie eine Ehe, in die kein Dritter hineinreden darf und die auch von den Eheleuten selbst jederzeit als heilig und unauflöslich behandelt werden soll. Goethe dagegen war nicht für solche unbedingte Treue: Freundschaft ohne innere Übereinstimmung ist eine hohle Nuß. In den Jahren, wo die beiden sich nicht gesehen, war er Naturforscher geworden, und die sichtbare Natur war ihm Gottes Kleid; Lavater verkündete in seinen allzu zahlreichen Aufsätzen und Gedichten immer wieder seinen geglaubten Christus-Gott mit leidenschaftlichem Eifer.

Goethe hätte nun wohl an seinem Freunde einen anderen Glauben vertragen, als er selber, der Schüler Spinozas, hegte; aber je länger je mehr schien ihm Lavaters Schreibweise eine innere Unwahrhaftigkeit zu verraten. Eine echte Überzeugung gibt sich mit Klarheit und namentlich mit Ruhe kund; verdächtig dagegen ist Alles, was mit Pathos, Bombast, Erregtheit, Schwärmerei oder auch nur mit allzu vielen Worten vorgetragen wird. Lavater schrieb oft wie ein Trunkener oder im Prophetentone oder kapuzinermäßig, wie Goethe es nannte. Auch an Taschenspielerei erinnerten ihn Lavaters religiöse Aufsätze zuweilen. Dazu kamen die immer neuen Beweise oder Andeutungen seiner Wundersucht. Über wenig Leute wurde im gebildeten Deutschland so viel geredet wie über diesen Prediger in Zürich; daß ein großer Teil der Geschichten, die man auf seine

Kosten verbreitete, falsch sei, nahm Goethe ohne weiteres an; aber er wußte doch auch, daß sein Freund immer wieder den Anlaß zu solchen Geschichten gab. Und schließlich konnte auch er nicht entscheiden, ob es wahr oder unwahr sei, daß Lavater heimlich die Geschäfte der katholischen Kirche besorge oder daß er Tote zu erwecken suche und Wunderkuren durch die neue Kunst des Magnetisierens verrichte oder verrichten wolle. Wenn Goethe jetzt das neue Spottlied auf Lavater hörte:

> Wie schön leucht't uns von Zürich her
> der Wundertätär Lavatär!

so fühlte er jedenfalls, daß ihn eine weite Kluft von diesem Wundersüchtigen trenne, und auch angesichts der Lavaterschen Schriften fragte er: „Was hab' ich mit dem Verfasser des ‚Pontius Pilatus' zu tun?"

Endlich am 18ten Juli stellte sich im Fürstenhause zu Weimar statt des sehnsüchtig erwarteten Prinzen das minder erwünschte Prinzeßchen ein. Und noch am selben Nachmittage erschien Lavater. Er wohnte bei Goethe, wie bei der alten Gastfreundschaft selbstverständlich, aber die Herzen kamen sich nicht nahe. Goethe gab ihm gleich am ersten Abend ein feierliches Essen, wozu der Herzog, Herder[1]), Wieland und Bode geladen wurden. Am nächsten Tage hatte Lavater mit vielen Besuchen zu tun und am dritten Morgen reiste er weiter. Er hatte sich mit Herder, den er zuvor nie gesehen, mit Wieland, mit den beiden Herzoginnen, ja mit Musäus,

[1]) Herder nennt Lavater bald darauf in einem Brief einen frömmelnden Schwätzer, einen eiteln Fürstenschmeichler, einen Blender, den das Lob der Weiber verdorben habe.

der ihn einst verspottet hatte, recht gut unterhalten; was aber seinen alten Freund betraf, so schrieb er: „Ich fand Goethe älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer.“ Und dieser berichtete an seine Freundin vorläufig:

Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen; drum haben sie mich gezwungen, ihn zu sehen. Davon sollst Du viel hören. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.

*

Am 21sten Juli wurde die neue Prinzeß von Herder auf den Namen Karoline getauft; am 23sten traf Goethe seine letzten Anordnungen für eine Abwesenheit von unbestimmter Dauer. Sein Hauswesen in Weimar sollte seinen Fortgang nehmen und der treue Philipp Seidel ihm vorstehen; Philipp war schon längst mehr ein Goethescher Verwalter als Diener, betrieb manche eigenen Geschäfte und war auch schon in den Staatsdienst als Kammer-Kalkulator angenommen, um für alte Tage eine feste Versorgung zu haben. Man nannte ihn im Scherze „Goethes vidimierte Kopie“; er ging und gehabte sich ganz wie sein Herr und glich ihm sogar darin, daß er Schriften ausarbeitete und naturwissenschaftliche Entdeckungen zu machen glaubte. Philipp war jetzt der Einzige, der Goethes Reiseziel kannte. Er durfte und sollte alle an seinen Herrn gerichteten

Briefe während dessen großer Abwesenheit öffnen und ihren Inhalt an Diejenigen mitteilen, die ihm als Goethes Stellvertreter bekannt waren, „in besonderen Fällen an Frau Oberstallmeister v. Stein.“

Seine wichtigsten Papiere packte Goethe in zwei Kasten und ein Paket und versiegelte sie: im herzoglichen Archiv sollten sie aufbewahrt werden, bis etwa seine Todesnachricht eingehe, für welchen Fall der Archivar seine Vorschriften hatte. Mit einem raschen Tode mußte Jeder rechnen, der eine größere Reise antrat. Ohne Zweifel lag auch Goethes Testament bei diesen versiegelten Schriften und Briefbündeln, und ohne Zweifel nannte er darin als seinen Haupterben den vierzehnjährigen Friedrich v. Stein, der unter Seidels Obhut in seiner Wohnung zurückblieb und nun in Goethes eigener Stube wohnen durfte. Als Bankier während der Abwesenheit war Kommerzienrat Paulsen anzusehen.

Am 24sten Juli fuhr Goethe die ihm so wohlbekannte buckelreiche Straße nach Jena: war es zum letzten Male? Im dortigen Schlosse angelangt, schrieb er noch ein Wort des Abschieds an den Herzog, den er am Vormittage nicht mehr angetroffen hatte. „Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen“. Das konnte man auf Goethes Schriften beziehen, aber auch auf Goethes Person. „Stehe mir der gesunde Geist der Welt bei“!

Früh am nächsten Tage fuhr er weiter, ohne Aufenthalt, so daß er am 27sten des Abends in Karlsbad anlangte. Herr v. Schardt, der auch diesmal seine Schwester Stein begleitete, hatte ihm Zimmer in

den „Drei roten Rosen" ausgemacht. Frau v. Stein hatte sich bisher mit gothaischen Freunden, den Franckenbergs und Ziegesars, und mit rudolstädtischen, den Lengefelds, recht gut unterhalten. Bald nach Goethe traf nun auch Herzog Karl August ein — wie es scheint, unerwartet — dann Herder mit Frau und dem ältesten Söhnchen August, die weimarische Hofdame Adelaide v. Waldner, Herr v. Imhoff mit Frau und seinem ältesten Töchterchen Amalie und andere mehr. So bewegte sich auch Goethe bald unter alten, bald unter neuen Bekannten und Freunden. Zwei Herren aus Dresden, v. Racknitz und Professor Titius, hatte er gern als Begleiter auf wissenschaftlichen Spaziergängen und Wanderungen. Unter den neuen Damen suchten sich ein Fräulein v. d. Asseburg aus dem Preußischen und eine Gräfin Aloisia Lanthiery aus Graz recht in Goethes Nähe zu halten. »Si j'avais un coeur à donner«, sagte die Lanthiery, »je le donnerais à Goethe«.

Charlotte von Lengefeld 1786

Es ward zwischen den vielen Zerstreuungen aber auch fleißig gearbeitet. Goethe wollte gar gern die ersten vier Bände seiner Schriften druckfertig abliefern, ehe er seinen Fuß weitersetzte; einen tüchtigen Schreiber, den herzoglichen Geheimkanzlisten Vogel, hatte er sich deshalb mitgenommen; bei der Durchprüfung aber war

ihm Herder auch hier sehr hilfreich, und alle Freunde versammelten sich gern zur Vorlesung, wenn der Dichter an ihnen die Wirkung seiner alten oder neuen Gestaltungen prüfen wollte. Wie schade nur, daß so manche herrlichen Anfänge vor der Vollendung erstarrt waren!

Am 14ten August lief die Zeit der Frau v. Stein ab. Goethe begleitete sie zwölf Stunden Wegs über das Erzgebirge nach Schneeberg, denn diesmal hatte er sich von Dresden die Erlaubnis eingeholt, die dortigen Bergwerke befahren zu dürfen. So war er noch einmal ungestört mit der Freundin zusammen, und es schien Alles recht gut zwischen ihnen. Aber auch in diesen vertraulichen Stunden sagte dieser sonderbare Freund nichts Genaues über seine bevorstehende Reise. „Ich bedauere den armen Goethe" hatte Charlotte in diesem Frühjahr einmal an Knebel geschrieben, dessen Mitteilsamkeit sie gern rühmte; „wem wohl ist, Der spricht". Aber sie hatte sich an diesen schweigsamen Freund Penseroso gewöhnen müssen und kannte namentlich auch seine Grille, das Ziel seiner größeren Reisen geheimzuhalten. Vielleicht war es keine Grille, sondern ein Aberglaube oder auch eine Erfahrung; wer sein Ziel nicht nennt, wird auf dem Wege weniger behindert.

In den Bergwerken bei Schneeberg sah Goethe viel Wichtiges; bei starkem Regen fuhr er dann nach Karlsbad zurück. Neue Badegäste waren dort angekommen, Prinzessin Amalia Augusta aus Dresden, die sich hier Gräfin von Barby nannte, Oberhofmarschall v. Studnitz aus Gotha; ein vierundzwanzigjähriger Graf Karl Harrach war merkwürdig, weil er sich dem ärztlichen Berufe

widmen wollte, was wohl noch kein Graf getan hatte. Tatsächlich leistete Goethe auch wieder seine Arbeit. Am 22sten August berichtete er der Freundin, daß der ‚Werther' jetzt seine bleibende Form gewonnen habe.

Nun freu ich mich, wenn Du Das alles gedruckt sehen wirst; ich denke immer an Dich bei Allem, was ich mache.

Und am nächsten Tage:

Gestern Abend ward ‚Iphigenie' gelesen und gut sentiert. Dem Herzog ward's wunderlich dabei zu Mute. Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden. Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben; dann wird aber auch Alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.

„Mit Dir": Frau v. Stein wußte, daß er damit nur ein fleißiges Gedenken meinte; aber sonst deutete sie seinen Satz falsch, nämlich: er werde nach den acht Tagen in Karlsbad „dunkel und unbekannt eine Weile in Wäldern und Bergen herumziehen, so daß er unter sechs Wochen nicht hier sein wird". So berichtete sie es an Knebel weiter.

Knebel, der es ja auch nicht besser wußte, schickte ein kleines Geburtstagsgeschenk für Goethe an die gemeinsame Freundin, damit sie es ihm bei seiner baldigen Rückkehr gebe; sie selber aber wandelte mit ihrer Schwester Imhoff am 28sten August in Goethes Garten und legte ihm ihr Geschenk in seinen Schreibtisch hinein. In sechs Wochen, dachte sie, wird er es finden.

Schneeberg
Nach einem alten Stich

Karlsbad
von der Maria-Kapelle aus
Gezeichnet und gestochen von J. Pöppel, Nürnberg

Auch in Karlsbad wurde der Tag gefeiert. Karoline Herder kannte ihn ja; sie malte ein prächtiges Gemälde oder ließ es malen: die Hauptpersonen der ‚Vögel' Schuhu, Papagei usw.; dann erbaute sie einen Altar aus zwei Säulen im Garten des Gasthofs zum Ele-

Karlsbad. Die Kapelle bei der Sächsischen Wiese
Gezeichnet und gestochen von Anton Balzer
Mit Erlaubnis des Goethe-National-Museums zu Weimar

fanten, wo die Gesellschaft zu Mittag speiste. Unverwelkliches Laub umgab den Altar; Zieraten, Kränze, Devisen fehlten nicht. Darauf gelegt war das Gemälde, ein Schattenbild Goethes und von allen Freunden kleine Geschenke und Sprüche. Vier schnee-

weiße Priesterinnen, mit Eichenlaub bekränzt, stellten sich neben dem Altar auf; August Herder trat gleichsam als ihr Meßknabe zu ihnen. Als Alles bereit war, ward Goethe herbeigeholt und vor den Altar geleitet, wo ihm die Lanthiery, die Asseburg und die anderen Priesterinnen sehr viele Artigkeiten sagten. Dann zog man zum Festmahle, bei dem die Damen ihre Eichenkränze auf dem Kopfe behielten. „Die Waldner soll Dir Alles erzählen, wie es war", schrieb Goethe seiner Freundin, „und die Gedichte und Geschenke mitbringen; Du hebst mir sie auf, bis ich wiederkomme. Die Asseburg hat im Namen der Vögel, als Papagei, eine recht artige Gratulation gemacht, die einen guten Ton hat und überhaupt wohl geraten ist".

Am ersten September schickte er an Frau v. Stein noch einmal ein Lebewohl von Karlsbad aus; die Waldner, die es mit nach Weimar nahm, sollte ihr alles Erzählenswerte berichten.

Das wiederhol' ich Dir aber, daß ich Dich herzlich liebe, daß unsre letzte Fahrt nach Schneeberg mich recht glücklich gemacht hat und daß Deine Versicherung: daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, mir ganz allein Freude ins Leben bringen kann. Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und Nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in Deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe.

Soviel ahnte Charlotte jetzt wohl, daß er auf mehr als sechs Wochen ging. „Laß Niemand merken, daß ich länger ausbleibe", bat er. Es sollte namentlich auch nicht bei seinen Kollegen und Untergebenen und in der Stadt das Gerede entstehen, daß er gar nicht

wiederkomme, denn er wollte jederzeit in der Lage sein, in Weimar die alten Fäden wieder aufzunehmen. Was nach seinen großen Ferien werden sollte, behielt er künftigen Entschlüssen vor; die Rückkehr nach Weimar schien ihm wohl zweifelhaft, aber doch wahrscheinlich und ratsam. „Die zehn weimarischen Jahre sind Dir nicht verloren, wenn Du bleibst", sagte er jetzt zu Herder — und heimlich zu sich selber — „wohl, wenn Du änderst, denn Du mußt am neuen Ort doch wieder von vorne anfangen und wieder wirken und leiden, bis Du Dir einen Wirkungskreis bildest. Ich weiß, daß bei uns viel, wie überhaupt, auch Dir unangenehm ist; indessen hast Du doch einen gewissen Fuß und Standort, den Du kennst, und so weiter. Es kommt doch am Ende darauf an, daß man aushält und die Andern ausdauert. Wieviel Fälle sind nicht möglich, da sich das Gesicht unsrer Existenz ins Beßre verändern kann."

In dieser Hoffnung auf eine mögliche, wenn auch noch nicht sichtbare Besserung der weimarischen Zustände, erbat sich Goethe vom Herzoge noch einmal schriftlich einen Urlaub von unbestimmter Dauer. Er sei in seinem Dienste zur Zeit entbehrlich, führte er aus: damit hätte er ja auch ein Abschiedsgesuch begründen können. Der Tod Friedrich des Großen war am 17ten August erfolgt. Das war auch für Weimar ein entscheidender Tag. „Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen" mit diesem Satze sagte er dem Herzoge zugleich: Ihr neuer Weg ist nicht mein Weg. Aber er bat auch ihn: „Lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe" und versicherte ihn seiner Liebe und Treue.

Behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und den Ihrigen besser als bisher zu genießen.

Am zweiten September schrieb er alle noch nötigen Briefe; auch einen an Herders, die doch auch noch im Bade waren, denn er wollte am nächsten Morgen verschwinden und hatte Das geheim gehalten, weil die Freundinnen und Freunde ihn sonst nicht so bald fortgelassen hätten. Die beiden Herders waren ihm in diesen Wochen und nun schon so lange angenehmste und hilfreichste Lebensgenossen gewesen.

Ich lasse Euch meinen besten Dank, Wunsch und Segen zurück, indem ich im Stillen scheide. Ich muß enden und eilen um der Witterung und anderer Umstände willen. Wohin ich auch gehe, werdet Ihr mich begleiten und das Andenken Eurer Liebe und Treue. Lebet recht wohl! ich freue mich, Euch wieder zu sehen. Grüßet und küsset den guten Gustel und kommt glücklich nach Hause! Saget den Überbleibenden viel Schönes und wo möglich etwas Vernünftiges in meinem Namen, damit sie mir den heimlichen Abschied verzeihen.

Am andern Vormittag war Goethe verschwunden; früh um Drei hatte er sich in den Wagen gesetzt. Sie habe es vorausgesagt, konnte nun die Gräfin Lanthiery versichern, und „Er ist desertiert!“ rief die Fräulein Asseburg. „Ein Deserteur! Da sieht man, daß Goethe kein Preuße ist! Nein, wir Preußen überlisten unsere Feinde, nie aber benutzen wir List gegen unsere Freunde. Wir werden seinem Herzog einen Brief schreiben und uns beschweren.“

Indem die Schönen so hinter ihm her schalten, fuhr Goethe zwischen Zwota und Eger den bekannten Weg aus Böhmen heraus. Am Nachmittage schon schlug der Wagen eine neue Richtung ein: nach Süden.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild, nS.: neben Seite

2. Orte

3. Sachen

4. Werke

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H.,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Die große Goethe-Biographie von Dr. Wilh. Bode

Goethes Leben.

I. **Lehrjahre. 1749—1771.** Zweite, durchgesehene Auflage. 7. bis 9. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 6,—, in Ganzleinen M. 7,50.
Goethes Knaben- und Studentenjahre. Mit liebevoller Sorgfalt wird Zeit und Umwelt und jedes Ereignis aus der heranwachsenden Jugend geschildert.

II. **Der erste Ruhm. 1771—1774.** Zweite, durchgesehene Auflage. 6. bis 8. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappbd. M. 6,50, in Ganzl. M. 8,—.
Wir erleben bei der Lektüre dieses Bandes den Erfolg des „Goetz“ und „Werthers Leiden“. „Kestner“ und „Charlotte Buff“, „Merck“, „Lavater“ und viele andere treten lebensvoll hervor.

III. **Die Geniezeit. 1774—1776.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappbd. M. 6,—, in Ganzlein. M. 7,50.
Das Verlöbnis mit „Lilli“, die Einladung nach Weimar, „Frau von Stein“ und der Einzug in den Garten am Stern sind die bemerkenswertesten Marksteine in Goethes Geniezeit.

IV. **Am Bau d. Pyramide seines Daseins. 1776-1780.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappbd. M. 13,50, in Ganzleinen M. 15,—.
Eine einsame Winterreise in den Harz und die große Schweizer Reise mit dem Herzog, — neue Menschen, neue Länder — weiten den Blick und geben tausend Anregungen zu künftiger, zielbewußter Arbeit.

V. **Pegasus im Joche. 1781—1786.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 9,—, in Ganzleinen M. 10,50.
Im Dienste des Herzogs bleibt Goethe keine Zeit für größere poetische Entwürfe. Noch fesselt ihn die Liebe zu Frau von Stein an Weimar. Endlich aber vermag er seine Sehnsucht nach Italien nicht länger zu zügeln.

VI. **Die Flucht nach dem Süden. 1786 – 1787.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 7,50, in Ganzleinen M. 9,—.
Am 3. September 1786 trat Goethe seine erste italienische Reise an. Wir hören von seinen Eindrücken, seinem Erleben, seinen Arbeiten, von Land und Leuten und seinen Streifzügen in Roms Umgebung.

VII. **Rom und Weimar. 1787—1790.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappbd. M. 6,50, in Ganzl. M. 8,—.
„Iphigenie“, „Egmont“ und „Tasso“ erhalten ihre reife, vollendete Form. In diese Zeit fällt auch die Anknüpfung des Verhältnisses zu „Christiane Vulpius“ und der Verlust von „Frau von Stein“.

VIII. ff. Die abschließende Fortsetzung dieses Monumentalwerkes wird nach Bodes Tod von dem bekannten Goethe-Forscher Dr. Valerian Tornius bearbeitet.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Andere Goethe-Bücher von Dr. Wilhelm Bode

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. 3 Bände. I. 1749—1803. Im alten Reiche. 2. Ausgabe, 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 7,20, in Ganzleinen M. 9,—. II. 1803—1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband M. 5,50, in Ganzleinen M. 7,—. III. 1816—1832. Das Alter. Mit Nachrufen 1832—1861 und Ergänzungen 1769—1816. In Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,—.

Goethes Leben im Garten am Stern. 37. bis 42. Tausend. 360 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband M. 7,50, in Ganzleinen mit echtem Gold M. 9,—, in Halbleder M. 14,—.

Der weimarische Musenhof. 20. bis 25. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband M. 9,—, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck M. 10,50.

Goethes Lebenskunst. Achte Auflage. 26. bis 29. Tausend. 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband M. 3,50.

Goethes Weg zur Höhe. Dritte, durchgesehene Auflage. 7. bis 11. Tausend. Gebunden M. 2,50.

Charlotte von Stein. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tausend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen M. 6,—.

Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Gebunden M. 3,50.

Goethes Liebesleben. 13. bis 15. Tausend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. In Pappband M. 4,—.

Neues über Goethes Liebe. Gebunden M. 3,50.

Die Tonkunst in Goethes Leben. 3. und 4. Tausend. Zwei Bände. Mit zahlreichen Bildertafeln und Musikstücken. Gebunden M. 11,50.

Karl August von Weimar. Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 6,—.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

MAY 2
13220772
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113220772